



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UNIV OF TX AUSTIN - LIB STORAGE

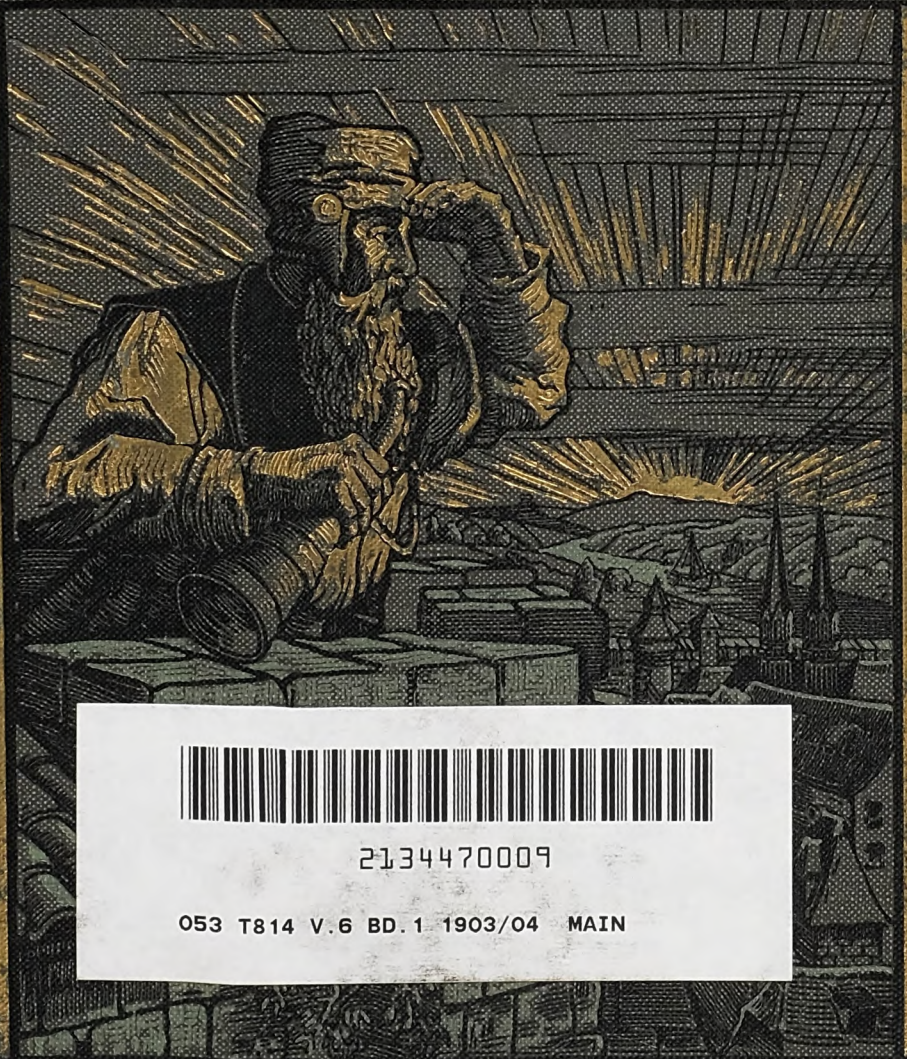


04636674

# Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:  
Jeaunot Emil Freiherr von Grothhuss



2134470009

053 T814 V.6 BD.1 1903/04 MAIN

Verlag von Greiner und Pfeiffer Stuttgart



THE LIBRARY  
OF  
THE UNIVERSITY  
OF TEXAS

053  
T814  
v.6  
1903/04





053  
T814  
v.6  
1903/04

# Der Türmer

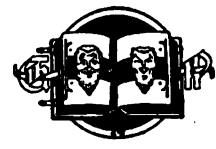
Monatschrift für  
Gemüt und Geist

Herausgeber:

Geannot Emil Freiherr von Grothuß.

Sechster Jahrgang \* Band I.

\*\*\* (Oktober 1903 bis März 1904.) \*\*\*



*Dr. Hans Ried  
P. 4. n.*

Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.









	Seite
Rogge, Chr.: Moderne Religion und Christentum . . . . .	67
"    "    Christus der Erlöser . . . . .	179
S., Dr.: Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten . . . . .	682
S.: Simplizismus in der römischen Kaiserzeit . . . . .	84
S.: Ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege . . . . .	570
S.: Allerlei Seltsames aus Japan . . . . .	710
Schmid, Prof. Dr. M.: Gottfried Semper . . . . .	180
Siebeking, Dr. S.: Heinrich Schöffle † . . . . .	562
Sokal, E.: Die Jagd nach dem Wunderbaren . . . . .	206
Soltau, Prof. Wilhelm: Gibt es eine Offenbarung . . . . .	641
Stibitz, Joseph: Neue Weihnachtsbücher für die Jugend . . . . .	311
Stork, Dr. Karl: Die Musik und die christliche Kirche . . . . .	113
"    "    Heinrich von Herzogenberg als Liederkomponist . . . . .	119
"    "    Lukas Cranach . . . . .	123
"    "    Christus als Arzt . . . . .	126
"    "    Zwei Arbeiterbücher . . . . .	176
"    "    Die fahrenden Spielleute als Träger der weltlichen Musik . . . . .	242
"    "    Die Berliner Wagner-Denkmalfeier . . . . .	247
"    "    Was unserem Musikleben fehlt . . . . .	251
"    "    Hugo Wolf, Erinnerungen und Gedanken . . . . .	253
"    "    Singende Engel vom Altarwerk der Brüder van Eyck . . . . .	254
"    "    Das häusliche Leben der Kulturvölker . . . . .	318
"    "    Fritz Henrichs „Heinrich von Osterdingen“ . . . . .	338
"    "    Zu Hector Berlioz' 100. Geburtstag . . . . .	378
"    "    Zu unseren Kunstbeilagen . . . . .	382. 509
"    "    Moritz von Schwind . . . . .	416
"    "    Eine poetische Heimatskunde . . . . .	443
"    "    Die Geschichte der Programm-Musik . . . . .	496. 627
"    "    Neue Berlioz-Literatur . . . . .	506
"    "    Richard Wagner über Berlioz in „Oper und Drama“ . . . . .	508
"    "    Zu unserer Notenbeilage . . . . .	508
"    "    Johann Friedrich Reichardt als Erzieher zu einer gesunden Hausmusik . . . . .	633
"    "    Neue Bücher und Musitalien . . . . .	635. 764
"    "    Dramaturgie der Oper . . . . .	637
"    "    Jan Steen . . . . .	638
"    "    Baltische Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts . . . . .	639
"    "    Wiener Walzer. Zum 100. Geburtstag Joh. Strauß' . . . . .	753
Treu, Max: Zur Frage des modernen Strafvollzuges . . . . .	388
Umfried, O.: Krieg und Kultur . . . . .	477
Violet, Dr. Franz: Die Ergebnisse der deutschen Südpolar-Expedition . . . . .	444
W., E. v.: Hohe Kasinogäste . . . . .	208
Zimmer, Dr. Hans: Kant als Pädagog . . . . .	695
Zoozmann, Richard: Detlev von Liliencrons „Bunte Beute“ . . . . .	687

## Kritik.

Uchleitner: Schloß im Moor . . . . .	441
Altman, Dr. Wilhelm: Heinrich von Herzogenberg . . . . .	122

	Seite
Baierlein, C. R.: Bei den roten Indianern . . . . .	315
Bierbaum, D. J.: Stella und Antonie . . . . .	705
Bastier, Paul: La mère de Goethe . . . . .	552
Bechstein, Ludwig: Märchen . . . . .	315
Behrmann, Dr. G.: Klopstockbüchlein . . . . .	552
Bergmann, Julius: Untersuchungen über Hauptpunkte der Philosophie . . . . .	553
Berlioz, Hector: Deutsche Gesamtausgabe der Schriften . . . . .	379. 507
"    "    Gesamtausgabe der Kompositionen . . . . .	506
"    "    Briefe . . . . .	507
Bertsch, Hugo: Die Geschwister . . . . .	176
Beyerlein, Franz Adam: Jena oder Sedan . . . . .	436
Bilse: Aus einer kleinen Garnison . . . . .	363
Bittrich, Max: Kämpfer . . . . .	438
Blau: Wenn ihr mich kennet . . . . .	71
Blum, S.: Bismarck . . . . .	316
Boy-Ed, Ida: Die große Stimme . . . . .	443
"    "    Der Dorfdiplomate . . . . .	443
Bülow, Frida von: Allein ich will . . . . .	438
Bulthaupt, Heinrich: Dramaturgie der Oper . . . . .	637
Capelle, W.: Die Befreiungskriege . . . . .	315
Dähnhardt, D.: Deutsches Märchenbuch . . . . .	313
Dehmel-Sofer: Rumpumpel . . . . .	312
Duc, Aimée: Ich will . . . . .	439
Ebner-Eschenbach, Marie von: Agave . . . . .	442
Ehlers, D.: Samoa. — Im Osten Asiens . . . . .	315
Ehrhard, Prof. August: Grillparzer-Biographie . . . . .	550
Eucken, Rudolf: Kneuebergs Lebensanschauung . . . . .	689
Eysell-Rilburger, Klara: Dilettanten des Lasters . . . . .	439
Falke, Gustav: Hohe Sommertage . . . . .	60
Ferguson: Diesseits-Religion, eine Denkschrift über die Prinzipien der Moderne . . . . .	68
Fischer, Karl: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters . . . . .	177
Frapan-Alunian, Ilse: Arbeit . . . . .	437
Friedländer, Max: Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert . . . . .	673
Gaupp, Otto: Herbert Spencer . . . . .	562
Geißler, M.: Märchenbuch von der Frau Holle . . . . .	313
Georgy, Ernst: Fräulein Mutter . . . . .	439
Gerhard, Adele: Pilgerfahrt . . . . .	439
Gerlach: Jugendbücherei . . . . .	313
Goldberger, L. M.: Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten . . . . .	682
Gottschall: Ariadne . . . . .	441
Grazie, M. C. delle: Gedichte . . . . .	63
Greif, Martin: Neue Lieder und Mären . . . . .	65
Greyerz, Dr. Otto v.: Albrecht Haller als Dichter . . . . .	552
Grimm, Brüder: Märchen . . . . .	313
"    "    Die schönsten deutschen Sagen . . . . .	314
"    Herman: Unüberwindliche Mächte . . . . .	440
Grosset, Alexander: Baltische Maler und Bildhauer des 19. Jahr- hunderts . . . . .	639



	Seite
Mach, Prof. Ernst: Prinzipien der Wärmelehre . . . . .	206
Maeterlinck; Schwester Beatrice . . . . .	700
Malherbe, Charles: Neue Berlioz-Literatur . . . . .	506
Matthias, Dr. Theodor: Herders Werke . . . . .	317
Mag, Gabriel von: Christus als Arzt . . . . .	126. 384
Meyer-Benfey, R.: Moderne Religion, Schleiermacher, Maeterlinck	68
Meyerhof-Silbeck, Leonie: Töchter der Zeit . . . . .	440
Möhn, Heinrich: Matthias Claudius . . . . .	552
Moll, Dr. Albert: Der Einfluß des großstädtischen Lebens und des Ver- lehrs auf das Nervensystem . . . . .	78
Mosapp, Hermann: Charlotte von Schiller . . . . .	552
Nansen, Fridtjof: Eskimoleben . . . . .	66
Neder, Moritz: Franz Grillparzer . . . . .	550
Netopilz, Fr.: Der Pfalz-Erzherzog . . . . .	316
Nicol, Johann: Culenspiegel . . . . .	314
Paget, Walter: Robinson Crusoe . . . . .	315
Paulus, Eduard: Heimatkunst . . . . .	61
Pederzani-Weber, J.: Das Thorner Blutgericht . . . . .	316
Pistorius, J.: Tertianerzeit . . . . .	316
Poschinger: Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freiherrn von Manteuffel . . . . .	195
Richter, Ludwig: Jugendbilder . . . . .	312
Ritter, A.: Christus der Erlöser . . . . .	179
Robinson Crusoe . . . . .	315
Rodenbach, George: Trugbild . . . . .	191
Rosegger, P. R.: Waldferien . . . . .	314
"    "    "    Aus dem Walde . . . . .	315
"    "    "    Ernst und heiter und so weiter . . . . .	315
"    "    "    Deutsches Geschichtenbuch . . . . .	315
"    "    "    Als ich noch der Waldbauernbub war . . . . .	315
"    "    "    Das Sünderglöckel . . . . .	441
Runeberg, Johann Ludwig: Fähnrich Stahls Erzählungen. Deutsch von Eigenbrodt . . . . .	689
Sach: Deutsche Heimat . . . . .	317
Salburg, Gräfin Edith: Das Priesterstrafhaus . . . . .	438
"    "    "    Golgatha . . . . .	438
Schnitzler, Arthur: Der Puppenspieler . . . . .	192
Scholz, Wilhelm von: Strophen von Christian Günther . . . . .	671
Schott, Anton: Gottesdal . . . . .	438
"    "    "    Die Seeberger . . . . .	438
Schullern, Heinrich von: Ärzte . . . . .	437
Schulz, Alwin: Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker . . . . .	318
Seeberg: Grundwahrheiten der christlichen Religion . . . . .	71
Seidel, Heinrich: Phantastestücke . . . . .	440
"    "    "    Von Perlin nach Berlin . . . . .	440
Shaw, Bernard: Der Schlachtenlenker . . . . .	702
"    "    "    Drei Dramen . . . . .	702
Staden, Douglas: Queer things about Japan . . . . .	710
Stowronnek, Richard: Bruchhof . . . . .	441

	Seite
Sohnrey, Heinrich: Wegweiser für ländliche Wohlfahrt und Heimats- pflege . . . . .	571
"    "    Die Dorfmusikanten . . . . .	574
Soltau, Wilh.: Ursprüngliches Christentum . . . . .	650
Specker, D.: Brüderchen und Schwesterchen. — Das Vogelbuch. — Das Katzenbuch . . . . .	312
Spengel, Jul.: Heinrich von Herzogenberg . . . . .	122
Spieß, Eduard: Logos spermatikos . . . . .	645
Spitta, Friedr.: Kompositionen . . . . .	122
Stölzle, R.: Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung . . . . .	35
Strindberg, August: Gustav Adolf . . . . .	463
Sudermann: Der Sturmgefelle Sokrates . . . . .	188
Szczepanski, Paul von: Sie emanzipiert sich . . . . .	440
Taubmann, Otto: Berlioz, Klavierauszüge . . . . .	507
Teden, Dietrich: Leben um Leben . . . . .	437
Ubell, Dr. Hermann: Vier Kapitel vom Thanatos . . . . .	287
Veße, Eduard: Geschichte des preussischen Hofes . . . . .	194
Verworn, Prof. Max: Ermüdung und Erholung . . . . .	74
Wiebig, Klara: Vom Müllerhannes . . . . .	442
"    "    Die Wacht am Rhein . . . . .	443
Wolbach, Fritz: Berlioz' Fausts Verdammung . . . . .	507
Wollmer, Fr.: Der Deutsch-französische Krieg . . . . .	315
Wagner: Entdeckungsfreisen in Stadt und Land, — in Wald und Heide, — in Haus und Hof . . . . .	316
Weber, E.: Der deutsche Spielmann . . . . .	313
Webekind, Donald: Ultra montes . . . . .	438
"    Frank: So ist das Leben . . . . .	466
Weingartner, Felix, und Charles Malherbe: Berlioz-Gesamtausgabe . . . . .	506
Weitbrecht, Karl: Gesammelte Gedichte . . . . .	62
Weltrich, Richard: Wilhelm Herz . . . . .	552
Wette, Hermann: Kraustopf . . . . .	442
Wezel, S.: Johann Friedrich Reichardt'sche Kompositionen Goethescher Lieder, Oden, Balladen und Romanzen . . . . .	633
Wick, August: Neue Menschen . . . . .	440
Wiegand, L.: Sammlung guter Jugendschriften . . . . .	314
Wilbrandt, Adolf: Familie Roland . . . . .	439
"    "    Villa Maria . . . . .	439
Wilhelm, Karl: 72 Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. — 62 Lieder für die heranwachsende Jugend . . . . .	635
Wislicenus: Deutschlands Seemacht . . . . .	317
Wisleben, Gräfin M.: Erzählungen zu den Wundern der alten Welt . . . . .	317
Wußmann, G.: Allerhand Sprachdummheiten . . . . .	315

### Stimmen des In- und Auslandes.

Bettelheim-Gabillon, Helene: Lilith und Eva . . . . .	342
Fischer, Dr. Theodor: Einleitung zu Lucians Schriften . . . . .	84
Hörstel, W.: Menschliche Bestialitäten . . . . .	575
Korrespondenz des Berliner Tierschutzvereins: Tierquälereien in Italien . . . . .	574

	Seite
Kretschman, Hans von: Kriegsbriefe aus den Jahren 1870/71 . . .	468
Le Bon, Gustave: Psychologie des Foules . . . . .	82
Lombroso: Rußepidemie . . . . .	83
Lucian: Über das Trauern der Verstorbenen . . . . .	85
Maeh, Prof. Dr. Ernst: Prinzipien der Wärmelehre (die Jagd nach dem Wunderbaren) . . . . .	206
Näcke, Dr. P.: Zur Psychologie der Todesstunde . . . . .	475
Orosius: Weltgeschichte . . . . .	89
Pflugk-Harttung, Prof. Dr. J. v.: Entartungen in Medizin und Jurisprudenz . . . . .	706
Prätorius: Schaubühne . . . . .	90
Sohnrey, Heinrich: Versammlungsberichte des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege . . . . .	571
Saidinge, Sammlung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften Wiens	346
Behse, Eduard: Geschichte des preussischen Hofes . . . . .	194
Wulfftan: Eine wunderbare Pflanze . . . . .	89

### Offene Halle.

Drückt Abhängigkeit die Ideale zu Boden? . . . . .	348
Einjährig und zweijährig? . . . . .	580
Hohe Kasino-Gäste . . . . .	208
Kinderpsychologie und Pädagogik . . . . .	213
Kompanie-Partikularismus . . . . .	91
Krieg und Kultur . . . . .	477
Strafvollzug . . . . .	712
Weihnachtsbetrachtung nach dem Fest . . . . .	579

### Türmers Tagebuch.

Militärische und bürgerliche Moral. — Volksgefühl und Staatsgewalt. — Zeitstimmung . . . . .	95
Sozialdemokratie und bürgerliche Gesellschaft . . . . .	251
Das Land der Denkmäler und Festlichkeiten. — Aus deutscher Vergangenheit und preussischer Gegenwart. — Wehrhaftigkeit, nicht Militarismus . . . . .	350
Wie der Staat gerettet wird . . . . .	483
Kulturbilder . . . . .	581
Rußland, Japan und Wir. — Auch eine Kulturmission, auch ein Krieg. — Belgoland. — Asyl für politisch Obdachlose. — Das Surra-Muß-Muß oder das neue Byzanz. — Der Störenfried . . . . .	716

### Hausmusik.

Berlioz' 100. Geburtstag . . . . .	378
Berlioz' erste Beziehungen zur Musik . . . . .	380
Berlioz: Der verrückt gewordene Flügel . . . . .	504
Berlioz-Literatur . . . . .	506
Bulthaupt's Dramaturgie der Oper . . . . .	637
Christliche Kirche und Musik . . . . .	113

	Seite
Fahrende Spielleute als Träger der weltlichen Musik im Mittelalter	242
Hansmann, Viktor . . . . .	508
Herzogenberg, Heinrich von, als Liederkomponist . . . . .	119
Musikleben, was ihm fehlt . . . . .	251
Programm-Musik, ihre Geschichte . . . . .	496. 627
Reichardt, Johann Friedrich, als Erzieher zu einer gesunden Hausmusik	633
Strauß, Johann (Wiener Walzer) . . . . .	755
Wagner-Denkmalfeier in Berlin . . . . .	247
Wagner über Verlioz in „Oper und Drama“ . . . . .	508
Wilhelm, Karl . . . . .	635
Wolf, Hugo: Erinnerungen und Gedanken . . . . .	253

**Briefe.**

127. 255. 383. 510. 640. 766.

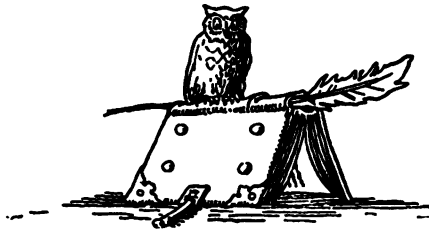
**Photogravüren und Illustrationen.**

- Heft 1: Christus als Arzt. Von Gabriel von Mag.
- „ 1: Ruhe auf der Flucht nach Ägypten. Von Lukas Cranach.
- „ 1: Der heil. Hieronymus in der Wildnis. Von Lukas Cranach.
- „ 1: Die heilige Genoveva. Von Lukas Cranach.
- „ 2: Singende Engel. Von van Eyck.
- „ 2: Das Kgl. Hoftheater in Dresden. Von Gottfried Semper.
- „ 2: Das Polytechnikum in Zürich. Von Gottfried Semper.
- „ 3: Geburt Christi. Von Sandro Botticelli.
- „ 3: Anbetung des Kindes. Von Luca della Robbia.
- „ 3: Anbetung der heiligen drei Könige. Von Andrea Mantegna.
- „ 3: Anbetung der Engel. Von Benozzo Gozzoli.
- „ 3: Johann Gottfried Herder. Von Tischbein.
- „ 4: Einsiedler, Koffe tränkend. Von M. v. Schwind.
- „ 4: Zwei Selbstbildnisse von M. v. Schwind.
- „ 4: Lachner, Schubert und Bauernfeld abends beim Wein in Grinzing.  
Von M. v. Schwind.
- „ 4: Lachner und Schubert bringen vor einem im Bau begriffenen Hause  
ein Ständchen. Von M. v. Schwind.
- „ 4: Rossini: Der Barbier von Sevilla. Von M. v. Schwind.
- „ 4: Weber: Der Freischütz. Von M. v. Schwind.
- „ 4: Haydn: Die Schöpfung. Von M. v. Schwind.
- „ 5: Raudentanzstunde. Von Jan Steen.
- „ 5: Immanuel Kant. Von Döbler.
- „ 5: Die ehemalige Süsternpforte in Reval. Von G. Schlichting.
- „ 5: Hausandacht auf einem estländischen Edelhofe im 16. Jahrhundert. Von  
L. v. Dezold.
- „ 5: Finnländische Fischerhütten. Von J. v. Klever.
- „ 5: Die Politiker. Von Alph. Spring.
- „ 6: Danae und der ehrne Turm. Von Burne Jones.
- „ 6: Sturm am estländischen Strande. Von R. v. Moeller.
- „ 6: Estländische Landschaft. Von D. Hoffmann.
- „ 6: Judas Ischarioth. Von R. Meyer.



## Notenbeilagen.

- Heft 1: Heinrich von Herzogenberg, Mein altes Roß. — Die Nachtigallen.
- „ 2: Elisabeth Brauer, Bitte.
- „ 3: Sektor Verloz, Die Ruhe auf der Flucht.
- „ 4: Victor Hansmann, Bilder aus der Märchenwelt (1. Im Walde schlief ein Mädchen. 2. Da kam ein Bär des Wegs daher). — Aus „Kinderleben“ (1. Gehenlernen. 2. A-B-C). — Hör' ich das Liedchen klingen.
- „ 5: S. F. Reichardt, Drei Lieder aus Goethes „Wilhelm Meister“ (Mignon I und II. Harfenspieler).
- „ 6: Heinrich von Herzogenberg, Bagatelle.







Gabriel v. Max pinxit.

T

CHRISTUS ALS ARZT.

(Der St. Marien V. 41.)

1847. Gemalt von Gabriel v. Max. In der Sammlung des Herrn v. ...

Photographie Bruckmann.



VI. Jahrg.

Oktober 1903.

Heft 1.

## Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders.

Von

Peter Kofegger.

Unser dunkler Weg nach jenen Gärten, wo die Wasser des Lebens funkeln, führt uns zunächst in eine große Stadt. Brausend pulsiert der Herzschlag der fiebernden Zeit. Vor dem Gerichtsgebäude auf dem weiten Platz ist große Menschenansammlung, die Wagen der elektrischen Trambahn stocken. Deren sechs oder acht stehen schon in der Reihe, und den Wachleuten will es nicht gelingen, die Menge zu durchbrechen. Alles drängt sich — teils aufgereggt hastend, teils gelassen sich vorschleppend — gegen das Gerichtsgebäude hin, und immer neue Zuströmungen kommen von den Straßen her. Jeden Augenblick ist zu erwarten, daß dort oben der Staatsanwalt hervortreten wird auf den Söller, um die Entscheidung öffentlich zu verkünden.

Alles erging sich über den Angeklagten, der so Unerhörtes hatte vollführen wollen.

„Er wird zugesagt!“ rief einer. „Der fährt in den Himmel mit hanfenem Lift!“

Der Türmer. VI, 1.

„Man sei nicht kindisch!“ sagte ein anderer mit ruhiger Überlegenheit. „In längstens einer halben Stunde geht er als freier Mann zum Tore heraus. Den lassen die Geschworenen nicht fallen.“

Viele stimmten für den ersten Sprecher, noch mehr für den letzten. Ein leidenschaftliches Raten und Wetten begann. Guten Beobachtern konnte es auffallen, daß die feinen Tuchröcke die Verurteilung erwarteten, während die Arbeiterkittel und das zerfahrene Straßenvolk mit Hestigkeit den Freispruch verlangte. Ein umfangreicher Herr fragte laut über die Köpfe hin, wer mit ihm zehn Dukaten wetten wolle, darauf hin, daß das Scheusal baumeln werde.

Ein ausgehungertes Männlein erklärte sich zur Wette bereit. Der Stattliche wandte langsam seinen Kopf mit dem Seidenhut, und als er den Spärlichen sah, murmelte er schläfrig: „Der! Der will mit mir um zehn Dukaten wetten! Lieber Herr, gehen Sie mal heim zu Muttern und bitten Sie sie um ein Zweifennigstück.“

Gelächter. Aber es wurde unterbrochen. Wie ein Windstoß, der in die Wellen der See gräbt, so fuhr es jählings in die Menge. Auf dem Söller des Gerichtsgebäudes war ein Mann erschienen. Er war im schwarzen Salar und hatte einen dunklen kurzgeschneittenen Vollbart, das Haupt mit der hohen Stirn war unbedeckt. Mit gemessener Gebärde trat er vor bis an die Brüstung und erhob die Hand — Achtung gebietend. Und als das Gesurre sich dämpfte, rief er mit dünner Stimme, jedes Wort scharf hervorstosend: „Der Angeklagte, Konrad Ferleitner, ist mit einer Stimmenmehrheit von zwei Dritteln der Geschworenen schuldig gesprochen und im Namen Seiner Majestät des Königs verurteilt worden zum Tode durch den Strang.“ — —

Nach dieser Verkündigung blieb er noch eine Sekunde stehen, dann trat er zurück ins Haus. In der Menge gelsten einzelne Ausrufe der Befriedigung auf. „Recht ist's! Ein Beispiel zum Abschrecken. In der ganzen Welt müßten sie's sehen, so hoch soll der Pfahl sein.“

„Märtyrer machen! Schwärmerblut steckt an.“

„Ein Schwärmer bloß! Wenn das ein Schwärmer ist, dann bin ich ein Spizhub!“

„Hei, der setzt sich schon für ihn ein,“ lachte ein wildhaariger Kopf.

„Auseinander!“ herrschten die Wachleute, die mit aufmarschierenden Truppen verstärkt worden waren. Die Menge drängte nach allen Seiten zurück, und die Wagen der Trambahn hatten freies Geleise.

Neben demselben Geleise rollte einige Minuten später ein geschlossener Wagen dahin. Im Fenster des Wagens sah man das Blinken eines Bajonettes. Rudelweise lief der Straßenpöbel diesem Wagen nach, aber er rollte rasch über das Pflaster hin, das unter den Hufen der Pferde Staub gab, und entchwand endlich in der langen Pappelallee, die nach dem Strafhause führt. Etliche blieben schnaufend stehen und fragten sich nun, weshalb sie so toll gelaufen wären. „Heute geschieht's ja noch nicht. Man liest es doch erst in den Blättern, wenn's geschieht.“

„Glaubst du? Ich sage dir, das ist nur für Geladene, für Ehrengäste! Die Zeiten sind vorbei, mein Lieber, wo das Henken öffentlich war. Das Volk muß überall zurückstehen.“

„Geduld, weiser Zeitgenosse! Wenn erst die Henker gehenkt werden — das wird ein Volksfest sein.“

Die Gestalten verschwanden im Straßengewoge.

Im Wagen, der die Allee dahinrollte, zwischen zwei Gendarmen, saß gefesselt der schwächliche, eingeknickte Mann. Seine Schultern wogten auf und nieder, so schwer ging das Atmen. Er hatte heute sein schwarzes Gewand angezogen, und an dem Halse wie an den Händen sah man weißes Linnen. Das Haar war rötlich-braun, er hatte es sorgfältig gekämmt, Backen und Kinn ganz glatt rasieren lassen. Er hatte auf diesen Tag vertraut, der würde ihm die Freiheit geben oder sie für nicht lange Zeit in Aussicht stellen. Sein fahles Gesicht mit den eingesunkenen Wangen zeigte etwa vierzig Jahre an, aber er konnte viel jünger sein. Im Auge lag ein blaues, schwärmerisches Feuer, aber es war voller Schreck. Geradezu schön wäre sein Gesicht gewesen, aber dieser Schreck entstellte es. Die gefesselten Hände auf den zusammengepreßten Knien, die Finger ineinandergekrallt, das Haupt jetzt gesenkt, daß das Kinn sich in die Brust grub — so war er in sich eingebrochen. Er zog die Beine noch enger an sich, daß die Gendarmen bequemer sollten sitzen können. Einer derselben blickte ihn von der Seite an und mochte denken, wie denn das möglich ist, daß dieser sanfte Mensch ein solches Verbrechen begangen hat. —

Man fuhr entlang der hohen Mauer des ausgedehnten Gebäudes, an dem sich das Tor nun öffnete. Im Hofe wurde der arme Sünder aus dem Wagen gehoben und durch das zweite Tor in einen engen Hinterhof geführt. Dort nahm man ihm von den Händen das Eisen und hierauf wurde er durch gewölbte Gänge entlang geführt, an denen hin und hin Pfortlein mit vergitterten Fensterchen waren. Der dunkle Weg ging in Krümmungen dahin, dort und

da von einer Lampe beleuchtet. Die Luft wurde frostiger und dumpfiger. Hoch oben die Mauerlücken, durch die noch blaßes Taglicht schimmerte, wurden immer seltener, bis endlich Nacht und Gruft war. Vom Kerkermeister wurde der Ankömmling in Empfang genommen, einem graustruppigen Alten mit stark vorspringenden Stirnknochen und Gesichtszügen, die ein beständiger Anmut ins Grimassenhafte verzerrt hatte. Freilich Anmut darüber, wenn man — selber blutsunschuldig — sein Leben im Kerker unter Räubern und Mördern und fogar — was noch das Schlimmste — unter „blindlings Eingenähten“ zubringen muß! Raum sah er die schwanke Schattengestalt des Gefangenen um den Pfeiler kommen, und er wußte, was es geschlagen. Zwölf hat es geschlagen bei dem armen Kerl. Aus Ärger darüber, daß solche Leute sich so dumm erwischen lassen, hatte er ihn stets harsch angechnauzt. Heute geleitete er ihn schweigend in die Zelle und vermied beim Absperren das Rasseln des Schlüsselbundes. Aber das konnte er nicht lassen, durch das Guckloch lugte er noch, was der arme Mensch drinnen nun wohl tun werde. Und da sah er, wie der Verurteilte auf die Ziegelfliese hinfiel und bewegungslos liegen blieb. Dem Kerkermeister wurde bange und er schloß das Türchen wieder auf, am Ende war der Mann doch klug genug gewesen, um schnell zu sterben. Dann war's mißlungen. Der Sträfling bewegte sich ein wenig und flehte, ihn jetzt allein zu lassen.

Und dann war er allein. War wieder in diesem dumpfen Raume, der eine Holzbank und einen Strohsack und auf dem Brett einen Wasserkrug hatte, Dinge, die er während der langen Untersuchungshaft hundertmal stumpfsinnig angestarrt, nichts denkend als: Sie müssen mich freisprechen! Aus Brettern, die den Strohsack gestaut, hatte er sich selbst eine Art von Tisch gezimmert, eine Arbeit, die der Kerkermeister derb gerügt, aber nicht zerstört hatte. — Hoch in der Wand ein Fensterchen mit gekreuzten Eisenstangen; von dem kam etwas Widerschein einer gegenüberstehenden Mauer herab. Der obere Teil der Mauer war von der Sonne beschienen — die Steine sandten barmherzig den Widerschein. Dann war durchs Fenster noch zu sehen der Rand eines steilen Ziegeldaches und ein Schornstein, und dazwischen blinkte ein dreieckiges Stück blauen Himmels herein. Das war der Reichtum dieser Zelle. Konrad wußte nicht, daß er gerade diese Kammer einer besonderen Protektion verdankte. Das kärgliche Licht von oben war ihm monatelang ein Trost gewesen, gleichsam eine Verheißung: sie werden dich wieder freilassen ins Sonnenlicht! Tropfenweise war diese Hoffnung niedergesickert in seine einsame Seele. Und heute? Das bißchen Widerschein war

ihm ein Hohn geworden. Er wollte keine Dämmerung mehr. Tag war auf ewig vergangen — so dürstete er nach Nacht. Nacht, die so schwer und dunkel wäre, daß er von seinem nichts mehr sähe. — Denken konnte er jetzt gar nichts. So so taumelig, als ob man ihn mit einer Keule aufs Hau schlagen hätte.

Als der Kerkermeister vorübertrabend wieder durch das Loch schaute und der Mensch immer noch auf den Siegeln lag, er zornig. Heftig polternd öffnete er das Pfortchen: „Zum menter noch einmal! Sie Nummer neunzehn! Hören Sie! Ist was?“ Das letztere Wort war beinahe zu weich gesagt, daß dummer Junge am Ende noch glauben könnte, man hätte mit ihm. Das gibt's nicht. Selber gesäet, selber geschnitten.

Der Gefangene hatte sich rasch aufgerichtet, blickte verstört sich. Als er den Kerkermeister erkannte, tastete er nach dessen Die hielt er fest und sagte dann dumpfig: „Ich möcht' was Rufen Sie mir einen Priester.“

„Na also! Doch endlich!“ knurrte der Alte. „Diese Gottesleugner! Zuletzt kriechen sie doch zum Kreuz.“

„Ich bin kein Gottesleugner,“ entgegnete der Sträfling g

„Nicht? Na, das macht weiter nichts. Den Beichtvater Sie schon haben.“

Den Beichtvater hatte Konrad zwar nicht gemeint. M in Ordnung kommen? Es dürfte an der Zeit sein. Vor alle langte es ihn nach einem Menschen. Ein anderer kommt nicht dem Verworfenen will keiner was zu tun haben. Jeder dank daß er nicht auch einer ist. Aber der Geistliche muß.

Nach einer halben Stunde — der Verurteilte fuhr zuse denn vor jedem Geräusch an der Thür erschraf er — kam j In die Zelle trat leise auf Sandalen ein Mönch. Der matte schein zeigte einen Greis mit langem, grauem Bart un blickenden Augen. Seine Rutte aus rauhem Tuch war um die mit einem weißen Strick zusammengehalten. Am Strick hi Rosenkranz. Nach der Hand des Sträflings langend grüß „Darf ich sagen: Guten Abend? Ich brächte ihn gern, wer ihn annehmen wollten.“

„Ich habe Sie bitten wollen, Pater —. Weiß nicht, ob bekannt ist, wie es mit mir steht.“

„Ist mir bekannt, ist mir schon bekannt. Aber heute Herr näher bei Ihnen, als etwa noch gestern.“

„Ich hätte“, sprach Konrad zagend, „noch mancherlei zu



„Freund, Sie wollen Ihr Herz erleichtern.“

„Sie kommen wohl nur zu mir, weil es Ihr Beruf ist. Es ist ja nicht angenehm. Trösten sollen und nicht wissen wie. Für mich gibts nichts mehr.“

„Gehen Sie mir mit solchen Reden. Sie haben, wenn ich verstehe, mich nicht als Beichtvater rufen lassen. Wohl nur als Menschen, nicht wahr? Und als solcher komme ich freiwillig. Befehlen kann ich Sie doch nicht. Befehlen müssen Sie sich selber. Denken Sie einmal, ich wäre Ihr Bruder, den Sie lange nicht gesehen haben. Und jetzt kommt er auf einmal her, findet Sie an diesem Ort und fragt, wie so das habe geschehen können.“

Der Gefangene saß nun auf der Bank, hielt die Hände gefaltet, blickte starr auf den Boden hin und murmelte: „Ich habe einen Bruder gehabt. Wenn der noch lebte, ich wäre nicht da. — Er war älter als ich.“

„Also haben Sie wohl keinen Verwandten mehr?“

„Meine Eltern starben, als ich noch nicht zwölf Jahre alt war. Rasch nacheinander. Der Vater hat die Mutter nicht überleben können. Ich habe sie — überleben können. Meine Mutter — eine gute, arme Frau. Immer heiter, fromm. Auf dem Dorfe draußen. Eine glücklichere Kindheit kann kein Mensch haben. Ach na — verzeihen . . .“ Seine Worte ersticken.

„Fassen Sie sich! Halten Sie die Kindheit nur fest in der Erinnerung! Sie ist ein Licht in dunklen Tagen.“

„Es ist vorbei,“ sagte Konrad, sein Schluchzen überwindend. „Mein Pater, mich kann diese Erinnerung halt nicht trösten, nur noch schwerer anklagen. Wie kann aus einem solchen Segen ein solches Unglück kommen? Wenn ich jetzt niederknien dürfte vor meinem Gott — nur danken! Danken, daß sie diesen Tag nicht erlebt hat.“

„Nun, nun!“ sagte der Pater. „Es haben noch ganz andere Mütter an ganz anderen Söhnen etwas erlebt.“

„Will auch alles unserer lieben Frau aufopfern.“

„So ist's recht. — Und jetzt erzählen Sie mir etwas. Denn wohl frühzeitig unter fremde Leute, gelt?“

„Nachdem mir Vater und Mutter gestorben, bin ich in die Lehre gekommen. Zu einem Tischler. Auch noch eine schöne Zeit. Und nachher halt die Wanderschaft — München, Köln, Hamburg. In Köln zwei Jahre bei einem Meister. Bei dem wenn ich geblieben wäre! Wollten mich nicht fortlassen — auch eine Tochter . . . Ja, und dann nach Hamburg. Das war schon 's Unglück. In den Verein bin ich eingeführt worden. Schuß gegen Volksverräter hat

es geheißten. Erlöser sein, das Leben wagen. — Mir fiel der C zu, beim Lösen —“

„Diese Geschichte kenne ich, armer Mensch.“

„Ich nicht. Seit dem Augenblicke, als sie mir den Revolver aus der Hand genommen, ist's dunkel gewesen. Nichts habe ich erfahren, erst heute habe ich gehört, daß er lebt. Und mir haben gesagt, daß — daß ich sterben muß.“ Dann fuhr er den Priester heftig an: „Er war ja ein Unglück. Ist es denn wirklich ein großes Verbrechen? Sagen Sie mir das!“

„Mich deucht, das brauche ich Ihnen nicht mehr zu sagen.“

„Gut. Dann ist's recht. Dann geschieht mir recht. Den Willen dazu habe ich ja gehabt, und sie sagen, der gilt fürs Werk. Ist die Ordnung. Heißt es nicht: Leben um Leben? So steht's ja in der Schrift. Aber auch nur das, nicht mehr. Sie sollen mir's nehmen. Aber — unversehens, plötzlich. Wie ich ihm. Sonst steht's ungleich. Sagen Sie mir noch, geistlicher Herr, ob es feige ist, so Angst haben. Ich habe so Angst vor, vor — na, was mir bevorsteht. Diese Todesangst steht nicht in der Schrift, die nicht. Die mich heimgesucht haben, sie sahen doch aus wie Menschen. Gut, dann sollen sie bedenken, daß sie mich tausendmal hinrichten, statt einmal. Warum lebe ich denn noch, da sie mich vor drei Stunden umgebracht haben. Schnell! unversehens! wenn sie so viel Barmherzigkeit hätten. Ich habe heute einer gesagt, ich hätte die Pflicht zu sterben. Und ich weiß, ich habe das Recht zu sterben, und daß sie mir das Recht nicht verweigern, der ersten Stunde angetan haben, das ist ihr Verbrechen. Es wird jetzt vorbei. O Gott, mein Gott, wenn's vorbei wäre!“

So hatte er aufgerast und die Hände gerungen und gebrochelt vor Qual. Im Antlitz plötzlich blaß wie Lehm; als ob der Schlag still stünde, so erstarrten seine Züge.

„Armer Mensch!“ sagte der Priester und legte den Arm um seinen Nacken und zog das Haupt an seine Brust. „So sollst du nicht, so nicht. Schau, wenn wir ein Leben lang Sünder waren, sollen wir dann nicht einige Tage lang Büßer sein? — Sage mir, Bruder, hast du nie ein wenig Verlangen nach geistlichem Troste?“

„Wie sehr, wie sehr!“ stammelte der arme Sünder. „Und hätte ich Sie gleich bitten wollen —“

„Sie sehen, ich bin bereit —“

„Um ein Evangelienbuch möchte ich Sie bitten. Wenn's Ihnen nicht kann.“

Der Mönch schaute ihn an, dann sagte er kühl: „Ein Evangelienbuch wollen Sie haben?“

„Ich möchte gern darin lesen. Meine Mutter, sie hat so ein Buch gehabt, da hat sie gern vorgelesen und ausgelegt. Es wollte mich anheimeln, wenn ich jetzt darin lesen könnte.“

Hierauf der Pater: „Ich will Ihnen was sagen, lieber Freund. Das Evangelium ist ein sehr gutes Buch, nicht umsonst nennt man es die frohe Botschaft.“

„Mein Gott, ja, was bedürfte ich jetzt notwendiger, als eine frohe Botschaft!“

„Wer sie versteht. Aber mit diesem Buche ist es eine eigene Sache. Unter zehn Lesern kann's kaum einer verstehen. Und der eine versteht's auch nicht. Es ist ein zu tiefsinniges, ich möchte sagen, ein zu göttliches Buch; wie es heißt, mit sieben Siegeln verschlossen. Daher muß es erklärt werden von Fachleuten. Einzelnes daraus wollte ich gelegentlich ja gerne mit Ihnen durchnehmen, einstweilen gebe ich Ihnen etwas anderes zur Erbauung, aus dem Sie Trost und Frieden schöpfen können.“

Ronrad deckte mit der Hand sein Gesicht zu, dann sagte er kaum vernehmlich: „Am liebsten wäre mir doch das Evangelium.“

Und hierauf der Mönch mit Ernst: „Freund, Sie sind der Kranke, und ich bin der Arzt. Und der Arzt muß am besten wissen, was dem Kranken frommt. — Sie können sich dann auch für das Sakrament vorbereiten.“

Weil der arme Sünder weiter nichts mehr sagte, so verließ ihn der Priester, nachdem er noch ein paar gütige Worte gesprochen. Und eine Stunde später brachte der Kerkermeister ein Paket Bücher herein: „Das schickt der ehrwürdige Bruder, damit Sie ein bißel eine Unterhaltung haben.“

Unterhaltung! Der Witz war grausam, Ronrad lachte grell auf. So lacht ein verzweifelttes Herz, das sich nicht schützen kann vor den Bildern des letzten Ganges, die immer krasser herandrängen. — Was schickt der Pater? Schlichte Gebet- und Erbauungsbücher. Zwischen Blättern, deren Inhalt besonders beachtenswert, als Betrachtungen der vier letzten Dinge, Buß- und Sterbegebete, auch Gebete für die armen Seelen im Fegfeuer, waren Papierstreifen gelegt. Der seelenunkundige Seelsorger hatte dem Trostlosen statt Leben — neue Todesangst geschickt. Ronrad suchte nach Brot, wie er es bedurfte, er blätterte in den Büchern, begann immer wieder da und dort zu lesen und legte allemal die Sachen betrübt aus der Hand. Um so eifriger durchwühlte er sein Gedächtnis, um Bilder der Kindheit auszugraben. Ganz besonders die Mutter, die seit vielen Jahren geschlafen, sie stand wieder auf, um ihrem unglücklichen

Rinde Beistand zu leisten. Ihre Gestalt, ihre Worte, ihre Lieder, ihre heiligen Erzählungen aus dem Leben des Heilandes auf Erden — sie kamen friedlich heran zu seiner Seele. Da ward er es plötzlich inne: Ganz hat mich Gott noch nicht verlassen. — Wie er sonst getobt hatte vor Verzweiflung: als nun aus vergangenen Zeiten diese lieblichen Schatten erschienen, flossen erlösende Tränen.

In der Nacht der Verurteilung hatte er nicht eine Stunde geschlafen. Er betete, er träumte, und dann kam wieder die grause Angst, die an seinen Gliedern rüttelte. Immer wieder mußte er die Augen aufschlagen nach dem Fenster, ob es etwa schon zu tagen beginne. Früh morgens, wenn es zu tagen beginnt — so hatte er oft gehört — da kommen sie . . . Im Fenster war immer noch die dunkle Nacht. Siehe, dort im kleinen Himmeldreieck steht ein Sternlein. In früheren Nächten hatte er es nicht gesehen. Es steigt gleichsam aus der Dachsharte herauf und leuchtet eine Weile freundlich durch das Fenster herab. — Das Auge war gebannt an diesen Funken, bis er sachte hinter dem Gemäuer verschwand. Als es endlich graute und an dem Pfortlein der Schlüssel rasselte, begann Konrad zu beben an Händen und Füßen. Es war der Kerkermeister, der ein Bündel Zwilchkleider brachte.

Als Konrad tonlos fragte, ob es das Galgengewand sei, harrschte der Alte: „Was schwazen's denn? Das Hauskleid ziehen's an!“

Der Sträfling trat an den Profosen, klammerte vor dessen Augen die Finger beider Hände aneinander und sagte: „Nur das eine, wenn ich wüßte — wann, wann? Die Ungewißheit ist nicht zu ertragen!“

„Ei, diese Ungebuld!“ spottete der Alte. „Ja, mein Lieber, das geht bei uns nicht so schnell. Sie sind doch erst gestern aufgesagt worden. Nun also! Noch nicht einmal die Tafelfreiheit ist herabgelangt.“

„Die Tafelfreiheit?“

„Daß Sie Speißzettel machen dürfen, verstehen Sie. Ist noch kein Befehl da. Auf vierundzwanzig Stunden sind Sie also noch bombenfest sicher. Aber wenn Sie etwas gern essen — ich mach' schon einmal eine Ausnahme. Und jetzt machen's, machen's mit dem Gewand! Über Ihre eigenen Sachen“, er deutete auf die Kleider, „können Sie testamentarisch verfügen. Haben Sie wen? Nicht. Wüßte arme Leute. Aber machen's, machen's! Jetzt kommt die heiße Zeit, da ist der Zwilch nicht schlecht.“

Dieses gutmütige Geplauder des sonst so rauen Kerkermeisters war dem armen Menschen besonders unheimlich. Recht angeschnauzt

und gescholten, das hätte schon eher eine Lebensdauer in Aussicht gestellt, die nicht mit Stunden gemessen wird. Ob er's weiß? Und nur aus Mitleid nicht sagt? oder aus Bosheit? Sonst war der Alte leicht zum Zorne geneigt, und wenn er in die Hitze kam, da schlug er mit den Armen in der Luft umher und bedrohte die widerspenstigen Sträflinge schlechtthin mit dem Davonjagen! Jetzt kein Galgenhumor und kein Gepolter mehr. Schweigend blickte er auf den armen Sünder, der in solche Betrübniß versunken war. „Armer Teufel!“ — Plötzlich wurde es ihm zu arg, und heftig fuhr er los: „Jetzt hören's aber einmal auf! Das hätten Sie wissen können. Gehen's, sein's gescheit, ich kann das Gejammer nicht leiden. Freilich ist's nicht leicht, das Sterben, sollten froh sein, wenn Ihnen wer hilft dabei. Übrigens — wer weiß, ob Sie's erleben. Gescheit sein!“

Als nachher wieder das dunkle Schweigen um ihn war, versuchte der Gefangene es neuerdings mit den Büchern. Der Pater hatte für unterschiedlichen Geschmack vorgelesen. Die „Andacht des heiligen Rosenkranzes“, die „Gebete zum Herzen Maria“, „Der Tod, das Gericht, der Himmel und die Hölle“, die „Geschichte der heiligen Theresia“, „Die sieben Himmelsriegel“ und „Ablassandachten für die armen Seelen“. Welch eine Fülle von Erbauung! — Der Tischlergeselle war stets ein Bücherfreund gewesen; drei Esel, so hatte er scherzeshalber einmal berechnet, würden die Bücher nicht ertragen können, die er seit Kindeszeit durchgelesen. In alle Zeiten und Räume der Welt hatte er hineingeguckt und in alle Bereiche des Menschenlebens. Jetzt fragte er sich einmal, was ihm davon Brauchbares geblieben war. Verworrenheit, Ratlosigkeit, sonst nichts. Über alles nachgedacht, über nichts ins reine gekommen. Das könne man überhaupt nicht, hatte es in einem der Bücher geheißt, und das hatte ihn damals beruhigt. Auch derlei kirchliche Schriften hatte er gelesen, hatte sich dem aus der Kindheit her trauten Wortklange flüchtig hingegeben, tiefer ging es nicht. Nun sollten sie sich bewähren, und nun ließen sie ihn im Stiche. Er blätterte und las und betete und suchte in den Büchern und fand nichts für seine Not. Unmutig schob er die Bände von sich, daß sie über den Tischrand auf das Ziegelfuß fielen.

In der Nacht, die nun folgte, hatte Konrad einen Traum, so lebhaft und licht, wie noch nie. Zuerst war ein dunkles Land, und er hatte sich verirrt. In kalten, feuchten Felsen tappte er umher und konnte sich nicht zurechtfinden. Da tasteten seine Finger einen Faden, den ergriff er und folgte ihm durch die Finsternisse dahin. Die Gegend wurde heller und heller, der Faden führte ihn in das

sonnenbeschienene Heimatstal, in den Ort mit den alten Giebelhäusern, in das Vaterhaus, das unter Obstbäumen stand, und der Faden, an dem seine Finger immer noch unwillkürlich entlang glitten, führte hinein in die Stube, wo er hervorgesponnen war aus dem Spinnrocken der Mutter. Und sie saß dabei und spann den Faden, und hatte ihr blaßes Gesicht mit den zarten Fältchen und den guten Augen, und als der Knabe nun neben ihr war, erzählte sie Geschichten vom Heilande. Er hörte ihr zu und war ein seliges Kind. — So hatte er geträumt. Und beim Erwachen, da war wiederum nichts als die Kerkerzelle, nur die milde Stimme der Mutter klang noch in seinem Ohr: „Mein Kind, du mußt dich an Jesus halten.“

\* \* \*

Täglich wurde Konrad auf eine halbe Stunde lang in den Hof geführt, der schmutzig und sonnenlos war. Aber diese halbe Stunde fürchtete er. Zweckloses Erregen des Lichtburses. Und die rohen und frechen Mithäftlinge, mit denen er da zusammenkam! Lieber allein in der stillen Zelle sein.

Während seiner Haft hatte er oft um Arbeit gebeten. Der Bescheid war immer gewesen, dafür sei in der Untersuchung nichts vorgesehen. Zudem — Arbeit sei eine ehrende Begünstigung, und es müsse sich erst zeigen, wer einer solchen würdig wäre. Jetzt aber sei nicht mehr die Zeit zum Arbeiten, vielmehr zur Vorbereitung. Was soll er nun beginnen, um über diese Tage hinwegzukommen? Oder was soll er tun, um die fliehenden festzuhalten? Manchmal siehe — da blizte es über den Fußboden hin. Dann war's wieder weg. Draußen an der gegenüberliegenden, manchmal von der Sonne beschienenen Wand, hoch oben, war ein Fenster, dessen Flügel, im Luftzuge bewegt, den Widerschein in den Kerker geworfen hatte. Konrad war erschrocken über diesen Himmelsfunken; dann suchte er auf dem Ziegelflies umher wie nach einem Goldstück, das sich verrollt hatte.

Da kam der Besuch. Ungeahnter, seltsamer, erschreckender Besuch. In Begleitung des Kerkermeisters erschien, stramm und ernst aufgerichtet, die Gestalt des Gerichtspräsidenten.

Konrad fühlte es wie einen betäubenden Schlag, er konnte nur noch denken: die Stunde ist da! — Dieser Mann, der das Urteil ausgesprochen hatte so kalt und seelenlos, als wäre er eine Maschine, die bei dem Druck auf die Taste wortähnliche Laute hervorbringt. Der Präsident befahl dem Kerkermeister, daß er hinausgehe. Der Alte zögerte — was denn das wieder wäre! Der Herr mußte seinen Befehl wiederholen, bis er ging. Und als der Richter allein war

mit dem Sträfling, beugte er sich nieder; seine Hand tastete, denn sein Auge hatte die Dunkelheit noch nicht überwunden. Dann sagte er freundlich: „Konrad Ferleitner! Ich komme Sie zu fragen, ob Sie etwas wünschen.“

Der Ungesprochene rang krampfzig die Hände, sein Körper wurde gestoßen von den wilden Pulsprüngen, die nach unregelmäßigen Zwischenpausen in harten Doppelschlägen pochten. So heftig war das, und dabei stöhnte der Arme Worte hervor, die der Richter nicht verstehen konnte.

„Fassen Sie sich!“

Als er dem Fallen des Gefangenen das Wort: „Beichtvater!“ entnahm, da fiel es ihm ein, der arme Mensch könne glauben, die Justifizierung sei da. „Ferleitner!“ sagte er, „setzen Sie sich jetzt einmal zu mir da auf die Bank. Sie glauben wohl gar —. Nein, so weit ist es noch nicht und kommt's vielleicht auch nicht. Ich will Ihnen sagen, daß an Seine Majestät die Bitte um Begnadigung gestellt wird.“

Konrad schaute wie verträumt auf, das blasse Licht zeigte, wie schrecklich eingesunken und fahl seine Wangen waren. „Begnadigung!“ sagte er tief gedämpft. „Warum haben Sie mich denn verurteilt?“

Diese Frage schien den Richter zu verblüffen. Delinquent scheint sich allen Ernstes unschuldig zu fühlen. „Sie waren selbst dabei, Ferleitner, und haben gehört, wie die Geschworenen nach den Tatsachen entschieden haben. Danach mußten die Richter Sie verurteilen, da gab es keine Wahl.“

„Um Begnadigung? Den König?“ fragte Konrad, der mehr verwundert als entzückt war, sich doch aber wegen der unsicheren Beine auf die Bank gesetzt hatte.

„Der Verteidiger hat's gewagt. Daß Sie von dem Wahne gerettet sind, davon hat uns Ihr ganzes Wesen überzeugt. Weiter wünschen wir ja nichts. Sie sehen doch nun ein, Ferleitner, daß man Unrecht mit Unrecht nicht aus der Welt schaffen kann. Unrecht durch Unrecht bekämpft, wird immer noch mächtiger. Zum Verzeihen einer solchen Tat oder Absicht gehört ein großes Herz. Hoffen wir einstweilen, unser König habe es. Dem Kanzler geht's ja besser. Na, wollen halt sehen. — Unterschreiben Sie das Schriftstück.“ Er zog ein gefaltetes Blatt hervor, mit Tintenfläschchen und Feder. Konrad beugte sich auf den Tisch hin und im Hinschreiben seines Namens stöhnte er auf.

„Mein Gott,“ sagte er. „Wenn ich noch einmal ins Tageslicht sollte kommen! Nicht den Gedanken mehr. Soll's gehen in der

Welt wie es will. Ich wollt' mein Handwerk treiben und mich um weiter nichts kümmern. Nur —" und das sagte er zögernd: „Nur Gott will ich nicht mehr vergessen.“

„Natürlich ist die Wahrscheinlichkeit nur mäßig,“ sprach der Richter. „In gewissen Fällen, wo es sich ums Ganze handelt . . .“

„Es ist also doch sehr unsicher?“ fragte Konrad. „Aber mein Gott, wie kann man das ertragen? Wenn diese Zeit noch verlängert werden soll — wie ist denn das zu ertragen? Diese schreckliche Ungewißheit!“

„Es soll eine Zeit der Hoffnung sein.“

„Wie lange kann es denn dauern?“

Der Richter zuckte die Achsel. „Es kann drei Wochen dauern, aber es kann auch doppelt so lang dauern.“

Ganz zutraulich fragte nun Konrad: „Glauben Sie, Herr Richter, daß ein Mensch das aushalten kann. So wochenlange Todesangst?“

„Haben Sie ein klein wenig Vertrauen!“ mahnte der Gerichtspräsident. „Muß es nicht jeder Mensch aushalten, das Angewisse? Der Richter so gut wie der Gerichtete?“

„Aber was soll ich denn anfangen? Was soll ich denn hier tun, die fürchterliche Zeit? So lebendig begraben!“

„Ihnen eine bessere Kammer anzuweisen, das liegt leider nicht in meiner Macht. Es ist ja nicht die schlechteste Zelle dieses traurigen Hauses, die Sie hier innehaben. Aber vielleicht haben Sie einen andern Wunsch, der erfüllt werden kann. Sprechen Sie ganz offen, Ferleitner.“

Damit tat er seine Schrift zusammen und barg das Schreibzeug in die Rocktasche. Konrads Auge hing an diesen Bewegungen. Er konnte es noch immer nicht fassen, daß der schreckliche Mann jetzt so liebevoll mit ihm sprach. „Mit der Kammer,“ sagte er dann, „es ist ja alles da, was man braucht — wenn man nichts tun und nichts mehr sein darf, was braucht man denn? Wenn der Mensch nicht frei ist — alles andere ist einerlei. — Aber eins — eine Bitte hätte ich wohl doch, Herr Richter.“

„So sprechen Sie,“ sagte dieser, und während er Konrads Hand fest in der seinen hielt, brach es aus ihm hervor: „Sehen Sie, es ist hart, zu denken, daß alle, die man aburteilen muß, glauben, man sei ihr persönlicher Feind. Sie meinen, das wäre so leicht hingesprochen im Gerichtssaal, und ahnen es nicht, wie unsereiner mit sich fertig wird. Nicht allein der Angeklagte hat schlaflose Nächte, auch manchmal der Richter. — Wir Leute vom Recht haben — aber



außerhalb des Berufes — eine Vereinigung gegründet, um solche, die wir schuldig sprechen müssen, zu halten und zu ermuntern, daß sie nicht trostlos untersinken. Also vertrauen Sie, lieber Ferleitner, soweit ich Ihre Lage erleichtern kann, soll es geschehen.“

Da sagte Konrad — dabei starrte er auf das Siegelstz nieder — : „Ich möchte bitten um Schreibzeug.“

„Schreiben wollen Sie?“

„Wenn ich bitten dürfte um Papier, Feder und Tinte. In früheren Jahren habe ich gerne meine Gedanken aufgeschrieben — so wie es halt gehen mag. Ich habe ja nicht viel gelernt.“

„Und wollen jetzt an Ihre Bekannten schreiben?“

„O nein. Hätte ich ihrer, so würden sie froh sein, von mir nichts mehr zu hören.“

„Oder eine Rechtfertigung?“

„Nein.“

„Oder gar Ihre Lebensbeschreibung?“

„Auch das nicht. Dazu ist mein Leben wohl nicht gut genug. Ein solches Unglück sollt' man vergessen und nicht aufschreiben. Nein, ich wüßte vielleicht etwas anderes zu schreiben.“

„Schreibzeug sollen Sie haben,“ sagte der Richter. „Und etwa fehlt sonst noch was? Ein besseres Bett, wie?“

„Ich danke. Da bin ich zufrieden, wie es ist. Wenn sonst nichts wäre, als daß das Lager hart ist —“

„Doch wohl auch die vorgeschriebene Reinlichkeit?“

„Wenn man immer so warten muß und denken — jetzt — jetzt kommen sie. Herr Richter, da schläft man halt nicht gut.“

„Peinigen Sie sich nicht immer mit solchen Vorstellungen, Ferleitner!“ mahnte der Richter den neuerdings in Erregung geratenden Menschen. „Keiner von uns weiß, was ihm in nächster Stunde bevorsteht — und man lebt doch gelassen dahin. Benutzen Sie diese Zeit,“ setzte er launig bei, „um für die Verurteilung sich durch ein Dichterwerk zu rächen. In alten Zeiten haben es große Geister auch so gemacht.“

Antwortete Konrad: „Ich kann kein Dichterwerk schreiben und ich habe mich auch nicht zu rächen. Verdient habe ich den Tod. Aber dieses Warten auf ihn! Die Pein in der Hölle kann nicht größer sein.“

„Die Hölle“, dachte ich, „geht uns nichts an. Denken wir bloß an das Fegefeuer, in dem wir sitzen. Soll ihm ja der Himmel folgen, wie es heißt. — Haben Sie sonst ein Anliegen? An jemanden etwas zu bestellen?“

„Niemand, niemand!“

„Ein Glück, um das Sie viele Schicksalsgenossen beneiden würden. Mit sich selbst wird ein Mann fertig. Wenn es Sie beruhigt, Ferleitner, das kann ich Ihnen sagen, in unseren Augen sind Sie kein Bösewicht. Nur ein armer Verführer. — Das ist für heute genug. Ihr bescheidener Wunsch soll sofort erfüllt werden.“

Nach diesem seltsamen Gespräche zwischen Richter und Sünder hat der Präsident die Zelle verlassen. Er war nicht befriedigt. Hatte er zu wenig gehört oder zu viel gesprochen? Dieser kindliche Mensch, den Eidestreue zum Mörder machen sollte. — Im Vorgange sprach er mit dem Kerkermeister und legte ihm einiges aufs Gewissen.

„Auch muß ich Ihn aufmerksam machen, daß der Mann schwer krank ist. Sei Er nicht hart gegen ihn.“

Der Alte war unwirsch.

„Zu Gnaden, Herr Präsident! Hart sein mit so einem armen Teufel! Wenn er euch nachher verbarmt, warum denn selber so grob sein?“ Dabei rieb er mit dem Lodenfetzen an einem Lampenschirme, um den Ruß loszukriegen. „Gleich zum Tod durch den Strang. Mag noch so butterweich gesagt werden, tut doch weher, als wenn unsereiner einmal sein Mords-Blitz-Himmelssternenelement losläßt. Nur probieren!“

„Lass' Er's gut sein, Trapsfer.“

Der Kerkermeister ließ von seiner Arbeit ab, stellte sich soldatisch auf und sagte: „Herr Präsident, ich bitt' um meinen Abschied.“

„Wie? Ihren Abschied wollen Sie?“

„Ich bitt' gehorsamst um meinen Abschied.“ Kerzengerade blieb er stehen. „Wissen's, ich bin die sechsundzwanzig Jahr her viel gewohnt worden dahier. Siebenzehn hab' ich hängen lassen. Geradeaus siebenzehn, jawohl, Herr Präsident. Vierundzwanzig wären ihrer gewesen, sind aber sieben begnadigt worden zu lebenslänglichem Kerker. Tragen heut' noch an der Gnade. Wissen's, Herr Präsident, 's ist ein Schindermetier, Herr Präsident! Aber daß ich's sag', den Ferleitner, den hab' ich bisher nit erlebt. Was hat er denn getan, ich bitt' Ihnen! Er hat ja nichts getan. Schaun's, da hätten wir doch ganz andere Galgenstricke auf Lager. Einen Bankier Deckblatt, hat sechs Familien ruiniert und die siebente zum Selbstmord getrieben. Acht Monate. Einen Studiosus Krackel, hat zwei Duellmorde auf dem Gewissen. Sechs Monate. Aber der da — weil er eh nig' 'trossen hat, möcht' ich sagen —. Kurz und gut, mir graust.“

„Noch immer bei Temperament, alter Bär, und bei Humor! Gott erhalte ihn!“ Dabei ein wohlwollendes Achselklopfen. Das Abschiedsgefuch war wieder einmal abschlägig befchieden. Der Präſident war gemefſen davongegangen.

Doch das Grollen des Alten wollte ſich noch lange nicht legen. „Alter Bär! Alter Bär! Das iſt allemal ſeine ganze Weiſheit. Will euch den alten Bären ſchon zeigen. Jeſſes, bei uns geht's zu!“ — Er ſiffelte dahin, ſchrillte derb mit dem Schlüſſelbund, damit die Häſtlinge Vorkehrungen treffen konnten, ehe er pflichtſchuldig durchs Guckloch ſah, wie die Herrſchaften ſich die Zeit vertrieben. Dann ging er und beſorgte einen großen Tintentiegel und einen Paſt Ranzleipapier für Numero Neunzehn.

„Wird's reichen?“

„Ich danke, ich danke,“ ſagte Ferleitner. „Nur brauch' ich auch noch eine Feder.“

„O nein, mein Lieber, o nein! Das kennen wir. Seit ſich vor fünf Jahren auf Numero Dreiundvierzig der Notar mit einer Stahlfeder abgeſtochen hat, geb' ich keine mehr.“

„Aber ohne Feder kann man doch nicht ſchreiben.“

„Das geht mich nit an. Ich kann's nit einmal mit der Feder.“

„Der Herr Präſident hat mir eine zugeſagt,“ erinnerte Konrad beſcheidenlich.

Da fuhr der Alte neuerdings auf: „Wiſſen's, dieſer Präſident, der geht mir jezt ſchon bis da herauf!“ Er legte ſeine Hand wagtrecht ans Kinn. „Er brocht ein und unfereiner ſoll nachher allemal alles auslöſſeln.“ Dann kaum verſtändlich in ſeinen Bart: „Ich ſag' juſt einmal das, wenn ſie einen wochenlang hängen laſſen, ehe ſie ihn hängen, ſo iſt das ein — ein — Herrgott, ich kann nit mehr ordentlich — ich finde keine ſchönen Worte nicht! Wenn einer da auskneift, kein Wunder!“

„Lötten werde ich mich nicht,“ ſagte Konrad gelaffen. „Sie ſagen, ich hätte Hoffnung auf den König.“

„Und da wollen Sie ihm ſchreiben. Wiſſen's, helfen wird das nit viel, aber Sie können's tun. Haben ja Zeit. Immer einmal iſt es doch gut, daß wir eine lange Bürokratenbank haben. Wiſſen's, tröſten's Ihnen, mir tun's auch unrecht. Mir geben's meinen Abſchied nit. Na, bei uns geht's zu!“

Dann ging er und brachte einen Siegel mit roſtigen Stahlfedern. „Aber, daß Sie mir keine vertun!“ Denn es waren lauter Federn, mit denen Todesurteile geſchrieben worden; der Alte hatte eine Sammlung von ſolchen Malefizſachen und hoffte, ſie einmal an

einen reichen Engländer verkaufen zu können. „Befehlen Euer Gnaden noch etwas?“ Mit diesen Spottworten verließ er die Zelle und polsterte und fluchte den Gang entlang. Die Gefangenen glaubten immer, er fluchte über sie.

Der Gerichtspräsident schritt, die Hände auf dem Rücken, durch sein großes Arbeitszimmer. Doch ein verdammt kritischer Fall! Wäre der Kanzler an dem Tage nicht aufgegeben gewesen, so hätte das Urteil anders gelaute. Das Gnadengesuch! Ob es andere Folgen haben wird, als dem armen Menschen die Qual zu verlängern? Ob es am Ende nicht doch besser gewesen wäre —? Es könnte alles vorüber sein. — Aus dem Nebenzimmer kam ein alter Beamter und legte ein Aktenbündel auf den Tisch.

„Herr Gerichtsrat, auf einen Augenblick. Das Gnadengesuch an Seine Majestät ist abgegangen?“

„Ist abgegangen.“

„Was halten Sie davon?“

Der Gerichtsrat hob die Achseln und — ließ sie wieder fallen.

Ronrad kauerte da und starrte auf den Tisch. Hier lag alles — Papier, Tinte, Federn. Was wollte er schreiben? Seine Traurigkeit herauszuschreiben, wie fängt man das nur an? Er hob sein Gesicht, als suche er nach etwas. Der Blick fiel durch das Fenster auf die Mauer, deren oberer Rand im Abendsonnenschein leuchtete. So glühen die Alpenspitzen. Ach Welt, du schöne Welt! — Drei Wochen noch. Oder doppelt so lang. Dann —. Das Herzklopfen tat ihm weh, es schlug wie Hämmer an den Schläfen. Da denkt man immer an den einen — kam es ihm plötzlich zu Sinn — es gibt doch auch noch andere Scharfrichter! — Das Abendmahl war da. Eine Blechkanne mit Reisbrei und ein Stück Brot. Er verzehrte es gleichgültig, doch bis auf das letzte Krümchen. Dann kam die Nacht, und auf dem Fleckchen zwischen Dach und Schornstein stand wieder der Stern. Mit Andacht schaute Ronrad zu ihm auf, die wenigen Minuten, bis er verschwunden war. Dann wieder die lange, lichtlose, trostlose Nacht. Und das nennt man leben. Und um dieses Leben bittet man den König. Wenn ein König Gnade gibt, so sei es Sonnenschein. Aber — es ist viel verlangt. Wer zu seinem Bruder sagt: Du Racker, der ist schuldig. Und wer die Absicht hat, zu töten? — Die Güte, die er vom Richter erfahren, hatte ihn zwar ein wenig gestärkt, aber der letzte seiner ringenden Gedanken war allemal: Hoffnungslos!

In der folgenden Nacht bekam Konrad einen andern Besuch. Seine Mutter. Im Sonntagskleide, wie einst, wenn sie zur Kommunion ging. Und sie hatte jemanden bei sich. Sie trat ans Lager des Sohnes und sagte: „Konrad, hier bringe ich dir einen guten Bekannten.“

Als er nach ihrer Hand tastete, war sie nicht mehr da. Sinegen stand mitten in der dämmernden Zelle der Herr Jesus. Sein weißes Kleid ging hinab bis zum Boden, seine langen Locken lagen über den Achseln, sein helles Gesicht war gegen Konrad gewendet. — —

Als der arme Sünder am Morgen erwachte, war sein Herz voller Wonne. In dieser Nacht war ihm gut gewesen. Flink sprang er vom Lager auf: Himmelsgestalt, dich halte ich fest!

Ein bisher kaum Bewußtes war ihm klar geworden, ganz plötzlich. Er will sich zum Heiland flüchten. Er will sich versenken in Jesus, in dem sich alles vereinte, was je seine Seligkeit gewesen war und werden muß — seine Mutter, seine schuldblose Jugend, seine Gottesfreude, seine Ruh' und Hoffnung, sein ewiges Leben. Jetzt weiß er's: Ein Buch über Jesus will er schreiben. — Nicht etwa, als ob er ein schriftstellerisches Werk leisten möchte, das kann er nicht, das liegt ihm fern. Aber so recht lebendig vergegenwärtigen will er sich den Herrn, recht von ganzer Seele hineinspinnen will er sich in die Heilandsgestalt, daß er einen Freund habe in der Zelle. Dann vielleicht schwindet seine Bangigkeit. In früheren Zeiten hat er sich gerne ein Anliegen so vom Herzen geschrieben, nicht allemal gerade in Briefen, auch oft ganz für sich selbst. Manches, was ihm sonst nicht klar und faßbar werden wollte — mit der Feder in der Hand gelang es ihm, sein inneres Auge zu stärken, daß dämmernde Anbilder fast wesenhaft wurden. Manchen Kameraden und frohen Genossen hatte er sich so gleichsam erschaffen auf seinen Burschenreisen in der Fremde, wenn ihm bange werden wollte. So will er nun in seiner Verlassenheit versuchen, den Heiland zu sich zu laden in die Armenfünderzelle. Rein äußerer Behelf ist zur Hand, aus sich heraus muß er ihn erwecken. Aus kindlichen Erinnerungen, aus den Resten des Schulwissens, aus den Bruchstücken seiner Bücherbelesenheit, vor allem aus den biblischen Erzählungen der Mutter, will er es wagen, den Herrn Jesus so lange zu bitten, bis er kommt.

Und nun begann der zum Tode verurteilte Ferleitner eine Schrift zu schreiben, soweit es ihm gegeben war. In der ersten Zeit wurde sein Träumen und Denken und Gestalten gar oft unterbrochen durch Verzagtheit und angstvolle Erregung, die ihm die Pulse rasen und wieder den Herzschlag fast stillstehen machte. Dann kauerte er

im Winkel und weinte und stöhnte und rang vergeblich mit der Gier nach irdischem Leben. Wenn es ihm aber doch wieder gelang, sich zu sammeln und er neuerdings die Feder ergriff, dann kam sachte die Beruhigung, die immer länger anhielt. So ereignete es sich, daß er oft stundenlang schrieb, daß seine Wangen sich röteten und sein Auge zu leuchten begann — dann wandelte er mit Jesus in Galiläa. — Erwachte er plötzlich aus seinen Gesichten und fand sich in der Kerkerzelle, so kam wohl die Traurigkeit, aber es war nicht mehr der Sturz in die Hölle, er war schon stark genug, um sich auf seine Insel der Seligen zurück zu retten. Und so schrieb er und schrieb. Nicht danach fragte er, ob es der Heiland der Bücher war. Sein Heiland war es, wie er in ihm lebte, wie er ihn und gerade ihn erlösen konnte. So vollzog sich bei diesem armen Sünder im Kleinen, wie es sich bei den Völkern im Großen vollzieht: wenn schon nicht immer der historische Jesus zum Heilande wird, so wird doch der geglaubte Heiland zum historischen, indem er durch das Gemüt der Menschen die Weltgeschichte leitet. Der im Buche steht, ist es nicht für jeden; der im Herzen lebt, ist es. Solches ist auch das Geheimnis von des Heilands ewiger Kraft, daß er für den einen Menschen gerade der ist, den derselbe Mensch braucht. In den Evangelien lesen wir, daß Jesus zu verschiedenen Zeiten und verschiedenen Menschen in anderer Gestalt erschienen ist. Das soll uns eine Mahnung sein, jedem gerade seinen Jesus zu gönnen. Wenn es nur der Jesus der Liebe und des Vertrauens ist, dann ist es der rechte.

In diesem Dichten und Schreiben des Gefangenen geschah es auch manchmal, daß vom Fenster herab ein breiter, weicher Lichtfunke in die Zelle flog, über die Wand, über den Siegelboden, über das Tischchen zuckte und dann wohl gar ein Weilchen liegen blieb auf dem weißen Papier. Und so war es, daß Licht kam in diesen einsamen Raum, aber noch unsagbar mehr Licht ins Gemüt des Schreibenden. Dann freilich zuweilen, wenn der alte, gutmütige Brummbär kam, wagte Konrad schüchtern zu fragen: „Hört man noch nichts?“

Der Bescheid, manchmal freundlich, manchmal barsch: „Nein.“ Und einmal, nach unentschlossenem Zögern: „Der Kanzler ist wohl gesund?“

Keine Antwort.

Von der Schrift bekam der Kerkermeister sehr wenig zu sehen. So oft der Schlüssel rasselte, wurde sie rasch verborgen hinter einem Laten — wie der Kindliche sein Liebstes verdeckt vor unberufenen Augen. — Als der Wochen fünf oder sechs vergangen waren, lagen

Hunderte von beschriebenen Blättern da. Konrad legte sie in einen Umschlag und schrieb darauf hin die Zeichen

„I. N. R. I.

Gesicht eines armen Sünder's.“

(Fortsetzung folgt.)



## Was ist das Lied?

Von

Minna von Mädler.

Was ist das Lied? Es ist ein hold Erinnern  
 Von einem frühern, lichterfüllten Sein;  
 Ein milder Ton, nachhallend noch im Innern  
 Von Sphärenklängen, zauberisch und rein;  
 Es ist der Traum der blinden Philomele  
 Von Lenzeslust in trüber Winterzeit;  
 Das leise Kämpfen der gefangnen Seele  
 Mit allen Schmerzen rauher Wirklichkeit.

Was ist das Lied? Es ist ein banges Fragen,  
 Melodisch an die Herzen abgesandt;  
 Ein sanftes Trösten trauerndem Verzagen;  
 Ein stiller Gruß der Seelen, treu verwandt;  
 Es ist die Perle, die das harte Leben  
 Tief aus dem Schoß der Herzensmuschel ringt;  
 Der Harfenton, geweckt in Sturmes Beben;  
 Das Echo, das in Waldesnacht verklingt.

Was ist das Lied? Es ist die Freudenträne,  
 Geweint vom kranken Kinde, dem Gemüt;  
 Der goldne Staub vom Sittig der Phaläne;  
 Die Rose, die dem Grabesmoos entblüht;  
 Es ist der Efeu, der mit frischem Kranze  
 Erhabne Trümmer grünend noch umschlingt;  
 Das Purpurwölkchen, das vom Sonnenglanze,  
 Der lange schied, uns holde Grüße bringt.

Was ist das Lied? Es ist der Andacht Flügel,  
 Der das Gebet zum Quell des Lichtes trägt;  
 Der Aschentrug auf toter Liebe Hügel;  
 Der Memnonssäulenklang, im Strahl erregt;  
 Es ist das lust'ge Kind, verbannt vom Himmel,  
 Das festen Fuß auf Erden nimmer faßt,  
 Und, ob es jubelt auch im Luftgewimmel,  
 Ein stiller, ernster, heimatloser Gast.





## Bierzehn Originalbriefe Niebuhrs.

(Aus den Jahren 1806—1808.)

### Einleitung.

Die im folgenden mitzuteilenden Briefe Niebuhrs wurden von ihm an seinen Freund, John Gibsone aus Danzig, auch Baron Gibsone genannt, gerichtet. Gibsone, sowie sein jüngerer Bruder Alexander, der spätere großbritannische Konsul, waren als Jünglinge von Schottland aus nach Danzig gekommen, um in das Geschäft ihres Onkels, des alten, durch seine Korrespondenz mit Friedrich dem Großen betreffs des Ankaufs der Przebendowskischen Güter bekannten Alexander Gibsone einzutreten. Von ihrem Onkel zu Haupterben eingesezt, brachten sie es bald zu großem Reichtum und bewiesen sich in der schweren Zeit der napoleonischen Kriegsdrangsale und der deutschen Schmach als treue Kämpfer für das Wohl ihres Adoptivlandes. „Wenn alle Minister und alle Generale“, schreibt Gneisenau im Jahre 1819 an Alexander, „sich dem Tyrannen mit gleichem Eifer wie Sie widersezt haben würden, so wären wir sicher nicht besiegt worden.“ Während Alexander an der Seite des Generals Ralkreuth unermüdlich tätig war, das Elend im belagerten Danzig zu mildern, suchte sein älterer Bruder in Dänemark, Schweden und England die Gemüter für die unterjochten Provinzen zu entflammen und Gelder für die Notleidenden zu sammeln. Wiederholt wurde die Tätigkeit der beiden Brüder an höchster Stelle anerkannt. John wandte sich später nach Rom, wo er, wie aus seinen Briefen an Humboldt zu schließen ist, die Stellung eines politischen Agenten Preußens bekleidete. Er starb in Potsdam im Jahre 1819.

Der Schreiber der Briefe, der Geschichtsforscher, Kritiker und Staatsmann Barthold G. Niebuhr, wurde am 27. August 1776 zu Kopenhagen als Sohn des Forschungsreisenden Karsten Niebuhr geboren. Er studierte, nachdem er von seinem Vater und in Hamburg vorgebildet worden war, in Kiel Rechte, und wurde nach Ablauf seiner Studienzeit im Jahre 1796 Privatsekretär des dänischen Staatsministers Ernst Schimmelmann. Einige



Jahre darauf unternahm er Reisen und hielt sich der Sprache wegen namentlich in London und dann in Edinburgh auf, wo er, auf das lebenswürdigste aufgenommen und begeistert von der Schönheit der schottischen Hauptstadt, mehrere Monate zubrachte. Nach seiner Rückkehr trat er in den dänischen Staatsdienst und wurde Direktor der Bank (1804), aber schon 1806 vertauschte er den dänischen mit dem preussischen Staatsdienst, wo er zum Mitdirektor der Seehandlung, eines zur Hebung des Handels mit dem Ausland, der Leinenindustrie usw. gegründeten preussischen Institutes, ernannt wurde (1806). Über die folgenden Jahre seines Lebens geben die hier abgedruckten Briefe Auskunft. 1809 benutzte die Regierung seine Dienste zur Vermittlung einer Anleihe in Holland. Bis zum Jahre 1810 lebte Niebuhr dann in Berlin als Staatsrat und Sektionschef für das Staatsschuldenwesen. Ein Zerwürfniß mit Hardenberg veranlaßte ihn, seinen Abschied zu nehmen, man darf wohl sagen, zum Glück für die Welt, denn nun begann er an der Universität seine viel besuchten und berühmten Vorlesungen über die römische Geschichte zu halten. 1813 trat er wieder in den Staatsdienst ein und meldete sich gleichzeitig zum Eintritt in das preussische Heer. Nach der Befreiung Deutschlands vom französischen Joch wurde Niebuhr Gesandter in Rom (1816) und leitete dort die Unterhandlungen über die Organisation der katholischen Kirche in Preußen. Von 1823 bis zu seinem Tode im Jahre 1831 wirkte er an der Universität Bonn.

Niebuhrs Hauptwerk ist die „römische Geschichte“. Er hinterließ aber auch staatswissenschaftliche und philologische Schriften. Ausgezeichnet als kritischer Geschichtsforscher und als Finanzmann, ein sehr gewandter Linguist — er sprach über zehn Sprachen —, ein guter Patriot und ein unbestechlicher, edler Mann: so tritt er uns in seinen Briefen und Werken entgegen.

\* \* \*

### Erster Brief.

Berlin, Okt. 17. 1806.

Hochgeehrter Herr!

Ich schreibe Ihnen in tiefster Niedergeschlagenheit. Des Königs Armee hat eine vollständige Niederlage erlitten und ist, soweit wir wissen, beinahe aufgerieben. Man sagt, unser erster Plan sei durch den Verrat eines französisch-schweizerischen Offiziers, den der König befördert hatte, entdeckt; und es gilt als ausgemacht, daß wir durch Unentschiedenheit und weitläufige Beratungen, sowie schließlich dadurch, daß unsere Generale weder versuchten, die Verbindung mit der Armee des Fürsten Hohenlohe herzustellen, die durch das unglückliche Gefecht des Prinzen Louis unterbrochen worden war, noch wußten, daß der Feind die Saale überschritten hatte, zugrunde gerichtet worden sind. Was die Einzelheiten und die Ausdehnung der traurigen Schlacht anbetrifft, so sind wir darüber größtenteils noch nicht informiert. Ich meinestils fehne mich nach keiner weitem Nachricht. Die Truppen haben heroische Tapferkeit bewiesen, und dies gewährt uns wenigstens

den Schatten eines Frostes! Sie sollen die französische Gnade von sich gewiesen haben, und von ihnen kann man sicher sagen, daß sie von den Gefühlen auch wirklich befeelt waren, die sie zur Schau trugen, als sie den Krieg forderten. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Ob wir noch hoffen dürfen, daß der Rest unserer Armee einen erträglichen Rückzug bewerkstelligt; ob noch die Möglichkeit vorhanden, die übrigen Streitkräfte der östlichen Provinzen heranzuziehen und uns mit den zögernden Russen zu vereinigen: alles dies kann ich nicht vorherwissen. Aber was auch immer der Schicksalschluß sein mag und wie groß auch immer sein verderblicher Einfluß auf unsere persönliche Lage, verlassen Sie sich darauf, daß weder ich, und noch weniger vielleicht meine Frau, jemals den Frieden einem sofortigen Untergange vorziehen werden.

Da die Finanzbehörden der Regierung entweder ganz aufgelöst sind oder aus dieser dem Feinde ausgesetzten Hauptstadt in andre Orte verlegt werden, so haben wir beschlossen, morgen Berlin zu verlassen. Wir haben Stettin vor Breslau den Vorzug gegeben, obwohl unsere Freunde die letztgenannte Stadt empfahlen. Es wird allerdings sehr schwer sein, ein wenn auch noch so bescheidenes Unterkommen in einer Provinzialstadt zu finden, die als zeitweiliger Aufenthalt des Hofes und der Behörden überfüllt sein wird. Sollte die Gefahr näher kommen, werden wir nach Danzig übersiedeln, und wir bauen darauf, daß Ihr Haus uns dieselbe Gastfreundschaft erweisen wird wie in Kopenhagen. Wir stehen im letzten Akte der Tragödie der Schrecken! Ich mag nicht daran denken, was hier höchst wahrscheinlich geschehen wird. Ich kann nicht daran denken. Selbst der Kummer schweigt in gewissem Maße vor solchen Unglücksschlägen, wie wir sie erdulden: ich spüre weder Furcht noch Besorgnis; ich bin nur völlig betäubt von dem Übermaß unseres grenzenlosen Elends.

Lassen Sie von sich hören, lieber Freund; das wird meinen Kummer beschwichtigen. Schicken Sie Ihre Briefe nach Stettin p. A. J. C. Brede. Sagen Sie unsern Freunden, daß ich ihrer stets gedenke und hoffe, auch von ihnen nicht vergessen zu sein. Bald werde ich an einige von ihnen schreiben; es wird die düsteren, einsamen Stunden in der Verbannung aufhellen.

Mit herzlichsten Grüßen

Ihr getreuer Freund

Niebuhr.

### Zweiter Brief.

Danzig, Nov. 3. 1806.

Lieber Freund!

Selbst die letzten Strahlen trüchter Hoffnungen scheinen jetzt für jedermann verschwunden; und ich glaube, die gänzliche Auflösung der Monarchie wird nur noch das Werk einiger weniger Tage sein. Möge das Geschick die Urheber unsres Elends bestrafen; diejenigen, die durch Verrat und eine

in der Geschichte unerreicht dastehende Dummheit unsern Untergang und den unfres tapfern Volkes herbeigeführt haben. Ich fange jetzt an, mich mit unserer eigenen Lage zu beschäftigen, während der ersten Zeit war mir dieselbe gleichgültig. Nach Rußland zu fliehen, ist für mich ein schrecklicher Gedanke. Ich würde es vorziehen, selbst in dieser stürmischen Jahreszeit, über die Ostsee zu fahren. In Kopenhagen bin ich nicht ohne Hilfsquellen, und von diesem Hafen aus könnte ich mich in ein entlegeneres Land zurückziehen.

Wir werden es bald erfahren, was unsere Regierung, diese Schattenexistenz, der man nur widerwillig gehorcht, über unser Schicksal entscheidet, und wohin wir uns zu wenden haben werden. Vielleicht finden Ihre Freunde noch weitere Gelegenheit, um Briefe nach Elsmore zu befördern. Wenn dem so ist, sollen Sie von mir hören. Dann kann ich auch der höchst schmerzlichen Pflicht nachkommen, Ihnen eine getreue Schilderung des Zustandes der Verwirrung, Zerstörung und Torheit zu geben, unter der unser Land augenblicklich leidet. . .

Aufs herzlichste

Ihr Niebuhr.

### Dritter Brief.

Königsberg, Nov. 18. 1806.

Lieber Freund!

Da mein Kollege Labaye und Herr Staegemann auf einer geheimen Mission abwesend sind — Herr Winterfeld, der frühere Bankdirektor, ist nämlich wegen einer Meinungsverschiedenheit mit dem Minister betreffs der bei der Leitung der Bank zu befolgenden Grundsätze entlassen —, so fallen die Geschäfte der Seehandlungsgesellschaft, d. h. soviel davon bei der gegenwärtigen politischen Lage noch übrig geblieben ist, auf mich, und meine Anwesenheit an demselben Ort, wo Baron Stein sich aufhält, wird unumgänglich notwendig. Wenn irgend etwas den allgemeinen Kummer über unsere traurige und hoffnungslose Lage noch vergrößern könnte, so wäre es der Gedanke an das weite Gebiet für eine nützliche Tätigkeit, das mir offenstand, und an die Leichtigkeit, womit ich die großen Quellen für die nationale Wohlfahrt hätte ausbeuten können, die jetzt nur so ungenügend von der Bank sowohl wie von der Seehandlungsgesellschaft angewandt werden. Als Minister übertrifft Baron Stein alle meine Erwartungen. Seine Ansichten sind ungewöhnlich umfassend; er besitzt einen durchdringenden Scharfsinn; seine allgemeinen Grundsätze sind, soweit ich urteilen kann, durchaus zu billigen. Die Fehler, die bei der Einführung des Papiersystems gemacht wurden, fallen nicht ihm zur Last; und ich finde ihn, im Gegensatz zu der allgemeinen Annahme, Beweisen und Erfahrungslehren so zugänglich, daß ich überzeugt bin, er würde bei günstigen politischen Verhältnissen die notwendigen Vorschläge zur Abstellung der Übelstände, die der angenommene Plan notwendig mit sich gebracht haben würde, bereitwillig nicht nur in

Betracht gezogen, sondern auch angenommen haben. Die Unvollkommenheiten dieses Planes sind ihm nicht beizumessen; sie hatten sich auch noch nicht besonders fühlbar gemacht. Das Gerücht, daß das Papiergeld um mehrere Prozente an Wert verloren, war falsch bis zum Tage unserer Niederlage. Allerdings war die Auswechslung von Silber und Gold ungewöhnlich ungünstig, aber die Banknoten hatten nichts damit zu tun . . .

Baron Stein ist bei den meisten Leuten in untergeordneten Stellungen unbeliebt, da er gegen das, was er vulgäre Fähigkeiten und vulgäre Bestimmungen nennt, einen großen Widerwillen hegt und diesen auch durchaus nicht zu verbergen sucht. Er verachtet die größere Zahl derer, die unter der früheren Verwaltung aufgerückt sind; selbst für die Mehrzahl seiner eigenen Kollegen und im allgemeinen für die ganze Zivil- und Militärverwaltung hegt er keine Bewunderung. Er haßt das Kabinett und gesteht seinen Haß zu. Seine Partei, wenn von seiner Partei die Rede sein kann, besteht ausschließlich aus Männern, die sich in irgendeiner Weise ausgezeichnet haben. Da aber jeder, der sich im Besitz von einiger Energie und einiger Kenntnis weiß, auch davon überzeugt sein darf, daß er ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihn zu schätzen wissen wird, so bin ich auch dessen gewiß, daß alles, was im Lande wahrhaft patriotisch und hervorragend ist, ihm anhängen wird.

Den 20. November. Infolge der Ankunft eines Boten aus Berlin im Hauptquartier, die eine Botschaft des Königs an die Minister nötig macht, hat Baron Stein gestern die Stadt verlassen und ist nach Osterode gereist. Seitdem sind wieder Friedensgerüchte im Umlauf und werden, wie ich zu meinem großen Kummer gestehen muß, vom Volke mit großer Beugung aufgenommen.

Da es keinem Zweifel unterliegen kann, daß der König und das Kabinett alle Bedingungen, und seien sie auch noch so demütigend, annehmen werden, so bleibt die einzige Sorge unsres lieben, weisen Publikums die, Mittel und Wege zu finden, um die Russen, die jetzt unsere Provinzen betreten und, die Wahrheit zu gestehen, okkupiert haben, zu überreden, sich hinter die von ihnen eingenommene, außerordentlich wichtige Stellung zurückziehen. Eine allgemeine Unterhandlung, einschließlic Russlands, liegt wahrscheinlich nicht im Plane Bonapartes; vielmehr müssen wir annehmen, daß er auf ein vollständiges Lösen der russischen Allianz zu bestehen gedenkt und es dem König überlassen wird, die Russen zum Rückzug aufzufordern, um sie dann später im Bunde mit den noch übrigen Streitkräften Preußens anzugreifen oder sie hinter die Memel zurückzudrängen und dort mit der französischen Armee, die indessen durch die friedlichen Winterquartiere im Herzen der preussischen Provinzen auf ihre volle Stärke gebracht worden ist, zu überwältigen. Es erscheint unbestreitbar, daß Kaiser Alexander aus keinem Grunde, auch nicht aus Mitleid mit dem Elend der preussischen Provinzen, auf etwaige ihm von unserm Hofe gemachten Vorschläge eingehen darf. Aber ob seine Schwäche ihn nicht bewegen wird,

die Sache seines Volkes aufzugeben, bleibt dahingestellt. Ich halte es nicht für unmöglich, daß er es tun wird. In dem Falle wird die Erniedrigung unseres Hofes den tiefsten Punkt erreicht haben, während die Leiden des Landes dadurch nicht gemindert werden.

Beim Schreiben der ersten Seiten dieses Briefes versuchte ich, die Betrachtungen über das Schreckliche unserer Lage, die sich uns unwillkürlich in jeder Pause der Einsamkeit und Stille aufdrängen, für den Augenblick zu vergessen. Sich über unsere Verluste und die Einzelheiten unseres Unglücks aufzuhalten, würde zu keinem Zwecke führen. Unterdeffen werden Sie über die Kriegsereignisse besser unterrichtet sein als wir. Die französischen Berichte, soweit wir sie gesehen haben, scheinen leider nur zu wahr. Es wird behauptet, daß die in dieser Provinz versammelte Armee die Stärke von 24 000 Mann nicht übersteige: einige Aushebungen haben stattgefunden, aber der Waffenvorrat ist ungenügend (Nachschrift vom 22. Nov. Dies kann nicht der Fall sein, da neue Bataillone gerade jetzt ausgehoben und hier bewaffnet werden.), da die Zeughäuser in Stettin und Küstrin in die Hände des Feindes gefallen sind. Unsere letzte Hoffnung, daß nämlich ein gewisses Maß von Energie durch den außerordentlichen Druck der Umstände wachgerufen würde, ist fehlgeschlagen: wenigstens ist bis jetzt in den ergriffenen Maßregeln keine Besserung zu bemerken. In Pommern war die Stimmung des Volkes eine vortreffliche; Tausende würden sich gestellt haben, wenn man sie zur Verteidigung ihres Vaterlandes aufgerufen hätte. An mehreren Orten dieser Provinz, auf dem Wege nach Danzig, erzählte man uns, daß Rekruten in beträchtlicher Zahl sich versammelten, um nach Graudenz entsandt zu werden, aber vermutlich sind sie nach der Ubergabe der zwei Oderfestungen wieder aufgelöst worden. Lombard wurde am Tage unserer Ankunft in Stettin festgenommen. Er würde buchstäblich in Stücke gerissen sein, wenn das Volk geahnt hätte, daß er als Staatsgefangener auf die Wache gebracht wurde. Hätte dieser blutige Akt der Gerechtigkeit stattgefunden, würde die Stadt sich nicht übergeben haben. Die Männer riefen laut nach Waffen und baten um die Erlaubnis, die Wälle verteidigen zu dürfen. Aber die Kaufleute sowohl wie der feige, alte Kommandant, von Romberg, widersetzten sich diesen extremen Maßnahmen. Stettin ist übrigens als Festung nicht viel wert; die Befestigungen sind unvernünftig ausgedehnt und waren länger als ein halbes Jahrhundert vernachlässigt worden. Außerdem gewährten die Höhen in der Umgebung der Stadt die schönste Gelegenheit zum Bombardement. Aber die Franzosen hatten keine schwere Artillerie, nicht einen einzigen Mörser. Hätte man Freiwillige ausgehoben und die Besatzung nur zur Verteidigung der Innentwerke verwandt, so hätte die Stadt noch lange aushalten können. Ein Aufstand zur gehörigen Zeit hätte die Nation auf Kosten regierungsunfähiger Individuen retten können. Selbst später noch hätte man dem siegreichen Feinde kraftvollen Widerstand entgegensetzen können, wenn man zuvor dem Volk durch die Bestrafung der Urheber unseres Elendes Genugthuung verschafft hätte.

Aber das Gegentheil geschah; und es wurde nun dem gefunden Verstand des Volkes klar durch die Freisprechung Lombards, daß alles im früheren Geleise fortgehen solle. Dieser bedauernswerte Schritt erstückte alle kühnen Regungen; das Volk unterwarf sich; die reichen Egoisten erhoben ihr Haupt und behaupteten offen, daß die Unterwerfung allein wenigstens ihr Eigentum retten könne. Feiglinge und bestochene Beamte schmiedeten ihre Ränke. In Danzig herrschte eine sehr schlechte Stimmung bei vielen; man besorgte sogar aufrührerische Bewegungen unter der Bevölkerung. Ich gestehe aber offen, daß ich sie viel weniger tadle als die selbstsüchtigen und niedrig denkenden Einwohner der Stadt, in der wir augenblicklich wohnen. Es ist im Gegentheil überraschend, daß viele aus den besseren Ständen in Danzig ihren alten Groll gegen Preußen ihren besseren Gefühlen gegen die Tyrannei Frankreichs geopfert haben. Königsberg scheint eine recht langweilige Stadt zu sein, besetzt von niedriger Eifersucht gegen Berlin und einem gewissen nationalen Widerwillen. Die frühere Vorliebe der Ostpreußen jedoch für die Russen ist verschwunden. Sie behaupten, daß die russischen Truppen, die im letzten Frühling ihre Provinz durchzogen, große Erzeße begangen haben, und sie fürchten, daß, falls der Friede ohne Zustimmung Rußlands unterzeichnet werden sollte, die Armee des Generals Bennigsen von ihrem Lande Besitz ergreifen würde. Es ist mir nicht gelungen, in dieser ganzen Zeit irgendwelche Maßnahmen in irgendeinem Verwaltungszweige zu entdecken, die von höheren Gesichtspunkten aus diktiert erscheinen als die früheren Gewohnheiten, und da sich nirgends eine Änderung zeigt, kann auch niemand eine Wendung zum Besseren erwarten, es sei denn, die Russen täten Wunder. Über die folgende Anekdote werden Sie lachen, wie wir es getan haben. Das Kriegsministerium wurde nach Graudenz verlegt, und da dort kein öffentliches und passendes Gebäude gefunden werden konnte, um die verschiedenen Bureaus desselben aufzunehmen, wurde ihm das neue, erst kürzlich fertig gewordene und von seinen Insassen noch nicht bezogene Zuchthaus angewiesen. Über dem Tor dieses Gebäudes findet sich die folgende Inschrift: „Reue und Besserung“; in der That sehr geeignet für die jetzigen ehrenhaften Bewohner!

Nun muß ich Ihnen noch für Ihren Brief vom 4. d. Mts. danken. Sie sind immer noch der einzige Freund, dessen Briefe uns erreichen. — Da ich englisch anfang, will ich auch englisch fortfahren. Sie raten uns, in Dänemark eine Zuflucht zu suchen: aber Sie werden sich seitdem überzeugt haben, daß ich augenblicklich keine Wahl habe, vielmehr hier oder an dem Orte bleiben muß, wo sich das Schattenbild einer Verwaltung niedergelassen hat. So ohne alle Hoffnung von einem Ort zum andern umherzuziehen, ist besonders in dieser Jahreszeit recht beschwerlich. Unsere Gesundheit muß darunter leiden, obschon sie bis jetzt nicht wesentlich schlechter geworden ist. Die Überfahrt von der Küste nach Kopenhagen wäre außerdem mit vielem Ungemach verbunden, und meine Frau scheint eine Auswanderung nach Rußland für diesen Winter vorzuziehen. Im nächsten

Frühjahr können wir dann dort definitive Pläne fassen. Ich hätte mit des Ministers Genehmigung in Berlin bleiben können, da an die Ausführung der ausgedehnten Reformen, um derenwillen man mich hieher berief, jetzt nicht gedacht werden kann, und was von gewöhnlicher Arbeit übrig ist, von denen, die sie bisher geleitet und besser verstehen, ganz genügend geleistet werden konnte. Jedem, der zurückblieb, zahlte man ein sechsmonatliches Gehalt aus, und so würde auch in dieser Hinsicht unsere Lage besser gewesen sein, als sie es jetzt ist. Von Berlin hätten wir uns mit einem französischen Paß nach Dänemark zurückziehen können. Da wir es aber nicht über uns gewinnen konnten, die Franzosen in Berlin zu sehen, entschlossen wir uns, selbst abgesehen von Befürchtungen betreffs meiner persönlichen Sicherheit, der Verwaltungsbehörde zu folgen, wohin sie ging, insbesondere da damals der Zustand des Landes noch nicht so völlig hoffnungslos erschien. Ubrigens haben es die Umstände so gefügt, daß meine Gegenwart hier doch nicht ganz nutzlos gewesen ist. Jetzt mein Amt niederzulegen, ehe das Schicksal des Landes entschieden ist, wäre für mich moralisch eine Unmöglichkeit. Solange der Minister es für seine Pflicht hält, auf seinem Posten auszuharren, wird und muß er auch mich dazu verpflichtet erachten. Deshalb kann ich auch augenblicklich keine festen Pläne betreffs unserer Zukunft machen. Ich gestehe Ihnen indes ganz offen, daß ich bedaure, in den Staatsdienst getreten zu sein, nicht weil das Land leidet oder weil unser Anteil an seinem Leiden kein geringer ist, sondern wegen der schändlichen Ursachen unsres Unglücks und darum, daß ich mich schäme, dem inneren Zeugnis keinen Glauben geschenkt zu haben, wonach eine so schwache, so törichte und so entkräftete Regierung sich unmöglich einem so großen Kampfe gewachsen fühlen konnte. Das Vorgeben des Rabinetts, für die Verteidigung der Freiheit und die nationale Ehre einzutreten, glich dem Vorgeben einer Prostituirten, ihr Leben für die Sache der Keuschheit zu opfern. Bei dieser Gelegenheit fühle ich, und dies Gefühl demüthigt mich noch tiefer, von wie geringem praktischen Nutzen historische Kenntniß ist. Wenige, glaube ich, haben die großen Umwälzungen früherer Zeiten mit größerer Aufmerksamkeit studiert; ich sah die Ursachen ihres unvermeidlichen Resultates und konnte sie in der Geschichte nachweisen; aber ich war blind gegen die Beweise dafür, daß genau dieselben Gründe mitwirkten, welche die letzten verzweiflungsvollen Anstrengungen der von Rom unterdrückten Staaten in schimpflichem Untergang enden ließen. Wir fühlten, daß Widerstand absolut nötig sei; wir musterten unsere politischen und moralischen Hilfsmittel und waren überzeugt, sie würden für den Zweck ausreichen. Wir zogen weiter den voreiligen Schluß, daß, wenn der Widerstand einmal eine beschlossene Sache sei, auch ein Wechsel des Ministeriums dem Wechsel der Politik folgen würde, und daß diejenigen, welche, von der Stimme des Volkes berufen, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hand nahmen, auch so handeln würden, wie wir uns bewußt waren, daß wir handeln sollten und würden. Diese Leichtgläubigkeit erscheint mir jetzt lächer-

lich, und wenn ich noch so lange lebe, um die Memoiren meiner Zeit zu schreiben, werde ich mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie an meinem eigenen Beispiel dem Tadel der Nachwelt preiszugeben. Dieselbe Fatalität, wodurch das böse Prinzip ganze Nationen zugrunde gerichtet hat, hat auch mich aus einer friedlichen Stellung ins Verderben gelockt. Dieser verächtliche Theil unseres Leidens macht es so unerträglich. Kein geborener preussischer Untertan könnte sich freudiger allen nur möglichen Entbehrungen unterworfen haben während eines, ich will nicht sagen glorreichen, aber doch männlichen und im gewöhnlichen Maße unglücklichen Krieges. Aber was für Ausichten haben wir jetzt? Im Falle Frieden geschlossen wird und die Minister ihre Entlassung nicht einreichen, werde ich augenscheinlich nach Berlin zurückkehren müssen, um zu versuchen, einige Ordnung in die Departements zu bringen, bei denen ich beschäftigt bin. Diese Sklaverei wird aber nicht lange dauern, davon können Sie überzeugt sein. So lange wie sie aber dauert, wird sie peinlich sein. Sollte dagegen der Krieg fortgesetzt werden, so bleiben wir entweder hier oder ziehen uns nach Rußland zurück, falls ein Unglück hereinbricht. Übrigens bestätigt es sich, daß der König die Russen ersucht hat, nicht weiter vorzurücken, seinen ersten Befehlen wurde von den russischen Generalen keine Folge gegeben; man weiß noch nicht, ob die späteren besseren Erfolg hatten. Fast alle Herren aus Berlin haben beschlossen, auf keinen Fall sich weiter zurückzuziehen als bis hier; viele fürchten, als Auswanderer behandelt zu werden, falls die Franzosen eine neue Dynastie auf den Thron setzen sollten; andre wieder verhehlen ihre Hoffnung nicht, angestellt zu werden. Da mich aber keines dieser Motive beeinflußt, so wird mich auch nichts, außer der tatsächlichen Unmöglichkeit des Wegzuges, hier halten.

Es ist zu befürchten, daß Dänemark nicht mehr lange unbelästigt bleiben wird, und daß unsere Freunde, die uns jetzt einladen, in unser altes Vaterland zurückzukehren, selber fliehen oder sich unterwerfen müssen. Vielleicht fühlen sich die Franzosen versucht, nachdem sie einmal bis an die Grenzen Holsteins vorgerückt sind, den Dänen ein feindliches Benehmen England gegenüber vorzuschreiben, und in dem Falle muß Vernichtung die Folge sein. Wenn ein Krieg mit England, die Zerstörung der Hauptstadt und die Vernichtung des dänischen Handels nicht die unfehlbaren Folgen eines knechtischen Entschlusses sein würden, so bekenne ich, daß ich eher raten würde diesen Genius der Bosheit anzubeten, als sich von ihm vernichten zu lassen. Aber wenn man beschlösse, alle Truppen vom dänischen Festlande zurückzuziehen und nur Seeland mit Hilfe britischer Truppen zu verteidigen, so wäre dies, meine ich, der beste Plan, unter der Voraussetzung natürlich, daß England auf die Ahndung offener Feindseligkeiten einzugehen noch den Mut besäße. Ich fürchte jedoch, daß das System der Vorsicht und des Mißtrauens (dessen Weisheit allerdings durch das Verhalten derer bewiesen wird, die Dänemark aufforderten, sich mit ihnen zu vereinigen in der Unterstützung einer Sache, die zu verteidigen sie unwürdig waren) in



großer Übereilung und völliger Verzweiflung endigen wird. Da die Franzosen mit großen Streitkräften vorwärts drängen, erscheint selbst der Rückzug der so nutzlos in Holstein angesammelten Armee einigermaßen gefährdet. Wenn man diese Armee aufs Spiel setzte und verlore, wenn man keine Schiffe ausrüstet, keine Hilfstruppen, ohne Zeit zu verlieren, nach Seeland einschiffet, so zittere ich bei dem Gedanken, daß die Franzosen sich selbst Kopenhagens bemächtigen könnten. Es überrascht uns nicht, zu hören, daß die französische Partei in Kopenhagen in ihrem alten Wahnsinn beharrt; aber vielleicht werden Sie erstaunt sein (vielleicht auch nicht), daß viele hier in diesem Lande ähnliche Ansichten ganz offen zur Schau tragen und sich auf Bonapartes Mäßigung verlassen oder, sollte er anders handeln, die Gerechtigkeit seines Vornes zugeben, weil man ihn mutwilligerweise zum Kriege gereizt. Der patriotische Geist, den die Berliner während der dem Kriege vorhergehenden Krisis an den Tag legten, war zum großen Teil bloß äußerlicher Schein. Sie waren gefühllos gewesen gegenüber der französischen Unterdrückung und dem Todesstöhnen der Ehre und des Glückes, solange sie sich schmeichelten, daß Preußen seinen Anteil bekommen würde, daß sie das erwählte Volk des neuen Gottes seien. Dann erst wurden sie unruhig, als die Gefahr ihrer eigenen Existenz drohte, als sie sahen, wie sie betrogen waren. Abscheuliche Grundsätze waren die Mode gewesen; jetzt wurde es Mode, entgegengesetzte und ehrenwerte Grundsätze hervorzukehren. Ein solches Planetenlicht muß verschwinden, wenn der ursprüngliche Lichtkörper sich verbirgt: es kann niemals echte Wärme gewähren. Die Franzosen werden durch ein ewiges, allverzehrendes Höllefeuer erwärmt.

Besäße ich ein großes Vermögen — und ich fürchte im Gegentheil nur zu sehr, daß ich alles, was ich besitze, wenigstens auf eine gewisse Zeit verlieren werde —, so würde ich England als eine sichere und willkommene Zufluchtsstätte im Auge behalten. Aber jetzt wäre ein solcher Plan vergeblich, obschon ein Engländer namens Hay Drummond, den ich hier kennen lernte, und der, wie er sagt, mit Lord Grenville genau bekannt ist, mir zu der Ausführung desselben rät. Möglicherweise würde ich es auch doch versuchen, wenn ich nur die Gewißheit hätte, mein Brot dort verdienen zu können. Der Name meines Vaters hat mir bisher als genügende Empfehlung innerhalb und außerhalb Englands gedient. Ich besitze Freunde: unser Schicksal würde warme Teilnahme finden; ich habe Kenntnisse, die in England höher geschätzt werden als anderwärts. Durch angestrengten Fleiß könnte ich bald mit der Sprache so vertraut werden, wie es eben einem Ausländer möglich ist, und ich versichere Sie, ich würde viel lieber und ohne Zögern zu der bescheidenen Stellung eines Korrespondenten in einem Handlungshause „herabsteigen“, wozu mich meine Kenntnis des Französischen, Deutschen und Dänischen befähigt, als die höchste Stelle unter den Dienern eines Fürsten einnehmen, der zum Sklaven herabgewürdigt ist. Bitte, raten Sie mir, und wenn Sie den Plan für ausführbar halten,

unterstützen Sie ihn als treuer Freund! Ihre Teilnahme und die unserer gemeinsamen Freunde ist jetzt die beste Gabe unseres guten Genius. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll. Sagen Sie allen, daß wir täglich fühlen, was wir dadurch verloren haben, daß wir sie verließen. Der Gedanke würde mich beglücken, wieder mit ihnen vereinigt werden zu können, vorausgesetzt, daß Kopenhagen unserem Geschick zu entgehen das unerwartete Glück hat. Allerdings würde meine öffentliche Stellung in Berlin in glücklicheren Zeiten dem weit vorzuziehen sein, was ich in Kopenhagen je hätte erlangen können. Der Verkehr mit hervorragenden Männern der Wissenschaft würde mir einen reichen Schatz der Belehrung und des Vergnügens gewährt haben, aber ich zweifle, ob wir Freunde gefunden hätten, deren Gefühle und Denkungsweise die Bedürfnisse unseres Herzens so völlig gestillt haben würden . . .

Am Schlusse eines langen Briefes theile ich Ihnen ohne weitere Erläuterungen folgende Tatsachen mit: 1) Als die erste Abtheilung französischer leichter Infanterie in Leipzig eingezogen war, kam ein gut bekannter Jude in großer Eile zu der Seehandlungsgesellschaft und theilte uns einen von seinem Sohne erhaltenen Brief über diese Sache mit. Dann erzählte er mir privatim, er dürfe nicht alles sagen, was er wisse; er sei aber sicher, die Franzosen würden vor dem 26. in Berlin sein, und die Niederlage unserer Armee sei unvermeidlich.

2) Am gleichen Tage brachte uns Herr Beymes Agent ebenfalls einen Bericht über die Leipziger Affäre und sprach von den Folgen eines französischen Sieges mit so leichtem Herzen, als ob es sich um einen Krieg an der Grenze Chinas gehandelt hätte.

3) Nach unserer Niederlage sprach ein französischer Refugié, ein intimer Freund des Herrn Lombard, indem er uns zu gleicher Zeit die traurigsten Einzelheiten mittheilte, mit genau derselben Gleichgültigkeit und eher wie ein Mann, der durch die Erzählung großer und brillanter Waffentaten animiert wird. Diese beiden letzteren Tatsachen beweisen die abscheuliche Gleichgültigkeit dieses Theils der Bevölkerung. Tatsächlicher Verrat durch die Männer am Ruder scheint mir indes immer noch unglaublich; dagegen ist Verrat in der Armee vorgekommen. Aber so groß war die enorme Unwissenheit und das schlechte Verhalten, daß die Franzosen einen ausgesprochenen Verrat gar nicht einmal wünschten. Dazu bestand Uneinigkeit unter den Generälen; den Offizieren fehlte der Geist der Zucht, und das allerübertriebenste Vertrauen auf Erfolg machte sich bei jedermann geltend. — Endlich muß ich diesen Brief schließen. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen bestens.

Mit herzlichem Gruß Ihr

Niebuhr.

Wenn Sie uns mit einem nach Pillau bestimmten Schiffe die Hamburger Zeitungen vom 16. Oktober bis zum heutigen Datum schicken könnten, würden Sie uns sehr verbinden. Noch ermähne ich Sie zur Vorsicht in

bezug auf die Briefe, die Sie mir zu Lande oder zu Wasser senden, da sie auf der Post möglicherweise geöffnet werden.

#### Vierter Brief.

Königsberg, Dez. 23. 1806.

Mein lieber Freund!

Ich könnte Ihnen einen ganzen Band interessanter Neuigkeiten mittheilen; aber das meiste davon kann man einem Briefe nicht mit Sicherheit anvertrauen. Die öffentliche Lage ist trübe und berechtigt zu keinerlei Hoffnungen. Baron Hardenberg hat sich, hintergangen und voller Widerwillen, nach Memel zurückgezogen. Stein und Röchel halten aus wie Männer, und es wird ihnen möglicherweise endlich gelingen, die Urheber unseres Verderbens herauszutreiben, obwohl, wie ich gestehen muß, der Anschein nicht gerade dafür spricht. Der alte Graf Schulenburg hat sein Amt niedergelegt. Ich bin mit allen unseren hier versammelten Ministern bekannt geworden; ob sie eine „glänzende Versammlung“ genannt zu werden verdienen oder nicht, das überlasse ich Ihnen zu entscheiden. Kennen Sie den alten Dummkopf (im Original steht „idiot“) Diethardt, der nur zum Hohn Kriegsminister genannt zu werden scheint? In der vorigen Woche wurden wir sehr beunruhigt durch das Gerücht, daß die Franzosen die Weichsel überschritten hätten, und wir erwarteten ihr Vorrücken. Alle Vorbereitungen zum Verlassen dieser Stadt und zur Übersiedelung nach Memel waren getroffen. Jetzt hat die Aufregung nachgelassen, und es scheint, daß die Franzosen nicht im Sinne haben, uns zu beunruhigen. Dysenterie wüthet in ihrer Armee und, wie man sich erzählt, noch eine andere abscheuliche Krankheit, die vor dreihundert Jahren ihre Armee in Italien aufrieb. Es ist die gerechte Strafe für ihre furchtbaren Erzeffe, und es ist mein Wunsch, daß sich die Nachricht bestätigt. Unglücklicherweise zeigen die russischen Generale bisher kein Talent und, wie ich zu meinem Leidwesen hinzufügen muß, kaum irgendwelche wohlwollenden Gesinnungen für dies Land. Daß sie das Rabinett mit sehr wenig Achtung behandeln, deswegen table ich sie nicht; aber sie sollten Beweise ihres Eifers für die gemeinsame Sache geben. Vielleicht wird der alte Ramonskoi Besserung schaffen. Günstige Berichte liefen hier in den beiden letzten Tagen um; ob sie aber wahr sind, ist schwierig zu sagen. Wir mißtrauen allen guten Nachrichten. Alle Ihre Briefe mit einer einzigen Ausnahme habe ich, soviel ich weiß, erhalten; selbst Ihr nach Stettin gerichtetes Schreiben erreichte mich vor einigen Tagen uneröffnet . . .

Unveränderlich und in wärmster Freundschaft  
der Ihrige

Niebuhr.

(Schluß folgt.)





## Nun ruhen die Kamine.

Von

Julius Koch.

Nun ruhen die Kamine,  
Das Tagwerk ist vollbracht.  
Es stehen Rad und Schiene  
Für eine kurze Nacht.

Zum Haus im kleinen Garten  
Eilt heim der müde Mann.  
Nun gehn die lang erhartten,  
Die kargen Freuden an.

Er lehnt am morschen Zaune;  
Hinaus sein Sehnen zieht,  
Ob ihm nicht einmal raune  
Das Glück sein Märchenlied.

Ob ihm nicht einmal komme,  
Was seine Enge dehnt,  
Was hier sein Wunsch, der fromme,  
Allabendlich ersehnt! —

Nacht hat mit dunklen Schwaden  
Fabrik und Schlot verhängt, —  
Er spinnt den goldnen Faden  
Der Hoffnung, traumversenkt.

Schon zieht in seine Klaufe  
Das Fest der Freude ein,  
Da blinkt vom Kesselhause  
Ein heller, roter Schein.

Dort wacht bei mächt'gen Feuern  
Ein Mann und heizt und schürt,  
Ihm morgen zu erneuern  
Ein Los, wie's heut' geführt.

Dort züngelt an den Kesseln  
Der Flamme heiß Beglüh, —  
Noch ist er frei von Fesseln,  
Bis fünf Uhr in der Früh'!

Ein Seufzer bang durchgleitet  
Des Feterabends Ruh', —  
Und Stund' um Stunde schreitet  
Dem neuen Werktag zu. —





## Karl Ernst von Baer als Forscher und Naturphilosoph.

Von

J. Reinke.

Unter den Männern, deren hingebender Arbeit das 19. Jahrhundert seine Fortschritte auf dem Gebiete der Biologie zu danken hat, ragen drei durch ihre gewaltige Persönlichkeit über die andern empor: Karl Ernst von Baer, Johannes Müller und Charles Darwin. Es sind geniale Naturen, von deren Geist ein Licht ausstrahlte, das nie erlöschen wird. Obgleich keiner von den dreien erheblichen Anteil hat an einer Förderung der beiden meines Dafürhaltens größten biologischen Errungenschaften des abgelaufenen Jahrhunderts — der genaueren Kenntnis der Zelle und der Bakterien —, scheint mir der persönliche Vorrang jenes Dreigestirns, der in ihrer Eigenart und ihrer weitblickenden Vielseitigkeit besteht, doch unbestreitbar zu sein. Die Arbeit auf den Feldern der Zellenlehre und der Bakterienkunde ging von vorne herein mehr in die Breite. Eine Vielheit tüchtiger Spezialisten hat sich an ihrem Ausbau beteiligt, die sämtlich Anerkennung verdienen; doch ein solcher führender Geist wie Baer, Müller oder Darwin war nicht unter ihnen.

Wenn von Baer in populärer Weise die Rede ist, pflegt er als Vater der Entwicklungsgeschichte der Tiere gepriesen zu werden. Das ist auch ganz richtig, und das ist sehr viel, sobald wir den Zustand der Entwicklungsgeschichte vor Baer und nach Baer miteinander vergleichen. Aber Baer war viel mehr als das. Seine Geistesarbeit ragt weit über die engen Schranken eines wenn auch noch so gründlich betriebenen Spezialgebietes hinaus, und seine Tätigkeit war eine so vielseitige, daß wenige Richtungen menschlichen Geisteslebens von ihr nicht berührt sein möchten. Namentlich ist es die Wiederbelebung einer besonnenen Naturphilosophie, die, nachdem dies Wort seit der Periode Oken-Hegel arg in Mißkredit gekommen war, Baers Schriften in weiteren Kreisen Freunde erworben hat.

Dennoch ist sein Name nicht in dem Maße bekannt geworden, wie er es verdiente, besonders in dem Zeitabschnitte, da Darwins Ruhm einem leuchtenden Meteor gleich am Sternhimmel der Wissenschaft hinzog. Daher möchte ich den Versuch machen, durch nachstehende Blätter das Interesse an dem großen Balten zu beleben oder zu wecken.

Baers Schriften finden sich an vielen Orten zerstreut. Allgemein zugänglich und für jeden Gebildeten verständlich geschrieben ist sein dreibändiges Werk: Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen; der zweite Band führt den Sondertitel: Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. Als Hauptquelle über sein Leben dienen Baers eigene Aufzeichnungen, die in einem 600 Seiten starken Bande zur Feier seines 50jährigen Doktorjubiläums von der estländischen Ritterschaft herausgegeben wurden. Vor allem ist aber zur gründlichen Orientierung über Baer ein ausgezeichnetes Buch auf das wärmste zu empfehlen: Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung, von R. Stölzle, Professor der Philosophie an der Universität Würzburg (Regensburg 1897; 687 Seiten). Schon das Dasein dieses Buches zeigt, welches Interesse ein Philosoph an Baers Weltanschauung zu nehmen vermochte, wie bedeutsam ihm diese erscheinen mußte. Der Verfasser hat seine Aufgabe in glänzender Weise gelöst. Mit unübertrefflicher Gründlichkeit hat er nicht nur alle großen und kleinen Druckschriften Baers auf ihren Inhalt verglichen sondern auch zahlreiche handschriftliche Aufzeichnungen des Nachlasses benutzt, um danach sein Bild der geistigen Persönlichkeit und besonders der philosophischen Anschauung Baers zu gestalten; eine Arbeit, die sich durch Klarheit der Darstellung wie durch Objektivität des Urteils in gleicher Weise auszeichnet, obgleich Stölzle niemals ein Hehl aus dem eigenen, positiv christlichen Standpunkte macht gegenüber Baers von ihm als pantheistisch nachgewiesener Weltanschauung. Niemand, der sich mit Baer beschäftigt, wird dies Buch entbehren können, und niemand wird es ohne Befriedigung zur Seite legen.

In bezug auf den äußeren Lebensgang Baers müssen hier wenige Zeilen genügen. Er wurde am 17. Februar 1792 auf dem väterlichen Gute Piep in Estland als mittleres von zehn Geschwistern geboren. Sein Vater war der Landrat Magnus von Baer, seine Mutter Julie gleichfalls eine geborene von Baer, Cousine ersten Grades des Vaters. Den ersten Unterricht erhielt er zu Hause durch Gouvernanten und Hauslehrer. Früh erwachte seine Neigung zum Botanisieren. Von 1807—10 besuchte er die Domschule in Reval; dann bezog er die Universität Dorpat, um Medizin zu studieren, und promovierte daselbst am 29. August 1814. Hierauf ging er nach Deutschland, wo besonders ein Aufenthalt zu Würzburg in den Jahren 1815 und 1816 für seine künftige Lebensrichtung entscheidend wurde. Dort fand er durch Professor Döllinger, was er in Dorpat schmerzlich vermißt hatte: Anleitung zur anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung von Eieren, der er von da ab seine ganze Arbeitskraft zuwandte.



## Karl Ernst von Baer als Forscher und Naturphilosoph.

Von  
J. Reinke.

Unter den Männern, deren hingebender Arbeit das 19. Jahrhundert seine Fortschritte auf dem Gebiete der Biologie zu danken hat, ragen drei durch ihre gewaltige Persönlichkeit über die andern empor: Karl Ernst von Baer, Johannes Müller und Charles Darwin. Es sind geniale Naturen, von deren Geist ein Licht ausstrahlte, das nie erlöschen wird. Obgleich keiner von den dreien erheblichen Anteil hat an einer Förderung der beiden meines Dafürhaltens größten biologischen Errungenschaften des abgelaufenen Jahrhunderts — der genaueren Kenntnis der Zelle und der Bakterien —, scheint mir der persönliche Vorrang jenes Dreigestirns, der in ihrer Eigenart und ihrer weitblickenden Vielseitigkeit besteht, doch unbestreitbar zu sein. Die Arbeit auf den Feldern der Zellenlehre und der Bakterienkunde ging von vorne herein mehr in die Breite. Eine Vielheit tüchtiger Spezialisten hat sich an ihrem Ausbau beteiligt, die sämtlich Anerkennung verdienen; doch ein solcher führender Geist wie Baer, Müller oder Darwin war nicht unter ihnen.

Wenn von Baer in populärer Weise die Rede ist, pflegt er als Vater der Entwicklungsgeschichte der Tiere gepriesen zu werden. Das ist auch ganz richtig, und das ist sehr viel, sobald wir den Zustand der Entwicklungsgeschichte vor Baer und nach Baer miteinander vergleichen. Aber Baer war viel mehr als das. Seine Geistesarbeit ragt weit über die engen Schranken eines wenn auch noch so gründlich betriebenen Spezialgebietes hinaus, und seine Tätigkeit war eine so vielseitige, daß wenige Richtungen menschlichen Geisteslebens von ihr nicht berührt sein möchten. Namentlich ist es die Wiederbelebung einer besonnenen Naturphilosophie, die, nachdem dies Wort seit der Periode Oken-Hegel arg in Mißkredit gekommen war, Baers Schriften in weiteren Kreisen Freunde erworben hat.

Dennoch ist sein Name nicht in dem Maße bekannt geworden, wie er es verdiente, besonders in dem Zeitabschnitte, da Darwins Ruhm einem leuchtenden Meteor gleich am Sternhimmel der Wissenschaft hinzog. Daher möchte ich den Versuch machen, durch nachstehende Blätter das Interesse an dem großen Valten zu beleben oder zu wecken.

Baers Schriften finden sich an vielen Orten zerstreut. Allgemein zugänglich und für jeden Gebildeten verständlich geschrieben ist sein dreibändiges Werk: *Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen*; der zweite Band führt den Sondertitel: *Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften*. Als Hauptquelle über sein Leben dienen Baers eigene Aufzeichnungen, die in einem 600 Seiten starken Bande zur Feier seines 50jährigen Doktorjubiläums von der estländischen Ritterschaft herausgegeben wurden. Vor allem ist aber zur gründlichen Orientierung über Baer ein ausgezeichnetes Buch auf das wärmste zu empfehlen: *Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung*, von R. Stöckle, Professor der Philosophie an der Universität Würzburg (Regensburg 1897; 687 Seiten). Schon das Dasein dieses Buches zeigt, welches Interesse ein Philosoph an Baers Weltanschauung zu nehmen vermochte, wie bedeutsam ihm diese erscheinen mußte. Der Verfasser hat seine Aufgabe in glänzender Weise gelöst. Mit unübertrefflicher Gründlichkeit hat er nicht nur alle großen und kleinen Druckschriften Baers auf ihren Inhalt verglichen sondern auch zahlreiche handschriftliche Aufzeichnungen des Nachlasses benutzt, um danach sein Bild der geistigen Persönlichkeit und besonders der philosophischen Anschauung Baers zu gestalten; eine Arbeit, die sich durch Klarheit der Darstellung wie durch Objektivität des Urteils in gleicher Weise auszeichnet, obgleich Stöckle niemals ein Nehl aus dem eigenen, positiv christlichen Standpunkte macht gegenüber Baers von ihm als pantheistisch nachgewiesener Weltanschauung. Niemand, der sich mit Baer beschäftigt, wird dies Buch entbehren können, und niemand wird es ohne Befriedigung zur Seite legen.

In bezug auf den äußeren Lebensgang Baers müssen hier wenige Zeilen genügen. Er wurde am 17. Februar 1792 auf dem väterlichen Gute Piep in Estland als mittleres von zehn Geschwistern geboren. Sein Vater war der Landrat Magnus von Baer, seine Mutter Julie gleichfalls eine geborene von Baer, Cousine ersten Grades des Vaters. Den ersten Unterricht erhielt er zu Hause durch Gouvernanten und Hauslehrer. Früh erwachte seine Neigung zum Botanisieren. Von 1807—10 besuchte er die Domschule in Reval; dann bezog er die Universität Dorpat, um Medizin zu studieren, und promovierte daselbst am 29. August 1814. Hierauf ging er nach Deutschland, wo besonders ein Aufenthalt zu Würzburg in den Jahren 1815 und 1816 für seine künftige Lebensrichtung entscheidend wurde. Dort fand er durch Professor Döllinger, was er in Dorpat schmerzlich vermißt hatte: Anleitung zur anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung von Eieren, der er von da ab seine ganze Arbeitskraft zuwandte.



Von Würzburg ging Baer nach Berlin, wo ihm bereits 1817 die Professorstelle am anatomischen Institut der Universität Königsberg angetragen wurde, die den Ausgangspunkt seiner Laufbahn gebildet hat. 1819 wurde er außerordentlicher, 1822 ordentlicher Professor für Anatomie und Zoologie in Königsberg, welche Stellung er im Jahre 1834 niederlegte, um als Mitglied für Zoologie und Anatomie in die Kaiserliche Akademie zu Petersburg einzutreten. 1866 gab er auch dies Amt wieder auf, um von da ab als Privatmann in Dorpat zu leben, wo er mit 84 Jahren am 30. November 1876 in voller körperlicher und geistiger Frische starb. Von 1819—64 war er vermählt mit Auguste von Medem aus Königsberg; seiner Ehe sind fünf Kinder entsprossen. Bemerkenswert ist noch, daß Baer von Petersburg aus viele Reisen durch ganz Rußland unternahm, die reiche geographische und ethnographische Früchte eintrugen; besonders wertvoll war seine Erforschung der Insel Nowaja Semlja.

Die eigentlich bahnbrechenden Arbeiten seines Lebens liegen auf dem Gebiete der Embryologie. Er entdeckte das Ei der Säugetiere als kleine, mit bloßem Auge eben erkennbare Zelle. Er zeigte dann weiter, daß es sich in der ganzen Entwicklung nur um die allmähliche Umbildung jenes ursprünglich gegebenen, mikroskopischen Keims handelt. Diese Feststellung war von der größten Tragweite; denn vor Baer glaubte man, die Grundlage, der erste Anfang eines Tieres sei eine Flüssigkeit, in der sich durch die Befruchtung der Embryo als Ausscheidung bilde. Durch Baers Entdeckung wurden die Säugetiere hinsichtlich ihrer Entstehung den Insekten, Fischen, Amphibien, Vögeln angeschlossen. Bei einer Hündin hatte er das Ei zuerst aufgefunden und erkannt, daß sein Inhalt dem Dotter eines Vogeleis ganz ähnlich sei.

Baers Größe als Naturforscher zeigte sich weniger in dieser Entdeckung, die auch ein anderer hätte machen können, als darin, daß er sie in glänzender Weise wissenschaftlich zu verwerten wußte. Von nicht geringerer Wichtigkeit war dann die Feststellung der sogenannten Keimblätter für die frühesten Entwicklungsstufen aller Wirbeltiere und der Nachweis, wie diese Keimblätter sich schrittweise in die einzelnen Organe des Tieres umbilden. Im Anschluß an die Entwicklungsgeschichte der Säugetiere und Vögel wurde die der Gliedertiere, Reptilien, Amphibien, besonders aber der Fische verfolgt. Alle diese wichtigen Ergebnisse seiner Forschungen beschrieb Baer in seinem berühmten, zwischen 1828 und 1837 erschienenen Werke über die Entwicklungsgeschichte der Tiere, das auch in der Gegenwart noch gilt als „das Beste, was die embryologische Literatur aller Zeiten und Völker hervorgebracht hat“.

Neben solchen umfangreichen Spezialarbeiten war Baers Interesse stets auf das Allgemeine und Allgemeinste gerichtet. Die Philosophie war ihm die Wissenschaft vom Wissen; ihr entnahm er den kritischen Maßstab, um ihn an die Einzelwissenschaften anzulegen. In erster Linie waren es seine eigenen entwicklungsgeschichtlichen Studien, denen er Anregung und Motive für philosophische Betrachtungen entnahm.

Von der Naturwissenschaft im allgemeinen sagt Baer, sie diene der Versöhnung von Wissen und Glauben, indem sie im lückenlosen Zusammenhang der Dinge die Einheit des Weltgebäudes nachweise. Der Schöpfer aber habe dem Menschen im Gegensatz zu den Tieren und zu seiner eigenen tierischen Natur eine vierfache Sehnsucht in die Brust gelegt: den Glauben, das Gewissen, die Wißbegierde, den Kunstsin.

Quellen des Erkennens sind ihm Beobachtung, Denken und Fühlen. Jede Erfahrung erhält nach Baer erst Bedeutung „durch das Urteil, mit dem wir sie aufnehmen“. Wenn einerseits das Weltbild in unserm Innern von der Beschaffenheit unserer Sinne und unseres Verstandes abhängig sei, so genügten andererseits unsere Sinne schwerlich, um alle Verhältnisse der Außenwelt wahrzunehmen. Und wenn einerseits das Erkenntnisvermögen der Tiere zweifellos weit geringer sei als das unsrige, so seien andererseits doch neben unsrer Vernunft andere Arten von Vernunft denkbar, denen dasjenige, was für uns unbegreiflich ist, natürlich und begreiflich erscheinen könnte.

Durch eine hübsche Parabel werden einmal solche Gedanken erläutert. Jemand hört eine Melodie auf einem Horn blasen und weiß, daß ein anderer Mensch sie geblasen und komponiert hat. In dem Horn saß aber eine Milbe, die durch das Blasen hinausgeschleudert wurde und dachte: Welch entsetzlicher Sturmwind! Eine auf dem Horn sitzende Spinne glaubte dagegen Bodenerschütterungen zu spüren, bald langsamer, bald rascher. Alle drei Wesen hatten von ihrem Standpunkte aus richtig beobachtet, und doch waren ihre Urteile so verschieden ausgefallen.

Daß das Wesen des Lebens, der Tatsachenkomplex, durch den Pflanzen, Tiere und der Mensch in einen Gegensatz zur unbelebten Natur treten, den Gegenstand von Baers unablässigem Nachdenken bildete, versteht sich bei seiner Geistesrichtung fast von selbst. Eine „Lebenskraft“ verwirft Baer, weil sie das Problem verschleiert, anstatt es zu erklären; sie ist ihm ein Phantom, welches er den chemisch-physikalischen Kräften als etwas Ebenbürtiges nicht an die Seite stellen mag. Nicht weniger verwirft er die Möglichkeit der Zurückführung des Lebens auf jene physiko-chemischen Kräfte allein. Wohl bilden physiko-chemische Prozesse die Grundlage des Lebens; doch hinzutreten muß zu jenen die Harmonie und Ordnung des Geschehens als ein selbständiges Prinzip. Darum vergleicht Baer den Lebensprozeß eines Tiers mit einem Konzert, einer Melodie, einem Gedanken. Er nennt ihn einen „Gedanken der Schöpfung, auf die Erde hinabgedacht“. Darum ist ihm die einzelne im Organismus erkennbare physiko-chemische Kraft weniger wichtig als der Prozeß des Ablaufens derselben; im Organismus stehen ihm Chemie und Physik unter der „Idee des Typus“. Hiermit stoßen wir aber schon an die Grenze des für uns Erkennbaren: „Wie der Stoff unter die Herrschaft des Geistes gekommen, ob und wie er von ihm ausgegangen ist — das ist das allgemeine Geheimnis, das sich uns überall, im großen wie im kleinen, entgegenstellt. Dies Geheimnis ist für unsern Verstand unerreichbar.“

Von andern Gesichtspunkten ausgehend erklärt Baer den Organismus bald für ein chemisches Laboratorium, bald für eine sich selbst aufbauende Maschine. Pflanze, Tier und Mensch unterscheidet er nach psychischen Wertmessern. Den Pflanzen werden Seele, Empfindung, Wille, Selbstbewußtsein von Baer abgesprochen. Die Tiere haben Empfindung, Begehren, Instinkte; letztere bedeuten eine niedere, noch unfreie Willensstufe. Instinkte zeigt auch der Mensch in den Trieben der Selbsterhaltung, der Mutterliebe; dagegen erhebt er sich durch Gewissen, Glauben und Willensfreiheit weit über das Niveau der Tierwelt. Die Instinkte vergleicht Baer mit dem unfreien Zwange der Entwicklung; er nennt diese bildendes Leben, jene gebundenes handelndes Leben der Tiere.

Baer anerkennt das Problem der Instinkte als eins der bedeutsamsten in der Biologie; als ein Problem, dessen Lösung maßgebend für die ganze Naturansicht wird. „Die Einsicht,“ sagt er, „die dem Instinkte zugrunde zu liegen scheint, ist nicht die Einsicht der Tiere, sondern die Nötigung, die eine höhere Einsicht ihnen auferlegt hat.“ Die Instinkte sind ihm Äußerungen eines den tierischen Individualitäten übergeordneten Naturprinzips, das durch Weckung eines Gefühls den besonderen Trieb hervorruft. Mit E. von Hartmann definiert er den Instinkt auch als zweckmäßiges Handeln ohne Bewußtsein des Zweckes. Er hebt ferner hervor, daß die Tiere ihre spezifischen Instinkte schon in der ersten Generation besessen haben müssen und nicht erst nach und nach erworben haben können; denn sonst vermochte jene erste Generation weder zu leben noch sich fortzupflanzen. So kann die Mücke ihre Jugendstadien nur im Wasser durchlaufen, wo sie zuletzt eine auf das nachfolgende Luftleben bezügliche Verwandlung durchmacht. Als geflügeltes Insekt scheut sie das Wasser; sobald aber im Weibchen die Eier gereift sind, sucht dieses die Eier von einem Blatte oder Grashalm ins Wasser fallen zu lassen. Der Schmetterling umflattert die Blumen, um Honig zu saugen; sobald er Eier legen will, sucht er die grünen Blätter derjenigen Pflanzenart auf, die für die Ernährung der Raupen geeignet ist, auch wenn deren Blumen gar keinen Honig absondern, wie bei der Pappel, der Wolfsmilch oder Kiefer. Baer hebt hervor, daß die Arbeitsbiene ihren Fleiß und ihre spezifischen Instinkte, wie Zellenbau, Honigsammeln, Brutpflege, weder vom Vater, noch von der Mutter ererbt haben könne, da beide (Drohn und Königin) nicht arbeiten, sondern lediglich dem Zeugungsgeschäft obliegen; dabei ist die Arbeitsbiene geschlechtslos, so daß sie ihre Fähigkeit ihrerseits auf keine Nachkommen vererben kann.

Auch außer den Instinkten schreibt Baer den Tieren psychische Reaktionen zu; dahin rechnet er z. B. das Spielen eines Hundes oder Rächens, das Singen eines Vogels. Er meint, die Tiere haben mehr oder weniger entwickeltes Wollen, Selbstgefühl, Leidenschaft; doch keine Sprache. Wenn Baer sagt, die Urteile der Tiere seien nur Erfahrungsurteile, so würde er ihnen damit immerhin die Rudimente eines Denkvermögens zuerkennen.

Baer rechnet auch die niederen psychischen Eigenschaften zur Organisation, und diese Organisation ist ihm im wesentlichen Form, geworden unter dem Einflusse einer Kraft, die er im Anschluß an Aristoteles Entelechie nennt, d. h. einer Kraft, die im Organismus vom frühesten Reime an drin steckt und ein Ziel, einen Zweck erstrebt.

Damit wären wir bei dem wichtigsten Teil von Baers Naturphilosophie angelangt, bei seiner Teleologie oder, wie er sagt, bei der Zielstrebigkeit.

Dem Erforscher der Entwicklungsgeschichte mußte sich mit unwiderstehlicher Gewalt eine finale oder teleologische Auffassung der von ihm beobachteten Vorgänge aufdrängen. Er konnte bei Verfolg der Entwicklung des Hühnchens aus dem Ei zu keiner andern Anschauung gelangen, als daß gewisse, zunächst einander gleichartige Zellengewebe der Keimblätter dahin zielten, zum Darm, andere zum Gehirn und Rückenmark, wieder andere zu Augen und noch andere zu Knochen und Extremitäten zu werden, und daß die hierfür erforderliche Sonderentwicklung mit Prozessen begann, die nur erklärbar waren, wenn man sie als zielstrebige, d. h. einem vorgeschriebenen Ziel zustrebende auffaßte. An dieser finalen Betrachtung der Entwicklung hielt Baer zeit seines Lebens unerschütterlich fest; er stellte sie der kausalen, die lediglich die Mittel des Werdens berücksichtigt, als gleichberechtigt an die Seite, und erst das Zusammenstimmen beider Gesichtspunkte ergab für ihn ein harmonisches Bild der Naturvorgänge. Damit war Baers Weltanschauung bestimmt; denn seit den Tagen des Aristoteles bis in die Gegenwart ist das teleologische Problem der Angelpunkt und der Provierstein jeder Weltanschauung geblieben.

Das wichtigste hierbei ist, daß Baer die Zielstrebigkeit (wofür E. v. Hartmann als Gegenstück zum Worte Kausalität das Wort Finalität eingeführt hat) als ein wirkliches, immanentes Naturprinzip anerkennt, nicht etwa, wie manche Moderne, ihm lediglich einen „heuristischen“ Wert zuschreibt, d. h. einen methodischen Wert für die Untersuchung der Natur. Nach Baers Auffassung strebt der Entwicklungsprozeß seinen Zielen entgegen durch naturgesetzliche Mittel und Kräfte, die dem werdenden Organismus selbst innewohnen; und damit wendet er sich zugleich gegen eine falsche, im 17. und 18. Jahrhundert verbreitete Teleologie, die die Ziele und Zwecke in der Natur nach Art menschlicher Zwecke durch ein unmittelbares Eingreifen der Gottheit verwirklicht glaubte. Solche vermenslichte Teleologie verwirft Baer als eine geradezu Gottes unwürdige Betrachtungsweise. Alles vollzieht sich nach Baers Auffassung durch Naturgesetze; doch diese Naturgesetze sind ihm die permanenten Willensäußerungen eines schaffenden Prinzips. Darum ist es schon falsch, bei Beobachtung der Verwirklichung von Naturzwecken den Maßstab mühevoller menschlicher Arbeit anzulegen; die Frage, ob es für den Organismus schwierig sei, ein Auge zu bilden, wäre unwissenschaftlich. Die zum Ziel führenden Mittel wirken mit zwingender Notwendigkeit, sofern sie nicht etwa durch Gegenwirkungen kompensiert werden.

In jeder Anpassung eines Organismus an seine Lebensverrichtungen erblickt Baer den Einfluß des finalen Prinzips: so im Auge, im Ohr, im menschlichen Skelett und der zugehörigen Muskulatur, die beide dem aufrechten Gange des Menschen angepaßt sind. Alle Wechselbeziehungen oder, wie man seit Cuvier sagt, Korrelationen der Teile des Organismus werden von ihm als Äußerungen des Finalprinzips nachgewiesen; der Magen des jungen Kalbes ist nur für die Verdauung von Milch eingerichtet, erst später entwickelt sich zugleich mit den Zähnen ein der Grasverdauung angepaßter Vormagen. Ganz das Gleiche gilt von den Instinkten: dem Hunger, dem Geschlechtstrieb, der Brutpflege; der letztere Instinkt fehlt Fischen und Fröschen gänzlich, weil die junge Brut im Wasser seiner nicht bedarf.

Überall beherrscht das künftige Bedürfnis, der künftige Gebrauch eines Organs den Gang der Entwicklung eines Körperteils, während zugleich die Gesamtentwicklung des Tiers harmonisch verläuft. Das hierbei erreichte Ziel ist vorher bestimmt durch die Gestalt der Mutter, der das Tier entsprossen. Bewundernswert ist die Entwicklung der Schmetterlinge. Aus dem Ei entwickelt sich die in ihren Fresswerkzeugen und in ihrem Magen der Blätternahrung angepaßte Raupe, aus dieser der durch Saugrüssel, einen völlig andersartigen Magen und Flügel auf den Honig der Blumen angewiesene Falter; wobei auf der einen Stufe schon die Organe der nächsten Stufe gebildet werden.

Das Wesen der Zielstrebigkeit hält Baer für unerklärbar; man müsse es einfach hinnehmen wie das Wesen der Schwerkraft, der chemischen Affinität usw. Durch die Zielstrebigkeit werde die Allgemeingültigkeit der Kausalität nicht im geringsten beeinträchtigt; der kausalgesetzmäßige Naturlauf liefere stets die Mittel, um die Ziele zu verwirklichen. Kausalität und Finalität seien darum auf das engste verbunden. Aber die zielstrebrigen Kräfte müßten notwendig mit eingreifen in den Weltmechanismus, da blinde Kräfte nie etwas Geordnetes zu erzeugen vermöchten. Wäre die Finalität nicht Naturprinzip, so müßte man die Zweckmäßigkeit aus dem Zufall erklären; auch die Zeugung müßte dann ein Zufall genannt werden; jede Einzelheit im Aufbau des Tierkörpers wäre dann auf Rechnung eines zufälligen Geschehens zu setzen. Zufälle können sich aber nicht selbst untereinander zweckmäßig verknüpfen. Baer definiert geradezu den Zufall als „ein Geschehen, das mit einem andern Geschehen zusammentrifft, mit dem es nicht in ursächlichem Zusammenhang steht“.

Darum ist für Baer die ganze belebte Natur ein harmonisch geordnetes System von Zielen und Zwecken, ihre Entwicklung nennt er eine Geschichte fortschreitender Siege des Geistes über den Stoff. Er unterläßt auch nicht, darauf hinzuweisen, daß die Anhänger einer teleologischen Naturauffassung von ihren Gegnern als borniert oder abergläubisch verschrien zu werden pflegen, und indem er nicht Gleiches mit Gleichem vergilt, zeigt er nur, daß er den höheren, auch wissenschaftlich vornehmeren Standpunkt einnimmt. Ruhig fragt er: „Warum soll es eine Dummheit

sein, wenn ich mich an dem wunderbaren Sineinandergreifen der Vorgänge in der Natur erfreue?"

Den Grund der finalen Ordnung in der Natur erblickt Baer in einer Weltvernunft und in deren höherem, intelligentem, alles beherrschendem Willen. Vernunft ist ihm die Fähigkeit, Ziele oder Zwecke zu verfolgen und die richtigen Mittel dafür zu wählen. In der Zielstrebigkeit offenbart sich die Natur als Werk eines Geistes, den Baer bald Gott, bald Weltgrund nennt. Zu seiner Annahme sieht er sich gezwungen durch die überall zum Ausdruck gelangende Harmonie, die von einer geistigen Einheit ausgehen müsse, wenn auch Gott seine Ziele nur durch die mit Notwendigkeit wirkenden Naturgesetze verwirkliche. Er faßt diese Anschauung folgendermaßen zusammen:

„Die Summe der Naturkräfte sind der Naturforschung die permanenten Willensäußerungen einer Einheit, die der Naturforscher nicht vollständig aus der Beobachtung der Einzelheiten konstruieren kann, aber wahrlich doch noch weniger wegzuleugnen das Recht hat. Diese Einheit ist doch wohl dieselbe, die der Mensch vor aller Naturforschung gefühlt und geahnt hat und deren Unbeschränktheit er mit dem Worte Gott bezeichnet hat.“ — „Die Natur ist dem denkenden Beobachter derselben die fortgehende Offenbarung eines unerreichbaren Urgrundes, der auch den sittlichen Forderungen in uns zugrunde liegt.“

Für die Wirksamkeit jenes Urgrundes braucht Baer das Wort Schöpfung, wobei er hinzufügt: „Wie die Welt mit allem, was darin ist, entstand, ist ein Geheimnis, das kein gewöhnlicher Mensch wie auch kein Naturforscher oder Philosoph versteht.“

Nachhaltig bekämpft Baer die weitverbreitete Ansicht, daß die Naturforschung zum Materialismus führen müsse oder auch nur führen könne. Für eine wahre Naturerkenntnis könnten wir eine die Natur beherrschende Vernunft gar nicht entbehren. Darum erklärt Baer es geradezu für unmöglich, daß die Naturwissenschaft zum Atheismus führe. Denn was könnten die Naturgesetze anders sein als Gedanken Gottes, Naturkörper anderes als vorübergehende Verwirklichungen solcher Gedanken? Gerade das Studium der Natur führe immer auf etwas Höheres, Immaterielles hin, das dann selbst nicht mehr Gegenstand der Forschung sei. Wir können jenes Höhere nicht unmittelbar erforschen, sondern nur sein Dasein aus seinen Werken erschließen. Auch zweifelt Baer nicht daran, „daß der größte Teil der denkenden Naturforscher von der unerreichbaren Höhe und Tiefe des letzten Urgrundes erfüllt ist, und es ihnen leichtsinnig scheint, darüber, was man nur fühlen, in Wirklichkeit aber nicht verstehen kann, als über einen bekannten Gegenstand zu sprechen“. — „Den vollen Gott hat noch niemand erkannt, kein Theolog, kein Naturforscher, kein Philosoph.“

Damit weist Baer die theosophischen Spekulationen von sich ab; und wenn er an anderer Stelle sagt, wir könnten den Weltgrund nicht erkennen, weil der Abstand zwischen uns und Gott qualitativ und quantitativ uner-

meßlich groß sei, so scheint mir dies mit der Lehre Christi übereinzustimmen, wonach der Vater in einem Lichte wohnt, da niemand Zutritt hat.

Das Vorhandensein des Weltgrundes läßt sich aus der Natur erkennen, doch sein Wesen ist unerkennbar, ist Baers Lehre. „Wie könnte der Mensch den geistigen Grund der Welt ermessen, da er keinen anderen Maßstab mitbringt als sein eigenes Selbst?“ Wäre es einem Tiere möglich, sich eine Vorstellung von den Fähigkeiten des Menschen zu machen? Schon mit unsern Sprachmitteln würden wir die Eigenschaften des Weltgrundes gedanklich nicht ausdrücken können — für dessen Wesen doch keine Zeit- und Raumbeschränkung besteht, kein Anfang und kein bedingender Grund, was für uns unvorstellbar ist, da wir im Rahmen von Raum, Zeit und Kausalität zu denken gezwungen sind. „Wir dürfen den Urquell des Daseins nicht zu menschenähnlich denken und müssen den Abstand und die Verschiedenheit für unerreichbar halten.“

Nach den eingehenden Untersuchungen Stölzles findet sich in der Gottesvorstellung Baers ein Schwanken zwischen Theismus und Pantheismus, das ihn aber ganz überwiegend zu pantheistischen Äußerungen führt; immerhin war es ein Pantheismus, der mit dem Theismus innige Berührungspunkte besaß, ich möchte sagen, dem Theismus als einem allgemeineren Begriffe sich unterordnete. Wenn Baer kurz vor seinem Tode, durch die Lektüre einer Schrift des jüngeren Fichte (J. S. Fichte, Fragen und Bedenken über die nächste Fortbildung deutscher Spekulation. Leipz. 1876) bewogen, ausdrücklich erklärte, er habe geglaubt, daß der Pantheismus die für einen Naturforscher adäquateste Gottesvorstellung wäre, er sei indes nunmehr überzeugt worden, daß er nicht ausreiche, sondern durch eine theistische Gottesauffassung ersetzt werden müsse, so kommt dies für die literarisch produktive Lebensperiode Baers, die uns hier allein beschäftigt, nicht in Betracht.

Seine philosophischen Neigungen mußten Baer bestimmen, sich besonders lebhaft und eingehend mit den Problemen der Abstammungslehre zu beschäftigen, die in den letzten Jahrzehnten seines Lebens geradezu revolutionierend in die Biologie eingriffen. Hatte er doch wie kein anderer sich mit der individuellen Entwicklung der Tiere vertraut gemacht; wie konnte er da achtlos an den Fragen nach der allgemeinen Entwicklung der Organismen vorübergehen, zumal diese in den Vordergrund der wissenschaftlichen Erörterungen getreten waren und die gesamte Kulturwelt in Erregung versetzten.

Baer hat daher in umfangreichen Schriften Stellung zu jenen Fragen genommen. In diesen Arbeiten bekennt Baer sich als überzeugten Anhänger der Vorstellung einer allmählichen Entwicklung des Tier- und Pflanzenreichs, sowie der Entstehung der höheren Tierformen aus niederen. Er behandelt aber diese Abstammungs- und Umwandlungslehre stets als Hypothese. Baer glaubt auch, daß zahlreiche Arten einer Gattung durch Spaltung einer Grundform entstanden wären; besonders die Tiergeographie

scheint ihm Belege zu liefern für eine solche Blutsverwandtschaft der Arten. Indessen hält er solche Umwandlung nur für eine beschränkte, weil Übergänge zwischen den Haupttypen fehlen. Er bestreitet sogar, daß die Abstammung aller Wirbeltiere von einer einzigen Urform auch nur denkbar sei; weder zwischen Fischen und Amphibien, noch zwischen Reptilien und Vögeln vermag er irgendwelche Übergänge anzuerkennen. Auch Übergänge zwischen Mensch und Affe lehnt er kurzerhand ab.

Vor allem behauptet Baer mit größter Entschiedenheit, daß die Umänderung der Tiere stets eine progressiv und zielmäßig gerichtete gewesen sein müsse, gegenüber Darwins Prinzip der richtungslosen Variation. Er erklärt die gesamte organische Welt für das Ergebnis einer nach höheren Zielen strebenden, durch Vernunft geleiteten Entwicklung. Die Umbildungen innerhalb der Tierreihe seien reguliert durch immanente Zielstrebigkeit; diese Spiele in der Entwicklung der Gesamtheit eine ähnliche Rolle wie in der Entwicklung des Einzelwesens.

Ferner ist Baer Anhänger einer sprungweisen Umwandlung der Organismen im Gegensatz zu einer allmählichen. Diese Umwandlung denkt er sich nach Analogie der Metamorphose des Schmetterlings, der Blumentheile, des Generationswechsels der Farne, der Medusen.

In bezug auf den ersten Ursprung der Organismen an der Erdoberfläche lauten Baers Äußerungen schwankend. Vielfach hat er von Schöpfung gesprochen. Dann bekannte er sich wieder zu einer Urzeugung, in der die Zielstrebigkeit die chemo-physischen Kräfte der Erdrinde so gelenkt habe, daß Organismen entstehen mußten. Eine so aufgefaßte Urzeugung ist allerdings von Schöpfung nicht wesentlich verschieden und etwas ganz anderes, als man gewöhnlich unter dem Worte Urzeugung versteht: daß nämlich die physiko-chemischen Kräfte für sich allein ausgereicht hätten, aus Erde, Luft und Wasser lebendige Wesen zu bilden. Baer glaubte auch, daß die von ihm angenommene Urzeugung sich periodisch wiederholt habe.

Scharf bekämpft hat Baer die Darwinsche Selektionslehre. Darwin anerkannte wohl die Zweckmäßigkeit in der Organisation der Tiere und Pflanzen, und wenn er sie Nützlichkeit nannte, änderte dies nichts an der Sache; allein er suchte sie rein „mechanisch“ aus einer Häufung zufälliger Abänderungen zu erklären, wobei weniger zweckmäßige Neubildungen zugrunde gehen, zweckmäßigere sich erhalten sollten im Kampfe miteinander und unter dem Einfluß von Gunst und Ungunst äußerer Umstände. Baer, der als bewußter Teleolog sich von Darwin durch eine ganze Weltanschauung getrennt fühlt, macht dem Selektionsprinzip den Vorwurf, daß es von keiner Beobachtung, sondern lediglich von unbewiesenen Annahmen ausgehe. Darwin ersinne ein Prinzip, das ihm möglich erscheine; und flugs schließe er, es sei wirklich. Das sei ein Rückfall in die naturphilosophische Spekulation Orens und Schellings, von denen die Natur auch durch erdichtete Prinzipien erklärt wurde. Wenn ferner Darwin für die Abänderung der Arten der Anpassung und der Vererbung eine wichtige



**Rolle** beimesse, so seien beides durchaus zielstrebige Begriffe. Weder die Harmonie der Organe noch die Korrelation der Seele könne durch Darwins Lehre erklärt werden. Vor allem bestehe keine Analogie zwischen dem ziellos wirkenden Kampfe ums Dasein, den z. B. zahlreiche, auf einem Felde durcheinander wachsende Kräuter führten, und der zweckmäßigen Auslese eines intelligenten, zielbewußten Züchters. Auch hätten die meisten Artmerkmale gar keinen Selektionswert, d. h. es sind die Unterschiede z. B. eines Apfels von einer Birne nicht so groß, daß sie der einen Art Vorteile vor der andern im Kampfe ums Dasein gewährten. Außerdem gedeihen viele ähnliche Arten friedlich nebeneinander an demselben Standorte. Die ungeheure Mannigfaltigkeit der Meerestiere sei bei der Gleichförmigkeit des Mediums, in dem sie leben, unmöglich durch Selektion zu erklären da hierbei der Einfluß äußerer Umstände entscheidend sein solle. Eine zielstrebige Abänderung aus inneren Entwicklungsursachen hält Baer für die eigentlich treibende Kraft in der Umwandlung der Organismen.

Als wichtigstes aller biologischen Probleme erscheint Baer die Frage nach der Stellung des Menschen in der Natur.

Der Kern von Baers Ansicht ist in dem Satze enthalten, daß der Mensch wohl dem Körper nach ein Säugetier, durch sein geistiges Wesen aber himmelhoch über das Niveau der Tiere erhaben sei. Dieser geistige Unterschied zwischen Mensch und Tier sei viel bedeutender als die körperliche Übereinstimmung.

An die Naturforscher richtet er hierbei folgende Mahnung: „Wer nicht Neigung und Verständnis zur Erkenntnis des Geistigen hat, mag es unerforscht lassen; nur urteile er nicht darüber, sondern begnüge sich mit dem Bewußtsein seines eigenen Ich. Ja, der Naturforscher hat eine gewisse Berechtigung, vor der Grenze des Geistigen stehen zu bleiben, weil hier der sichere Weg seiner Beobachtungen aufhört und seine treuen Führer, der Maßstab, die Wage und der Gebrauch der äußeren Sinne, ihn hier verlassen. Nur hat er nicht das Recht zu sagen: Weil ich hier nichts sehe und nichts messen kann, so kann auch nichts da sein, oder: Nur das Körperliche, Meßbare hat wirkliche Existenz, das fogen. Geistige geht aus dem Körperlichen hervor, ist dessen Eigenschaft oder Attribut.“

Baer erklärt Körperliches und Geistiges für völlig inkommesurabel. Insbesondere hält er auch das Bewußtsein für unerklärbar aus den materiellen Bedingungen seines Daseins. Bemerkenswert scheint mir folgende Äußerung: „Das Selbstbewußtsein ist das Wissen von seinem Selbst. Ihm geht voraus ein Fühlen von seinem Selbst. Diesem geht voraus ein Bilden des eigenen Organismus nach eigener Bildungsnorm, aber nach einem Ziele, welches das werdende Selbst befähigt, unter einer bestimmten Form auf der Erde zu existieren. Diese erste Selbstbildung erfolgt ohne Bewußtsein. Das geistige Leben, durch welches wir allgemeine Verhältnisse erkennen, kann man ein Weltbewußtsein nennen, und so erkennen wir ein unbewußtes Leben (Selbstbildung), ein selbstbewußtes und ein weltbewußtes Leben als Stufen-

folgen des Lebens, zwar vermittelt durch chemisch-physikalische Operationen, aber nicht durch sie hervorgebracht.“

Die Menschenseele ist Baer die Krone aller organischen Entwicklung. Vorstufen der Seele haben vom ersten Ursprunge des Lebens an in den Organismen gesteckt und sich mit den körperlichen Systemen weiter gebildet; doch es waren eben nur Vorstufen. Der Mensch hat nach Baer vor dem Tiere voraus: Vernunft, Denkvermögen, Sprache, geistige Entwicklungsfähigkeit und damit selbsterarbeiteten Fortschritt, freien Willen, Wißbegierde, Kunstsinne, Gewissen, Pflichtgefühl, Religion.

Dem religiösen Bedürfnis des Menschen, das bei allen Stämmen und auf allen Kulturstufen wiederkehrt, schreibt Baer eine große Bedeutung zu; er sagt, es sei der am tiefsten gehende Unterschied zwischen Mensch und Tier.

Nach Baers Ansicht ist der Wille des Menschen frei von dem Zwange, der auf dem Willen der Tiere lastet. Nur durch Sophisterei könne die Freiheit des menschlichen Willens geleugnet werden, die eine uns unmittelbar im Bewußtsein gegebene Tatsache sei. Wer den freien Willen leugne, erkläre sich selbst damit für nicht zurechnungsfähig.

Selbstverständlich anerkennt Baer, daß die Seele aus und mit dem Körper sich entwickelt; er meint, sie entwickle sich aus dem Embryo wie die Blume aus der Pflanze. Dennoch widersteht er sich der materialistischen Ableitung des Geistigen aus dem Physischen. Die Herrschaft des Geistigen über das Körperliche ist ihm „das große Geheimnis“. Wohl vermögen sich Körper und Geist wechselseitig zu beeinflussen; wie das geschieht, bleibt uns verborgen, da das Wesen der Seele für uns nicht erkennbar, nicht begreiflich ist. Unsere Seele kennen wir nicht, wir empfinden sie nur im Bewußtsein.

Baer ist von der Unsterblichkeit der Menschenseele fest überzeugt.

In bezug auf das Alter des Menschengeschlechts bekennt er völliges Nichtwissen. Wahrscheinlich werde es nie möglich sein, die Zeit zu bestimmen, seit die Menschen auf der Erde wandeln. Dabei polemisiert er weidlich gegen alle von Darwin, Huxley, Vogt, Haeckel zugunsten der tierischen Abstammung des Menschen angeführten Gründe; er kann sich die Umbildung eines Säugetiers in einen Menschen absolut nicht vorstellen. Doch läßt uns Baer darüber im unklaren, wie er sich die Entstehung des Menschen denkt. Nach einigen Äußerungen zu schließen, denkt er, wie auch Goethe es tat, an Urzeugung, d. h. an unmittelbare Entstehung aus dem Schoße der Erde.

Wegen seiner naturphilosophischen Ansichten hat der große Forscher mancherlei Gehässigkeit, Spott, Geringschätzung von seinen Gegnern erfahren; doch ließ er durch keinen offenen oder versteckten Angriff seine vornehme Ruhe beeinträchtigen. Mit der Frage: „Kann man denn nicht verschiedener Meinung sein, ohne sich gegenseitig zu hassen und zu verachten?“ tritt er den Widersachern voll Würde entgegen.

R. E. von Baer war ein zu universell angelegter Geist, um seine literarischen Äußerungen auf sein Fach, die Naturwissenschaft, einzuschränken.

Besonders seine Selbstbiographie ist eine Fundgrube hochinteressanter Aussprüche und Erörterungen über die verschiedensten Aufgaben des Menschenlebens. Stäßle widmet Baers geschichtsphilosophischen, ethischen, pädagogischen und politischen Anschauungen eine Darstellung von 172 Seiten. Ich beschränke mich an dieser Stelle mit einem Hinweis darauf.

Nur so viel sei noch hervorgehoben, daß das Lesen von Baers Schriften mir stets eine Quelle tiefsten Genusses gewesen ist. Wenige Schriftsteller wissen die Liebenswürdigkeit ihres Wesens so in die Feder zu legen wie Baer; niemals verläßt ihn, auch im Eifer, die Höflichkeit des Herzens, die Zurückhaltung des wahrhaft vornehmen Mannes. Die Form seiner Darstellung ist stets eine edle; auch wenn sie in die Breite geht, habe ich sie doch nie langweilig gefunden. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, daß man sich wieder mehr, als es in der Gegenwart geschieht, mit Karl Ernst von Baer beschäftige, wozu die treffliche Monographie Stäßles eine so bequeme Handhabe bietet.



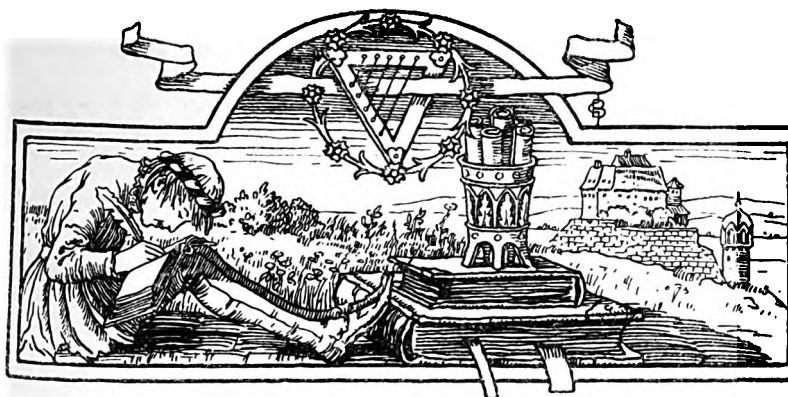
## Erinnerung.

Von

M. Festsche.

Da liegt das Harzer Städtchen; vor dreißig Jahren  
 Bin ich zulezt durch die engen Gassen gefahren.  
 Und nun heute wieder. — Umschlossen von Berg und Wald,  
 Wird es nie älter. — Oder war's immer schon alt?!  
 Ich glaube es fast! Auch brauch't's in dem engen Leben  
 Nicht viel von sprühender Kraft zu vergeben. —  
 In jedem Eckchen und Winkel hockt die Erinnerung  
 Und raunt wie grüßend mir zu: Auch du warst einst jung!  
 Sie hat ihren Schleier gesponnen um jedes Haus,  
 Aus großen, verträumten Augen schaut sie heraus.  
 Dort das verwitterte Hofstor, von Efeu umrankt,  
 Da die Kirche und dort am Wasser die kleine Bank,  
 Unter der Linde die spielende Kinderschaar,  
 Noch grade wie damals! Und 's sind doch nun dreißig Jahr'!  
 Noch zieht derselbe Geruch durch die Gassen auch,  
 Ein wenig würzige Waldluft, gemischt mit Rauch.  
 Und dort die hohe Akazie am Schulhaustor,  
 Wie eine uralte Freundin kommt sie mir vor.  
 Der Duft umschmeichelt ihr Haupt so süß berauschend und schwer.  
 Wo hat der Baum die ewige Jugend nur her?!  
 Mir verging doch schon längst alles Knospen und Blüten sacht!  
 Saft schämt sich mein Herz vor dieser duftenden Pracht. —  
 Und der Wagen rollt weiter durchs flimmernde Sonnenlicht,  
 Mich aber verläßt der eine, der ernste Gedanke nicht:  
 „Nach den Knospen und Blüten wird einst dein Herr dich nicht fragen,  
 „Aur, ob dein Frühling auch ewige Früchte getragen;  
 „Aur, ob dein Herz in der Liebe blieb stark und jung!“ —  
 — Harzer Städtchen, hab Dank du! Das war eine gute Erinnerung!





## Der Einsiedler.

Von

Albert Geiger.

Eine Flöte von Ebenholz war das einzige, das er aus seinem früheren Dasein mitgenommen hatte. Diese Flöte hatte zierliche Perlmuttereinlagen und silberne Klappen. Es lag auf ihr noch ein Schimmer der anderen Zeit, und in ihre Töne verirrten sich zuweilen die Klänge von Rondeaux und Serenaden, welche sie in einstigen Tagen unter den Fenstern angebeteter Schönen hatte erklingen lassen. Das war nun alles vorbei.

Der einst so Lebenslustige hatte sich in die Bergeinsamkeit zurückgezogen. Er war der Menschen satt. Er wollte nur noch mit der Natur und Gott sein. Diese beiden Worte erfüllten seine Seele mit einem unaussprechlichen Schauer. Zuerst hatten ihn die weiten Nächte hier oben die geheimnisvollen Abende in eine tiefe Schwermut versinken lassen. Ein nagendes Heimweh nach der Welt da unten, den Landhäusern, den Städten, den Flüssen, dem ganzen Erdgetriebe hatte ihn erfaßt. Aber dann war er stiller und stiller. Die Erde saugte gewissermaßen ein Stück von ihm ein. Der Wald nahm ein anderes Teil von ihm mit in sein Säuseln und seinen Schatten. Dem Himmel, der Sonne und den Sternen vermählte sich ein weiteres Teil. So war er seines Selbst entäußert und lebte im Frieden der Natur und der Ahnung Gottes.

Er hatte in Höhlen, unter Felsen, in alten Baumstämmen gelebt. Endlich fand er einen alten, verwilderten Park und darinnen einen Turm, ein verwittertes Gebäude. Er war wahrhaft froh, solch eine wohnliche Stätte entdeckt zu haben. Im höchstgelegenen Gemach ließ er sich nieder. Wie von einer Warte sah der Einsame hier die einsamen, endlosen Berge, Wälder und die Tiefe drunten. Wenn er die Hand zum Fenster hinausstreckte, glitten die weichen Blätter großer Buchen, die duftenden Nadel-

hochragender Edeltannen, das wunderbarlich gezackte Blatt der Eichen durch seine Finger. Er streichelte sie wie das Haar einer Geliebten.

Er war sehr fröhlich, besonders in diesen kühlen Augusttagen. Ja, sie waren prächtig. Der Himmel hatte eine so lächelnde, liebenswürdige Heiterkeit und Reinheit, wie sie nur ein recht gutes, feines Weib im Antlitz trägt. Aus dem Walde kam eine solche Kühle, als flüßen tausend Quellen darin. Frisch und blank mit allen seinen Blättern stand er wie ein reifer, selbstbewußter Mann, in dessen Tiefe es von den Wundern und der Wonne des Daseins flüstert und rauscht. In der Ebene drunten bräunten sich die Felder. Ein Duft von Sommerglück und reifenden Früchten lag über ihr, der berauschen konnte, wäre nicht über allem solch ein Hauch der Vernunft gelegen. Es war im ganzen ein großer, aber stiller Akkord.

Dennoch war in dieser Nacht, dieser weiten, strahlenden Nacht der Einsame traurig. Und das kam so.

Am Nachmittage hatte er, wie es seine Gewohnheit war, auf seiner Flöte gespielt. Ein Lied, zum Preise der Natur und der Ehre Gottes. Die Vögel, die er sehr liebte, waren wie immer in den Bäumen still geworden. Sie lauschten den süßen, trunkenen Tönen, um ihren Gesang, wenn er geendigt, um so jauchzender erklingen zu lassen. Da hatte ihn jählings ein mißtönendes, aufgeregtes Gezwitzcher aus seiner brünstigen Töneversunkenheit geweckt. Er sah auf und zum Fenster hinaus. Ein Häher und ein Stieglitz waren in Kampf geraten. Der Häher riß dem Stieglitz die Brust auf und flog davon. Der Einsiedler griff rasch hinaus und bekam den fallenden todwunden Vogel zu fassen. Während die Vögel aufgeregte durcheinander flatterten, streichelte er dem Armen zärtlich und unter Tränen die Federn und sah mit bangem Herzen, wie die kleinen, frohen, glänzenden Augen brachen. Ein Strecken. Das Opfer war tot. . .

Der Einsiedler lag bis spät in die Nacht in tiefer Betrübniß. Alte Zweifel, alte Wunden bluteten. Er kniete in der Mitte des Gemaches nieder und erhob die Hände gen Himmel.

„So verfolgt mich denn der Hader dieser Welt bis in diese Einsamkeit?“ begann er stöhnend. „Diese kleinen, unschuldigen Tierchen tragen in ihrer zarten Brust den Keim der Zwietracht? Diese Kinder Gottes, die er in seiner Sonnenlaune, sich zur Ehre, den Menschen zur Wonne erschaffen hat, sie morden einander, wie die da drunten es tun? Ist es denn wahr: kann diese Welt nur durch Gewalt erhalten werden? Kann niemals ein ewiger Friede kommen? Soll uns das reine, ungestörte Reich Gottes auf Erden nimmer werden? Da drunten haben sie zu deiner Ehre Kirchen erbaut, Paläste voller Bilder, Gold und Edelstein. Der blaue Weihrauch durchschwält sie sinnverwirrend. Die Orgel tönt und braust wie ein Wald voller Töne. Die vielfarbigen Fenster brechen die Sonne in mystischen Lichtern. Die Säulen stehen wie stumme Zeugen der Ewigkeit des Geschaffenen. . . Aber die da knien — und beten —, denken sie, wahrhaft gut zu sein? Der Priester schweigt, die Lichter löschen aus, die Menge

zerstreut sich — und Alltag ist in ihnen wie vorher. Der Lärm des Markts, der Staub der Gassen, der Dunst ihrer Häuser liegt auf ihrer Stirne, in ihren Blicken . . . Reinheit, suche sie nicht bei den Menschen! Liebe, verlange sie nicht von deinen Brüdern und Schwestern! Größe, forsche nicht nach ihr im Menschenleben! Diese Millionen Ichs, von denen sich jedes seine Welt zusammengezimmert hat, gleichen ebenso vielen Einzelgefängnissen, aus denen keines hinaus kann. Das hab' ich erfahren in langer, langer Zeit — und darum hab' ich mich hier herauf geflüchtet. Ach, ich war so glücklich, mit meinem Himmel, meinen Blättern, meinen Vögeln — meinen lieben, kleinen Vögeln — und nun! Die freche Gewalt, der hämische Mord, das furchtbare Ich, da sind sie wieder.“ Und er senkte das Haupt auf die Steinplatten und lag regungslos.

„Ist das Ende alles Lebens Trauer? Muß es so sein?“ begann er wieder. „Warum seufzt die ganze Welt unter einem Etwas, einer Bangigkeit, die immer wieder kommt und am Beschlusse von allem steht? Du hast ihnen Essen und Trinken, du hast ihnen Kleidung, du hast ihnen Sprache, Geschicklichkeit, Wissenschaft und Kunst und die unklare Ahnung deiner gegeben. Nun leben sie und vollbringen allerlei und dünken sich glücklich und sogar groß — und doch, was ist das Ende? Wehmut und Schvermut! Es ist doch alles nichts! sagen sie zum Schluß. Warum sagen sie das? Warum können sie diese Beklommenheit nicht los werden? Sie waren eine kurze Weile da — aber sie konnten doch nicht recht heimisch werden. Wie das Dunkel eines Herbstabends fällt das Heimweh über sie — und sie weinen, zuweilen, wenn sie am glücklichsten sein sollten! — O mein Gott, geschieht es, weil sie dich nicht erkennen können?“

Und der Einsiedler begann zu weinen, indem er seiner Brüder und Schwestern dachte. Und eine Furcht vor Gott befiel ihn, daß Schweiß auf seine Stirne trat und seine Kniee zitterten.

„Wer bist du?“ sprach er mit bebender Stimme. „Du geheimnisvolles Etwas? Der Saum deines Kleides scheint mit Blumen der Liebe bestickt. Aber in deinen Händen wohnen mit dem Segen des Lebens die Blitze der Vernichtung. Dein Antlitz sah keiner . . . und dein Herz . . . Mir schwindelt, wenn ich dein Wesen mir denken will. Dann scheint es mir ewig notwendiges Schicksal, unbekümmert um den Menschen . . . O, hab Erbarmen mit uns, Unerforschlicher!“

— So lag er die Nacht über in Qualen, bis er entschlief . . . Und der Morgen begann zu grauen. Die Welt stieg langsam aus dem Schoß der Nacht. Ein Flüstern begann auf den Bergen und über den Talen und der Ebene. Ein geheimnisvolles, ergreifendes Flüstern. Das Zwielicht begann in die Turmkammer einzudringen, leise, behutsam, wie eine Mutter, die nach dem Schlaf ihres Kindes sieht. Der Einsiedler richtete sich halb auf und griff in die Blätter vor dem Fenster. Sie waren feucht vom Tau und dufteten von der Frische des Morgens. Und er zog sie herein zu sich und kühlte seine brennende Wange an ihnen. Und ihm war,

als kehre er aus einer furchtbaren Tiefe in das Leben, in die Welt zurück. Dann kam ein leiser, schüchterner Vogelschall. Und er lächelte wehmütig.

„O ihr Blätter und Vögel — ihr seid wieder da, ihr Tröster! Und du, junges Licht — du küssest und segnest wieder meinen Scheitel! Ich soll wieder froh sein und wieder gut mit dem Leben und der Welt. So wollt ihr . . .“

Und er schmeichelte aufs neue seiner Wange und seinen Tränen mit dem tauigen Laub. Und es ward stärker Tag — die Vogelstimmen wurden lauter. Da griff er nach seiner Flöte. Er besah sie lange — und sein ganzes Leben schien ihm aus ihrem matten Schimmer entgegen. Er führte sie an den Mund und entlockte ihr leise Klänge. Und wie die ersten hinausjagen in die Dämmerung, da ward es ihm wohler und wohler. Es ward ihm, als sei er noch Säugling. Als müsse er auf seiner Flöte ein lustiges Schelmenstücklein blasen von einer Winzerin im Reblaub und einem Studenten, dem sie ihren roten Mund gibt, und einem dicken Pater, der das Nachsehen hat . . . Er wußte nicht, wie ihm das so kam. Wie es kommen konnte, daß er mit einem Male nach Lustigkeit verlangte. Aber jetzt ließ eine Wachtel ihren kecken Ton erschallen. Und übermütiger ergriff ihn das Verlangen. Er blies seine Weise, die so frisch und üppig schwellend war wie die Lippen der Winzerin, so dunkel, blau und lockend wie die Trauben unter den Rebenblättern, so keck und selbstbewußt wie der junge Student, und so komisch seufzend wie der dicke Pater, der das Nachsehen hatte.

Die Vögel hielten inne mit Singen und lauschten. Der Einsiedler stieg die Treppe hinauf bis auf die Rinne des Turms. Er sah in das Morgenrot hinaus. Auf die dampfende Ebene, aus der die Ströme und die goldenen Kirchendächer blitzten wie das Geschmeide des jungen Tages.

Sein Herz war trunken vom jungen Licht, und er jubelte mit den Klängen seiner Flöte das Lied seines wieder erlangten Lebensglaubens hinaus. Weinberge sah er und reife Felder und Obstbäume. Die weißen Mauern von Dörfern, aus denen die Bauern hinausjagen ins Feld, und die grauen Mauern und Dächer von Städten, die aus dem Morgendunst auftauchen. Und ringsum die Berge und Wälder blickten so groß, so ernst und doch so eindringlich froh zu ihm auf, daß sein Herz schwoll von Liebe zu all dem Erschaffenen und Gewordenen. Er hatte die Flöte abgesetzt, seine Seele war zu voll. Da begann eine Nachtigall zu singen, unten in den Lorbeerbüschen des Parks. Ihre Stimme schwoll und schwoll. Es war nichts mehr von der Traurigkeit des Abends und der Nacht in ihr, wenn sie durch den verlassenen Park klagte. Es war Sonnenschnsucht in ihr. Die Wonne des Lebens strömte aus der grauen, kleinen Vogelbrust hervor, daß auch ihr alle Vögel lauschten. Und nun griff der Einsiedler wieder zu seiner Flöte, und brünstiger klang sein Lob der Natur und des Schöpfers in den Morgen hinaus.

„Ich preise dich, Licht des Morgens, das du mit tauschweren Flügeln über die Erde schwebst. Ich preise euch, rote Flammen der ewigen Liebe, die ihr durch die grauen Dämmerungen wandelt, Propheten des ewigen, geheimnisvollen Lebenswillens. Ich segne euch mit der Wonne eines sich wieder aufrichtenden Herzens, mit der schmerzlichen Süßigkeit, die im Vergessen der Nacht und des Leides liegt. Nehmt mich wieder an euch, ihr Wälder, ihr Berge, du strahlender, allumfließender Äther. Laßt mich euch wieder Bruder sein, gleich geboren aus der Liebe des Vaters, ihr lieben Vögel, ihr Gotteskinder, die er aus der Hand entfliegen hat lassen, die ihm zunächst am Herzen ist. Ja, auch dich, du Leben da drunten, da draußen preise ich. Euch, Weinberge und Bäume, Felder und Gärten, und alle, die säen und ernten. Euch, schallende Städte und ragende Burgen. Was du auch seist, o Leben, du bist immer wieder neu und schön. Du magst erscheinen wie du willst, wir müssen dich und deinen Urquell verehren, bewundern, lieben. Und so segne ich auch noch den Kampf, das Leiden, den Haß, die Zwietracht, das Böse. O du wunderfames, wunderliches Leben, du Dieb meiner Schmerzen, wie hast du mich gewandelt! Nimm mich hin, du Großes, Ewiges! Ich bete dich an!“ —

Die Sonne war hinter den Bergen emporgestiegen und nun war die ganze Welt voll von ihrem reinen Gold. Die strahlende Glorie des Lebens erweckte alles zu einem jauchzenden Lebensdrang. Die Vögel sangen, jubelten, schnatterten das Lob des Gewordenseins. Der Wald rauschte es mit allen Gipfeln. Die Ebene sang es mit tausend Stimmen. Die Glocken mischten sich tief und hell hinein. Die Flüsse und die goldenen Kirchendächer glühten. Es war ein ungeheurer Lobgesang des Daseins. Die kleine Nachtigall unten und die Flöte oben jubelten lauter als alle andern Töne. Der Einsiedler stand vergoldet von der Sonne mit verzücktem Antlitz.

Es war Tag!







## Schule und Bildung.

Von

Dr. Ludwig Gurlitt.

Über drei Dinge“, sagte jüngst Peter Rosegger, „wird in unseren Tagen zu viel geschrieben und geredet: über Kunst, Gesundheit und Erziehung. Folge davon, daß wir unkünstlerisch, kränkelnd und ungezogen geworden sind.“ An diesen köstlichen Sätzen möchte ich nur eines ändern: Es ist unser unkünstlerischer, kränklicher Zustand nicht die Folge des Schreibens und Redens über diese Dinge, sondern umgekehrt: weil wir uns der genannten Mängel schmerzlich bewußt werden, deshalb suchen wir uns mit einer allerdings krankhaften Hast über die Heilmittel zu verständigen, uns die Krankheiten gleichsam vom Halse zu schreiben. Die Tatsache aber, daß unsere Zeit krank ist, tritt eben dadurch am deutlichsten zutage. Der Gesunde kümmert sich um Heilmethoden nicht, der Kranke aber läuft von einem Arzte zum anderen, versucht es heute mit dem Homöopathen, morgen mit dem Allopathen, übermorgen mit dem Wasserdoktor und so fort, bis er sich gesund — oder ins Grab hat kurieren lassen. Wäre unser Volk mit der von dem Staate in die Hand genommenen Erziehung unserer Jugend zufrieden, so würde niemand Lust verspüren, über Erziehung zu schreiben oder darüber zu lesen. Daß wir auf den genannten Gebieten eine so stark entwickelte Tätigkeit finden, halte ich für eine Art Fiebererscheinung, die allerdings auf eine Krankheit des Organismus schließen läßt, aber als ein natürlicher Heilprozeß gelten muß. An Stelle eines dumpfen Unbehagens, das nur äußerlich der Gesundheit gleich, ist der innere Kampf getreten: der Volkskörper will nicht sterben, ringt nach Genesung, und wenn er sich auch im Fieber oft unklar und hitzig gebärden mag: jeder erfahrene Arzt weiß, daß man das Fieber nicht unterdrücken soll, daß es nicht die Krankheit, sondern deren Symptom und der Kampf des gefährdeten Organismus ist gegen seine Schädlinge.

Man hat eine gleiche Erregung des innersten deutschen Empfindens vordem nur noch um die Zeit der Reformation erlebt. Was sich heute in Deutschland regt, ist evangelischer Geist; was man uns bisher als evangelisch geboten hatte, ist vielfach das Gegenteil davon, nämlich Buchstabengläubigkeit, geistige Fesselung, starres Festhalten am Ererbten, also nicht Leben, Entwicklung, Gesundheit und Kraft — sondern der geistige Tod! Kunst, Wissenschaft, Schule, Kirche, unsere gesamte Kultur verkümmerte unter diesem Geisteszwange.

Sogar ein Goethe konnte diesen Bann nicht brechen. Oder wer wagt zu behaupten, daß unsere Bildung heute von Goetheschem Geiste durchtränkt sei? Begnügt man sich in unseren höheren Schulen nicht damit, einige seiner herrlichsten Schöpfungen zu lesen, von seiner gesamten Weltanschauung aber ängstlich zu schweigen oder sie durch eine Art Taschenspielerkunststückchen in Einklang zu bringen mit dem geistig unfreien, mehr auf Erbtötung als auf Weckung der Persönlichkeit gerichteten, herrschenden Schulregimente? Wenn wir heute so bettelarm an wahrer Bildung sind, so glaube ich, daß auch unsere so unermülich fleißigen Schulen daran schuld mit sind, auf die fast das umgekehrte mephistophelische Wort paßt, daß sie ein Teil der Macht sind, die „stets das Gute will und stets das Böse schafft“. Auf einem Gebiet unseres Schulwesens liegt diese Erfahrung schon offenkundig zutage: dem Gebiete des Baugewerbes. Deutschland hatte seit den Zeiten der Hohenstaufen seine einheimische, von dem Verständnisse des Volkes getragene Kunst, ein echtes Landesprodukt, gesund, einheitlich alle Gebiete der Kunst und des Handwerkes beherrschend. Fremde Einflüsse wußte diese Heimatskunst stets dem ererbten Kunstvermögen anzupassen und so unterzuordnen, daß es einen deutschen Charakter erhielt, wie ein aufgenommenes Fremdwort, das die Sprache dem schlichten Manne mundgerecht macht. Diese wurzelechte Tradition war so lebenskräftig, daß selbst die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges sie nicht zerstören konnten. Sogar den höheren Schulen zum Troste, die ihren Zöglingen Verachtung und Haß gegen alles Heimatliche einpaukten, hielt sich die deutsche Volkskunst bis zu dem verhängnisvollen Zeitpunkte, als es gelehrte Architekten übernahmen, Baugewerbeschulen zu gründen, ihre Schüler mit angeblich klassischem Geiste zu tränken und dem „einfältigen“ Maurermeister höhere Bildung zu geben. Von da an ging es mit der deutschen Kunst und der künstlerischen Kultur unseres ganzen Volkes reißend bergab, und wir langten im Fluge in dem Sumpfe an, in dem wir leider heute noch stecken. Ein Blick auf unsere durch eine Schandarchitektur verhungerten Städte und Dörfer ist eine schwerere Anklage gegen unser Schulwesen, als sie in Worte gefaßt werden kann. Dr. Hermann Muthesius, einer unserer kunstsinngigsten Architekten und Kunstgelehrten, kennt keinen größeren Tiefstand der Volkskunst seit den Tagen, als die Germanen ein Kulturvolk wurden, ja er ist der Überzeugung, daß wir an Barbarei in dieser Hinsicht nur mit den Römern zur Zeit ihres tiefsten Verfalles verglichen werden können, als wilde Soldatenkaiser das

Völkerchaos beherrschten. Und das verdanken wir unseren Kunstschulen! Heute sucht man mit löblichem Fleiße wieder Anlehnung an unsere alte Bauernarchitektur. Es wäre klüger gewesen, man hätte den Faden niemals abgeschnitten. Man hatte aber leider die Mahnungen weiser Schulmänner überhört. So sagte Herbart (Über das Verhältnis der Schule zum Leben. 1818. Ausgabe Rehrbach IV, 511): „Wer denn Früchte der Erde genießen will, der muß sich hüten, daß er die grünenden Fluren nicht verwüste; denn kein Machtwort kann das ersehen, was der freigebige Boden von selbst darbietet, wenn man ihn ungehindert wirken läßt. Daß der Same keime, wachse, Blüten und Frucht bringe, das muß geduldig erwartet, es kann nicht befohlen werden. Die Anwendung liegt klar vor Augen. Weiß der Staat, wie sehr er der Schule bedarf, so wird er sich hüten, ihre innere Tätigkeit zu stören, wenn er gleich ihr äußerliches Benehmen unter beständiger Aufsicht hält.“

So offenkundig ist jetzt die verderbliche Wirkung unserer Baugewerbeschulen, daß sich ein Anwalt für sie nicht mehr findet. Mit wie stolzen Hoffnungen und Verheißungen aber waren sie ins Leben getreten!

Nach solchen Erfahrungen wird es nicht zu kühn erscheinen, wenn man unser gesamtes Schulwesen in Beziehung auf seinen Bildungswert einer kritischen Betrachtung unterzieht.

Der Verderb unserer Zeit ist, daß man Bildung mit Vielwissen verwechselt; die Folge, daß sich, mit Paul de Lagarde zu sprechen, „ein zäher Schleim von Bildungsbarbarei über unser Vaterland ergossen hat“. Der Deutsche wird von seinen Schulen „zu einem wandelnden Konversationslexikon aufgezogen“ (Dr. L. Bornemann, „Der Schulpapst.“ Hamburg, 1897, S. 9). Ein weiterer Schädling ist der Glaube an eine höhere, ihrem Wesen nach formale Bildung, „deren Zauberborn in der Betreibung des Lateinischen oder vielmehr, da die Betreibung bisweilen bedenklich ist, in dessen psychologisch unwiderstehlicher, wiewohl unbewußter Gewalt sprudelt. Diese fast sakramentale Kraft der alten Sprachen, insbesondere des ciceronianischen Latein, die sogar von solchen gespürt werden kann, die selbst in humanistischen Wissenschaften nichts geleistet haben, schafft — immerhin mit teilweise unverstandenen Worten und Begriffen — ein fertiges, innerlich selbstbewußtes, ‚gebildetes‘ Volk“. (Ebenda.) Beispiele: der deutsche Korpsstudent, der schneidige Referendar, der mit den Einjährigenschnüren gezierte Kulturträger. Diese Prachtergebnisse sind unausbleiblich, solange ein Schulabsolutismus die Entfaltung freierer Erziehungsformen verbietet. Daß übrigens der lateinischen Sprache eine besondere formal bildende Kraft innewohne, das ist eine Entdeckung, die erst in jüngerer Zeit gemacht wurde, als der Glaube an den hohen sittlichen Wert römischen Geisteslebens oder an die vorbildliche Bedeutung römischer Kunst erschüttert war. Aber schon finden sich Reher, die auch an diese Wunderkraft des Lateinischen nicht mehr glauben wollen. Wir bilden uns jetzt ein, in besonders enger Fühlung zu Griechenland, zumal der echten Humanität des alten Athen, zu stehen, aber wir gebrauchen die entgegen-

gesetzten Wege, um zu demselben Ziele zu gelangen. Athen hatte keine Staatschulen, gab es jeder Familie frei, ihre Kinder nach eigenem Gutdünken und nach Maßgabe ihrer Anlagen heranzubilden, Athen trieb in den Schulen nie Fremdsprachen, Athen gab alle Forschung frei und hatte nichts dagegen, daß gleichzeitig innerhalb derselben Stadtmauern ein Duzend verschiedener Weltanschauungen gelehrt wurden. Wir uniformieren die Schulen, stecken zahlreichen Schulen gleiche Ziele vor, überwachen die Endergebnisse durch Abschlußprüfungen, halten auf möglichste Einheit der Lehrbücher und Methoden und erzwingen dadurch eine Gleichheit der Kultur bei allen Zöglingen, die wahre Bildung eigentlich ausschließt. Denn wie jede Blume, jeder Baum seine eigene, ihm wesentliche Natur hat, so ist auch nur der gebildet, dessen von Gott gewollte Eigenart zu möglichst freier Entfaltung gelangt ist. Die starke Uniformierung unserer Schulen erscheint mir daher als bildungsfeindlich. Sie mag bequem im Sinne der Verwaltung sein. Aber die Verwaltung ist ein Nebensächliches, dem die höheren Aufgaben der Schule nicht untergeordnet werden sollten. Darüber ist schon von berufenem Munde manch treffliches Wörtlein gesprochen worden. So sagte der Bürgermeister der Freien und Hansestadt Bremen, Dr. Otto Bildemeister, auf der 25. Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung: „Es gibt wenig Dinge, welche zu gleicher Zeit auf der einen Seite die Wohlfahrt des Staates so tief berühren, auf der anderen Seite so tief in der persönlichen Tätigkeit des einzelnen wurzeln, wie das Schul- und Erziehungswesen; denn was ist persönlicher als die Kunst, und was ist die Tätigkeit des Pädagogen anderes als eine Kunst? Der Staat kann ihrer nicht entbehren, er muß sie sogar in seinen Dienst ziehen und sie organisieren; aber er kann sie nicht schaffen und kann sie nicht weiterbilden, er muß sie nehmen, wie sie aus ihrer eigenen Quelle sprudelt, wie sie in der persönlichen Tätigkeit ihrer Träger sich entfaltet. — Versteht der Staat sich auf sein eigenes Interesse, so wird er solchen aus freiem Trieb entsprungenen Bestrebungen, welche sich auf das eigenste Wesen, auf die natürlichen Förderungen dieser großen Kunst beziehen, unabhängig von zufälligen, störenden äußeren Verhältnissen (zu welchen auch der Staat gehört) Gedeihen und segensreiche Entwicklung wünschen, hat er doch seinerseits die Früchte davon zu gewärtigen. Versteht er sich auf das Wesen solcher Bestrebungen, so wird er sich des Eingreifens enthalten; denn sie können nicht anders gedeihen, als in der Freiheit.“ Nicht minder gewichtig dürfte die Stimme des Georg Waiz sein, der in seinen „Grundzügen der Politik“ 1862 sagt: „Wenn der Staat das Bedürfnis fühlt, den Unterricht ganz in die Hand zu nehmen, ist es regelmäßig ein Zeichen, daß er sich von seiner natürlichen Grundlage, dem Bewußtsein des Volkes, entfernt. — Der Staat hat das Recht, zu fordern, daß die Erziehung nicht ganz vernachlässigt werde, daß sie keine ihm geradezu feindliche Richtung nehme, daß sie gewisse, für seine Aufgaben notwendige Resultate erziehe; er wird außerdem dafür sorgen, daß besondere Bedürfnisse, die er hat, befriedigt, auch allgemein die nationale Bildung,

Wissenschaft und Kunst gefördert werde, — aber: die Erziehung und der Unterricht haben ihre Bedeutung auch für die Familie. Ihre Bestimmung ganz durch den Staat oder die völlige Freiheit vom Staate sind gleich wenig berechtigt.“ Auch Hermann Lohse sprach es aus, „die Gefahr liege nahe, daß durch doktrinaire Vorschriften der lebendige Fortschritt der Bildung gehemmt werde“.

Rückständige gelehrte Spezialisten, gedankenlose oder berufsmäßige Verfechter des Altbewährten, die zu blind oder zu unehrlich sind, das gewaltige geistige Ringen unseres Volkes nach neuen Bildungswerten zu erkennen, sehen sich schon jetzt zu ohnmächtigem Schweigen verurteilt, oder spötteln mit pharisäischem Hochmuth über das „oberflächliche, pietätlose Gebaren moderner Umstürzler“. Diese Rückständigen aber mögen sich gesagt sein lassen, daß es wahrlich nicht Unkenntnis ist, die uns von ihren „altbewährten Idealen“ trennt. Was sie heute noch mit seniler Zähigkeit festhalten, das ist uns in unserer Knabenzeit und ebenso schon unseren Vätern mit Hundert Tungen gepredigt worden, ja das haben wir selbst noch so lange mit Eifer vertreten, als uns eine übermächtige Tradition und ein blinder Autoritätsglaube hochgeachteten, geliebten Lehrern gegenüber verhinderten, zu eigenem Urtheile durchzudringen. Schon aber ist der in Deutschland neu erwachte Geist so lebenskräftig geworden, schon aber geht er mit solchem Sturmesehwehen durch unsere Lande, daß keine Waffe, weder Gewalt noch Spott, ihn wieder eindämmen können.

In einseitiger Pflege der intellektuellen Kräfte ist die deutsche Geistesbildung verkümmert. Vor allem hat der deutsche Gelehrte und Gebildete das Sehen verlernt. Er lebt und denkt gleichsam mit geschlossenen Augen und hat kein Verhältnis zu der ihn umgebenden Natur. „Weil du das Auge offen hast, glaubst du, du siehst“, sagt Goethe, der nicht eindringlich genug betonen konnte, daß auf das selbständige Beobachten alles ankommt. „Ein Mensch, der beobachtet,“ sagt Arnold Böcklin (Gustav Flörke, Zehn Jahre mit B.), „ist darum noch lange kein besonderer Mensch. Das ist der Naturzustand. Er ist nur kein Krüppel, nicht durch die Schule usw. verdorben. Siehe die Kinder!“ Und wie sagt Friedrich Hebbel?: „Man wird das, das man sieht! Die reiche, große Welt ging in das bißchen ausgespannte Haut, worin wir stecken, nicht hinein; wir erhielten Augen, damit wir sie stückweise einschlucken könnten. Nur die Blinden sind elend!“ (Judith und Holofernes, IV.) Blind sind aber unsere meisten Kulturmenschen. „Über das, was man sehen nennt, ist freilich“, wie Flörke richtig sagt, „nicht höflich zu streiten. Man diskutiert dabei eben um seinen Intellekt.“ Entsprechend sagt Paul Meyerheim: „Die Deutschen sehen mit den Ohren“, jedenfalls gilt das für alle die, welche höhere Schulen durchgemacht haben. „Was den Deutschen vor allem fehlt,“ sagt Grillparzer, „ist der Kunstsinne. Dieser besteht darin, den Gedanken im Bilde zu genießen. Die Deutschen gehen aber auf den Gedanken los, ohne sich um das Bild viel zu kümmern. Diese Geistesverfassung gehört der Wissenschaft an, zerstört aber die Kunst:

Willst du, daß der Schönheit Gunst  
Ganz sich dir erschließe,  
Sieh mit Künstlerblick die Kunst,  
Grüble nicht, — genieße!“

Man ist jetzt des trockenen Tones satt und fordert gebieterisch eine mannigfaltigere, freiere Entfaltung der Persönlichkeit, eine sorgsame Pflege aller Kräfte des Gemütes, der Empfindung, der Phantasie, eine neue, kräftige, von nationalem Geiste durchdrungene Gestaltung unseres öffentlichen und privaten Lebens, wie es sich in Pädagogik und Philosophie, in Wissenschaft und Kunst, in Religion und Politik darstellen soll. Eine wahre Bildung wird in Deutschland erst dann wieder heimisch werden können, wenn unsere Schulen, ihren Einfluß einschränkend, der individuellen Entwicklung jedes einzelnen und dem Einfluß des Hauses und der Familie größeren Spielraum gewähren. Unsere Schulen haben sich zu viel zugetraut, und wir Eltern haben es uns zu leicht machen wollen, indem wir ihnen die Lösung einer Aufgabe fast allein überließen, die nur bei einer Arbeitsteilung zwischen Familie, Gesellschaft und Schule glücklich gelöst werden kann. Damit ist nur gesagt, was in den letzten Jahren schon hundertfach wiederholt worden ist und was hellsehende Patrioten schon seit Goethe oft und mit eindringlichen Worten gefordert haben. Was jene ersehnt haben, reift jetzt zur Tat. Wir „Neuerer“ berufen uns daher bei unseren Bestrebungen auf die besten Männer des vorigen Jahrhunderts und haben auch heute Deutschlands geistige Aristokratie auf unserer Seite. Ich habe deshalb hier und an anderen Orten meine Wünsche und Gedanken mit zahlreichen Zitaten unserer besten Männer belegt und gebe wieder ein solches Zeugnis, dem auch die Alten zustimmen müssen. W. S. Riehl schrieb vor 50 Jahren: „Es ist aber die Sitte des Hauses gerade derjenige Punkt, wo jeder einzelne Großes wirken kann, um (mit einem Modeausdruck) ‚die Gesellschaft zu reformieren‘, tüchtigen Bürgerfinn zu wecken, einen echt konservativen und loyalen Geist im Volke zu begründen, das Staatsregiment zu stärken. Die höchste Aufgabe für den Neubau der halb zertrümmerten Gesellschaft ist für jeden gegeben in der Erneuerung der Familiensitten. Selbst den Frauen ist hier das Reich ihrer politischen Wirksamkeit angewiesen. Statt über neue Verfassung zu phantastieren, wollen wir unsere Familie wieder in Zucht und Ordnung bringen, dann sind wir auch politische Männer. Wer den Teufel bannen will, muß selbst rein sein. Im eigenen Hause müssen wir zuerst uns rein machen. Die neuen guten Gesetze werden von selber kommen, wenn erst einmal die gute Sitte wieder da ist; denn die Gesetze, das organische Produkt der Sitte, stehen entweder in fortwährendem lebendigen Austausch mit den Sitten, oder sie sind bloß ein beschriebenes Stück Papier. An unsern Kindern und Enkeln wird es sein, die alten Formen in Staat und Gesellschaft, die uns noch zum leidlichen Nothbehelf genügen, umzubilden, wenn wir erst einmal gesorgt haben, daß sich eine würdigere, größere und strengere Lebenspraxis herausbilde, und daß das kommende Geschlecht die rechten

Männer habe, um neue, bessere Staatsformen ertragen zu können. Wo wir das aber nicht tun, werden die nach uns kommen noch schlimmer daran sein; die Sünden der Väter werden sich an den Söhnen rächen, und unser Blut wird, wie ein schneidendes Wort des Volksmundes sagt, unsere Knochen im Grabe verfluchen."

In jüngsten Tagen hat W. v. Massow bei Besprechung meiner Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland“ in der Unterhaltungsbeilage zur Täglichen Rundschau 1903, Nr. 98, über nationale Erziehung geschrieben — ein Thema, das jetzt vielen gutgesinnten Männern zu denken gibt — und dabei zutreffend ausgeführt: „Der Vorzug des englischen Lebens vor dem unsrigen, der berückende Zauber, den es auf so viele Deutsche ausübt, beruht darauf, daß dort das Haus, die Familie eine wirklich anerkannte soziale Macht, eine öffentlich respektierte Organisation ist. Gerade weil dort die Einzelpersönlichkeit von frühester Jugend an in einem engen Kreise von ausgesprochenem Eigenleben sich selbständig und voll betätigen lernt und bei engster Anlehnung an die ältere Generation als eigener Mensch geachtet wird, darum findet auch das öffentliche Leben stets Persönlichkeiten, die jene glückliche Mischung von zähem Konservatismus und gesunder Vorurteilslosigkeit besitzen, der England so große Erfolge zu verdanken hat. Auch den Ruhm, der den englischen politischen Einrichtungen so gerne zuerkannt wird, halte ich nur für eine Folge- und Begleiterscheinung der erwähnten Grundauffassung. Darum können auch die Anforderungen, die die neue Konkurrenz in der Weltstellung an die Kräfteleistungen Englands stellt, dieses Volk, und wenn es die stärksten Nachenschläge erhält, nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Wir aber glauben mit Hochdruck zu arbeiten, wenn wir alle Lebensäußerungen unseres Volkes rücksichtslos unter den Gesichtspunkt der Konkurrenz stellen und mit diesen scheinbar höchsten Forderungen weiter nichts erreichen, als eine Entnervung und Zerfaserung. Das Ende wird sein, daß der unzerstörbare Individualismus unseres herrlichen Volkes, aus dem das Höchste entfaltet werden könnte, die Nation in eine Herde von jämmerlichen Durchschnittstypen auflöst.

„Das ist die schwerste und härteste Sorge, die uns um das Schicksal unserer Jugend bewegen muß. Auch die Schule hilft das Familienleben zerstören. Die schönen Redensarten von dem Hand-in-Hand-gehen von Schule und Haus sind, wie auch Gurlitt hervorhebt, Worte, nichts als Worte! — —

„Die Eltern sind jetzt nur die Polizeibüttel der Schule; der eigentliche geistige Zusammenhang zwischen Eltern und Kindern wird systematisch untergraben. Der Theorie nach soll wahrscheinlich alles die vielgeplagte Mutter machen; aber wie kann sie das, wenn man ihre Tätigkeit nach den wirklichen Lebensansprüchen der Jetztzeit und nicht nach Schillers Lied von der Glocke beurteilt? Der Schule ist freilich nicht die einzige, nicht einmal die Hauptschuld beizumessen, daß die Einwirkung des Hauses nur noch Beaufsichtigung und Ernährung, nicht mehr Erziehung ist. Unser

ganzes Berufsleben trägt die Schuld, weil, wie ja auch die Gurlittsche Schrift auf etwas anderem Wege, aber in demselben Sinne nachweist, der Grundsatz der schrankenlosen Konkurrenz unser Leben regiert, ohne unter den Regulator der Zweckmäßigkeit gestellt zu werden.“ —

Nur noch einen Punkt möchte ich anführen: Unsere heutige Pädagogik ist über die Maßen geschwäßig, gekünstelt, und tritt mit zu apodiktischen Forderungen auf. Es fehlt ihr Schlichtheit, Beweglichkeit und der heitere Sinn. Dem gegenüber lasse ich wieder einige unserer Größten sprechen. Goethe: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor“; Arndt: „Wo das Wort in der Rede und Dichtkunst am mächtigsten und fröhlichsten blüht, da ist ein Volk am kräftigsten und tugendhaftesten — alle Erziehung ist schwer, weil sie einfach ist. Der verkünstelte und verdorbene Mensch will immer das Vielfache und Künstliche . . . Man muß die Menschen wieder als Menschen erziehen, den Jünglingen die Welt lang, weit und unendlich frei zeigen.“ Das können aber mürrische Pedanten nicht leisten, sondern nur heiter gestimmte Lehrer mit einem weiten Blicke für das Wesentliche und für die letzten Ziele aller Erziehung. Der Amerikaner Emerson hat das herrliche Wort geprägt: „Das Streben eines jeden Menschen müßte sein, ein heiterer Greis zu werden.“ Da haben wir den Text zu dem herzerguidenden Anblicke unserer „gebildetsten“ Deutschen, des greisen Hans Sachs, Albrecht Dürer, Luther, Goethe, Bismarck, und damit ist allen deutschen Volkserziehern der rechte Weg gewiesen.



## Oktoberstunden.

Von

Karl Ernst Knodt.

Das ist der letzte Sommerregen,  
Den der Oktobermond verstrahlt,  
Und liegt ein Lila auf den Wegen,  
Wie's nur das leise Herbstlicht malt.

Ich scheue mich, die Feierpfade  
Mit schweren Schritten zu begeh'n,  
Und möchte dieser letzten Gnade  
Nur lauschen und ins Auge sehn.







## Ramhafte Lyriker.

Von Gustav Falke war in jüngster Zeit viel die Rede. Die Stadt Hamburg hat eine gute Gepflogenheit und edle Sitte wieder aufgenommen, die einst in Zeiten des Absolutismus in Deutschland rühmlicher Brauch war: der Senat hat dem hamburgischen Dichter, der nicht eben in glänzenden Verhältnissen lebte, ein Jahresgehalt von 3000 Mark zuerteilt. Dies hat gewiß auch auf den Bücherverkauf eingewirkt; man ist auf den Namen allgemein aufmerksam geworden. Der Kritiker liest nun noch einmal so genau; das Publikum, wie nun einmal unsre unvollkommene Welt ist, hört weit williger zu.

Gustav Falke verträgt diese Aufmerksamkeit. Er besticht nicht durch glänzende oder auffallende Formen. Seine Rhythmen und Strophen erweitern nicht die übliche Liedform, wie sie durch unser Volkslied geschaffen worden; sein Ausdruck ist einfach, warm und unverwickelt. In neuer Auflage ist soeben seine Sammlung „Hohe Sommertage“ (Hamburg, Verlag von Alfred Janssen) erschienen. Man liest sich etwas schwer ein, insofern diese hinfließenden Strophen zunächst fast herkömmlich anmuten. Ist man aber erst einmal über die allgemeinen Lieder und Gedichte in das Persönliche des Dichters vorge drungen, so bestätigt sich die alte Weisheit, daß man nur von dem lernt und nur den als Künstler und Dichter wahrhaft versteht, den man als Menschen seinem seelischen Wesen nach liebgewonnen oder achten gelernt hat. Falke bringt aus seinem Familien- und Alltagsleben eine Menge reizender Bekenntnisse, Skizzen, launige Einfälle und ernstere Stimmungen in durchweg glücklicher, einfaltfroher, ungelünstelter Form. Er hat Herz und Seele, ohne sentimental zu werden. Alles ist gedämpft und gereift, ohne an innerer Freudigkeit eingebüßt zu haben. Großgeistig ist dieser Poet nicht, wird aber auch nicht so leicht kleinlich oder kindisch — wie der philosophisch-erotische Verfasser des läppischen „Fisgebuge“. Auch in den reinlyrischen und feinlyrischen Stimmungsbildern bleibt er auf der Höhe, wenn ihm auch jene Zartheit, die etwa in Mörike einen so wunderbaren Goldschmied gefunden, nicht zu eigen wird. Dazu hat er als Künstler nicht genug tiefstille, horchende, langsam formende Innerlichkeit. Man darf sich seiner freuen und seinen Büchern wünschen, was er einmal selbst als „bescheidenen Wunsch“ also ausspricht:

„Wenn ihr uns nur wölltet lesen!  
 Was haben wir von dem Denkmalwesen?  
 Ach, wonach wir gedarbt im Leben,  
 Jetzt könnt ihr es so leicht uns geben:  
 Ein wenig Liebe. Der Tod macht uns billig.  
 Kauft uns! Auf's Denkmal verzichten wir willig.  
 Mehr freut uns, wenn ihr ein Lied von uns kennt,  
 Als wenn unser Bild in der Sonne brennt.  
 Eure Liebe sei unser Postament!“

Zwei Schwaben sind mit neuen Bänden vertreten, beide geklärt und gereift, der eine auf den Stigeln des Mannesalters, der andere ein Greis. Eduard Paulus heißt der letztere; Karl Weitbrecht ist der Name des anderen. Ich habe die Empfindung, daß unsere jüngeren, raschfertigen Rezensionen an ehrwürdigen Erscheinungen wie Eduard Paulus mit einigem Hochmut vorübergehen. Dieser Dichter, mit seiner Neigung nach Südbland und Formenklarheit, hat keine der modernen Moden, die nach neuer stilistischer Technik suchten, mitmachen können oder wollen; erst an die neudeutsche Richtung, die unter dem unzulänglichen Schlagwort „Heimatkunst“ durchgedrungen und die für so und so viel verschüttete Kräfte eine Wiederbefreiung bedeutet, hat er so etwas wie inneren Anschluß gefunden, ohne natürlich seine Art aufzugeben. „Heimatkunst“ heißt seine neueste Gedichtsammlung (Stuttgart, Cottasche Buchhandlung). Es wird darin durchaus nicht etwa schwäbische Landschaft abgesungen; vom reingestimmten Südbland bis hinauf zu Frau Brunhilds düstrem Nordmeer und noch höher hinauf ins Land der allgemeinen Betrachtungen sind Stoffe darin behandelt. Und hinter allem steht eine gereifte Persönlichkeit.

„Wonne hieß mir von je die Dichtkunst, Wonne der Wehmut  
 Drang, wie der Ellen Hauch, süß in die schauernde Brust,  
 Und ich schaute die Welt, wenn auch durch Tränen im Auge,  
 Von des unendlichen Geists ewiger Liebe verkärt.“

Dies ist sein Kunstbekenntnis, ein Bekenntnis, das uns allen sympathisch ist. „Wilde Blumen mit gedämpften Farben“ nennt er an anderer Stelle diese Gedichte, eingesammelt auf seines „Lebens rauhem Ackerfeld“. Sie sind nicht wild, diese Blumen, aber sie haben in der Tat schön-gedämpfte Farben. Dabei wähne man nicht, daß Paulus temperamentlos sei! Es geht eine jugendfrische und unbittre Begeisterungswärme durch manches Gedicht; der Mensch, der dahinter steht, ist warmen Blutes geblieben und allezeit edlen Empfindens. Derselbe Mann, der seinem Volke zuruft:

„Deutsches Volk, die Eichenwälder sausen  
 Schon dreitausend Jahre um dich her,  
 Deine mächtig-breiten Ströme brausen  
 Hochauf schäumend in das wilde Meer.  
 Weißt du noch, wie von der Klippe draußen  
 Kaiser Otto warf den hell'gen Speer?  
 Deutsches Volk, zu Gottes Sternen schaue,  
 Schließ dein Schwert, und — deine Flotten baue!“

— derselbe Greis schaut phrasenlos dem nicht mehr fernen und nicht gefürchteten Tod ins Auge, zu dem er spricht:

„Tod, altstündender du, dir bring' ich die höchste der Hymnen,  
 Aus dem Gezänge der Welt hast du die Seele befreit,  
 Nur was heilig und groß, urgöttlich, nehm' ich hinüber  
 In das Gefilde des Lichts, das ich im Traume geschaut.“

Wir hören den Idealisten der älteren Generation sprechen — ich sage: „der älteren“, Gott sei's geklagt! —, wenn wir die lichten, blanken Rhythmen des Gedichtes „Aus der Jugendzeit“ auf uns wirken lassen:

„Ströme gleiten, Wälder rauschen,  
Dämmernd fließt der Mondenschein,  
Und die jungen Mädchen lauschen  
Angstlich in die Nacht hinein.

Sorch! Der Krieger blanke Ketten  
Rehren heim mit Sang und Klang,  
Und die jungen Mädchen streuen  
Blumen ihren Weg entlang.

In den Tälern frohe Lieder,  
Auf den Bergen Feuerbrand,  
Und ein deutscher Kaiser wieder  
Reitet durch das deutsche Land.

Runenglut von tausend Siegen  
Glänzt auf felnes Schwertes Knauf,  
Und die Königsadler fliegen  
Wieder zu den Sternen auf!“

Einen sehr reichhaltigen Band „Gesammelte Gedichte“ (Stuttgart, Adolf Bonz) legt uns Karl Weitbrecht vor. Lieder aus dem stürmischen Kriegsjahr 1870, voll Stahlklang und Schwung und Angriffslust, finden sich in diesem Buch neben allerneuesten Stimmungen. Allerneuesten sage ich, aber nur zeitlich genommen: denn den allerjüngsten Extravaganzen stehen diese gefunden Schwaben mit bewußter Ablehnung gegenüber. Ihr Empfinden ist zu grad und gesund, ihr Temperament zu ungebrochen; für Künstelei haben sie kein Organ. Manchmal freilich will mir scheinen — man nehme das ohne Ärger auf! —, als ob auch ein anderes Grundelement modernen Geistes, das Verständnis für den tiefen Seelenriß in unserer Zeit und für das Suchen nach neugeformter Harmonie, diesen frisch zugreifenden Naturellen gleichfalls nicht nahe genug gerückt sei. Ich möchte mitunter langsameren Verfluß, feineres Gehör für das Weh moderner Kultur (nicht bloß Schelten!), mehr innerliche Stille, mehr halbe Söhne entfaltet sehen; möchte auch originellere Beworte oder Bilder, kurz — es ist das schwer zu sagen: — mehr stilistische und seelische Verfeinerung und Vertiefung.

„Wie dehnt sich die Brust in der Winternacht!  
Rühl wehr's von den Sternen hernieder —  
Fahr wohl, schwülbustige Sommerpracht,  
Fahrt wohl, ihr verlockenden Lieder!  
Ich atme Genesung im eisigen Wind,  
Ich schrette frei, ich schrette geschwind  
Über knisternden Schnee —  
Und das dumpfe Weh  
Und die sinnverwirrenden Wonnen  
Sind mit Blüten und Blättern zerronnen!“

Dieser herzhaft, tapfere, männliche Ton ist für Karl Weitbrecht bezeichnend. Oft schlägt er in frischen Humor über, oft äußert er sich in herber Gestaltungskraft, z. B. in erzählenden und balladenartigen Gedichten. Auch in den Zeitgedichten blüht dies Temperament. Und überall ist die Form geschmeidig und kraftvoll beherrscht. Auch die allgemeinen Lieder und Naturstimmungen seien nicht unterschätzt, z. B.:

#### S n n e n l i c h t.

„Doben hängt der Himmel grau und dicht,  
Aber dennoch ist es hell und licht  
In den herblich kühlen Waldeskäumen —  
Denn das Licht kommt aus den Bäumen.

Kommt es ihm von draußen nicht,  
Schafft der Wald sich still sein innres Licht,  
Läßt er goldrot sich die Blätter färben  
Vor dem Sterben.

Was durch Sonnengluten sich gekämpft,  
Leuchtet siegreich nun und mildgedämpft  
Durch den Wald, dem fremde Lichter fehlen,  
Wie durch leiderprobte starke Seelen."

Alles in allem: ein Mann, von dessen Vollkraft wir noch manches gute und tapfere Wort erwarten.

Was ich hier manchmal vermisse, findet sich überreichlich bei einer stolz und weich gearteten Wienerin, die auf den Höhen des Lebens angelangt ist, ohne in ihrem Schönheitsdurst den Frieden gefunden zu haben, den schon ihre ersten Lieder suchten. Ich stelle diese weibliche Erscheinung mitten zwischen die reifen und klaren Männer, über die ich hier spreche; und zwar aus einer gewissen persönlichen Vorliebe, wie ich gern gestehe. Die Dichterin M. E. della Grazie ist mir ebenso unbekannt wie die übrigen Besprochenen; aber schon als Primaner, vor nahezu zwanzig Jahren, fiel mir ihr Erstlingsbändchen in die Hände, das ich dann immerzu mit in unsere Wälder nahm, mit mir selber ringend, lechzend nach der Möglichkeit, einst selber an den Hängen des Parnass aus jener Enge heraus Gast sein zu dürfen. Jenes Bändchen, bei Konegen in Wien erschienen, wohl nicht viel beachtet, hat sich inzwischen zu einem stattlichen Band „*Gedichte*“ ausgewachsen (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Aber ich habe sofort meine Lieblinge von ehedem wieder entdeckt. Zartheit und noch mehr schwungvolle Sehnsucht nach Schönheit und Liebe, dann aber Enttäuschungen, dennoch trotziges Festhalten am entsagungsvollen Höhenweg ins Land des Geistigen und Idealen — das Gemisch dieser Stimmungen gibt der Sammlung das Gepräge. In Moll gehen ihre Akkorde; Weichheit, jedem Schmerz und jeder Liebe zugänglich, und gleichwohl Stolz verbinden sich zu eigenartiger Persönlichkeitskraft. Immer zittert Weh durch ihr Kämpfen, immer Weh durch ihre Begeisterung. Und alles ist echt und gelebt. Die Form ist verwachsen mit Inhalt und Stimmung; Dichterin ist sie in erster Linie, danach erst Künstlerin. Oft bekundet sie eine außergewöhnliche Gestaltungskraft, freilich schwunghafter, allzu lyrischer Art. Diese Dichterin kann nur schaffen, wo von innen her Natur und Temperament zur Sprache drängen. Auch Leidenschaft und Sinnlichkeit fehlen nicht; das schwüle Wien verleugnet sich nicht ganz, auch nicht das Südländsblut der Verfasserin: aber diese vereinzelt Gedichte geben dem Buch nicht das kennzeichnende Gepräge; grade beherrschte Leidenschaftlichkeit ist ihr ein Ansporn, sich zu Hohem durchzuringen. Geist und Seele behalten den Sieg.

„Wenn mild' und sonnenarm  
Der herbstliche Himmel trauert,  
Die letzten Blumen hinwelen, und  
Das fahle Gespenst der Melancholie  
Auf nächtlichen Schwingen die Welt umkreist —  
Dann nahest du, Sturmwind, Herold des Todes,  
Heulender Bote des Untergangs!  
Dämonisch, mit Riesenschneile  
Durchfliegst du das zitternde All,  
Dein frostiger Atem entfärbt die Blätter,  
Und unter dem Brausen deiner Schwingen  
Erstarrt der Pulsschlag der Natur.  
Am finster brüllenden Himmelszeit  
Anfängst du die bleiernen Wolken;  
Sie bilden trostlos herab  
Und nehen die Säume deines Mantels

Mit trüben, schwermütvollen Tränen,  
 Die langsam zur Erde fallen  
 Und leise, leise  
 An unsre Fenster pochen,  
 Verlöpperte Schmerzen der Natur.  
 Der Regen rieselt und rauscht . . . doch deine Stimme  
 Läßt alle Laute machtlos verhallen,  
 Entsetzliche Klagelieder  
 Durchbrausen das zitternde All,  
 Und rastlos auf und nieder schwebend  
 Besingst du das Elend der Welt  
 In rätselhaften Symphonien . . .

Dies Bruchstück bezeugt, wieviel schmerzvoller Schwung in dieser Dichterin loht. Ich weiß nicht, ob sie sich über eine gewisse Resignation („Und vom Himmel der Geschichte — Starrt gebrochenen Augs der Schmerz“) hinüberbringen wird. Es ist ein Nachhall von Schumann und Chopin in ihr, die wieder auf den größeren Byron zurückweisen. Wir verstehen diese Stimmung gewiß; aber wir müssen sie überwinden und wieder ein reines Lächeln lernen oder gar ein Lachen von gutem, unbitterem Klang.

Paul Heyse läßt ein „Wintertagebuch“ (Stuttgart, Cotta) ausgehen. Er ist noch immer der fein-ironische Weltmann und Künstler, der mit den Augen des Wissenden, und doch vornehm-elegant über den Dingen stehend, das Flirten und allerlei andere Kleinigkeiten oder Naturstimmungen der Riviera (Gardone) überhaut, mit verfeinerter Lebensweisheit, in sicherer und leichter Kunstform. Mich stören freilich plaudernd-ironische Wendungen wie diese:

„Mich aber dünkt, die erste Weihnacht, die  
 Historische, hat von Katarren nichts  
 Und Sturm und Schnee gewußt. Sag doch, geküßt  
 In leichte Windeln nur, im offenen Stall  
 Das liebe Christkind“ usw.

Ebenso möcht' ich über ein Thema wie „Advent“ edlere und tiefere Bilder und Stimmungen kosten, als daß die trübere Sonne mit einer Dame „im Schlafrock, mit ungestrahlten Haaren, sehr unaufgeräumt“ u. f. w. verglichen wird. Der Schluß dieses Gedichtes lautet:

„ . . . Und ähnlich so  
 Ergeht's dem Dichter. Sacht in seinem Busen schon  
 Rührt sich Gesang, wenn früh am Tag er wohlgemut  
 Auf luft'ger Höhe wandelt, nur im leichten Rock  
 Und, was das Beste — denn verhaßt vor allem sind  
 Ihm diese nordischen Greuel — ohne Gummischuh!“

Hier haben Horazischer Epistelton und etwas „Römische Elegien“ nicht gerade günstig eingewirkt. Gibt es unserer wenig friedvollen Zeit unter dem Stichwort „Advent“ von einem reifen Dichter nichts Tieferes zu sagen, auch in Ferienstimmung? Es sind dazwischen (z. B. Chi bella non è, Schlaflose Reue, Idyll, Lied, Abschied) manche anmutigen Klänge; auch die Chafelen, vorzüglich in ihre Form gezwungen, enthalten gut zugespitzte Weltweisheit, freilich immer mit einem Stich ins Resignierte. Heyse, der Lyriker, steht nicht in Mondnächten oder Sommerabenden schmucklos und groß dem ewigen Gott gegenüber: er bleibt immer der Gesellschaft rund umher bewußt und gibt selbst seinen einsamsten Seufzern geschmackvolle Kleidung. Eins der artigsten Gedichte der Sammlung („Wer nicht hübsch ist, hat kein Glück“) sei mitgeteilt:

„Ich sah im Olivenwalde  
Ein Rüglein wandeln durchs Gras,  
Das Beeren, zerstreut auf der Halde,  
Gebüdt in ihr Schürzchen las  
Und sang, als ob ihr groß Leid geschah:  
Chi bella non è, fortuna non ha!

Es klang so traurig und trübe  
Von einsamer Todesstund',  
Als klagt' um verlorene Liebe  
Ein nimmer geküßter Mund:  
Die Süßlichen sterben allein, ach ja!  
Chi bella non è, fortuna non ha!

Da blickte sie auf, und mit Staunen  
Gewahr' ich ein reizend Gesicht.  
Es lacht' aus den Augen, den braunen,  
Ein schallhaft blitzendes Licht.  
Mit solchen Augen, wer klagte da:  
Chi bella non è, fortuna non ha?!

Die Schelmin sah mit Erröten,  
Wie sehr sie den Fremdling beherzt,  
Fand gleichwohl nicht vonnöten,  
Zu ändern den seufzenden Text,  
Und sang mit Lachen, solang sie mich sah:  
Chi bella non è, fortuna non ha!

Noch harrt ein Band von Martin Greif der Erwähnung: „Neue Lieder und Mären“ (R. F. Amelangs Verlag, Leipzig). Auch hier herrscht, wie in Greifs früheren Veröffentlichungen, das eigentümlich knappe Naturbild vor. Diese Greif'schen Gedichte sind fast nur Tagebuch-Notizen, Randbemerkungen, ohne geistreiche Pointierung, einfach eine gedrängte Wiedergabe von sinnhaften oder seelischen Eindrücken. Sie sind nicht mehr, sie wollen nicht mehr sein. Greif, in seiner leidenschaftslosen Ehrlichkeit, läßt oft recht kindlich geratene und recht holprige Verse durchgehen, obwohl er doch gewiß sorgsam diese kleinen Kunstwerke durchseht. „Wie würde hang doch mir da sein“, heißt es da z. B.; oder: „Du scheinst allein vorhanden bloß“ („allein“ in adverbialem Sinne, gleich „nur“!); oder über gestorbene Kinder:

„Wohl ward bei ihrem Schwinden  
Das Herz den Eltern schwer,  
Doch wird das Wiederfinden  
Sie freuen um so mehr“ (!) —

oder: „Nahm er doch manches an ihr wahr, was ihm nicht wohlgefiel“ — und so fällt er manchmal in mehr als profaische, in geradezu platte Wendungen, die man bei einem Künstler, der doch so manche glückliche Strophe fand, schwer begreift. Dennoch ist mir der Zug, der durch das ganze Buch geht, recht sympathisch. Dieser Dichter lebt wahrhaft mit der Natur, als ein Stiller im Lande, ganz ohne Pose, so treu und bescheiden, daß man ein herzliches Verhältnis zu ihm gewinnt und ihn wie ein Ausruhen empfindet.

Abendgebet.

„Wohl, das Tagwerk ist vollbracht,  
Ruhe nah mit hehrem Frieden,  
Alles weht in hoher Nacht;  
Selbst das Aug', vom Schlaf gemieden,  
Fühlt, daß einer droben wacht:  
Leut es, Herr, wie du's beschieden.“

Welche zarte Frömmigkeit in denkbar anspruchsfreier Form! Oder ein Naturbild:

Die Dorfflur.

„Weit in das Land blick' ich hinaus:  
Kein Baum vor mir, kein Hof, kein Haus.  
Nichts als nur Ähren allumber,  
Fast uferlos, gleichwie ein Meer.  
Nur wo die ferne Straße zieht,  
Hinaus die Pappelreihe flieht —  
Dort, wo sie sich im Dufft verlor,  
Tritt blendend hell ein Dorf hervor.“

Einige erzählende Gedichte, wie *Der Wildschütz*, *Die Brautkrone*, *Die Kristall-Königin*, sind von einer eigentümlich gedrungener Kraft. Im übrigen wird dies Buch am Gesamtbild des Dichters nichts Wesentliches ändern.

F. Linhardt.



**Eskimoleben.** Von Fridtjof Nansen. Aus dem Norwegischen übersezt von M. Langfeldt. Leipzig und Berlin 1903. Georg Heinrich Meyer, VIII u. 303 S. 80.

Wenn ein Landeskenner von Nansens Scharfblick über die Eskimos berichtet, so darf man von vornherein eine durchaus wahre und naturgetreue Schilderung erwarten. Hat er doch monatelang selbst unter den Grönländern gelebt, auf die sich denn auch zunächst seine Skizzen ausschließlich beziehen. Andererseits ist dieses merkwürdige Randvolk, mit Razel zu sprechen, trotz seiner ungeheuren Ausdehnung von Anadyr bis zur Beringstraße so wenig differenziert, daß, was von seinem östlichen Bestande ausgefagt wird, mit geringen Abweichungen auch auf die anderen Zweige übertragen werden kann. Nur insofern waltet ein Unterschied ob, als die Bewohner der dänischen Kolonie doch schon etwas mehr mit der europäischen Kultur in Berührung gekommen sind, ein Umstand, der von Nansen besonders betont wird. Er hegt die Ansicht, daß die Zivilisation für Naturvölker kein Glück sei und deren rasche Vernichtung herbeiführe. Andere, und zumal auch Ethnologen, werden der Auffassung huldigen, daß der berühmte Reisende hier zu pessimistisch urteilt. Übrigens sind (S. VI) nicht erst die Dänen mit einer neuen Religion in das Land gekommen, sondern es war auch schon das alte Grönland völlig christianisiert, und die Normannen unterhielten von dort aus bis zum 15. Jahrhundert Beziehungen zum päpstlichen Stuhle. Was die geschichtliche Entwicklung anlangt, so freut sich der Berichterstatter, eine von ihm schon früher gehegte und ausgesprochene Meinung durch einen Sachkundigen von dieser Bedeutung bestätigt zu sehen; die nämlich, daß (S. 9) nicht sowohl Krieg und Feindseligkeiten, als vielmehr das Konnubium zwischen Germanen und „Skraelingern“, bei dem ja gewöhnlich die minder entwickelte Rasse obsiegt, das Verschwinden der normannischen Bevölkerung in Grönland herbeigeführt habe. Ein nicht unwichtiges Moment dürfte endlich auch die Einschleppung von Epidemien, des „schwarzen Todes“ aus Europa, gewesen sein.

Wer schon ein Buch von Nansen gelesen hat, weiß, wie lebensvoll und naturwahr er zu erzählen versteht, und diese schriftstellerischen Eigenschaften wird er auch hier wiederfinden. Der Volkscharakter, das Aussehen und die Kleidung der Polarmenschen, ihre eigenartige Schiffahrt, ihr Leben im Sommer und im langen Winter, ihre Art zu kochen und zu essen, ihre sozialen Gewohnheiten, die Stellung der Frauen und was damit zusammenhängt, ihre Rechtsbegriffe, künstlerischen Betätigungen, religiösen und moralischen Vorstellungen werden uns übersichtlich vorgeführt. Wohlthuend berührt die Wärme, mit der der Verfasser dafür eintritt, daß man in den Grönländern nicht eine minderwertige, sondern eine den Verhältnissen ihres öden Wohngebietes trefflich angepasste und eines innigen Gefühlslebens keineswegs entbehrende Rasse anzuerkennen habe. Obwohl die Schlußbetrachtung, wie oben angedeutet, wohl etwas zu streng gefärbt ist, dürfte gleichwohl dem Verfasser darin beizustimmen sein, daß der „Raubbau“, der mit den Seetieren rasch auftrümt, die Zukunft der Eskimos gefährdet und deshalb nicht in bisheriger Weise weiter betrieben werden sollte.

B. Günther.





## Moderne Religion und Christentum.

Michelangelo, so sagen uns die Kunsthistoriker, war die Erfüllung, aber auch das Verhängnis der Renaissance. Die Maler und Bildhauer jener Zeit standen so sehr unter dem Eindruck seiner Werke, daß sie die Natur über dem Meister vergaßen und nur noch daran dachten, wie sie möglichst gewaltsam bewegte Stellungen und kühne Verkürzungen darstellen könnten. Sie wollten ihn nachahmen und beachteten nicht, daß die Ausdrucksweise einer ungeheuren, dämonischen Leidenschaft nur übernehmen darf, wen selbst ähnliche Wehen im innersten Herzen gequält haben; sie glaubten Michelangelos Geist zu haben, wenn sie das Außerliche seiner Kunst, seine Technik kopierten. Das war das Ende der großen Renaissance, sie wurde zum Barock. In der Geschichte steht diese Erscheinung durchaus nicht vereinzelt da, und heute wiederholt sie sich ähnlich auf literarischem Gebiete. Das Suchen nach einer neuen, den Materialismus ablösenden, religiösen Weltanschauung geht, besonders in England und Amerika, auf Carlyle zurück. Der Alte von Chelsea war ein Mann, dem grimmen Buonarroti ähnlich. Herb, trozig, traurig — wie alle homines ingeniosi nach dem alten Wort melancholici sind — das Herz übertoll von Unsagbarem, für seine Zeit Unerhörtem. Darum rangen sich die Gedanken bei ihm stoßweise hervor, oft mehr ein Gestammel als deutliche Rede, oder sie ballten sich zusammen zu mythischen Gestalten. Seine Rede war die eines Propheten, der Geister sieht, und Dinge sagen muß und will, für die das Wort der einzige und doch unzureichende Träger ist. Mit dieser Rede zwang er die Menschen in seinen Bann, denn sie merkten: hinter den unartikulierten Lauten verbargen sich große, göttliche Gedanken. Nun aber kommen in Scharen, die bei ihm zur Schule gegangen sind, und scheinen zu glauben, Carlyles Größe steckt in seinem Stil. Darum reden sie ähnlich, bald abgerissen, bald in estatistischem Pathos, in mythischen religiösen Wendungen, bei denen „Glaube“ und „Kraft“ eine besondere Rolle spielen. Sie glauben stark und tief zu sein, weil sie sich krampfhaft gebärden. In Deutschland fehlt es auch nicht an solchen Pseudo-Carlyles; am verwunderlichsten macht es sich aber, wenn ein im Grunde nüchterner Amerikaner ganz gegen seine Natur unternimmt, auf Carlyles



Rothurn einherzugehen. Ferguson tut es in seinem Buche: *Diesseits-Religion*, eine Denkschrift über die Prinzipien der Moderne (deutsch von C. Mettenius, Leipzig, Diederichs, 1903. Nr. 2,50, geb. 3,50).

Emphatisch verkündet Ferguson (S. 56): „Der verdummende Bann der Gewohnheit ist gebrochen; die Verschwörung des Stumpfsinns ist verraten worden. Kolossale, herrliche Gedanken sind in der Luft und segeln auf Schiffen über die See. Es ist Donner und Ojon in der Luft. . . Wir verkünden die Auflösung des alten Regimes der Privilegien, Ausschließungen und Monopole und proklamieren eine neue Verfassung im Einklang mit den Seinsgesetzen.“ Das klingt, soweit es überhaupt zu verstehen ist, sehr großartig, und der Schriftsteller mag sich beim Niederschreiben nicht wenig an seinen Worten berauscht haben; wenn er uns nur lieber einige dieser „kolossalen, herrlichen Gedanken“ zeigte und mit ihnen den Weg zu seinem Ziele. So erfahren wir aber nur, daß Amerika jetzt an einem Scheidewege steht, ob es (117) „seine Wahl, dem Verhängnis der alten Welt gemäß, auf Größe des Reiches und den verbreiteten Egoismus patriotischen Stolzes lenken wird, oder ob es sich in bisher unerreichter Selbstverleugnung die Freiheit der Völker über alle Grenzen hinaus wählen wird“. Der nüchterne Beobachter der Tatsachen sieht Amerika mit Siebenmeilenstiefeln den ersteren Weg beschreiten, doch macht es dem guten Herzen Fergusons alle Ehre, daß er den anderen wünscht. Ihm liegt die Bedeutung unserer Epoche „in der Verlegung der moralischen Hegemonie der Welt vom Osten nach dem Westen“ (60). Die Sonne des Heils geht von nun an im Westen auf, und das Heil besteht in der Ablösung der überlebten europäischen Aristokratie durch eine neue Demokratie der freien Geister, die durch einen starken Gottesglauben angetrieben werden im Diesseits, in der wirklichen Welt zu wirken und zu schaffen. „Die Herzen der Menschen glühen allenthalben im Warten auf das Kommen der Gerechtigkeit und Schönheit in das Fleisch (45). . . Die Kirche (d. h. „das in Freiheit organisierte Volk“) soll das Ewige im Fleisch entdecken. Sie soll verstehen, daß Zivilisation die Summe aller Sakramente ist und die letzte intimste Probe für die Geister der Menschen. Sie soll in Arbeit und Brotfrage alle geistigen und ewigen Zweckfragen enthalten sehen“ (139). Zum Glück ist nicht das ganze Buch wie diese Proben. Ein sehr ernster und richtiger Gedanke sucht darin bei aller Überschätzung der Kultur und ihrer Leistungsfähigkeit seinen Ausdruck: die große Wahrheit, daß eine Religion, die über dem Blick ins Jenseits die Pflichten des Diesseits versäumt, ein Aftergottesdienst ist und wahrlich nicht nach Jesu Sinn. Aber warum gerade diesen nüchternen und schlichten Gedanken in so viel Bombast einhüllen? Mit solchen gespreizten Ausführungen ist der Menschheit nicht geholfen. Was rief doch Paulus den ekstatischen, in schwärmerisches Sungenreden verfallenen Korinthern zu? „Ich will lieber fünf Worte mit meinem Verstande sprechen, als tausend Worte in Zungen“ (1. Kor. 14, 19).

\* \* \*

Viel besonnener und gediegener als Ferguson arbeitet R. Meyer-Benfey in seinem Buche „Moderne Religion“, Schleiermacher, Maeterlinck“ (ebenfalls bei Diederichs, 1902) die Weltanschauungsprobleme durch. Auch wer nicht gewillt ist, ihm als Führer zu folgen, behält den Eindruck, daß hier beachtenswerte Gedanken in geschlossener Darstellung vorgetragen werden. Freilich weit entfernt vom Christentum ist diese „moderne Religion“, als deren Kronzeugen der junge Schleiermacher, der Verfasser der „Reden über

die Religion“, und Maeterlinck aufgerufen werden. Nicht nur von jeder positiven Religion sieht Meyer-Benfey dabei ab, sondern überhaupt vom Dasein eines persönlichen Gottes. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts habe der Kampf um das Dasein Gottes die Seele eines Kant bis in ihre tiefsten Tiefen erregt, heute sei uns diese Frage „einfach gleichgültig und belanglos geworden. . . . Wir brauchen Gott nicht mehr . . . ja, wenn wir es recht erwägen, so vermöchten wir die Vorstellung eines persönlichen Gottes gar nicht mehr zu ertragen“ (14). Und doch soll die Religion bleiben, ja nicht nur bleiben, sondern sogar neu belebt und zur vollen Reinheit entfaltet werden. Vielen wird das als ein Widerspruch erscheinen: eine Religion ohne Gott. Aber es ist keiner. Der alte ursprüngliche Buddhismus ist doch unzweifelhaft eine Religion und ruht ganz und gar auf atheïstischer Grundlage. So weit geht Meyer-Benfey nicht einmal. Er verlegt das religiöse Moment ganz in das Subjekt. Religion ist nach ihm „Gefühl für die Einheit des Lebens“ (25). „Das Erfahren der Unendlichkeit des Lebens, die über alles einzelne hinausgeht und in allem einzelnen gegenwärtig ist, ist die wahre Religion der Menschheit“ (25). Somit ist ihm „Religion nicht das Handeln eines unbekanntem, unerkennbaren und unfassbaren Universums auf uns, sondern ganz schlicht und nüchtern eine besondere Art von Seelenvorgängen“ (61). Wie man einen Baum von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus ansehen kann, als Landwirt, als Botaniker oder Maler, so gibt es auch verschiedene Betrachtungsweisen des Universums. Man kann es als Denker oder Techniker, als sittlicher Beurteiler oder Künstler, man kann es auch religiös ansehen. Wer für seine Einheitlichkeit, für die unlöslichen inneren Zusammenhänge aller Dinge untereinander einen Blick hat, der schaut es religiös an, der hat Religion.

Nicht schwer ist es zu begreifen, wie solche Anschauungen entstehen, und es gehört zu den Zeichen der Zeit, daß sie in den gebildeten Kreisen Anhänger gewinnen. Sie gehen aus dem Überdruß an dem faden und geistig tötenden Materialismus hervor und suchen nach tieferen geistigen Anregungen. Der Traum, als könne die Wissenschaft, besonders die Naturwissenschaft, die Rätsel des Lebens lösen, diese Hoffnungslosigkeit, die auch Ferguson z. B. zum guten Teile hegt, ist bei schärferem Zusehen verfliegen. Je weiter die Wissenschaft vordringt, um so dunkler starrt uns der ungeheure Weltgrund entgegen. Das Geheimnis, das sich da aufstut, ist eine Quelle der Religion, und diese Modernen sagen nicht nur eine, sondern die Quelle. „Wir sehen ein einzelnes, an diesem aber geht unserm Gemüte, vermöge einer unbekanntem, geheimnisvollen Beziehung eine Ahnung des Unendlichen auf. Wir sehen es . . . in seiner Verbundenheit mit dem Ganzen, wie sich Linien aus unendlicher Ferne in ihm vereinigen und wiederum von ihm ausgehen nach allen Richtungen“ (59). Diese ganze Anschauung bedeutet ein Zurückdenken von Comte auf Spinoza. Auch dieser geht aus von dem Begriff der Natur als der ewigen Einheit, dem Unendlichen, und auch ihm sind Erscheinungen und Menschen nichts als träufelnde Wellen auf dem abgrundtiefen Meere der Substanz.

Die Gedanken des tief sinnigen jüdischen Philosophen haben zu allen Zeiten eine große Anziehungskraft besessen. Persönlichkeiten wie Goethe und selbst der so viel flachere Lessing haben sich ihnen willig hingegeben, so wird auch Meyer-Benfey voraussichtlich mit seinen Darlegungen Anklang finden, und wir können das in gewissem Sinne begrüßen als einen Fortschritt über den Materialismus hinaus. Ob aber seine „moderne Religion“, wie er selbst

zuversichtlich hofft, „die Vollenbung und Überwindung des Protestantismus“ (29), ja eine über das Christentum hinausführende Stufe der Religion ist, wird billig bezweifelt werden. Dabei möchte ich nicht um Einzelheiten mit ihm rechten, z. B. ob bei seinen Grundgedanken sich das Rätsel des Bestehens von Persönlichkeiten überhaupt erklärt, das im Christentum durch die Verührung mit dem persönlichen Gott gelöst wird; auch nicht darüber, ob seine weltbejahende, arbeits- und kulturfrohe Ethik mit dem spinozistischen Hintergrunde wirklich organisch sich verbinden läßt. Er könnte mit R. F. Meyer sagen: „Ich bin kein ausgeklügeltes Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch“. Nur über seine Auseinandersetzung mit dem Christentum ein kurzes Wort.

Was Meyer-Benfey Schleiermacher gelegentlich vorwirft, daß er seine Gegner zu gering einschätze, kann ihm mit demselben Rechte entgegengehalten werden. Er erwähnt z. B. Seite 177 den Ausspruch Maeterlincks: „Welcher Gott, wenn er in Wahrheit auf der Höhe ist, könnte bei unsern schlimmsten Fehlern anders als lächeln, wie man über die Spiele der jungen Hunde auf dem Teppich lächelt?“ und fährt dann fort: „Wie weit sind wir hier von dem zornig jüdisch-christlichen Gotte, dem verständnislosen rachedurstigen Rechtsfanatiker entfernt.“ Will uns M.-B. im Ernste einreden, das zitierte Wort stände sittlich höher als der Spruch der Bergpredigt: Liebet eure Feinde, daß ihr Einder seid eures Vaters im Himmel, denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte? Am deutlichsten tritt diese Unterschätzung des Christentums hervor, wo M.-B. (S. 178) zu dem Satz: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst“ bemerkt: „Das Christentum denkt nicht im Ernste daran, Selbstliebe und Nächstenliebe gleichzustellen. Seine eigentliche Tendenz ist vielmehr, die Selbstliebe zu vernichten um der Nächstenliebe willen.“ Ja, dann wäre freilich Maeterlinck ein Fortschritt mit seiner Bemerkung: „Das erste und wichtigste ist eine wahre, gesunde, gute und fruchtbare Selbstliebe; denn sie ist Voraussetzung für jede andere Tugend, auch für eine wahre, gesunde, gute und fruchtbare Liebe zu andern.“ Aber was in aller Welt berechtigt M.-B., das mittelalterlich-katholisch-ästhetische Lebensideal, welches jenes Herrnwort verändert in: Du sollst deinen Nächsten mehr lieben als dich selbst, für das eigentlich christliche zu erklären? Jesus kennt durchaus eine berechtigte und notwendige Selbstliebe und Selbstbehauptung (Matth. 7, 12; 16, 26; Joh. 10, 11 u. a. m.), und unserer evangelischen Kirche wenigstens ist, trotz aller Abirrungen einzelner, das Bewußtsein davon so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir sogar Schulbücher haben, in denen die Gebote nach Selbstliebe und Nächstenliebe abgehandelt werden (z. B. Richter, Leitfaden des Konfirmanden-Unterrichts, Breslau, Dülfer).

Der Hauptgegensatz Meyer-Benfey's zum Christentum liegt also nicht in diesen Punkten, die er selbst stark hervorhebt, seine Ethik ist sogar zum großen Teile direkt auf evangelischem Boden gewachsen, sondern vielmehr in der Grundstimmung. Es ist der Gegensatz zwischen Pantheismus und christlichem Theismus. Ihm ist Religion die Beziehung zum Universum, uns zum persönlichen Gott. Wir können es auch so fassen: Steht hinter dieser Welt mit ihren Rätseln und Geheimnissen, die uns allen so viel zu schaffen machen, „der dunkle Abgrund des Seins“ oder der lebendige offenbare Gott? Man kann es ja verstehen, daß die durch den Materialismus hindurchgegangenen Menschen von heute das Christentum oft noch zu hart finden, um so mehr als in seiner landläufigen (nicht biblischen) Fassung die Transzendenz, die Überweltlichkeit Gottes, auf

Kosten seiner Immanenz, seiner Innerweltlichkeit, oft bis zur regellosen, Gottes unwürdigen Willkür gesteigert wird; aber den Pantheismus für „die einzig entsprechende und würdige Denkform“ zu erklären, geht doch weit über das Maß. Gerade in der Form, in der M.-B. ihn bringt, ist er, auch geschichtlich betrachtet, ein Zurückweichen unter das Christentum, ein Verlieren des großen Fortschritts, den Jesus nach dieser Seite gebracht hat und auf dem allein eine frische und mutige Sittlichkeit sich aufbauen kann, ein Aufgeben der großen Wahrheit, daß der Mensch nicht ein Spielball dunkler Mächte ist, sondern ein Kind in der Hand des Vaters, der unerforschlich und oft unverständlich und doch schließlich weise und gut diese Welt regiert. Können wir wirklich solchen Glauben „nicht mehr gebrauchen? Würden wir wirklich mit ihm gar nichts mehr anzufangen?“

\* \* \*

Angriffe gegen das Christentum sind heutzutage nicht selten, wie steht es mit seiner Verteidigung, mit seiner Kraft, nicht nur seine Stellung zu behaupten, sondern auch suchende Seelen zu überzeugen und seine Gegner innerlich zu überwinden? Aus der überreichen Zahl apologetischer Schriften greifen wir eine heraus, die kein geringerer als D. Dryander in seinem begleitenden Vorwort als ein „Muster der Gemeinde-Apologetik“ bezeichnet: Blau, „Wenn ihr Mich (nämlich Jesus) kennet —“ (Berlin, Erowitsch, 1903). In drei großen Abschnitten: Das Ebenbild Gottes, Die Seele und ihr Heil, Sehet welch ein Mensch! gibt Blau einen Aufriß des Christentums. Er geht von dem Allgemeinen, von den Rätseln der Welt und des Menschenlebens aus und gipfelt in einem warmen Bekenntnis zu dem eingeborenen Sohne Gottes. Glänzende Darstellungskunst und ungewöhnliche Belesenheit des geistvollen Verfassers heben in der Tat das Buch weit über das Niveau der meisten ähnlichen Schriften hinaus, und doch habe ich je länger je mehr den Eindruck gehabt, daß auf dem von Blau eingeschlagenen Wege die „ernsten Frager unter den Gebildeten“, an die er sich ausdrücklich wendet, kaum überzeugt werden können.

Schon die Sprache des Buches wird nicht auf jedermann Eindruck machen. Hohes, zuweilen an die Predigt erinnerndes Pathos, lebhafter rhetorischer Schwung, gehäufte Fragen, übermäßig zahlreiche, und dazu oft nur äußerlich in den Text eingereihte Zitate und eine Fülle von Bildern, die meist edel und schön sind, zuweilen aber auch an das Anekdotenhafte grenzen, geben der Darstellung das Gepräge. Dem etwas kritisch beanlagten Leser — und „ernste Frager“ pflegen das zu sein — geht es wie bei Seeberg (z. B. Grundwahrheiten der christlichen Religion, Leipzig, Veichert, 3,80 Mk.), daß ihn die pointenreiche, in breitem Strom einherflutende Rede im Augenblick verblüfft und wohl gar fortreißt, aber nicht auf die Dauer überzeugt. Dem großen Publikum der sog. „Gebildeten“, auch einseitig ästhetisch veranlagten Naturen mag das behagen, aber der gereifte und überlegende Leser wird inneres Verständnis für seine Bedenken, sorgsames Abwägen der Gründe und Gegenstände, ruhige und durch ihr inneres Gewicht überzeugende Darlegung vermissen. Rögels prunkhafte und allzu geistreiche Diktion hat leider Schule gemacht.

Der christliche Apologet hat, wenn er seine Sache ernst nimmt, heute keinen leichten Stand. Eine Schwierigkeit für ihn liegt schon darin, daß die Einwürfe der Gegner sich oft an Punkte heften, die für ihn gar nicht im Mittelpunkt des Interesses stehen, an kosmologische oder kritische Probleme,

während er allen Nachdruck auf die Fragen und Erscheinungen des inneren Lebens zu legen geneigt ist. Auch bei Blau kommt das darin zum Ausdruck, daß von den drei Abschnitten seines Buches der zweite, welcher von der sittlichen Kraft für unsern Willen, der Wahrheit für unsern Geist, dem Frieden für unsere Seele handelt, bei weitem der gelungenste ist. Aber so einfach wie bei ihm lassen sich die andern Bedenken doch nicht abtun. Wer heute Apologetik treiben will, muß sich klar machen, daß er zunächst ein gewisses inneres Mißtrauen bei seinen Lesern zu überwinden hat. Er darf es sich darum nicht verdrießen lassen, auch an scheinbar peripherische Dinge Mühe und Arbeit zu verwenden. Die Stellung zum Alten Testament und zur Bibel im ganzen, der Offenbarungsbegriff, die Grenzregulierung mit der Naturwissenschaft, die kritischen Fragen der geschichtlichen Forschung müssen offen und klar behandelt werden. Blau will z. B. seine Leser zu Jesus führen, aber für jemand, der ernst fragt, wie weit die geschichtliche Forschung des letzten Jahrhunderts das Bild Jesu beeinflusst, hat er nur ein paar oberflächliche aburteilende Bemerkungen. Noch leichter macht er es sich in den Weltanschauungsfragen. Scharf und geschickt setzt er sich mit dem groben, mechanischen Materialismus auseinander, aber die große Wendung, die sich in unserm geistigen Leben jetzt leise vollzieht, die Abkehr vom Materialismus und Hinkehr zum Pantheismus, ist ihm gar nicht deutlich zum Bewußtsein gekommen. Der Hauptgegner des Christentums ist heute gar nicht mehr die mechanische Weltanschauung, deren Ode die Herzen gar nicht auf die Dauer ausfüllen konnte, sondern der Pantheismus, der um so schwerer zu bekämpfen ist, als er, wie wir nur oben gesehen haben, gerne eine religiöse Färbung annimmt und sich an einzelnen Punkten dem Christentume außerordentlich weit nähert.

Endlich soll der Apologet nie Advokat sein, sondern gerecht bleiben. Es ist nicht fein und nicht klug, den Gegner und das Gewicht seiner Gründe zu verkleinern, um billige Triumphe zu feiern. Christliche Apologeten können ihre Gegner nie hoch genug einschätzen, um dann zu zeigen, daß unser Glaube noch größer ist. Daran läßt es Blau fehlen. Wer gegnerische Stellungen nur aus seinem Buche kennen lernt, muß sich oft fragen: Wie können Menschen so töricht sein, solche Behauptungen aufzustellen? Und was sollen Phrasen wie (127): „Man wirft dem Christentum gern vor, es sei bildungsfeindlich. Natürlich gibt es eine Art von Bildung, gegen die es volle Front macht, das ist die Afterswissenschaft der Lüge.“ Ist es wirklich so einfach, Wissenschaft und Afterswissenschaft zu trennen? So liegt es doch nicht, daß auf der einen Seite alles weiß, auf der andern alles schwarz ist. Wer heute Apologetik treiben will, soll vor allen Dingen seinen Lesern zu einem selbständigen Urteil helfen, er soll sie lehren sichten und sondern, Wichtiges von Unwichtigem, Schwankendes von Sicherem trennen. Mehr Gerechtigkeit für den Gegner und mehr Verständnis für die Bedenken des Suchenden!

Doch möchte ich nicht durch diese Bemerkungen den Wert des Buches von Blau herabsetzen. „Ernstern Fragern“, die vom geistigen Leben der Gegenwart ergriffen sind, wird er zwar kaum genügen können, aber wo die Seelen bereits im innersten Grunde auf denselben Ton gestimmt sind wie Blau, wird er sie befestigen und stärken, und zahlreiche schlagende und treffende Bemerkungen werfen interessante und neue Schlaglichter über mannigfache Gebiete des Lebens.

\* \* \*

Wer mit innerer Anteilnahme die schweren Angriffe verfolgt, die von allen Seiten gegen das Christentum erhoben werden, und sich gleichzeitig der nur zu häufigen Anzulänglichkeit seiner Verteidiger bewußt wird, kann von banger Sorge um die Zukunft erfüllt werden. Kommen solche Stimmungen, so greife ich am liebsten zur Bibel und lese im Zusammenhange die Reden eines der Propheten oder ein Buch des Neuen Testaments. Wenn dann aus dem Buch der Bücher der mächtige und doch milde, demütigende und doch erhebende Gottesgeist an das Herz dringt, dann schwinden die Zweifel. Diese Botschaft wird immer Menschen finden, die sich von ihr stärken und trösten lassen, dieser Jesus wird immer Jünger an sich fesseln, die bereit sind, für ihn alles zu tragen und alles zu wagen. Die beste Apologie und zugleich die zuverlässigste Vertiefung und Läuterung unseres Christentums wäre, daß die Menschen dazu gebracht würden, mit Ernst und Verstand sich in diese Quelle alles religiösen Lebens zu versenken. „Aber es ist so vieles unverständlich in der Bibel!“ Nun, auf die treffliche Übersetzung von Rauisch-Weizsäcker ist schon öfters in diesen Blättern hingewiesen. Diesmal sei noch Guthe's Kurzes Bibelwörterbuch (Tübingen, Mohr, 1903. M. 10,50. Mit Karten und vielen guten Abbildungen) als bequemes Nachschlagebuch erwähnt. Tritt auch hier und da leider ein überkritischer Standpunkt zutage, so ist das Werk doch im ganzen zu schneller und zuverlässiger Belehrung vorzüglich geeignet, namentlich auch in den Artikeln, die assyrisch-babylonische Altertümer behandeln. Viele Anstöße, die dem Bibelleser das Verständnis erschweren, lassen sich mit seiner Hilfe einfach aus dem Wege räumen. Dadurch wird es ihm erleichtert, den Geist der Schrift zu erfassen.

Dieser Geist wird aber siegen, auch im Geisterkampfe der Gegenwart. „Moderne Religion“ und, um gleich ein ähnliches beliebtes Stichwort heranzuziehen, „moderne Theologie“, — es gibt eigentlich keine unglücklicheren Bezeichnungen als diese. Das Wort „modern“ hat mit Recht keinen guten Klang. Es hängt mit „Mode“ zusammen, dem vergänglichsten und eitelsten aller Dinge. Was heute modern ist, wird morgen zum alten Eisen geworfen. Die Religion aber ist das Bleibende in der Erscheinungen Flucht, die Stimme des immer gleichen Menschenherzens, das trotzig und verzagt, gläubig und hoffend heute wie vor Jahrtausenden hinstrebt nach dem Quell alles Lebens. Damit soll natürlich nicht archaisierenden Bestrebungen das Wort geredet werden, denn die Religion ist nicht antik und nicht modern, sie ist ewig.

Ihr. Rogge.



## Zur Physiologie und Hygiene der geistigen Tätigkeit.

Die Grundlagen für alles geistige Leben innerhalb des Lebensgetriebes des Organismus steht die moderne Physiologie in den Reizen. Fortwährend und überall finden in den Lebensbedingungen eines Organismus oder seiner Seite kleine Veränderungen und Schwankungen statt, die auf den Ablauf seiner

Lebenserscheinungen einen bedeutsamen Einfluß haben. Das sind die Reize. Die systematische Erforschung der allgemeinen und besonderen Reizwirkungen und ihrer Gesetze steht erst im Anfang, aber sie wird zweifellos in unserem Jahrhundert eine wichtige Rolle in der gesamten Lehre vom Leben spielen, und je mehr sich unsere Erkenntnis der Reizgesetze vertieft, um so mehr wird sich auch unser Verständnis der Krankheitsformen und ihrer Ursachen entwickeln, denn Krankheit ist Leben unter veränderten Bedingungen, und veränderte Lebensbedingungen sind Reize. Immerhin sind uns schon heute eine Reihe von allgemeinen Gesetzmäßigkeiten bekannt, die eine sehr große Tragweite haben.

Mitten hinein in diese Welt biologischer Probleme führt uns eine neuere experimentelle Arbeit des Göttinger Ordinarius der Physiologie, Professor Max Verworn über „Ermüdung und Erholung“. Die Reize steigern oder vermindern die Stärke der spezifischen Lebenserscheinungen des Organismus. Die Lebenserscheinungen sind aber, wie wir wissen, sämtlich der Ausdruck des fortwährenden Zerfalls (Dissimilation) und Aufbaus (Assimilation) oder kurz des Stoffwechsels im weiteren Sinne. Die Reize wirken also zunächst immer erregend oder lähmend auf den Stoffwechsel oder einzelne seiner Glieder. Das Gesetz Johannes Müllers von der spezifischen Energie der Sinnessubstanzen, wonach die verschiedensten Reize, auf denselben Sinn einwirkend, immer die gleiche Empfindung hervorrufen, erweitert sich zu dem Gesetz von der spezifischen Reaktion der lebendigen Substanzen: Die verschiedenartigen Reize, auf ein und dieselbe lebendige Substanz einwirkend, erzeugen immer nur eine Erregung oder Lähmung ihrer besonderen Lebensvorgänge. Und umgekehrt: Derselbe Reiz, auf die verschiedenartigen Formen der lebendigen Substanz wirkend, ruft in jeder eine verschiedenartige Reaktion hervor und zwar stets eine Erregung ihrer eigenartigen Lebensvorgänge. Ein anderes allgemeines Gesetz der Reizwirkungen ist das Gesetz von der „inneren Selbststeuerung des Stoffwechsels“, auf das Hering zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Es betrifft die wichtige Einrichtung, die offenbar im Wesen des Stoffwechsels selbst begründet ist, daß nach dem Aufhören des Reizes die lebendige Substanz wieder ihr Stoffwechselgleichgewicht herstellt.

Endlich ist noch eine dritte allgemeine Erscheinung auf dem Gebiete der Reizwirkungen zu nennen. Wenn ein Reiz, der zerfallenerregend wirkt, längere Zeit fort dauert oder häufig wiederkehrt, so entwickelt sich schließlich der Zustand der lebendigen Substanz, den wir als Ermüdung bezeichnen. Das wesentlichste Merkmal dieses Zustandes ist die Herabsetzung der Erregbarkeit des ermüdeten Gegenstandes. Derselbe Reiz, der anfangs erregend auf die lebendige Substanz wirkte, hat also schließlich zu einer Lähmung derselben geführt. Uns allen ist die Ermüdung aus eigener Erfahrung bekannt. Wichtiger als die Ermüdung der Muskeln erscheint jene des Zentralnervensystems. Das Zentralnervensystem (Gehirn und Rückenmark) als beherrschendes Organsystem unseres Körpers, das allen übrigen Organen die Impulse erteilt für den Eintritt oder Stillstand ihrer Tätigkeit, ist durch diese übergeordnete Stellung und Funktion auch stets an der Ermüdung der einzelnen Organe, wie des Muskels, wesentlich mit beteiligt. Dazu kommt aber, daß die Ermüdung des Zentralnervensystems eben wegen der Zentralisierung der Verwaltung des gesamten Lebensgetriebes in ihm eine viel einschneidendere Bedeutung für die Gesamttätigkeit des Körpers hat, als die Ermüdung eines untergeordneten Organs wie des Muskels. Es war daher von besonders großer Bedeutung, die Er-

müdung des Zentralnervensystems und seiner Elemente genauer zu studieren, was von seiten der Physiologen bisher nur in sehr geringem Umfange geschehen ist.

Es gelang nun Bertown, durch eine Reihe scharfsinnig erdachter Laboratoriumsversuche an Tieren die Vorgänge in den Elementen des Zentralnervensystems, den Neuronen, einer ebenso exakten und weitgehenden Erforschung zugänglich zu machen, wie die Vorgänge im Muskel. Wie bei der angestrengten Arbeit des Muskels, so entstehen auch bei der Tätigkeit der Neurone Stoffwechselprodukte, welche die lebendige Substanz allmählich vollkommen lähmen, ehe noch ihr inneres Ersatzmaterial vollständig erschöpft ist. Sehr wahrscheinlich ist bei der Ermüdungslähmung die angehäuften Kohlenäure beteiligt, vielleicht auch noch andere Stoffwechselschlacken. Durch Sauerstoffzufuhr wird Erholung herbeigeführt, doch sind für dauernde Erhaltung der Erregbarkeit noch andere Stoffe nötig als der Sauerstoff. Wir müssen uns hier, um mit Du Bois-Reymond zu reden, vor allem erinnern an die „gefräßige Bier des Sauerstoffes, der nach unserer Kohle lechzt“. Da ja die lebendige Substanz fortwährend Kohlenäure bei ihrer Tätigkeit abgibt, da also der zugeführte Sauerstoff allmählich den ganzen verfügbaren Kohlenstoff aus den Neuronen herausholt, so werden jedenfalls zunächst kohlenstoffhaltige Verbindungen für die längere Erhaltung der Erregbarkeit in Betracht kommen, und es liegt nahe, im Hinblick auf die erholende Wirkung, die nach den Erfahrungen beim Militär der Genuß von Zucker auf großen Märschen auszuüben vermag, in erster Linie an den Traubenzucker des Blutes zu denken.

Als „Ermüdung“ kann man die lähmende Wirkung der angehäuften Stoffwechselschlacken, als „Erschöpfung“ den Mangel an Ersatzstoffen für die Wiederherstellung der lebendigen Substanz bezeichnen. Erstere ist schon vollkommen, wenn noch reichliches Ersatzmaterial im Neuron vorhanden ist; die Neurone narotisieren sich gewissermaßen selbst und schützen sich dadurch vor zu starkem Verbrauch ihrer lebendigen Substanz. Die Erschöpfung entwickelt sich unter normalen Verhältnissen immer durch Sauerstoffmangel. Der Vorrat der Neurone an organischem Ersatzmaterial reicht viel länger und kann nur künstlich erschöpft werden, indem man ihn durch immer neue Zufuhr von Sauerstoff schließlich vollständig aus der lebendigen Substanz herausholt. Die Erholung endlich kommt dem doppelten Ursprung der Erregbarkeitslähmung entsprechend ebenfalls auf doppelte Weise zustande: einerseits durch Ausspülung der betäubend wirkenden Stoffwechselschlacken, und andererseits durch Zufuhr von neuem Sauerstoff, und weiterhin von organischem Ersatzmaterial. Beides besorgt im normalen Körper das Blut. Für das Zustandekommen der Erholung ist es aber wichtig, daß die Reize, welche die Ermüdung und Erschöpfung erzeugten, aufhören zu wirken. Das geschieht im normalen Körper durch die Selbststeuerung des Stoffwechsels im Schlaf.

Der Schlaf ist derjenige Zustand, in dem die Neurone, die Elemente des Zentralnervensystems, sich von der Ermüdung und Erschöpfung erholen, die durch die ununterbrochen einwirkenden erregenden Sinnesreize im Laufe des Tages erzeugt wird. Daher ist es das allein maßgebende Moment zur Herbeiführung des Schlafes, daß wir die Sinnesreize ausschalten. Das tun wir, ohne uns darüber Rechenschaft abzulegen, in der zweckmäßigsten Weise, indem wir uns in einem kühlen und stillen Zimmer mit reiner Luft niederlegen, alle Lichtquellen beseitigen, die Augen schließen und in bequemer Lage die Muskeln



entspannen. Dann tritt die Selbststeuerung des Stoffwechsels ganz von selbst in ihr Recht. Der Aufbau (Assimilation) in den Neuronen steigt, und am andern Morgen ist das Stoffwechselgleichgewicht in ihnen wieder hergestellt, die lähmenden Stoffwechselschlacken aber sind durch das Blut ausgeschieden. Was den Zustand des Schlafes als normal charakterisiert, das ist die infolge des Ausschlusses der Reize entstehende Herabsetzung des Zerfalls (Dissimilation) einerseits und die infolge der Selbststeuerung des Stoffwechsels eintretende Steigerung der Assimilation (Aufbau) andererseits. Diese beiden Momente geben dem Schlaf seine ungeheure Bedeutung für die Erhaltung des physiologischen Körperzustandes, und deshalb bedeutet jede Beeinträchtigung der notwendigen Schlafmenge auch gleichzeitig eine Schädigung der Gesundheit. Der normale physiologische Schlaf kann aber durch nichts Gleichwertigeres ersetzt werden. Wir dürfen uns in dieser Hinsicht keiner Täuschung hingeben. Die sogenannten Schlafmittel erzeugen direkt nicht Schlaf, sondern *Narkose*. Schlaf und *Narkose* aber sind zwei ganz verschiedene Dinge, wenn sie auch oft genug miteinander verwechselt werden. In der *Narkose* ist zwar wie im Schlaf die Zerfallserregung herabgesetzt, aber der Aufbau auch, denn die *Narkotika* wirken immer lähmend auf beide Phasen des Stoffwechsels. Das Wichtigste und Wertvollste des Schlafes, die Erholung, leistet also die *Narkose* nicht, und deshalb kann auch der künstliche Schlaf niemals den natürlichen ganz ersetzen. Wohl aber vermögen *narkotische* Mittel im gegebenen Falle den natürlichen Schlaf einzuleiten. Ein lähmendes *Narkotikum* kann die vorhandene Zerfallserregung künstlich beseitigen. Das schafft zwar zunächst nicht wirklichen Schlaf, denn es lähmt zugleich auch den Gewebs-Aufbau, aber es schafft doch wenigstens die wichtigste Vorbedingung, die Ausschaltung der Zerfallserregung, so daß weiterhin, je mehr die *narkotische* Wirkung nachläßt, sich natürlicher Schlaf einstellen kann. Darin allein liegt der Nutzen der Schlafmittel. Sie steigern gewissermaßen künstlich die Ermüdungslähmung und gleichen in diesem Punkt den *narkotisierenden* Stoffwechselschlacken. Jedenfalls aber muß man sich bei Anwendung von Schlafmitteln bewußt bleiben, daß diese zunächst lähmend, nicht auffrischend auf den Stoffwechsel des Nervensystems wirken. Das wird namentlich bei ihrer Verwendung bei Nervenkranke und bei langdauernder Benutzung zu erwägen sein.

Die Rolle des Sauerstoffes bei der Erschöpfung und Erholung der Neurone bietet eine neue Stütze für die *biogenetische* Hypothese vom Wesen des Lebens, die in jüngster Zeit sich gleichsam als Niederschlag aus den Arbeiten verschiedener Forscher abgeschieden und als sehr brauchbar und fruchtbar erwiesen hat. Danach ist die Ursache des Stoffwechsels der lebendigen Substanz in sehr komplizierten chemischen Verbindungen zu suchen, den „*Biogenen*“, die sich durch große Neigung zum Zerfall auszeichnen. Mit dem Zerfall und Aufbau der *Biogenmoleküle*, die den charakteristischen und wesentlichen Bestandteil der lebendigen Substanz repräsentieren, sind sämtliche Lebenserscheinungen verknüpft. Das *Biogenmolekül* besitzt einen stickstoffhaltigen Kern, der zu den *Eiweißverbindungen* in engen Beziehungen steht. Ihre große Zerfestlichkeit ist auf die Einfügung des Sauerstoffes zurückzuführen, der durch die Atmung an *Stickstoffatome* des *Biogenmoleküls* chemisch angefügt wird. Sämtliche Vorgänge in der lebendigen Substanz und damit die sämtlichen elementaren Lebenserscheinungen der Zelle sind mit dem Stoffwechsel der *Biogene* verknüpft. — Die Wichtigkeit, welche die neuen Forschungen über Ermüdung

und Erholung für die Lehre von den Nervenkrankheiten gewinnen können, erhellt von selbst.

Eine ganze Reihe von neueren Veröffentlichungen in deutscher, französischer und englischer Sprache beschäftigt sich mit exakten Untersuchungen an Schulkindern oder Erwachsenen über die körperlichen Wirkungen der geistigen Arbeit und der Ermüdung. Seit die Psychophysik, wie sie Ernst Heinrich Weber und Fechner begründet, W. Wundt weiter aufgebaut hat, brauchbare Methoden zur Messung und Prüfung dieser Erscheinungen ergeben hat, ist namentlich durch die Psychiater Kräpelin in Heidelberg, Mosso in Turin, Binet in Paris und andre die Erforschung dieser wichtigen Probleme in ein neues Stadium getreten. Bei der Fülle der neueren Veröffentlichungen auf diesem Felde kann hier nur auf die Fachzeitschriften für experimentelle Psychologie (König-Ebbinghaus, Kempf und Hirschlaff) und Psychiatrie, Kräpelins und Wundts periodische Veröffentlichungen, Binets „Année psychologique“ und seine Schriften „La fatigue intellectuelle“ usw. zur näheren Orientierung verwiesen werden. Nur einige bemerkenswerte Einzelheiten aus den Ergebnissen dieser Forschungen seien hier angeführt. Nach den Forschungen Mosso's und anderer wirkt geistige Arbeit immer zugleich ermüdend auf die Muskeln und umgekehrt; eine Erholung durch Turnstunden nach angestrengter ermüdender Geistesarbeit ist also illusorisch; körperliche Ermüdung nach geistiger ist zu verwerfen, vielmehr möglichstes Ausruhen und Ausspannen anzupfehlen. Wohl aber kann dem ausgeruhten Hirn der Wechsel der Beschäftigung durch Sport, Spazierengehen usw. heilsam sein. Öftere Erholungspausen von geringerer Ausdehnung wirken weit günstiger als seltene längere nach längerer Anspannung des Geistes; die Arbeit muß möglichst in kleine Portionen zerlegt, nicht bis zur Erschöpfung fortgesetzt werden. Alkohol hemmt oder lähmt schon in kleinen Mengen oft noch tagelang den Ablauf der Denkverrichtungen, manchmal nach momentaner Beschleunigung. Kinder analysieren Wahrnehmungsobjekte sehr unvollkommen; Formen sind besser bekannt als Farben; der Kreis der geläufigen Gegenstände wird im hohen Maße durch den Zwang des Lebens bestimmt. Genaue Ausfagen über Wahrnehmungen sind auch bei Erwachsenen höchst selten und meist nicht zu erlangen.

In letzter Zeit haben sich die Schriften sehr vermehrt, welche „die beste Art, geistig tätig zu sein“, oder Methoden, die sicher zu Erfolgen bei geistiger Arbeit durch eine Art Dressur verhelfen, anpreisen, also eine Art Nürnberger Erichter oder Krücken für geistig Lahme. Leider ist durch diese Art Literatur noch niemand wirklich gefördert worden, als die meist anonymen oder in Amerika lebenden Verfasser. Gerade auf dem Gebiete des geistigen Lebens ist das Arbeiten an viel zu individuelle Faktoren gebunden, als daß sich allgemein gültige Normen aufstellen ließen. Wertvoll sind höchstens für die Psychologie Winke und Äußerungen von Denkern, die an geistige Selbstzucht und objektive Selbstbeobachtung gewöhnt und zugleich ungewöhnlich erfolgreich in ihrer geistigen Arbeit geworden sind. Einer der tiefsten Denker aller Zeiten, Hermann von Helmholtz, hat derartige Beobachtungen gelegentlich gemacht, die neuerdings in der letzten Ausgabe seiner gesammelten Vorträge und auch in der jüngst erschienenen wertvollen Biographie des Forschers von Professor Königberger durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden sind.

In einer Rede an seinem siebenzigsten Geburtstag sprach dieser größte Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts von den glücklichen Einfällen, die

dem Forscher oder Künstler kommen. „Wer will solche Geistesblitze zählen und wägen, wer den geheimen Wegen der Vorstellungsverknüpfungen nachgehen, dessen was vom Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht? Ich muß sagen, als Arbeitsfeld sind mir die Gebiete, wo man sich nicht auf günstige Zufälle und Einfälle zu verlassen braucht, immer angenehmer gewesen. Da ich aber ziemlich oft in die unbehagliche Lage kam, auf günstige Einfälle harren zu müssen, habe ich darüber, wann und wo sie mir kamen, einige Erfahrungen gewonnen, die vielleicht anderen noch nützlich werden können. Sie schleichen oft ganz still in den Gedankenkreis ein, ohne daß man gleich von Anfang ihre Bedeutung erkennt, dann hilft später nur zuweilen noch ein zufälliger Umstand, zu erkennen, wann und unter welchen Umständen sie gekommen sind; sonst sind sie da, ohne daß man weiß woher. In anderen Fällen aber treten sie plötzlich ein, ohne Anstrengung, wie eine Inspiration. Soweit meine Erfahrung geht, kamen sie nie dem ermüdeten Gehirn und nicht am Schreibtisch. Ich mußte immer erst mein Problem nach allen Seiten so viel hin und her gewendet haben, daß ich alle seine Wendungen und Verwicklungen im Kopf überschaute und sie frei, ohne zu schreiben, durchlaufen konnte. Es dahin zu bringen, ist ja ohne längere vorausgehende Arbeit nicht möglich. Dann mußte, nachdem die davon herührende Ermüdung vorübergegangen war, eine Stunde vollkommener körperlicher Frische und ruhigen Wohlgefühls eintreten, ehe die guten Einfälle kamen. Oft waren sie wirklich, den zitierten Versen Goethes entsprechend, des Morgens beim Aufwachen da, wie auch Gauß angemerkt hat (Gauß' Werke, Band V, Seite 609: Das Induktionsgesetz gefunden 1835, Januar 23., morgens 7 Uhr, vor dem Aufstehen). Besonders gern aber kamen sie, wie ich schon in Heidelberg berichtet, bei gemächlichem Steigen über waldige Berge in sonnigem Wetter. Die kleinsten Mengen alkoholischen Getränks aber schienen sie zu verschrecken. Solche Momente fruchtbarer Gedankenfülle waren freilich sehr erfreulich, weniger schön war die Rehrseite, wenn die erlösenden Einfälle nicht kamen, dann konnte ich mich wochenlang, monatelang in eine solche Frage verbeißen, bis mir zumute war wie dem Tier auf dürrer Heide: von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, und ringsumher ist schöne grüne Weide. Schließlich war es oft nur ein grimmer Anfall von Kopfschmerzen, der mich aus meinem Banne erlöste und mich wieder frei für andere Interessen machte.“

Oft wird das Großstadtleben als eine der größten Schädigungen für die Nerven angeschuldigt; ein Verteidiger erwächst ihm neuerdings in dem Berliner Nervenarzte Albert Moll, der eine Schrift „Der Einfluß des großstädtischen Lebens und des Verkehrs auf das Nervensystem“ veröffentlicht hat. Er weist nach, daß auch schon in früheren Jahrhunderten die Nervenkrankheiten in großer Zahl aufgetreten sind, daß die Zunahme der Geisteskranken nicht sicher erwiesen sei. Die Großstadt sei allerdings etwas mehr belastet als das Land, aber weniger durch Alkoholismus, Sittlichkeitsverhältnisse, geistige Überbürdung, Nahrungs-, Wohnungsverhältnisse usw., als durch die Anhäufung besonders gefährdeter Berufszweige in den Großstädten, namentlich innerhalb der sogenannten liberalen Berufe. Besonders drei Klassen zeigen so viel Nervöse, daß diese in ihnen zu überwiegen scheinen: Erstens die Personen, die sich durch Musik, Theater und Schaustellungen ihr Brot erwerben, zweitens die Gattung der Schriftsteller, Redakteure, Korrespondenten, Privatgelehrten usw., drittens diejenigen, die im Geld- und Kredithandel beschäftigt sind, Bankiers,

Börsonianer, Makler usw. Etwa 12 000 Personen gehören in Berlin diesen das Nervensystem besonders schädigenden Berufen an, die in Mittel- und Kleinstädten nur sehr schwach vertreten sind. Dazu kommen andere ungünstige Berufsarten, wie die Beamten des Post- und Telegraphenbetriebes, Kaufleute, Offiziere, Lehrer und Juristen. Der Konkurrenzkampf ist nach Moll auf dem Lande und in der kleinen Stadt kaum geringer als in der Großstadt. Dagegen sind der gesteigerte, lärmende und bedrohliche Verkehr, die Anspannung der geistigen Interessen, die Ansammlung degenerierter problematischer Existenzen als Nachteile der Großstadt anzusehen. Manche Bauerndirne und manche Lehrerin der Kleinstadt, ferner die in der Hausindustrie auf dem Lande beschäftigte Bevölkerung ist nervöser als der Durchschnitt der Großstädter. Den Gesundheitsgefahren stehen verschärfte hygienische Maßnahmen in der Großstadt gegenüber. Die angebliche Schädigung durch unzweckmäßige Lektüre schlägt Moll nicht hoch an, ebensowenig die angebliche Überbürdung durch die Schule, während die Eltern weit mehr an den Nerven der Kinder sündigten. Künstliche Frühreife werde durch nächtlichen Besuch von Wirtschaften und Vergnügungen, Kinderbälle, Klavierspielerei u. dgl. gezüchtet. Der Wohnungsnot in der Großstadt steht das Vorurteil gegen frische Luft und alle Hygiene auf dem Lande gegenüber. Die Statistik zeigt keine Degeneration der Großstädter, sondern fortschreitend bessere Sterblichkeitsverhältnisse. In Paris werden verhältnismäßig mehr Rekruten diensttauglich befunden, als in dem Departement Seine inférieure: nicht die Großstadt, sondern die Industriearbeit wirke vielfach schädigend, auch auf dem Lande. Der Alkoholismus ist z. B. in den oberschlesischen Industriebezirken weit schlimmer als in Berlin, aber auch in dem ländlichen Ostpreußen. Kurzum, eine scharfe Trennung von Stadt und Land ist nicht zu machen.

„Wenn wir das alles berücksichtigen,“ meint Moll, „können wir das Dogma von den gesunden Nerven der Kleinstädter und der Landbewohner ebenso zu den Märchen rechnen, wie die Erzählung von der Anschuld vom Lande. Es ist ein Irrtum, die Nervenkrankheiten allgemein für ein Produkt der Großstadt zu erklären. Ähnliche Irrtümer sind oft vorgekommen. Früher war es fast ein Dogma, daß die Tuberkulose mit der Höhenlage des Ortes abnehme, während man später fand, daß gerade einzelne hochgelegene Gegenden, z. B. das Berner Oberland, eine weit höhere Mortalitätsziffer für diese liefere, als die Ebene. Lange Zeit nahm man an, daß die Hysterie nur bei Frauen vorkomme; man stellte mit Rücksicht hierauf allerlei Theorien auf, als diese plötzlich durch die Tatsache widerlegt wurden, daß man die Hysterie recht häufig auch bei Männern beobachtete. Ganz allgemein war die Annahme, daß die Augen der Kulturvölker schlechter seien als die der Naturvölker, bis schließlich genaue Vergleiche das Irrige dieser Auffassung ergaben. Man ging oft von vorgefaßten Meinungen aus, anstatt zunächst das tatsächliche Material zu prüfen. Ebenso zeigt die Erfahrung, daß, entgegen vielfacher Annahme, das Land und die kleinen Städte auch recht viele Nervenfranke hervorbringen, wenn auch ein gewisses Überwiegen der Großstadt nicht in Abrede gestellt werden soll.“

Seit der Entwicklung Deutschlands zur Kolonialmacht ist die Veränderung des geistigen Verhaltens der Europäer unter dem Einfluß des tropischen Klimas zu einer wichtigen und folgenschweren Frage geworden. Zielbesprochene Ausbreitungen von Kolonialbeamten gegenüber den Eingeborenen sind auf

diese Einflüsse zurückzuführen. Auf dem internationalen medizinischen Kongress in Kairo im Dezember 1902 hielt nun der österreichische Konsular- und Gerichtsarzt in Kairo, Dr. Hans von Becker, einen Vortrag über den „Tropenkoller“ (folie morale tropicale, tropical moral insanity), den er als eine eigenartige und ausgesprochene geistige Erkrankung angesehen wissen will. Er ging aus von seinen Beobachtungen an den Mitgliedern der österreichisch-ungarischen Kolonie in Kairo, die verhältnismäßig häufig geistigen Erkrankungen verfallen. Becker führt die gesteigerte Zahl der Geisteskrankheiten bei Europäern in heißen Ländern auf Stoffwechsel-Störungen zurück, die eine Folge des heißen Klimas sein sollen. Unter dem Einfluß dieser Stoffwechsel-Störungen soll es zur Bildung von Giften kommen, die das Zentralnervensystem und damit die seelische Tätigkeit schädigen. Solche Beeinflussung des Geisteslebens durch Stoffwechselveränderungen werden verständlicher, wenn man bedenkt, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen Gelbsucht und Leberleiden bisweilen schwere Mißstimmungen, ja Melancholie verursachen. In das Gebiet solcher Geisteskrankheiten falle auch der Tropenkoller. Seine Äußerungen erweckten schon bei oberflächlicher Betrachtung den Verdacht, daß es sich dabei um etwas Krankhaftes handle, eine krankhafte Erregbarkeit und ein krankhaftes Daniederliegen der ethischen Anschauungen. Aber durch das Klima und die Verhältnisse wird nach Becker nur die Disposition für den Tropenkoller geschaffen. Um die Krankheit zum Ausbruch zu bringen, müssen noch Schädigungen hinzukommen. Sie sind im Alkoholmißbrauch, der Malaria, Ruhr, in Überanstrengung, mangelhafter Ernährung, in Schädigungen des Gemütslebens durch Vereinsamung, das Gefühl großer Verantwortlichkeit usw. gegeben. Der Charakter der Erkrankung im allgemeinen ist ein rapides Sinken des moralischen Urteils und der einzelnen ethischen Prinzipien bei scharf pointiertem Selbstgefühl, das manchmal bis ins Prahlen und in Großtuererei ausartet, bei launenhaften, eigensinnigen, sprunghaft wechselnden Stimmungen, auffallender Reizbarkeit, rohen, oft unmotivierten Gewalttaten ohne merkliches Sinken der Intelligenz, ja häufig bei gesteigerter Beobachtungsgabe und regerer Auffassung. Der Zornausbruch wird zur lange dauernden Gleichgewichtsstörung usw. „Reißen Sie einen solchen Kranken aus seinem tropischen Milieu, so finden Sie ihn vielleicht als simplen Alkoholiker beim ‚Aperitif‘ oder beim Stammtisch, ja selbst im Gesellschaftsanzug beim Diner als angenehmen Causeur — möglicherweise ein bißchen selbstbewußt, vielleicht auch ein wenig Tartarin der Löwenjäger — häufig sogar still und zurückgezogen. Die ihm zur Last gelegten Brutalitäten sind sämtlich Folgen von Umständen, an die er sich meistens nicht präzis erinnert, die aber die Sache unumgänglich notwendig erscheinen lassen — übrigens sei alles der Form nach gesetzlich geschehen (Kriegsgericht, standrechtliche Maßregel, ‚wohlgemeinte notwendige Züchtigung‘ usw.). Nimmt man alle Symptome zusammen, die Entwertung der ethisch-moralischen Grundsätze, die vermehrte Impulsivität, die stürmisch-plötzliche Erregung, die Brutalität, die verfeinerte Beobachtungsgabe usw., so erhält man das Bild einer atavistischen Form des Irrsinns.“ Dr. von Becker will, daß bei der Beurteilung von Vergehen und Verbrechen, die von Europäern in heißen Ländern verübt werden, ein anderer Maßstab angelegt werden soll, als er in den europäischen Mutterländern bisher galt. — Daß die körperlichen Schädlichkeiten der Tropen auf die Europäer oft auch geistig nachteilig einwirken, ist schon vielfach von unbefangenen Beobachtern als Tatsache anerkannt worden. Auch das haben ärztliche Kenner der Tropen, wie

der verdienstvolle Dr. Pehn, ausdrücklich hervorgehoben, daß die Äußerungen des Tropenkollers oft genug nichts anderes als akute Ausbrüche von chronischem Alkoholismus sind. Eine andere Frage aber, die von den Nerven- und Irrenärzten kaum allenthalben bejaht werden wird, ist es, ob der Tropenkoller als besondere Form einer geistigen Erkrankung anzuerkennen ist, und ob die geschilderten hygienischen Schädlichkeiten mehr als mildernde Umstände abgeben können. Die große Macht, Schrankenlosigkeit und Ungebundenheit, über welche ein Europäer im Kolonialdienst naturgemäß verfügt, ist doch ein Faktor, der nach der Anschauung erfahrener Forscher vielleicht am meisten ins Gewicht fällt und brutal angelegte oder willensschwache Personen auch unter günstigen klimatischen Verhältnissen zu Ausschreitungen verführen würde. Andererseits beweisen Männer wie Wislmann, der nach einem Wort Bismarcks mit unbefleckter weißer Weste aus Afrika heimkehrte, daß solche äußeren Schädlichkeiten doch nur die schwächeren Naturen unter den Tropen moralisch scheitern lassen.

Dr. med. Georg Korn.



## Stimmen des In- und Auslandes.



### Die Psychologie der Massen.

Einem interessanten Werke eines französischen Gelehrten widmet ein Mitarbeiter der „Umschau“ (Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Literatur und Kunst, Frankfurt a. M.) eine sehr anregende Besprechung. Er schreibt:

Als ich einmal im Herbst fast zufällig einem Radwettkampfe beiwohnte und in die Menschenmasse hineinsickerte, die um die Rennbahn sich staute, da ging eine merkwürdige Veränderung in mir vor. Vor fünf Minuten noch waren mir alle Kovers und Tandems der Welt ungemein gleichgültig gewesen. Ich war nie auf einem oben gesessen, nie unter einem gelegen. Ich hatte als gelassener Großstädter die neue Nuance in unserem Straßenbilde konstatiert, die der Aufschwung dieses Sports herbeigeführt; ich hatte mir angesichts der vorbeihuschenden Männer und Knaben vom Rade die Magime geleistet: Wer heutzutage des Lebens Unverstand mit Wehmut will genießen, der kaufe sich ein Zweirad und strample mit den Füßen — für die Wehmut werden schon die zahlreichen Polizeianstände sorgen.

Aber das war auch alles. Von Herzensanteil war keine Rede. Und jetzt stand ich da und sieberte. Ich schwigte, weil die anderen aufgeregter waren, ich hielt den Atem an, wenn die Glocke verkündete, daß die Fahrer in die letzte Runde einbogen, ich war mit entrüstet, wenn zurückhaltend gefahren wurde, und als der Sieger im großen Kampfe, als der unergleiche Besitzer der Armbinde seine Ehrenrunde machte, schrie ich begeistert: „Bravo, Jacquelin!“ Und ich be-

merke, daß ich nicht gewettet hatte. Noch nie hatte ich das zahmste Bicycle gestreichelt; aber während des Rennens, während dreier Stunden interessierte ich mich nicht nur für das Schauspiel, sondern für den Radfahrersport an sich. Ich fing alle sportlichen Ausdrücke auf, die in meiner Umgebung laut wurden; ja ich verstand sie, weil alle sie verstanden. Ich glaube, hätte ich mich in diesem Momente auf ein Zweirad gesetzt, ich hätte fahren können.

Erst nachher, als ich wieder der Mensch geworden war, der ich bis drei Viertel zwei gewesen, fiel mir ein, daß der soeben erlebte Zustand die lehrreichste Illustration eines lehrreichen Buches darstellte.

Dieses noch ziemlich neue Werk rührt von einem französischen Gelehrten, Gustave Le Bon, her und heißt „Psychologie des Foules“. Nur in schlechten Romanen sieht man die Menschen das Leben mit unabänderlich demselben Charakter durchqueren. Aber jeder Mensch hat mindestens zwei Charaktere: einen als einzelner Privatmensch und einen anderen, wenn er Teil eines Haufens wird. Durch die nackte Tatsache, daß er in eine Masse eintritt, wird bewirkt, daß die bewußte Persönlichkeit erlischt und die Herrschaft einer unbewußten Persönlichkeit, welche eben die der Masse ist, beginnt. Der einzelne wird in einem Haufen zum Sandkorn unter Sandkörnern. Er verliert alle früheren Eigenschaften und nimmt den Charakter der Masse an.

Die Persönlichkeit der Masse ist meistens eine inferiore. Wenn ein Mensch in einen Haufen eintritt, so gleitet er in aller Regel auf der Kulturleiter um viele Sprossen hinab. Isoliert war er vielleicht eine zivilisierte Natur, in der Masse wird er sofort ein Barbar. Er erhält die spontane Empfänglichkeit, die Heftigkeit, die Wildheit und ebenso den Enthusiasmus, den Heroismus primitiver Wesen.

Die Wirkungen der Massen lassen sich überall nachweisen. Die Idee des französischen Gelehrten ist gewiß nicht neu, wie denn auch Grillparzer gesagt hat: „Erträglich ist der Mensch als einzelner, dem Haufen steht die Tierwelt gar zu nah.“ („Bruderzwist.“)

Aber Le Bon hat zum erstenmal die Seele der Massen systematisch studiert. Sein Buch ist ein ganzer Korb von Kolumbusseiern: er hat das große Verdienst, lauter Wahrheiten, die uns allen auf der Zunge schweben, auszusprechen.

Jurys fällen einstimmige Urteile, die jeder Geschworne einzeln mißbilligt hätte; parlamentarische Körperschaften nehmen Gesetze an, stimmen für Maßregeln, die jedes einzelne Mitglied verwerfen würde — Wirkungen der Masse. Die Männer des Konventes waren, jeder einzeln genommen, aufgeklärte Bürger von friedlicher Denkart, ruhigen Gewohnheiten. Zum Haufen vereinigt, schreckten sie vor keinem Grauel zurück. In der Masse wird der Geizhals zum Verschwenker, der Skeptiker gläubig, der ehrliche Mensch zum Verbrecher, der Feigling zum Helben.

Intellektuell ist der Haufe dem isolierten Menschen gegenüber immer inferior. Das Niveau des Haufens ist sogar durchweg dasselbe niedrige, und ein Haufen von Gelehrten ist um nichts vernünftiger als ein Haufen Dummköpfe.

Dagegen auf moralischem Gebiet, also mit Bezug auf Empfindungen und Handlungen, kann ein Masse besser oder schlechter als der einzelne sein; sie ist gleich nahe dem Verbrechen wie einer heroischen Opfertat. Alles hängt davon ab, wie die Masse suggestioniert wird.

Denn nicht durch die Vernunft werden die Massen gelenkt; der Mensch im Haufen hört nicht auf Gründe, von Vernunft wird er nicht angesteckt. Was ihn beeinflusst, gehört einer tieferen Ordnung an, und man könnte wohl sagen: Die Massen denken mit ihrer Phantasie. Das Gesetz der Massen will es, daß sich die angesammelte Menge in eine psychologische Einheit verwandelt. Darum ist in der Masse jedes Gefühl, jede Handlung ansteckend. Es braucht nur einer hurra! zu rufen und die anderen schreien wie besessen mit. Sie sind auch besessen; sie sind hypnotisiert durch das Gefühl der Menge. So mußte ich damals mit jeder Faser meiner Seele Radfahrer werden, weil alles um mich für das Radfahren begeistert war. Aber auch die kräftigste Unvernunft wirkt in der Masse hypnotisierend. Dies bewiesen auf jenem Schreckensfelde bei Moskau die Tausende, die, zur Zarenkrönung gekommen, dort eine Schlacht auf Tod und Leben um ein Päckchen mit Süßigkeiten und einen blechernen Becher führten, um einen Preis, für den keiner der Teilnehmer für sich allein auch nur einen zerrissenen Rock riskiert hätte.

Übrigens erzielt auch auf fröhlicherem Gebiete die Psychologie der Massen ihre Wirkungen. Der Leutnant Hobson, der im letzten Kriege mit Spanien sein eigenes Schiff, den „Merrimac“, in die Luft sprengte, um die feindliche Flotte am Ausfahren aus dem Hafen von Santiago zu verhindern — dieser treffliche Leutnant ließ, als die Waffen schwiegen, die Mäusen für sich reden. Er veröffentlichte Schilderungen seiner Tat im „Century Magazine“, und um noch unmittelbarer zu wirken, bereiste er die Vereinigten Staaten und hielt in dichtgedrängten Versammlungen Vorträge — immer über seine Tat. Nach einem dieser Vorträge konnte eine Dame ihre Begeisterung nicht meistern: sie mußte Hobson küssen. Und nun küßten ihn alle Damen der erlesenen Zuhörerschaft. Und in allen anderen Städten wurde weiter geküßt. Die Rußepedemie war bei den sonst so zurückhaltenden Amerikanerinnen eine Wirkung der Psychologie der Massen. Jede einzelne war so tugendhaft, daß sie einen Kuß mit einer gerichtlichen Klage, einer Ohrfeige, einem Revolverschuß beantwortet hätte. Aber alle zusammen brannten vor Begier nach einem Russe. „Die Senatoren sind wackere Leute, aber der Senat ist eine gefährliche Bestie.“

Im „Pall Mall Magazine“ hat Professor Lombroso eine wissenschaftliche Erklärung dieser Rußepedemie gegeben und sich dabei ganz an das Buch von Le Bon gehalten. Nur hätte er die Quelle dieser zutreffenden Argumente, die er doch bloß auf einen besonderen Fall angewendet, angeben sollen!

Das Werk von Gustave Le Bon ist bedeutsam, denn wir leben in der Ära der Massen. Ihre unbewusste Wirksamkeit tritt immer mehr an die Stelle der bewußten Tätigkeit der einzelnen. Und besonders wichtig wird das Studium dieses Buches für alle jene, die sich zu Führern der Massen aufspielen wollen. Was diese aus der Massenpsychologie für sich zu entnehmen haben, das handelt Gustave Le Bon gleichfalls sehr lehrreich in mehreren Kapiteln ab. Die Masse will instinktiv einen Führer haben; sie ist von Natur mit Kunstsinne begabt. Die Führer der Massen sind ursprünglich oft selbst Geführte gewesen. Die Politiker aller Länder werden um Beispiele dafür nicht verlegen sein.

Wir legen das Werk Le Bons mit einem gewissen Gefühl der Beschämung aus der Hand. Es hat uns allzudeutlich gezeigt, wie leicht wir zu sehr geringen Wesen herabsinken können.

Dr. Emil Redert.





## Simplizifimus in der römischen Kaiserzeit.

Von „Simplizifimus-Stimmungen“ war im letzten Tagebuche des eben abgeschlossenen fünften Jahrgangs die Rede, Stimmungen, in die sich Verdrossenheit und Unzufriedenheit über den Unverstand und die Verkehrtheit gewisser Zustände unseres öffentlichen und privaten Lebens befreiend auslösen sollten. Weit mehr als heute waren von einer solchen „Simplizifimus-Krankheit“ weite Kreise der Gebildeten unter den spätrömischen Kaisern ergriffen. Der Übersetzer und Herausgeber von Lucians Schriften, Dr. Theodor Fischer, hat schon vor vierzig Jahren die Zeitstimmung jener Epoche wie folgt geschildert: Hadrian, unter dessen Herrschaft Lucian seine Jugend verlebte, wurde durch unersättliche Ehrsucht angeregt, zu dem Ruhme des Fürsten noch den des Gelehrten und des Beförderers der Wissenschaften hinzuzufügen. Sein Hof war der Sammelplatz und Mittelpunkt aller Männer von Gelehrsamkeit und Geist. Es schien, daß der Kaiser die Wissenschaften nicht nur liebe, sondern auch Sachkenntnis und ein selbständiges Urteil über sie besitze. Wie sehr das alles aber nur Schein war, und wie nur Motive der Eitelkeit den Kaiser bestimmten, mit den Wissenschaften schön zu tun, das zeigte sich in kurzer Zeit. Brachte es seine Laune mit sich, so entblödete er sich nicht, Männer, die er, um sich und sie zu ehren, an sich gezogen hatte, wie Hofnarren und Schmarotzer zu behandeln. Um die Gunst des Kaisers zu gewinnen, waren nicht tüchtige Leistungen nötig, sondern Schmeichelei und Gefügigkeit in seine Grillen. Die natürliche Folge war, daß Männer von Ehrgefühl und wahrem Verdienst sich zurückzogen, während Unverschämtheit und Schamlosigkeit sich in den Besitz der reich dotierten Lehrstühle setzte. Das Übel griff, wie jede Krankheit, im Verlauf der Zeit unter Hadrians trefflicheren Nachfolgern, den beiden Antoninen, weiter um sich. Wenige Perioden der Geschichte liefern einen schlagenderen Beweis dafür, daß die Wissenschaften durch die Protektion der Fürsten leichter verkümmern, als gedeihen. Nie, seitdem die Welt besteht, wurden die Gelehrten besser bezahlt und höher geehrt, als unter diesen Kaisern; ebenso gewiß ist aber auch der Stand der Gelehrten niemals verderbter und seines Berufes weniger eingedenk gewesen, als gerade damals. Neben der Heuchelei und Scharlatanerie in den Wissenschaften ist ein zweites charakteristisches Merkmal der Zeit Hang zum Aberglauben und zum Mystizismus. Die religiösen Vorstellungen des Homer, Pindar, Aeschylus, Plato usw. waren längst mit dem Aufhören der hellenischen Selbständigkeit aus der Welt geschwunden und lebten in den nächsten Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt nur noch in den Köpfen der Gebildeten fort. Gegen diese verwirrten Schemen einer hochreligiösen, tief sinnigen, phantasiereichen Vorzeit bricht nun der „Spötter“ Lucian in erster Reihe seine Lanze. Er ist deshalb noch kein religiöser Reformator, weil er über die Götter seiner Religion spottet und einige oder die Mehrzahl derselben für abenteuerliche Gebilde phantastischer Dichterköpfe erklärt. Trotzdem er eine oberflächliche Kenntnis des Christentums besessen hat, vermag er sich in dessen Dogmen absolut nicht zu finden, das Christentum bleibt ihm, wie allen Griechen, deren Bildung in der klassischen Zeit ihres Volkes wurzelt, eine fremde Welt, für die ihm jeder Sinn, jedes Mittel der Anknüpfung fehlt. Aber entschieden Positives hat er doch geleistet, eben durch die Bekämpfung des Aberglaubens und der religiösen Verfinsternung, die damals die Folge des unbefriedigten,

sehnuchtsvollen Zustandes waren. Zu keiner Zeit war das Gewerbe religiöser Gaukler und Gauner leichter und ergiebiger, zu keiner Zeit wurde mit Orakeln, Weissagungen, Beschwörungen, Gespenstern u. dergl. ein schamloserer Anflug getrieben, als damals. Es ist Lucians hohes Verdienst, gegen diese Geschwüre der menschlichen Gesellschaft ohne Erbarmen das einzig heilende Messer in Anwendung gebracht zu haben. Mit dem sichern Griff des Genies erfand und schuf er die seiner Individualität zusagende Form des Ausdrucks, die ihm Gelegenheit gab, alle Kräfte seines vielgestaltigen Talents zu entfalten, nämlich den satirischen Dialog. Aber nicht nur die Verirrungen in der Religion, sondern auch die in Philosophie und Literatur, überhaupt alle Torheiten und Laster des privaten und sozialen Lebens, mit alleiniger Ausnahme der Politik, zeigt er unter dem Vergrößerungsspiegel der Satire von der Seite des Lächerlichen. Es liegt auf der Hand, daß diese Methode, auf das Publikum zu wirken, für eine so blasierte und überreizte Zeit, wie die damalige, höchst glücklich gewählt und die allein zweckmäßige war.

Daß er mit voller Bewußtheit sich an die Aufgabe machte, die Menschheit seiner Zeit durch den Witz der Satire zu bessern, sagt er nicht nur selbst in mehreren seiner Schriften, auch sein ganzer Entwicklungsgang beweist es. Geboren zu Samosata am westlichen Ufer des Euphrat, der Hauptstadt der syrischen Provinz Kommagene, wurde er als Sohn armer Eltern zu einem Oheim seiner Mutter, einem Marmorpolierer, in die Lehre gegeben. Schon bei der ersten Probe, die er von der Leichtigkeit seiner Hand geben sollte, benahm er sich so ungeschickt, daß die Marmorplatte zerbrach, er selbst dafür vom Oheim weidlich durchgeprügelt wurde und schreiend wieder ins elterliche Haus entlief. Durch eine Traumercheinung will er dann zu der wissenschaftlichen Laufbahn bestimmt worden sein. Seine ersten Studien scheint er in Antiochien gemacht zu haben, dort soll er auch einige Jahre als Prozeßanwalt verbracht haben. So viel steht fest, daß er sich nicht lange in Griechenland aufhielt, entweder weil eine zu große Konkurrenz ihn zu keiner bedeutenden Praxis gelangen ließ, oder weil er als halber Barbar zu wenig Anklang fand. Er wandte sich nach Gallien, wo zu Lyon, Toulouse und namentlich Marseille, dem „gallischen Athen“, wie Cicero es schon genannt hatte, griechische Literatur und Wissenschaft hochgeehrt und eifrig gepflegt wurden. Hier vertauschte er den beschwerlichen Beruf eines Advokaten mit dem ruhigeren und gleichwohl einträglicheren eines Lehrers der Beredsamkeit, kehrte dann, an Geld und Ehre reich, für kurze Zeit in seine Vaterstadt zurück und nahm darauf höchstwahrscheinlich seinen dauernden Wohnsitz in Athen, wo er nun auch seiner Beschäftigung als Rhetor entsagte, sich eifrig dem Studium der Philosophie widmete und sich endlich, als ein Bierzigjähriger, ausschließlich mit der Ausbildung des von ihm erfundenen satirischen Dialogs beschäftigte. In höherem Alter geht er noch einmal auf die Wanderung, Kaiser Commodus macht ihn zum Gerichtsdirektor in Ägypten und stellt ihm sogar die Verwaltung dieser Provinz in Aussicht. Ob er die Präfectur wirklich erlangte, und wann und auf welche Art er seinen Tod fand, darüber wissen wir nichts.

Eine besonders charakteristische Probe seiner satirischen Art ist die kleine Abhandlung „Über das Betrauern der Verstorbenen“, die in Dr. Fischers Übersetzung (Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung) folgendermaßen lautet:

Es verlohnt sich wohl der Mühe, zu beachten, was die meisten bei der Trauer um die Verstorbenen tun und reden, und was hinwiederum diejenigen,

die sie trösten, sagen, und wie die Trauernden meinen, sowohl sie selber, als jene, die sie betrauern, habe das Allerschrecklichste betroffen, wiewgleich sie bei dem Pluto und seiner Proserpina auf keinen Fall genau wissen, ob es für die davon Betroffenen schlimm und der Trauer wert, oder vielmehr angenehm und besser sei, sondern sie bei der Trauer sich nur nach Sitte und Gewohnheit richten. Ist nun jemand gestorben, so machen sie es folgendermaßen — oder zuvor will ich lieber sagen, was sie von dem Tode für Ansichten haben, denn so wird erhellen, welchen Zweck und Grund dieses ihr überflüssiges Gebaren hat. Der große Haufe, die Idioten, wie die Weisen sie nennen, glauben dem Homer, dem Hesiod und den übrigen Mythen dichtern über diese Dinge, machen sich ihre Dichtungen zum Gesefbuch und nehmen einen tiefen Ort unter der Erde, den Hades, an, der groß genug ist und geräumig und dunkel und ohne Sonne, und doch wieder, ich weiß nicht wie, so erhellt wird, daß man alles darin Befindliche sehen kann. König dieser Tiefe sei der Bruder des Zeus, Pluto, der diesen ehrenden Beinamen hat, wie mir einer von denen, die sich auf diese Dinge verstehen, sagte, weil er an Toten reich sei. (Pluto, hergeleitet von *plautos*, Reichthum.) Dieser Pluto habe da unten das Leben und die Verfassung also eingerichtet: Ihn habe das Los getroffen, über die Verstorbenen zu herrschen; wenn er sie bekommen und in Empfang genommen, halte er sie durch unentrinnbare Bande zurück, schlechtthin keinem gestatte er die Reise nach oben, außer seit aller Ewigkeit her sehr wenigen aus den wichtigsten Gründen. Sein Land werde von großen und durch ihren bloßen Namen schrecklichen Flüssen umströmt, denn sie heißen *Rokytos* (Wehklage), *Pyriphlegeton* (Feuerstrom) usw., und vor allem liegt der Acherussische See davor, neben dem man nicht vorbeikommen und über den man nicht sehen könne ohne den Fährmann: zu durchwaten sei er zu tief, und hinüberzuschwimmen zu groß, überhaupt könnten ihn nicht einmal die Leichen der Vögel überfliegen. An dem Eingange und der diamantenen Pforte stehe der Brudersohn des Königs, *Akros*, dem die Wache überlassen sei, und neben ihm ein dreißpiziger, sehr bissiger Hund, der die Untommenden friedlich und freundlich anblicke, diejenigen aber, die zu entlaufen versuchen, anbelle und durch seinen Rachen schrecke. Wer über den See in das Innere gesetzt sei, den nehme eine große, mit *Asphodill* bewachsene Wiese und der Bach auf, der jede Erinnerung vertilgt, weshalb er *Lethe* heiße. Das erzählten natürlich die Alten, die dorthier Bekommenen, *Alkestis* und *Protesilaus* aus *Thessalien*, *Theseus*, der Sohn des *Ägeus*, und der homerische *Odysseus*, meiner Meinung nach sehr ehrwürdige und verlässliche Zeugen, die aus der Quelle nicht getrunken hatten, denn sonst würden sie sich daran nicht erinnern haben. Die Gebieter und Herrscher des ganzen Reichs sind, wie jene erzählten, Pluto und *Persephone*, Diener aber, die ihnen zur Handhabung des Regimentes behilflich sind, haben sie eine große Menge: die *Erinyen*, die Strafen, die Schreckbilder und den *Hermes*, der jedoch nicht immer bei ihnen ist. Sodann sitzen ihre beiden Statthalter und Satrapen zu Gerichte, die *Kreter* *Minos* und *Rhadamanthys*, die Söhne des Zeus: die Guten und Gerechten, die tugendhaft gelebt haben, schicken sie, wenn sich ihrer viele versammelt haben, in das elyrische Gefilde, gleichsam in eine Kolonie, wo sie das beste Leben erwartet. Bekommen sie aber einige Böse, so überantworten sie diese den *Erinyen* und senden sie nach dem Orte der Sünder, damit sie da ihrer Ungerechtigkeit entsprechend gestraft werden. Welche Qualen leiden diese hier nicht, indem sie gebraten, gefoltert, von Geiern gefressen, auf einem Rade

herumgedreht werden und über Felsen rollen! Der Tantalus steht mit trockener Kehle an einem See und der Arme ist in Gefahr, vor Durst zu vergehn. Die große Zahl der Leute mittleren, durchschnittlichen Wandels irren als körperlose Schatten, die bei der Berührung wie Rauch verschwinden, auf der Wiese umher: doch nähren sie sich von den Spenden und Opfern, die wir ihnen auf ihren Gräbern darbringen, so daß, wenn jemand keinen Freund oder Verwandten auf Erden hinterlassen hat, dieser als Leiche nüchtern und hungrig unter ihnen lebt. Die Meinungen haben sich bei der Menge so festgesetzt, daß man, wenn ein Angehöriger stirbt, zuerst einen Obolus ihm in den Mund steckt, um damit den Fährmann für die Überfahrt zu bezahlen, ohne zu prüfen, welche Münze bei den Toten Kurs hat, und ob bei ihnen der attische oder der mazedonische oder der äginetische Obolus gilt, und ohne zu bedenken, daß es weit besser ist, wenn einer das Fährgeld nicht erlegen kann: denn so würden sie, falls der Fährmann sie nicht aufnimmt, wieder in das Leben hinaufgeschickt werden. Hierauf wäscht man sie ab, als wenn der See dort nicht genug Badewasser für sie hätte, bestreicht den schon mit üblem Geruche kämpfenden Körper mit der schönsten Salbe, bekränzt sie mit frischen Blumen und legt sie auf das Paradebett in stattlicher Kleidung, offenbar, damit sie auf dem Wege nicht frieren und von Cerberus nicht nackt gesehen werden. Nun folgt die Wehklage und das Geheul der Weiber, alle vergießen Tränen, schlagen sich die Brust, raufen das Haar und krazen sich die Backen blutig: mitunter zerreißt einer wohl sein Kleid und streut sich Asche auf den Kopf, kurz, die Lebenden sind bejammernswürdiger als der Tote: denn jene wälzen sich oftmals auf der Erde und stoßen den Kopf an den Boden, dieser liegt wohlgestaltet und schön und reich bekränzt hoch und erhaben da, wie zu einer Prozession geschmückt. Sodann tritt die Mutter oder auch der Vater aus der Mitte der Verwandten hervor, schließt den Toten in seine Arme — wir wollen uns einen Jungen und Schönen auf der Bahre vorstellen, damit das Drama effektvoller sei — und äußert törichte und alberne Worte, auf die der Tote selbst antworten würde, falls er seine Sprache wieder bekäme. Der Vater wird nämlich in kläglichem Tone, jedes Wort möglichst dehnend, sich also vernehmen lassen: Feuerfestes Kind, du bist mir dahingegangen, gestorben und vor der Zeit entrisen und hast mich Armen allein gelassen, ohne daß du geheiratet, Kinder gezeugt hast und zu Felde gezogen bist, hast nicht das Land bebaut, nicht das Greifenalter erreicht, du wirfst nicht mehr wieder in der Nacht schwärmen, mein Sohn, dich nicht mehr verlieben und nicht mehr bei Gelagen mit den Altersgenossen dich betrinken. Dies und derartiges wird er sagen, in dem Glauben, daß der Sohn dieser Dinge zwar noch bedürfe, und auch nach dem Tode sie erföhne, ihrer aber nicht teilhaftig werden könne. Jedoch was rede ich hiervon? wie viele haben nicht Pferde und Maitreffen oder Mundschenten mit getötet und Kleider und andere Schmucksachen mit verbrannt oder begraben, als wenn die Toten dies unten gebrauchen oder genießen würden.

Der in dieser Weise trauernde Alte äußert nun, wie es scheint, die erwähnten bombastischen Phrasen, und noch mehr als diese, weder um des Sohnes willen — denn er weiß, daß der nicht hört, auch wenn er lauter schreit als Stentor — noch um seiner selbst willen: es genügt ja, diese Meinungen und Ansichten zu hegen, auch ohne das Geschrei, niemand braucht sich doch selbst etwas zuzuschreiben: folglich ist noch übrig, daß er um der Anwesenden willen dieses Zeug fasete, ohne zu wissen, was seinen Sohn betroffen hat und wohin

er gegangen ist, ja vielmehr ohne zu prüfen, was das Leben selbst ist: sonst würde er die Entfernung aus demselben nicht als etwas Schreckliches beklagen.

Könnte der Sohn sich von Iulus und Aliboneus die Erlaubnis erwirken, ein wenig aus dem Höllenrachen hervorzugucken und dem törichten Geschwäs des Vaters ein Ende zu machen, so würde er sagen: Was zum Teufel schreiest du, Tor? Weshalb lässest du mich nicht in Ruhe? Höre auf, dir das Haar zu rauhen und dir das Gesicht zu zertragen. Was schimpfst du mich elend und unglücklich, da ich weit besser und glückseliger geworden bin, als du bist? Oder was meinst du, widersahre mir Schreckliches? Ist es etwa das, daß ich nicht so alt wurde wie du, keine Glaze, keine Runzeln im Gesicht bekam, daß ich nicht gebeugt wurde und meine Knie kaum schleppen konnte, kurz, daß mich die Zeit nicht abnutzte, da ich ganze Menschenalter und Olympiaden überlebte, und daß ich jetzt zuletzt nicht vor so vielen Zeugen mich so verrückt gebärde? Was hältst du, Narr, denn im Leben für vortrefflich, woran wir nicht mehr teilhaben werden? Oder ohne Frage wirfst du die Trinkgelage und die Gastmähler, schöne Kleider und Liebesfreuden aufzählen und fürchtest, ich werde umkommen, wenn ich das nicht habe: weißt du nicht, daß es weit besser ist, nicht zu dürsten, als zu trinken, und nicht zu hungern, statt zu essen, und nicht zu frieren, als Überfluß an Kleidern zu haben? Da du es nun nicht zu wissen scheinst, wohlan, so will ich dich mit mehr Wahrheit jammern lehren, fange also von Anfang an zu schreien: Mein armes Kind, du wirfst nicht mehr dürsten, nicht mehr hungern und nicht mehr frieren; du Unglücklicher bist den Krankheiten entronnen, fürchtest kein Fieber, keinen Feind, keinen Tyrannen mehr: du wirfst nicht von Liebe geplagt und von ihrem Genuße nicht entnervt werden, und wirfst deshalb nicht mehr zwei- oder dreimal des Tages schlemmen dürfen, du wirfst, o des Jammers! als Greis nicht verachtet werden und den jungen Leuten durch deinen Anblick nicht lästig fallen. Wenn du das sagtest, Vater, meinst du nicht, daß es weit wahrer und lächerlicher sein würde als jenes? Sieh aber einmal zu, ob dich nicht der Gedanke an das Dunkel und die Finsternis, die bei uns herrscht, beunruhigt, und ob du nicht fürchtest, ich könnte dir ersticken, wenn ich in dem Grabdenkmale eingeschlossen bin? Siebei mußt du bedenken, daß wir, wenn die Augen verwest oder, falls ihr beschlossen habt, mich zu verbrennen, verbrannt sind, weder Licht noch Finsternis werden sehen dürfen. Und dies mag vielleicht noch so hingehen. Was aber nützt mir euer Jammergeheul und dies Schlagen der Brust nach dem Takte der Flöte und die Maßlosigkeit der Weiber in der Totenklage? was der bekränzte Stein auf dem Grabe? Oder was bezweckt ihr mit dem Aufgießen des Weines? Glaubst ihr, daß er zu uns herabträufeln und bis an den Hades kommen werde? In betreff der Totenopfer seht ihr, denk' ich, wohl selbst, daß die flüchtigsten Teile der Rauch in den Himmel hinaufträgt, ohne daß sie uns unten etwas nützen, und daß das übrigbleibende, die Asche, unbrauchbar ist, ihr müßt denn etwa überzeugt sein, daß wir Asche essen. So brot- und fruchtlos ist das Reich des Pluto nicht, und so mangelt uns der Asphodill nie, daß wir unsere Speisen von euch beziehen müßten. Aus diesen Gründen hätte ich bei der Eisthone über euer Tun und Reden schon längst aufgelacht, hätte mich nicht daran der Schleier und die wollene Binde gehindert, mit der ihr mir die Kinnbacken zusammengechnürt habt.

Als er dieses gesprochen, umhüllte der endende Tod ihn.

(Sommer, Atlas, XVI, 502.)

Beim Zeus, wenn der Tote auf seinen Ellenbogen sich stützend und zu euch hingewandt, dies sagte, wollen wir nicht glauben, daß er sehr recht hat? Trotzdem schreien die Toren, lassen einen Klagekünstler, der viele alte Trauergefänge gesammelt hat, kommen und benützen ihn als Helfer und Führer ihres Unverstandes, indem sie ächzend in die Melodie einstimmen, die er anfängt. Und bis zu der Albernheit der Klagelieder herrscht bei allen Völkern derselbe Gebrauch: das weitere ist bei verschiedenen Völkern verschieden, der Hellene verbrennt seine Toten, der Perser begräbt sie, der Indier überzieht sie mit einer Glasur, der Syythe ist sie auf, der Ägypter balsamiert sie ein: ja der letztere — ich sage es aus eigener Anschauung — macht die ausgetrocknete Leiche zu seinem Tisch- und Zechgenossen, oftmals kommt es auch vor, daß ein Ägypter, wenn er Geld braucht, durch den Versatz seines Bruders oder Vaters (nämlich der Leiche) aus dieser Verlegenheit sich heraushilft.

Was nun die Grabhügel, die Pyramiden, die Grabsteine und die für kurze Zeit nur dauernden Inschriften betrifft, wer sieht nicht, wie überflüssig und tändelhaft diese Dinge sind? Und doch ordneten einige Kampfspiele an und hielten an den Monumenten Grabreden, als wenn sie die Sache des Toten vor den Richtern unten führten und für ihn Zeugnis ablegten.

Auf alles das folgt der Leichenschmaus: die Verwandten erscheinen und trösten die Eltern des Verstorbenen und suchen sie zu bereden, etwas zu genießen, wozu sie sich wahrhaftig nicht ungern zwingen lassen, da sie schon durch Hunger in drei Tagen hintereinander abgemattet sind. Nun heißt es: So höre doch, Freund, wie lange sollen wir denn klagen? Laß die Geister des Seligen zur Ruhe gelangen. Bist du aber durchaus zu jammern entschlossen, so mußt du eben deshalb nicht fasten, damit du die Größe des Kummeres auszuhalten vermögest. Dann leiern alle zwei Verse aus Homer her:

Denn auch die schöne Niobe selbst vergaß nicht der Speise,  
(Homer, Ilias, XXIV, 602.)

und

Nicht mit dem Magen geglemt es den Griechen um Tote zu trauern.

(Homer, Ilias, XIX, 225.)

So langen sie zu, wenn sie auch anfangs Scheu und Furcht empfinden, man könnte sehen, daß sie nach dem Tode ihrer Liebsten noch menschliche Begierden behalten. Dies und weit Lächerlicheres als das geschieht, wie ein aufmerksamer Beobachter finden wird, bei der Trauer um die Verstorbenen, weil die meisten den Tod für das größte Übel halten.



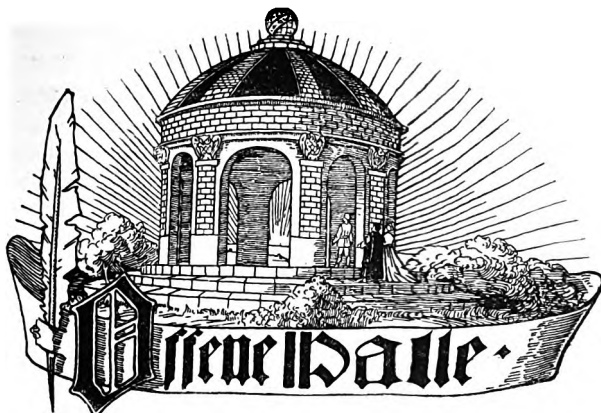
## Eine verschwundene wunderbare Pflanze.

Zwei alte Schriftsteller geben interessante Nachrichten über eine Pflanze, welche die Eigenschaft gehabt haben soll, Wasser oder jede andere Flüssigkeit selbst in kochendem Zustande und zu jeder Jahreszeit in Eis zu verwandeln. Der erste Bericht stammt von dem Seefahrer Wulffstan aus dem 9. Jahrhundert und findet sich in der von König Alfred d. Gr. von England (871—901) angefertigten Übersetzung der Weltgeschichte des Drosius, eines römischen Schriftstellers aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. Alfred fügt der Übersetzung einen besonderen Abschnitt hinzu, in welchem er neben anderem auch

Nachrichten über die Ästier gibt, wie sie von einem sonst nicht weiter bekannten Seefahrer Wulfstan herrührten. Ästier, d. h. Ostländer, hießen in jener Zeit die Preußen und andere weiter nach Osten an den Ufern des Baltischen Meeres wohnende Völker. Wulfstan hat bei seiner Erzählung nautisch praktische Zwecke im Auge. Nachdem er genau den Seekurs von Hebadby in Schleswig bis zum Handelsorte im Preußenlande, Truso (das heutige Pr. Markt) am Drausensee, beschrieben, gibt er in einer ethnographischen Zugabe dem Seefahrer und Handelsmann noch einige Winke für den Umgang und den Verkehr mit den Preußen, soweit sie von Wichtigkeit sein konnten. Besonders betont er den Begräbnisritus, damit der Rauffahrer nicht wegen Verletzung der Sitten und Gebräuche in Kollision mit ihnen gerate und zu hoher Sühne verurteilt werde. Dabei kommt er auch auf die künstliche Eisbereitung zu sprechen. Er führt die Sitte der Preußen an, die Leichen zu verbrennen, sie aber vorher ein oder zwei Monate oder auch länger in einer Umhüllung von Eis aufzubewahren, und fährt dann fort: „Es ist auch unter den Ästiern die Kunst, daß sie verstehen, Kälte hervorzubringen, und deshalb liegen dort die toten Leute so lange und verwesen nicht, da sie eine solche Kühlung an ihnen bewirken. Und wenn man zwei Gefäße voll Gebräu oder Wasser hinsetzt, so bewirken sie, daß jedes überfrieret, sei es im Sommer oder im Winter.“ Für die Glaubwürdigkeit Wulfstans spricht der Umstand, daß auch seine lokalen Angaben und seine Erzählung über die Sitten und Gebräuche der Preußen durch die neuere Forschung als richtig erwiesen sind. Zudem wird sein Bericht 800 Jahre später von einem anderen Autor, der zugleich Aufschluß über das Mittel der Eisbereitung gibt, bestätigt. Prätorius, ein Schriftsteller aus dem 17. Jahrhundert, berichtet aus eigener Anschauung (Schaubühne S. 45): „Es zeigte mir einstmals ein Mann aus dem Ragnitschen ein Kraut, das hatte einen schwarzen Stengel und krausliche, eingezackte, runde Blätter; sagte, er wolle ein Wasser, das da kochte, in keiner Weise nicht nur kalt, sondern auch gar frierend und zu Eis machen. Um die Probe zu sehen, ließ ich Wasser beisetzen und aufsteden. In dem Sieden warf er etwas von dem Kraut hinein. Das Wasser ließ nicht allein von dem Sieden nach, sondern auch nach einer kleinen Weile setzte es eine Borke, als ein Eis, auf welchem Eise zu sehen war die Gestalt des Krautes.“ Dieser Mann, von dem Prätorius spricht, war ein Litauer. Die Preußen waren damals schon ausgestorben bezw. mit den zugewanderten Deutschen zu einem nach Sprache, Sitte und Anschauung einheitlichen Volke verschmolzen. Die mit den Preußen stammverwandten Litauer aber hatten und haben sich teilweise noch bis heute unvermischt in Ostpreußen erhalten. Also war auch bei den Litauern von alters her bis in jene Zeit die künstliche Eisbereitung mittelst einer Pflanze bekannt. Beide Schriftsteller erzählen aus eigener Anschauung und stimmen, obwohl sie 800 Jahre auseinander liegen und der letzte den Bericht des ersten nicht kannte, vollkommen überein. Sollten wir demnach wirklich hier vor dem Problem stehen, daß diese Naturvölker eine Erfindung gemacht hatten, die ihnen ermöglichte, zu jeder Jahreszeit mittelst eines Krautes auf einfache und billige Weise Eis zu bereiten? Heute ist auch unter den noch vorhandenen Nationallitauern diese Pflanze nicht mehr bekannt. Ist sie ausgestorben, oder nur ihre Wirksamkeit in Vergessenheit geraten? Und was sagen die Botaniker und Chemiker zu dieser Pflanze?

J. Buchholz.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

## Kompanie-Partikularismus.

Man hört so häufig den deutschen Stammespartikularismus tadeln; bald tönt der Vorwurf aus Bayern oder Württemberg, bald wird er sogar gegen die Altpreußen erhoben. Reservatmarke, Raupenhelm oder auch preußische Dorfsteine sollen die Symbole dieser wohl geschmackvoll als Eigenbrödelei bezeichneten zentrifugalen Neigungen sein.

Wir wollen einstweilen einmal den politischen Partikularismus beiseite lassen und einen Zug unseres Lebens betrachten, der mit jenem verwandt ist, aber keine Spur von Berechtigung hat und viel schädlicher ist als jener. Ich möchte ihn den Kompanie-, Pseudo- oder Zufälligkeits-Partikularismus nennen.

Tritt der junge Rekrut bei einem Truppenteile ein, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er alsbald eine glühende Vorliebe für seine spezielle Abteilung bis herunter zu seiner Korporalschaft oder seinem Zuge fassen und alle anderen Abteilungen mit größerer oder geringerer Nichtachtung ansehen wird. Es liegt darin ursprünglich etwas Kindlich-harmloses, ebenso wie an dem Schüler einer Unter-Tertia kein Vernünftiger ernstlich tadeln wird, daß er seinen Cötus in allen Einzelheiten vor der Parallelabteilung herausstreichen wird vom Ordinarius bis herab zur besseren Wandtafel. Es muß dieser Zug wohl mit der Eigenliebe zusammenhängen, die alles, was mit dem lieben Ich zusammenhängt, in verklärende Beleuchtung rücken möchte, mag die Zugehörigkeit auch so zufällig und nebensächlich sein, wie möglich. Die Unter-Tertianer aus dem Cötus A werden mit dem Cötus B großen Prügeleien nicht aus dem Wege gehen, und die Mannschaften der ersten Kompanie werden ein paar Wochen nach ihrem Eintritt auf dem Tanzboden oder sonstwo eine Rauferei nicht scheuen, wohl gar zum Seitengewehr greifen. Diese Abteilungsseiferfucht steigert sich in Orten mit mehreren Regimentern zu traditionellen Feindschaften, die nicht selten zu blutigen Ausschreitungen führen.

Ins bürgerliche Leben zurückgekehrt, schreiten die Leute zur Gründung von Vereinen ehemaliger K-er, B-er, Z-er usw. Die Differenzierung und Absonderung wird da manchmal recht weit getrieben. Ein ehemaliger Gardist



wird sein Vorurteil gegen Leute der Linie sein Leben lang nicht mehr los, und wer zu Pferde gebient hat, ist immer etwas Besseres als ein bloßer Infanterist.

Zu ebenso bunten Differenzierungen führt auf den Universitäten das Bedürfnis zum Zusammenschließen, das ebenso stark ist wie die Neigung sich abzuschließen und abzusondern. In vielen Fällen geht der junge Mulus schon mit ganz bestimmten Absichten zur Hochschule, häufig haben die Väter oder Verwandten den Anschluß schon arrangiert. Sehr häufig aber ist die Wahl eines Korps, einer Burschenschaft oder sonstigen Verbindung rein zufällig, der junge unerfahrene Mann hat sich teilen lassen. In jedem Falle entwickelt sich sofort eine fast fanatische Abneigung gegen jede andere Vereinigung als die, in der der junge Musensohn gerade Aufnahme gefunden hat. Landsmannschaftliche oder Studiengemeinschaften spielen dabei meist eine viel weniger wichtige Rolle als der Zufall. Hier ist die Wahl der Gesellschaft wirklich allzuhäufig nicht Sache des Charakters, und doch wird kein Kenner der Verhältnisse leugnen, daß tatsächlich der erste Anschluß den Mann prägt, weit über die Bedeutung hinaus, die der Jugendfreundschaft billigerweise einzuräumen ist. Das Thema ist ja neuerdings auch im preussischen Abgeordnetenhaus bei Beratung über die Vorbereitung der künftigen Verwaltungsbeamten angeschnitten worden. Man kann nicht sagen, daß die zutage getretenen Ansichten gerade auf der Höhe staatsmännischer Weisheit gestanden hätten. Es soll hier in keiner Weise irgend einem der studentischen Verbände das Wort geredet oder gegen irgend einen geifert oder gezetert werden. Für uns soll zunächst nur die Tatsache in Betracht kommen, daß die studentischen Bindungen, die bei der Freizügigkeit auf deutschen Hochschulen ein ideales Einigungsband der gebildeten Vertreter aller Stämme sein müßten und könnten, in Wahrheit eine ganz sinnwidrige Querteilung und Abspernung der führenden Kreise großziehen. Ein alter Burschschafter wird sein Lebtag eine Art Befangenheit im Verkehr mit einem alten Korpsburschen nicht los, und dieser kann sich von seinen Vorurteilen gegen Leute mit anderen Erinnerungen, als er pflegt, nicht freimachen. Diese bewußt gepflegte Erflussvität mag unter anderem darin ihren Grund haben, daß das riesenhafte Anwachsen der Bevölkerung die Gefahr des Verschwindens in der zahllosen Masse steigert und so das Bedürfnis des Anschlusses zettigt, das durch die Zugehörigkeit zu einer festgeschlossenen Gruppe befriedigt werden kann. Jedoch sind diese Gruppen im ganzen einander zu ähnlich, als daß die gegenseitige Animosität gerechtfertigt wäre. Allein alle Vernunftgründe verfangen hier nicht. Die jeweils aufgetauchten Bestrebungen, die Studentenschaft auf breiterer Grundlage zu organisieren, haben nur zu neuen Absonderungen und Abneigungen geführt, die bis ins Greisenalter fortwirken. Derselbe Trieb der erweiterten Eigenliebe zeigt sich auch im Berufsleben. Soweit es sich um die achtbare und lobenswerte Befriedigung in dem erwählten Berufe und die Wertschätzung der eigenen Arbeit handelt, läßt sich nichts Ab-sprechendes gegen ein gewisses auf die Zugehörigkeit zu einem Stande gegründetes Selbstbewußtsein vorbringen. Aber welchen vernünftigen Grund kann z. B. der Professor an einem königlichen Gymnasium für das unausrottbare Gefühl des Etwas-mehr-seins erfinden, das ihn im Verkehre mit seinem gleichalterigen, gleichwürdigen Kollegen von einem städtischen Gymnasium nicht verläßt? Oder was läßt sich dafür geltend machen, daß der Kammergerichtsreferendar doch etwas mehr vorstellt als der in einem der übrigen Oberlandesgerichtsbezirke zur Vorbereitung zugelassene Referendar? Es ließen sich die

Beispiele für den Gang abzurücken ins Unendliche vermehren. Die Sucht nach einem kleinen, noch so unbedeutenden Unterscheidungszeichen ist unverkennbar, sie nimmt zu mit der fortschreitenden Auflösung der historischen Verbände, in denen der einzelne einen angemessenen Platz hatte und vor der Gefahr, ungewertet lediglich Masse zu machen, einigermaßen geschützt war. Zum Teil daraus erklärt sich auch die laute Art und das ungebärdige Renommieren des Berliner. Er muß sich in der erschreckenden Menge individuell zu behaupten suchen, so legt er sich auf das Prahlen. Im Grunde dazu ist er nicht verlegen. Die Zahl der Destillen in seiner Straße ist ihm schon ein Anlaß dazu, ja die stets anwachsende Zahl der Bewohner, die gerade der tiefste und innerste Grund zu seiner Renommierfucht zu sein scheint. Ihn peinigt unbewußt die Angst vor dem spurlosen Untergehen in der Masse.

Diese Besorgnis, die sich auch sonst verfolgen läßt, stachelt die gereizte Eigenliebe, und so wird Auschau gehalten nach wenn auch noch so wesentlichen Gründen zu einer Absonderung, die einigermaßen die Aufrechterhaltung der Persönlichkeit verbürgen könnte.

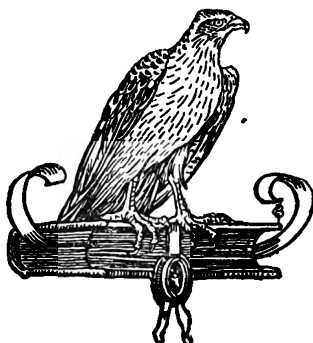
Dieser Zug, der sich schwerlich wird abstreiten lassen, ist höchst unerfreulich. Er verhindert ein freudiges Zusammenwirken aufeinander angewiesener Volksteile. Er ist viel gefährlicher und schädlicher als das echte Stammesbewußtsein, dem man den häßlichen Makel des Partikularismus anhängen will. Die Gegensätze des politischen Lebens und Kampfes würden nicht so zersetzend wirken, wenn nicht das bewußte und gewollte Voneinanderabdrücken dazu käme. Echte Unterschiede in der Anlage, im Temperamente, in der Auffassung, auch in den Interessen befruchten das nationale Leben und geben ihm einen höheren Schwung. Aber unnatürliche, unechte Zerklüftung verbittert die politische Auseinandersetzung, die sachlich und mit gegenseitiger Achtung geschehen kann, wie die Geschichte der englischen Parteitkämpfe in ihrer besten Zeit lehrt. Der starke zentralistische Zug der Gegenwart, der den Stämmen höchstens eine Art heraldischen Sonderdaseins belassen will, schafft keine wahre Einheit, weil der unhistorische Prozeß einer Umbildung der stark und echt charakterisierten deutschen Stämme in einen Haufen unterschiedsloser Staatsbürger durch die unechte Differenzierung der Massen beantwortet wird.

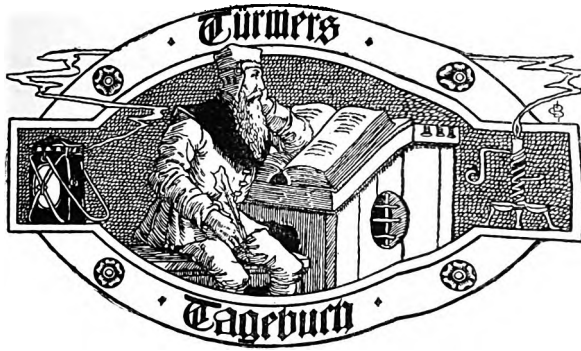
Der Deutsche hat nun einmal einen stark ausgeprägten Sonderfönn, er ist ein Fehler seiner Tugenden. Die auf den Unterschieden der Stämme beruhende Gliederung ist gegeben, sie ist natürlich und echt. Sie sollte man nicht zu zerstören suchen, sondern durch anerkennende Achtung der Stammeseigentümlichkeiten jedes Glied des Volksganzen in seiner Weise für das Reich zu gewinnen trachten. So zeigt sich vielfach das Bestreben, unter schädlicher Mißachtung geschichtlich überkommener Abweichungen und Besonderheiten überall einheitliche Formen zu erzwingen, während sich zu gleicher Zeit die seltsamsten Extraabzeichen wieder einschleichen. Man ist unermüdllich tätig, den geschichtlichen Sinn zu beleben und zu pflegen durch Herausgabe von Urkunden und Chroniken, durch Errichtung vaterländischer Museen, Wiederbelebung landschaftlicher Trachten und Einrichtungen, Verleihung von Traditionen und andere Maßnahmen. Das alles hat einen antiquarischen, altertümelnden Anstrich, wäre aber recht schön und löblich, wäre man nicht zu gleicher Zeit bemüht, was an echter, keimfähiger geschichtlicher Werbekraft noch unter uns in den Stämmen lebendig ist, möglichst schnell und gründlich kalt zu stellen und den Museen auszuliefern. Jedermann sind die Verhältnisse bekannt, die hier und

da zu starken Verstimmungen der kleineren Reichsglieder geführt haben. Im Kampfe gegen den Umsturz nützen die archaisierenden, heraldisch-antiquarischen Auffrischungen gar nichts. Zu spät ist man mit Schrecken innegeworden, daß man doch bei der Neuordnung der Dinge zu gründlich aufgeräumt hat. Dennoch gibt es noch immer Leute, denen die zentralisierende Auflösung und Aufsaugung nicht schnell genug vonstatten geht. Daß deren Treiben nur den Untergang aller monarchischen Institutionen herbeiführen kann und uns nur den Zielen der Partei näher führen muß, die in der Erhaltung des historisch Echten, Lebensvollen und Kräftigen bisher ihren stärksten Widerstand gefunden hat, braucht doch wohl kaum erst bewiesen zu werden. Denn es ist doch wohl Kurzsichtigkeit, zu meinen, die Zerstörung werde schließlich vor den preußischen Überlieferungen Halt machen.

Will man das Erinnerungskapital des deutschen Volkes, der deutschen Stämme zu des Reiches Segen arbeiten lassen, so verwandle man es nicht in einen toten Schatz der Museen, Archive und Bibliotheken. Die Verfassung des Deutschen Reiches ruht auf dem Bündnisse der deutschen Fürsten, die die lebendige Verkörperung der berechtigten Stammeserinnerungen sind. Ich könnte mir deren Zusammenwirken freudiger und fruchtbarer denken, als es zurzeit oft den Anschein hat. Es ist, als wüßte man in den kleineren Reichsteilen dumpfe Museenluft, als vermisse man dort die freudige Anerkennung auch ihrer echten und lebendigen Erinnerungen und Gefühle. Und ohne gemeinsarne Erinnerungen und Gefühle geht es nun einmal nicht. Die gemeinsamen Reichsinteressen werden überall so stark und mächtig empfunden, daß man nirgends im Ernste ein Abfallen von der Reichsidee zu fürchten hat. Nur gestehe man allen Stämmen ihre echte und berechnigte Stammeseigenliebe zu und speise sie nicht ab mit der Vertröstung und Aussicht auf ein dekoratives Museumsdasein.

Karl Mallenhauer.





## Militärische und bürgerliche Moral. — Volksgefühl und Staatsgewalt. — Zeitstimmung.

**R**aum daß man noch eine unabhängige Zeitung in die Hand nehmen kann, ohne auf einen Bericht über mehr oder „minder“ schwere Fälle von Soldatenmißhandlungen zu stoßen. Sie bilden bereits eine ständige Einrichtung der Blätter. Nun ist es ja begreiflich, daß solche Lektüre nicht gerade zur Erhebung und Erbauung zarter Gemüter beiträgt. Dürfen wir uns aber um deswillen der Wahrheit verschließen, weil sie uns nicht zu angenehmem Zeitvertreib gereicht, weil sie Forderungen an unsere aufrichtige Selbsterkenntnis und tatkräftige Teilnahme stellt? Ist es nicht unsere einfache Pflicht als Christenmenschen, ein jeder in seinem Kreise und nach seinen Kräften, mögen sie vermeintlich noch so gering sein, gegen das Böse anzukämpfen, der Menschlichkeit und Gerechtigkeit Gehör zu verschaffen und den leidenden Brüdern zu helfen? Wenn wir das aber nur immer dort wollten, wo es uns keinerlei Opfer oder Beschwerden an Behagen des Körpers und der Seele, keinerlei Aufwand an irgendwelcher Kraft kostete, dann hätten wir unseren Lohn dahin und wären unwürdig des Namens von Christenmenschen. Sittliche Schäden und Übel, die am Marke des Volkes fressen, aufdecken und bekämpfen, heißt christliches Mitleid, heißt praktisches Christentum üben. Es ist eine positive, nicht negative Arbeit, Optimismus, nicht Pessimismus. Denn sie beweist, daß wir an den endlichen Sieg des Guten glauben, Vertrauen zu seiner Kraft haben.

Dieser einfachen Erkenntnis gegenüber müßten doch, meine ich, alle die künstlichen Einwände interessierter, oder um ihre liebe Ruhe besorgter Kreise verstummen oder doch als *quantité négligeable ad acta* gelegt werden. Aber dem ist leider nicht also. Gerade in Kreisen, die sich nach außen hin viel auf ihr „Christentum“ zugute tun, die nicht müde werden, über die zu-

nehmende „Glaubenslosigkeit“ in den „unteren Schichten“ zu zernern, wird die ehrliche, fest auf dem Boden der christlichen Ethik fußende soziale Kritik vielfach noch als Auflehnung gegen die „gottgewollte Ordnung“ und „Mittläuferchaft“ mit der Sozialdemokratie an den Pranger der staatserkhaltenden Kastenmeinung gestellt.

Es ist das schwer zu begreifen, sogar vom Standpunkte des wohlverstandenen eigenen Interesses aus. Denn daß man durch ein solches Verfahren nur den Aft abfährt, auf dem man selber noch behaglich sitzt, das beweisen die Erfolge der Sozialdemokratie und pfeifen ja übrigens die Spazier von den Dächern. Darüber noch weitere Worte zu verlieren, wäre wohl mehr als überflüssig. Aber woher diese sonderbare Wahnvorstellung? Es ist dabei nicht nur böser Wille im Spiele, obwohl's auch daran nicht fehlt. Mehr scheint hierbei eine gewisse Kurzsichtigkeit, eine Enge des Horizontes obzuwalten, die allerdings bei der sozialen Bevorzugung jener Kreise und den Ansprüchen, die sie an das Vertrauensvermögen ihrer Mitbürger stellen, geradezu befremdlich wirkt.

Vielleicht erinnert sich die Leser noch eines polemischen Artikels, den die „Tägliche Rundschau“ aus der Feder des Herrn Generalleutnants von Boguslawski an leitender Stelle gegen den Türmer brachte, und der dann auch vom Tagebuchschreiber und mehreren Lesern der — „Täglichen Rundschau“ entsprechend beleuchtet wurde. Herr von Boguslawski hat sich dann noch zu einem zweiten Vorstoß gegen den Türmer bewogen gefühlt, auf den indessen näher einzugehen für den Tagebuchschreiber kein genügender Anlaß vorlag, da sich Herr von Boguslawski nur im engen Kreise seiner bekannten Redewendungen bewegte, die ich als sachlich nicht anzuerkennen vermag. Das um so weniger, als sich Herr von Boguslawski, wie es scheint, auf den erhabenen und allerdings auch sehr gesicherten Standpunkt stellt, eine Kritik von Nichtmilitärs an militärischen Vorgängen und Zuständen, auch wo deren Beurteilung keinerlei militärisches Fachwissen, sondern nur gesunden Menschenverstand und klare Moralbegriffe erfordert, grundsätzlich und a limine abzulehnen.

Nun hat aber auch ein ehemaliger bayrischer Offizier zu den Ausführungen des Herrn von Boguslawski Stellung genommen, und er gelangt dabei auf Grund seiner militärischen Erfahrung und Sachkenntnis genau zu denselben Schlüssen, wie der angeblich in militärischen Fragen völlig „unwissende“ Türmer. Ist das nicht wunderbar?

Der bayrische Offizier hat folgende Zuschrift an die „Volkszeitung“ gerichtet:

„Und Herr Generalleutnant von Boguslawski schrieb also in der ‚Täglichen Rundschau‘:

„Einen Mißbrauch muß man es nennen, wenn das Parlament sich zum Richter über Dinge machen will, die von den Verwaltungen oder Gerichten zu erledigen sind; Dinge, die an und für sich kein öffentliches Interesse haben, sondern nur von Partei wegen dazu gestempelt werden.“

Ein solches Thema bilden die Mißhandlungen, die sich da und dort in der Armee ereignen und die seit Jahrzehnten von den sozialdemokratischen Abgeordneten, in unerhörter Weise aufgebauscht, zur Aufhebung der Armee mißbraucht werden. Nun haben wir jetzt das öffentliche Militärgerichtsverfahren, aber anstatt damit zufrieden zu sein, daß Vergehen der Vorgesetzten gegen Untergebene nunmehr vor aller Welt verhandelt und bestraft werden, zieht die Sozialdemokratie jetzt erst recht den Stoff aus diesem Verfahren, um die Straftaten in ihrer Weise auszunützen. Man kann und soll danach streben, Mißhandlungen und erst recht Schindereien in scharfer Weise auszurotten, Übereilungen wird man niemals unter 600 000 Menschen ganz abschaffen können.'

„Sehen wir uns diese Expektorationen des Herrn Generals näher an. Zunächst bestreitet er dem Parlament das Recht, sich mit Dingen zu befassen, die von den Gerichten und Verwaltungen zu erledigen sind, so daß nach Herrn von Boguslawskis Meinung ein Parlament nur Gesetzesvorlagen zu beraten hat, während ihm jede Kritik am Staatswesen verboten ist. Denn sobald es zu kritisieren beginnt, wird es sich immer mit Erscheinungen beschäftigen, die unter die Sphäre der Rechtspflege oder irgend eines Verwaltungszweiges fallen. Aus der Art und Weise, wie der Herr General die Befugnisse des Reichstages zututzen möchte, kann man schließen, wie nach seinen Begriffen ein moderner Staat und eine Volksvertretung aussehen sollen. Ich glaube, über diese Seite seiner Anschauungen auch nur ein Wort zu verlieren, erübrigt sich. Aber weiter:

„Nach Herrn von Boguslawskis Ansicht erregen die Soldatenmißhandlungen kein öffentliches Interesse, sondern sie werden erst von Partei wegen aufgebauscht! Mit Verlaub: Wenn ein Volk jährlich ca. 220 000 seiner Söhne in die Kasernen schicken muß, so geht es dieses Volk gar nichts an, wie diese 220 000 Mann als Soldaten behandelt werden! Werden jährlich auch Hunderte geschlagen, getreten, beschimpft, so ist dies nur Sache der hohen Militärbehörde, die Nation hat hübsch still zu sein, solchen Erziehungskünsten ehrfurchtsvoll zuzusehen und sich jeden Kommentars zu enthalten! Ist die Nation aber dennoch so frei, sich zu entrüsten, so ist das nach Boguslawski eine Ungehörigkeit. Wohl unserem deutschen Volke, daß es noch mit den Bequälten und Gemarterten, deren Peiniger vor Gericht gezogen werden, Mitleid empfindet! Wohl dem deutschen Volke, daß ihm sein Gerechtigkeitsgefühl noch die Röte der Scham über die an deutschen Söhnen verübten Grausamkeiten ins Gesicht treibt.

„Herr von Boguslawski spricht von Mißhandlungen, ‚die sich da und dort in der Armee ereignen‘. Da und dort! Gemäß der offiziellen Mißhandlungsstatistik pro 1901, deren Kenntnis dem Herrn General offenbar entgangen ist, erfolgten in jenem Jahre in der deutschen Armee nicht weniger als 770 gerichtliche Bestrafungen wegen Mißhandlung von Untergebenen. Dazu gesellen sich 113 gerichtliche Bestrafungen wegen Beleidigung

und vorschriftswidriger Behandlung von Untergebenen. Es sind also in diesem einzigen Jahre 883 Soldatenquälereien gerichtlich gesühnt worden. Natürlich sind außerdem noch viele solcher Verfehlungen vorgekommen, denn aus oft erörterten Gründen gelangt nur ein Teil der Mißhandlungen zur Anzeige. Trotzdem aber findet der Herr General, daß Mißhandlungen nur „da und dort“ sich ereignen. Mag sich Herr von Boguslawski die Mühe nehmen, eine große Karte von Deutschland mit 883 kleinen schwarzen Plättchen zu belegen, dann wird er mit eigenen Augen erkennen, daß man hier nicht mehr von „da und dort“ sprechen kann.

„Was das Aufbauschen durch die sozialdemokratischen Abgeordneten anbelangt, so ist bei nicht wenigen Mißhandlungen ein Aufbauschen sचेchterdings nicht mehr möglich, weil sie den Gipfel der Bestialität erklimmen. Was ist denn noch aufzubauen, wenn ein Unteroffizier einen Rekruten seinen eigenen Kot essen läßt, wenn ein Sergeant einem Manne die Seitengewehrscheide in den After stößt, einem anderen die Fußsohlen und die Geschlechtssteile mit der Wurzelbürstebürsten läßt usw.? Daß die Sozialdemokraten scharfe Worte gebrauchen, ist begreiflich. Daß die übrigen Parteien die Soldatenmißhandlungen milder auffassen und im Reichstage mit wenigen Sätzen abtun, gereicht ihnen nicht zur Ehre.

„Herr von Boguslawski fordert kurzerhand, daß man mit der öffentlichen Aburteilung der Soldatenquäler zufrieden sein soll. Hier hat der Herr General nicht beachtet, daß Offiziere, die der Mißhandlung von Untergebenen angeklagt sind, wenigstens in Preußen, fast immer hinter verschlossenen Türen abgeurteilt werden. Außerdem kann man unmöglich mit der öffentlichen Aburteilung zufrieden sein, wenn dabei häufig auf Strafen erkannt wird, die von dem Rechtsbewußtsein des Volks als zu milde empfunden werden. Wie wohlthätig die unablässige öffentliche Kritik der Soldatenquälereien wirkt, beweist die bayrische Armee. Hier sind die systematischen, haarsträubenden Quälereien so gut wie verschwunden. Aber Bayern hatte viel früher als das Reich das öffentliche Gerichtsverfahren, und so setzte die Kritik in der Presse wie im Landtage sofort in aller Schärfe ein, zu einer Zeit, als die Sozialdemokratie in Bayern noch bedeutungslos war. Damals ging noch das Zentrum, das heute militärfromm geworden ist, den bayrischen Soldatenquälereien ebenso zu Leibe, wie es jetzt die Sozialdemokratie im Reichstage tut. Den bayerischen Kriegsministern waren diese Angriffe, die von der Volksmeinung kräftig unterstützt wurden, sehr unangenehm, und so griffen sie zu dem wirksamsten Mittel, das man gegen Soldatenmißhandlungen verwenden kann, zur sofortigen Pensionierung derjenigen Offiziere, in deren Abteilungen sich systematische Quälereien ereigneten. Manchmal mußte nicht nur der Kompaniechef der gemarterten Leute sein Bündel schnüren, sondern es wurden auch der Bataillonskommandeur und der Oberst entfernt. Die Maßregel war vollkommen gerecht, denn da, wo eine strenge Aufsicht stattfindet, sind systematische Quäle-

reien unmöglich. Erscheinen die vorgesetzten Offiziere unvermutet in der Kaserne, machen sie dabei ihre Augen ordentlich auf und revidieren sie auch bei Nacht, so wird kein Unteroffizier solche Schindereien wagen. Die Aussicht auf sofortige Ralsstellung fuhr den bayerischen Offizieren in erwünschtem Maße in die Glieder. Die Folge war, daß sie den Unteroffizieren genau auf die Finger sahen, wodurch die raffinierten, planmäßig betriebenen Schindereien allmählich verschwanden. Von der Richtigkeit dieser Behauptungen kann Herr von Boguslawski sich überzeugen, wenn er bayrische Zeitungen aus den 70er und 80er Jahren durchsieht. In ihnen waren ziemlich viele Berichte über Gerichtsverhandlungen, deren Gegenstand haarsträubende Soldatenmißhandlungen waren, enthalten. In bayrischen Blättern, die in den letzten zwölf Jahren erschienen, wird der Herr General vergeblich nach derartigen Vorkommnissen suchen. Die bereits erwähnte militärische Kriminalstatistik für das Jahr 1901 spricht hier sehr deutlich. Unter den 770 gerichtlich bestrafte Mißhandlungen in der deutschen Armee befinden sich nur 17, die in der bayrischen vorkamen. Die Kopfstärke der bayrischen Armee verhält sich zu jener der deutschen rund wie 1:9, die einschlägigen Mißhandlungsziffern aber verhalten sich wie 1:45, woraus zu schließen ist, daß im sogenannten Reichsheere fünfmal mehr Soldatenmißhandlungen vorkommen als in Bayern. Hierbei ist noch zu bedenken, daß, wie ausgeführt, die bestialischen Soldatenmißhandlungen aus der bayrischen Armee überhaupt ausgerottet sind. Und daß die bayrische Armee gerade so gut diszipliniert ist wie die preußische, hat sie 1891 und 1897 während der Kaisermanöver, 1900 in China bewiesen und beweist sie täglich in den drei reichsländischen Garnisonen Metz, Saargemünd und Dieuze, wo sie mit preußischen Truppenteilen zusammen garnisoniert. Die Tatsache, daß in Bayern, wo die Mißhandlungen seit Jahrzehnten das Objekt der schärfsten öffentlichen Kritik bildeten, diese Quälereien qualitativ wie quantitativ bedeutend zurückgegangen sind, während sie im übrigen Reich, wo das öffentliche Urteil erst seit kurzem energisch einschreiten kann, leider nur zu sehr in Blüte stehen, zeigt zur Genüge die Notwendigkeit der rücksichtslosesten Besprechung des Mißstandes im Parlament und in der Presse. Auch das preußische und das sächsische Kriegsministerium müssen davon überzeugt werden, daß, entsprechend der bayrischen Praxis in den 70er und 80er Jahren, bei systematischen Quälereien die verantwortlichen vorgesetzten Offiziere sofort zu pensionieren seien.

„Daß Übereilungen' unter 600 000 Menschen nicht ganz ausgerottet werden können, sieht jedermann ein, aber wegen jeder geringfügigen Übereilung' schlägt niemand Lärm. Wenn Herr von Boguslawski die Reichstagsverhandlung im stenographischen Bericht lesen und die Mißhandlungsstatistiken, die in diesem Jahr z. B. in der „Volkszeitung“ erschienen sind, studieren will, so wird er finden, daß hier nur schwerere Mißhandlungen eine Rolle spielen.“



„So weit ein Mann der militärischen Praxis“, bemerkt hiezu die Redaktion des Blattes. „Selbstverständlich gibt es noch andere Mittel, als die von dem Verfasser vorgeschlagenen, der Soldatenmißhandlungen Herr zu werden: vor allem eine durchgreifende Änderung des Beschwerderechts; die Verleihung des Rechts und die Auferlegung der Pflicht an die Mißhandelten, sofort nach vorgekommener Mißhandlung die Front oder das Kasernenzimmer zu verlassen und bei der höheren Instanz Anzeige zu erstatten bezw. Schutz zu suchen; mancher Vorgesetzte würde die Folgen der Mißhandlungen an dem Körper der Mißhandelten auf diese Weise mit aller erschreckenden Deutlichkeit noch wahrnehmen und die vorläufige Vernehmung der Zeugen unter dem frischen Eindruck der Mißhandlungsszenen veranstalten können. Auch die Frage des Rechts der Selbstverteidigung aus Notwehr erheischt ernsthafte Prüfung. Wir sind uns bewußt, daß man dem Heere selber den besten Dienst tut, wenn man den Soldatenmißhandlungen ein Ende bereiten hilft. Aber nur wenn das gesamte deutsche Volk die Bestrebungen der unabhängigen Presse auf Beseitigung dieses schlimmsten Krebschadens des Heeres wirksam unterstützt, ist auf einen ersten Erfolg zu hoffen. Darum muß immer wieder an die Öffentlichkeit appelliert werden, damit der Eifer der Nation, ihre Söhne vor entwürdigenden Mißhandlungen zu schützen, nicht erlahmt.“

Wie bitter notwendig dieser Appell an die Öffentlichkeit ist, beweist wieder eine ganze Serie von empörenden Fällen, die sich sämtlich in eine verhältnismäßig recht kurze Zeitspanne zusammendrängen. Es ist nicht nur publizistische, es ist Christenpflicht, zu möglichst weiter Bekanntmachung solcher Vorgänge und Zustände beizutragen, um die schlafenden Gewissen aufzurütteln, der Gerechtigkeit und Menschlichkeit die schuldige Geltung zu verschaffen. Und doch kann immer nur eine Auslese gegeben werden, da man sonst auf die Dauer ganze Bände zusammenstellen müßte. Und wie viele Fälle mögen nie an die Öffentlichkeit dringen, ja überhaupt nicht zur Anzeige gebracht werden! Wahrscheinlich die meisten. —

Am 21. Juli d. J. hat sich der Soldat H. vom 4. Garderegiment zu Fuß im Keller der Kaserne mit einer Pflanzpatrone erschossen. Der Selbstmord wurde in Zusammenhang gebracht mit Mißhandlungen, die H. durch den Unteroffizier B. erlitten hatte. Dieser wurde darauf verhaftet und die Untersuchung gegen ihn eröffnet. Am 14. August stand er vor dem Kriegsgericht und die Anklage legt ihm 1500 Fälle leichter und 300 Fälle schwerer Soldatenmißhandlungen zur Last.

Daß der Soldat H. von B. fortgesetzt mißhandelt worden ist, wurde durch Zeugen angegeben und vom Gerichtshofe als erwiesen angenommen. Am 21. Juli hat H. wieder früh vor dem Ausrücken Schläge bekommen; dann hat ihm B. auf dem Hofe nochmals gedroht, er würde „eine Portion“ erhalten, wenn er von der Übung zurückkäme. Unmittelbar nach der Rückkehr von der Übung ist dann H. in den Keller gegangen und hat sich erschossen.

Ein Zeuge gab an, daß er in mindestens 235 Fällen von dem Angeklagten geschlagen worden sei, sowohl mit der Hand, als mit den verschiedensten Instrumenten. Dieser Zeuge hat während seiner Ausbildungszeit den Versuch gemacht, sich aus dem Fenster zu stürzen, war aber von Kameraden noch rechtzeitig erfaßt worden. Einen Mann hat der Schinder wegen einer Kleinigkeit so lange auf den Kopf geschlagen, bis er besinnungslos zwischen die Betten fiel und von seinen Kameraden aufgehoben werden mußte. Unter den zahlreichen Zeugen war kein Mann, der nicht mindestens 30—40 mal geschlagen worden war. Der Gerichtshof erklärte sich außerstande, die einzelnen Fälle zahlenmäßig festzustellen, und nahm schließlich eine fortgesetzte Mißhandlung und 13 Fälle des Mißbrauchs der Dienstgewalt an. Der Vertreter der Anklage beantragte 5 Jahre Gefängnis und Degradation; das Urteil lautete auf 3 Jahre 6 Monate Gefängnis und Degradation. —

Das Kriegsgericht der 18. Division in Rendsburg hatte den Hauptmann S. wegen Überschreitung seiner Dienstgewalt und Unterlassung einer dienstlichen Meldung zu sieben Monaten Festung verurteilt. Vom Gerichtsherrn sowohl wie vom Verurteilten war Berufung eingelegt worden, und so hatte sich das Oberkriegsgericht in Altona als Berufungsinstanz aufs neue mit den Mißhandlungen zu beschäftigen, die dem Falle zugrunde lagen. Tiefen Eindruck, so wird der „Volkszeitung“ geschrieben, machten einige Briefe des unglücklichen Kanoniers S., der infolge der Mißhandlungen irrsinnig geworden ist. S. nimmt in diesen Briefen Abschied von seinen Eltern, da ihn die fortgesetzten Mißhandlungen in den Tod trieben. Der Irrenarzt stellte fest, daß von einer etwaigen erblichen Belastung des S. keine Rede sein könne; lediglich die fortwährenden Mißhandlungen und die daraus resultierenden Gemütsbewegungen, im besonderen aber schwere Kopfverletzungen, hätten ihn irrsinnig gemacht. Der Wachmeister S., der wegen Beihilfe zur Mißhandlung im ersten Prozeß mit einem Tage gelinden (!) Arrest bestraft worden war, kann sich der Vorgänge nicht mehr entsinnen.

Schwer belastend war die Aussage des zum Invaliden mißhandelten Kanoniers B., der wegen chronischer Blinddarmentzündung — Folgen brutaler Fußtritte des Sergeanten S. — und Nervenschwäche vom Militär entlassen werden mußte. B. bekundete, daß der jetzt Irtsinnige auf Befehl des Hauptmanns S. vor der Front niederknien und unter Anrufung Gottes Besserung geloben mußte. Als der Mißhandelte sich über Schläge über den Kopf beim Hauptmann beschwert, habe dieser geantwortet, es sei sehr lobenswert, daß die Kameraden ihn erzögen. Er, der Zeuge B., sei gleichfalls so gequält worden, daß er zusammengebrochen sei. Der Hauptmann hätte ihn bei der Meldung der Mißhandlungen einfach abgewiesen. Als der Zeuge erklärt, er leide beständig an Kopfschmerzen, bemerkt der Oberkriegsgerichtsrat W.: „Bei der Behandlung, die Sie erfahren haben, ist das kein Wunder!“

Der Vater des unglücklichen S., ein alter Mann, dem bei der Vernehmung die Tränen in den Augen standen, rühmte seinen Sohn als einen sehr ordentlichen Menschen. Als er den Weinenden und Verzweifelten wieder zur Truppe zurückgebracht und den Hauptmann gebeten hatte, dafür zu sorgen, daß sein Sohn nicht so arg geschlagen werde, antwortete der Hauptmann: „Ach was, Ihr Sohn hat zu Hause viel zu wenig Schläge bekommen, deshalb muß das Fehlende beim Militär nachgeholt werden!“ Die unglaubliche Äußerung des Hauptmanns wurde bestätigt vom Lehrer, der den alten S. begleitet hatte. Zu furchtbaren Anklagen gestalteten sich die Protokolle, die über den Kanonier S. aufgenommen worden, bevor er in die Irrenanstalt übergeführt werden mußte. S. ist Tag für Tag oft bis zur Bewußtlosigkeit von Kameraden und Vorgesetzten geschunden worden. Das Raffinement, das bei diesen Brutalitäten beobachtet wurde, spottet jeder Schilderung. Es scheint undenkbar, daß von diesen Scheußlichkeiten nicht die ganze Batterie gewußt haben soll, und rätselhaft ist es, daß diese sich ständig wiederholenden Quälereien den Vorgesetzten verborgen geblieben sind. Hauptmann S. erklärte u. a., er halte S. für einen Simulanten!

Der Vertreter der Anklage hob hervor, daß das Vorgehen des Hauptmanns, der die gemeldeten Mißhandlungen nicht weiter gemeldet habe, die Kanoniere und Unteroffiziere in der Meinung bestärken mußte, daß ihr Hauptmann Mißhandlungen nicht ungern sähe. In der Demütigung, die S. habe erdulden müssen, als er gezwungen wurde, vor der Front niederzuknien, liege ein grober Mißbrauch der Dienstgewalt vor. Der Kanonier sei geschlagen worden, weil der Hauptmann dazu aufgefordert habe. Als S. Löcher im Kopf hatte, hat der Hauptmann den Soldaten gesagt: „Ihr sollt ihn nur dorthin schlagen, wo die kleinen Kinder es bekommen.“ S. sei so malträtirt worden, daß man ihm nicht verdenken könne, daß er davongelief und sich durch Lügen Urlaub verschaffte. Der Vertreter der Anklage forderte nicht eine höhere Strafe, sondern Verbeibehaltung des Urteils, das 7 Monate Festung aussprach. Und was sagte das Oberkriegsgericht? Es setzte die Strafe herab auf 4 Monate. —

Eine lange Reihe von Soldatenmißhandlungen wurde einem Unteroffizier von der 9. Kompanie des 99. Infanterieregiments vor dem Kriegsgericht der 16. Division in Trier nachgewiesen. Einen Mustetier, der inzwischen gestorben ist, hat er in mindestens 20 Fällen mißhandelt, darunter einmal mit dem Seitengewehr am Kopf. Der Mißhandelte mußte infolge der Verletzungen ins Lazarett gebracht werden, wo er drei Tage lang bewußtlos lag, auch später kamen bei ihm noch wiederholt Ohnmachtsanfälle vor. Einen zweiten Soldaten hat er in 10 Fällen mißhandelt, und andere Soldaten seiner Kompanie soll er, wie die Anklage sagte, bei jeder Gelegenheit geschlagen, gestoßen und getreten haben. Die Sache kam schon einmal in einer früheren Sitzung zur Verhandlung. Der Vertreter der Anklage beantragte damals — 6 Wochen

Mittelarrest (!). Das Gericht lud aber noch weitere Zeugen. Es erkannte jetzt wegen fortgesetzter Mißhandlung von Untergebenen auf die immerhin noch sehr gelinde Strafe von 4 Monaten 14 Tagen Gefängnis. —

Wegen schwerer Soldatenmißhandlungen in 4 Fällen verurteilte das Kriegsgericht in Osnabrück den Unteroffizier S. vom 78. Infanterieregiment zu 4 Monaten Gefängnis und zur Degradation. S. hatte in einem Falle einem Musketier einen solchen Säbelhieb über den Kopf versetzt, daß trotz der Mühe eine blutige Kopfwunde entstand.

Über eine Reihe von Mißhandlungsprozessen wird der „Frankfurter Zeitung“ aus Koblenz berichtet. Hier nur einige:

Unteroffizier B. von der 5. Kompanie 28. Infanterieregiment hatte beim Fußegerzieren einen Musketier getreten, so daß der Mann ohnmächtig wurde und 7 Tage im Lazarett behandelt wurde. Ferner war B. wegen Achtungsverletzung gegen einen Leutnant angeklagt. Strafe: 3 Wochen Mittelarrest. Das Gericht nimmt einen minder schweren Fall (!) der Mißhandlung an.

Dem Rekruten N. der 4. Kompanie Infanterieregiments Nr. 28 wurden am 24. Juni in einer Baracke auf dem Übungsplatze Elfenborn mehrere Stiefel an den Kopf geworfen. Der Gefreite B. warf nach ihm, traf aber einen andern, der eine schwere Verletzung am Auge erlitt. Der Gefreite W. schlug mit einem schweren Dienststiefel den N. in den Rücken, und der Musketier R. schlug mit einem Schemelbein auf N. ein. Alles das geschah, weil N. beim Eintreten in die Baracke die Thür aufstehen ließ, da noch einer hinter ihm kam. Alle diese Mißhandlungen nimmt N. als leicht hin, obwohl der Arm infolge der Schläge mit dem Schemelbein angeschwollen war; auf wiederholtes Befragen hält N. mit der Aussprache zurück. Wenn der Musketier vom 65. Regiment nicht die Augenverletzung bei dieser Schuhwerferei erlitten hätte, wäre die Sache nicht einmal zur Anzeige gekommen. Als Verteidiger der Missetäter trat ein Leutnant der Reserve, ein Gerichtsreferendar, auf. Wie man in militärischen Kreisen über diese systematischen Mißhandlungen der Rekruten denkt, das gab der Verteidiger kund in den Worten: „Wer nur in das Kasernenleben hineingeschaut hat, wird derartige Vorkommnisse als kameradschaftliche Erziehungsmittel ansehen, die notwendig sind. Wenn durch die Schläge mit dem Schemelbein der Arm des N. angeschwollen war, so beweist das nur, daß N. etwas empfindlicher Natur (!) ist.“ Der Vertreter der Anklage erwiderte hierauf, daß die Vorgesetzten diese Mißhandlungen mißbilligen, die den jungen Leuten die ganze Lust am Militärdienste verleiden. Die beiden Gefreiten erhielten je 2 Tage Gefängnis, R., der schon wegen roher Mißhandlung vorbestraft ist, erhielt 5 Tage Gefängnis.

Vor dem Oberkriegsgericht des 8. Armeekorps in Koblenz hatte sich am 27. August der Unteroffizier G. der 2. Kompanie des Infanterieregiments Nr. 69 wegen fortgesetzter Mißhandlungen und vorschriftswidriger

Behandlung Untergebener zu verantworten. Das Kriegsgericht der 16. Division hatte ihn zu 6 Monaten Gefängnis und Degradation verurteilt. Das Urteil enthüllt wieder ein Bild langandauernder Quälereien, Mißhandlungen, Beleidigungen der Rekruten, die dem Unteroffizier G. zur Ausbildung für den königlichen Dienst anvertraut wurden. Der Musketier J. war abends vor dem Schlafengehen noch einmal ausgetreten; als er auf die Stube kam, empfing er Schläge ins Gesicht, dann faßte ihn G. am Halse und würgte ihn, daß der Mann Athmungsbeschwerden empfand; weiter erhielt dieser Faustschläge ins Gesicht. Als er im Glied gesprochen, stieß ihn G. mit der Faust gegen die Brust, daß er taumelte. Musketier R. hatte sich zu früh ins Bett gelegt, er wurde mit Fußtritten daraus entfernt. Musketier S. wurde drei- bis viermal wöchentlich im Dienst gehrfeigt, mit dem Stiefelschaft auf den Kopf und die Brust geschlagen, wöchentlich mußte er in der Puhstunde einen beschwerten Schemel ausstrecken unter Kniebeugen, die Müdigkeit wurde durch Ohrfeigen „befeitigt“. Am brennenden Ofen mußten die Musketiere Griffe üben. Musketier R. erhielt täglich Ohrfeigen, andere Musketiere wurden beim Turnen am Ohr hochgezogen, gehrfeigt und mit der Faust gegen die Brust gestoßen. Eine ganze Anzahl Musketiere erhielt Ohrfeigen und Bruststöße, daß sie gegen die Spinde fielen. Ein Rekrut hatte vergessen, zu fragen, ob er an dem Herrn Unteroffizier vorbeigehen dürfe, dafür erhielt er mehrere Schläge ins Gesicht. Beim Rückmarsch vom Schießstande trat G. dem Musketier S. fünf Minuten lang gegen die Beine, ferner mußte S. zehn Minuten lang vor dem geheizten Ofen Griffe machen. Den Helm „verpaßte“ G. derart, daß er ihn Rekruten mit aller Gewalt in den Kopf hineintrieb, wobei er beide Hände gebrauchte. Dem Musketier St. gab er mit voller Kraft einen Faustschlag auf die Backe, den Musketier W. faßte er an den Schultern und stieß ihn mehrere Male auf den Schemel. Wenn er Schläge auf dem Flur austeilte, dann war dies so heftig, daß die Leute das Klatschen in der Stube hörten.

In der Verhandlung vor dem Oberkriegsgericht war der Angeklagte im allgemeinen geständig, und er bat die Richter um Gnade. Namentlich bat er, von der Degradation abzusehen. Seine Mißhandlungen seien nicht so schwer, es kämen noch schwerere vor; ja es gäbe keinen Unteroffizier in der deutschen Armee, der sich frei wisse von Mißhandlungen. Der Verhandlungsleiter Oberkriegsgerichtsrat W. bezeichnet es als eine jammervolle Erscheinung, daß trotz aller Bestrafungen die Mißhandlungen in der Armee nicht unterblieben, die Mannschaften würden abgestumpft, die Disziplin auf das schwerste verletzt. Wegen eines solchen Menschen würden nun wieder die Zeitungen vollgeschrieben. Der Angeklagte bittet um Gnade, er habe nie daran gedacht, was die Mißhandelten machen würden. Der Vorsitzende, Obersileutnant R., macht den Angeklagten darauf aufmerksam, daß ihm wie allen Unteroffizieren bestimmungsgemäß öfter die

Vorschriften über die Behandlung Untergebener bekannt gemacht worden seien, dies werde derart genau ausgeführt, daß allmonatlich höheren Orts Meldung gemacht werden müsse, daß die Bestimmungen wieder vorgelesen wurden, was die Unteroffiziere sogar bescheinigen mußten. Nach kurzer Beratung verwarf das Oberkriegsgericht die Berufung. —

Aus Mainz: Der Musketier P. von der 3. Kompanie des 88. Infanterieregiments in Mainz wurde fahnenflüchtig. Er ward ergriffen und gab zu seiner Entschuldigung an, er habe den fortwährenden Mißhandlungen durch seinen Korporalschaftsführer, den Unteroffizier Sch., entgegen wollen. Die eingeleitete Untersuchung hat ergeben, daß Sch. in der Tat sich schwere Mißhandlungen zuschulden kommen ließ. Sch. ist 1875 in Bockenheim geboren, 1897 als unsicherer Heerespflichtiger eingestellt und 1899 zum Unteroffizier befördert worden. Die Mißhandlungen, wegen deren er sich nunmehr vor dem Kriegsgericht zu verantworten hat, sind sämtlich in den Jahren 1900 und 1901 begangen; die Zeugen, die darüber vernommen werden, haben inzwischen den Soldatenrock wieder ausgezogen. Sie bekunden übereinstimmend, daß sie während ihrer Rekrutenzeit von dem Unteroffizier geohrfeigt, mit dem Tragegerüst, dem Wischstock oder der Klopfspeitsche geschlagen und beim Exerzieren getreten worden sind. Ein Musketier bekam eine Ohrfeige, weil er ein Paar Handschuhe wiederhaben wollte, die ihm der Unteroffizier vom Bett weggenommen hatte. Ein anderer, der beim Schießen als Preis eine Ehrenscheibe davongetragen hatte, erhielt einen Schlag, daß er gegen die Wand flog, weil er die Ehrenscheibe nicht im Spind aufgehängt hatte, wie — in seiner Abwesenheit — von dem Unteroffizier angeordnet worden war. Beim Exerzieren wurde den Rekruten in bekannter Weise das Gewehr in die Schulter eingesetzt, oder eintritt in die Kniekehlen erinnerte sie daran, daß sie beim Parademarsch die Knie durchdrücken sollten. Von all diesen Ungehörigkeiten sind nur zwei seinerzeit zur Kenntnis des Hauptmanns gelangt. Einmal hatte Sch. einen Mann am Ohr gezogen, so daß es blutete, und ein andermal hatte er beim Kompanieexerzieren einen Mann gestoßen. Dafür erhielt er vom Hauptmann einige Tage gelinden Arrest, weil die Beteiligten mit der Wahrheit zurückhielten. Auch hatte keiner der Leute während seiner Dienstzeit eine Meldung erstattet. „Ich fürchtete, daß ich mir dadurch den Haß der Unteroffiziere zuziehen würde“, sagte einer der vernommenen Zeugen auf die Frage, warum er sich nicht beschwert habe. Erst nach Einleitung der Untersuchung erzählte der nunmehrige Reservist, daß er als Rekrut beim Unterricht jede Woche mindestens einmal seine Ohrfeige bekommen, und daß der Unteroffizier ihnen auf der Stube auch manchmal Schemel und blecherne Wassertannen nachgeworfen habe. Die Anklage hatte zunächst 84 Fälle von Mißhandlungen Untergebener und ein Duzend Fälle von unvorschriftsmäßiger Behandlung und Beleidigung angenommen. Durch die Beweisaufnahme stieg die Zahl der Fälle aber auf mehr als

das Doppelte. Das Gericht erkannte dafür auf eine Gesamtstrafe von  $1\frac{1}{2}$  Jahren Gefängnis, womit der Verlust der Treffen verbunden ist.

Aus Halle: Über vielseitige Erziehungsmittel im Dienst verfügte der Sergeant N. von der 1. Kompanie des 36. Infanterieregiments von hier, der vor dem Kriegsgericht der 8. Division wegen einer ganzen Reihe skandalöser Soldatenquälereien unter Anklage stand. Die Vergehen des Angeklagten, der den Chinafeldzug mitgemacht hat, lassen darauf schließen, daß er kein Prima-Chinakrieger gewesen ist. Durch 14, teils auswärtig, teils hier eidlich vernommene Zeugen wurde folgendes Sündenregister festgestellt: Schläge mit dem Besenstiel und mit dem eisernen Ofenhaken auf den Kopf waren nichts seltenes. Letzteres Werkzeug gebrauchte er besonders, wenn sich die Untergebenen seiner Meinung nach die Haare nicht ordentlich gekämmt hatten. Hatte N. schlechte Laune, dann schnitt er seinen Untergebenen die Knöpfe von den Röcken und plagte die armen Kerle mit dem Wiederannähen. Nicht bloß in der Zeit, in der die Rekruten einegerzigt wurden, sondern auch zu andren Zeiten räumte er, wenn er eine unglückliche Stunde bekam, 10 bis 12 Spinde der Untergebenen aus, warf die Gegenstände, Puspomade, Flaschen, Wäsche, Kleidungsstücke u. auf einen Haufen, dann wühlte er die Sachen durcheinander, sprang wie ein Verrückter mit den Füßen in dem Haufen umher und befahl dann den Leuten, die Sachen wieder fein sauber zu machen und in die Spinde zu packen. Auf dem Scheibenstand hezte er die Leute im Lauffschritt hin und her. Sie mußten 20 Minuten marsch-marsch machen, und wer dabei einen Fehler machte, den nahm er später mit auf seine Stube, wo dann die Schinderei von neuem losging. Mit den Mänteln bekleidet, im geheizten Zimmer und mit präsentiertem Gewehr mußten die Leute Kniebeuge machen, bis sie nicht mehr konnten. Wenn sie vor Ermattung zusammenbrechen wollten, dann mußten sie mit präsentiertem Gewehr in der Kniebeuge zum Zimmer hinaus hüpfen.

Interessant ging es in der Singstunde des Angeklagten her. Er selbst machte den „Gesanglehrer“, und hatte seiner Meinung nach jemand schlecht gesungen, so mußte er in Kniebeuge singen. Um dann bessere Töne zu erzielen, stieg der Angeklagte auf die Schultern des Knienenden, um so dem Gesang die „richtige“ Weihe zu geben. Ohrfeigen und Abschüttelungen waren für die Untergebenen nichts neues. Sein Lieblingschimpfswort war „v . . . . . s Ekel“. Bei guter Laune verspürte der Angeklagte das Bedürfnis, den Leuten zu befehlen, die Gewehre in den Mund zu nehmen. Mit dem Gewehre zwischen den Zähnen mußten dann die Leute zum Vergnügen des Unteroffiziers zeitweise auf allen Vieren in den Zimmern herumkriechen. Die Vorgesetzten des Angeklagten, Hauptmann J. und Leutnant R., bekundeten, von den Schurigeleien nichts gemerkt zu haben, und schilderten den Angeklagten als einen strebsamen, besonders tüchtigen

Unteroffizier. Ein Zeuge, der den Angeklagten besonders schwer belastete, wurde von diesem als ein Mann bezeichnet, der in verbotenen Lokalen verkehrt habe. Der Anklagevertreter beantragte eine gelinde Strafe, sechs Monate Gefängnis; das Gericht beschloß, die Verhandlung behufs weiterer Beweiserhebung auszusetzen. —

Mißhandlungen schwerster Art sind in Metz vorgekommen. Unter dem 3. August hatte sich ein Düsseldorfer Einwohner namens Julius U. an das 2. Bataillon des Infanterieregiments Nr. 98 in Metz mit der Bitte gewandt, ihm näheres über den Gesundheitszustand seines Bruders, des Musketiers Stephan U. mitzuteilen, der laut Nachricht der Lazarettverwaltung an einer Störung des Nervensystems erkrankt sei. Dem Brieffschreiber wurde zunächst unter dem 6. August kurzerhand mitgeteilt, daß sein Bruder an „akuter Verwirrtheit“ leide und eine wesentliche Besserung bis jetzt nicht eingetreten sei. Dann aber folgte auf eine erneute Anfrage hin unter dem 12. August folgender Regimentsbescheid: „Es ist richtig, daß Ihr Bruder durch den Leutnant Sch. des diesseitigen Regiments dadurch körperlich mißhandelt worden ist, daß er während des Unterrichts in das Gesicht gestoßen wurde. Das entsprechende Verfahren gegen den genannten Offizier ist eingeleitet worden. Ihr Bruder wurde nach dem Anfall am 15. Juli d. J. wegen Gehirnerschütterung in das Lazarett aufgenommen und nach etwa 10 Tagen als geheilt entlassen. Am 31. Juli mußte er wegen geistiger Verwirrtheit wieder in das Lazarett aufgenommen werden. Dort hat er angegeben, daß er am 30. Juli einentritt auf den Kopf bekommen hätte. Näheres ist darüber nicht ermittelt worden . . .“ Weiter wird mitgeteilt, der Leutnant Sch. habe den U. in der Instruktionstunde derart am Kopfe mißhandelt, daß dem Manne das Blut aus der Nase quoll und er unter den Fäusten des Leutnants zusammengebrochen sei und fortgetragen werden mußte. —

Vom Standpunkte irgendwelcher bürgerlichen Kulturideale aus sind solche Zustände nicht zu begreifen. Sie sind nur dann zu begreifen, wenn man annimmt, daß in gewissen militärischen Kreisen die Anschauungen über Recht, Ehre, Moral zu denen der bürgerlichen Welt im offenen Widerspruche, ja Gegensätze stehen. Und es hat ja auch in letzter Zeit nicht an Rundgebungen dieser Art gefehlt. So halte ich es z. B. schon an sich für eine erbärmliche Feigheit, einen fliehenden Menschen von hinten niederzustecken; geschieht die Tat jedoch aus irgend einem eigennützigen Interesse, wie etwa aus Furcht, Stellung oder Laufbahn zu schädigen, so halte ich solche Tat erst recht für eine erbärmliche Feigheit. Anders die militärischen Verteidiger des deutschen Heldenfährnrichs Hüffener: gerade das persönliche Interesse entschuldige und rechtfertige seine Tat. Hüffener, so schreibt einer an die „Berliner Morgenpost“, hätte in der Hauptsache freigesprochen werden müssen: „denn wäre es dem Getöteten gelungen, zu entkommen, so würde dem Fährnrich Hüffener nach militärischer Ansicht zweifellos



ein schwerer Vorwurf hieraus zu machen gewesen sein, der möglicherweise seiner militärischen Laufbahn ein Ziel gesetzt hätte!"

Also, wenn's um die Karriere, um persönlichen Ehrgeiz oder Nutzen geht, so ist jede feige Schandtät erlaubt! Mit dieser ganz einzigartigen „Moral“ kann man jedes Verbrechen und jede Niedertracht rechtfertigen. Es ist erstaunlich, daß solche Anschauungen in Kreisen bestehen, die sich hoch erhaben über die Ehre der kleinen Leute dünken, noch erstaunlicher, daß sie sich an die Öffentlichkeit wagen dürfen. Vor dieser neuen Ehre und Moral behüt uns, lieber Herr Gott! Die bürgerliche und christliche Welt kann da nur mit Grauen in einen Abgrund blicken.

\* \* \*

Man hätte nachgerade allen Grund und alle Ursache, die Gefühle des Volkes ein wenig zu schonen. Aber es scheint, daß man sich über diese entweder gründlich täuscht oder aber sie für völlig unbeträchtlich hält. Das letzte wird stimmen. Was wird nicht alles dem Volke in unseren Zeitläuften zugemutet, von unserer offiziellen Haltung im Vernichtungskampfe gegen das stammverwandte Burenvolk bis zu all dem andern, was das natürliche Empfinden des „freien“ Bürgers im „freien“ Rechtsstaat und nicht zuletzt auch das christliche Empfinden im Tiefsten beleidigt. Hat es z. B. nicht geradezu etwas Aufreizendes, wenn man liest, wie so oft die fürchterlichste Not vergeblich an die Pforten der Staats- und Gemeindegeldhilfe pocht, während auf der anderen Seite die Gelder der Steuerzahler für hohles Schaugepränge und lächerlichen Prunk bei Fürstenempfängen und ähnlichen sachlich bedeutungslosen Anlässen auf die Straße geworfen werden? Der allbereite Servilismus, mit dem die „deutsche“ Reichshauptstadt bei jedem beliebigen Fürstenempfang die Gelder ihrer Bürger austreut, ist ja wohlbekannt. In andern Städten ist es nicht besser. Hamburg hat erst vor einigen Monaten rund  $\frac{1}{4}$  Million Mark für den Festtrubel etwa einer Stunde verjubelt, und jetzt kann man das pikante kleine Histörchen lesen, daß die Stadtverordneten von Halle für die Ausschmückung der Stadt zum Kaiserbesuch am 6. September 50 000 Mk., dem Zentralverein zum Wohle der arbeitenden Klassen aber ganze — 12 Mark bewilligt haben.

Ob sich der Kaiser nicht mehr freuen würde, wenn die Städte und Ortschaften, die er beehrt, zu dauerndem Gedenken seiner Anwesenheit wohlthätige Stiftungen für die Armen und Armsten errichteten, als wenn sie das Geld ihrer Steuerzahler für wertlosen Sand zum Fenster hinauswerfen? Raum daran zu zweifeln, zumal dem Kaiser ja Pomp und Prunk schon so reichlich und häufig im In- und Auslande vorgeführt wurde, daß man damit wohl kaum noch irgendwelche Sensationen bei ihm erregen wird.

Und was soll man nun gar zu den Vorbereitungen für die Kaiserparade bei Erfurt sagen, über die der „Hannoversche Kurier“ höchst sonderbare Dinge zu berichten weiß, durch die man sich, wie ein Berliner Blatt nicht ganz mit Unrecht bemerkt, „in die römische Kaiserzeit versetzt glaubt“:

„Der Militäriskus hat das eigentliche Paradesfeld, d. h. das Terrain, auf welchem die Truppen vor dem Kaiser vorbeimarschieren, sozusagen auf ein Jahr gepachtet. Mit anderen Worten: der Militäriskus hat die Besitzer dieses zehn Acker umfassenden Terrains, sämtlich Landwirte in dem weimarischen Dorfe Azmannsdorf, verhindert, für dieses Jahr es zu bestellen, und zahlt dagegen für den Acker 165 Mark. Weiter hat der Militäriskus das fragliche Terrain im Frühjahr planieren und mit Gras besäen lassen, und seitdem ist unablässig unter Aufsicht eines Majors z. D. daselbst gearbeitet worden, um eine möglichst glatte und feste Rasenfläche zu schaffen. Das Gras wurde häufig gemäht und der Boden gewalzt; jede sich infolge von Witterungseinflüssen usw. wieder zeigende Unebenheit beseitigt.

„Hierzu kommen jetzt, wo soeben die sehr große und sehr teure Zuschauertribüne dicht bei diesem Paradeterrain errichtet wird, noch folgende Vorbereitungen: Die Truppen werden von einer Stellung zwischen Azmannsdorf und dem nördlich davon gelegenen Dorfe Kerspleben aus in südwestlicher Richtung nach jenem Paradeterrain und weiterhin nach dem etwa einen Kilometer davon entfernten Bahndamm der thüringischen Staatsbahn zu marschieren. Sie müssen dabei einen von Azmannsdorf nach Erfurt führenden Kommunalweg überschreiten, der auf der einen Seite von Pflaumbäumen und einem Graben flankiert ist. Der Graben muß deswegen auf eine erhebliche Strecke zugefüllt, und die zum Teil sehr stattlichen Bäume müssen beseitigt werden. Ferner wird nicht nur eine Haltestation an der Eisenbahn für den Kaiser errichtet, sondern es wird auch von dieser aus eine Art Chaussee nach dem Paradeterrain gebaut, auf welcher sich der Kaiser mit seinem Gefolge zur Parade begibt und diese wieder verläßt. Die Chaussee wird 11 Meter breit und führt über eine Boden-erhebung, die zum Teil planiert wird. Die betreffenden Arbeiten werden von Infanteristen und Pionieren ausgeführt.“

Hocherfreut begrüßt das sozialdemokratische Zentralorgan diese Mitteilungen. „Phantastischer als die Kaiserinsel“ nennt es sie und glaubt damit ein erwünschtes Pendant zu seiner seltsamen Mär von einem angeblich geplanten Kaiserschloß auf der Havelinsel Pichelswerder gefunden zu haben. Das bekannte „Schweineglück“ bleibt der Sozialdemokratie eben in allen Lebenslagen treu. Schon war man mit der „Nordd. Allgemeinen Zeitung“ übereingekommen, die geheimnisvolle Mär des „Vorwärts“ als eine „lächerliche Hundstagsphantasie“ zum übrigen zu legen, als das verblüffende Vorgehen der Behörden der ganzen Sache und damit auch der öffentlichen Meinung eine andere Wendung gab. Was Harden darüber in der „Zukunft“ schreibt, wird sich schwerlich bestreiten lassen und wohl über kurz oder lang bestätigen:

„Pichelswerder ist eine 250 Morgen große, bergige und bewaldete Havelinsel, auf der einst Floßwärter wohnten. Jetzt findet der Wanderer dort vier Schankwirtschaften und eine Villa. Berliner Kultur. Neulich

wurde nun im ‚Vorwärts‘ ein Höflingsplan ausgeplaudert, der darauf zielt, Pichelswerder in kaiserlichen Privatbesitz zu bringen. Dann solle ein großes Schloß gebaut, die Insel streng abgesperrt und zu einem eigenen Reichstagswahlbezirk umgewandelt werden. So werde der Kaiser vor Aufruhr und Straßenputschen sicher sein, auf der Döberitzer Heerstraße schnell Truppen heranziehen können und sich den Schmerz ersparen, den Wahlbezirk seines Wohnortes von einem Sozialdemokraten vertreten zu sehen. Der Plan gehe von dem Hofmarschall, Herrn von Trotha aus, und der Burgenbaumeister Bodo Ehardt habe schon ein Projekt ausgearbeitet. Das las man ohne allzu große Verwunderung. Vielleicht ist's wahr, vielleicht nicht. Daß der Kaiser mit der nahen Möglichkeit eines Bürgerkrieges rechnet, wissen wir leider; viele Reden deuten solche Möglichkeit an. Vor zwei Jahren, als er die neue Kaserne des Garde-Grenadierregiments Kaiser Alexander einweihte, sagte Wilhelm der Zweite, er brauche in seiner Nähe eine ‚feste Burg‘ und eine persönliche Leibwache, die Tag und Nacht bereit sein muß, für den König ihr Blut zu verspritzen, denn ‚wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahr 48, sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben sollte, dann seid ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze eurer Bajonette die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben‘. Seitdem ist die Macht der Sozialdemokratie, die der Kaiser eine ‚hochverräterische Schar‘, eine ‚Rotte vaterlandloser Gefellen‘, eine feige Mörder Sippe genannt hat, noch beträchtlich gewachsen. Warum sollte der Bericht des ‚Vorwärts‘ also nicht wahr sein? Irgend ein Höfling mochte den Plan erfunden, und der Kaiser gesagt haben: ‚Legen Sie mir ein Projekt vor.‘ Das wäre sein unbestreitbares Recht; und wir hätten, wenn, wie angenommen werden muß, die gesetzlichen Vorschriften beachtet würden, nichts dreinzureden, hätten höchstens wieder einmal zu bedauern, daß dem Monarchen Wesen und Streben der an Stimmenzahl stärksten Partei so unwahrhaftig dargestellt werden. Da kam das Norddeutsche Allgemeine Dementi: die Geschichte sei eine lächerliche Hundstagsphantasie; die Herren von Trotha und Ehardt wüßten nichts von dem ihnen zugeschriebenen Plan. Der Redakteur des ‚Vorwärts‘ hielt seine Behauptung aufrecht und erklärte, Herr von Trotha müsse entweder von seinem Gedächtnis im Stich gelassen sein oder die Wahrheit verschwiegen haben. Zwei Hausfuchungen in der Redaktion, Expedition, Druckerei des sozialdemokratischen Zentralorgans. Polizei und Gericht glauben also noch immer, daß sie bei solcher Streife im Haus kluger Männer etwas finden können. Das Blatt wurde beschlagnahmt, der verantwortliche Redakteur, Herr Leid, verhaftet. Polizei und Gericht glauben also noch immer, daß der Proletarier, der sozialdemokratische Blätter zeichnet, eine mehr als formale Verantwörtung trägt. Herr Leid soll groben Anflug verübt und sich der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht haben. Auch die Todfeinde der Sozialdemokratie haben in dem inkriminierten Artikel keine Spur eines dieser beiden Delikte zu finden vermocht. Von einer Majestätsbeleidigung könnte selbst dann

nicht die Rede sein, wenn behauptet worden wäre, der Kaiser habe den Plan gebilligt; und für die Verübung groben Unfuges durch die Presse hat die neueste Judikatur des Reichsgerichtes Normen geschaffen, die in diesem Fall die Verurteilung unmöglich machen. Sollte der ruhige und gewissenhafte Oberstaatsanwalt Isenbiel den großen Aufwand veranlaßt haben? Raum glaublich. Er muß mindestens wissen, daß nicht der geringste Grund zur Verhaftung des Herrn Leid zwang, der erstens einer Straftat nicht dringend verdächtig, zweitens nicht in der Lage ist, den Tatbestand zu verdunkeln, und sich drittens ebensowenig wie irgendein anderer sozialdemokratischer Redakteur den Folgen der Tat durch die Flucht entzogen hätte. Einerlei. Daß es sich nur um eine 'lächerliche Hundstagsphantasie' gehandelt habe, glaubt niemand mehr. Und das Verfahren kann, nach allem, was man vermuten darf, merkwürdige Überraschungen bringen. Adjutanten, Hofbeamte, Bewohner von Pichelswerder werden nach Moabit marschieren und schwören müssen. Aber findet der Leiter unserer internationalen Politik, daß auf solchen Wegen das Prestige des Deutschen Reiches gestärkt werden kann? Daß es nützlich ist, dem Erdkreis zu zeigen, welche — im schlimmsten Fall — winzige Anklugheit bei uns die Behörden zu alarmieren und ein hochnotpeinliches Verfahren zu bewirken vermag? Der Frage sollte er nachdenken und der Sache ein Ende machen, ehe es zu spät wird. Schon reiben sich die Sozialdemokraten die Hände. Bleibt ihr neuester Märtyrer in Haft, dann werden sie bald im Bibelfstil zu den Regierenden sprechen: Was ihr Leid tatet, wird euch Leid tun."

Die Staatsgewalt wird überhaupt im neuen Deutschland viel zu viel strapaziert. Besonders in politischen Dingen legt sie oft eine Nervosität an den Tag, die nur aufreizen und beunruhigen kann. Nur strengste Unparteilichkeit und kühle sachliche Ruhe können das schwindende Ansehen der staatlichen Autoritäten in den breiten Schichten des Volkes wieder kräftigen. Sie sind der sicherste, der einzig zuverlässige Schutz gegen den Umsturz, denn auch der rötteste Sozialdemokrat ist nicht töricht genug, die über den Parteien stehende Gewalt, die ihn in seinem gesetzlichen Streben nach Verbesserung seiner Lage schützt, zu untergraben. Gerade der um sein Dasein am schwersten Ringende, von ungünstigen Lebensbedingungen Bedrückte wird seinen Blick vertrauensvoll auf die staatlichen Schutzwehren richten, wenn er ihrer gleichmäßig waltenden Gerechtigkeit sicher ist. Banne man doch endlich den verhängnisvollen Wahn, als könne man wirtschaftliche Kämpfe und Entwicklungen — um solche handelt es sich zumeist, nicht um politische — durch kleinliche behördliche Eingriffe und bürokratische Schikanen auch nur irgend beeinflussen. Wie kläglich nehmen sich z. B. die fortgesetzten Verhaftungen und Maßregelungen von Streitposten, die Hintertreibungen und Auflösungen von Versammlungen dem gewaltigen Problem gegenüber aus, um das es sich da im letzten Grunde doch handelt. Glaubt man wirklich, die furchtbare Sphinx der sozialen Frage mit Nadelstichen in den Abgrund hezen zu können? Sie lächelt dazu nur ihr jahrtausendaltes dämonisches Lächeln . . .

\* \* \*

Es liegt ein dumpfer Druck auf vielen Gemütern, und gerade auf den besten. Das macht, es fehlt an frohen befreienden Taten. Das deutsche Leben wird bei allem Aufschwung von Technik, Handel und Industrie immer enger und feichter. Geschäfts- und Kasteninteressen beherrschen es. Wo sind die großen Ziele, wo die großen Männer? Nach der — etwa zur Hälfte bis zu zwei Dritteln — vollzogenen Einigung des deutschen Volkes spielen wir, die Hände in den Hosentaschen, die Rolle gesättigter Rentiers. Aber wir leben vom Kapital, das uns große Männer und Zeiten hinterlassen haben. Durch ruhmredige Schaustellungen und Festbankette wird daran nichts geändert; sie sind nur ein Betäubungsmittel mehr, uns über die innere Leere und Tatenlosigkeit hinwegzutäuschen.

Was tun? — Nun, es regt sich auch in unsern Tagen genug frisches Leben, das gepflegt und gefördert werden kann. Man darf nur nicht alles neue Wachstum als Unkraut betrachten, nur weil es noch in den Anfängen steckt und uns noch fremdartig berührt. Und es verengt und verkümmert den vaterländischen Boden noch genug Morshes und Verrottetes, das die Arbeit des Fortträumens zu frohen befreienden Taten gestalten würde. Nur müssen wir dazu aus der Enge heraus, aus dem Ewiggestrigen, das in Zeiten, wo wir nicht gerade von schweren Prüfungen heimgesucht wurden, auch stets das Ewig-Deutsche war. Wir schauen gerade in diesen Tagen eines überschwenglichen patriotischen Heroen- und Geschichtskultus immer in die Vergangenheit, ohne aus solcher Rückschau fruchtbare Lehren zu ziehen. Hätten die Großen unserer Vergangenheit auch immer nur zurück und nicht auch voraus geschaut, sie würden uns nicht das geistige und politische Erbe hinterlassen haben, auf das wir uns jetzt so viel zugute tun, als hätten wir's selbst erworben und nicht mühelos überkommen. Man denke nur an die Horizonte der Weimarer klassischen Zeit und an die bahnbrechenden Ideen und Taten des Freiherrn vom Stein. In wie engen Schranken bewegt sich dagegen unser geistiges und politisches Leben und Streben. Wirtschaftliche, Kasten- und Claqueurinteressen, ein so wüstes wie blödes Parteitreiben und eine Politik, die von der Hand in den Mund lebt, froh ist, wenn sie wieder 24 Stunden ohne besondere Kalamitäten hinter sich hat.

Auch Selbsterkenntnis ist Trieb zur Tat. Befreit sie doch den Blick von den beengenden Schranken selbstzufriedener Bequemlichkeit, überkommener Vorurteile und atavistisch rückwirkender Instinkte. Und nur dem so befreiten Blicke eröffnen sich die weiten Horizonte, ohne die es kein freudiges Schaffen und keine freien Taten gibt.



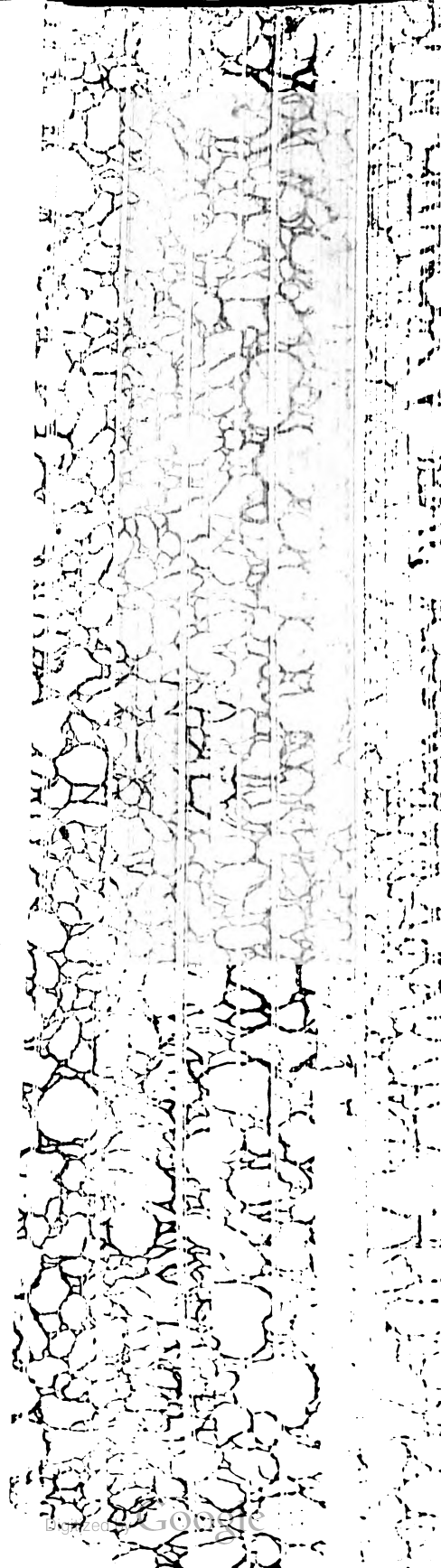


## Die Musik und die christliche Kirche.

Von  
Dr. Karl Storck.

Die Musik ist selbsterweise viel später als Baukunst, Malerei und Dichtung zu einer selbständigen Kunst geworden. Die Völker Asiens haben gewaltige Bauwerke geschaffen und Dichtungen voll tiefgründiger Weisheit und hoher Anmut. Die Griechen zumal haben in Bau- und Bildwerken eine Schönheit erreicht, die noch heute wie eine Offenbarung wirkt. Sie haben in Homer, in ihren großen Dramatikern Dichter, die uns heute noch zu ergreifen, zu unterhalten, zu begeistern vermögen. Nun war ja wohl in der besten Zeit des Hellenentums die Musik mit dieser Dichtung aufs engste verbunden. Aber sie war im Grunde nichts als ein technisches Ausdrucksmittel des Dichters mehr, der durch sie die eindringliche Kraft seiner Verse erhöhen wollte. Sobald aber die Musik aus dieser dienenden Stellung herausstrebte, selbständig wurde, verfiel sie, mußte sie verfallen, weil ihr jetzt jeglicher Gehalt fehlte. Denn sie hatte an die Stelle der weggelassenen Dichtung nichts Neues gesetzt; so war sie eitel äußerliches Formenspiel und Tongeklimper.

Ich sagte, es sei seltsam, daß die Musik so spät erst zu einer echten Kunst geworden ist, denn nirgendwo läßt sich das persönliche Fühlen so rein und voll ausdrücken wie in ihr. Aber gerade hier liegt auch die Erklärung für die Erscheinung. Das Gefühlsleben, das Innenleben war im Altertum überhaupt wenig ausgebildet. Wir brauchen nur an die Stellung der Frau und die Sklaverei zu denken, um das zu begreifen. Das Altertum hatte überdies, und damit hängt die geringe Entwicklung der Gemütswelt aufs engste zusammen, sein ganzes Augenmerk auf die Außenwelt gerichtet und vernachlässigte darüber die Innenwelt, das Seelenleben. Die Bedeutung, die die Mysterien gewannen, ist das beste Zeugnis dafür, daß der Antike in ihrer Blütezeit dieser Mangel wohl bewußt war. Zu seiner Überwindung ist sie nicht gekommen; denn eine gelegentliche, heimliche



(Mysterien) Beschäftigung mit diesen Fragen konnte gegenüber der glänzenden, öffentlichen Pflege der entgegengesetzten Weltanschauung nicht aufkommen.

Hier brachte erst das Christentum die Wandlung. Denn es lenkte den Blick durchaus von der Außenwelt ab und dem Seelenleben zu. Je mehr aber dieses Innenleben an Geltung gewann, um so schärfer mußte der Gegensatz zur antiken Kunst werden, die, wie das antike Leben, nicht das Individuelle, sondern das Generelle, nicht den Charakter, sondern den Typus gesucht hatte. Das gilt nicht nur für die bildende Kunst, wo es auffällig ist, sondern auch für die Dichtung. Je mehr wir die Charaktere der alten Dichtung prüfen, um so mehr erkennen wir, daß sie Typen sind und nicht Einzelcharaktere und Individualitäten, wie sie etwa Shakespeare bietet.

Der Musik aber fehlt der Ausdruck des Typischen. Sie hat zwar dafür auch ein Ausdrucksmittel, das aber nur eine Seite ihres Wesens und sicher nicht die wertvollere bildet, nämlich den Rhythmus. Er gibt zum Beispiel den Tänzen und Märschen typische Gestaltung. Aber der Rhythmus ist schon deshalb nicht das eigentlich Musikalische, weil er nichts ausschließlich Musikalisches ist. Die Poesie, die Mimik im Tanze besitzen ihn in gleichem Maße. Es ist sehr bezeichnend, daß die Musik erst dann zu einer höheren, selbständigen Entwicklung gelangte, als man den Rhythmus völlig überwunden hatte und die Empfindung fessellos in Tönen ausströmen ließ. Denn so erklärt schon der heilige Augustinus den iubilus, jene Notennasse, die über den Text hinauschoß, vielleicht im Anfang nur, weil der jüngere Text kürzer war als die ältere, übernommene Melodie. „Die Sänger,“ so lautet des Kirchenvaters Erklärung, „vom Texte der Lieder allmählich zu heiliger Freude begeistert, werden bald von heiligen Gefühlen so überfüllt, daß sie durch Worte gar nicht auszudrücken vermögen, was in ihrem Innern vorgeht; sie lassen deshalb das Wort beiseite und strömen ihre Gefühle in eine Jubilation aus. Die Jubilation ist nämlich ein Gesang, der den Aufschwung desjenigen Herzens offenbart, welches durch Worte seinen Gefühlen keinen Ausdruck zu geben vermag.“

Das ist also dieselbe Fülle inneren Gefühls, das nach stimmlichem Ausdruck, nach schmerzvollem Aufschrei, lustigem Jauchzen und seligem Jubilieren verlangt, in der wir den Ursprung aller Musik überhaupt sehen müssen. Die asiatische Welt hatte die Musik zu Aufgaben gezwungen, die nie Herzenssache des Ausführenden sein konnten. Die Musik hatte hier den Zweck sinnlicher Erregung; sie hätte aber höchstens als Ausdruck einer solchen künstlerisch werden können. Oder die Musik war titelnder Spekulation verfallen und in wissenschaftliche Systeme gebracht worden, die sich günstigenfalls, z. B. bei der Akustik, mit dem Ausdrucksmaterial der Musik befaßten. Die Antike benutzte die Musik als Deklamationsmittel oder in ihrem Verfall zur Bekundung akrobatenhafter Virtuosität. Erst das Christentum lenkte die Musik in jene Bahn, auf der sie sich entwickeln, auf der sie zu einer Kunst werden konnte. Der Ausdruck des innersten Gefühls-

Lebens, für das Worte nicht ausreichten, wurde ihr eigenstes, nur ihr gehöriges Gebiet.

Zweierlei ist nun allerdings gleich hier zu bemerken, weil es für die Entwicklung der Musik von der höchsten Bedeutung wurde.

Die Stärkung des seelischen Lebens, die Geltendmachung des persönlichen Empfindens, die Befreiung der Individualität vom Typus erreichte das Christentum zunächst nur durch eine Einseitigkeit. Diese lag in der Verachtung der körperlichen Welt, in der völligen Abkehr von der Außenwelt. Gegenüber der Einseitigkeit der Antike, die nur die Schönheit der körperlichen Welt gepflegt hatte, entwickelte das Mittelalter die Einseitigkeit einer ausschließlichen Kultur der Seele und ihrer Beziehungen zu einem höheren Jenseits. Es ist klar, daß die Aufgabe des Menschen, da er aus Körper und Seele besteht, in der Verbindung, in der höheren Einheit dieser beiden Weltanschauungen liegt. Wir werden später sehen, wie mit der Renaissance das Problem dieser Verbindung für jeden einzelnen entsteht, wie damit erst Rechte und Pflichten der Persönlichkeit voll erkannt werden.

Aber die Befreiung des Seelenlebens, die das Christentum brachte, war oder blieb nicht lange Subjektivismus seelischen Fühlens. Mit der kirchlichen Ausgestaltung der neuen Lehre erhält das Seelenleben bald wieder einen allgemeinen, die Individualität einschränkenden Charakter. Der Mystizismus versuchte allerdings auch im Mittelalter immer wieder, ein solch rein persönliches Einzelverhältnis zu Gott zu schaffen; er ist aber niemals zu einer herrschenden Stellung innerhalb der Kirche gekommen. Vielmehr nannte sich diese mit besonderer Betonung der Umfassung der Gesamtheit katholisch, d. i. allgemein, und in ihr erreichte die typische und generelle Gestaltung des Seelenlebens den Höhepunkt. War man im Altertum erst Staatsbürger und dann Mensch gewesen, so jetzt erst Mitglied der Kirche und dann Mensch. Der Unterdrückung der Individualität in der Kirche entsprach auch die im staatlichen Leben. Man kam allerdings kaum bis zum Begriff des Staates, sondern begnügte sich mit den kleineren Gemeinschaften des Standes (Rittertum), der Gemeinde und der Gilde. Der einzelne ist auch im Mittelalter nichts, sondern er erlangt seine Geltung nur als Mitglied einer Gemeinschaft.

In der Musik findet diese steigende Entwicklung einen vorzüglichen Ausdruck. Zu Anfang haben wir im Gesang der Gemeinde die Gefühlsergüsse einzelner als vollberechtigte Rundgebung. Nachher wird ein offizieller Choral festgelegt, von dem nicht abgewichen werden soll. Aber der Höhepunkt der Entwicklung offenbart sich darin, daß aus dem einstimmigen Choral sich die kontrapunktische Polyphonie (Vielftimmigkeit) entwickelt. Eine Einzelstimme vermag jeder Eingebung, jeder Stimmung zu folgen, vermag auch innerhalb der vorgeschriebenen Notenfolge der persönlichen Empfindung durch die Art des rhythmischen und dynamischen Vortrags Ausdruck zu leihen. Das Wesen der kontrapunktischen Vielftimmigkeit aber beruht darin, daß keine Stimme vorherrscht, daß aber auch keine der Einzelstimmen an sich bereits ein



künstlerisches Gebilde ist, sondern daß dieses erst durch das Zusammengehen der Stimmen entsteht. Also anders, als unsere volkstümliche Vieltimmigkeit, wo die Oberstimme die Melodie singt, die andern drei diese begleiten. Im kontrapunktischen Chor hat die Melodie keine selbständige Bedeutung, sondern ist nur eine Linie, um die die andern Stimmen ihr Arabeskenwerk schlingen. In diesem beruht die Kunst, nicht in jener.

So ist die kontrapunktische Polyphonie nach Form und Inhalt durchaus katholische Kirchenmusik. Ihr fehlt die körperliche Sinnlichkeit, sie ist eine durchaus geistige und seelische Kunst; aber nicht Geist und Seele eines einzelnen, sondern der Gesamtheit.

Für das Mittelalter selbst bedeuteten diese Einseitigkeiten eher einen Gewinn. Es wäre nicht möglich gewesen, gegen die glänzende altheidnische Kultur aufzukommen, wenn man nicht alle Kräfte auf ein völlig neues Gebiet vereinigt hätte, auf dem jeder Vergleich mit der Vergangenheit ausgeschlossen war. Andererseits konnten die neu in die Weltgeschichte tretenden Völker, die bislang Barbaren gescholten worden waren, nicht gleichzeitig für eine körperliche und geistige Kultur gewonnen werden. — Aber auch die ausschließlich kirchliche Form, die das geistige Leben zunächst annahm, erschien keineswegs als Hemmung. Denn die Kirche war und blieb auf Jahrhunderte hinaus die einzige Form der Religion. Es fielen in dieser Zeit also auch die Begriffe kirchliche und religiöse Kunst noch völlig zusammen. Religiös im tiefsten Sinne ist aber schließlich jede Kunst. Ihre hehrste Aufgabe war und ist immer, die Beziehungen — und das ist doch die Bedeutung des Wortes religio — aufzudecken oder zu vertiefen zwischen Außen- und Innenwelt des Menschen, zwischen diesem und der Sehnsucht nach jenem Höheren, Allumfassenden, das wir Gott nennen und als Gott fühlen und glauben.

Solange man in der Kirche die einzige Möglichkeit sah, Gott zu dienen, religiös zu sein, umfaßte die Kirche das ganze Leben. So lange gab es auch keine besondere kirchliche Kunst. Die Kirche hat einfach die Kunst ihrer Zeit; einen besonderen Kirchenstil gibt es nicht. Michelangelo's herrliches Wort über die Malerei hatte für alle Künste Geltung: „Die echte Malerei ist edel und fromm durch den Geist, in dem sie arbeitet; denn nichts erhebt die Seele des Einsichtigen mehr und zieht sie mehr zur Frömmigkeit, als die Mühe, etwas Vollendetes zu schaffen. Gott aber ist die Vollendung, und wer dieser nachstrebt, strebt dem Göttlichen nach.“

Da sich die Kirche in dieser Zeit als einzige Heimat des Gottgedankens fühlte, verlangte sie von der Kunst nicht eine besondere Art, sondern einfach, daß sie ihr Bestes gebe. Und so sehen wir, daß die Kirche, trotzdem sie den gregorianischen Choral als ihren eigensten Gesang bezeichnet, keineswegs auf dieser Form als der allein richtigen beharrt. Wir sehen im Gegenteil innerhalb der Kirchenmauern die ganze musikalische Entwicklung vor sich gehen, von der Einstimmigkeit des Chorals bis zu den kunstvollsten Gebilden einer verwickelten Polyphonie. Für das ganze Mittelalter gelten

die Sätze: Die Kirche hatte die Musik in ihren Gottesdienst aufgenommen. Die Musik schuf mit allen Mitteln, die sie aufgefunden, für die Kirche. Das Kunstideal der Kirche deckte sich völlig mit dem der Zeit und der schaffenden Künstler.

Daß das dann mit einem Male anders geworden ist, liegt nicht daran, daß die Musik eine andere Entwicklung genommen hat, obwohl das oft als Grund angeführt wird. Die kontrapunktische Musik mit ihrer mathematisch scharfen Rhythmik, ihrer völligen Fremdheit dem Textwort gegenüber ist vom innern Wesen des Chorals viel weiter entfernt als ein harmonisierter mehrstimmiger Satz. Denn dieser gewährt dadurch, daß eine Stimme führt, die Möglichkeit, jeder Wendung des Textes bis ins kleinste zu folgen. Darum ist der harmonisierte Gesang auch viel besser als die polyphone Kontrapunktik imstande, den liturgischen Textvorschriften zu genügen. Man braucht ja nur daran zu denken, daß die Florentiner für ihr *dramma per musica* den harmonisierten Einzelgesang der Deutlichkeit des Textes wegen wählten. Auch die sogenannte Weltlichkeit der modernen Musik war kein stichhaltiger Grund. Es wäre geradezu barbarisch, dem „Requiem“ Mozarts, der „Missa solemnis“ Beethovens gegenüber zu behaupten, daß der Ausdruck innigster Frömmigkeit und höchster Erhabenheit der harmonisch-chromatischen Musik weniger zu Gebote stände als der polyphon-kontrapunktischen.

Ich lege den Nachdruck auf dieses „vielstimmig“. Denn daß der Choral eine ganz besondere Stellung einnimmt, mit dem katholischen Gottesdienst geradezu verwachsen, und daß er in seiner Art etwas unübertrefflich Vollendetes ist, soll gar nicht bestritten werden. Aber dem Wesen dieses Chorals ist die kontrapunktische Polyphonie auch dann durchaus fremd, wenn die Melodie, auf die und um die sie gebaut ist, eine Choralweise ist. Muß doch diese rhythmisch ganz und gar verändert werden, um einen „Tenor“ abzugeben.

Es waren also durchaus außerhalb der Musik liegende Gründe, wenn die Kirche mit einem Male die weitere Musikentwicklung von sich ausschloß. Der wahre Grund war der, daß die Kirche aufgehört hatte, die einzige beherrschende Macht der Welt zu sein; ja daß sogar ein Gegensatz zwischen Welt und Kirche entstand. Auf die Reformation war die Renaissance gefolgt. Die erstere hatte die Trennung innerhalb der Christenheit gebracht. Man mußte jetzt im Gegensatz zur losgetrennten Kirche die charakteristischen Merkmale festlegen. Das Tridentinische Konzil (1545—63) schuf die neo-katholische Kirche des Mittelalters in die bewußt römisch-katholische der Neuzeit um. Das mußte natürlich auch auf die Künste in der Kirche wirken. Die Musik wurde besonders stark davon betroffen. Der Choral erfuhr eine vereinfachende Reform, die liturgischen Forderungen wurden so scharf betont, daß man eine Zeitlang daran dachte, alle mehrstimmige Musik aus der Kirche zu verbannen. Palestrina rettete sie, indem er durch die Tat den Beweis lieferte, daß eine würdige Kirchenmusik auch

in polyphonem Gewande möglich sei. Der Sieg war so vollkommen, daß der Papst verordnete, daß in der Zukunft nur die Musik des Palestrinastils für die päpstliche Kapelle in Anwendung kommen sollte.

Das Gebot scheint deutlich für alle Zeit und ist doch nur der Ausgangspunkt der Unklarheit über die ästhetischen Grundsätze der katholischen Kirchenmusik. Denn diese päpstliche Verordnung sah nicht voraus, daß eine ganz neuartige Musik aufkommen würde, sah nicht, daß Palestrina der Endpunkt, die Krönung einer abgelaufenen Entwicklungsperiode war, nicht aber der Anfang einer neuen. Diese Unklarheit durch einen bindenden Ausspruch zu beseitigen, hat die katholische Kirche in der Folgezeit nie für nötig gehalten. Sie hat einerseits in der Sixtinischen Kapelle, der Musteranstalt für Kirchenmusik, die palestrinensische Überlieferung immer gewahrt, andererseits dem Eindringen der neuen Musik nirgendwo in einer Art gehöhrt, die einem wirklichen Verbot gleichgekommen wäre. Die moralische Unterstützung, die der deutsche Cäcilienverein von der geistlichen Obrigkeit zumeist erfuhr, erhält eine seltsame Beleuchtung, wenn man die Kirchenmusik in den katholischen romanischen Ländern hört. In Deutschland ist man wohl auch hier nur so streng, weil wir die scharfen religiösen Gegensätze haben. Das eine ist sicher: hätte die Kirche seit der Reformation nicht ihre Stellung der Kunst gegenüber geändert, so hätte wohl nie ein Zweifel entstehen können. Das Wort des Psalmisten: „Singt dem Herrn ein neues Lied“ wäre immer dahin verstanden worden, daß jede Zeit Gott mit den ihr naturgemäßen Mitteln lobsingen solle. Aber diese einfache Lösung war nicht mehr so leicht, seitdem der Gegensatz, der durch die Welt geht, nicht mehr religiös und nicht religiös, sondern kirchlich und weltlich hieß. Seither gibt es eine Kirchenmusikfrage. Seither hat die Bedeutung der katholischen Kirche für die Musikentwicklung fast ganz aufgehört, während die evangelische Kirche einem Johann Sebastian Bach wenigstens die Wirkungsstätte geboten hat. Mehr nicht; denn für ihre eigentlich kirchlichen Bedürfnisse nahm die evangelische Kirche die Kunstmusik ja niemals in starkem Maße in Anspruch. Und so bedeutsam auch der evangelische Geist für die Musik eines Händel und Bach wurde, die protestantische Kirche hatte für ihre Entwicklung keine Bedeutung. Die Musik ist seit der Renaissance eine weltliche Kunst geworden. Während im Mittelalter oft genug Choralweisen zum Trinkgelage ertönten, hat in der Neuzeit die katholische Kirchenmusik allzulang und vielfach jetzt noch das Gepräge der Opernmusik getragen. Ob hier noch ein Wandel eintritt? Nicht so, daß man einfach die Entwicklung einiger Jahrhunderte austreicht und künstlich archaisiert, sondern indem man die neuen Formen mit dem eigenen Geiste erfüllt? — Es fehlt nicht an Zeichen dafür, aber sie sind sehr bescheiden.



## Heinrich von Herzogenberg als Liederkomponist.

Und immer wieder erlebt der Musiker, der sich nicht an den Werken der „Belannten“ für seine praktische Musikausübung genügen läßt, Entdeckerfreude und Entdeckerleid. Freude, weil er auf Wegen, die er vielleicht nur aus dem Pflichtgefühl des Chronisten eingeschlagen hat, eine Fülle von Schönheit findet. Leid, wenn er sich sagt, daß unsere Musikliebhaber von diesen Schönheiten nichts wissen, daß sie sich nicht die geringste Mühe geben, den Weg zu ihnen zu finden, ja daß sie sogar den bereits gewiesenen Weg nicht gehen, weil sie zu bequem und zu faul sind. Diese Gleichgültigkeit gegenüber allem neuen Schaffen ist einer der bösesten Schäden unserer Hausmusik. Ich bin weit davon entfernt, das Verhältnis, wie es unserer Literatur gegenüber besteht, wo „das muß man gelesen oder gesehen haben“ noch lange keine innere Anteilnahme bedeutet, für besonders beneidenswert zu halten. Aber auch diese äußerliche Anteilnahme ist immerhin noch viel mehr und viel besser, als die stumpfe Gleichgültigkeit der meisten Musikliebhaber gegenüber dem neuen Schaffen. Es gilt das auch von recht guten Musikern, die einem zur Antwort geben: „Ich habe meinen Bach, Beethoven, Mozart, Schubert, Schumann, was brauche ich noch mehr?“ Mag sein, daß er nicht mehr braucht. Die Musik hat ja die eigentümliche Eigenschaft, daß sie den stets wiederholten Genuß eines und desselben Kunstwerks gestattet. Aber die Musik braucht ihn. Der Künstler bedarf der Anteilnahme wenigstens einer kleinen Gemeinde, um schaffen zu können. Der Musiker zumal, der seine Sachen nie zu hören bekommt, ist „wie ein Bildhauer, der im Dunkeln hnetet“.

Und gerade die Musiker, die vorzugsweise für das Haus schreiben, haben unter diesen Verhältnissen zu leiden. Es gibt sehr viel Kammermusik für mehrere Instrumente, bei der man nie recht an die Aufführung im Konzertsaal denkt. Sie sind zu intim, zu beglückend dazu. Sie gehören jener eigentlichen Kammermusik an, der die Ausführung im Kreis einiger Freunde am besten tut. Lieder, Quette und Klaviermusik sind vollends aufs Haus angewiesen. Denn bei dem industriellen Massenbetrieb, der in unserem Konzertleben herrscht, gibt es ja nur ganz vereinzelte Künstler, die sich noch unbekannter Sachen annehmen, und sie wählen natürlich mit Vorliebe Werke solcher Komponisten, mit denen sich die Öffentlichkeit beschäftigt. Wer durch Opern oder große symphonische Werke von sich reden macht, der findet schließlich auch die Türen unserer musikalischen Häuser geöffnet. Sperrweit offen stehen diese vollends aller Schlagerware und allen auf den Effekt berechneten Salonstücken, Liederphantasien (die den Namen daher haben, daß ohne alle Phantasie eine Melodie zerstückt und rein technisch mit Läufen und allerlei Zierwerk vermischt wird), Opernpotpourris, Saisonkänzen und wie diese edlen Kunstgattungen alle heißen. Modisch sein oder oberflächlich, das sind heute die beiden Mittel, die den Weg ins musikalische Haus führen. Am schlimmsten daran sind jene vornehmen, zurückhaltenden Naturen, die sich nie und nirgends aufdrängen, die aufgesucht sein wollen und innigen Verkehr verlangen, bis sie sich einem offenbaren.

Unter den neueren Komponisten weiß ich keinen, auf den diese Bezeichnung einer stillen Vornehmheit besser paßt, als Heinrich von Herzogenberg. Diese Vornehmheit wird zuweilen reserviert kühl. Ein Mann, der sich seines Wertes bewußt ist, der weiß, daß er viel zu geben hat, daß keiner leer aus-

geht, der ihm nahetritt; der dafür aber auch das Recht zu haben glaubt, sich auffuchen zu lassen, der nicht auf den Markt geht, sich anzubieten. Dieser Komponist hat neben zahlreichen andern Werken, auf die ich bei einer späteren Gelegenheit zu sprechen kommen werde, mehr als hundert Lieder und Balladen geschaffen, die für jedes vornehm und fein empfindende musikalische Haus ein wahrer Schatz sind. Wer hat bisher diesen Schatz gehoben? Leider nur sehr wenige. Der Fürmer möchte, was in seinen Kräften steht, dazu beitragen, daß es ihrer recht viele werden, die Lieder von Herzogenberg singen. Die Liebe wird sich dann bei Sängern und Hörern von selber einstellen.

Denn das sei gleich von vorneherein gesagt: Herzogenberg ist keiner von denen, die sofort für sich einnehmen; andererseits aber auch keiner, der sofort zu gewinnen ist. Er verlangt längeren, stets wiederholten Verkehr; dabei wird er einem aber auch dann immer lieber, und man macht immer wieder die Erfahrung, daß Lieder, die beim ersten Singen keinen tieferen Eindruck hinterlassen haben, einem mit jeder Wiederholung lieber werden und schließlich immer in den Ohren klingen. Daraus erkennt man schon, daß seine Lieder weniger in den Konzertsaal gehören, wo sie am Ohr des Zuhörers vorüberklingen, als ins musikalische Haus, wo man sich so recht in sie versenken kann. Herzogenberg ist keine vollblütige, überwältigende Kraftnatur, die packt, begeistert und im Augenblick hinreißt. Er führt einsame Wege und geht langsam, da er sich in jede Schönheit versenkt. Er ist kein großer alkresco-Maler, der mit gewaltigen Pinselstrichen einen riesigen Stoff bändigt. Er bemalt nur kleine Flächen, mit feinen, sorgsamem Pinselstrichen, und verweilt liebevoll beim einzelnen.

Herzogenberg ist in hohem Maße das, wofür unsere noch etwas halb-schlächlige Kultur nur wenig Sinn hat, ein Künstler feinsten Formengebungs. Er vermeidet alles Auffällige, alles, was aufdringlich verkünden könnte: Seht, darin liegt mein persönlicher Stil. Aber er gestaltet alles so sorgsam wie möglich; er arbeitet es bis in die kleinsten Züge aus; er kann dabei eigentlich alles, was er nur irgendwie will; aber das tritt nie schroff hervor, weil ihm das Höchste harmonisches Ebenmaß ist. Wir Deutsche haben im allgemeinen wenig Sinn für diesen Schönheitskultus der Form, und es ist vielleicht bezeichnend, daß Herzogenbergs Vorfahren einem französischen Adelsgeschlecht entstammen. Nun wird einseitige Pflege der Form leicht hohl, und gerade wir, die wir die Pflege von Gemüt und Geist für das Wichtigste halten, wären die ersten, die vor diesem Blendwerk warnen müßten. Aber das haben wir bei Herzogenberg nicht nötig. Bei ihm ist das kunstvolle Gewand nur das passende Kleid für einen wertvollen Inhalt.

Leute, die das große Wort Leidenschaft immer im Munde führen, verstehen darunter zumeist etwas, was mit diesem starken Wesen, das Welten zertrümmert und schafft, nichts zu tun hat. Sie verstehen darunter zumeist einen allenfalls der Jugend gut anstehenden Überschwang, der immer große Worte wählt, der in Gefühlen möglichst offensichtlich schwelgt, für den es — nach des Betreffenden Worten — nicht Maß noch Ziel gibt. Mit dem „Maß“ stimmt es ja allenfalls, das „Ziel“ dagegen liegt meistens sehr nah. Es ist Strohfeuer, flackert schnell auf, leuchtet für Augenblicke hell auf, dann fällt es ebenso schnell wieder zusammen. Leidenschaft, die wahre, echte Leidenschaft ist etwas ganz anderes. Sie ist die Flamme, die unter der Asche glüht. Sie leuchtet nicht auf, aber sie durchglüht und verzehrt, und wehe, wenn sie einmal losbricht — sie reißt alles in ihrem Feuerströme mit sich fort. Das ist die

Leidenschaft des Mannes. Sie ist der ständige Wille zum Großen, die Fähigkeit, tief und stark zu empfinden, sich im tiefsten Innern für ein Ziel zu begeistern. Diese Begeisterung flackert nicht auf, sie glüht unter scheinbar ruhiger Oberfläche weiter, bis sie alles verzehrt hat, was von dem Ziele trennt. Mannesart ist es, diese Leidenschaft zu bändigen, seinen Empfindungsreichtum sich nicht austoben zu lassen. Gleichgeartete fühlen es immer, wo dieses starke Empfinden glüht, wenn es sich auch unter einer noch so dicken Lavaschicht verbirgt. Man hat den alten Goethe kühl genannt, während er doch so tief und stark, so groß und heiß empfand wie nur je. Die Kühle war nur Außentheil, nur jenen fühlbar, die selber als schnelles Strohfeuer an ihn heranflackerten. Die ihn kannten, wußten, daß das heilige Vestafener in ihm nicht erlöschen konnte, bevor die Augen und das Herz gebrochen, bevor der Geist erloschen war.

Diese männliche Art zu empfinden eignet auch Herzogenberg. Er vermeidet in seinen Liedern und Gesängen die scharfen Akzente, die stürmenden Worte. Aber das Ganze ist durchglüht und die verhaltene Leidenschaft bebzt in den scheinbar ruhigen Worten. Ich will es nicht leugnen, daß Herzogenberg hie und da etwas kühl läßt. Er war, wie gesagt, ein ungewöhnlicher Künstler der Form, und zuweilen hat der Kunsthandwerker in ihm die Übermacht. Doch nie für lange. Manches Mal hat man gerade bei längeren Gesängen das Gefühl, als sei der Komponist sogar erst während des Komponierens recht warm geworden, als schösse ein Strom starken Empfindens noch nachträglich in das Gefäß, das er erst nur mit der kühlen Hand des feinsinnigen Arbeiters geschaffen. Die Wahl der Texte ist übrigens sehr bezeichnend. Eine besondere Liebe zieht ihn zum Volkslied, das in objektiver Form so starkes subjektives Fühlen kündigt. Das ist so recht unseres Künstlers Fall. Von Kunstdichtern bevorzugt er die Schwaben Kerner, Mörike, J. G. Fischer und die Schlesier Eichendorff und Strachwitz. Diese aber in Gedichten, die selber jene männlich-verhaltene Empfindung atmen oder in tiefer Naturstimmung das eigene Fühlen mehr verhüllen als laut verkünden. Die zahlreichen Kompositionen nach Gedichten Rückerts und Heyses gehören dann mehr dem bewußten Formkünstler, dem gebildeten Edelmann an, der in gewähltester Weise seine vornehmen Gefühle und feinsinnigen Empfindungen ausspricht.

Ein gebildeter Edelmann, — in der Gesellschaft eines solchen zu sein, ist überhaupt das ständige schöne Gefühl, das uns erfüllt, wenn wir Herzogenbergs Kompositionen spielen. Rein unvornehmer Ton schleicht sich da ein, nichts ist auf blendenden Effekt berechnet, nirgends aber auch eine abgegriffene Wendung. Oft dagegen spielt das schalkhafte Lächeln des feinen Causeurs, ja ein leckes Reiterstückchen fehlt nicht, und in gewinnender Galanterie erhält selbst das wenig bedeutende Wort eine gewisse Anmut. Den Literaturkenner verrät die Wahl der dichterisch durchaus wertvollen Texte, die nicht zu den immer und immer wieder komponierten gehören. Die Deklamation ist immer sorgfältig; auch verborgene Schönheiten des Textes entgehen dem Komponisten nicht, so wenig dieser geneigt ist, die große Linie einem Aneinanderreihen von schönen Einzelheiten zu opfern. Die Klavierbegleitung ist nirgends bloße Begleitung, aber nirgends auch drängt sie die Singstimme aus ihrer vorherrschenden Stellung. So zurückhaltend Herzogenbergs Tonsprache im allgemeinen ist, das Bewußtsein des schön erkundenen Songangs, des melodiosen Wohllauts fehlt ihr nie. Ein ernster, melancholischer Zug, stille Versonnenheit und daneben die leise Schalkhaftigkeit des überwindenden Humors sind die hervor-

stehendsten Merkmale seines Schaffens. Aber ihm steht auch starkes Pathos, schwärmerische Phantasie, und wie die Balladen beweisen, scharfe Charakteristik zu Gebote.

Frägt man nach der musikalgeschichtlichen Stellung Herzogenbergs, so ergibt sich klar die Linie Brahms, Schumann und zurück zu Bach. Sehr oft kann man geradezu von Nachahmung der ganzen Schreibweise von Brahms reden. Wohlverstanden der Schreibweise; in der Erfindung der Motive ist Herzogenberg durchaus selbständig. Jene Nachahmung der Schreibweise, die bis in einzelne Akkordfigurierungen geht, ist sicher bewußt und gehört dem Kunsthandwerker in Herzogenberg an. In zahlreichen Werken aber ist er in Empfindung, Erfindung und Aussprache ein durchaus Eigenes.

Es ist hier nicht der Raum, auf einzelne Lieder einzugehen. Man verschaffe sich zunächst aus J. Rieter-Biedermanns Leipziger Verlag das Herzogenberg-Album, das zwanzig Lieder umfaßt, und die vier Balladenhefte. Es finden sich in diesen viele würdige Seitenstücke zu der prächtigen Strachwitzballade „Mein altes Roß“, die unser heutiges Best ziert. Aus J. Rieter-Biedermanns Verlag erhält man auch das Verzeichnis der Kompositionen Herzogenbergs und kritische Studien von Jul. Spengel, Friedr. Spitta und Dr. Wilh. Altman.

Nur wenig über des Komponisten Lebensgang. Heinrich von Herzogenberg, dessen Familie in Frankreich den Namen Peccaduc geführt hatte, wurde am 10. Juni 1843 in Graz geboren. Er genoß eine vorzügliche Erziehung und gewann sich in eifrigen Studien auf verschiedenen Gebieten ein Wissen, das ihn auch als Gelehrten bekannt gemacht hätte, wenn ihn nicht die Neigung zur Musik bald ganz eingenommen hätte. Der Ehebund mit der hervorragend musikalischen Elisabeth von Stockhausen wurde zum idealen Künstlerbund, der sich um so schöner gestaltete, als Herzogenberg, jeder materiellen Sorge enthoben, ganz seiner Kunst leben konnte. In Leipzig, wohin er 1872 übergesiedelt war, übernahm er 1875 die Leitung des von ihm mit Philipp Spitta, Franz von Holstein und Alfred Volkland gegründeten Bachvereins. 1885 übernahm er einen Lehrstuhl an der Berliner Hochschule für Musik. Da zwang ihn schon 1887 ein heftiges Gelenkleiden, seine Stellung aufzugeben. Er wurde nur notdürftig geheilt, aber er war ein starker Mensch, der sich über das körperliche Leiden hinweg zum Frieden des Herzens und zur Freude des Geistes durchrang. Seine Kunst war ihm dabei die beste Helferin. Sie half ihm auch den schweren Verlust überwinden, den er 1892 im Tod der geliebten Frau erlitt. Nun trat er wieder in den Lehrberuf zurück. „Die letzten zwei Jahre seines Lebens wurden seine eigentliche innere Leidenszeit. Mit wahrer Seelengröße hat er sie getragen, wie ein Held ankämpfend gegen qualvolle Schmerzen dabei geistig tätig so lange als nur möglich, und seinen feinen Humor behaltend bis in die letzten Tage.“ Am 9. Oktober 1900 hat ihn der Tod erlöst. Wenn er zu Lebzeiten nicht zur verdienten Anerkennung gelangt ist, so wird ihn doch das Beste in seinem Schaffen überdauern. Denn das ist wahre tiefe Offenbarung einer echten Künstlerseele und darum unvergänglich. R. St.



## Lukas Cranach.

Zu unseren Kunstbeilagen.

Friedrich Schlegel hat einmal vom deutschen Künstler geäußert: „Er habe entweder gar keinen Charakter oder er müsse den der altdeutschen Meister haben: treuherzig, spießbürgerlich und ein wenig ungeschickt“. Lukas Cranach, dessen Todestag sich am 16. Oktober zum dreihundertundfünfzigsten Male jährt, ist treuherzig, spießbürgerlich und ein wenig ungeschickt; er ist aber doch noch mehr, so daß man ihn den deutschesten Maler seiner Zeit nennen kann. Deutsch nun einmal so aufgefaßt, daß es auch die nationale Beschränkung ausdrückt. Und wenn wir uns da die Beschränkung einer künstlerischen Lebensauffassung und -anschauung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts vergegenwärtigen, so fühlen wir, daß deutsch damals im Gegensatz zu italienisch eine sehr enge Welt war.

Unser Dürer schrieb von Venedig aus nach Hause: „O wie wird mich nach der Sonnen frieren, hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer“. Die Sehnsucht nach Italien, nach dem Land der Sonne, der Schönheit, nach dem Land der Künstlerlehre. Im Cinquecento, als in Italien der Fürst es als Ehre ansah, mit dem Künstler zu gehen, war dieser in deutscher Anschauung nur Handwerker, der seine Werkstatt hatte, Gesellen beschäftigte und der Aufträge auf Altarbilder und Bildnisse sehnlichst harnte. Führte er dann den Auftrag gut aus, so erhielt die Frau Meisterin erst noch ein kleines Trinkgeld obendrein. Und was solch deutscher Maler für Menschen zu sehen bekam! Es ist die Zeit der Landstörzer und Quacksalber, der steifen, lächerlichen Kleider bei Männern und Frauen, eine Zeit, der eine vernünftige Körperpflege etwas völlig Unbekanntes geworden war.

Gewiß, im deutschen Silden war es bereits etwas luftiger und lichter geworden. Die Künstler spürten das und wußten sich zu helfen. Ein Dürer griff zu Griffel und Rabiernadel; für seine Holzschnitte und Kupferstiche war er unabhängig von Auftraggebern, und eine kunstsinige Gemeinde wuchs heran. Es steht um 1500 wie ein Morgenrot künstlerischer Kultur über unserem Vaterland. Die Reformation hat dieses Morgenrot verscheucht. Nun waren es ganz andere Fragen, die die Herzen erregten, und wo die Kunst nicht gar befeindet wurde, da mußte sie wenigstens wieder zum Gehilfen des Religionslehrers werden, falls sie nicht in höfischen Diensten stand. In katholischen Landen hatte es der Künstler da leichter; er durfte die religiösen Stoffe so darstellen, daß sie die Sinne ergriffen; der protestantische Künstler sollte eine Art Prediger sein, der das Religiöse verständlich erklärte. Unendlich schlimmer als die Zeit der Glaubensspaltung wurde dann die Zeit der Kriege. Sie zertraten völlig die Keime, die jungen Pflanzen einer künstlerischen Kultur, die dem deutschen Boden seit den Blütetagen des Rittertums zum ersten Male wieder entsprossen waren.

Ein Dürer, ein Holbein litt unter dieser Enge der Verhältnisse; Lukas Cranach fühlte sich in ihnen wohl. Von 1504 ab, wo er Hofmaler beim Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen wurde, bis 1550 hat er in Wittenberg gelebt. Wittenberg hat heute einen starken Klang in unsern Ohren, einen Klang voll Kühnheit und Mannesstolz. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Stadt nichts dazu getan hat, daß das nur deshalb gekommen ist, weil ein



Weltgeist hier zuerst seine gewaltigen Gedanken, sein kühnes Wollen gekündet hat. Wittenberg war auch in Luthers Tagen ein kleines Bürgerstädtchen voll biederer Tüchtigkeit und voll des Behagens gefunden Wohlstandes, aber doch auch voller Enge und voll Spießertums. Der kleine Hof des reichlich phlegmatischen Kurfürsten hat daran auch nichts geändert.

In diesem Wittenberg war Cranach ein guter Bürger. Daß er neben der Malerwerkstatt eine Druckerei hatte, findet schließlich noch in den künstlerischen Beziehungen zwischen beiden Berufen seine Erklärung. Aber daß er Apotheker, Weinhändler und Gastwirt war, geschah wohl, weil es den behäbigen Bürger nach Reichtum verlangte. Er hat sein Ziel erreicht und ist auch im Ehrenamte Bürgermeister geworden. In seiner Malerwerkstatt war er vor allem Handwerker, der mit zahlreichen „Knechten“ die zahllosen Altarbilder verfertigte, die ihm aus allen Teilen der deutschen Lande bestellt wurden.

Man hat Cranach den „Maler der Reformation“ genannt. Ich glaube, die Ehre verdiente er kaum. Er war gewiß ein überzeugter Anhänger der neuen Lehre, aber doch wohl nur, weil ihn das Leben gerade in den Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung gestellt hatte. Er hat in der katholischen Zeit die zahllosen Reliquienschreine seines kurfürstlichen Herrn mit demselben Eifer gezeichnet, wie er später die scharfe Streitschrift „Passional Christi und Antichristi“ illustrierte. Ich glaube, man darf Cranachs geistige Bedeutung nicht zu hoch anschlagen. Wenn Lessing mit dem Sage recht hat — und er hat recht —, daß kein Porträtmaler in einen Kopf mehr hineinlegen könne, als er in seinem eigenen habe, so sprechen Cranachs Bildnisse Luthers und Melanchthons gegen seine geistige Bedeutung. Von der geistigen Größe und Kühnheit, die der Mann besessen haben muß, der die Welt in Flammen setzte, steckt nichts in diesem bekannten Lutherbild, das nur die äußere Erscheinung wiedergibt. Wo bleiben diese derben und tüchtigen Arbeiten, wenn man an die gleichzeitigen Seelenbildnisse Dürers und Holbeins denkt?

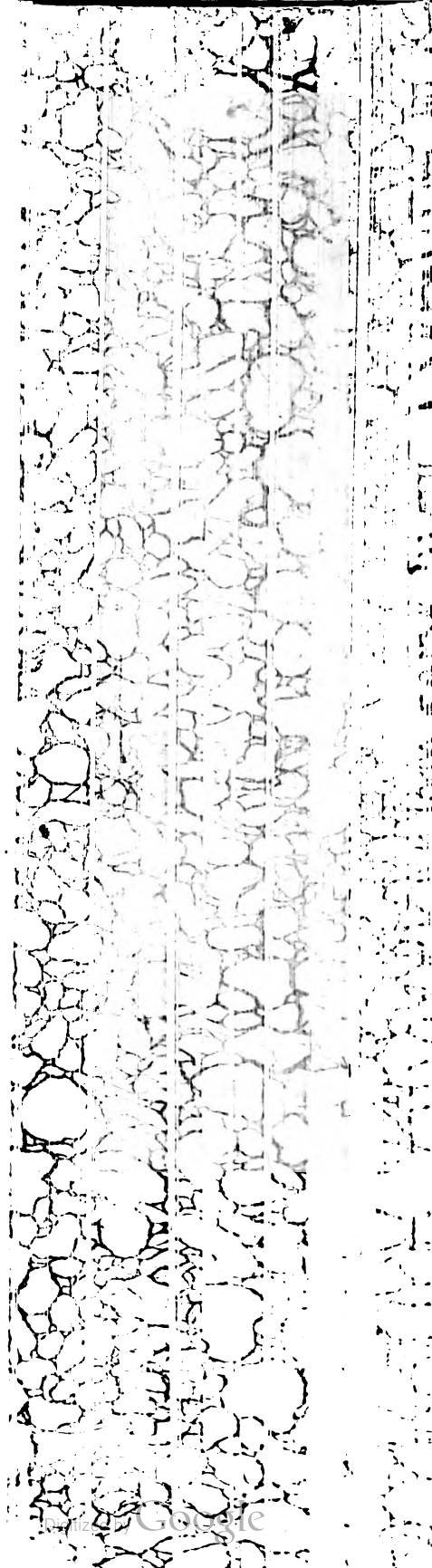
Und der Hofmaler Cranach ist gerade auch nicht erquicklich. Er zwingt sich zum Benehmen des vornehmen Mannes, er möchte gern grazios sein, aber es geht nicht. Er wirkt unbeholfen und täppisch, viel unfeiner und unfreier, als wenn er eines Bauernburschen Bild mit festen Strichen hinsetzt. Und wenn wir gar der „Buhlschaften“ des Malers gedenken oder des „lüsternen Alten“ in der Budapester Galerie, so könnte einen ein recht unbehagliches Gefühl überkommen, wüßten wir nicht, wie derb jene Zeit über das Verhältnis der Geschlechter dachte.

Und doch, trotz all dieser Einschränkungen lieben wir Lukas Cranach. Gewiß, er ist keiner von den Großen; er hat auch verhältnismäßig nur wenige Werke geschaffen, die uns einen reinen Genuß gewähren, wenn wir nicht uns in die Zeit und die Verhältnisse des Künstlers hineindenken. Nun wir das aber, so erkennen wir seine Bedeutung, und noch mehr, wir lernen ihn lieben in seinen Unzulänglichkeiten, genau wie wir alle in uns eine stille Liebe zu jener Zeit deutschen Bürgertums in uns tragen, obwohl wir wissen, wie viel Enges und Kleinliches ihr anhaftete. Cranachs Schwächen beruhen darauf, daß er so kerndeutsch und daß er so ehrlich war. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, in die schöne Fremde zu kommen und dort auch jenen Schönheitskult des menschlichen Körpers in sich aufzunehmen, der die italienische Renaissance beaufschte. Ihm genügten die deutschen. Diese aber stellte er ohne alle Schmeichelei dar; Männer wie Frauen in der Unschönheit, die ihnen die mangelnde Körper-

pflege oder die unglückliche Kleidermode zufügte. Aber darum üben diese schwach entwickelten Mädchen auch eine Art Heimatzaubers auf uns aus. Zum Verliebten ist keine; aber wo sie sind, da ist unser Heimatland, nach dem die Sehnsucht in der schönsten Fremde in uns erwacht. Und noch mehr. In den Frauen und Kindern hat er etwas von Familienhaftigkeit, wie sie eines der schönsten Güter deutschen Lebens bildet. So wunderhübsch, wie die kleinen Engeln, die im Grunde alle deutsche Kindlein sind, die sich Gänse- und Schwanenflügel angebunden haben, auf unserem Bilde „Ruhe auf der Flucht“ um das Jesuskind drängen, ist es ihm allerdings kaum ein zweites Mal gelungen. Es ist das erste uns bekannte Gemälde Cranachs und ist sein bestes geblieben. Es stammt aus dem Jahre 1504, als der Künstler noch auf der Wanderschaft war. Vielleicht wirkten hier fremde Vorbilder ein. Die Madonna ist allerdings das halb verschämte und doch über ihr Kind so glückliche deutsche Mädchen, wie es Cranach des öftern zeigt; und Joseph ist der etwas hanebüchene Bauer mit dem breiten Gesicht und den groben Zügen, den wir in fast allen Männern Cranachs wiederfinden, wenn nicht gerade das Modell rein körperlich wesentlich Höheres bot. Dafür hat er, wie seine biblischen Bilder beweisen, eine große Auswahl von Typen für das niedere Volk. Er hat hier nicht idealisiert; seine Schächer sind wirkliche Verbrecher, und bei den Kreuzigungsszenen geht es so roh zu, wie es in der Wirklichkeit der Fall war.

Doch das alles, diese Ehrlichkeit und Bravheit würde nicht ausreichen, Cranach uns lieb zu machen, wenn er nicht in einem ein großer Künstler, ja ein Entdecker wäre, in seiner Liebe zur Natur, seinem Verhältnis zum deutschen Wald. Neben Dürer, der auf all seinen Wanderschaften in Heimat und Fremde immer ein offenes Auge für die Schönheit der Natur hatte, und Altdorfer, der die Poesie des Buchenwaldes entdeckte, ist Cranach der dritte große Landschaftler der deutschen Malerei in der Reformationszeit. Er ist der Verkünder der Schönheit des Nadelholzes. Denken wir uns einmal die Figuren aus unsern drei Bildern fort, so erhalten wir eine Landschaftsmalerei von solcher Echtheit des Naturausschnittes, wie wir sie seither jahrhundertlang nicht gehabt haben. Das ist nicht komponiert, das ist gesehen. — Und wie echt und scharf sind diese Tannen, Birken, Fichten und Föhren gesehen. Hier ist aber noch mehr, hier ist die Poesie der Waldeinsamkeit, die Märchenstimmung des deutschen Waldes. Und gehen wir nun von hier aus an die Menschen Cranachs heran, so erscheinen sie uns als Teile, als Geschöpfe dieses Waldes. Seine mythologischen Bilder werden nun zu deutschen Märchenszenen, seine verhußelten Weiblein, seine harten, hanebüchenen Männer haben alle etwas von dem, was sich unsere Volkspantastie in den Wald hineingeträumt hat. Hier ist der Punkt, wo Cranach auch für uns heutige noch viel bietet, wo er unserm Empfinden entspricht. Was im Wald lebt, ist ihm vertraut. Während seine Löwen aussehen wie Affen oder schnurrende Katzen, zeigt er eine außerordentliche Sicherheit in der Darstellung der deutschen Waldtiere (vergl. den Holzschnitt „Die heilige Genoveva“). Hier sehen wir den trefflichen Weidmann, der oft mit seinen Fürsten durch die Wälder pirschte. Und wie echt ist der Fisch, an dem der heilige Hieronymus sitzt, einfach aus knorrigen Stämmen und Brettern zusammengeschlagen. Und der Heilige selber sieht aus wie ein tiefiger Waldbüter. —

Über Cranachs Leben ist nicht viel zu sagen. Als er 1504 nach Wittenberg kam, war er bereits 32 Jahre alt. Wo er diese zugebracht hat, wissen



wir nicht. Er war 1472 zu Kronach im Bistum Bamberg geboren und änderte danach seinen schon damals nicht seltenen Namen Müller. Zu den sächsischen Kurfürsten stand er in innigem Verhältnis und genoß ihr Vertrauen auch in außerkünstlerischen Dingen. Und er war ein treuer Diener seines Herrn Friedrich, dem er 1550 nach Augsburg und Innsbruck in die Gefangenschaft folgte. In seines Herrn Nähe ist er auch am 16. Oktober 1553 in Weimar gestorben, wo er in der Hofkirche begraben liegt.



## Christus als Arzt.

Zu unserer Photographüre.

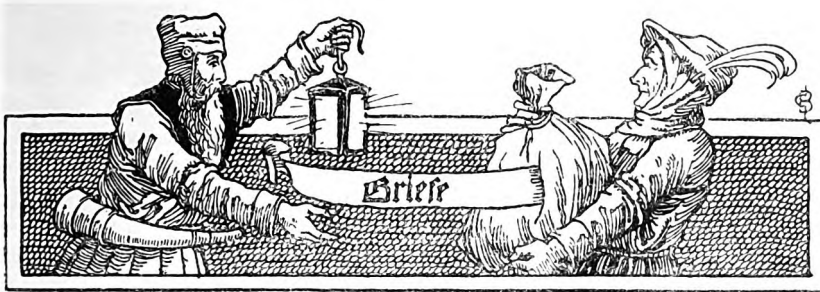
Und er griff das Kind bei der Hand und sprach zu ihr: Talitha kumi! das „Ist verdolmetscht: Mägdlein, ich sage dir, stehe auf.“ Vorher hatte er denen, die da sehr weineten und heuleten, gesagt: „Was tummelt und weinet ihr? Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft.“ Nach dem biblischen Bericht ist die Erweckung eine rasche Wundertat; auf dem Bilde von Gabriel Max haben wir das Gefühl, daß der Heiland schon lange am Lager der Toten sitzt, die nach seiner tiefsinnigen Auffassung, für die das Leben im Körper nur eine Form des Lebens ist, bloß schläft. Und Christus richtet seine Augen fest auf des Mädchens Gesicht und zwingt mit seinem ruhigen Willen die Seele zurück in den jungen Körper.

So, in der Form einer wunderbaren Hypnose, stellt sich Gabriel Max den Vorgang vor. Es rächt sich an diesem mystisch veranlagten Künstler, daß ihm die Kraft des einfältigen Glaubens fehlt. Im übrigen haben wohl auch die Zeitumstände zu dieser Auffassung beigetragen. Denn 1876, als Max dieses Bild malte, erregte Hansen durch Vorführung hypnotischer Experimente alle Gemüter. Im fertigen Kunstwerk überwiegt indessen die innerste Natur des Künstlers, der den Vorgang glaubt, gleichwie er ihn sich erklärt. Ihm kam es lezterdings darauf an, die göttliche Güte in Christus zu zeigen. Der Heiland will in diesem Fall kein Zeichen und Wunder tun. Er weist die andern alle hinaus; er sagt schon vorher, daß das Mägdlein nur schlafe, und nachher verbot er ihnen hart, daß es niemand wissen sollte, und sagte, sie sollten ihr zu essen geben. Es ist, als wolle Christus durch diesen Hinweis aufs Materielle die Gedanken von dem übernatürlichen Vorgang ablenken. So war es wohl nur das Mitleid mit den schmerzgepeinigten Eltern gewesen, daß er die allzufrüh verwelkte Knospe wieder zum Blühen brachte.

Rein künstlerisch genommen gehört das Werk zu den weitaus besten Schöpfungen des fruchtbaren Künstlers. Die seelenvolle Schönheit dieser vom Tod nur leise gestreiften Mädchenblume, der heilige Ernst und die überirdische Güte im Antlitz des Heilandes, die wunderbaren Hände, in denen ein geheimnisvolles Leben zu leuchten scheint, sind für jeden unvergeßlich, der sich einmal in das Werk versenkt hat. Von erhabener, monumentaler Einfachheit ist die Komposition, und niemals hat sich Max' koloristische Kunst glänzender gezeigt als hier, wo er Licht und Farbe in einen so großartigen Gegensatz gebracht hat, daß sie allein schon genügen, die Stimmung eines heiligen Vorgangs zu erzeugen.

H. St.





S. M., G. — C. R., D. A. — H. L., M. — G. Pf., M. — A. D., Z. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im Türmer leider nicht geeignet.

G. S. D. Das an sich hübsche Gedichtchen will nicht in den Rahmen des Z. passen.

Wolf. Es ist dem Z. nie eingefallen, nur religiös-lyrische Gedichte zu bringen. Blättern Sie die fünf Jahrgänge durch, und sie werden sich überzeugen, daß er die rein weltliche Lyrik nicht im mindesten geringschätzig behandelt hat. Was ihm an wirklich einwandfreier Lyrik zugänglich war, hat er seinen Blättern einzufügen sich bestrebt, ob es „reine“ oder „religiöse“ Lyrik war. Ihre „Maria Magdalena“ ist leider nicht so einwandfrei, daß er sie zum Abdruck bringen möchte, trotz des religiösen Stoffes. — Das von Ihnen geschilderte Auftreten der Herren von der „roten Partei“ in der Sohrauer Wahlversammlung findet der Z. ebenso anmaßend wie taktlos. Wie käme die Versammlung zu einer solchen Rücksichtnahme auf Leute, die sich als ungebetene Gäste eindrängten? Genug, daß sie deren Anwesenheit überhaupt noch geduldet hat. Freundl. Gruß!

Dr. D. G. A. L., B. Auf Ihre febl. Einsendung hat der Z. im Tagebuch Bezug genommen, freilich in einem Sinne, der Ihrer Auffassung genau entgegengesetzt ist. Fühlen Sie es denn gar nicht, daß dieser Entlastungsversuch des an sich völlig gleichgültigen jungen Fähnrichs nur geeignet ist, das ganze System, die Armee aufs schwerste zu belasten? Man möchte da wirklich ausrufen: „Gott schütze die Armee vor ihren Freunden, gegen ihre Feinde wird sie sich schon selber verteidigen!“

S. R. Herzlichen Dank für Ihr erneutes freundliches Gedenken! Der Heimatsort von F. Klenhard ist Rothbach im Elsaß. Freundlichen Gruß!

W. P. — Fr. R. — M. M. — H. E. — W. J. Schönsten Dank für den Gruß vom Kyffhäuser!

G. W., D. S. D. Der Verfasser ist in der Tat Geistlicher, Divisionspfarrer in Berlin, trotz der von Ihnen beanstandeten Auffassung des 126. Psalms. Gern wollen wir ihm Ihre Zuschrift zugehen lassen. Der von Ihnen mitgeteilte Fall, der sich erst vor kurzem ereignete, wird aber auch unsere Leser interessieren, und deshalb geben wir ihn hier wieder. Sie schreiben: „Eine Mutter, aus hochstehenden Kreisen, ward von den Kindern in die Klinik gebracht, da sie eine vom Hausarzt als völlig leichtes Geschwür am Kiefer bezeichnete Eiterung bekam. Sie sagt: Kinder, mir ist's, als ob ich bald heimgehen müßte.“ Der Sohn, Oberingenieur, reist mit in die Klinik. Die Mutter kommt wieder mit heim, weil nach ärztlichem Ausspruch die Sache von selbst heile. Am Abend bemächtigt sich aller eine furchtbare Anruhe, sie träumen, die Mutter muß sterben. Sie bringen am zweiten Tag die Mutter nochmals in die Klinik. Auf ihre Bitten behält der Arzt diese drin. Die Kinder wohnen im Hotel in der Nähe. Am 3 Uhr nachts springt die Tochter auf, sie hat im Traum gehört, wie ihre Mutter nach den Kindern gerufen, dann gestorben sei. Die Kinder eilen alle nach der Klinik. Dort macht eben, also früh, gleich nach 3 Uhr, die Schwester das Tor auf und will zu den Kindern, um zu sagen: Ihre Mutter liegt tot im Bett.“

G. W., G. (B.). Vielen Dank für ihre freundliche Bestimmung! Ihre ergänzende Mitteilung zu den sog. Gewissensträumen (vgl. den Aufsatz von C. Th. Müller, „Das Leben der Seele im Traum“, Heft 11 des Z.) sei hier wiedergegeben: „Pilate stand vor der Entscheidung, ob er Jesus freilassen oder das von den Juden ausgesprochene Todesurteil bestätigen solle. Im Ev. Matth. 27,19 lesen wir nun: „Und da er auf dem Richtstuhl saß, schickte sein Weib zu ihm und ließ ihm sagen: „Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten; ich habe heute viel erlitten im Traum von seinem wegen.“ Übereinstimmend mit Müller bemerkt der weit bekannte Bischof von Seeland Dr. S. Martensen: „Endlich gibt es auch Träume, die wir Gewissensträume nennen können, in welchen nämlich die Macht des Gewissens, die unter dem Geräusche des Tages vielfach gedämpft wird, mit ursprünglicher Stärke erwacht und, strafend oder warnend, Bilder der göttlichen Gerechtigkeit in der Seele erscheinen läßt. — Einen solchen Gewissenstraum

hatte das Weib des Pilatus in jener finstern Nacht, als der Seiland der Welt, Jesus Christus, verraten, als er überantwortet wurde, daß er gekreuzigt würde."

J. M., P. M. D. — J. F. in St. Auf Ihre gefl. Zuschriften konnte wegen Raummangels leider diesmal nicht mehr eingegangen werden. Im nächsten Heft kommt der L. auf sie zurück.



**Berichtigung.** In dem Auffas „Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern?“ in der „Hausmusik“ des Augustheftes wies ich auf S. 635 die Art zurück, wie man in Bayreuther Kreisen sich gewöhnt hat, alles und jedes in Beziehung zum „Meister“ zu setzen. Ich wies dabei darauf hin, daß die Bayr. Bl. bei einer Besprechung einer Sammlung „Burenlieder“ diese kleinen Liedchen in Vergleich zum „Ring des Nibelungen“ gebracht hätten. Ich glaube nicht, daß auch nur ein Leser in jener Anführung ein genaues Zitat gesehen hat. Das wollte es auch nicht sein. Es kam mir nur darauf an, zu zeigen, daß man auch „diese kleinen Stimmungsbildchen nur im Maßstab der riesigen Tetralogie anzusehen“ vermochte. Nun weiß Herr von Wolzogen meine Behauptung unter Hinweis auf jene Besprechung zurück. Die Besprechung, die Fritz Hlenbarths „Burenliedern“ galt, hat fünfundsanzig Zeilen, deren neunzehn erste allgemein darlegen, daß der Kampf des Burenvolkes ein Krieg sei gegen den Geist des Kapitalismus, — „gegen den Nibelungen-Geist, der wieder einmal Götter, Helden und Riesen umspinnt, der den goldenen Ring mit dem Liebesfluche dem reinen Elemente unbesetzter Natur entreißt. Die Poesie dieses Vorganges ist allerdings längst im ‚Ringe‘ zur größten, weltumspannenden symbolischen Gestaltung gelangt, aber es erfreut doch herzlich, zu hören, wie auch aus den Ereignissen und Erscheinungen des Tages heraus ein guter, echter, deutscher Sinn sich und uns eine Reihe naturfrischer und im Geist der Dinge und Menschen sich so rein ausprechender Gefänge gewinnen konnte, wie z. B. ‚Bauernruhe‘ —, ‚Du träumst, mein Lord‘ —, ‚Lieder der Raffermmägde‘ —, ‚Nächtlicher Choral‘ —, ‚Sondrits Brautfahrt‘ —.“ Ich habe nicht behauptet, daß man die Lieder aus dem Vergleich heraus ungünstig beurteilt habe. Es ist aber eine Ungerechtigkeit — wenn auch eine unbewusste — zwei in ihren äußeren Maßstäben derartig verschiedene Kunstwerke überhaupt in Vergleich zu stellen. Daß man dafür in Bayreuth nicht das Gefühl hat, es ließen sich hundert Beispiele anführen, ist das schlimmste und schädigste die Verbreitung einer gesunden Wagnerverehrung, deren schlimmster Gegner — wie mir vielfache Zuschriften aus dem Leserkreise aufs neue bezeugen — das eingeschworene Wagnerianertum ist.



Auf viele Anfragen zur Nachricht, daß das Sürmer-Jahrbuch 1904 voraussichtlich Mitte October fertig werden wird.

Der Verlag.



### Zur gefl. Beachtung.

Auf alle den Inhalt des „Sürmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des L., beide Berlin W., Bornstr. 3, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Verantwortung übernommen. Kleinerer Manuskripte (insbesondere Gedichte u. s. w. werden ausschließlich in den „Briefen“ des „Sürmers“ beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der einzelnen Handschriften nicht vor fröhend sechs bis acht Wochen verbleibt werden. Eine frühere Erledigung ist nur ausnahmsweise und nach vorheriger Vereinbarung bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den Versand und Verlag des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Man bezieht den „Sürmer“ durch sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.  
 Hausmusik: Dr. Karl Stord. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



VI. Jahrg.

Oktober

1903.

Heft 1.

# Mein altes Ross.

(M. Graf Strachwitz.)

Heinrich von Herzogenberg, Op. 47. No. 8.

In gehender Bewegung.

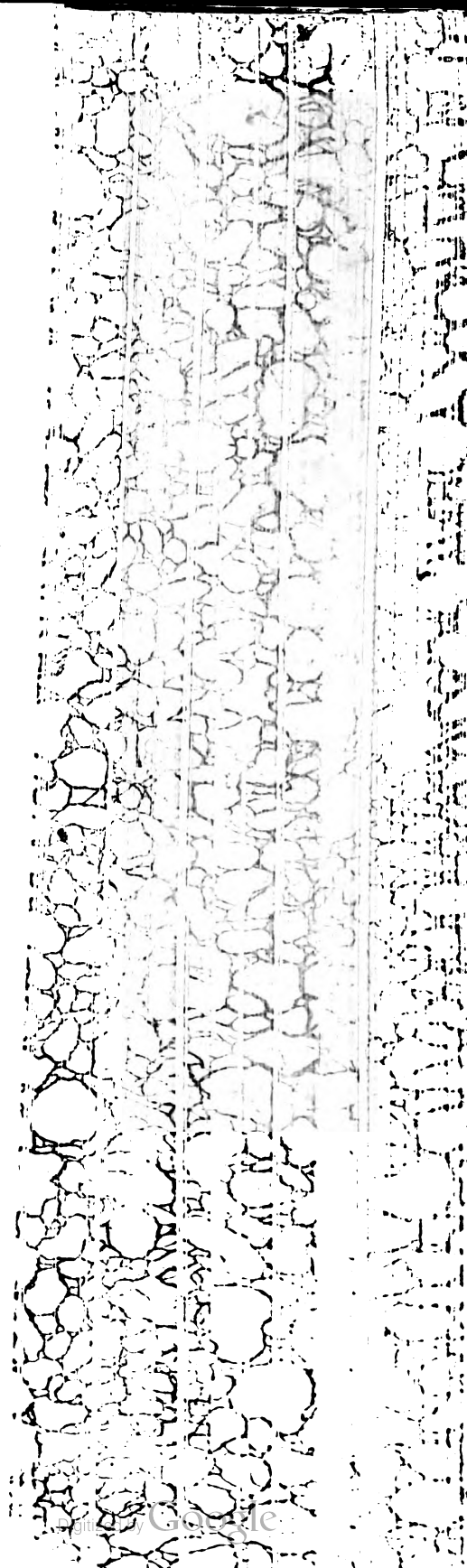
Singstimme.

Mein al - tes Ross, mein Spiel - genoss, was siehst du mich wiedernd

Klavier.

an? Deine Seh - ne, wie lahm! meine See - le wie zahm! wir rei - ten nicht mehr hin -

dann, - wir rei - ten nicht mehr hin - dann! Du



schüttelst dein Haupt, dei-ne Nü-ster schnaubt ich glaube, du träumst, Kame-rad: wir



flie-gen zu-samm' über'n Ber-ges-kamm den al-ten ge-



lieb-ten Pfad, den



al-ten ge-lieb-ten Pfad!



Ein knar - rendes

The first system of the musical score consists of a vocal line and piano accompaniment. The vocal line begins with a whole rest followed by a quarter note G4, a quarter note A4, and a quarter note B4. The piano accompaniment features a complex rhythmic pattern with many sixteenth notes and rests.

Thor, du scharrst da - vor, deine schäumende Stan - ge tropft,

*p*

The second system continues the musical score. The vocal line has a more active melody with eighth and quarter notes. The piano accompaniment is marked with a piano (*p*) dynamic and features a steady eighth-note accompaniment.

ein rauschend Gewand, ei - ne wei - sse Hand, die den funkelnden Hals dir

The third system shows the vocal line with a melodic line and the piano accompaniment with a consistent eighth-note accompaniment.

klopft. Es stäubt der Kies, schlaf süß, schlaf

*pp rit.*  
*rit.*  
*pp*

The fourth system concludes the page. The vocal line has a simple melody. The piano accompaniment is marked with *pp rit.* and *rit.* dynamics, indicating a deceleration. The system ends with a *pp* dynamic marking.



*a tempo*

süss! und hinaus in die blauen - de Nacht! — Aufthau - i - gem

*a tempo*

*pp*

Rain im Mon - den - schein, da - hin, — da - hin — mit Macht, mit

*p*

Macht! — Ver - hängt der

*p poco cresc.*

Zaum, im Her - zen ein Traum, auf der Lip - pe den letz - ten

*p*

Kuss; dumpf hal - len - der Huf, und Wach - tel -

ruf, und fern ein rauschender Fluss. E - i - nen - letz - ten

*rit.* Blick, zurück, zu - rück auf der Lieb - sten schla - fendes Haus. *a tempo*

Mein Ka - me - rad, wie schad; wie schad; dass Al - - - les ist aus, dass

*a tempo*

Al - les ist aus. Mein Ka - merad, den ge - lieb - ten Pfad, den hat ver - weht der

*a tempo*

*rit.* *p*

Wind, und das Thor verbaut, und ver - lo - ren die Braut und mein Herz so weh, so weh mein

*cresc.*

Herz so weh, und mein Herz so weh, \_\_\_\_\_

*f*

so weh!

*p* *pp* *pp*

*ped.* \*

# Die Nachtigallen.

(Aus den elegischen Gesängen von I. von Eichendorff.)

Heinrich von Herzogenberg, Op. 91.

Langsam und sehr weich im Ausdruck.

Singstimme.



Möcht wis-sen was sie schlagen so schön bei der Nacht? 's ist in der

Klavier.

*pp*

*rit.* - - - *a tempo*



Welt ja doch Niemand, der mit ih-nen wacht. Und die Wolken die rei-sen und das

*rit.* - - - *a tempo*

*ppp*

*rit.* - - - *a tempo*



Land ist so blass, und die Nacht wandert leise durch den Wald über's Gras.

*rit.* - - - *a tempo*

*ppp* *p*

*s.v.* *espr.*



Nacht, Wol-ken, wo-hin sie ge-hen, ich weiss es recht gut: liegt ein

*pp* *p*

Grund hin-ter den Hö-hen, wo meine Lieb-ste jetzt ruht. ——— Zieht der

*sehr zart* *pp*

Ein-sie-del sein Glöcklein, sie hö-ret es nicht: es fallen ihr — die Löcklein über's

gan-ze Ge-sicht. Und dass sie Niemand we-cket, der lie-be

Gott hat sie hier ganz — mit Mond-schein be-de-cket, da — träumt ———

*rit.*  
*espr.*  
*dim. rit.*

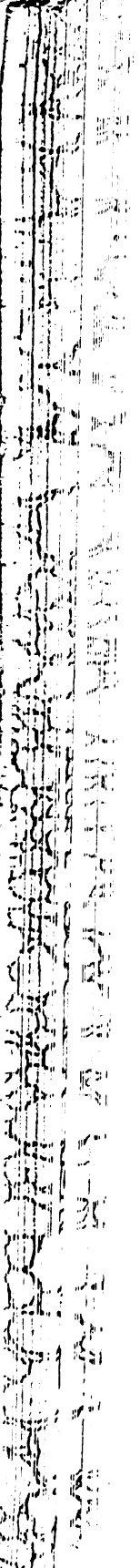
**Langsamer.**

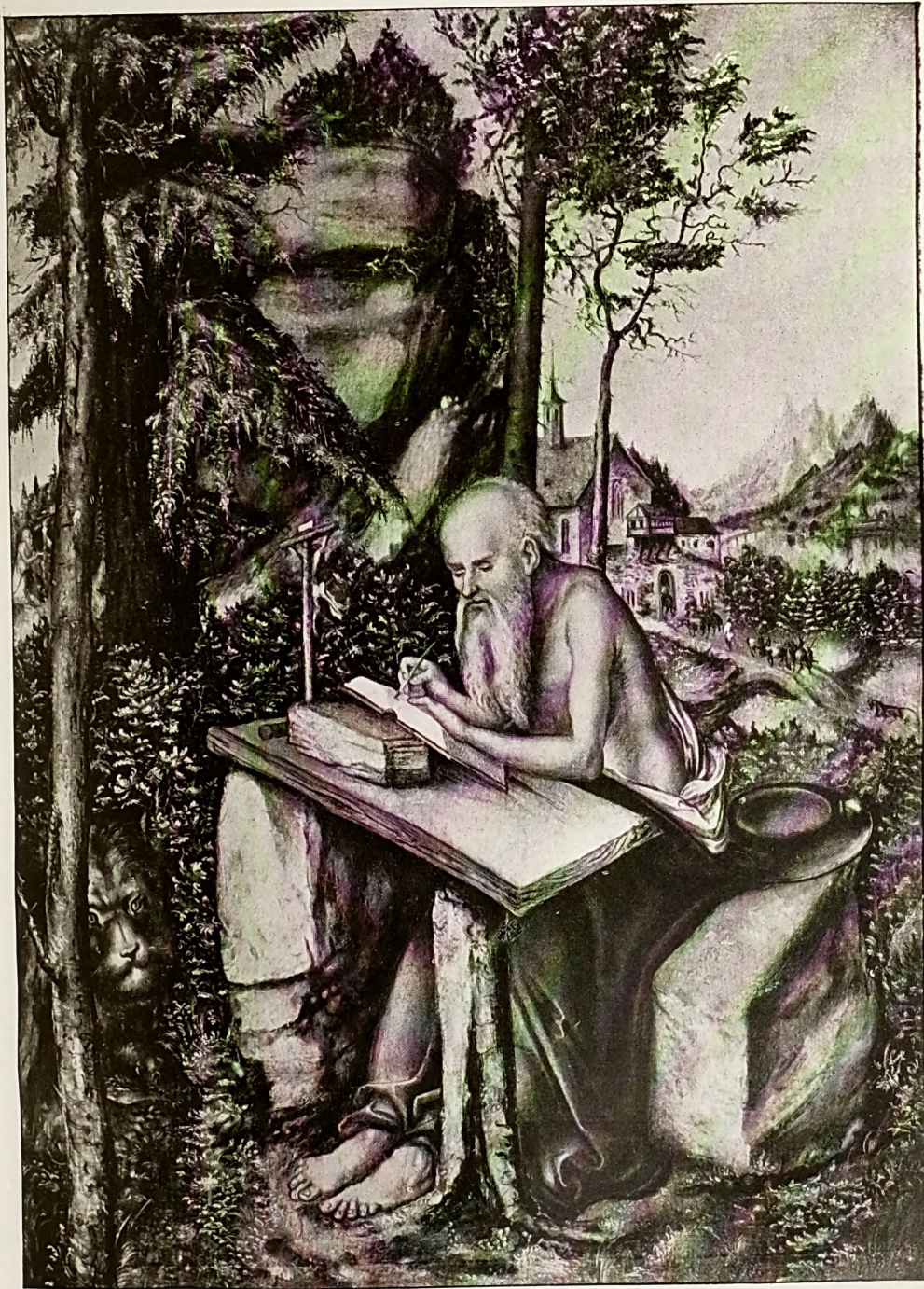
— sie von mir. ———

*pp* *ppp rit.*



Lukas Cranach: Ruhe auf der Flucht nach Ägypten.





Lucas Cranach: Der heil. Hieronymus in der Wildnis.

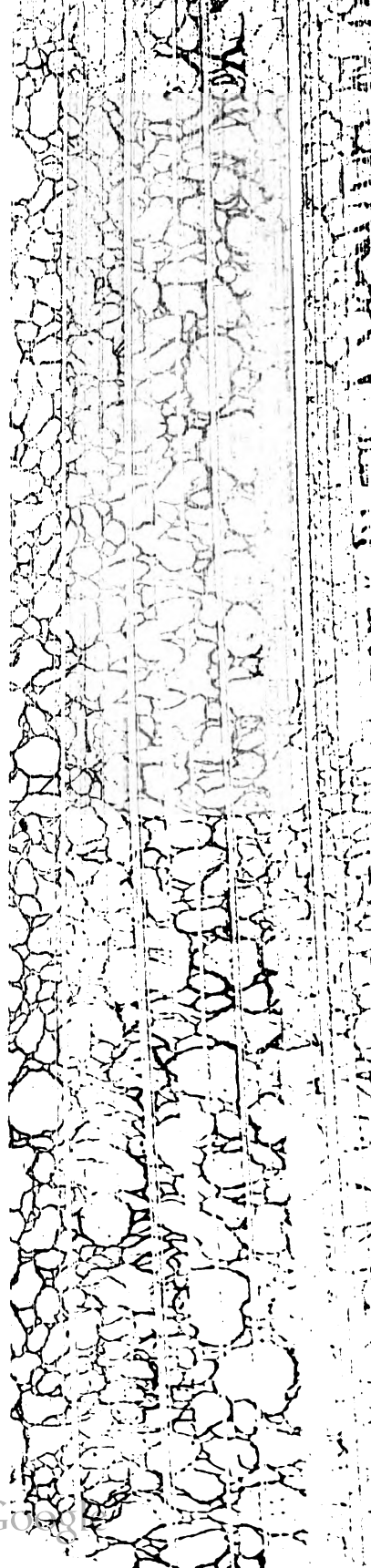






Lukas Cranach: Die heilige Genoveva.







- MELIOS DEO LAVS PHENIS OKAR A TO

Photogravure Bruckmann.



SINGENDE ENGEL  
an Altarwerk der Brüder van Eyck.



VI. Jahrg.

November 1903.

Heft 2.

## Was ist Wahrheit?

Von

W. Kuhaupt.

Schon in den ältesten Zeiten hat man weniger im Wege verstandesmäßigen Denkens, nüchterner Spekulation, als vielmehr im Wege der Intuition, durch Instinkt erkannt, daß der Mensch durch rein sinnliche Wahrnehmung, durch bloße erfahrungsmäßige Naturerkenntnis der ewigen Wahrheit nicht teilhaftig werden kann, daß der Pfad zu ihr sich über die Grenzen der sinnlich-irdischen Welt hinausführt.

Die alten Indier sprechen darum von der sichtbaren Welt als von einem Schleier der Maja, hinter dem sich das Wandelbare, Vergänglichere verbirgt; die irdische Welt ist ein, Erscheinung, Trug, Traum.

Die griechische Philosophenschule der Eleaten setzte dem Wandelbaren, Räumlichen, Zeitlichen, Vielen, Beweglichen, Teilbaren das „Eine“, das „reine Sein“, gegenüber und schloß von diesem „reinen Sein“ alle Illusionen aus, die auf irdische Dinge Anwendung finden.

Seraklit erkannte, daß es in der Sphäre des Endlichen, Veränderlichen keinen eigentlichen Ruhepunkt, keine absolute Dauer gibt. Er sah, wie die Zustände der Dinge wechseln, wie nichts sich gleich bleibt, wie alles zunichte



SINGE  
1870



VI. Jahrg.

November 1903.

Heft 2.

## Was ist Wahrheit?

Von

W. Kuhaupt.

Schon in den ältesten Zeiten hat man weniger im Wege verstandesmäßigen Denkens, nüchterner Spekulation, als vielmehr im Wege der Intuition, durch Instinkt erkannt, daß der Mensch durch rein sinnliche Wahrnehmung, durch bloße erfahrungsmäßige Naturerkenntnis der absoluten Wahrheit nicht teilhaftig werden kann, daß der Pfad zu ihr vielmehr über die Grenzen der sinnlich-irdischen Welt hinausführt.

Die alten Indier sprechen darum von der sichtbaren Welt der Dinge als dem Schleier der Maja, hinter dem sich das Wandellose, Ewige, Vollkommene, die Wahrheit geheimnisvoll verbirgt; die irdische Welt ist nur Schein, Erscheinung, Trug, Traum.

Die griechische Philosophenschule der Eleaten setzte dem Mannigfaltigen, Räumlichen, Zeitlichen, Vielen, Beweglichen, Teilbaren das „Eins“, das „reine Sein“, gegenüber und schloß von diesem „reinen Sein“ alle Prädikate aus, die auf irdische Dinge Anwendung finden.

Heraklit erkannte, daß es in der Sphäre des Endlichen, Vergänglichen keinen eigentlichen Ruhepunkt, keine absolute Dauer gibt. Er sah, wie die Formen der Dinge wechseln, wie nichts sich gleich bleibt, wie alles zumimmt



und abnimmt, wie menschliche Lehren und Einrichtungen im Fluß der Zeit auf und nieder tauchen, und stellte den berühmt gewordenen Satz auf: „Alles fließt; nichts ist ewig außer dem Prozeß des Wechsels.“ Aber in allem Fluß erkannte Heraklit doch ein ewiges Prinzip, das dieser steten Wandlung und Umformung zugrunde liegt. Er nannte es das Feuer. Das Feuer war jedoch nach ihm nicht ein Urstoff, ein Naturelement im Sinne der Hyliter Thales und Anaximenes, sondern Symbol eines Ewigen, Symbol des Lebens, des Geistes.

Auch Plato glaubte an ein selbständiges Reich des Ewigen, der Wahrheit, das hinter den Grenzen unserer Sinne ein gesondertes Dasein hat. Nur die Idee ist ewig und allem Wandel entrückt, nur in ihr ist Wahrheit und wirkliches Sein; die sinnliche Welt, das immerdar werdende, aber nie Seiende dagegen ist nur Erscheinung.

Die Philosophie der neueren Zeit steht unter dem Einflusse ähnlicher Gedanken. Bewußt oder unbewußt anknüpfend an das System der Eleaten, spricht Spinoza von der einen, ewigen, aller Veränderung, allen positiven, sinnlich-menschlichen Wesensbestimmungen entrückten Substanz als dem allein bleibenden, ewigen Wesen der Welt. Alles Endliche, Raumzeitliche sind nur stets schwindende, nie seiende Modi dieser einen ewigen Substanz.

Kant hat der irdischen Welt der Dinge, wie wir sie durch das subjektive Medium der Sinnlichkeit, durch die apriorischen Erkenntnisformen von Raum und Zeit erkennen, das unerkennbare „Ding-an-sich“ als das absolut Seiende, Wahre gegenübergestellt.

Wenn wir nun die durch alle diese Systeme sich hindurchziehende Zentralidee, um die sich alle weiteren Gedanken und Schlüsse wie um eine Grundachse drehen, ihres philosophischen Beiwerks, der menschlich-spekulativen Begründung entkleiden, so bleibt als Resultat die instinktive Erkenntnis, daß es neben dieser materiellen Welt des Irrtums noch eine transzendente Welt, ein Reich der Wahrheit geben muß, und daß die Wahrheit überirdischer Abkunft ist. Diese Erkenntnis als Produkt einer aller Erfahrung vorausliegenden Urerkenntnis, als ewiggültiges Axiom des Geistes, sollte nun auch der heutigen Wissenschaft ein wirklich gewonnenes Resultat sein; nicht in dem Sinne einer idealistisch-dogmatischen These, etwa in der Behauptung: die Welt der Dinge sei nur Schein, bloßes Blendwerk des subjektiven Geistes od. dgl., sondern in dem nie schwankenden Bewußtsein, daß die Wahrheit ihre Wurzeln in einer dem sinnlichen Auge entrückten, ewigen, transzendenten Welt hat, mit andern Worten, daß „Gott die Wahrheit ist“.

Unsere heutige, noch immer unter dem Einfluß einer atheistischen Naturwissenschaft stehende Zeit meint des Ideals „Gott ist die Wahrheit“ entraten zu können. Das Auge der modernen Welt ist — wie die mit gewissem Beifall aufgenommenen Auslassungen des Professors Ladenburg auf dem Naturforscher-Kongreß in Rassel beweisen — noch immer hypnotisch gefesselt vom Anblick des Stoffes. Die Vertreter der materialistisch-naturalistischen Weltanschauung halten unter Absage von allem Jenseitigen,

Geistigen, Göttlichen nur das sinnlich Erfahrbare für allein wirklich, für allein wahr. Eine große Zahl unserer Naturwissenschaftler steckt noch in den Banden einer mechanischen Naturanschauung und hat gegenüber den gegnerischen Einwürfen, daß der Bewegung ein Bewegter, der Ordnung ein Ordner, der Gesetzmäßigkeit ein Gesetzgeber zugrunde zu legen sei, die spöttische Frage bereit: „Philosoph, zeige mir die Hand, die die Planeten auf die Tangente ihrer Bahn warf!“ Nur das Sichtbare, Fühlbare existiert, und alles, was die Menschheit jenseits der sinnlichen Grenzen als seiend gedacht, als notwendig postuliert hat, ist Irrtum, Trug, Täuschung, Priesterwahn.

Die Naturwissenschaft will mit Hilfe von Wage und Pendel, Retorte und Schmelztiegel, Mikroskop und Teleskop die Rätself des Daseins lösen, die Wahrheit ergründen; sie hat kein Auge für das Unsichere, Schwankende reiner Verstandeskalküle; sie bemerkt nicht, wie ihre auf sinnliche Erfahrung, auf technische Instrumente und mechanische Mittel gestützten Lehren und Hypothesen wie im ewigen Fluß auf- und niedertauchen. Wie oft hat es die Welt erlebt, daß „wissenschaftliche Wahrheiten“, die mit großem Samtam und Schellengerassel verkündet wurden, die eine gewisse Zeit als unantastbar galten, nach verhältnismäßig kurzer Dauer als Trug- und Fehlschlüsse wieder fallen gelassen werden mußten.

Einer jeden „Wahrheit“, die im Wege reiner Verstandesoperationen gewonnen wird, heftet sich auch sofort, wenn sie in den allgemeinen Zusammenhang der Erscheinungen eingereiht und verflochten wird, Irrtum und Zweifel an die Fersen. Der menschliche Verstand ist zu eng, zu beschränkt, um objektive Wahrheiten festlegen zu können; zu einseitig, zu wenig umfassend, um jede Erfahrung in dem ungeheueren Komplex der Dinge widerspruchsfrei auflösen zu können.

Diese mit der Zeit aufdämmernde Erkenntnis von der Trügllichkeit des erfahrungsmäßigen und spekulativen Wissens muß logischerweise bei allen denen, die an den irdisch-menschlichen Erkenntniswerten hängen und haften geblieben sind und keine Brücke nach der höheren, ewigen Wahrheitswelt besitzen, zum Zweifel an der Wahrheit führen. Das Fortschreiten auf der wissenschaftlichen Verlängerungslinie hat schließlich zum Erfolg, daß der „Wille zur Wahrheit“, der „Glaube an die Wahrheit“ überhaupt fallen gelassen wird. Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches ist hierfür repräsentativ. Nietzsche hat die letzten Konsequenzen der modernen antimetaphysischen Geistesrichtung gezogen; er hat gezeigt, wohin die Trainierung des reinen Verstandeslebens auf Kosten des Gemüts, die Loslösung der abstrakten Vernunft von den ewigen Wahrheiten einer höheren Offenbarungswelt zuletzt führt.

Hören wir, was dieser moderne Philosoph sagt:

„. . . Es ist immer noch ein metaphysischer Glaube, auf dem unser Glaube an die Wissenschaft ruht, — auch wir Erkennenden von heute, wir Gottlosen und Antimetaphysiker, auch wir nehmen unser Feuer noch von jenem Brande, den ein Jahrtausende alter Glaube entzündet hat, jener

Christenglaube, der auch der Glaube Platos war, daß Gott die Wahrheit ist, daß die Wahrheit göttlich ist . . . Aber wie, wenn gerade dies immer mehr ungläubwürdig wird, wenn sich nichts mehr als göttlich erweist, es sei denn der Irrtum, die Blindheit, die Lüge? . . .

„Die Wissenschaft selbst bedarf noch einer Rechtfertigung. Man sehe sich auf diese Frage die ältesten und jüngsten Philosophien an: in ihnen allen fehlt ein Bewußtsein darüber, inwiefern der Wille zur Wahrheit selbst erst einer Rechtfertigung bedarf, hier ist eine Lücke in der Philosophie — woher kommt das? Weil das asketische Ideal über alle Philosophie bisher Herr war, weil Wahrheit als Sein, als Gott, als oberste Instanz selbst gesetzt wurde, weil Wahrheit gar nicht Problem sein durfte. Von dem Augenblick an, wo der Glaube an den Gott des asketischen Ideals verneint ist, gibt es auch ein neues Problem: das vom Wert der Wahrheit. Der Wille zur Wahrheit bedarf einer Kritik“ . . .

Wir brauchen über Inhalt und Prägung des Gehörten nicht zu staunen; es ist einfach Spitze und letztes Resultat einer gottfeindlichen Forschung. Nietzsche ist von seinem Standpunkt aus ganz logisch verfahren; er sieht das ewig Wechselnde, ewig Schwankende, Unsichere, Lückenhafte in der Welt der Wissenschaft; er klopft an die Wände des wissenschaftlichen Gebäudes und findet, wie es an so vielen Stellen hohl und brüchig klingt. Da kann es denn nicht wundernehmen, wenn mit der Erkenntnis, mit der Einsicht, daß alle Lösungsversuche des Welträtsels an der Endlichkeit, an der Beschränktheit des menschlichen Verstandes zerschellen, der „Wert der Wahrheit“ in Zweifel gezogen, der „Wille zur Wahrheit“ einer Kritik unterworfen wird.

Dasselbe nun, was Kant bei Erörterung des erkenntnistheoretischen Problems bezüglich des Verhältnisses zwischen rein sinnlicher Anschauung und der diese Anschauung ordnenden Verstandesbegriffe festgelegt hat, findet seine Anwendung auf das Verhältnis zwischen endlichem Verstand und göttlicher Wahrheit.

Kant sagt, Anschauungen ohne Begriffe sind blind, Begriffe ohne Anschauungen leer. Wie wir in alle sinnliche Anschauung erst dadurch Ordnung und Einheit hineinbringen, daß wir die Anschauungs- oder Wahrnehmungsmasse in jene apriorischen Verstandesbegriffe einkleiden, so bringen wir auch in das Verstandesleben erst dadurch Ordnung, Zusammenhang, Geschlossenheit hinein, daß wir die endliche Vernunft von der unendlichen, ewigen befeuern lassen; daß wir den nur auf Sinneswahrnehmung sich stützenden Verstand von den Klammern ewiger Wahrheit umschlossen halten. Wie sinnliche Wahrnehmung ohne Verstandesbegriffe eine rohe Masse wäre, eine rudis indigestaque moles, so ist die Wissenschaft, die sich lediglich auf Sinneswahrnehmung, auf den menschlichen Verstand, dieses fehlgreifendste Organ, stützt, eine weg- und steglose Wildnis, ein Labyrinth, aus dem kein Ariadnesfaden hinausführt. Unter dieser Perspektive zeigt sich uns eine Wissenschaft ohne Gott.

Die moderne Wissenschaft gleicht einer unheimlichen Zusammenhäufung von allen Seiten herbeigetragenen Baumaterials, das den Unblick einer ungewürfelten Masse ohne Ordnung, innere Gliederung und Einheit darbietet. Es fehlt der Grundriß, der Bauplan, das Schema. Der moderne, nur auf die Wissenschaft sich stützende Mensch, nach seinem Wanderbuch befragt, kann ein solches nicht vorzeigen; er weiß nicht mehr, woher er kam und wohin die Wanderung geht. Die Menschheit hat den Kommer mit ihrem Grunde, mit dem Urheber alles Seins verloren, — und weil sie nicht mehr glaubt, daß „Gott die Wahrheit“ ist, muß ihr die Wahrheit Problem werden, muß sie sich des Willens zur Wahrheit schließlich begeben.

Welches sind nun die Quellen ewiger Wahrheit? Es gibt deren zwei. Die eine ist in uns selbst, versteckt wie in einem tiefen Brunnen; es ist jene Seite unseres Wesens, nach der wir von uns sagen können, wir seien „göttlichen Geschlechts“; es ist jene geistige Wesenshälfte, auf deren Grundlage sich unser irdisches Sinnen- und Verstandesleben als sekundäre Form und Erscheinung erst erhebt und entwickelt.

Die andere Quelle ist jener Inhalt von Wahrheiten, jene Summe von göttlichen Eingebungen, die als geoffenbarte Religion in die Zeitlichkeit, in die Geschichte, hineingetragen worden sind. Wenn der Mensch der Wahrheit teilhaftig werden, wenn er mit ihr Verbindung halten will, muß er auch aus diesen Quellen schöpfen und seinen endlichen Verstand von der unendlichen, ewigen Vernunft befruchten lassen.

Statt sich nun dieser ewigen Vernunft anzupassen, stellt der Mensch von heute umgekehrt an diese die Forderung, daß sie sich dem beschränkten, endlichen Verstande unterordnen und anpassen soll; er macht sich also mit andern Worten „zum Maß der Dinge“ in einem Sinne, wozu ihm die Befugnis fehlt.

Aus jener subjektiven Quelle nun, aus dem von der Sinnlichkeit verdeckten und überspannenen Urgöttlichen in unserm Geiste sind zwar wirksame Kräfte der Offenbarung ausgegangen: indem ja die Rudimente des Glaubens an Gott, als die „ewige Wahrheit“, die Überzeugung von der Unverwundlichkeit der menschlichen Person, das instinktive Schuld- und Verantwortlichkeitsgefühl des Menschen Gott gegenüber, das Heils- und Erlösungsbedürfnis in allem, was menschliches Antlitz trägt, auf diesem Boden gewachsen sind; aber andererseits ist auch nicht zu verkennen, daß der Offenbarungsinhalt aus dieser subjektiven Quelle bei der Erübung, die er im Durchgang durch das Sinnenleben erfährt, dunkel, nebelhaft und unbestimmt bleibt. Es ist unmöglich, jenen Inhalt von Ahnungen und ursprünglichen Instinkten in die richtige, in die uns nützliche und faßliche Form auszuprägen. Erst wenn wir ihn unter der Perspektive jener objektiven Offenbarungsquelle betrachten, wird er in das Licht des Verständnisses gerückt. Unser tieferes, unter der Schwelle der sinnlichen Erkenntnis ruhendes Geistesleben ist in ein Halbdunkel gefüllt, das wir mit der Vernunft nur teilweise erbellen können. Fichte der Jüngere, der ein Doppelleben des Geistes annahm,

sagt von der Seele, sie sei ein Gebilde nächtlicher Art, nur auf dem Gipfel erleuchtet und lichtdurchdrungen, während zahlreiche Beziehungen im dunkeln Abgrund unter ihm liegen, ohne zum Licht emporzukommen. Die heidnischen Naturvölker, die nur aus der subjektiven Quelle geschöpft haben, sind darum nicht zur ganzen Wahrheit durchgedrungen.

So viel ist aber doch festzuhalten, daß der noch nicht reflektierende, d. h. der auf einer unteren Entwicklungsstufe stehende Mensch nicht in dem Maße von der Wahrheit abirrt wie der klügelnde Verstandesmensch. Der auf sein Instinktleben sich stützende Naturmensch, welcher eine objektive Offenbarungsquelle nicht kennt, macht sich Gott allerdings durch sinnliche Anschauungsbilder gegenständlich, er verehrt als Fetischdiener rohe Naturobjekte, vielleicht Steine und Klöße, oder als Feueranbeter ein Naturelement; aber wenn er sich auch Gott in einer seiner geistigen Höhe adäquaten Weise vorstellt, so ist ihm diese Vorstellung oder vielmehr das Objekt dieser Vorstellung doch nur das Symbol einer dahinterstehenden, unbekannten Macht, und zwar einer persönlichen Macht, was zu betonen ist. Er bleibt also insofern seinem tieferen Instinktleben, seiner innern Ahnung getreu, als er eben in der Macht, der er seine Verehrung widmet, die er fürchtet, liebt, der er dankt, zu der er fleht, etwas Persönliches erblickt; er irrt nicht von sich selbst ab, insofern er sich von dem tiefen Bewußtsein seiner Gottebildlichkeit leiten läßt. Wie in der geoffenbarten Religion die Idee: „Gott ist das urpersönliche Wesen“ ein ausgesprochenes Grundfaktum ist, so ist auch bei den Naturvölkern, was die Gottesvorstellung anbetrifft, der Gedanke der Persönlichkeit der ihr ganzes religiöses Vorstellungsleben durchwaltende Grundton.

Sobald aber der Verstand des intellektuell gesteigerten Menschen anfängt, sich von seinem ursprünglichen Instinktleben zu emanzipieren, sobald der Prozeß einer innern Entzweiung beginnt, wendet er den Stachel der Kritik zunächst gegen den Begriff der göttlichen Urpersönlichkeit. Er konstruiert sich einen Gott, der in den Rahmen seiner Verstandesbegriffe noch eben hineinpaßt, etwa einen deistischen, pantheistischen Gott; und zuletzt, wenn er immer kühler, nüchterner, klüger, verständiger geworden ist, dann tritt ihm an die Stelle des persönlichen Gottes der blinde Mechanismus, die tote, physische Naturkraft.

Wie sehr der kühle Verstandesmensch jene innere Forderung mit Reulenschlägen zurückweist, wie sehr er gegen seine Urinstikte kämpft, und mit wie starken Fäden er aber dennoch auch wiederum mit ihnen verknötet ist, beweist jener oft zitierte Ausspruch Du Bois-Reymonds: „Die Kraft ist nichts als eine versteckte Ausgeburt des unwiderstehlichen Hanges zur Personifikation, der uns eingeprägt ist, (!) gleichsam als ein rhetorischer Kunstgriff unseres Gehirns, das zur tropischen Wendung greift, weil ihm zum reinen Ausdruck die Klarheit der Vorstellung fehlt.“

Es ist den Vertretern der Wissenschaft vor allem noch klar zu machen, daß auch in ihnen, trotz aller „Kühle und Freiheit von Affekt“, doch noch

ein Funke der subjektiven Offenbarung glimmt, und daß der „unwiderstehliche Sang zur Personifikation“ nicht ein rhetorischer Kunstgriff des Gehirns, wohl aber der letzte unausrottbare Stumpf der Idee unserer Abhängigkeit von einem urpersönlichen Wesen ist.

In dem Umstande nun, daß der Naturmensch, der noch mit seinem innersten Wesen in Übereinstimmung sich befindet, die Urdee von Gott doch nicht zur Klarheit und Wahrheit herausheben kann, daß er, obwohl er den Gedanken der Persönlichkeit festhält, ihn doch durch sinnliche Bilder und Vorstellungen verunreinigt, haben wir den Beweis, daß der nur aus der subjektiven Offenbarungsquelle schöpfende Mensch die absolute Wahrheit nur halb erfassen kann.

Auch die Unsterblichkeitsidee gehört zur Mitgift des menschlichen Geistes, aber auch diese Idee wurde, obwohl von dem von der Verstandesreflexion unberührten Teil der Menschheit mit Zähigkeit festgehalten, von den Schalen sinnlicher Vorstellungen verhüllt.

Ebenso ist die Ahnung von einer kommenden Erlösung, von einem Weltheiland in den Völkern des Altertums wohl hervorgetreten und lebendig gewesen; aber wir sehen, daß z. B. die Griechen in der Herkulesfrage dieser Ahnung in keiner höheren Form Ausdruck zu geben vermochten als in dem groben Sinne einer Erlösung von Angeheuern und weltlichen Abeln. Überall wird das gediegene Metall, das als apriorischer Bestandteil im Geiste liegt, durch sinnliche Vorstellungen und Begriffsbilder verschlackt, wenn der Schmelzriegel der objektiven Offenbarungsquelle fehlt.

Selbst die Juden hatten, obgleich ihre ganze Offenbarungsgeschichte auf den kommenden Weltheiland hinweist, zuletzt keine reine Vorstellung mehr von der eigentlichen Mission des Erlösers; sie konnten sein Werk und seine Aufgabe nicht tiefer und höher begreifen als: Befreiung von weltlicher Unterdrückung, Erlösung vom römischen Joch. Der Inhalt ihrer Hoffnungen faßte sich zusammen in den klagenden Worten: „Wir aber glaubten, er sollte Israel erlösen!“

Also die subjektive Offenbarung des Geistes und auch die objektive Offenbarung Gottes durch Inspiration des Menschengeistes reichte zuletzt nicht mehr aus, der in Sünde und Irrtum verstrickten Menschheit die Wahrheit nahe zu bringen oder sie in ihr zu erhalten. Die Naturreligion hatte zum physischen Verderben geführt, und auch die Gesetzesreligion, die als evangelische Vorbereitung auf das Kommen des Weltheilandes nun ihre Mission erfüllt hatte, konnte der Versumpfung und allgemeinen Degeneration nicht mehr Einhalt tun; darum konnte Gottes providentielle Leitung und Erhaltung nicht mehr in bloß gewöhnlicher Weise, d. h. durch die dem Menschengenisse eingegossenen Urinstinkte und durch den inspirierten Menschengenist wie bisher wirken. Es mußte durch eine außerordentliche Tat, durch ein direktes persönliches Eingreifen Gottes in die Geschichte der Sauberbann gelöst werden.

Das ist geschehen durch jenes den Mittelpunkt der Geschichte bildende

welthistorische Ereignis, durch das Erscheinen Christi. Es ist die Menschwerdung Gottes, sein Erscheinen im Fleisch, als welterlösender Christus, der letzte und großartigste Offenbarungsakt Gottes; und die Prämisse dieser die ganze Menschheitsgeschichte umfassenden Tat ist die durch Irrtum und Sünde zerrissene Menschheit, die, ruhe- und friedlos, vergeblich bemüht war, sich durch Opfer zu entschuldigen. Christus ist darum die tiefste Erscheinung, der mächtigste Durchbruch einer göttlichen Leitung der Geschichte. Dadurch, daß das Wort Fleisch wurde und unter uns wohnte, hat Gott ein Reich der Wahrheit in der Menschheit aufgerichtet, unter dessen Perspektive die gesamte menschliche Erkenntnis und der gesamte Geschichtsprozeß betrachtet werden muß. Die tiefe Bedeutung seines Erscheinens als Stifter und Gründer eines ewigen Wahrheitsreiches hat Jesus ausgesprochen in den Worten: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, oder: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“. Er wollte mit den letzten Worten sagen, es sei nicht seine Aufgabe, Weltliches, Vergängliches zu bringen, sondern ewige, irrumsfreie Wahrheit.

Man könnte nun annehmen, jene subjektive Wahrheitsquelle sei überflüssig geworden, sie könne nun ihr Wirken aus dem Innern unseres Geistes einstellen, ihre Tätigkeit habe nur vor Christus, für die heidnischen Naturvölker (um sie auf jenes weltgeschichtliche Ereignis, die große Heilstat Gottes zu präparieren) Wert gehabt. Das ist aber ein Irrtum. Auch heute bedürfen wir dieser subjektiven Quelle in genau demselben Maße wie ehemals. Unser Denken würde dem Offenbarungsgehalt fremd gegenüberstehen, es würde kalt bleiben, wenn diesem nicht unser fundamentales Instinktleben entgegen und zu Hilfe käme. Der Mensch würde nicht an eine Erlösung glauben, wenn nicht das tiefe Sehnen nach einer solchen in seinem Innern verborgen läge; er würde sich gegen jegliche Offenbarung stumpf und indifferent verhalten, wenn ihm nicht seine innerste Natur gewissermaßen als Vorbereitendes entgegenkäme. Was nämlich dem menschlichen Gemüt unangemessen ist, was nicht dem Instinktleben entspricht und entgegenkommt, läßt sich ihm auch schlechterdings nicht offenbaren! Die subjektive Vernunft muß sich eben in der objektiven wiederfinden. In Wahrheit ist darum überhaupt auch der christentumfeindliche Mensch in seinem Gemüt, in seinem innersten Wesen Christ. Augustinus hat darum einmal gesagt: „Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin.“

Man hat es als ein Absurdum angesehen, daß Gott, um sich zu offenbaren, selbst Fleisch geworden und in die Lebensphäre des Menschen herniedergestiegen sein soll. Aber man muß doch, sofern man an dem Offenbarungsglauben überhaupt festhält, zugeben, daß sich Gott am höchsten und vollkommensten offenbaren konnte, wenn er selbst Fleisch wurde und einen Fleischleib als Instrument seiner Offenbarung und Menschheitserleuchtung benutzte. Wenn sich der Mensch einem auf niedriger Lebensstufe stehenden organischen Wesen offenbaren und ihm einen Einblick in sein Wesen und Wirken gestatten wollte, so müßte er ebenfalls — eine solche Möglichkeit

natürlich vorausgesetzt — in die Lebens- und Wirkungssphäre solcher tiefstehenden Wesen hinabsteigen und sich ihres Körpers als Organ und Instrument seiner Rundgebungen bedienen. Ein solches Lebewesen würde ihn nur verstehen, wenn er ein der geistigen Höhe desselben adäquates Wesen annehmen würde.

Wenn der Mensch mit seinem eignen Instinktleben zerfällt, wenn er die Postulate des Gemüts zurückweist und erstickt, wenn er sich von dem Wahrheitsgehalt der geoffenbarten Religion loslöst, so vollzieht sich in ihm jener Riß, der zuletzt zum Zweifel an einer objektiven Wahrheit, zur Leugnung eines Reiches der Wahrheit führt. Die Emanzipation des Verstandes vom Gemüt, die Abtrennung der endlichen Vernunft von der ewigen Wahrheit, die Loslösung des Zeitgeistes von dem göttlichen Geist ist darum gleichbedeutend mit Naturalismus, Atheismus, Nihilismus.

Auf allen Gebieten des geistigen Lebens ist aber jenes gemüt- und glaubenzerstörende Verstandesleben am Werk; überall bemerken wir eine innere Spaltung, überall zeigt sich die Emanzipation des doktrinären Verstandes von den Forderungen des Gemüts, die Loslösung von dem Glauben, daß Gott in die Menschheitsgeschichte hineinwirkt.

Die Menschheit wird mündig; sie stellt sich auf sich selbst, d. h. auf den fehlgreifenden, irrenden Verstand; sie trennt sich von ihrem Grunde; sie baut ihre Hütte auf den Flugland wissenschaftlicher Abstraktionen. Nur was sich im Fachwert reiner Vernunftbegriffe unterbringen läßt, hat Anspruch auf Geltung. Nur der Verstand soll absolute Wahrheiten erzeugen können; und dabei hat eine mehrtausendjährige Erfahrung gelehrt, daß nichts weniger Anspruch auf Unbedingtheit und Wahrheit machen kann als die Erzeugnisse menschlicher Verstandespekulationen. Alle Produkte dieses Ursprungs sind demselben Gesetz unterworfen, dem das organische Gebilde (nach seiner stofflichen Seite) untersteht: wie dies im Wechsel von Zeugung und Tod ein Schauspiel fortwährenden Entstehens und Vergehens darbietet, so trägt auch jedes Verstandeserzeugnis, jede menschliche „Wahrheit“ schon im Entstehen das Stigma der Vergänglichkeit an der Stirn.

Gewisse dogmatische Sätze, welche die Stoff- und Kraftphilosophen noch vor wenigen Dezennien als unumstößliche Wahrheiten verkündeten, haben heute schon ihr Renommee eingebüßt; und wie könnte es auch anders sein: die Erfahrung von heute macht ja das Urteil, die Meinung von gestern schon wieder schwankend oder hebt es ganz auf. „Die Füße derer, die dich hinaustragen, stehen schon vor der Tür,“ sagt Hegel sehr richtig bezüglich des Auf- und Niedertauchens von Zeitmeinungen, von Zeitphilosophien.

Die Erfahrungswissenschaft kann wohl aus gewissen empirischen Naturtatsachen gewisse Schlüsse ziehen, allgemeine Gesetze abstrahieren, aber sie ist nie sicher, daß nicht schon morgen neue Erfahrungen, neue Entdeckungen die Gültigkeit ihrer Schlussfolgerungen in Frage ziehen. Das Naturerkennen hat keine Grenzen, und diese Grenzen sollte die empirische Forschung respektieren.



Der Wert der Erfahrungswissenschaft ist außerordentlich groß, niemand wird das in Zweifel ziehen wollen; die Menschheit verdankt ihr viel, aber ihr Wert liegt doch lediglich in der Richtung des Praktischen; das praktische Leben ist ihr eigentlicher Zummelplatz. Dagegen fällt die Lösung der großen Probleme des Daseins, die Beantwortung der Frage über Ursprung und Ziel der Dinge nicht mehr in das Grenzgebiet der reinen Erfahrungswissenschaft; hier sind Instinkt und Offenbarung die ausschlaggebenden Faktoren. Der Verstand ist für den Menschen nur das irdische Orientierungsinstrument.

Instinkt und geoffenbarte Religion sind die Zentripetalkräfte, die den Menschen immer wieder zu dem Grunde, dem er und alles Sein entstieg, zurückziehen, die den Verstand mit Gott, mit der ewigen Wahrheit in Verbindung halten; dagegen gleicht der Verstand für sich der vom Zentrum, vom Grunde, von der Wahrheit abstrebenden Zentrifugalkraft. Wo das Gleichgewicht dieser beiden Kräfte gestört ist, wo der Mensch nicht in Kontinuität bleibt mit seinem tieferen Instinktleben, wo der Verstand sich löst von der Offenbarung, wo der Zeitgeist und Gottesgeist miteinander zerfallen, da wird die Wahrheit Problem, da wird der Wert der Wahrheit in Zweifel gestellt.

Wie Zentripetal- und Zentrifugalkraft, trotzdem sie polare Gegenfäße zu sein scheinen, in ihrer Einheit, in ihrem Gleichgewicht doch ein Ganzes einer Wirkung darstellen, so sollen auch Verstand und Gemüt, Zeitgeist und Gottesgeist in untrennbarem Verbundensein eine harmonische Einheit bilden.

Die Trennung und Gleichgewichtsstörung macht sich aber — wie schon gesagt — jetzt allerorten bemerkbar. Unser gesamtes modernes Geistesleben stellt sich uns dar als eine Abfalls- und Abwärtsbewegung von Gott, als die Emanzipation des Verstandes von den Quellen ewiger Wahrheit.

Der moderne Mensch hat den Orientierungsfaden in den verschlungenen Gängen des Weltlabirinth verloren; er muß darum auch notwendigerweise ein Opfer des Minotauros dieses Labirinth werden — und dieser Minotauros heißt: Verstand.

Der von seinem Grunde losgelöste Verstand negiert sich zuletzt selbst; er entdeckt mit Nietzsche: „daß hinter aller Logik psychologische Forderungen zur Erhaltung einer bestimmten Art von Leben stehen“; er fragt mit jenem: „Was zwingt uns überhaupt zur Annahme, daß es einen wesenhaften Unterschied von ‚wahr‘ und ‚falsch‘ gibt? Genügt es nicht, Stufen der Scheinbarkeit anzunehmen und gleichsam hellere und dunklere Schatten und Gesamttöne des Scheins?“ . . .

„Als die christlichen Kreuzfahrer im Orient auf jenen unbefiegbaren Assassinenorden stießen, jenen Freigeisterorden par excellence, . . . da bekamen sie auf irgendwelchem Wege auch einen Wink über jenes Symbol und Kerbholzwort, das nur den obersten Grad, als deren Sekretum, vorbehalten war: ‚Nichts ist wahr, alles ist erlaubt‘ . . .

„Nichts ist wahr“ ist auch das Stich- und Kerbholzwort unserer modernen „sehr freien Geister“ geworden; und das ist nicht befremdlich bei

Menschen, die aus allen Grundkategorien des Geistes und der geschichtlichen Vergangenheit herausgefallen sind. Wenn sich der Mensch in dem Maße innerlich selbst entzweit, wenn der Verstand in der Weise Reile zwischen sich und die dem Menschen von Gott eingegossenen Urinstinkte klemmt, daß er, an den Grundaxiomen des Geistes (wozu auch der Wille zur Wahrheit gehört) Kritik übend, den Satz aufstellt: „Der Wille zur Wahrheit bedarf erst einer Rechtfertigung!“, dann freilich ist eine Verwunderung darüber, daß der Wert der Wahrheit zum Problem gemacht, daß die Wahrheit überhaupt gelehnet wird, nicht mehr am Platz.

Wie in den Zeiten Christi der jüdisch-römische Geist in der Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?“ sein charakteristisches Gepräge erhielt, so hat der moderne Geist des Jahrhunderts in der bündigen Antwort Friedrich Nietzsche: „Es gibt keine Wahrheit“ seinen eigentümlichen Ausdruck gefunden.

Ziehen wir nun aus dieser „neuen Erkenntnis“ die unvermeidlichen Konsequenzen, so ergibt sich daraus eine Stimmung und Gemütsverfassung, die dem Menschen laotkonartige Züge aufsprägt; und so sehen wir denn, wie eine innere Unruhe, eine tiefe Depression und bleierne Müdigkeit, ein schleichendes Gift auch am Marke des Mannes zehren, der den alten sophistischen Satz: „Der Mensch ist das Maß der Dinge“ in ein neues Gewand gekleidet hat in den Thesen: „Es gibt keine Wahrheit . . .“, „Es gibt nur Stufen der Scheinbarkeit.“ Nietzsche hat uns über seine Gemütsverfassung, über seinen innern Seelenzustand nicht im Zweifel gelassen; in vielen seiner nur aphoristisch hingeworfenen Gedanken ist dieser „freie Geist“ indiskret genug gewesen, uns eine psychologische Berichterstattung zu geben und das zu beichten, was ihn drückte und verzehrte:

„Wanderer, wer bist du? Ich sehe dich deines Weges gehen, ohne Hohn, ohne Liebe, mit unerrathbaren Augen; feucht und traurig wie ein Senkblei, das ungesättigt aus jeder Tiefe wieder ans Licht gekommen — was suchte es da unten? —, mit einer Brust, die nicht seufzt, mit einer Lippe, die ihren Ekel verbirgt, mit einer Hand, die nur noch langsam greift: Wer bist du? was tatest du? Ruhe dich hier aus: diese Stelle ist gastfreundlich für jedermann, — erhole dich! Und wer du auch sein magst, was gefällt dir jetzt? Was dient dir zur Erholung? Nenne es nur, was ich habe, biete ich dir an! — Zur Erholung! Zur Erholung? O, du Neugieriger, was sprichst du da! Aber gib mir, ich bitte — Was, was? Sprich es aus! — Eine Maske mehr, eine zweite Maske!“

Und was sollen diese Masken? Der Mensch der neuen Erkenntnis, der „freie Geist“ bedarf ihrer, um das leidgefurchte Gesicht, die Hohläugigkeit, die Tränen zu verbergen, die ihm die „neue Wahrheit“, daß Wahrheit nur eine Chimäre ist, eingebracht hat.

„Es gibt freie, freche Geister, welche verbergen und verleugnen möchten, daß sie zerbrochene, stolze, unheilbare Herzen sind.“





# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders.

Von

Peter Koelegger.

(Fortsetzung.)

**W**enn's dunkel ist in der Welt, da schaut der Mensch gern immer einmal gegen Morgen hin. Dort geht das Licht auf. Alle Lichter gehen dort aus dem Osten herauf. Auch die Menschengeschlechter sollen gekommen sein von jener Seite her. Da ist ein uraltes Buch und ist der Anfang darin beschrieben und die erste Menschheit. Aus dem Volk der Juden ist dieses Buch gekommen und die alten Juden sind das Volk Gottes genannt worden. Denn sie haben über sich gesehen einen einzigen, ewigen Gott. Gar große Männer sind in diesem Volk aufgestanden, mit heiligen Lehren. Der größte hat Moses geheißten und steht es geschrieben, daß er die zehn Gebote herabgebracht hätte zu den Menschen. Aber die Juden sind gesunken und immer tiefer gefallen und dann schwer geknechtet worden von fremden Reichen. Im Elend wie wir, in Fluch und Verzweiflung sind sie gewesen, und das hat gedauert tausend Jahre und länger. Von Zeit zu Zeit sind Propheten erschienen und mit einer lichten Gnade haben sie kundgetan, daß ein Heiland würde kommen, der die Juden in das Reich der Herrlichkeit führt. Auf diesen Heiland haben sie gewartet hundert Jahre und viele hundert Jahre. Oft ist einer gewesen, den sie dafür gehalten haben, und waren doch betrogen. Und als endlich der rechte erscheint, der rechte große Heiland — den haben sie nicht erkannt. Denn er ist anders gewesen, als sie ihn gedacht haben.

Soll ich anfangen zu sagen, wie in Winterabenden meine Mutter mir, dem Knaben, erzählt hat, daß es gewesen sei? Soll ich mir es vorsagen wie einer, der sich selbst wecken will um Mitternacht, ehe der Herr kommt? Soll ich ohne Schrift und Lehr aus meinem armen wirren Haupte hervorsuchen, was an Bruchstücken etwa noch darin erhalten geblieben, was verschüttet ist worden in der Welt Irr und Wirr, und was jest, dieweilen es so dunkel ist worden, wieder aufblüht und hoch zu leuchten anhebt wie in der Nacht die Sternentrone! Soll ich die heiligen Gestalten rufen, daß sie mir beistehen in meiner letzten Tage Angst, daß sie mich umkreisen mit ihrem ewigen Rosenlicht — und kein Geist des Verzagens zu mir mag kommen? — Es ist gar ein schmaler Weg zwischen den Mauern dieser harten Burg, auf dem ein wenig Licht zu mir kann dringen.

Wie Gott will. Dantbar zufrieden will ich sein mit dem blaffen Abglanz des Himmels, der durch die Mauerlücke zu mir kommt vom heiligen Ofen her. — O Gott, mein Vater! Laß aus fernen Ländern und aus vergangenen Zeiten die Botschaft zu mir kommen, so wie sie mein einfältig Herz kann fassen und verstehen. Nach Gottes Wahrheit dürste ich, und was mich stärkt, tröstet und erlöst, das wird für mich ja Gottes Wahrheit sein. O blaßes Licht! Sollst du der Mutter Erbschaft und Segen sein? O meine Mutter! Sprich herüber aus der Ewigkeit zu deinem unglücklichen Jungen — sprich herüber!

Sabe ich doch immer dich gesehen in dem Weibe, das zur harten Winterzeit übers Gebirge hat müssen, weit weg von heim. Und so will ich anfangen.

Das Judenland ist zur Zeit unter der Herrschaft der gewaltigen Römer gewesen. Da hat der römische Kaiser wissen wollen, wie viele ihrer wären, und hat im Judenland eine Volksaufschreibung angeordnet. Alle Juden sollten in ihren Geburtsort kommen und sich dort angeben beim Amtmann. Da hat in dem Städtlein Nazareth in Galiläa — das ein gebirgisches Gebiet des Judenlandes ist — ein Zimmermann gewohnt. Schon ein älterer Mann, der ein junges Weib gehabt hat, von dem noch heute ein Volkslied singt: „Schön weiß als wie Kreiden, Schön mild als wie Seiden; Ein wunderschön Weib, Voll Demut dabei.“ Arme Leute, aber fromm und fleißig und gehorsam. Kein Mensch hätte nach ihnen gefragt in der weiten Welt und das römische Reich wäre ohne diesen Zimmermann nicht zugrunde gegangen. Ob man nicht vielmehr sagen könnte: Wegen des Zimmermannes ist es zugrunde gegangen! Im Lande Galiläa haben Leute aus aller Welt

gewohnt, auch eingewanderte Barbaren aus dem Westen und aus dem Norden. Unser Zimmermann ist gebürtig aus dem südlichen Judenslande, der Stadt Bethlehem, die in noch älteren Zeiten auch die Heimat des Königs David gewesen war. Josoph, der Zimmermann, soll nicht ungern davon gesprochen haben und auch durchblicken lassen, daß er von David abstamme, dem großen Könige. Schöner — mag er wohl gedacht haben — ist's freilich, wenn man von unten hinaufkommt, als von oben herab. Oder ist es anders? Kommt nicht der Mensch von unten hinauf und Gott von oben herab? Denn David war in seiner Jugend Hirte gewesen; man sagt, er habe als solcher mit einem Steinwurf einen feindlichen Riesen getötet, weshalb er dann so hoch hinaufgekommen ist. Nun ja, und weil der Zimmermann Josoph gerne wieder einmal sein Heimatsstädtl gesehen hat, und weil er gerne auch sein liebes Weib einmal hat hinführen wollen, um ihr seiner Jugend Land zu zeigen, so ist ihm die Volksaufschreibung ganz recht gewesen. So haben sich die zwei Leutlein zusammengetan und sind nach Bethlehem gereist. Drei Tagereisen oder länger, und wird's wohl geplagt haben. Hat ein Handwerker noch heute nichts zum Besten, so kann man sich's bei Meister Josoph, der immer mehr auf gute Arbeit als auf gutes Geld gesehen hat, leicht denken. Ein Bündel Nahrung mögen sie von heim mitgetragen haben und die Ehegesponsin wird wohl oft haben rasten müssen unterwegs. Der Weg ist unsicher in dem Steingebirge und haben sie durch das verdächtige Land der Samariter reisen müssen. Aber Josoph denkt nicht dran. Und kommen endlich nach Judäa. Wo sie auf alte Denkmäler stoßen, da bleibt er gerne stehen, erstens um zu schauen, wie sie gebaut sind, und zweitens, um der großen Männer und Taten der Vorzeit zu gedenken. An einer Statt namens Bethel haben sie eine Nacht zugebracht, und in derselben Nacht hat Josoph von einer Leiter geträumt, die er vor sich stehen sieht und die von der Erde bis zum Himmel reicht. Josoph denkt noch, wenn's die Sprosseln halten, so könnte man da hinauffsteigen, dieweilen sieht er schon, wie von oben ein weißer Engel herabsteigt, ganz langsam immer tiefer herab bis zu Josoph, und wie dieser die Hand nach ihm ausstreckt, ist er nicht zu sehen. Er wacht auf, der Traum steht ihm groß und süß vor der Seele, und ist es der Platz gewesen, wo einst der Patriarch Jakob die Himmelsleiter geschaut hat, und daß die Leiter gleichsam stehen geblieben ist, damit zu allen Zeiten zwischen Himmel und Erde Engel auf und nieder steigen können. Sind dann wohlgemut fürbaß gezogen. Aber wenn Josoph auf der Steppe die Schatale schreien hört und im Sande die Beduinentapfen sieht, so wird ihm bange.

Doch denkt er, der Engel, der herabgestiegen ist, wird wohl neben ihm schweben, denn das Fächeln der Fittiche glaubt er manchmal an seiner Wange wahrzunehmen.

Der Boden, auf dem sie wandern, ist starr; die Kräuter, vom Froste versengt, liegen welt dahin. Auf dem Libanongebirge, das den Reisenden aus der Heimatsegegend ferne noch nachschaut, liegt Schnee, und auf den Niederungen des Landes Juda sinken aus trüber Luft weiße Flimmerchen nieder, so daß die Steine und die Rasen weiß werden. Als sie an einem Brunnen rasten, blickt das Weib nachdenklich in den Tümpel und sagt: „Siehe, Joseph, was sind das auf der Wasserfläche für wunderbare Kräuter und Blumen?“

Und sagt Joseph: „Du hast das wohl noch nie gesehen, Maria? Du bist jung und hast der kalten Winter noch wenige erlebt. So weißt du auch nicht, was diese Blumen bedeuten. Höre mir zu! In der Morgenröte steht eine Jungfrau. Mit ihrem Fuße steht sie auf dem Mond und um ihr Haupt kreisen die Sterne. Und der Schlange, die unsere ersten Eltern hat verführt im Paradiese, zertritt sie den Kopf. Siehe, und um diese Jungfrau wirbt der Frühling und bringt ihr seine Rosen. Und um diese Jungfrau wirbt auch der Winter, und weil er keine anderen Blumen hat, so läßt er ihrer auf der Wasserfläche und auf den Fenstertafeln wachsen. Aber sie sind starr und kalt, und die Jungfrau, die geheimnisvolle Rose, von der ein Prophet gesungen: Selig werden dich preisen alle Geschlechter! — sie hat den Frühling gewählt“ . . .

So erzählt Joseph, dessen Bart so grau ist wie die Blumen auf dem Eise. Maria hat die Mär gehört und geschwiegen.

Am dritten Tage liegt vor unseren Wanderern die Königsstadt. Herrlich auf dem Berge prangt sie mit ihren Ruppeln und Tempelzinnen. Zurzeit sitzt der Judenkönig Herodes dort auf dem Thron und glaubt zu herrschen. Aber er herrscht nur, soweit ihn die Fremden herrschen lassen. Diese Stadt, die sonst der Stolz des ausgewählten Volkes gewesen, jetzt wimmelt sie von römischen Kriegern, die alle Straßen mit Lärm und Roheit erfüllen. Joseph führt sein junges Weib wegsab gegen Felsbänge hin, wo die Gräber der Propheten sind. Dort überkommt es ihn so, daß er plötzlich die Hände gegen Himmel streckt: „Allmächtiger Jehovah, wann kommt der Messias?“ Sein Schrei widerhallt in den Höhlen, so daß Maria sagt: „Du sollst nicht so stürmisch rufen, Joseph. Die Toten wachen doch nicht auf, und Jehovah hört auch ein demütiges Beten.“

Maria hat bei sich erwartet, daß sie in Jerusalem eintreten und übernachten würden. Joseph meint, er möge das nicht, in dieser

Stadt habe er keine Verwandten, bei denen er Herberge nehmen könnte, und für Fremdherbergen sei er nicht genug besilbert. Auch gefalle ihm hier das fremde Wesen nicht, es plange ihn schon nach dem lieben Bethlehem. Das sei nur etliche Wegstunden noch fern, ob sie es ermachen könne?

Maria neigt mit dem Haupt Ja und strengt ihre letzten Kräfte an, weiterzukommen. Aber als sie unter der Stadtmauer erschöpft zusammensinkt, sagt er: „Wir wollen doch bleiben, daß du dich ausruhest, und morgen zeige ich dir den Tempel.“

Am Steinbüchel ist ein Mann, der nagelt zwei Holzbalken zusammen. Joseph versteht was von solcher Arbeit, aber dieses Ding leuchtet ihm nicht ein. Er fragt also, was das werden soll?

„Wer's braucht, der will's nicht“, antwortet der Arbeiter. Da kommt es Joseph zu Sinn, ob das nicht etwa gar ein Senkerpfahl soll werden?

Maria faßt ihn am Arm: „Gehen wir, Joseph, gehen wir nach Bethlehem.“ Denn ihr ist bange geworden.

Sie wanden die Straße hinab. Nach einem Trunk an der Quelle des Josaphattales sind sie erfrischt. Weiterhin in den grünen Auen von Juda weiden Lämmer und Ziegen, und Joseph hebt an, von seiner Kindeszeit zu reden. Sein ganzes Wesen ist frisch und freudig. Die Heimat! — Gegen Abend liegt vor ihnen auf der Anhöhe das leuchtende Bethlehem.

Eine Weile stehen sie da und betrachten es. Hernach geht Joseph in die Stadt, um das Amt und die Zeit der Aufschreibungen zu erfragen und um eine Nachtherberge zu suchen. Vor dem Thor, unter den zackigen Fächern einer Palme sitzt das junge Weib und schaut hinaus. Die abendliche Gegend — alles fremd — und doch trautsam — das Kindeseden ihres Joseph. — Wie lärmend war es in Jerusalem gewesen und wie friedsam ist es hier. Fast so still und gottesfeierlich wie ein Sabbatabend in Nazareth! Das liebe Nazareth! Wie weit, wie weit! — Manchmal eine Schalmel der Hirten klingt herüber von den grünen Hügeln. Dort an dem Ölbaum lehnt ein Jüngling, der windet aus Zweigen einen Kranz und singt: „Meine Freundin! Sieh, wie schön du bist! Deine Augen sind Turteltauben in lockendem Haar, deine Lippen sind purpurne Rosentknochen, und deiner Brüste zwei atmen wie junge Gazellen, die unter Lilien weiden. Getroffen hast du mein Herz, wie süß, o bräutliche Schwester, ist deine Liebe!“ — Dann schweigt er und leise rieseln die Blätter im Abendhauch.

Maria schaut nach Joseph aus. Er will nicht kommen. Und

der Sänger singt wieder: „Wer bist du, leuchtend wie Morgenrot, schön wie der Mond und rein wie die Sonne! Ewas göttliche Tochter . . .“ Und immer wartet Maria unter dem Palmbaum und horcht — und hebt es an, ihr leise weh zu werden. Enger zieht sie den Mantel um sich und sieht, am Himmel stehen schon die Sternlein. Josef will nicht kommen. Und am Hügel der Sänger: „Aus Isaias Stamme wird ein Reis entsprossen . . .“ Und eine zweite Stimme: „Selig, selig werden sie preisen alle Geschlechter!“ — So haben Hirten die Lieder alter Könige und Propheten gesungen.

Endlich kommt Josef langsam geschritten aus der Stadt. Die Beschreibung sei morgen von der neunten Stunde an, das füge sich recht wohl. Aber Nachtherberge? Bei reichen Verwandten habe er vorgespochen, hätten sich recht gefreut, hätten aber leider ein Hochzeitsfest im Hause, und da möchte müden Wandersleuten im schlichten Gewand leicht unbehaglich sein. Das habe er wohl verstanden. Dann sei er zu ärmeren Verwandten gegangen, die hätten sich noch mehr gefreut, aber ein Jammer wäre es, daß ihr Dach so klein sei und ihr Herd so schmal. Die öffentlichen Herbergen seien schon alle überfüllt mit Fremden. Leute aus Galiläa scheine man hier überhaupt nicht sehr hoch zu halten, weil dort allerhand heidnisches Volk lebe — als ob einer, der in Bethlehern geboren, ein Heide sein könne! Und nun wisse er nicht, was werden solle.

Maria stützt das Haupt auf ihre Hand und schweigt.

„Dir zittern die Hände und Füße, Maria!“

Sie schüttelt das Haupt, es wäre nichts.

„Komm, Weib, wir wollen zusammen hineingehen. Strolche sind wir doch nicht, daß sie uns den Unterstand verwehren könnten.“

Also sind sie zu zweien in die Stadt gegangen. Da wird der Herbergvater grimmig. „Ich habe es Euch schon gesagt, Alter, für solches Volk gibt's in meinem Hause keinen Platz. Bietet Euer feines Töchterlein anderswo aus.“

„Das ist nicht meine Tochter, Herr, die ich ausbiete, es ist mein Eheweib, mir von Gott anvertraut, das ich beschützen werde!“ Dabei zeigt er seine Zimmermannshand auf. Das Tor wird zugeschlagen vor ihrem Angesichte. Ein Obstverkufer hat das mit angesehen, der dehnt seinen braunen Hals und frägt nach ihrem Paß. „Wenn ihr mir den Passierschein weist und drei Silberlinge, so nehme ich euch auf um Gotteswillen. Denn wir alle sind Fremdlinge auf Erden.“

„Wir haben nichts Geschriebenes, sind aus Nazareth in Galiläa zur Aufschreibung gekommen, weil ich vom Stamme Davids bin.“



„Vom Stamme Davids! Ei, ei, da seid Ihr arg gepurzelt!“ Lachend geht der Obsthändler seines Weges. Es ist wahr, denkt Joseph, ein kleiner Mann empfiehlt sich nicht mit dem Hinweis auf große Vorfahren. Er will in Zukunft den David sein lassen.

Maria rät nun, doch wieder hinaus vor die Stadt zu gehen. Vielleicht wäre bei den Ganzarmen und Ganzfremden Barmherzigkeit zu finden. Und als sie — Arm in Arm — hinabwanken auf steiniger Straße gegen das Tal, läßt das Weib sich nieder auf den feuchten Rasen.

Joseph blickt sie forschend an. — „Maria! — Maria! — Was ist das?“

Ein Hirte kommt gegangen, der sieht die Leute, und auf ihre Bitte um ein Obdach sagt er froh: „Gerne teile ich mit euch mein Haus. Die Erde ist mein Bett, der Himmel ist mein Dach.“

„Mein Weib ist krank. Die Leute wollen uns nicht haben.“

„Dann müßet ihr eben zu den Tieren gehen“, sagt der Hirt.

„Kommet mit.“

Und hat er sie hingeführt zu einer Höhlung, die zwischen bemooften Felsen in den Berg hinein ist, und vornüber hat sie ein Dach aus Bimsengeflecht. Da drinnen ist ein Kind, Heu wiederkäuend, das es aus der Krippe gefressen hat. Daneben steht ein brauner Esel und beleckt das Kind an seinem großen Kopfe. In der Krippe liegt noch trockenes Gras und im Winkel ist eine Schicht von dünnen Blättern.

„Weil ihr nichts Besseres habt, so laffet euch hier nieder und ruhet wie ihr könnt. Ich will zu meinem Nachbar schlafen gehen.“ So sagt der Hirte und geht hin. Es ist schon dunkel geworden.

Das junge Weib hat sich niedergelassen auf das Laub und hat einen Seufzer getan aus banger Brust. — Joseph schaut sie an — und schaut sie an. — Da schlägt an seine Wange leicht der Fittich des Engels. — „Joseph! Gräme dich nicht. Erhebe dein Herz und bete. Es ist das Geheimnis aller Ewigkeiten, und du bist auserwählt, der Nährvater dessen zu sein, der vom Himmel kommt —“

Er blickt um sich, weiß nicht, woher diese Gedanken kommen, diese Stimmen, dieser wunderfame Gesang.

„Du bist müde, Joseph, du sollst schlafen“, so spricht Maria. Und wie er friedsam schlummert, betet sie in ihrem Herzen: „Ich bin eine geringe Magd des Herrn. Mir geschehe nach seinem Willen.“

\* \* \*

Am Mitternacht ist es, da sehen die wachenden Schäfer einen hellen Stern. Ein seltsamer Stern, haben um diese Zeit noch keinen

solchen gesehen. Er funkelt so stark, daß die Hirten lange Schatten machen auf der Au. Und etliche wollen gesehen haben, daß andere Sterne des Himmels anfangen zu wandern gegen den einen hin, daß sie ihn umkreisen. Und da hebt es an, daß aus dem neuen Sterne weiße Fünklein sprühen und erdwärts fliegen, erdwärts herab, und bleiben stehen in den Lüften, und sind es Kinder mit weißen Flüglein und güldenem Haar. Und singen liebliche Weisen, dem hohen Gott zur Ehr' und den Menschen zum Frieden.

Zur selben Stunde bringt ein Knabe die Nachricht, vor der Felsenhöhle des Hirten Ismael stehe ein großer, weißer Jüngling und drinnen auf dem Laubwerk ruhe ein junges Weib und habe an der Brust ein Kindlein. Und in der Luft flögen überall Engel und täten schön singen.

Die Mär verbreitet sich rasch in den Bergen um Bethlehem. Hirten, die aufrecht stehen, wecken die Schlafenden. Überall ist ein süßes Schauern und ein großes Verwundern. — Ein fremdes, armes Weib und ein nacktes Kind! Was nützt da schönes Singen! Da gehören Windeln und Decken und Milch. Der eine sucht den Pelz eines geschlachteten Schafes hervor; der andere hat getrocknete Feigen und Trauben und in einem Schlauch roten Wein. Noch andere Hirten bringen Milch herbei und Brot und ein feistes Zicklein, jeder etwas, als gingen sie mit dem Zehent zum Amtmann. Ein alter Schäfer kommt mit einem geflickten Dudelsack daher, und als etliche darüber lachen, sagt Ismael: „Soll der gute arme Isaaß etwa Davids güldene Harfe bringen? Er gibt, was er hat, und das ist mehr als güldene Harfen.“

Als sie hinabkommen, sehen sie nicht mehr den Stern und nicht die Engel, aber sie finden die Höhle, den Vater und die Mutter und das Kind. Es liegt in der Krippe auf dem Heu, und davor stehen die Tiere und gloßen es an mit ihren großen, pechschwarzen Augen. Der Hirten Mitleid mit diesen armen Leuten ist so groß, daß keiner denkt, ein gutes Werk wolle er verrichten, etwa daß ihn die Leute loben und Gott dafür segne; keiner blickt scheelsüchtig auf den Nachbar, ob dieser mehr gibt oder weniger — ihr einziges Empfinden ist Erbarmen.

Auch aus der Stadt sind Leute herbeigekommen, denen stellt sich am Eingang der Grotte ein eckiger Hirte entgegen, stemmt seinen Stab wie einen Speer und sagt: „Bethlehemiten, euch lasse ich nicht vor, er schläft.“

Abseits steht ein Greis, der spricht traumhaft also: „Die Stadt hat ihn verstoßen. Ich habe immer gesagt, dort ist kein Heil. Es

ist bei den Armen unter freiem Himmel. Hier geschehen Wunder — die Menschen werden barmherzig. Was bedeutet das?“ — Weiter unten in der Felskluft kauert ein armer Sünder und wühlt mit den dürren Fingern, als wollte er sich hervorgraben aus der Tiefe. Mit glasigen, glosenden Augen schaut er gegen die Höhle hinauf, wo das Kind ist. Aus seiner Brust quillt wie ein blutiger Brunnen ein Gebet um Gnade. Die ihn sehen, sie wenden sich schauernd von ihm — denn sie halten ihn für den Brudermörder Cain. —

\* \* \*

Durch die Wüsteneinsamkeit Arabiens reitet auf tragem Kamel ein Fremder. Im Dunkeln sind alle Menschen Mohren, dieser bleibt es auch im Scheine des Sternes. Ein unerhörter Stern hat den Mann hervorgeleckt von den Ufern des Indus. Alle Kalender des Morgenlandes hat er befragt, keiner hat den Stern ihm deuten können. Balthasar aber ist ein Mann, der fremde, paplose Sterne nicht schlechthin laufen läßt. In den Schoß Gottes versteckt sich keiner vor einem indischen Gelehrten, nicht einmal Gott selber hat einen Paß für die Lande der Weltweisen. Vielen von denen ist die Welt durch und für sich allein, der Mensch muß, wie aus dem Schlamm die Lotosblume, aus sich selber emporwachsen zum Licht. So meint Balthasar und fühlt sich als ein misratenes Leben. In solche Weltweisheit webet sich morgenländischer Glaube. Wenn der Misratene redlich trachtet und sein Fleisch züchtigt, so kann's in einem nächsten Leben besser gehen. Denn er muß so oftmals geboren werden und den Körper züchtigen, bis dieser zusammenschumpft, sündenrein und willenlos wird. Dann löst die Seele sich auf und wird nicht wieder geboren, denn das letzte Ziel ist — Nichtsein. Nur das Schlechte lebt. — Seit Jahrhunderten verkommen Indiens Völker an dieser Lehre. Dem Weisen aber liegt sie nicht. Balthasar denkt: Wenn man sich durch ein paar Duzend Leben hinangehungert hat, dann müßte auch was Rechtes werden. Wie, oder ist das Böse gut genug, um zu bestehen, und das Gute schlecht genug, um aufzuhören? Balthasar sucht nach besserem Rat. Er sucht im Weltall einen Hafen, um eine neue, gedeichlichere Lebensweisheit daran zu hängen. Als er dann am Himmel den neuen Stern gesehen, läßt er ihn nicht mehr aus den Augen. Zwar — auch der wandert den Weg von Ost nach West, den alles geht. Was nur dort sein muß, im Sonnenuntergang, daß alles dahin wandert, auf Erden wie am Himmel? Müßte ein besonderer Stern nicht gegen den Strom schwimmen? Allerdings, dieser neue Himmelspilger nimmt einen ungewöhnlichen Weg, er lenkt mehr gegen den Norden der

Barbaren hin. Der Weise des Ostens verläßt die duftenden Gärten Indiens und folgt ihm. Auf der Wanderung schließen sich ihm unter reichem Gefolge noch zwei Fürsten des Ostens an, die auch suchen, ohne zu wissen was.

Eines Morgens, als es anhebt zu tagen, reitet Balthasar mit ihnen auf der Straße von Jericho. Der Stern weicht keiner Sonne, so hell ist er. An der Straße liegt ein Mann auf dem Angesicht, den fragt der Mohr, warum er so tief im Staube sei.

„Ich bin im Staub,“ antwortet der Mann von Juda, „weil ich mich in Demut üben muß, um nicht in den Hochmut zu geraten. Wir sind über alle Maßen groß geworden in diesen Tagen. Der Messias, der gottverheißene Judenkönig, ist geboren.“

Da erinnert sich der Weise aus Indien, daß die Juden seit alten Zeiten ihren Messias erwarten, den königlichen Befreier aus der Knechtschaft.

„Dächte ich doch,“ sagt er, „ihr hättet den König Herodes.“

„Das ist der rechte nicht,“ antwortet der Mann im Staube, „Herodes ist ein Heide und kriecht vor den Römern.“

Jetzt ziehen aber vom Libanon her Wolken, die verdecken den Stern, und die Reisenden wissen nicht wohin. In dieser Ratlosigkeit wendet Balthasar sich gegen die nahe Königsstadt Jerusalem, dort würde wohl Näheres zu erfahren sein. Im Königspalast fragt er nach dem neugeborenen König. Eine solche Frage ist dem Könige Herodes etwas Neues. Ihm ein Sohn geboren? Daß er nicht wüßte. Er will den Fremden sehen, der solches fragt.

„Herr!“ sagt zu ihm der Mohr. „Es liegt so etwas in der Luft. Dein Volk munkelt vom Messias.“

„Röpfen lasse ich es!“ braust Herodes auf, doch sänftiglich setzt er bei: „Röpfen lasse ich es, wenn es nicht auf den Knien liegt vor dem Messias. Ich selber will mich vor ihm beugen. Wüßte ich nur erst, wo man ihn findet.“

„Ich werde noch ein wenig herumsuchen,“ sagt der bereitwillige Balthasar, „und wenn ich ihn finde, es dir mitteilen.“

„Tue es, tue es ja gewiß, edler Fremdling. Dann sollst du Raft halten in meinem Palast, solange es dir genehm ist. Liebst du goldigen Wein?“

„Ich trinke schwarzen.“

„Und blasse Frauen vom Abendlande her?“

„Ich liebe schwarze.“

„So komm dann, Freund, und berichte mir von dem neugeborenen König.“

Balthasar ist mit den Reisegenossen hierauf weitergeritten, und als er die Stadt hinter sich hat, leuchtet vor ihm wieder der Stern. Er schwebt dahin in den Höhen, und nach Stunden, da sie ihm folgen, neigt er sich sachte erdwärts und steht still über einer Felsengrotte. Und hier finden die Fremden aus dem Morgenlande, die ausgeritten waren, um die Wahrheit zu suchen, hier finden sie die Wahrheit, die Macht, das Leben, hier finden sie — ein Kind. Ein Kind, so zart und schön, wie eine Rosenknospe im Mondenschein. Ein kleines Kind armer Leute, und ringsum stehen andere arme Leute und geben das Letzte her, was sie haben, und sind voller Freuden.

Der schwarze Balthasar schaut jetzt einmal so drein. Hat er je Augen so leuchten sehen, als in dieser Hirtengrotte? Ihm ist, als sei ein neues Licht und ein neues Leben da — aber er kann es nicht verstehen. Und in den Lüften ist ein seltsamer Gesang — mehr Ahnung als Wort: „Selig werdet ihr sein! Ewig werdet ihr sein!“

Die Fremdlinge horchen auf. Was ist denn das? Selig werdet ihr sein! Und ewig werdet ihr sein!? — Wir wissen doch nur von der Seligkeit im Nichtsein. — Bei diesem neugeborenen Kind das erstemal kommt ihnen der Gedanke von ewiger Wiedergeburt.

Goldenes Geschmeide legen sie der armen Mutter hin. Und ist ihnen auf einmal so wohl und frei ums Herz, zum Aufschreien. Sonst haben diese Fürsten und Weisen nur im Nehmen Freude gehabt, heute ist sie im Geben. Sonst hat Balthasar sein Ziel nur in sich selbst gesehen, hat sich eingesponnen in eitel Einsamkeit, hat alle Welt verachtet und nur sich selbst geliebt. Und urplötzlich jetzt diese Freude an der Freude armer Menschen. Und dieses wehe Leid über ihr Leiden! Es fröstelt ihn unter seinem seidnen Mantel, und als er ihn auszieht, um das Kind damit einzuhüllen, wird ihm warm.

Sie alle legen Gaben hin, edles Gold, kostbares Räucherwerk und heilsamen Balsam. Aber sie schämen sich der kleinen Gaben vor den königlichen Geschenken der Hirten, die alles, was sie besaßen, dargebracht haben.

In seinem Freudgefühl will Balthasar nach Jerusalem eilen, um dem Herodes zu sagen: Den Judenkönig habe ich zwar nicht gefunden bisher, aber ein armes Kind habe ich gefunden, und wer es ansieht, der ist selig, er weiß nicht wie. — Nun wollen aber Könige nicht sowohl selig, als vielmehr gewaltig sein. — Aus dem Hintergrunde der Höhle tritt ein Jüngling hervor und der sagt zu Balthasar: „Kennst du den, zu dem du jetzt gehen willst? Den Kaiser Tiberius, wenn er könnte, würde er erwürgen, geschweige ein hilfloses Kind, das vom Volke geliebt ist, wie eines Königs Sohn.“

„O Kind!“ sagt Balthasar, „du hast das Unglück, der Liebling des Volkes zu sein. Darum hassen dich die Großen.“

„Fremdling, gehe nicht nach Jerusalem. Sage nichts von dem Kinde.“

Die Fremdlinge, denen es nicht mehr geheuer vorkommt in dem Lande, das einen Kaiser und einen König hat — und soll doch keiner der rechte sein! — besteigen ihre Kamele. Noch einen Blick auf das Kind in der Krippe, dann reiten sie fürbaß auf den Steinen der Wüste. Allem Gestirne entgegen, dem Osten zu geht ihr Lauf, sie träumen von einer neuen Offenbarung, nach der sie fürder liebevoll und ewigkeitsfroh leben wollen.

Dieweilen ist der König Herodes friedlos, wachend und schlafend. Nicht, als ob ihm seine Gemahlin, seine Brüder erschienen, die er hat ermorden lassen aus Argwohn, sie könnten ihn um den Thron bringen. Anderes macht ihm Sorgen. Der neugeborene König! Diese Botschaft verschweigt ihm zwar sein Hofstaat, aber er hört sie aus den Wänden seines Palastes, aus den Balsamsträuchern seiner Gärten, aus den Rissen seines Lagers. Wer hat das Wort zuerst ausgesprochen? Von wannen kommt es? Ein neugeborener König! Aber wo? Daß er doch eilends hingehe, ihm huldice, ihm ein Angebinde mache mit seidener Schnur. — Und eines Tages ergeht in Bethlehem der Befehl, jede Mutter, die ein junges Knäblein hat, solle dasselbe nach Jerusalem bringen in den Königspalast, der König wolle den Nachwuchs seiner Untertanen sehen, um Hoffnung zu fassen für die Befreiung des Judenlandes, er wolle die Knaben beschenken, ja er wolle zur großen Überraschung des Volkes noch etwas Besonderes tun. Das gibt keine geringe Erregung unter den Weibern, und das letztere legen sie sich dahin aus, als ob der kinderlose König den schönsten der Knaben zu seinem Sohne machen wolle. Dieweilen jede Mutter ihr Kind für das schönste und wohlgeartetste hält, so nimmt jede das Knäblein, das sie hat, und trägt es nach Jerusalem in den Palast des Königs Herodes. Und die nicht kommen wollen, sie werden gesucht von Söldnern.

Unglückseliger Tag, der deinen Namen, o Herodes, durch ewige Zeiten tragen wird! Rasender König, der den Gegenkönig töten will und blindlings die zukünftigen Hüter seines Reiches ermordet! Der das Mannesgeschlecht vernichtet, das einst die herrliche Stadt hätte schützen sollen vor der Zerstörung!

„Heil unserem Könige, er lebe!“ rufen die Mütter im Hofe des Palastes, da stürzen aus allen Pforten Schergen hervor, entreißen den Müttern die Kinder und schlachten sie hin. Es ist nimmer

zu beschreiben und keiner soll's versuchen, wie die unglücklichen Mütter in Verzweiflung wahnsinnig gerungen haben werden mit den Wüterichen, bis sie selbst in Ohnmacht oder tot hingefunken sind zu den Leichen ihrer Lieblinge. — Wehet, ihr Menschen, vor diesem gräßlichen Bericht des herodianischen Kindermordes, doch verzaget nicht. Der, für den sie durch Gottes Rathschluß ihr Blut vergossen haben, wird es wett machen in unendlichem Übermaße.

\* \* \*

Er, auf den Herodes es abgesehen, war unter den Knaben nicht gewesen. Denn Maria hatte kein Verlangen getragen, ihr Kind dem Könige zu zeigen.

Sie sind verborgen geblieben mit ihrem allergrößten Schatz. Sind verborgen geblieben lange Zeit. Durch den Blutschnitt haben sie das Knäblein aufgenommen in die Gemeinschaft des Volkes, das der Väter Gott sein Volk genannt hat. Dieses Kindes Stamm- baum reicht hinauf bis zu Abraham, dem die Verheißung ist gemacht worden. Aber wenn ich es nach der Schrift lasse herabsteigen von Abrahams Stamme, Ast um Ast, so kommt es endlich an bei Joseph, dem Manne Mariens. — Und hier ist es, wo die Botschaft mit harter Hand uns ablenkt von aller irdischen Wesenheit — dem Geiste zu, aus dem Maria ihn geboren hat, den wir mit heiliger Ehrfurcht nennen: Jesus.

Nun ist es geschehen in einer Nacht, daß Joseph aus dem Schlafe fährt und erwacht. — „Steh auf, Joseph, wecke sie und fliehe!“ — Eine Stimme hat's gerufen hell und deutlich — zweimal — dreimal.

„Fliehen? Vor wem? Da uns doch die Hirten behüten“, wagt Joseph zu sagen.

„Der König will das Kind. Eut euch eilig zusammen und fliehet!“

Joseph blickt auf sein Weib und das Kind. Mondlichtweiße Gesichter. Und diese Wesen hätten einen Feind auf Erden? Fliehen! Wohin, daß der König euch nicht kann erreichen? Im ganzen Juden- lande ist er Herr, ins liebe Nazareth dürfen wir am wenigsten zurück, dort sucht er uns am sichersten. Sollen wir nach der Gegend, wo die Sonne aufgeht? Dort sind die wilden Männer der Wüste. Oder dahin, wo die Sonne untergeht? Dort sind die unendlichen Wasser, und wir haben kein Fahrzeug, um in jene Lande zu segeln, wo Heiden leben, die milderer Herzens sind als die finsternen Fürsten Israels.

„Wecke sie auf!“ ruft die Stimme deutlich und dringend. „Führe sie nach dem Lande der Pharaonen.“

„Nach Ugypten, wo die Väter einst als Sklaven gelebt und nur mit Not entkommen sind?“

„Säume nicht, Joseph! Geh zu dem Volke, dessen Glaube Wahn, aber dessen Wille gerecht ist. Dort, wo die Wellen des Nils das Erdreich bringen und segnen, dort wirst du Frieden haben und Erwerb finden, Sicherheit für dein Weib und Lehre für das Kind. Ist es Zeit, so wird euch Gott heimgeleiten, wie er einst Moses und Josua hat geführt über das Meer, durch die Wüste bis an die Grenzen der Heimat.“

Joseph weiß nicht, wessen Stimme das gewesen; er forscht auch nicht und zweifelt nicht, seine Seele ruht vertrauend in den Armen des Herrn. Seine Hand legt er auf die Schulter der Geliebten und sagt sanft: „Maria, wach auf und erschrick nicht. Sammle die wenigen Dinge, die wir besitzen, in Säcke, ich packe sie auf das Tier, das uns Ismael geschenkt hat. Dann nimm das Kind. Wir reisen.“

Maria streicht das lange, seidenweiche Haar aus dem Gesicht. Befremdlich ist ihr der plötzliche Entschluß des Eheherrn, der Aufbruch in eitel Nacht, aber sie sagt nichts. Sie sammelt das arme Eigentum, sie nimmt das schlummernde Knäblein in den Arm und setzt sich auf das Lasttier, das die Ohren spitzt darauf hin, was das für ein Tagewerk werden soll, weil es so grausam früh beginnt. Verzärtelt hat es sein früherer Besitzer nicht, so steht es mit den kurzen Beinen fest und wohlgenut. Noch einen dankbaren Blick auf die Felsenhöhle, deren Gestein weicher ist als die Herzen der Bethlehemiten. Joseph nimmt Stock und Riemen und geht leitend einher neben dem Tiere, das seine ganze Welt trägt und seinen Himmel, und — den Himmel der ganzen Welt.

Nach langer Strecke wollen sie rasten unter Palmen, es ist unweit Hebron. Aber das Lasttier will nicht stillstehen, und so lassen sie ihm freien Lauf. Da reiten herodianische Kriegsknechte des Weges; sie sehen auf dem Sande sitzen ein braunes Weib mit einem Kinde.

„Ist es ein Knabe?“ rufen sie ihr zu.

„Ein Mädchen“, antwortet das Weib. „Fremdlinge sind eben vorübergezogen, die haben, deucht mich, einen Knaben bei sich, wenn ihr sie wollet einholen.“

Da sausen die Reiter vorwärts. Die Flüchtlinge aus Nazareth sind mittlerweile auf schlechten Straßen, voller Mühsal und Kummer. War nicht einst auch Jakobs Lieblingssohn also nach Ugypten ge-



schleppt worden wie jetzt dieses Kind? Was soll denn das werden? Auf kahler Steppe gewahren sie hinter sich die Verfolger. Kein Baum, kein Strauch, um sich zu verbergen. In die Kluft einer Felswand flüchten sie, aber Joseph sagt: „Was soll uns dieses Versteck? Sie müssen uns schon gesehen haben.“ Als sie aber drinnen sind gewesen in dunkler Spalte, da ist von der bemoosten Wand eine Kreuzspinne herabgekommen, hat in Eile ihre ganze Brut und die entfernteren Anverwandten zusammengerufen, auf daß sie eilends ein Gespinnst weben über den Eingang in die Felsenkluft, ein Gewebe, das stärker sei als die ehernen Gitter im Salomonischen Tempel an der Pforte zum Allerheiligsten. Raum der Schleier fertig ist, sind die Schergen schon da. Aber sie wollen vorüberreiten. „Nicht doch!“ sagt der eine, „am Ende sind sie in dieses Felsenloch getrochen.“

„Ah was!“ ruft ein anderer, „seit David, dem Hirten, ist da hinein niemand mehr getrochen. Ihr seht doch die dichten Spinnenweben!“

„Wahr ist's!“ lachen sie und sind fürbaß geritten.

Zu dem braunen Weib im Sande aber, das sein eigenes Knäblein verleugnet und die fremden Wanderer verraten, tritt jetzt, wie aus Grüften gestiegen, ein Greis. Woher dieser gekommen, das weiß er wohl selbst nicht. Er liebt die einsame Wüste, die Heimat großer Gedanken. Die Wüstenräuber fürchtet er nicht, denn er ist stärker als sie — er ist hablos. Bisweilen verlangt es ihn, ein Menschenantlitz zu sehen, daß er darin lese, ob die Seelen der Geschlechter aufwärts trachten oder niedwärts sinken. Dieser Greis nun tritt an das Weib heran, das sein Knäblein verleugnet und die Flüchtlinge verraten hat. Und er spricht: „Tochter des Uria! Zweimal hast du deinem Sohne das Leben geschenkt: einmal durch die Lust und einmal durch die Lüge. So wird sein Leben eine Lüge sein. Er wird atmen, ohne zu leben, er wird sterben, ohne tot zu werden.“

„Er wird nicht tot werden?“

„Er wird nicht sterben können!“

„Hosianna!“ jauchzt sie.

„Er wird Jerusalem fallen sehen!“

„Wehe!“

„Er wird Rom brennen sehen!“

„Hosianna!“

„Er wird die alte Welt versinken sehen. Er wird die nordischen Barbaren siegen sehen. Er wird rastlos wandern, wird verhärtet sein und verachtet überall, er wird des Weltelends grenzenlose Verzweiflung leiden und nicht sterben können. Er wird die

Menschen beneiden um ihre Todesangst und um ihr Recht, zu sterben. Er wird erleben, wie sie aus höchster Blüte süßes Gift saugen und daran vergehen, und wie zwölfjährige Knaben aus Überdruß sich selbst den Tod geben. Er ist der Lüge Sohn, darum muß er ruhelos sein, wie die Lüge es ist. Er wird unter des Alters Mühsal einsam wimmern und nicht sterben können. Selig preisen wird er die Kinder, die durch des Herodes Bürgerhand gestorben sind, und mit den Zähnen zerfleischen das Andenken des Weibes, das ihn durch Lüge gerettet hat.“

„Und wird er niemals ruhen, niemals?“

„Einmal vielleicht.“

„Und wann?“

„Bis die Wahrheit herrscht.“

Auffschreit das Weib, faßt in Wahnsinn das Kind an den Beinen, um es an die Steine zu schleudern. Der Greis hat es aufgefangen: „Dein Sohn wartet, bis die Wahrheit kommt.“

(Fortsetzung folgt.)



## Wanderung.

Von

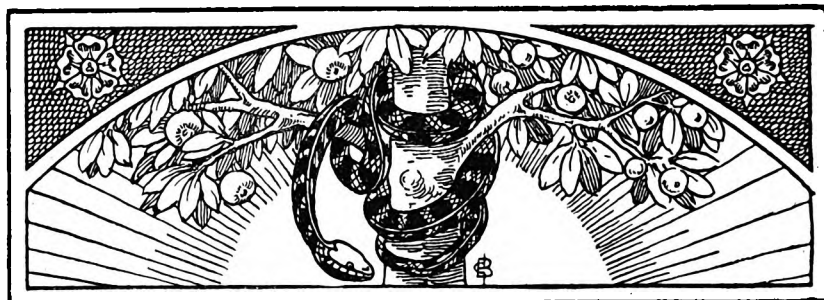
Elisabeth Kohn.

Im Spätherbst war's — im Nebel lag die Heide,  
Nach Brot und Obdach suchten müd wir beide,  
Gleich Vögeln, die verirrt und nestfern klagen,  
Vom Sturm verschlagen.

Die bittere Not, sie gab uns das Geleite,  
Stumm schlichst und trübe du an meiner Seite,  
Du weißt's gleich mir, warum uns Gott geschlagen  
Nach Glückestagen.

Du armes Weib! — Still kommt die Nacht gegangen,  
Im Dunkel betend unsre Blicke hangen:  
O wer nach Not und Irrtum ohne Ende  
Doch heim sich fände!





## Bierzehn Originalbriefe Niebuhrs.

(Aus den Jahren 1806—1808.)

(Schluß.)

Fünfter Brief.

Memel, den 11. Januar 1807.

Mein lieber Freund!

. . . Baron Stein hat seine Entlassung eingereicht aus Gründen, die zu triftig sind, um eine andere Lösung zuzulassen. Ich werde das Herannahen des Frühlings abwarten, ehe ich seinem Beispiele folge, einem Beispiele, das in diesem und allen anderen Punkten als die beste Richtschnur befolgt zu werden verdient. Aber dies ist ein Geheimnis und bleibt unter uns . . .

Es heißt, daß die Franzosen sich wieder zurückziehen, und man erwartet, daß Königsberg nicht besetzt werden wird. Dies ist auch augenblicklich sehr wahrscheinlich; wenn es nämlich wahr ist daß der linke Flügel der Russen vorgerückt ist. Da ich mir auf meine militärischen Talente etwas zugute tue, so zögere ich nicht, Ihnen zu sagen, daß ich nach dem Gefecht vom 26. letzten Monats alles, was seither geschehen ist, vorausgesagt habe. In der That aber ist es sehr leicht, den französischen Operationsplan zu erraten, da es stets der einzig vernünftige ist, der befolgt werden kann. Diesseits der Weichsel gehen die Franzosen mit ungewöhnlicher Vorsicht vor. Ob es wahr ist, daß ihre Armee unter Krankheiten und Unzufriedenheit leidet, läßt sich schwer entscheiden. Ich glaube es bis zu einem gewissen Grade; aber nicht so, wie unsere Politiker behaupten, die, zwischen Verzweiflung und eiteln Hoffnungen abwechselnd, bald unseren gänzlichen Untergang vorhersehen, bald die Vernichtung der feindlichen Armee erwarten. So Gott will, mein lieber Freund, sehen wir uns wieder, und dann wollen wir versuchen, die schrecklichen Ereignisse zu vergessen, deren Zeugen wir gewesen sind.

Von Herzen Ihr

Niebuhr.

## Sechster Brief.

Memel, den 31. Januar 1807.

Lieber Freund!

Ich habe Ihnen seit unserer Ankunft hier nur wenige Zeilen geschrieben, um Ihnen die traurige Nachricht von dem unersehlichen Verlust des Barons Stein mitzutheilen. Es war meine Absicht, Ihnen in meinem heutigen Schreiben von einigen Ereignissen in dem neuen Winterfeldzug zu berichten, muß Sie aber auf einen Brief an den Grafen Schimmelmann verweisen, da mich unglücklicherweise der Besuch eines Herrn, dem ich Gesellschaft leisten muß, an längerem Schreiben hindert. Auch geht die Post nach Königsberg sehr bald ab.

Die Armee Bennigsens und Lestocqs rückt fortwährend vor und scheint zwischen den Franzosen und der Weichsel zu stehen. Das Hauptquartier (von Lestocq vermutlich, der den rechten Flügel befehligt) war nach den neuesten Nachrichten in Riesenburg, drei deutsche Meilen östlich von Marienwerder. Man nahm an, daß die Franzosen sich nach oder über Osterode hinaus zurückzögen, wo, wie sie wissen, die Terrainverhältnisse sehr günstig sind. Bei Mohrungen kam es zu einem blutigen Zusammenstoß, wobei die Fahnen des siebenten Chasseurregimentes erbeutet wurden. Sie sind nach St. Petersburg geschickt. Ebenso fielen die Königskasse, Bernadottes Equipage, die Kanzlei usw. in die Hände der Russen. Diese sollen sieben- bis achtausend der Schurken den Garaus gemacht haben, die sich überall in der niederträchtigsten Weise betrugten. In Braunsberg requirierten sie sogar Frauenzimmer. In Heilsberg rissen sie die Ofen ein und zerbrachen die Fenster vor ihrem Abzuge. Ein französischer General Desguilliers ist zu den Russen übergegangen. Die Brücke bei Thorn ist durch den Eisgang zerstört worden. So scheint so weit alles günstig; Gott gebe, daß es andauern möge! Die weiteren Bewegungen der Franzosen beunruhigen mich, wie ich Ihnen offen gestehe. Ich fürchte, Bonaparte wird mit der Hauptmacht seiner Armee von Warschau her heranzürücken . . .

Ganz ergebenst

Ihr Niebuhr.

Der russische General Urrep fiel bei Mohrungen.

## Siebenter Brief.

Memel, den 10. März 1807.

Lieber Freund!

. . . Ich schließe mehrere Briefe meiner Frau an unsere Verwandten ein; was ich Ihnen aber besonders ans Herz lege, ist das einliegende Rundschreiben, bestimmt, eine Subskription zu eröffnen zum Besten der durch die höllischen Thaten der französischen Teufel in ein ganz unglaubliches Elend gestürzten Bewohner des Ermelandes und des Oberlandes. Ich eile, das Bild dieser Szenen zu vergessen; bei dem bloßen Gedanken daran erstarrt mir das Blut in den Adern. Aber ich werde, wenn ich

nach Kopenhagen zurückkehre, untwiderstehlich versucht sein, den Schädel der Schurken einzuschlagen, die dort, wie Sie sagen, über die vorgebliehen französischen Siege triumphieren. Um Gottes willen, lieber Freund, versuchen Sie, diese Subskription so erfolgreich wie möglich zu machen. Lassen Sie ein Exemplar bei Hofe zirkulieren mit Hilfe der Gräfin Schimmelmann, ein zweites wird hoffentlich an der Börse Erfolg haben. Ich erwarte, daß meine Freunde sich für diese Sache der Menschlichkeit anstrengen. Ich bitte Sie darum auf meinen Knien. Es wäre eine Schande, wenn die dänischen Kaufleute nicht reichlich, sehr reichlich beisteuerten. Sagen Sie ihnen, daß es nicht unmöglich ist, daß ich eines Tages in der Lage sein werde, ihnen entweder viel Gutes oder viel Böses zu erweisen; wenn sie jetzt gegen freigiebige Regungen taub sind, werde ich ganz sicher auch gegen ihre Wünsche und Interessen taub sein. Bei Hofe ist mehr Vorsicht nötig, obschon ich meinen Aufruf mit großer Zurückhaltung abgefaßt habe. Wenn ich zu reden wagen dürfte, sollten Sie ganz andere Dinge hören. Ich könnte jeden Franzosen ermorden, nach den Grausamkeiten, die sie sich überall haben zuschulden kommen lassen. Ich sehe die Rosaten als Heilige an, gesandt, um sie auszurotten. Scheel wird möglicherweise etwas unter den weniger verderbten der beiden verächtlichen Klassen, den Savans und ihren Employés, sammeln können. Meinethwegen können sie sich alle zum Teufel scheren . . .

Seit ich den Aufruf schrieb, steht es wieder weniger gut mit der Armee. General Ploetz hat sich niederträchtig (im Original: „like a beast“) benommen und ließ sich von den Franzosen bei Braunsberg überraschen. Die hübsche kleine Stadt ist in der französischen Manier geplündert worden. Ich kann Ihnen fast nicht ohne Tränen davon schreiben. Sie werden Herrn Destreich kennen, einen höchst achtbaren Mann, — seine Vorräte wurden geplündert und in mutwilliger Weise vernichtet. — Kleine Gefechte mit den russischen Vorposten kommen täglich vor. Das Hauptquartier befindet sich in Bartenstein. Bennigsen wird viel wegen seines Mangels an Energie getadelt, und ich gebe zu, daß seine Vorsicht mitunter übertrieben sein mag. Dennoch halte ich ihn für einen bedeutenden General, und ich glaube, seine allgemeine Handlungsweise ist durchaus gerecht. Er scheint zu wünschen, die Franzosen möchten aus ihrer Stellung herausgelockt werden und zum Angriff übergehen . . .

Von Herzen Ihr

Niebuhr.

#### Achter Brief.

An Baron John Gibsone aus Danzig, derzeit in Kopenhagen.

Ohne Datum; wahrscheinlich 1807 (Ende März).

Geehrter Herr!

. . . Vor ungefähr 14 Tagen schickte ich Ihnen ein Rundschreiben an die Bewohner derjenigen Länder, die noch nicht von der französischen

Verwüstung gelitten haben. Da ich aber nicht sicher weiß, ob dies Sie erreicht hat, schließe ich einige weitere Exemplare ein und bitte, sie in Kopenhagen zirkulieren zu lassen; eins unter dem Adel, hoch und niedrig, durch die Vermittlung des Grafen Schimmelmann und Ihrer anderen Freunde in der Stadt, das andere unter den Kaufleuten. Ich bin überzeugt, daß Sie Ihr Bestes tun werden, um ihr Mitgefühl rege zu machen, was meine prosaische Schilderung der Zustände des Landes allein nicht in genügendem Maße zu tun vermag. Sagen Sie ihnen, daß ich, wenn ich in Kopenhagen wäre, gerne von Tür zu Tür gehen würde, um Almosen für die unglücklichen Opfer zu sammeln. Wenn ich es über mich gewinnen könnte, Ihr fühlendes Herz mit Schreckensbotschaften zu zerreißen, deren bloße Erinnerung mir das Blut in den Adern erstarren macht und in mir eine Wut erregt, die das Nachdenken mich gelehrt hat zu vermeiden, damit nicht mein ganzes Nervensystem zerrüttet wird; wenn ich Ihnen schreiben könnte, wie die Frauen von jenen Unmenschen behandelt wurden, würde ich ein Bild zeichnen, das an Furchtbarkeit alles übertrifft, was die menschliche Phantasie je erfunden . . .

In der vor einem Monat verfaßten Schrift erwähnte ich Braunsberg als im Besiz unserer Truppen. Unglücklicherweise war dies nicht der Fall; ich wußte nicht, daß die Stadt uns verloren ging durch das schändliche Benehmen der Generale Ploetz und Eisebeck. Das war ein Tag der Scham und des Schreckens! . . .

Ihr getreuer

Niebuhr.

### Neunter Brief.

Memel, den 16. April 1807.

Mein lieber Freund!

Ihr freundlicher Brief vom 26. erreichte mich erst jetzt durch einen langsamen dänischen Kapitän, hat mir aber die größte Freude bereitet durch die Aussicht auf eine Linderung des unglaublichen Elends unseres armen Landes und durch den Bericht von Ihren edlen und unablässigen Anstrengungen im Dienste der guten Sache. Ich gratuliere Ihnen zu dem Erfolg, der höchst wahrscheinlich Ihre Bemühungen krönen wird, Bemühungen, die weit verdienstvoller sind als alles, was ich nach dieser Seite hin zu tun imstande bin, einmal weil Ihr an Herrn Ungerstein gerichtetes Gesuch eine weit reichere Quelle eröffnet, als was wir von den beschränkten Mitteln und dem noch beschränkteren guten Willen Dänemarks erwarten können, und dann auch weil die Verwendung eines Theils des von Ihnen gesammelten Geldes zum Ankauf der notwendigsten Dinge mühevoll und langwierig sein muß. Die armen Leidenden werden Ihnen danken. Möge Gott Sie dadurch belohnen, daß er die Stadt, welche so viele Ihrer nächsten Verwandten und Ihren lieben, werten Bruder in ihre Mauern einschließt, vom Feinde errettet! Ich habe dem Grafen Schimmelmann einen Brief

geschrieben, und zwar so lang, wie es die Dürftigkeit der Nachrichten, wenigstens derjenigen, die man mit Freuden meldet, gestattete. Von ihm werden Sie hören, was er für mittheilenswerth hält. Als Einlage sende ich Ihnen die vier letzten Königsberger Zeitungen und will fortfahren, sie Ihnen regelmäßig zukommen zu lassen. Für Sie steht vielleicht wenig Interessantes darin; doch ist der Stil wunderbarlich genug, da manche Paragraphen tatsächlich von General Rüchel diktiert worden sind. Er beweist Mut trotz des Hofes, wo man aufs höchste wegen dieser Paragraphen aufgebracht ist, sich aber fürchtet, es ihn merken zu lassen. Heute morgen erhielten wir den offiziellen Bericht der Schweden über ihre tapferen Thaten in Pommern; Sie haben ihn sicherlich schon über Malmoe erhalten. Wie schade, daß das schwedische Korps so sehr klein ist, und daß die Schwierigkeiten, ihnen irgendwie beträchtliche Hilfsmannschaft aus unseren Häfen zu schicken, so unüberwindlich groß sind! Am Dienstag hörten wir hier eine sehr heftige Kanonade; in Königsberg wurde sie am Montag und Dienstag vernommen in der Richtung nach Danzig. Da nach vielen Berichten die schwere Artillerie angelangt war, so ist es wahrscheinlich, daß ein sehr ernster Angriff stattgefunden hat. Gott gebe, daß die Stadt errettet wird! Was mich am meisten beunruhigt, ist, daß wir seit Dienstag nichts gehört haben, obschon der Wind aus derselben Richtung blies. Vielleicht liegt der Grund in dem nebligen und regnerischen Wetter. Wir alle sehen mit der schmerzlichsten Sorge weiteren Nachrichten entgegen. Zuzeiten schmeicheln wir uns mit der Hoffnung, daß der Feind bei einem verzweifelten Versuch, die Außenwerke zu stürmen, ungeheure Verluste erlitten habe. In militärischen Kreisen ist man nicht beunruhigt, aber der militärischen Meinung kann man am allerwenigsten trauen, da die ganze Wissenschaft dieser Kreise sich auf die Kunst des Einzelerzierens beschränkt und ihr Talent sich lediglich in verächtlichen Ausfällen gegen die Russen betätigt.

Es tut mir leid, die Ausnahme, die ich in meinem Rundschreiben zugunsten Bernadottes machte, zurücknehmen zu müssen. Auch er ist absolut entartet. Osterode, Mohrungen und die ganze Umgegend sind so vollständig ausgeplündert, daß die Einwohner von den Franzosen ernährt werden. Sie können sich denken, wie klein die Portionen sind, die sie erhalten! Und wäre Hungersnot nur das Ärgste!

Was halten Sie von dem Wechsel des Ministeriums in England? Ich würde mich darüber freuen, wenn das neue Ministerium stark genug wäre, der recht bedeutenden Opposition die Stirne zu bieten. Ich bin überzeugt, daß keine Regierung außer der preussischen mehr zur Konsolidierung der Macht Bonapartes beitrug und weniger willens oder imstande war, sie zu verringern, als die berühmte Versammlung „aller talentvollen Männer Großbritanniens“. (Der Spotname des damaligen englischen Ministeriums.) Ich hoffe und wünsche, daß Lord Sutchinson zurückberufen werden möge; lassen Sie aber meine Wünsche mit Bezug auf diesen Mann, von dem ich persönlich viele Freundlichkeiten erfahren

habe, ein Geheimnis bleiben! Er hat zweifellos viel Unheil angerichtet und sich selbst überall verhaßt gemacht. Kein Mensch war je für den diplomatischen Beruf ungeeigneter, und da ich ihn jetzt ziemlich genau kenne, und ihn öfters gesehen habe, so oft nämlich, als mein Widerwille wegen seiner Parteinahme für Frankreich und seines törrichten Ruffenhasses es zuließ, so kann ich versichern, daß er alle schlechten moralischen und geistigen Eigenschaften, die einen Irländer charakterisieren, besitzt. Seine politischen Ansichten sind entsetzlich unreif und konfus; doch halte ich ihn für einen tüchtigen Offizier. In dieser Kapazität schien er mir stets ein gesundes Urteil zu besitzen, außer da, wo er von seinen verächtlichen Leidenschaften beeinflusst wurde. Aber Fluch dem Räuber von Martinique, der diesen Menschen zum Minister wählte, anstatt ihn an der Spitze einer Armee auf das Festland zu schicken. Verzeihen Sie, wenn ich Sie wieder mit Einlagen bemühe . . . Sollys Angelegenheit ist zu meiner großen Freude ehrenvoll für ihn abgelaufen. Ich hatte mir das schändliche Benehmen der Admiralität so sehr zu Herzen genommen, daß ich ganz krank davon wurde. Freilich waren meine Nerven schon vorher sehr angegriffen. Wenn meine Verzweiflung auch noch nicht den hohen Grad erreicht hat, daß ich sagen möchte: die Verrückten sind die glücklichsten; so sage ich doch: der ist glücklich zu schätzen, der inmitten unseres Hofes und unserer Zeit bei Verstand bleibt. Bitte, empfehlen Sie mich allen unseren gemeinsamen Freunden aufs wärmste. Sie fragten vor einiger Zeit, wie ich über Lord Pettys Plan (im englischen Parlamente) dächte. Damals hatte ich die Einzelheiten noch nicht gelesen; jetzt, wo ich mit denselben vertraut bin, kann ich nur sagen, daß ich das Ganze für eine hübsche Seifenblase halte. (Es handelte sich um eine Reduzierung der Nationalschuld. D. S.) Leben Sie wohl, lieber Freund. Die Gewohnheit verleitet mich immer wieder, in das Gebiet der Politik abzuschweifen, wenn ich an Sie schreibe. Gott segne Sie und schenke uns ein Wiedersehen! Aber das liegt wohl in weiter Ferne; wenigstens wünsche ich nicht, nach Dänemark zurückzukehren, ehe dessen Unabhängigkeit und Ruhe gesichert ist.

Ihr aufrichtiger Freund

Niebuhr.

### Sehnter Brief.

Memel, den 3. Mai 1807.

Mein lieber Freund!

Ich habe grade noch Zeit, Sie zu benachrichtigen, daß ich infolge eines vollständigen Personalwechsels, wodurch Hardenberg an die Spitze der Verwaltung gestellt und Baron Stein möglicherweise zur Rückkehr veranlaßt wird, ins Hauptquartier berufen worden bin und noch heute nachmittag dorthin abreise. Einzelheiten werden Sie vom Grafen Schimmelmann erfahren. Hier kann ich Ihnen nur noch mit wenigen Worten danken



für Ihre unermüdlischen Anstrengungen in Sachen unserer Mitbürger und der unter den Folgen des Krieges Leidenden. Ich stimme durchaus darin mit Ihnen überein, daß es unrecht wäre, die Bewohner der Umgegend Danzigs, die jetzt in derselben elenden Lage sind, (von der Teilnahme an den gesammelten Hilfsgeldern) auszuschließen. Es lag dies zu keiner Zeit in meiner Absicht. . .

In unveränderlicher Treue

Ihr Niebuhr.

### Elfter Brief.

Königsberg, den 30. Mai 1807.

Mein lieber Freund!

Vor Kummer über die traurigen Ereignisse und die noch traurigeren Aussichten betreffs unserer schrecklichen Lage gebeugt, hielt ich es für meine Pflicht, an meine geliebte Schwester zu schreiben, und empfehle den Brief Ihrer freundlichen Sorgfalt. Auch Ihnen sollte ich ausführlich schreiben, um mit Ihnen unser Geschick zu beklagen. Aber meine Freunde drängen zur Eile, da die Pillauer Post diesen Brief mitnehmen soll. Sie wissen, daß ich in Bartenstein gewesen bin; vielleicht wissen Sie ebenfalls, daß alles, was ich dort sah und hörte, mich vollständig entmutigte und mich überzeugte, daß man unsere gespannten Erwartungen in grausamer Weise genährt hatte, während Bestechung und Schwäche sich breit machten. Ich kann Ihnen jetzt keine Einzelheiten schreiben; es wird vielleicht niemals ratsam sein, es zu tun, außer daß sich eine durchaus sichere Beförderung fände. — Hundertmal am Tage wünsche ich mich aus diesem Lande fort und tausendmal wünschte ich, ich hätte es niemals betreten. Sie können das Geschick Danzigs nicht tiefer beklagen als ich selber, selbst ohne Rücksicht auf die allgemeinen Folgen. Wunder wirken niemals zu unseren Gunsten, und ein Wunder allein könnte uns retten. . . Gott segne Sie, lieber Freund; mögen wir alle die Last unseres Leidens wie Männer tragen!

Ihr getreuer

Niebuhr.

Ich war in Bartenstein ernstlich krank; mein Zustand war gefährlich. Falls unsere drückende Lage noch länger andauern sollte, so ist mein Tod besiegelt.

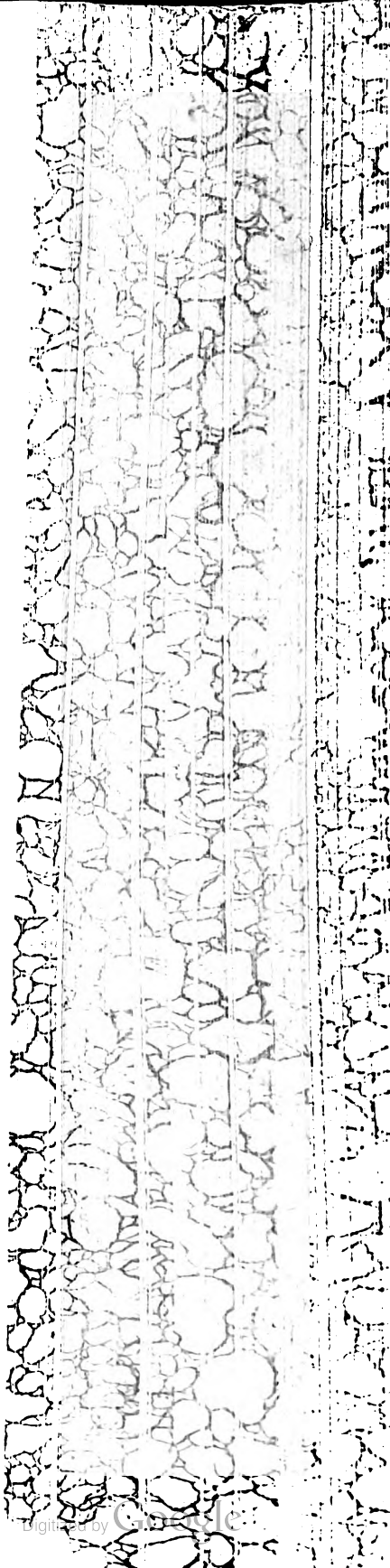
### Zwölfter Brief.

Memel, den 16. Juni 1807.

Mein lieber Freund!

Ich bin so betäubt und verwirrt in meinem Gemüt, daß ich kaum weiß, an wen, noch viel weniger, wie und was ich schreiben soll. Was die erstere Schwierigkeit anbetrifft, so will ich sie lösen, indem ich Ihnen den Vorzug gebe, nicht nur weil Sie mit allen meinen Freunden in Kopen-

hagen in Verbindung stehen, denen Sie den Inhalt meines Schreibens mittheilen können, sondern auch wegen des ganz besonderen Mitgeföhls, mit dem Sie an dem Schicksal dieses, Ihnen durch viele Familienbände eng verbundenen, opferwilligen Landes Anteil nehmen. Herr Solly hat Ihnen von dem Gefecht bei Guttstädt am 5. geschrieben, wo es den Russen gelang, die feindlichen Linien zu durchbrechen und eine Anzahl Gefangene zu machen. An demselben Tage vertrieb eine andere russische Division die Franzosen mit beiderseitigem großen Verlust aus ihren Verschanzungen bei Lomitten an der Passarge; ein zweiter Vorstoß unter unserem General Rembow gegen Wuhsen und Spanden schlug unglücklicherweise fehl, wohl deshalb, weil die zur Verfügung stehende Truppenzahl für den Zweck gänzlich ungenügend war. Am 6. verfolgte man den bei Guttstädt erlangenen Vorteil, und Neys Korps wurde hinter den oberen Passargefluß zurückgedrängt. So günstig lagen die Sachen für uns, als Napoleon beschloß, angriffsweise vorzugehen, und seine ganze Streitmacht an den Ufern der Passarge konzentrierte. Bennigsen, der nicht verstand, seinen Vorteil wahrzunehmen, und fürchtete, sich in ein schwieriges, hügeliges Terrain hinauszuwagen, beschloß sofort, auf Heilsberg zurückzugehen. Die vom 7. bis 9. stattgehabten Ereignisse sind nur sehr unvollständig bekannt. Ich weiß nicht mehr darüber, als was hier auf den Straßen erzählt wird, da ich wegen meiner Abwesenheit vom Sitze der Verwaltung selbst keinen Zugang zu den offiziellen Berichten habe. So viel jedoch scheint sicher, daß die Franzosen am 7. und 8. bei Elditten die Passarge überschritten und auf diese Weise die Hauptmacht der russischen Armee zu bedrängen anfangen. Mit einem andern Korps machten sie einen Vorstoß nach Wormditt, wo General v. Osten-Sacken, entweder aus Unfähigkeit oder aus Haß gegen den Höchstkommandierenden, oder, wie andere vermuten, weil er von seinem Todfeinde mit einer ungenügenden Truppenzahl dorthin postiert war, ihnen keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, so daß die Verbindungslinie durchbrochen und Lestocqs Korps gezwungen wurde, sich hinter Frisching zurückzuziehen. Am 9. wurde, wie es scheint, die Verbindung wieder hergestellt durch Ramenskoi's Korps; obschon, wie ich mir denke, nur unvollständig. Am 10. griffen die Franzosen mit den Korps von vier Marschällen die russische Armee in ihrer befestigten Stellung bei Heilsberg an, wenn diese unvollkommenen Verschanzungen den Namen verdienen. Die Schlacht war hartnäckig und ungewöhnlich blutig, blutiger selbst als die von Eylau. Um sieben Uhr abends wurde der linke Flügel der Russen überwältigt und aus den Redouten vertrieben; jedoch sammelten sich die Russen wieder und eroberten sie mit dem Bajonett zurück. Indessen tat unsere preussische Kavallerie (das Regiment Bacsko, schwarze Husaren und das ursprüngliche Korps der Bosniaken) unter dem Befehl Ramenskoi's Wunder. Sie besiegte die französische Kavallerie und zersprengte und vernichtete Karrees, was seit vielen Jahren nicht mehr vorgekommen ist. Um 11 Uhr nachts waren die Russen Herren des Schlachtfeldes.



Die Nachricht von diesem Siege verbreitete, wie Sie sich denken können, allgemeine Freude. Sie wurde noch vergrößert durch Hörensagen und die trügerischen Hoffnungen vieler. Ich selbst jedoch ließ mich nicht überreden, hierin mehr als einen abgewiesenen Angriff zu erblicken und den allgemeinen Freudentaumel zu teilen. Ich wußte, daß die Franzosen nur eine halbe deutsche Meile weit verfolgt worden waren. Dies war ein sicherer Beweis, daß sie nicht flohen, wie ihr rechter Flügel am Abend der Schlacht von Eylau; dazu kam noch als fernerer Beweis, daß General Bennigsen, wie sich herausstellte, zweifelte, ob nicht am nächsten Morgen der Angriff erneut werden würde. Da er aber eine zeitgemäße Verstärkung von 20 Bataillonen, lauter frische Truppen, erhalten hatte, so waren wir um den Ausgang nicht besorgt. Es wurden keine Kanonen vom Feinde erbeutet: ein dritter Beweis, daß der Sieg nicht so vollständig war, wie der König ihn in seinem Briefe an die Königin darstellt. Der Sonnabend verging ohne Nachrichten über die Ereignisse am 11. Sonntag morgen wurden wir plötzlich durch das Gerücht in heftige Aufregung versetzt, eine französische Armee sei gegen Königsberg marschiert und Bennigsen habe sich bis nach Schippenbeil zurückgezogen. Diese Armee war wahrscheinlich das bei Wörmitt und Mehlsack stationierte Korps des linken Flügels, das bis jetzt noch nicht in den Kampf eingegriffen hatte und vielleicht durch andere Truppen des Zentrums verstärkt worden war. Bonaparte hielt es wahrscheinlich nicht für ratsam, einen zweiten Angriff gegen die Russen zu wagen, und wußte, ohne ihn zu riskieren, sich die Umstände zunutze zu machen. Dieser traurigen Nachricht folgten bald andere, ebenso beunruhigende. Da ich aber nicht genug Zeit habe, Ihnen alle Einzelheiten zu erzählen, beschränkte ich mich darauf, Ihnen mitzuteilen, daß Ramenskoi sich in der Nähe von Mahnsfeld mit Lestocq vereinigte, und zwar am Sonnabend den 13.; daß sie dort am Abend des Tages ein erfolgreiches Gefecht mit dem Feinde bestanden, aber (nach gestern erhaltenen Berichten) am Sonntag durch die Übermacht des Feindes gezwungen wurden, sich nach Königsberg zurückzuziehen, ja selbst in die hastig zum Schutze der Stadt aufgeworfenen Befestigungen einzudringen. Man sagte sogar, die Franzosen seien bereits so nahe gegen Königsberg vorgerückt, daß sie die Befestigungen und die Vorstädte beschössen. Ich weiß nicht, ob man dieser Nachricht Glauben schenken darf; aber das Schlimmste ist nicht unwahrscheinlich. Da ich heute morgen noch niemanden gesehen habe, weiß ich nichts Neues; auch nicht wo Bennigsens Armee sich jetzt befindet. Ich glaube und fürchte, er wird sich noch hinter Königsberg zurückziehen. Sein Benehmen ist unbegreiflich. Wenn er sich zu schwach fühlte, einen Versuch zur Rettung (der Stadt) zu machen, hätte er Ramenskoi nicht entsenden, sondern sich selbst, schon aus Mitleid mit der unglücklichen Stadt, deren Schicksal ein schreckliches sein wird, mit Lestocqs Korps vereinigen sollen. Wenn die Aussicht auf Plünderung in den vorhergehenden Schlachten die Franzosen zur Wut entflammte, wie werden sie erst kämpfen, wenn sie

jene elenden, nur durch eine schwache, meist aus Kavallerie bestehende Besatzung verteidigten Befestigungen erstürmen? Sie wissen, daß ich eine hohe Meinung von dem russischen General hegte und diese auch trotz aller Widersprüche zu hegen fortfuhr. Was ich im Hauptquartier sah und hörte, hat mir aber bewiesen, daß ich mich täuschte. Ich fürchte, er sinnt auf Unheil. Aber wie, das weiß ich nicht. Sicher ist, daß er Danzig im Stiche ließ, obwohl er es hätte retten können. Er hat ein Vorurteil gegen dies Land, insbesondere seit den Veränderungen in der Verwaltung, wodurch verschiedene Quellen des Unterschiefes, aus denen ihm Ströme bedeutenden Reichthums zuslossen, geschlossen wurden. Das hat er auch nie verhehlt, und er ist möglicherweise jetzt bereit, den letzten Rest der Armee und die letzte Stadt, die dem Könige noch geblieben ist, aufzuopfern. Er hegt einen Groll gegen den jungen Kamenskoi, einen der vorzüglichsten Offiziere der russischen oder jeder anderen Armee. Außerdem leidet er, und dies kann ihn in gewisser Weise entschuldigen, an einer schmerzhaften und peinigenden Krankheit, deren Anfälle in jüngster Zeit sehr häufig wiederkehren und ihn ganz handlungsunfähig machen. Aber ich bin überzeugt, daß dies nur in zweiter Linie ein Grund für seine Untätigkeit ist. Dabei fiel mir ein, daß, wenn Voltaire in seiner witzigen, lachenden Weise, in der gemeiniglich mehr tiefer Sinn steckt als in den ernststen Geschichten deutscher Historiker, wenn Voltaire die Geschichte ähnlicher Ereignisse schreiben würde, er es gewiß nicht unterlassen hätte — zum Amusement der französischen Damen — eine Beobachtung niederzuschreiben, die ich einem Freunde gegenüber verschweigen muß, nämlich über die providentielle Verbindung von Ursache und Wirkung in dieser besten aller Welten.

Für Ihre beiden freundlichen und willkommenen Briefe habe ich Ihnen zu danken. Wir wollen unsere Meinungsverschiedenheit über den Wechsel des (englischen) Ministeriums jetzt nicht weiter verfolgen, obschon ich glaube, wir würden, wenn wir uns wieder treffen sollten, in den meisten Punkten übereinstimmen. Was die katholische Toleranzakte, sowie die Zehntenablösung betrifft, so kann niemand diese Maßregeln mehr begünstigen als ich; doch sollte man sie dem allgemeinen Wohl und der Sicherheit des Reiches unterordnen, und da des Königs Opposition, so verrückt sie ist, nicht überwunden werden konnte, ohne noch ernsthaftere Übel hervorzurufen, so war meiner Meinung nach der Versuch höchst tadelnswert. Und was hilft eine Zehntenablösung, wenn die Pachtsummen erhöht werden und zwar, wie dies zuversichtlich geschehen wird, in noch höherem Verhältnis? Nein, die Wurzeln des Übels liegen tiefer, und man wird sie nicht ohne weit umfassendere Maßnahmen erreichen, derart wie ich sie in einem noch nicht veröffentlichten historischen Werke angedeutet habe. Ich kann nur wiederholen, daß ich ein heftiger Gegner des früheren Ministeriums bin und von dem gegenwärtigen keine besonders hohe Meinung habe. Ich verachte den Ruf: „Kein Papst! kein Ultramontanismus!“ Es ist einer der niedrigsten und gemeinsten Kunstgriffe, um den Abschaum der Bevölkerung irreguleiten.

Seit ich mich von hier aus nach Bartenstein begab, bin ich fortdauernd recht krank gewesen. Meine Stimmung ist gedrückt und meine Kräfte, schon vorher schwach, sind erschöpft. Gott weiß, was unser Schicksal sein wird! Wir bereiten uns auf das Schlimmste vor. . .

Wie immer

Ihr Sie hochschätzender

Niebuhr.

6 Uhr nachmittags. Die Nachrichten sind immer noch sehr verwirrt. Man sagt, die Franzosen unter General Victor, der Bernadottes Korps befehligt, seien von Königsberg, wo die äußeren Vorstädte und Dietrichs Mühlen in Flammen aufgingen, zurückgeworfen. Der Großherzog stieß gestern wieder zur Armee mit striktem Befehl an Bennigsen, die Offensive zu ergreifen. Er war bis auf Wehlau und Allendorf zurückgewichen. Flüchtlinge aus Königsberg treffen hier ohne Unterbrechung ein, und die Mehrung ist so mit ihnen bedeckt, daß keine Pferde mehr zu haben sind. Hier in Memel haben wir die Kassen eingeschifft, Wagen stehen in Bereitschaft, und ich habe ohne Rücksicht auf den Preis Pferde gemietet, um die Stadt verlassen zu können, wenn es zum Schlimmsten kommt. Postpferde sind nicht zu haben, und man würde mir, solange ich noch in des Königs Diensten stehe, nicht erlauben, meine Überfahrt an Bord eines Schiffes zu bewerkstelligen.

### Dreizehnter Brief.

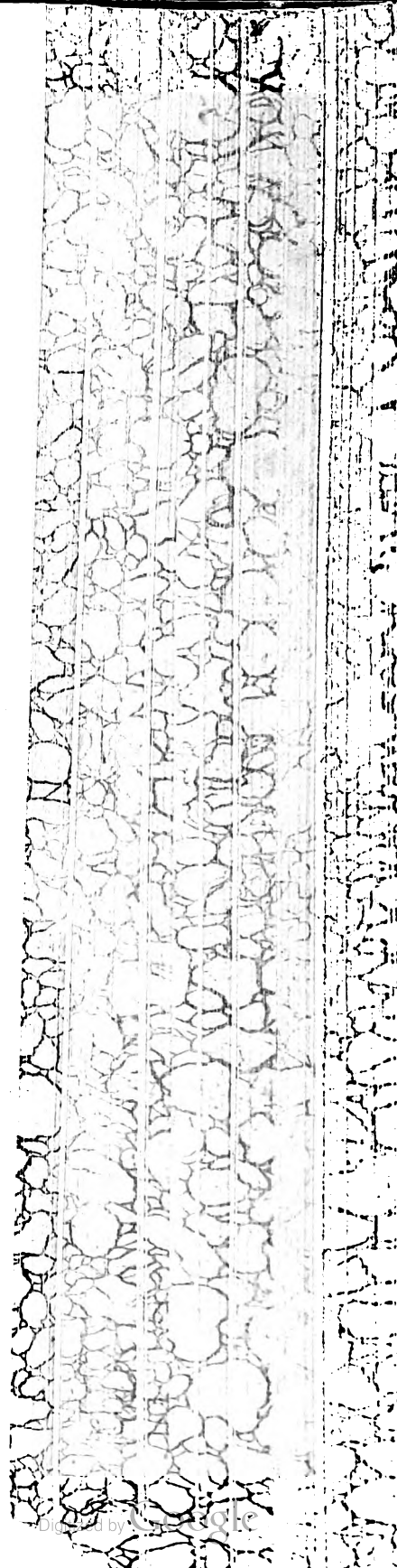
Riga, 4./16. Juli 1807.

Mein lieber Freund!

Ehe ich Memel verließ, habe ich an Sie geschrieben. Seit meiner Ankunft in dieser Stadt empfing ich mit herzlichem Danke Ihren freundlichen Brief vom 16. letzten Monats, und zwar über Memel. Was Sie mir zu tun anempfehlen, hatte ich bereits ins Werk zu setzen versucht, aber mein Gesuch wurde von Baron Hardenberg abgelehnt. Die äußerst freundliche Art der Ablehnung setzte mich in einige Verlegenheit; sie verstärkte meine Ketten. Nachdem nun die Nachricht von dem Waffenstillstand uns erreicht hatte, erneute ich von hier aus mein Gesuch. Da aber Hardenberg damals in seiner Stellung zu verbleiben erwartete, wenigstens was das Departement des Innern anbetrifft, so beschwor er mich, ebenfalls auszuharren, und wollte meine Entlassung nicht annehmen. Nach einer ziemlich merkwürdigen Korrespondenz habe ich jetzt den König direkt um meine Entlassung gebeten. Dieser kann sie nach dem Wortlaut des Vertrages, vermöge dessen ich in den preussischen Staatsdienst eintrat, nicht verweigern. Ich erzähle Ihnen dies als ein Geheimnis, das nur sehr wenigen meiner Freunde bekannt ist. Hardenberg sah sich seither gezwungen, alle seine Ämter niederzulegen; heute erwarten wir ihn hier, und Sie werden ihn wahrscheinlich bald in Kopenhagen sehen. Von glaubwürdiger Seite wird uns versichert, daß Rußland sowohl wie Preußen sich verpflichtet haben,

ihre Häfen dem englischen Handel zu verschließen. Ich hatte schon nach dem berühmten Romanzow-Ulras den Verdacht, daß man den Kaiser Alexander dazu gebracht habe, Gefühle des Hasses und der Feindschaft gegen Großbritannien und den britischen Handel großzuziehen, die man ihm durch das Medium seines dringenden Wunsches, das Gedeihen und den Reichtum seiner eigenen Untertanen durch alle in der Macht eines Herrschers stehenden Mittel zu befördern, eingeflößt hatte. Es sind dies Gefühle, die zu meinem Leidwesen überall da vorherrschen, wo deutsche und andere kontinentale Kaufleute mit Neid auf den größern Reichtum und die stolze Unabhängigkeit hinblicken, welche die unter ihnen angesiedelten britischen Kaufleute durch ihren Fleiß und ihren praktischen Sinn erworben haben. Außerdem war das Benehmen des früheren Ministeriums an sich weit davon entfernt, das Vertrauen und die Freundschaft anderer Staaten zu gewinnen, am wenigsten Rußlands, und die niedrige Gemeinheit, womit die tonangebende Zeitung der Partei sich über die finanzielle Verlegenheit Rußlands, die unvermeidliche Folge eines solchen Krieges, ausließ, mußte notwendigerweise die Stimmung des Volkes und des Kaisers verbittern. Aus all diesem hat man Vorteil zu ziehen gewußt, und wenn ich nicht überzeugt wäre, daß das böse Prinzip losgelassen ist und die Welt regiert, so könnte ich versucht sein, zu glauben, daß Ihre großen und weisen Staatsmänner durch den geheimen Einfluß jenes Mannes geleitet würden, den sie jetzt als Feind zu behandeln sich genötigt sahen, obschon sie ihn von dem Beginn des italienischen Feldzuges an jahrelang als den Helden der Freiheit begrüßt und angebetet hatten. Sei dem, wie ihm wolle, es hat nicht an Reizung gefehlt; und der einzige schwache Versuch, die gegen England geschleuderten Vorwürfe zu widerlegen und das Geschrei über das englische Monopol zum Schweigen zu bringen, ging von einem Ihrer Freunde aus, der zur Instruierung eines einflussreichen Edelmannes ein Memoir verfaßte. Auf seiten des Verfassers war es nicht bloß ein Versuch, der guten Sache zu dienen, unter vielen anderen, die ebenso erfolglos waren, sondern zugleich ein Tribut der Dankbarkeit, den er England widmete. Wenn wir uns wiedersehen, sollen Sie ein Exemplar haben, und Sie werden zweifellos den Inhalt billigen.

Unter dem Druck dieser nach und nach zu meiner Kenntniß gelangten Umstände beabsichtige ich, meine Abreise möglichst zu beschleunigen, ehe die Feindseligkeiten ausbrechen. Ich gedenke nach Kopenhagen zu reisen, obschon die Neutralität Dänemarks täglich unsicherer und zweifelhafter wird. Sie ist ja in der That seit dem Niedergang Preußens immer unsicher gewesen. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Napoleon meinem armen Vaterlande diesen Vorteil noch lange gönnt. Er hat jetzt den Norden Deutschlands erschöpft, und da seine Soldaten es nicht verschmähten, das zerlumpfte Kleid des Armen zu rauben, so wird er den mäßigen Reichtum Dänemarks einer Plünderung wohl wert erachten. Dennoch hoffe ich, durch meine beschleunigte Abreise zeitig genug in Kopenhagen einzutreffen, um noch einige



Zeit mit meinen dortigen Freunden verbringen zu können. Ich hänge jetzt lediglich von mir selbst und meinen eigenen Anstrengungen betreffs der Gewinnung eines Lebensunterhaltes ab, habe aber noch keinerlei feste Pläne gefaßt. Trotzdem hege ich das Vertrauen, mein Ziel zu erreichen, nämlich als ein freier Mann, unabhängig vom französischen Joch, zu leben.

Über die Tagespolitik will ich nichts weiter bemerken, als was ich am Anfang dieses Briefes gesagt habe. Überall herrscht eine große Geheimnistuerei, und es ziemt sich, über das zu schweigen, was man nicht verstehen kann, es sei denn, wie das in Ihrem gesegneten Lande der Fall ist, daß Sie sich ungestraft und frei in Vermutungen ergehen können. Da ich aber ein wahrer Prophet gewesen bin überall da, wo meine Hoffnungen und Leidenschaften nicht irre geleitet wurden (wie das in traurigster Weise von der Schlacht bei Eylau an bis zu meinem Aufenthalte im Hauptquartier der Fall gewesen ist, wo plötzlich ein Strahl höllischen Lichtes mich blendete), so muß ich Ihnen doch sagen, daß Sie sich auf einen Angriff türkischen Gebietes seitens Frankreichs gefaßt machen können. Es ist dies eine Vermutung, der vielleicht niemand Glauben schenken wird, aber sie wird sich, glauben Sie mir, als wahr herausstellen . . .

In alter Freundschaft

Ihr

Niebuhr.

#### Vierzehnter Brief.

Berlin, Jan. 4. 1808.

Mein lieber Freund!

Ein englischer Brief aus Berlin unter französischer Verwaltung dürfte fast so selten sein wie ein Druck aus dem 15. Jahrhundert, und ich bin überzeugt, dies ist der erste, der seit dem Beginne dieses Jahres geschrieben worden ist. Es ist wirklich kaum zu entschuldigen, daß ich es so lange aufgeschoben habe, Ihren freundlichen und lange erwarteten Brief vom 26. September zu beantworten; obwohl mich vielleicht meine Krankheit und andere Umstände, die Ihnen Ihr werter Bruder in seinen derzeitigen Briefen berichtet haben wird, vor Ihrem Gerechtigkeitsinn und Ihren freundschaftlichen Gefühlen entschuldigt haben. Meine Kraft war so völlig erschöpft durch die heispiellos lange Periode geistiger Erregung, verbunden mit übergroßer Ermüdung und schlechter Kost, daß mich die Nachricht von den Leiden meiner Vaterstadt (Kopenhagen), die mich auf der Rückreise von Riga traf, fast wahnsinnig machte: so groß war mein Schmerz, so unerträglich das Gefühl, denen fluchen zu müssen, die ich vor allen andern Nationen schätzte. (Wie bekannt, wurde Kopenhagen am 7. Sept. 1807 von den Engländern bombardiert, da sich die Dänen weigerten, ihre Flotte auszuliefern. D. S.) Ich gestehe Ihnen, daß ich während mehrerer Wochen, in einem Zustand völliger Verzweiflung, jedem Plane, mein schmachvoll behandeltes Vaterland zu rächen, zugestimmt haben könnte. Glücklicherweise

aber lassen dergleichen persönliche Gefühle nach, und da auch die folgenden Maßnahmen meiner Landsleute durchaus nicht ehrenvoller Natur waren, sondern nur Scham in mir wachriefen, so kehren meine alten, angeborenen Gefühle allmählich zurück, und ich bin überzeugt, daß, wenn der Himmel uns noch einmal ein Wiedersehen schenkt, unsere Ansichten über Ihr Vaterland nicht weiter auseinander gehen werden als zuvor, besonders da auch Sie das schmachvolle Vorgehen der britischen Minister gegen Dänemark durchaus mißbilligen . . .

Ihr aufrichtiger Freund

Niebuhr.



## Dein Grab.

Von

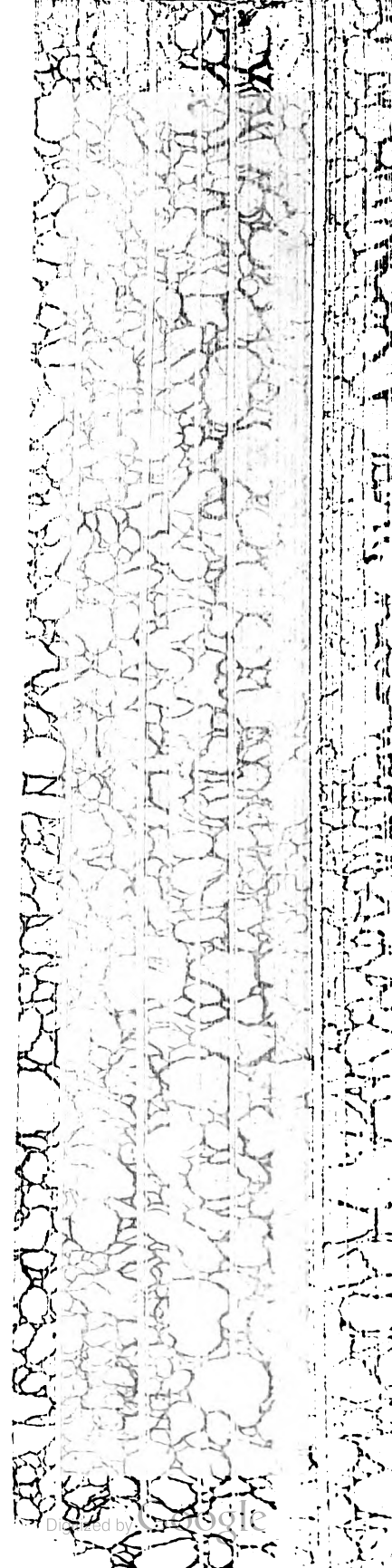
Karl Ernst Knodt.

Als letztes an dem Wege liegt dein Grab.  
Du siehst's an jenem fernen weißen Saum  
Des leisesten Lebens einer Düne gleich  
Aufdämmern — und dahinter schwarz das Meer,  
Das unerforschte Meer der Ewigkeit.

Wehweiche Weisen trägt der Abendwind,  
Der von den dunkeln Wassern erdwärts weht,  
Über die Stelle, der dein Staub sich vermählt,  
Weich, wie das Heimweh, und so todeswund,  
Wie einer Mutter Weinen um den Sohn,  
Der draußen immer weitre Wege geht,  
So weh, wie wenn die Zeit am letzten Tag  
Verkündet ihren letzten Glockenschlag.

— — — — —  
Wo du auch gehst, als letztes grüßt dein Grab  
An irgend einem Weg. Gott weiß es, wo!

— — — — —  
Du aber, grau dich nicht vor deinem Grab!







## Die vier Schiefertafeln.

Eine Allerleuten-Betrachtung eines Freilüftlers.

Von

Anton Fendrich.

Das Wort „Freilüftler“ bezeichnet bei mir leider nur einen Wunsch, den Wunsch, Freilüftler zu sein. In Wirklichkeit stammen nachfolgende Schwärmereien über die verschiedenen Kleidertrachten unserer lieben Mutter Erde von einem Stubenhocker, der sich allerdings so oft, als er es vermag, den Staub und Schimmel durch Sonne und Wind von seiner Seele wegscheinen und wegblasen läßt.

Oft hab' ich mir's überlegt, zu welcher Jahreszeit Sonne und Wind dieses Reinigungsgeschäft bei mir am besten besorgen. Und da ist es mir gegangen wie dem kleinen Buben, von dem ich las, als ich mit Hilfe der Rindersibbel und eines alten Brummbären von Lehrer zum ersten Male hinter die Geheimnisse der deutschen Druckschrift kam.

Dieser kleine Kerl bekam von seinem Vater viermal in einem Jahr eine neue Schiefertafel vorgelegt, auf welcher er die Frage beantworten mußte, welches die schönste Jahreszeit sei; und er hat getreulich im Januar dem Winter, im Mai dem Frühling, im Juli dem Sommer und im Oktober dem Herbst den Preis zuerkannt.

So ergötzt der Wechsel und so erfreuen uns die Moden unserer Frau Mutter Erde; und darum sollen wir froh sein, in der sogen. gemäßigten Zone zu leben. Es ist ein schöner Wahn, zu glauben, unsereiner könne sich in der anhaltenden Sonnenpracht des Äquators und umliegender Ortschaften sehr wohl fühlen. Ein alter Schulkamerad von mir hatte sein Glück in Deutsch-Ostafrika versucht. Als er nach seiner Rückkehr mir eine Stunde lang von den Wundern der Tropen vorgeschwärmt hatte, brach in einer

schwachen Minute die Wahrheit siegreich bei ihm durch. Da gestand er mir, daß er oft ein wahnsinniges Heimweh nach einem gediegenen deutschen Herbstnebelwetter oder nach einem scharfen, klaren Wintertag gehabt; auch sei er inmitten der Herrlichkeiten der erotischen Küche oft sehr melancholisch gestimmt gewesen; so habe ihn z. B. einmal beim Verzehren eines Stückes von gebratenem Elefantensfuß mit Riesenartischoken eine tiefe Sehnsucht nach heißen Wienerwürstchen mit geriebenem rohen Meerrettig übermannt. So bescheiden kann der Mensch werden, wenn ihn das Heimweh plagt.

Um nun aber mir wieder einmal zu Gemüte zu führen, wie dankbar wir zu sein haben für die wundersamen Moden, in welche der Herrgott durch die Sonne unseren Planeten kleiden läßt, habe ich heute, am Allerseelentag, die Blätter zweier großen Wandkalender hervorgeholt, auf deren weißem, unbedrucktem Platz ich, wenn ich von kleinen Streifereien im Freien zurückkehrte, meine Eindrücke notiert hatte. Und aus dem Geruch des alten Kalenderpapiers steigt es auf wie die Seelen vieler schöner, toter Tage, die mich freundlich grüßen und dann fortfliehen, hinaus in die neblige Novemberluft.

\* \* \*

Ich lese da:

31. Oktober 18 . .

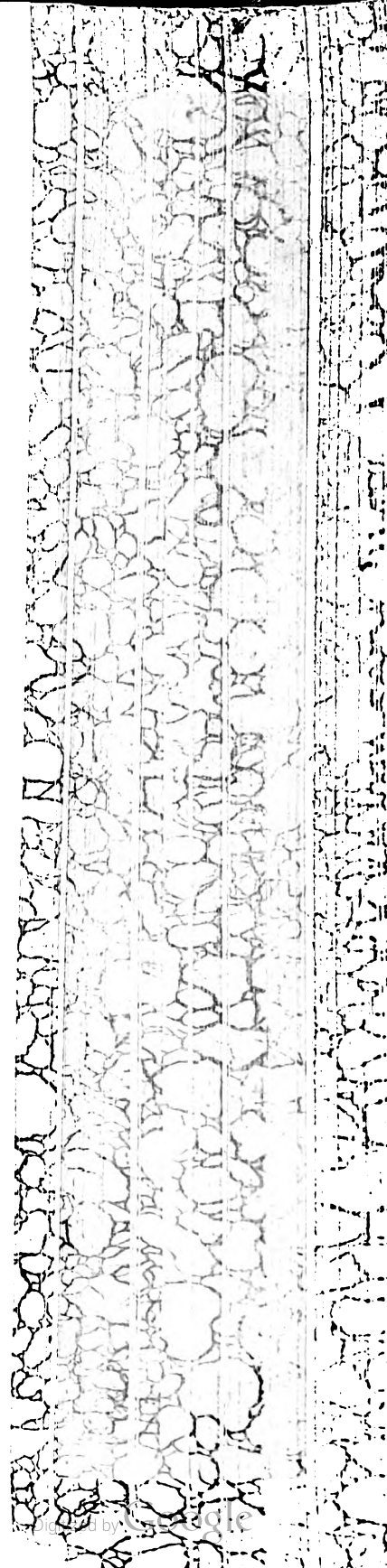
Heute früh, als ich durch den Garten hinunter an den See ging, hinderte mich das dichte, raschelnde Laub im Gehen. Da verfiel ich auf den Gedanken, mit einem Rechen etwas mehr Ordnung in die Natur zu bringen. Nach einer Stunde lagen die Riezwege wieder „ordentlich und reinlich“ da. Als ich aber von oben aus dem Fenster mein Werk befriedigt überschauen wollte, kam, als ich die eintönigen, grauen Riezwege sah, ein Gefühl einer gewissen Beschämung über mich. Ich hatte der Natur böß ins Handwerk gepfuscht. Und sie war so nachsichtig und gütig, meine Eselei rasch wieder gut zu machen. Am Spätnachmittag lag der wunderbare Teppich wieder über dem Garten, und die in der Herbstsonne leuchtenden roten und gelben Blätter deckten meinen grauen Riez vergebend zu. Da hab' ich mich erst recht geschämt . . .

12. November 18 . .

Heute hat's den ganzen Tag wie durch ein ganz feines Sieb geregnet. Auf dem Weg ins Nebengebirge haben wir uns darüber gestritten, ob es Regen oder Nebel sei. Es roch im Wald nach faulendem Laub und in den Dörfern nach neuem Wein. Er ist heuer gut geraten, der „Neue“. Als wir heimkehrten, waren wir über die Streitfrage Nebel oder Regen im klaren. Der Regen war, wie unser „Psychologe“ erklärte, mehr erotisch, der Nebel mehr esoterisch.

5. Dezember 18 . .

Heute lag der erste Frost auf den Feldern, und wenn man über die kleinen Wasserlachen aus den letzten Sudelwettertagen schritt, hat es fröhlich geknackt und gekracht. Wir steuern rasch in den Winter hinein und morgen



abend „kommt der Nikolaus“! — Was für ein Klingen und Singen aus der Kinderzeit, der wunderfamen, wie im Winternebel entschwindenen Kinderzeit mir durch die Seele zieht! — Am Nikolausabend standen wir Kinder frierend im wirbelnden Schnee auf der Straße. Aus den schon mit Weihnachtssittertram geschmückten Ladenfenstern flutete helles Licht auf die halbrecherisch angelegten Trottoirs, über die nur hier und da eine dunkle, fest eingewickelte Gestalt huschte. Zitternd und mit großen Augen erzählten wir uns allerhand Geschichten, und wenn irgendwo eine alte Türschelle klingelte, dann ging uns ein Schauer über den Rücken, und laut schreiend stoben wir auseinander: „Der Nikolaus kummt!“ Wenn dann wirklich einer kam, mit den Ketten rasselte und die lange Rute schwang, dann wußte man zwar ziemlich rasch, wer in der Rutte steckte, aber so ganz konnte ich mich nie von dem Gedanken losmachen, daß es vielleicht doch ein „richtiger Nikolaus“ sei. Wenn ich an diesem Abend zu spät zum Nachessen kam, spürte ich die Ohrfeigen kaum, — so lebte ich im Nikolauszauber, und im Schlaf hörte ich ihn noch rasseln und die Nüsse im Sack schütteln . . .

Und jetzt ist's schon so lange, lange her. Aber die Kinder haben recht; der Winter ist die schönste Jahreszeit.

21. Dezember 18 . . .

Eine lange Zeit wieder in der Stubenluft vegetiert. Heute früh um 6 Uhr aber ist's mir zu dumm geworden. Im Bett hörte ich zum „Roradi“ läuten; da klang mir aus der Jugendferne das wunderfame Lied in die Ohren, das ich als Kind in der Adventszeit frühmorgens in der Kirche sang: *Rorato coeli* . . .

„Tauet, Himmel, den Gerechten  
 Wolken, regnet ihn herab.“

Da sprang ich aus dem Bett, zog mich rasch an und ging durch die Sternennacht, die noch über dem Städtchen glitzerte, nach der Kirche. Die eisige Luft umarmte mich wie einen alten, lange nicht gesehenen Bekannten, und der Stubenhocker schauerte unter der Umarmung. Der Schnee krachte und knarrte allerhand lustiges Zeug unter dem Sohlleder meiner Schuhe. Als sich die Kirchthüre hinter mir schloß, begannen die Kinder gerade das alte Sehnsuchtslied nach dem Erlöser und der Erlösung zu singen . . . Da kam mir das Wasser in die Augen.

Als Kind habe ich beim Singen des Rorate nie besondere Rührung empfunden; ich habe das Lied damals nicht verstanden. Wir kleinen Bengel waren nach und vor dem Weihnachtsfrühgottesdienst immer in einer sehr unheiligen Stimmung, prügelten uns oder wir „photographierten“. Diese Kunst hatte zu ihrer Ausübung die Voraussetzung, daß tiefer Schnee lag. Dann ließen wir uns mit gespreizten Beinen und ausgestreckten Armen der Länge nach in den Schnee auf den Rücken fallen. Beim Aufstehen mußten zwei Kameraden helfen, damit die Ähnlichkeit des Bildes nicht litt. Jawohl, die Kinder haben recht. Im Winter ist's am schönsten.

18. Januar 18 . .

Gestern, am Sonntag, eine Schlittensfahrt droben im Schwarzwald! Bin jetzt noch wie verzaubert davon. Still und starr, in der weißen Pracht von Eis und Schnee, empfingen mich die Berge. Man hörte nichts als das Klingelzeug der Pferde vor dem Schlitten. Von Wegen war nichts mehr zu sehen; alles eine einzige weiße, eisige Brautdecke über der Erde. Nur das Grün der unter der Schneelast sich beugenden Tannenzweige hob sich ab; und den Weg konnte man in der Ferne an den roten Büscheln erkennen, die im Gezweig der an der Straße gepflanzten Vogelbeerbäume hingen. Die alten Sägemühlen waren in Zuckelhäuser verwandelt. Nur die ziemlich schlechte Zigarre, die der Kutscher rauchte, brachte mir immer wieder zum Bewußtsein, daß ich in keiner Zauberwelt lebte.

23. Februar 18 . .

In einem Brief — an Lily glaube ich — schreibt Goethe vom „streichenden Februarwind, in dem man den kommenden Frühling ahnt“. Diesem Februarwind bin ich heute draußen vor der Stadt begegnet; und als ich noch gar an einem sonnenbeschienenen Rain ein kleines, kümmerlich entwickeltes Weilchen im schmutzigen, gelbgrünen Wintergras fand, da ließ ich einen kleinen Sauchzer vor Freude. Der Bahnwart, der oben auf dem Schienengeleise über dem Rain stand, hat mich mit ziemlich sonderbaren Blicken angesehen . . .

29. März 18 . .

Zuchhe! Der junge, der ganz junge Lenz ist da. „Siehe, der Winter ist vergangen; der Regen ist weg und dahin; die Blumen kommen; der Lenz ist herbeigeeilt und die Turteltaube läßt sich hören“ — wie Salomo in seinem Liede singt. Turteltauben hab' ich zwar heute nicht gehört, aber eine Lerche, die sich aus den feuchten, frischgepflügten Erdschollen in den blauen Äther schwang. Und wie sie jubilierte! In einem Garten kokettierte ein kleines rosarot blühendes Aprikosenbäumchen vor einem noch ganz fahlen und mürrisch dreinschauenden Apfelbaum. Die Natur reckt und dehnt sich nach dem langen Winterschlaf, und ich hab' mir heute wieder einmal meine Seele ausgestaubt und Gott gedankt für seine Herrlichkeiten. Denn nie scheint mir der Himmel so wunderbar blau, wie im Vorfrühling; und selbst die Nachtigallen im Juni singen mir nicht so ins Herz hinein wie der Buchfink, der von einem dürrn Ast sein Glück in die erste warme Märzluft zwitschert.

19. April 18 . .

Es soll mir nur niemand mehr über das Aprilwetter schimpfen. Heute früh regnete es fein und leise; die fallenden Tropfen machten auf den Glocken der Narzissen vor meinem Fenster eine zarte Musik. Die schwarze Erde trank dankbar das warme Naß. Am 10 Uhr schien die helle Sonne. Am 3 Uhr servierte der Himmel einen Schauer von feinen Hagelgrauen, und abends beim Heimgehen drehte mir ein jeder Pietätbarer Wind meinen alten Regenschirm um. Daß er mir immerhin den Hut auf dem Kopfe

ließ, sei dankend anerkannt. Und da gibt es Philister, die über ein so vergnügliches Wetter schimpfen!

5. Mai 18 . .

Alles in Flur und Wald ist neu geworden. Die Natur ist im Brautstand. Der Frühling ist zur Brautschau gekommen; und ich bin gestern, am Sonntag, von Morgen bis Abend draußen rumgestiefelt. Wir sind früh daran heuer. Die Kastanienbäume haben zur Feier die roten und weißen Blütenleuchter aufgesteckt; im Gras am schattigen Waldrand leuchteten die kleinen weißen Sterne des Waldmeisters. Bald hatte ich einen Buschel davon zusammen. Abends eine Bowle zu dreien, wie wir sie noch nie getrunken zu haben einstimmig erklärten. — Der Rest ist Schweigen!

16. Juni 18 . ., nachts 12 Uhr.

Es wird nicht mehr ganz Nacht. Bis Mitternacht bin ich im Frühsommerzauber draußen im Garten gefessen, der jetzt seine seligsten Düste ausatmet. Den Rosengeruch konnte man fast trinken. Durch die duftenden Akazienbäume mit den weißen Blütentrauben schien der junge Mond. Statt des schwarzen Nachtflores liegt ein dunkelblauer Dämmererschleier über der schlummernden Welt. Alle Sorgen und Plagen sind vor den Wundern dieser Nacht aus dem Herzen gewichen. Als ich ins Zimmer kam, schlug ich die Bibel auf und las:

„Mein Freund ist mein, und ich bin sein, der unter den Rosen ist . . .

„Ich will zum Berge der Myrrhen und zum Weihrauchhügel gehen, bis der Tag kühle werde und der Schatten weiche . . .

„Stehe auf, Nordwind, und wehe, Südwind; wehe durch meinen Garten, daß seine Wurzeln tiefen.“

Heinrich Heine hat einmal seinem Freunde Lewald vom Dichter Salomo geschrieben: „Mein Lieber, ich mache Sie auf diesen Mann aufmerksam.“

29. Juli 18 . .

Endlich wieder einmal erlöst von dem Stadteland; — gerade für drei Wochen. Ich will die Freiheit, die auf den Bergen wohnt, mit vollen Lungen atmen und mein sehr fadenscheiniges Nerventostium ausbessern, so gut es geht. Hab' heute schon den Anfang gemacht. Bin droben gelegen auf dem abgeholzten Bergrücken, wo zwischen alten Baumstümpfen die goldenen Sterne der Arnika duften und der Wind, der in leisen Wellen aus dem Wald kommt, mit den roten Glocken des Fingerhuts spielt. Die Sonne lag heiß auf dem Berg, und ich ließ mich stundenlang behaglich braten. Drunten im Hotel schimpfen sie über die Hitze; ich aber danke dir, du glühende Frau Sonne.

20. August 18 . .

Ich bin auch noch ein schwerer Egoist. War heute gerade an einem Dithyrambus auf den Sommer und seine Herrlichkeiten, da hatte sich auf einmal ganz leise die Frage vor mich gestellt: „Und diejenigen, die drunten in den Fabriken bei dieser Gluthitze stehen und schaffen? Die im staubigen

Boden und im betäubenden Gerassel und Gestampfe die Altkordlohnhebe mitmachen müssen? Die nichts wissen von Waldesluft und dem Duft der Bergwiesen? Deine Brüder und Schwestern? Oder sind sie nicht deine Brüder und Schwestern, wenn du ein Christ, ein Nachfolger des Herrn, ein Knecht Gottes sein willst?"

Diese Gedanken haben mir die Abreise aus dem Schwarzwald leicht gemacht, und froher, als ich es heute früh glaubte, bin ich wieder herabgefahren in das alte Getriebe der lärmenden, streitenden Welt.

6. September 18 . .

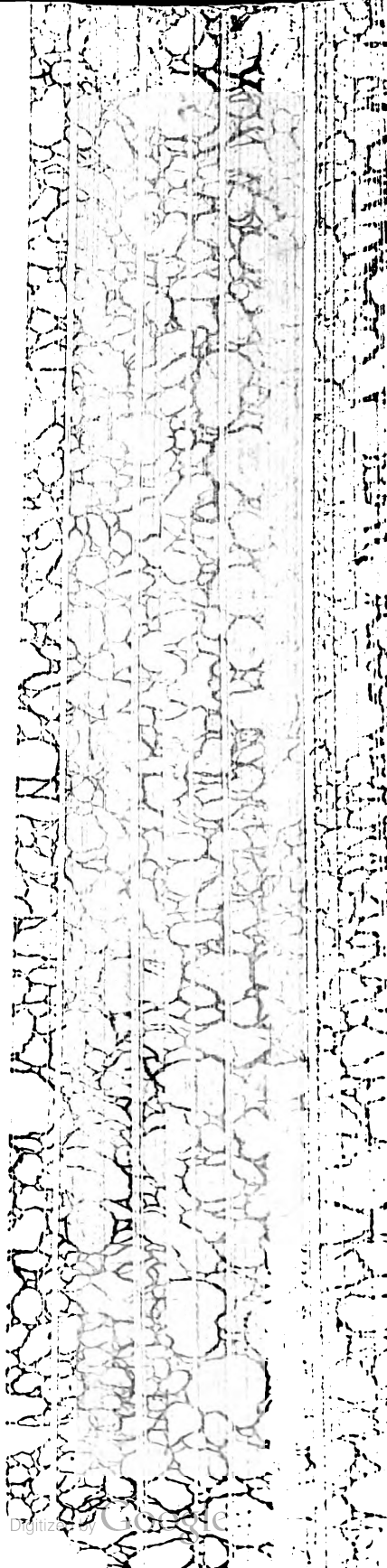
Als ich heute abend von einer kleinen Streiferei nach Hause zurückkehrte, schlichen schon die ersten Herbstnebel im weißen Leichenflor um mich herum. Sie kündeten das nahende Ende der Sommerherrlichkeit. Auch violette Herbstzeitlosen stehen schon auf den gemähnten Wiesen. Vor ihrem Tod feiert die Natur aber noch ihre größte Farbenorgie. Mit den glühend rot und gelben Blättern sinkt die Pracht wieder zurück zur Mutter Erde, die in den Jahrmillionen, seit denen sie im Himmelsraume fliegt, immer Grab und Brautbett zugleich war.

2. November 18 . .

Allerseelen! Ein Totentag! In der Stadt wandeln heute die Leute zwischen den Gräbern. Die Reichen lassen sich in ihren neuen Herbsttoiletten dafür bewundern, daß sie sich so schweres Geld für die standesgemäße Ausschmückung der Gräber ihrer verstorbenen Verwandten kosten ließen; die Armen drücken sich abseits von den Wegen, wo die „gekauften Plätze“ liegen, im Gewirr der Grabhügel herum und zieren vielleicht die schwarze Erde, unter der eines der Ihren ruht, mit kleinen Kreuzen und Sternen aus weißen Beeren oder roten Hagebutten.

Mich aber hat's noch einmal hinaufgetrieben in die Einsamkeit der Berge und zum Totenfest der sterbenden Natur. Das Hüllental glühte in allen Farben der Herbstpracht. Rot und grün, gelb und braun zog sich's die steilen Bergwände hinauf bis auf die abgeholzten Ruppen, über denen im blauen Himmel weiße Wolken segelten. Und über alle Bäume und Sträucher, Wiesen und Wasser goß die Herbstsonne einen Hauch von mattem Gold. Ein herber, köstlicher Wind zog durchs Tal und rieselte kräftigend durch alle Nerven, so daß ich alles Sterben vergaß und nur Leben um mich und in mir spürte. O ja, er ist ein gesunder, robuster Bursche, der Herbst, denkt nicht ans Sterben, sondern tollt vor der Schlafenszeit nur noch einmal wild herum. Er ist die schönste Jahreszeit, der Herbst, wie ich ihn heute, am Allerseelentage, sah!

Nachwort: Nur eine Frage zum Schluß. Ist ein so großer Unterschied zwischen dem kleinen Schulbuben mit den vier Schiefertafeln und einem alten Stubenhocker? Und soll der letztere sich des schämen oder freuen?





## Zwei Arbeiterbücher.

- Hugo Bertsch: Die Geschwister. Mit einem Vorwort von Adolf Wilbrandt. (Stuttgart, Cottasche Verlagsbuchhandlung. 2 Mk. 50 Pfg.)  
Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Herausgegeben und mit einem Geleitwort versehen von Paul Göhre. (Leipzig, Eugen Diederichs. Brosch. 4 Mk. 50 Pfg.)

Noch nie hat ein Mensch des ‚vierten Standes‘ mit so geist- und seelenvoller, hochauflammernder Beredsamkeit für die Rechte dieses leidenden Standes und gegen das Babel der Zeit gestritten, wie Hugo Bertsch in diesem Buch: ‚Die Geschwister‘. Es ist aber die edle, reine Beredsamkeit des Dichters, der zuletzt, im ruhelosen Weitertrachten der Gedanken — ein echt deutsches Blut! — zum Philosophen wird. Die altpersische Weltvorstellung lebt auf eine wunderbare Art in ihm auf: Der gute und der böse Geist, die den großen Weltkampf kämpfen, in dem der Geschaffene, der Mensch mitstreiten soll. So findet sich sein ‚Held‘, Tom Pratt, in der Schöpfung wieder zurecht, und die Sonne kann auch ihm wieder scheinen.“ Also urteilt Adolf Wilbrandt über das von ihm herausgegebene Buch des aus Schwaben stammenden, in Amerika lebenden Arbeiters Hugo Bertsch.

Wirklich, dieser Mann ist ein Dichter. Man fühlt es, wenn man nur zwei Seiten gelesen hat. Nicht, daß er uns ein vollkommenes Buch böte. Aber der Dichter zeigt sich sogar in den Mängeln. Er ist bloß noch kein Künstler, ein Künstler ist er in allem, einer der gestaltet, was er sieht, was er fühlt, was er erlebt, was er erträumt. „Vielleicht ist es zum Kopfschütteln,“ schrieb der Mann an Wilbrandt, den er sich zum Ratgeber erwählt hatte mitten in seiner Arbeit, „wenn ich behaupte, daß ich über meine Arbeit nicht befriedigt, sondern geradezu erstaunt bin, verblüfft. Ich steh’ vor dem Geschriebenen wie vor einem geahnten, aber nie gesehenen Wunder. Daß so tief ich denken kann, empfinden kann, ein solches Himmelreich voll Geister beherbergt habe, ohne zu wissen, die lange Reihe von Jahren, das alles dünkt mich wie ein Geschenk von Gott, eine Entschädigung für die erdrückenden Schwierigkeiten, unter denen ich schreiben soll. Oft lebe ich im Wahn, ein viel Höherer,

als Menschen dicke für mich, und meine schwieligen, harten Hände seien nur sein Werkzeug, das Finte und Feder beherrscht.“

Es hat etwas Rührendes, wie der Mann staunend, scheu vor dem Wunder steht, das in ihm selber erblüht. Und diese Empfindung ist echt. Das ganze Buch ist voll von dieser Stimmung. Manches Mal hat man das Gefühl, daß das „Daimonion“, das diesen Arbeiter beseelt, in ihm rase. Zuweilen hat man Bedenken, wenn scharf ironische Töne hineinklingen, aber sie lösen sich in Humor auf, und alles ist voll von wahrer Liebe und echter Güte. — Es ist ein ganz persönliches Buch, in dem vielleicht nur die äußeren Geschnitte nicht „wahr“ sind. Aber dieses Geschehen ist auch Nebensache. Der Mensch, der dahinter steht, ist alles. Und der ist ein herrlicher Mensch. Möge es ihm vergönnt sein, zu reifen und ruhig zu werden, wie der „Seld“ seines Buches ruhig wird, weil er andere beglücken kann. —

Ein ganz anderes Buch sind die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“, herausgegeben und mit einem Geleitwort versehen von Paul Göhre. (Leipzig, Eugen Diederichs, Preis 4.50 Mk.) Der Verfasser heißt Karl Fischer, ist heute 61 Jahre alt, Junggeselle, und wohnt seit einigen Jahren, halbinvalide, ohne Invalidengeld zu beziehen, im Anhaltischen bei armen Verwandten, bei denen er, dazwischen ihr Gärtchen und das kleine Feld bestellend, sein Buch in den letzten zwei Jahren geschrieben hat, ohne Anregung von außen, aus eigenem Drang und Wunsch. Er ist auch heute noch kein Sozialdemokrat, nimmt noch heute eine stark religiöse Gesinnung für sich in Anspruch, und ist noch heute voller Ehrfurcht für den Kaiser. Mit andern Worten: es ist einer jener deutschen Arbeiter ältesten Schlags, die aus dem versinkenden Mittelstand hergetommen, ihre beste Kraft in der ersten Industrieepoche Deutschlands verbraucht haben, dabei stark unter dem Einfluß der Kriegszeit von 1864—1871 geblieben sind, und so den Schritt zur modernen Arbeiterbewegung herüber nicht mehr zu tun vermocht haben. Für die vorliegenden Lebenserinnerungen ist das alles nur ein Vorteil: denn um so glaubwürdiger wird auch in den Augen politisch Rechtsstehender ihr Inhalt erscheinen, und um so schwerer wiegt er mit seinem düstern Ernst und seinen oft ergreifenden Anklagen.“

So Paul Göhre im Vorwort. Ich habe noch nie ein Vorwort gelesen, das dem darauf folgenden Buche so bitter unrecht tat, wie dieses. Was der Verfasser sich in einem schweren Leben bewahrt hat, die Unabhängigkeit von der Schablone der Partei, die Freiheit seiner Persönlichkeit, das wird von diesem Herausgeber herabgesetzt. Der Mann muß zum Typus gestempelt werden, aus dem persönlichen Buch soll eine Art Parteischrift gemacht werden; jedenfalls wird sie im Parteiinteresse ausgenützt. Man kann noch zustimmen, wenn das Buch als „Dokument der Zeit, als Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts“ bezeichnet wird. Wenn aber die geradezu groteske Behauptung, daß dieses Buch „nur durch wenige Denkwürdigkeiten und Erinnerungen sonst aus demselben Jahrhundert in den Schatten gestellt wird“, damit begründet wird, daß seine anderen Erinnerungswerte von Menschen stammen, „die über dem geistigen und gesellschaftlichen Durchschnitt standen“, daß hier dagegen ein Mann aus „der Welt des Volkes“ spreche, „in dem der einzelne viel weniger Individualität, vielmehr nur Tellerscheinung der Masse ist“, — so reibt man sich doch die Augen, ob man richtig gelesen hat. Nicht wegen der echt sozialdemokratischen Art, nur den Arbeiterstand als Volk gelten zu lassen. Aber



seit wann wird etwas groß und überragend, weil es der Masse entspricht? Was heißt denn überhaupt menschliche Größe, wenn es nicht Persönlichkeit, starke und große Individualität ist?

Aber wir wollen uns nicht durch die Parteibeschränktheit des Herausgebers die Freude an dem Buche vergällen lassen, das nicht entstanden wäre, wenn nicht eben dieser Arbeiter ein so ganz anderer wäre, als die andern. (Das wird seit dem Dresdner Parteitag wohl gerade auch Herrn Göhre klar geworden sein.) Warum fühlen sich denn die zahllosen anderen Vertreter der Masse nicht auch gedrungen, ihre Lebenserinnerungen niederzuschreiben? Die „modernen“ Arbeiter sind doch viel „literarischer“, als dieser altmodische Mann; sie haben viel mehr gelesen, halten sich für viel wichtiger und sind ja gerabezu gedrillt. Wo aber ist der sechzigjährige Arbeiter, der nach einem Leben voller Mühsal, voll Leid, Bitterkeit und Elend in seiner Armut sich hinsetzt und über sein Leben ein Buch schreibt, das trotz großer Kürzungen noch 400 Druckseiten umfaßt? Und solch ein Mann soll ein Typus der Masse sein!

Man wirft ein: er ist eben ein Dichter, die sind überall selten; als solcher vermag er zu schreiben, was die andern nicht können. Er wäre also auch dann eine Ausnahmerscheinung. Göhre selber sagt, Fischer sei ein „Mensch von dichterischer Kraft. Er ist ein Dichter ohne Kunst, erst recht ohne Routine. Was hätte wohl aus ihm werden können, wäre diese Kunst geweckt und gepflegt worden!“ Es geht denn doch zu weit, den Sinn für Empfänglichkeit den Menschen und Geschehnissen der Umwelt gegenüber gleich als dichterische Kraft hinzustellen. Unter Bauern ist er, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, auch heute noch keineswegs selten. Man braucht nur die anschaulichen Charakteristiken der Nachbarn anzuhören, die oft noch durch Sprechweise und Mimit unterstützt werden. Der Trieb, das aufzuschreiben, ist allerdings weniger häufig.

Sedenfalls ist Fischers dichterische Art durch seinen Lebensgang nicht unterdrückt worden, sondern eher geweckt. Er ist ein stiller, versonnener Mensch, von Kind an unbeholfen allem praktischen Leben gegenüber, bescheiden, scheu, ein Sinnierer ohne Energie zur Tat. Im Kampf ums Dasein kommt so einer nie auf einen guten Platz. Hätte ihn das Leben auf einen solchen gestellt, er wäre ein stiller, etwas beschaulicher kleiner Rentner geworden, der seinen Garten pflegte, geangelt hätte — dafür hat er immer einen Trieb verspürt — und so weiter. Er hat das Zeug zum lebenswürdigen Philister. Gerade dadurch, daß das Leben immer auf ihn loshämmerte, ist er zum Schilderer seines Lebens, zum „Dichter“ geworden. Er hat dabei ein Leben lang alles in sich aufgestapelt, genau so, wie er in der Fabrik sechzehn Jahre lang allen Ärger, alle Zurücksetzung geduldig geschluckt hat, immer still und zurückhaltend war, bis er dann an einem schönen Morgen in rasender Wut loslegt, nachdem er in alttestamentarischer Weise durch eine Vision und das direkte Gebot Gottes dazu angetrieben worden ist.

Ich will auf das Buch selber nicht näher eingehn. Möchten es recht viele lesen. Es wirkt ergreifend in seiner Einfachheit, und weil es so ganz unliterarisch ist, wirkt es erquickend in unserer papierenen Zeit. Das Ganze liest sich wie eine gute alte Chronik, zuweilen etwas breit, immer am Nächsten haftend, niemals weit blickend, aber immer ehrlich und wahr. Vielleicht erscheint es dann auch andern, wie mir, als psychologisch interessante Aufgabe, zu untersuchen, warum dieser Arbeiter seinem Glauben treu blieb und nicht Sozialdemokrat wurde. Denn mit der materialistischen Recheneri Göhres, daß der

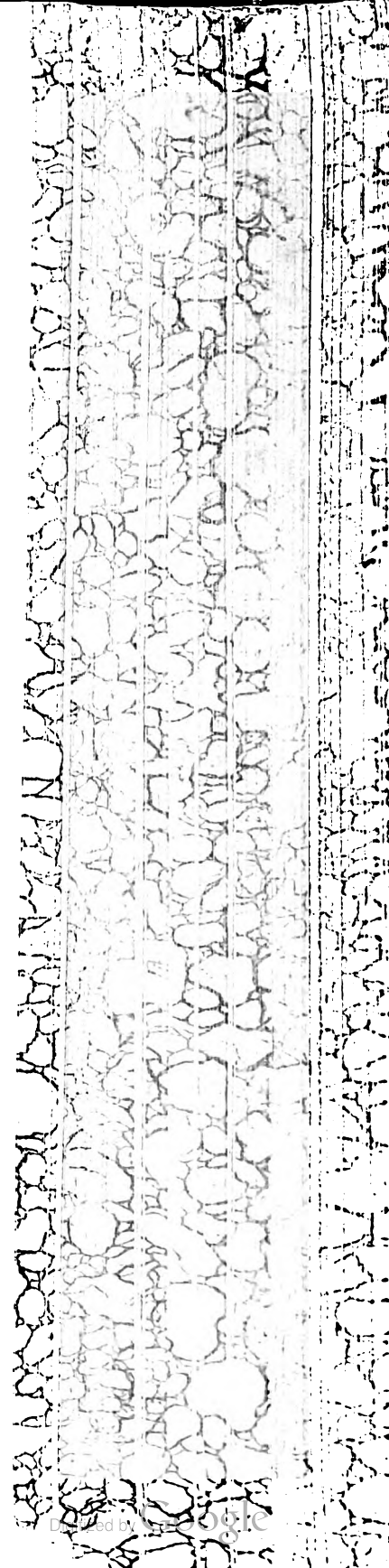
Mann zu alt dazu sei, stimmt es nicht. Ein Mann, der 1885 nach sechzehnjähriger Fabrikarbeit erst in der Mitte der Vierziger stand, war nicht zu alt zum Sozialdemokraten. Wenn er es nicht wurde, so hatte das seinen Grund darin, daß er eben kein Massentypus war, das Leben nicht so aufnahm, wie Tausende seiner Genossen, sondern eine Persönlichkeit. K. St.



**Christus Der Erlöser.** Von A. Ritter. Linz und Wien, Österreichische Verlagsanstalt, 1903. 4<sup>o</sup>. 302 S. 7,50 Mk.

In die geistigen Werkstätten hineinzuschauen, in denen neue Weltanschauungen entstehen, ist unserer Zeit mehr als vielen andern Jahrhunderten vergönnt. Es geht darin ähnlich zu wie in den Laboratorien der Chemiker, die in Retorten und Siegeln immer neue Zusammensetzungen herstellen und doch nicht vergeblich, bevor etwas Brauchbares zustande kommt. Da liegen wie Rohmetalle in ihren Schlacken, wie Elemente in schwer zu lösenden Verbindungen die geistigen Größen, die in der tiefgrabenden Bergwerksarbeit der Forscher im Laufe eines Jahrhunderts aus Natur und Geschichte, Erfahrung und Denken zutage gefördert sind. Wahres und Falsches ist bei allen gemengt, doch bald beginnen die Versuche, die Wahrheitskerne herauszuschälen und neue organische Verbindungen zwischen ihnen herzustellen. Freilich noch sind wir nicht so weit. Die einzelnen Elemente werden mehr zusammengeschweißt als zusammengeschmolzen, mehr nebeneinandergestellt als organisch verbunden. Darum trägt unsere Zeit ganz ausgeprägt den Charakter des Effektivismus an sich, der aus allen Systemen sich das ihm Passende herausucht. Aber interessant bleibt es doch immer zu sehen, wie die Auswahl der geistigen Elemente sich allmählich verändert. Vor Jahren war die Regel: recipe Darwin in stärkster Dosis, möglichst à la Haecel, dazu den Positivismus Comtes, und scheid sorgsam jede Idee des selbständigen Geistes aus, so bekommst du die wahre Weltanschauung. Die Sache ging aber nicht, man konnte den Geist nicht ganz fortschaffen und auch nicht restlos mechanisch erklären. So wurden unvermerkt immer mehr geistige und metaphysische Momente zugefügt. Und während es früher hieß: Vor allem das Christentum hinaus, merkt man jetzt: Ohne Christus kommt nichts zustande. So verordnet Ritter: Nimm viel Darwin, aber Haeckelfrei, viel Hartmann, aber vom Pessimismus befreit und gemildert durch Eucken, und endlich, wie der Titel sagt, sehr viel Christus, aber nicht in zu kräftiger Form, sondern in der etwas wässerigen Lösung Eolstoik Kirchbach, und die neue Weltanschauung ist fertig. Stolz reicht er sie dar, sie ist „ein pantheistischer Theismus“. Aber ach, schon diese Bezeichnung zeigt deutlich die harten Nähte. Der Guß ist besser als mancher andere, aber doch auch noch nicht völlig gelungen. Ich würde vorschlagen, Hartmann viel verdünnter, Christus viel konzentrierter zu nehmen. Der optimistische Verlag meint freilich in seinem naiven Waschzettel, daß R.s Buch „als Abschluß des ganzen Ringens, Suchens und Strebens der Menschheit bezeichnet werden kann und geradezu eine umwälzende Tat bedeutet“. Dann hätte er sich wenigstens Mühe geben sollen, diesen „erlösenden Abschluß“ von den zahlreichen Druckfehlern zu säubern, die ihn entstellen.

Ihr. Rogge.





## Gottfried Semper.

Geboren am 30. November 1803.

Es war eine der größten Enttäuschungen, als wir vor dem Polytechnikum in Zürich standen. Durch die altertümlichen Gassen am Ufer der rauschenden Limmat über die Raibrücke mit ihrem herrlichen Ausblick auf die sonnenbeglänzten Fluten des Züricher Sees stiegen wir die in lichtem Grün prangende Rämistrasse aufwärts. Das großartige Naturbild hatte uns in die rechte Stimmung verfest, die Schöpfung Gottfried Sempers zu würdigen. Da taucht aus dem Grün ein ansehnliches Gebäude auf, einer jener Architekturkästen, wie sie ehemals der Berliner Baurat zu erfinden pflegte, mit monotonen Fensterreihen, langgebehtem Kranzgesims und verwaschenen Sgraffito-Friesen. Enttäuscht sahen wir einander an. Das also ist Meister Sempers Polytechnikum? Diese an hellenistische Magerkeit erinnernde Hochrenaissancefassade wurde einst bewundert? Wo steckt in jenen öden Fensterhöhlen das Genie? Und wie unvermittelt trat uns, als wir das Gebäude umwandelten, aus dieser Monotonie der überreich geschmückte Mittelbau der Westfront entgegen mit seiner etwas plumpen Wucht, mit seinem ganz unerwarteten Fortissimo massiver Rustikapfeiler, säulenumrahmter Nischen, seiner statuenbekrönten Attika. Semper hat an diesem Mittelrisalit die bei dem übrigen Bau gemachten Ersparnisse durchgebracht, bemerkte unser boshafter Berliner Freund, ein anderer murmelte etwas von Theaterdekoration, und nur mühsam gelangten wir zu ruhiger Würdigung. So viel stand fest: nur vom Standpunkt des Historikers, der Sempers Bedeutung im Verhältnis zu den Leistungen damaliger deutscher Architekten abschätzt, können wir ihm heute gerecht werden. Dem modernen Kunstschaffen steht er fast so fern wie Schinkel oder Klenze. Aber für die deutsche Baukunst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war er ein Bahnbrecher, oder richtiger vielleicht ein Vermittler der großen Bewegung, die in Frankreich seit den dreißiger Jahren in der Malerei durch Delacroix, in der Plastik durch Rude inaugurirt wird, und die sich für die Architektur an die Namen Hittorf, Duban, Duc, Labrousse u. a. knüpft. In diesem Sinne hat

er um die deutsche Baukunst unvergleichliche Verdienste gehabt, hat er ihr hinweggeholfen über traurige Zeiten.

Semper hatte ja den Vorteil, daß er schon während seiner Lehr- und Wanderjahre dem deutschen Baubetriebe entrückt und in der Pariser Schule heimisch wurde. Er lernte dort mehr, als die deutsche Schulweisheit sich träumen ließ, und gelangte noch jung zu einer höheren wissenschaftlichen wie künstlerischen Bildung als viele seiner Altersgenossen. Sempers praktische Tätigkeit beginnt dann in den dreißiger Jahren, also in einer der schlimmsten Epochen deutscher Architektur. Klassiker und Romantiker lagen miteinander im Streite, ob der hellenische oder gotische Stil der deutschen Kunst besser zu Gesicht stände, und vergaßen darüber, daß es mit der Fassadendekoration allein nicht getan ist. Die Frische und Energie, die im Anfange des Kampfes geherrscht und vor allem Schinkels Werken den Stempel der Genialität aufgeprägt hatte, war längst erloschen. Ein müdes Epigontum machte sich breit, ein geduldiges Nachahmen der historischen Formen, ein mehr wissenschaftlicher als künstlerischer Betrieb. Ein jeder suchte den einzig wahren Stil zu finden. Auch Semper war ja noch nicht frei von dem Glauben an die Wichtigkeit der Stilwahl. Im Erläuterungsbericht zum Konkurrenzprojekt für die Hamburger Nikolai-Kirche behauptet er: „Ein Schauspielhaus muß durchaus an ein römisches Theater erinnern, wenn es Charakter haben soll. Ein gotisches Theater ist unkenntlich, Kirchen im altdeutschen oder selbst im Renaissancestil des sechzehnten Jahrhunderts haben für uns nichts Kirchliches.“ Das war eben der Standpunkt des von historischer Bildung erfüllten neunzehnten Jahrhunderts, von dem sich auch ein so selbständiger Denker wie Semper nicht lösen konnte. Darin sah er den wahren Ausdruck der Kunst seiner Zeit, daß sie „den Zusammenhang mit allen Jahrhunderten der Vergangenheit zu ahnen gibt und mit Selbstbewußtsein und Unbefangtheit sich ihres reichen Stoffes bemächtigt.“ Aber er glaubte doch nicht mehr an die Unfehlbarkeit eines einzelnen Stiles, und am wenigsten an die Überlegenheit der griechischen Baukunst über die römische. Darüber hatte ihm der Pariser Aufenthalt und die italienische Studienreise die Augen geöffnet, daß weder die Hellenisten noch die Romantiker recht hatten, daß es noch andere Möglichkeiten gibt. So kommt er allmählich zu dem Glaubenssatz, daß die moderne Kunst anknüpfen müsse an die römische und die von ihr abgeleitete italienische Hochrenaissance, die noch einer außerordentlichen Weiterbildung fähig seien. Er kämpft gegen das Vorurteil der Ästhetiker, die alle römische Kunst, als aus der griechischen abgeleitet, für die geringere halten. Er hält sie für die bessere, grade weil sie die Architekturformen von dem Zwange der struktiven Bauprinzipien befreit und sie rein symbolisch verwendet als Ausdruck einer ästhetischen Notwendigkeit. Denn die Baukunst soll wohl den Bedingungen der Konstruktion und des Stoffes Rechnung tragen, aber nicht grob mechanisch, sondern in höherem symbolischen Sinne. Und darin ist nach Sempers Meinung Rom den Hellenen überlegen, weil sie das griechische Bausystem aus der Gebundenheit erlöst, zum freien künstlerischen Ausdrucksmittel erhebt und durch die Verbindung mit dem Gewölbebau die Möglichkeit einer großartigen Raumkunst schafft. „Sie verhält sich zur Architektur der Griechen wie ein symphonisches Instrumentalkonzert zu einem lyra-begleiteten Hymnus.“ Da die Renaissance erst zur vollen Beherrschung dieser Errungenschaften kommt, so schließt sich Semper in der Baupragis mit Vorliebe an die verschiedenen Entwicklungsstadien derselben an, zunächst mehr an die Florentiner Früh-

renaissance, dann an die römische Hochrenaissance und schließlich an Palladio. Aber er behält zugleich die Baureste der römischen Antike im Auge und studiert Vitruv so eifrig wie seine italienischen Vorgänger im sechzehnten Jahrhundert.

Will man Sempers Bedeutung für die deutsche Architekten in einer auch dem Laien verständlichen Formel festlegen, so besteht sie also in der Einführung des italienischen Hochrenaissancestiles. Zwar hatten ihn zuvor schon Klenze und andere mehr äußerlich übernommen. Aber für Semper war er, wie Lipsius betont, der eigenste Ausdruck innersten Empfindens, die angeborene architektonische Sprache, nicht nur ein Schema, das neben anderen verwendet wird. Er befreite die jüngere Generation der Architekten von der schematischen Auffassung der Renaissance, ähnlich wie Viollet-le-Duc von der oberflächlichen Behandlung der Gotik. Wenn heute unsere großen Staatsdienstgebäude, Ministerien und Hochschulen z. B., noch vorwiegend im Hochrenaissancestil gehalten sind, wenn dieser heute noch das natürliche Ausdrucksmittel unserer Staatsbaubeamten zu sein scheint, und fast der einzige, das mit Sicherheit und Geschmack angewandt wird, so verdanken wir das in der Hauptsache Sempers Vorarbeiten. Ob das ein Glück für unsere heutige Baukunst ist, mag dabei unerörtert bleiben, für Sempers Zeiten war es gewiß gut und notwendig.

Aber wir dürfen Semper nicht ausschließlich nach seinen baukünstlerischen Leistungen bewerten. Er war zum mindesten ebenso groß (oder größer?) als Gelehrter und Forscher, als Theoretiker und Lehrer, wie denn auch etwas Verstandesmäßiges, logisch Erbildetes an allen seinen Bauten erkennbar ist. Diese Neigung zur Theorie wird schon durch seinen Bildungsgang gefördert. In Hamburg, wo er 1803 geboren ist, durchlief er das Gymnasium und erfüllte sich mit klassischer Bildung. Aber zur humanistischen Bildung gefellte sich bei ihm die Neigung zu realistischen Fächern, und er zieht 1823 nach Göttingen, um dort Mathematik zu studieren. Neben wissenschaftlichen Interessen offenbart der vielseitig Begabte auch künstlerische, und sie führen ihn zur Architektur. 1825 zieht er nach München und arbeitet kurze Zeit unter Gärtners Führung, um dann an Bülaus Werk über den Regensburger Dom mitzuwirken.

Ein unglücklicher Zufall verleidet ihm den Aufenthalt in Deutschland und er flüchtet 1826 nach Paris, wo er ins Atelier von Gau, dem Schöpfer der gotischen St. Klothildenkirche zu Paris, eintritt. Aber der Rheinländer Gau war nicht so ausschließlich Gotiker, wie seine damaligen Kölner Fachgenossen. Er ist es, der Semper in die italienische Renaissance einführt und ihn zu dauernder Beobachtung der glänzenden weiteren Entwicklung dieses Stiles in der französischen Architektur anregt. Nachdem Semper einige Zeit in Deutschland praktisch gearbeitet, weilt er nochmals 1829 und 1830 in der Seinestadt in rastloser Arbeit. 1849—1851 kehrt er wieder als politischer Flüchtling dort ein, und seine Berichte in Fachblättern zeugen davon, daß er die inzwischen entstandenen Neubauten ernsthaft studiert. So war er weit besser als der Durchschnitt der jungen Architekten vorbereitet, als er 1831 eine größere Studienreise nach Italien und Griechenland unternahm. Im Gegensatz zur herrschenden Anschauung machte er Beobachtungen über die Polychromierung der griechischen Bauten, und damit einen weiteren Schritt zu selbständiger Auffassung der antiken Baukunst. Während die Kunstgelehrten noch an der Theorie von der Farblosigkeit antiker Bauten festhielten und daraus den ausschließlich plastischen Stil der griechischen Kunst deduzierten, tritt Semper dieser Meinung entgegen

mit dem Nachweis, daß an den Monumenten der Griechen die drei bildenden Künste in so inniger Verbindung zusammen wirkten, daß sie vollständig ineinander aufgingen. Nach der Rückkehr von seiner Studienreise veröffentlicht er 1834 diese Beobachtungen in einer kleinen Druckschrift: „Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten“ und kommt in späteren Werken wiederholt darauf zurück, so 1851 in den „Vier Elementen der Baukunst“. Hier versichert er, daß er mit seinem Freunde Gonry diese Beobachtungen, ganz unbeeinflusst von den Entdeckungen Hittorfs und anderer, gemacht habe, und daß er sogar eine viel intensivere Farbengebung für die antiken Bauten annehme, als die französischen Forscher. In dieser Zeit überwiegt sichtlich bei ihm das baugeschichtliche Interesse. Semper liegt in erster Linie daran, den historischen Tatbestand festzulegen und er hat seine Entdeckungen über die Polychromie der alten Bauten fast gar nicht in die Praxis überseht, abgesehen von Festdekorationen und der polychromen Ausschmückung der Antikensäle im japanischen Palais zu Dresden (1836). Als Grund seiner Enthaltensamkeit führt er an, daß die ersten polychromen Versuche in Deutschland ihm das größte Entsetzen verursacht hätten. „Während sich hier ein verblasener Marzipanstil als Griechisch gerierte, ging dort ein blutroter Fleischerstil auf.“ Er verzichtet auf beide und folgt in der Dekoration lieber „den Traditionen der älteren Italiener, verbunden mit der Anwendung farbigen Materials, wo es die Umstände erlaubten“.

Den Beweis dafür lieferte er 1838 bei dem Bau des Dresdener Hoftheaters. Man hatte ihn 1834 als Direktor der Bauerschule und als Professor der Baukunst an die Dresdener Akademie berufen, und es begannen für ihn glückliche Jahre rastlosen Schaffens, freudigen Lehrens. Auch zwei große Aufträge kamen fast gleichzeitig. Die Dresdener Synagoge, die eine etwas erzwungene Verbindung romanischer und maurischer Motive zeigt, wurde 1838 bis 1840 ausgeführt; die Knappheit der Mittel scheint hemmend auf Semper gewirkt zu haben. Etwas freier konnte er sich ausleben bei der Errichtung des Königl. Hoftheaters zu Dresden (1838—1841). Er brach mit der überlieferten Manier, den vielgliedrigen Theaterbau in ein griechisches Tempelschema einzuzwängen. Was Schinkel bei seinem Berliner Schauspielhaus nur schüchtern versucht hatte, das führte er mit Energie durch, indem er den Organismus des Gebäudes äußerlich erkennbar machte. Dem hohen Bühnenraum legt er das Halbbrunn des Zuschauerhauses sichtbar vor und umschließt es mit einem konzentrischen dreigeschossigen Umgang. An den hohen Mittelbau der Bühne wird beiderseits ein Treppenhaus mit bedeckter Zufahrt angelehnt, an der Rückseite ein Festsaal angeordnet. Diese Gliederung tritt nun unverhüllt nach außen hervor, wird aber so fein in den Verhältnissen zusammengestimmt, daß sie durchaus einheitlich und harmonisch wirkt. Ebenso maßvoll ist er in der Ausschmückung der Fassade wie des Innern. Die Entschiedenheit, mit der er jeden Teil des Gebäudes nach außen hin kennzeichnet, hat ihm damals den Vorwurf zugezogen, den Zusammenhang der Teile zerrissen zu haben. Nach unserem heutigen Standpunkt hätte er ihn eher noch energischer betonen dürfen. Jedenfalls war ein vielbewunderter und nachgeahmter Typus des Theaterbaues geschaffen, der allein genügt, um Sempers Namen Dauer zu verleihen.

1844 wandte er sich einem anderen Problem zu, als er sich an dem Wettbewerb um die Hamburger Nikolaitirche beteiligte. Gründlich, wie immer, hat er auch hierüber in einer Schrift „Über den Bau evangelischer Kirchen“

die Frage theoretisch erörtert, die er in mehreren Entwürfen praktisch zu lösen versuchte. Semper strebt nach einer Vermittlung zwischen dem einheitlich gestalteten Predigtsaal und dem mehr stimmungsvoll wirkenden Langhausbau mit Choranlage. Er steuerte auf die Schaffung einer evangelischen Predigtkirche los, und kam dem Ziel unter der Einwirkung der Dresdener Kreuzkirche auch nahe. In diesem Sinne wurde ihm mit Recht der erste Preis zuerkannt, dann aber durch ein neues Schiedsgericht die Ausführung dem Engländer Scott übertragen, der es sich durch Anschluß an den traditionellen Grundriß der mittelalterlichen katholischen Kirchen bequem gemacht hatte, dessen Projekt aber durch geschmackvolle Behandlung der Gotik bestach. Längst ist der Streit jener Tage verklungen. Scotts Gotik wird nicht mehr bewundert, aber auch die Unzulänglichkeiten und Halbheiten in Sempers Grundrißlösung werden heute kaum noch verteidigt, und seine steife Rundbogenarchitektur mit ihrem Formengemisch würde gewiß niemand zurückwünschen.

So endete dieser Ausflug in neues Land mit Verdruß, und er war glücklich, als ihm 1847 der Auftrag wurde, die Dresdener Gemäldegalerie zu errichten. Als Abschluß des Zwingers und als Begrenzung des Theaterplatzes entstand jener langgestreckte zweiflügelige Bau mit Rustikaunterbau und einem streng behandelten Obergeschoß, dessen Mittelrisalit als römischer Triumpfbogen mit drei Durchfahrten sich öffnet, um die Durchfahrt zum Zwinger zu schaffen. Die Feinheit der Details erhöht den Eindruck vornehmer Ruhe, wodurch das Museum mit dem naheliegenden Hoftheaterbau sehr erfreulich korrespondiert. Die Schwierigkeit lag darin, die Rückseite entsprechend zu dekorieren und doch mit der übermütigen Barockarchitektur des Zwingers in Harmonie zu bringen, der sich als Vorhof zum Museum darstellen sollte. Aber trotz der gewaltigen Rustikaquadern, trotz der schönen, von Sansovinos Libreria entlehnten Bogenhalle des Hauptgeschosses blieb Semper hier so weit hinter Pöppelmann zurück, daß Sempers Fassade für uns nur wie ein ungenügender Hintergrund des geistreichen Festbaues erscheint. Daß der Meister überdies unter dem Zwang der Verhältnisse zu viel auf die Fassade hin komponierte, wodurch ungenügende Treppenanlagen und eine unglückliche Gestaltung des mittleren Hauptraumes sich ergaben, ist mit Recht schon seit Eröffnung des Baues gerügt worden. Als unzulängliche Entschuldigung kann nur angeführt werden, daß er den Bau im Stich lassen mußte, als kaum das Erdgeschoß emporgeführt war. Denn seinem feurigen Temperament nachgebend, hatte Semper an der Revolution im Frühjahr 1849 tätigen Anteil genommen, konnte aber noch rechtzeitig nach Paris flüchten, von wo er 1851 nach England ging. Man pflegt diese Episode im Leben des Künstlers damit zu entschuldigen, daß ihn das Problem des Barrikadenbaues derart gereizt habe, daß er dessen praktischer Erprobung nicht habe widerstehen können.

Auf Jahre hinaus war Semper damit der praktischen Bautätigkeit entrisen. Um so lebhafter nahm er die theoretischen Studien wieder auf. Eine ganz neue Wirksamkeit eröffnete sich ihm in England, wohin er 1851 durch Chadwicks Vermittlung berufen wurde, um zunächst an der Organisation der Weltausstellung mitzuwirken. Als man nach Schluß der Ausstellung daran ging, die zutage getretenen Mängel in der Erziehung der englischen Kunsthandwerker zu beseitigen, als auf Anregung des Prinzgemahls das Museum und die School for practical art errichtet wurden, da erhielt Semper die Professur für Metallbearbeitung. Tatsächlich scheint er aber weit größeren Einfluß

auf die ganze Gestaltung des Unterrichtes gelübt zu haben als Ratgeber des Prinzgemahls. So lebhaft das von englischer Seite bestritten wird, dürfen wir doch in ihm einen der Begründer des kunstgewerblichen Unterrichtswesens sehen, einen der Schöpfer jener Bewegung, die durch Verbindung des Anschauungsunterrichtes im South Kensington-Museum mit der praktischen Bearbeitung des Materials maßgebend wurden für die fernere Gestaltung des europäischen Kunsthandwerks. Denn nach dem Muster des South Kensington-Museums entstanden Kunstgewerbemuseen in allen Kulturstaaten.

Vor allem schrieb Semper damals schon an seinem, erst 1860 veröffentlichten Werke „Der Stil“, durch das er für die Ästhetik der Baukunst vielleicht noch Dauerndes geschaffen hat, als durch seine Bautätigkeit. Voraus ging eine kleine Schrift über die „vier Elemente der Baukunst“ (Braunschweig 1851), und den Abschluß bildete sein Vortrag „über Baustile“ (Zürich 1869). Die Frage nach dem Ursprung und der Entwicklung des Stiles bildet den Mittelpunkt dieser Abhandlungen. Wohl ist die Kunst an das Material, an den Stoff gebunden, die Metalle z. B. erfordern eine andere Behandlung als Marmor oder Holz. Auch die Konstruktion wirkt mitbestimmend auf die Form. Aber Form und Ausdruck der Baukunst ist nicht durch Stoff und Konstruktion allein bedingt, sondern durch die Ideen, welche damit verknüpft sind, die ihren symbolischen Ausdruck durch die überlieferten Formen finden. Diese Formen sind keineswegs alle von der Baukunst ursprünglich geschaffen, sondern in primitiven Entwicklungsperioden der Menschheit aus der Technik herausgebildet, z. B. aus Flechten und Weben. So sind die Grundgesetze des Stiles in den technischen Künsten identisch mit denjenigen in den tektonischen, also identisch mit den Gesetzen der Architektur. Die letztere bedient sich ererbter, allgemein gültig gewordener Typen, um sich durch sie symbolisch auszudrücken. Die Entstehung der Baustile ist eben nicht nur ein blinder Naturprozeß, durch Vererbung und Anpassung entwickelt, es kommt vielmehr der freie Wille des schöpferischen Menschen bei der Frage des Entstehens der Baustile in erster Linie in Betracht. Die Kunst, wie die Geschichte ist das zukünftige Werk einzelner, die für die Forderungen ihrer Zeit den Ausdruck fanden und gestalteten. Sie bedürfen also, um einen neuen Stil zu gestalten, neuer Kulturgedanken, für welche die Baukunst den monumentalen Ausdruck findet. Darum ist der Versuch, willkürlich einen neuen Stil zu „erfinden“, den unter anderen König Max in München machte, so aussichtslos. So ergibt sich als Definition von „Stil“ die Übereinstimmung einer Kunsterscheinung mit ihrer Entstehungsgeschichte, mit allen Vorbedingungen und Umständen ihres Werdens. Semper verfolgt den Werdegang des Stiles immer vom Standpunkte des ausübenden Künstlers, zieht daraus nutzbringende Schlüsse für die lebende Kunst, bekämpft die Theorien der Ästhetiker und Historiker. Dabei ist er ein geistreicher und gewandter Schriftsteller, der durch die Fülle seiner Beobachtungen auch trockene Statistik zu beleben weiß. Er ist ein leidenschaftlicher Kritiker, der witzig und scharf sarkastisch den Gegner abtut, und obendrein mit treffenden Beweisen niederschlägt. Er ist endlich von einer Klarheit und Bestimmtheit des Ausdruckes, die so selten ist in literarischen Erzeugnissen bildender Künstler. Wenn Semper als Architekt vielleicht nicht so selbständig und schöpferisch ist, wie man glaubt, als Schriftsteller war er ein aus Eigenem reichlich Spendender.

Erst im Jahre 1855 fand Semper wieder eine Stellung, in der er seine Begabung als Gelehrter und Lehrer, wie als Künstler und Baupraktiker



gleichermaßen vertreten konnte. Man berief ihn als Professor an das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich. Der Neubau dieses Polytechnikums (1858—1863) und des in Palladio-Stil gehaltenen Rathauses zu Winterthur (1865—1866) zeigten, daß er nun mehr nach großer Wirkung strebte. Wenn sie auch dem modernen Menschen unzulänglich erscheinen, für jene Zeit waren es große und achtunggebietende Leistungen.

Von Anfang an hatte sich Semper nicht mit der Ausgestaltung des einzelnen Bauwerkes begnügt, sondern es immer in Rücksicht auf die Umgebung und möglichst im Zusammenhang mit Nachbarbauten als dekoratives Glied eines größeren Ganzen behandelt. Es schien sich ihm in München Gelegenheit zu bieten, in diesem Sinne schöpferisch zu wirken. Aber schon bei dem Bau des Wagnertheaters scheiterten die großen Pläne König Ludwigs an der Kurzsichtigkeit der Münchener Stadtverwaltung, und nebenbei hatte das zur Folge, daß sich Semper mit seinem alten Freunde Richard Wagner auf lange Zeit hinaus gründlich verfeindete. Der Bau wurde schließlich in veränderter Form in Bayreuth aufgeführt. Erst das Jahr 1870 brachte ihm die Erlösung aus sächsischer Verbannung durch die Berufung zum Neubau des Dresdener Hoftheaters, nachdem Sempers früherer Bau 1869 abgebrannt war. Der Neubau wurde räumlich größer und in der Ausstattung reicher als das alte Theater. Die Grundform blieb im wesentlichen die alte, aber an Stelle der Feinheit und Harmonie setzte er Reichtum und Kraft. Noch mehr wurde die Sonderung von Bühnenhaus und Zuschauerraum betont, ersteres höher emporgerückt. Statt der feinen dorischen Portaldekoration wird in der Mittelachse der Front eine hochragende Egedra angelegt, um die langgestreckten, flachen Bogenlinien des äußeren Umganges durch eine starke Vertikale zu unterbrechen. Noch konsequenter als zuvor wird das Prinzip durchgeführt, den Organismus deutlich nach außen sichtbar zu machen. Mehr Größe, aber auch manche gewollte Härte charakterisiert den Neubau, der dadurch entschieden gewinnt, wenn er auch an liebevoller Durchbildung dem Vorgänger nachsteht. Die Ausführung (1871—1878) mußte Semper seinem Sohne Manfred anvertrauen, denn ihm hatte sich die höchst verlockende Aussicht eröffnet, bei der Neugestaltung der Stadt Wien entscheidend eingreifen zu dürfen. So siedelte er 1871 dorthin über.

Auf keiner Stadt hatte die Reaktion, die den Freiheitskriegen folgte, so schwer gelastet, wie auf Wien. Seit den fünfziger Jahren lockerte sich das strenge Regiment, Handel und Verkehr hoben sich, und trotz des Verlustes der italienischen Provinzen gedieh Österreich durch den lebhaften Verkehr mit der Levante. Selbst die Niederlage von 1866, die es von der beständigen Rücksichtnahme auf die reichsdeutschen Interessen befreite, war eher fördernd als hemmend. Die Kaiserstadt an der Donau, die zuletzt wie eine kleine deutsche Residenzstadt in philiströser Engherzigkeit und Kleinstädtereie versumpft war, wird nun ein deutsches Paris. Durch die Niederlegung der Festungswerke im Jahre 1858 wurde das alte, ummauerte Wien zu einer offenen und hervorragend schönen Stadt, es legte gleichsam den Watermörder und die hohe Halsbinde ab und ging mit offener Brust der neuen Zeit entgegen. Die alten Wälle und Gräben wurden eingeebnet und machten einem zusammenhängenden Straßenzuge von außerordentlicher Breite Platz. Ein besonderes Glück war es, daß diese Erweiterung der Stadt zusammenfiel mit der bedeutend gesteigerten staatlichen Bautätigkeit, daß also die großen Terrains nicht der Privatpekulation zur Ausschächtung und zur Errichtung von Mietshaus-

straßen anheimfielen. Ein weiterer Vorteil ergab sich daraus, daß durch die Lage der alten Festungswerke und der einzelnen Bastionen eine wechselnde Richtung der Straßenachsen bedingt war und damit die neuen Straßenzüge mannigfaltig gebrochen wurden, interessante Blicke auf die dort errichteten Monumentalbauten entstanden. Freilich ging andererseits durch die Weitläufigkeit der Anlagen für viele Bauten der Maßstab verloren, und vielleicht hätte sich auch durch einen größeren Wechsel der Straßenbreiten noch mancher bessere Effekt erzielen lassen. Immerhin verdankt Wien seinen Ruhm als eine der schönsten Städte Europas zum guten Teile diesem Stadtbauplan, der das Leben aus den engen Gassen der byzantinischen Zeit auf offene, grünumsäumte Plätze verlegt. Von der Mülh und Sickerartsburg hatten 1861—1869 den Anfang gemacht mit der im Renaissancestil errichteten Hofoper. Theophil Hansen brachte eine Neubelebung des Hellenismus im Parlamentshause, in dessen mächtigem Eingangsportikus und der schwungvollen Riesenrampe heitere Schönheit und echte Wiener Eleganz uns anmutet. Und daneben vertraten Heinrich Ferstel und Friedrich Schmidt eine freiere, zum Malerischen hinneigende Gotik, der erstere in seiner Votivkirche (1856—1879), der letztere im Bau des Wiener Rathhauses (1872—1883), einem der malerischsten und wirkungsvollsten Stadthäuser, das mit seinem frei hervortretenden Hauptturm und den vier kleinen Nebentürmen im Mittelbau selbst den weiten Rathausvorplatz beherrscht.

Dieses große, nun schon Jahrzehnte die Wiener Bauwelt beschäftigende Projekt der Stadterweiterung sollte in der Errichtung der Hofmuseen seinen glänzenden Abschluß finden. Die Entscheidung im Kampfe spitzte sich so zu, daß man schließlich Gottfried Semper als obersten Schiedsrichter berief, der sich den Plänen von Hasenauer zuneigte. Semper ging mit höchstem Eifer auf die Gelegenheit, in größtem Stile zu wirken, ein. Den preisgekrönten Plan von Hasenauer unterzog er einer weitgehenden Umgestaltung. Die beiden neu zu errichtenden Flügelbauten der Hofburg und als deren Fortsetzung die beiden Hofmuseen sollten durch Abschlußbauten zu einer großartigen, die Hauptachse der Ringstraße durchschneidenden Plazanlage umgeschaffen werden. Die glücklichste und ruhmreichste Tätigkeit schien sich ihm endlich zu eröffnen und Gelegenheit zur höchsten Entfaltung seiner Kräfte zu bieten. Hasenauer wurde zum gleichberechtigten Mitarbeiter angenommen, war aber durch die Bauten zur Wiener Weltausstellung von 1873 in Anspruch genommen, so daß Semper in aller Stille das umfassende Projekt gründlich durcharbeiten konnte. Er begann mit dem Bau der Hofmuseen 1872. Den Fassaden gab er die ihm geläufige Renaissanceform, indem er über einem Rustika-Untergeschoß die oberen Stockwerke durch Säulenstellungen zusammenfaßte. Der als Risalit kräftig vortretende Mittelbau umschließt das Vestibül und das großartige Treppenhaus, über denen sich eine von kleinen Türmen flankierte Hauptkuppel erhebt. Die von Hasenauer weit vorgeschobenen Eckrisalite schränkte Semper ein und gab dem Ganzen eine außerordentlich strenge, feste Fügung, die freilich in dem an schwungvolles Barock gewöhnten Wien nicht mit Unrecht mißfiel. Dazu kam eine Reihe kleinlicher Intrigen, die Semper das Leben derart verbitterten, daß er schließlich 1876 freiwillig auf die Fortarbeit verzichtete und die weitere Ausführung seiner Entwürfe Hasenauer überließ. Die letzten Lebensjahre verlebte der schon Kränkende meist in Italien, bis er 1879 zu Füßen der Cestiuspyramide die letzte Ruhe fand.

So hat der zu monumentalem Schaffen berufene Meister verhältnismäßig wenige ausgeführte Bauten hinterlassen, und auch diese waren fast alle als

Bestandteile einer größeren nicht durchgeführten Anlage gedacht. Immerhin bleibt genug, um aus ihm den hervorragenden Baukünstler zu erkennen, dessen Bauten vielfach antiquiert sind, aber auf dessen Schultern die neue Generation steht. Sein Verdienst war es, an Stelle des einseitigen Hellenismus die reich bewegte römische Renaissance gesetzt zu haben, sein Verdienst war es, eine wahrhaft große Baugesinnung nicht nur den Wienern, sondern als sein geistiges Erbe auch Deutschland zu hinterlassen, sein Verdienst war es, die in historischen, ästhetischen und philosophischen Spekulationen umherirrende Theorie der Baukunst auf den praktischen Boden durch sein Werk „Der Stil“ gestellt zu haben, weil er den Künstler und Gelehrten in sich vereinigte, also den idealen Typus des Kunstgelehrten darstellte. Kurz, in Semper dürfen wir einen der großen Führer erkennen, die der Kunst des 19. Jahrhunderts so viele Impulse gegeben haben.

Heute herrschen neue Ziele. Aber es ist nicht zu leugnen, daß auch die heutige Generation einen Teil ihrer Kraft aus Sempers bahnbrechendem Wirken gewann, gegen das sie kämpft und das sie zu überwinden trachtet nach dem Naturgesetz, daß der alte Baum vermodern muß, um Dünger für junge zu liefern. So ist Gottfried Sempers Wirken nicht verloren, sondern wirkt heute noch nach.

Prof. Dr. M. Schmid-Kachen.



## Puppen- und Menschenpieler.

(Sudermann: „Der Sturmgelle Sokrates“. — Rodenbach: „Trugbild“. — Schnitzler: „Die Puppenspieler“.)

In den Puppentheatern der Kinder stehen die Figuren bunt angetuscht auf Holzklößen. Sie täuschen Körper vor, aber sie sind nur Fläche, angestrichene Fassade; wendet man sie, so sieht man, daß sie nur eine Vorderansicht haben, sonst sind sie leer, hohl und papieren.

An diese Fassaden-Schilderei erinnert die Charakteristik, die Sudermann den Personen seines neuesten Stückes „Der Sturmgelle Sokrates“ zuteil werden läßt. Eine Komödie hat er es genannt, statt aber Menschen in dem inneren Spiel ihrer Eigenschaften allseitig zu zeigen, sie aus dem Organismus ihrer Natur heraus uns nahe zu bringen und verständlich zu machen, hat er nur einen Bilderbogen voll Harlekinaden grell koloriert, die Figurinen in rohem Umriß ausgeschnitten und sie en face auf ein Gestell zur Belustigung des Publikums gesetzt. Seitenansichten, vielfältige Spiegelungen bieten sie nicht; sie können es auch nicht, denn sie haben eben nur die äußere Fläche zu zeigen. Hinter ihnen steckt nichts.

Und dabei war hier ein Thema gewählt von außerordentlicher Fruchtbarkeit der Charakteristik, von reichster Möglichkeitsfülle, menschliche Wesen besonderer Art auszuschnöpfen.

Es handelte sich darum, zu zeigen, wie Ideen, die einst strahlend waren, alt, weß und inhaltslos werden, weil eine neue Gegenwart neue Werte und neue Erfüllungen gebracht und das Befristete damit erledigt hat. Die aber, die der alten Ideen Bannerträger gewesen, die blutsverstrickt mit ihnen sind, können

sich in eingewurzelter Wesensart nicht darein finden, daß auf ganz anderem Wege erreicht ward, was sie wünschten. Melancholisches und Resigniertes ist um solche Menschen, die nutzlos und beiseite geschoben im Winkel sitzen; und gleichzeitig doch auch etwas Lächerliches, weil sie verböhrt und verbissen, in beschränktem Ideenreichtum sich nicht durch die Tatsachen überführen lassen, und weil ihnen ihre morsch gewordenen Theorien lieber sind als die sichtbarste Erfüllung. Die Mischung dieser Charakterstimmungen ergibt die reinste Tragikomik, die echte Luft für die Komödie.

Das mag wohl auch Sudermann vorgeschwebt haben, als er den isolierten Kreis alter Achtundvierziger in einem ostpreussischen Landstädtchen dramatisch verwerten wollte.

Es sind die Jahre nach siebzig. Das Deutsche Reich ist gemauert und gefestigt. Aber nicht unter dem schwarzrotgoldenen Banner ist die Siegesernte eingebracht worden, nicht die Burschenschaft hat das Werk vollendet, sondern die Truppen von Sedan und der Korpsstudent Bismarck. Die Gefährten aus dem tollen Jahre, die mißvergnügt ins Alltagsleben und ins Philisterium untergekröhen sind, grollen mit diesem Ausgang. Das Deutsche Reich, das ohne ihr Mitwirken durch die, die ihnen die Widersacher scheinen, errichtet wurde, freut sie nicht. Es ist ihnen ein Argerniß. So verleugnen sie die Wirklichkeit und konservieren ihre altersgraue Utopie wie eine heilige Mumie. Sie haben den „Sturmgefellensbund“ begründet, und während die Welt draußen so ganz anders geworden, finden sie sich in einem Hinterzimmer unter verstaubten schwarzrotgoldenen Fahnen zusammen und reden in der „alten Heldenweise“ vom Tyrannenmord, sie verurteilen ihre Feinde zum Tode und legen sich posierende Heldennamen bei: der Zahnarzt Hartmeyer heißt Sokrates, der Oberlehrer Boretius Giordano Bruno, der Rabbiner Markuse Spinoza.

In der Zeichnung dieser Typen hat nun Sudermann lediglich das grob Karikaturistische walten lassen. Er bemühte sich nur, herauszubringen, daß diese alten revolutionären Fossilien im Grunde harmlose Spießer sind, die sich in ihre Heroen- und Märtyrerverolle hineinreden, daß ihnen das Gruselige ihres Umsturzwesens nur eine Würze ist beim Stammtischschoppen.

Das kommt zur Wirkung in rein possenhafte Szenen; die von den Sturmgefellens umschätzerte Kellnerin, „die blonde Ida“, und der Landrat, der dem ganzen ungefährlichen Spuk mit Behagen zusieht und sich an einem Raß- und-Maus-Spiel mit den etwas obrigkeitsängstlichen Verschwörern belustigt, spielen dabei burleske Staffage.

Wenn das Stück es dabei bewenden ließe, wenn es sich als ein Kleinstadtchwank der Bierphilisterei und der politischen Kannegießerei gäbe, so könnte man bald damit fertig werden, man würde sich begnügen, den Wit als dünn und den Geschmacksgehalt als mäßig zu bezeichnen, und im übrigen dürften sich die Anspruchlosen gemütsruhig an den abgelagerten Kellnerinnenwitzen und den bewährten Späßen der Vereinsmeierei ergözen.

In dieser Pseudokomödie ist aber etwas auffallend, was schärfere Betrachtung und kritischere Durchleuchtung verlangt. Und sie wird zeigen, daß Sudermann kein wirklich dichterisches Verhältnis zu seinen Personen hat, daß er nicht in und mit ihnen lebt, sie versteht, sie uns offenbar macht in ihres Wesens Innerstem, sondern daß er eben nur ein Theaterregisseur ist.

Wollte er wirklich eine Komödie geben, so hätten diese von der Zeit ver-gessenen Achtundvierziger nicht nur fade Possenstatisten sein müssen, man hätte

vielmehr in all ihrer Verschrobenheit und Donquigotterie das bunte Gemisch menschlicher Naturen erkennen müssen, das Tragikomische, daß Menschen in fixen Ideen erstarren und nicht aus ihrer Haut können.

Daß eine ernste Saite in diesem närrischen Gebaren schwingt, hat Sudermann wohl gemerkt, er hat es auch angedeutet und vorgezeichnet; daß er es dann zugunsten grober Theaterkomik fallen läßt, darin verrät sich, mild gesprochen, sein Mangel an Stil; im tiefsten Grunde aber entblößt sich hier beschämend das Unehnte und Unehrlüche des künstlerischen Gewissens. Das wird bewiesen werden.

Die ernstere Seite in diesen Charakteristiken sollte die Hauptperson, der Zahnarzt Hartmeyer, der Sturmgefelle Sokrates, zum Ausdruck bringen.

Diese Figur hat in ihrer Anlage bei aller Lächerlichkeit des äußeren Gebahrens und trotz Phrasendialektik tragische Züge. Dieser Mann hat wirklich sein Leben an seine Ideale gewendet und es dabei verpfuscht. Er war im Gefängnis, er ward relegiert, mit Mühe und Not hat er sich, ohne rechte Tauglichkeit, in seinen Beruf hineingerettet, der ihm keine Freude macht, und den paar Leuten, die sich ihm anvertrauen, jedenfalls noch weniger. Ein Nutzloser, Anzeitgemäßer ist er, die alten Ideale sind sein letzter Fetisch, aus dem er eine kümmerliche Begeisterung zieht. Und weiter gehen seine Enttäuschungen. Von seinen Söhnen hofft er Verständnis und Einsehen. Aber sie gehen eigene Wege. Der ältere, auch Zahnarzt und dazu ein Konkurrent, steht in seinem Denken dem modernen Sozialismus nahe; der jüngere, der Burschenschaftler werden sollte, kommt als Korpsstudent nach Haus. Er lächelt über den Pathos- und Weihestil des Alten, und der versteht den Tip-Top-Jargon des S.-C.-Fuchses nicht und erschrickt über die Jugend von heute. Bis zur Ausstoßung der Söhne aus dem Hause spitzt sich der Konflikt zu.

Der schwerste Schlag aber kommt, als das letzte in Trümmer sinkt, als der Sturmgefellenbund sich auflöst, als der Genosse von einft, der „Alte vom Berge“, der ehemals radikale Junker unter die Sturmgefellen tritt und ihnen unerbittlich klar macht, daß sie sich einem Wahn hingeben, daß sie entweder der neuen Zeit und ihrer Erfüllung durch Bismarck sich freuen und selber neu werden, oder sich begraben lassen sollen.

Hier liegen doch nun wahrhaft tragikomische Vorbedingungen. Hier wäre doch ein Schicksal, das nicht bloß Phrase, sondern erlebt ist.

Sudermann hätte nur hinter der lächerlichen Außerlichkeit den ernstesten Untergrund nicht bloß andeuten, sondern ihn immer vorscheinen lassen müssen. Wurzelnd in seiner Vorstellungswelt, aus der er nun nicht mehr heraus kann, hätte der Sturmgefelle Sokrates gezeigt werden müssen.

Romisch durfte dieser Zahnarzt in der Brutusrolle wohl wirken, aber immer sollte man merken, daß für ihn dies uns komisch Erscheinende Lebens- und Schicksalsbedeutung ist.

Nicht um das Objekt handelt es sich doch in der Dichtung, sondern um das Subjekt. In Michael Kohlhaas kommt es nicht darauf an, ob die Pferde wirklich wert solches Auftrahrs sind, sondern nur darauf, was dieser Fall für einen so wie Kohlhaas Gearteten zu bedeuten hat. In die Vorstellungswelt dieses Erlebens und Auffassens versetzt uns Kleist.

So hätte auch ein Dichter es erreicht, gleichzeitig das Schauspiel äußerer menschlicher Komik in Hartmeyer zu zeigen und dabei überzeugend das für die Person subjektiv Tragische hindurchleuchten zu lassen.

Sudermann versagt hierin, er hat keinen tränenlächelnden Humor. Und kurz entschlossen verrät er die Gestalt, trotz der tragischen Dispositionen, die er ihr selbst gegeben, an die Pöffe.

Kein selbständiger Organismus, in dessen Eriebwert man sieht, steht sie vor uns, sondern nur ein Handlanger ist sie, um spaßhafte Situationen zu schaffen. Sudermann fühlt nicht mit ihr, sondern setzt sich zum Publikum und höhnt sie aus. Zum Pöffenreißer degradiert er sie, der für die Belustigung dient. Das kommt am deutlichsten am Schluß heraus. Da läßt nämlich Sudermann dem alten Revolutionär einen ihm durch einen Witz des Landrats verschafften Orden anhängen, und der Sturmgefelle muß die für ihn läppische Auszeichnung eitelkeitsbefriedigt anstecken. Sudermann hat, nach der ursprünglichen Anlage des Charakters, kein Recht, ihm das zuzumuten. Es ist einfach nur ein Theaterknalleffekt, der auf das Überlegenheitsgefühl und die Spottlust der Zuschauer spekuliert.

Künstlerisch wäre die Pointe nur, wenn es sich um die Psychologie der verschämten Eitelkeit handelte. Eitel ist Hartmeyer natürlich, aber nicht nach oben, sonst hätte er in einer früheren Szene mit dem Landrat sich nicht als einziger wirklich ablehnend gezeigt.

In dieser Führung, die wahllos ohne Takt und Gefühlsicherheit mit den Personen umspringt, sie nicht aus den ihnen gegebenen Reimen selbständig entwickeln läßt, sondern sie zu Hofnarren der eigenen Laune und des Situationsvorteils vergewaltigt, erkennt man das recht robuste künstlerische Gewissen dieses Schriftstellers. Quod erat demonstrandum.

Wie die menschliche Charakteristik hier nicht aus dem Vollen gestaltet, sondern nur notdürftig im Flächenumriß ausgegskizziert wird, so ist auch das sie umrahmende Vorgangsbild des Stückes fadenscheinig und schattenhaft. Die Vorgänge im Sturmgelassenbund, die Verührungen mit dem Leben und den Interessentkreisen der Kleinstadt ergeben nicht humorhafte Spiegelungen menschlichen Narrenspiels in buntem Durcheinander komischer Reflexe und ersten Meinens. Kein doppelseitiges Zeigen der Dinge, wie es die Echten lieben, wird uns hier.

Sudermann begnügt sich damit, in einer parlamentarischen Technik den Stoff zu behandeln. Er läßt die Geschehnisse nicht spielen, er läßt nur über sie sprechen. Ein Für-und-wider-reben, Debatten, Räsonnements müssen die Füllung besorgen. Politische Belehrungen gibt es dabei, und ziemlich aufdringlich wird eine von Sudermann renovierte Nathan-Weisheit in einer Einlage-Abhandlung über die Judenfrage an den Mann gebracht.

Da dieser Schriftsteller seit der Goethebundbewegung das ad spectatores gut gelibt hat, weiß er, um wieviel dankbarer es ist, Leuten statt magerer Gefühle dick aufgetragene Thesen zu bieten. Und er täuschte sich nicht. Die Sympathien und Antipathien gegen die Säge und die Dialektik dieses Potpourris waren lebhaft und brachten den Temperamentszug zu dieser an sich ganz temperamentlosen Theatererei.

Die Flächencharakteristik des Marionettenspiels zeigte auch, freilich in einem anderen Rahmen, George Rodenbachs „Trugbild“, das in der Übersetzung von Siegfried Trebitsch im deutschen Theater aufgeführt wurde. Dies Stück hat der verstorbene belgische Dichter selbst aus seinem Roman »Bruges la morte« dramatisiert. In diesem mehr an Stimmung als an Gestalt reichen Buch war die Atmosphäre jener seltsamen verwunschenen belgischen Stadt ge-

bannt. Ein Sensitiver hat in ihm die Eindrücke Brügges auf seine empfängliche Seele festgehalten mit ihrem fernen, zeitlosen, gespenstischen Wesen, den schweigend dunklen Afern, den uralten verdämmernden Kirchen, den Legenden- und Heiligenschreinen in verblichen weihrauchumwölktem Gold, den Heiligen Memlines, den Straßen, über deren Stille das ewige Glockenläuten schwingt, auf denen sich das Schwarz der Priestergewänder mit dem bleichen Weiß der Flügelhauben auf den starren Köpfen der Beguinen mischt. In matten Farben, die sich in weitem, verschleiertem Hintergrund, in Nacht und Nebel verlieren, malte Rodenbach seinen Traum voll Ahnung und Gegenwart: es ist der Weg des Todes, den wir treten . . . Leider ließ er sich nicht daran genügen, er wollte, um substantieller zu sein, das Schicksal der Stadt mit einem Menschen-schicksal korrespondieren lassen, er wollte verdichten, wie aus der Umgebung eines Menschen seelischer Einfluß auf ihn strömt. Es scheint aber, daß die Seelen der Kirchen und der Häuser leichter in die Erscheinung zu zwingen, zu materialisieren sind als die Seelen der Menschen. Rodenbach gelang das menschliche Motiv gar nicht, es wirkte in seiner Behandlung nur als Konstruktion, nur als eine bewußte ausgerechnete Parallele zur Stimmung der Stadt. Dies Motiv handelt von der Liebe eines Mannes zu einer verstorbenen Frau, seinem Totenkultus und der irren Leidenschaft, die ihn zu einer Dirne ergreift, die der Hingeshiedenen täuschend ähnlich sieht.

Ein Thema voll Dämonie ist es, voll Berruchtheit; die Schauer der Zwangsvorstellungen müßten es umwittern, und eine grauig groteske Tragik könnte daraus strömen, daß der Weltabgewandte, in seine Ideenliebe eingespinnene dem unreinen Trugbild des Wahns verfallen muß. Eine modern psychologische Variation (das Phänomen des „Ähnlichkeitsfinns“ ist belegt) der mittelalterlichen „Besessenheit“, der Versuchung durch Anholde, durch den Inkubus in schmeichlerisch lockender Form wäre möglich gewesen.

Nichts von alledem erreicht Rodenbach. Nicht in der Novelle, noch weniger in der Dramatisierung. Er stellt eben auch nur seinen Menschen in der äußeren Fläche vor uns hin, eine Figur aus einem Potemkinschen Dorf sozusagen, die Kulisse eines Menschen. Und durch ein Sprachrohr läßt er diese Puppe das erzählen, was in ihr vorgehen soll. Worte gibt es statt des überzeugenden und zwingenden Eindrucks innerer Notwendigkeit. Und so wenig suggestive Kraft haben diese Worte, daß sich das Schlimmste begibt, was einem Dichter passieren kann: die Charakteristik der Gestalt macht eine ganz andere Wirkung auf uns, als beabsichtigt ist. Dieser Witwer soll als ein Schicksalsgezeichneter erscheinen, wir sollen die Dämonen ihn umwittern sehen und den Wahnsinn die Krallen nach ihm strecken; Rodenbach aber bringt uns nur die kümmerliche Type eines Düpierten, eines Schwächlings, der einer Demi mondaine verfällt, vor die Augen. Wir sollen schauern, und wir lächeln. Rodenbach gelingt es nicht — und das ist der Beweis seines dichterischen Unvermögens, — uns zu zwingen, mit seinen Augen zu sehen, so entdecken wir hinter seinem Gerüst die Puppen.

Ein ausgezeichnete positiver Gegensatz zu diesen Puppenspielen, die Menschen-dichtungen sein wollen, ist eine kleine Menschen-dichtung von Arthur Schnitzler, die „Der Puppenspieler“ heißt.

Es ist nur ein Einakter, er gibt sich anspruchslos, er hat nichts Hin-reißendes, er gehört zu jener Gattung der Kleinkunstwerke, die weniger aus

dem Gefühl stammen als aus einer Mischung von wissender Menschen- und Seelenkenntnis mit einer haarscharfen künstlerischen Intelligenz, sowie der still- und taktischeren Beherrschung aller Ausdrucksmittel der Charakteristik. Hier werden die Figuren nicht nur als Fassade und im Vorderprofil hingestellt und zum Reden aufgezo- gen. Hier umfängt uns menschliches Wesen im Zusammenwirken aller Eigenschaften. Hier sieht man feinste indirekte Kunst, die, ohne daß die Absicht verstimmend merkbar wird, ohne daß etwas die Illusion der natürlich zwanglosen Situation und Unterhaltung stört, uns die inneren Gefühlsbegleitercheinungen zu den Worten transparent macht. Wir merken, gespannt und gefesselt (außerordentliche Darsteller, wie es hier Baffermann war, gehören freilich zur Interpretation), was für Neben- und Untergedanken um die Reden eines Menschen spielen. Wir erkennen in den Worten die oft entgegengesetzte Spiegelung der Meinungen. Wir lernen all die Übergänge grade zwischen Wahrheit, Selbsttäuschung, Doppeldeutigkeit und Lebenslüge.

An einem subtil gezeichneten Menschenbeispiel entwickelt Schnitzler das. Er zeichnet einen Lebensschiffbrüchigen in elender äußerer Existenz, aber mit einem ganz starken, dem Größenwahn nahen, trotzigen Selbstbewußtsein, das sein Verlassenheit und die Armut zur Vorstellung stolzer freiwilliger Einsamkeit und schrankenloser ungebundener Freiheit und Unabhängigkeit steigert. Anfangs nur als Schutzmaske gegen die Menschen angenommen, wird die Rolle dem Mann zur zweiten Natur. Als heimlicher König kommt er sich vor, der durch seine geistige Überlegenheit mit den Menschen spielt, ein Puppenspieler, ein Regisseur des Lebens. Schnitzler führt ihn in eine Situation, die all seine Eigenschaften fruchtbar herausbringt und in Spiel und Gegenspiel umsetzt. Er führt ihn in das Hauswesen eines Jugendfreundes und läßt ihn erfahren, daß ihm das gleiche warme ruhige Glück hätte werden können. Die Frau des Jugendfreundes hat ihn einst geliebt, er aber in seiner Überlegenheit hatte es gar nicht gemerkt und sie in seiner Lust am Menschenpiel zu einer Liebeskomödie mit dem Freund veranlaßt, aus der nun glücklicher Ernst geworden.

Und aus dieser Situation gewinnt Schnitzler die Möglichkeitsfülle, um alle Charaktermischungen darzustellen. Man fühlt durcheinanderfluten die befriedigte Souveränität des Schicksalsmachers, der dies Glück als seine Schöpfung betrachten kann, und den Schrecken des armen Menschentodes, dem plötzlich doch bei seiner Gottähnlichkeit bange wird, da er sieht, daß er bei seinem Spiel sein eigenes Leben verspielt.

Wellen des Schmerzes, des Heimwehs wühlen unter der Selbstbeherrschung (die Szene mit dem Kinde bringt das vollkommen unsentimental zur Erscheinung). Aber die Maske sitzt fest, mit Ironie und achselzuckendem, geringschätzigem Wohlwollen reißt sich der Puppenspieler aus der Schwäche. Er zwingt sich wieder in seine Weltanschauung, in seine schützende Lebenslüge, daß ihm das „Herden Glück“ unmöglich wäre. Hochmütig leutfelig nickt er dem Paar zu, er gönnt ihnen ihr Kleinglück, er hat es ihnen ja bereitet; und das Schicksal hat seinen Wink dienstfertig erfüllt; er besichtigte es, weilte einen Augenblick bei seinen Geschöpfen, sah, daß es gut war, und geht nun wieder seine einsamen Pfade, die niemand teilen darf, ein heimlicher König unter der schäbigen Hülle.

Restlos und überzeugend modellierte Schnitzler diesen Charakter in allen seinen Übergängen auf den schmalen Schwellen zwischen äußerer Wirklichkeit und der subjektiv eingebildeten Wirklichkeit der inneren Vorstellungen. Hier war nicht Puppenspiel zu sehen, sondern menschliche Erkenntnis. **Felix Poppenberg.**



# Stimmen des In- und Auslandes.

## Die Kamarilla unter Friedrich Wilhelm IV.

Eduard Behses berühmtes Werk, die „Geschichte des preussischen Hofes“, ein Teil seiner großen, vor einem halben Jahrhundert bereits erschienenen „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation“, hat eine Neuherausgabe in zeitgemäßer Ausstattung erfahren, bei der die Darstellung bis zur neuesten Zeit, soweit sie abgeschlossen hinter uns liegt, nämlich bis zum Tode Kaiser Wilhelms I., fortgeführt wurde. Die Vorzüge der frischen, ungeschminkten Schilderung, die das Werk von Behse auszeichneten, finden sich auch bei „Behse redivivus“ wieder, wie der nachfolgende, eines der interessantesten Kapitel der neueren preussischen Geschichte behandelnde Abschnitt erweisen mag. Diese neue „Geschichte des preussischen Hofes, des Adels und der Diplomatie vom Großen Kurfürsten bis zum Tode Kaiser Wilhelms I.“ hat reichen Bildersmuck, nach zum Teil seltenen, vielfach noch nirgends veröffentlichten Vorlagen, erhalten, umfaßt zwei stattliche Bände von fast 1000 Seiten und ist in der Franckschen Verlagshandlung (W. Keller & Co.), Stuttgart, erschienen. In einer Zeit, in der sich die „preussische Legende“ wieder stärker vordrängt, mag es besonders heilsam sein, ein Geschichtswerk zu studieren, das den inneren Gründen und Zusammenhängen, den geheimen psychologischen und politischen Triebfedern möglichst an der Hand gleichzeitiger Berichte nachspürt und diese ohne alle Umschreibung in ihrer naiven Unmittelbarkeit wirken läßt. Dem öfter gegen die Behseschen Werke erhobenen Vorwurfe, daß sich in ihnen eine gewisse Tendenz geltend mache, die Dinge nach der sensationellen Seite hin in ein zu grelles und scharfes Licht zu rücken, muß doch mit gebührender Vorsicht begegnet werden. Wir sind in Preußen-Deutschland eben gar sehr an die schönfärberische Art der Hofhistoriographen und der offiziellen Geschichtsdarstellung gewöhnt, wenn es sich um die Schilderung von Herrschern und Höfen handelt, und daher etwas empfindlich, wenn die nackten Tatsachen dieser Darstellung nicht recht geben wollen.

Die Art, wie allmählich alle Wünsche und Hoffnungen des Volkes unterdrückt worden waren, lastete auch auf der Kamarilla und ihrem Anhang, der „Kreuzzeitungspartei“. Indem man daher nach Verschwörungen suchte und die Ereignisse des ganzen Jahres 48 als Folge von Verschwörungen entlarvte, wollte die Kamarilla sich selbst mit ihrem Widerstreben gegen die deutschen und preussischen Verfassungspläne rechtfertigen. Selbst der König wurde allmählich von diesem Gedankengang der Kamarilla so erfaßt, daß er persönlich bei der Ausführung half. Am 11. Nov. 1850 schrieb er an den Minister v. Manteuffel den folgenden denkwürdigen Brief:

„Bester Manteuffel!

Ich habe den Rinkelschen Fluchtbericht hier gelesen. Dies hat mich auf einen Gedanken gebracht, den ich nicht gerade unter die lautereren Klassifizieren will. Nämlich den, ob Stieber nicht eine kostbare Persönlichkeit ist, das Gewebe der Befreiungsverschwörung zu entfalten und dem preussischen Publikum

das lange und gerecht ersehnte Schauspiel eines aufgedeckten und (vor allem) bestrafteu Komplotts zu geben? Eilen Sie also mit Stiebers Anstellung und lassen Sie ihn sein Probestück machen. Ich glaube, der Gedanke ist folgenreich, und ich lege großen Wert auf seine sofortige Realisierung. Niebuhr erinnert Sie in meinem Namen an das Wichtigste, was uns dormalen obliegt, an den englischen Allianzversuch durch Radowiz und Bunsen-Moses und Aaron. Es ist keine Minute zu verlieren. Vale! Friedrich Wilhelm.“ (Poschinger, Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freiherrn v. Manteuffel. I, 328.)

Die unverhüllte Offenheit, mit welcher der König hier die künstliche polizeiliche Mache einer „Verschwörung“ und deren künstliche polizeiliche „Enthüllung“ veranlaßte, zwingt zu einem Rückschluß auf die Art, wie erst von seiten der Umgebung des Königs gearbeitet worden sein mag. Stieber, bekannt von der Sirschberger Verschwörung her, wurde bereits am 16. November zum Leiter der politischen Polizei bestimmt, sehr wider den Willen des Polizeipräsidenten v. Hinkeldey, der sich in einem Schreiben an Manteuffel (ebenda) heftig der Anstellung widersetzte. Es begann die Ära der polizeilichen Verfolgung und der politischen Verschwörungsmache, die in einer die Kreuzzeitungspartei und ihre Hintermänner bei Hofe schwer bloßstellenden Weise sich zuerst enthüllt hatte in dem Prozeß Waldeck.

Der Geheime Obertribunalrat Waldeck, eine der ehernen Säulen jenes altpreussischen Richtertums, dessen zäher Rechtsinn es auch bewog, in dem Kampfe um politische Freiheiten sich auf die Seite des Volkes zu schlagen, war den Kreuzzeitungsleuten besonders verhaßt als Führer der Opposition in der Kammer. Sie strebten danach, ihn zu vernichten. Zu diesem Zwecke bedienten sie sich zweier Werkzeuge, namens Ohm und Göbbsche. Ohm war ein brotloser Ladiendienst, der sich in Berlin umhertrieb, Versammlungen und Klubs besuchte, überall spionierte und die auf solche Weise gesammelten Nachrichten dem Enthüllungsfabrikanten der Kreuzzeitung, Göbbsche, zutrug. Dieser tischte sie in der Kreuzzeitung in entstellter Weise als Enthüllungen verbrecherischer Pläne auf und nützte sie aus für die Zwecke der Kreuzzeitungspartei. Der Berliner Polizeipräsident v. Hinkeldey erhielt durch Göbbsche Kenntnis von seines Gehilfen Gewerbe und war mit ihm im Einverständnis. Um Waldeck zu verderben, ließ man nun den Ohm einen Brief an sich selbst fabrizieren, der den gefältschten Namen eines nach der Schweiz geflüchteten Abgeordneten der äußersten Linken, D'Estes, trug, und in welchem man diesen sagen ließ, die Revolution zur Herstellung einer Republik sei im besten Gange, Ohm solle Waldeck solches mitteilen. Der Polizeipräsident v. Hinkeldey ließ bei Ohm hausfuchen, der Brief wurde in einer Schlafrocktasche „entdeckt“ und der „Verschwörer“ verhaftet. Hinkeldey hatte nun einen Grund, mit seinen Beamten in Waldecks Wohnung einzudringen, jedoch wollte er zuvor Ohm, der bei dem Prozeßverfahren gegen Waldeck leicht unbequem hätte werden können, entlassen lassen. Die Gelegenheit bot sich bei einem Verhör. Ohm entwischte. Der entflozene „Verschwörer“ und der Brief D'Esters schienen Anhalt genug für weitere Entdeckungen. Der Geheimrat Waldeck wurde verhaftet und eine Hausfuchung ward bei ihm vorgenommen. Doch förderte diese auch nicht den Schatten der Verschwörungsbeweise an den Tag, nach welchen die Polizei suchte, und nun war guter Rat teuer, da ohne Ohm mit dem D'Esterschen Briefe nichts anzufangen war. Ohm mußte also wieder her. Er ward veranlaßt, einen Brief an Göbbsche zu schreiben, den dieser an Hinkeldey aus-

lieferte. So „entdeckte“ die Polizei Ohms Zufluchtsstätte, verhaftete ihn und brachte ihn nach Berlin.

Dort war inzwischen die Erregung der Bevölkerung bis zur Siedehitze gestiegen, namentlich als in Erfahrung gebracht wurde, daß der Direktor der Stadtvogtei entlassen worden sei, weil er dem in Haft gehaltenen Waldeck einige Erleichterungen gewährt habe. Als dann im November 1849 endlich der Prozeß vor die Geschworenen kam, gestaltete er sich in seinem Verlaufe zu einer schrecklichen Niederlage der Hinkeldeyschen Polizei, der Kreuzzeitungsleute und ihrer Beschützer bei Hofe. Waldeck mußte nach Lage der Sache freigesprochen werden, und selbst der Staatsanwalt bezeichnete die Anklage als „ein Bubenstück, erfonnen, um einen ehrlichen Mann zu verderben“. Die schändlichen Werkzeuge der Kreuzzeitungspartei spielten in dem Prozesse eine so erbärmliche Rolle, daß selbst dieses Blatt sie nachträglich abzuschütteln versuchte. Fast ebenso kläglich war die Rolle, die der Polizeipräsident Hinkeldey spielte. Er versuchte, sich den Richtern gegenüber durch Anmaßung zu decken, doch es mißlang jämmerlich. Der freigesprochene Waldeck wurde vom Volke im Triumphe durch die Berliner Straßen nach seiner in der Dessauer Straße gelegenen Wohnung gebracht.

Es zeigte sich bald, daß der Kreis um den König völlig auf Seiten der Macher dieser lächerlichen Polizeiverschwörung stand. Hinkeldey blieb im Amte und erfreute sich der königlichen Gunst. Die Kamarilla arbeitete gegen die Richter und den ehrenwerten Oberstaatsanwalt v. Sethe. Gerlach schrieb in sein Tagebuch: Das Benehmen des Gerichts in dem Waldeck'schen Prozesse ist abscheulich. Hinkeldey will, ich soll zu Sethe, das geht aber nicht an. Ich schreibe ihm tröstend, und Ludwig (v. Gerlach, den spiritus rector der Kreuzzeitung) antreibend, etwas in der Kammer zustande zu bringen. (I, 385.) Der Prinz von Preußen, der in Aachen weilte, bedauerte in einer Ansprache öffentlich, daß die Geschworenengerichte gegen gewöhnliche Verbrechen so streng, gegen politische so milde seien. (Barnhagen VI, 485.) Von dem Könige aber wurde behauptet, er habe an den Minister Manteuffel eigenhändig geschrieben: „Ich muß einen Gerichtshof haben, der verurteilt, wo andere freisprechen.“ Wirklich mußte auch bald der Oberstaatsanwalt v. Sethe von seinem Posten weichen, der Gerichtsvorsitzende Taddel wurde von der Leitung politischer Prozesse verdrängt, und für das Prozeßverfahren wurden rückwärtliche Maßnahmen eingeführt. Die Oberstaatsanwaltschaft fand unbekannte Hindernisse gegen Ohm einen Prozeß einzuleiten. Das Individuum wurde aus der Haft entlassen und verschwand.

Der Prozeß Waldeck enthüllte die ganze Verfälschung, welche die Kabinetspolitik nach der Niederwerfung der Revolution im Innern herbeigeführt hatte.

Seit dem Jahre 1851 war die Macht der Kamarilla zur vollen Entfaltung gelangt. Sie herrschte jetzt unumschränkt. Die Minister waren die Männer ihres Vertrauens. Manteuffel, der Mann von Olmütz, war Ministerpräsident, v. Westphalen Minister des Innern, v. Raumer Kultusminister und v. Hinkeldey der stets eifrige und struppellose Leiter der Polizei. Die Männer der Umgebung des Königs wußten diesen zu schrecken mit drohenden Attentaten, Verschwörungen und der Wiederkehr der Revolution. Am 22. Mai 1850 war der König auf dem Potsdamer Bahnhof zu Berlin zum zweiten Male das Opfer eines Attentats geworden. Ein Militärinvaliden Major Joseph Sefeloge schoß auf ihn, verwundete ihn jedoch nur leicht am Arm. Es stellte sich bald

heraus, daß der Attentäter wahnsinnig war. Man steckte ihn in das Irrenhaus zu Halle, in welchem er auch starb. Das Attentat hatte nicht entfernt die Bedeutung wie Tschech's, es war eben nur die Tat eines Geisteskranken, der mit den Tagesereignissen oder den politischen Zuständen in keinem Zusammenhang stand. Dennoch wurde es, gleich anderen Erscheinungen, weiblich ausgenützt, den König zu ängstigen und ihm ein allgemeines Sinken seines Ansehens auszumalen, das nur durch rückschrittliche Gewaltmaßregeln wiederhergestellt oder vor weiterem Verfall geschützt werden könne. Der Polizeipräsident v. Hindeldey legte dem Könige jeden Morgen seine Tagesberichte vor, die von der Zügellosigkeit der Presse, Verschwörungen im Lande, die Hindeldey's Eifer entdeckt habe, zu melden wußten. Manteuffel sprach am 9. Januar 1851 das ihm vom König diktierte Wort: „Es soll mit der Revolution gebrochen werden!“ was nichts anderes heißen konnte als Bruch mit allen Erinnerungen an den Volkssieg von 48 und seine Errungenschaften. Bei der Debatte über die Verfolgungen des Abg. Hartort sagte der Minister, die Verschwörungen im Lande hätten noch lange nicht aufgehört: er habe die Belege in Händen, daß ein Aufstand organisiert werde. Er versandte ein Zirkular an die Regierungen, in welchem gesagt wurde: „Die Revolution hat nunmehr ihren Sitz und ihre Wurzeln nicht in Straßenkrawallen, Verschwörungen und einzelnen verbrecherischen Plänen, sondern in dem weit verbreiteten, namentlich in den sogenannten gebildeten Ständen vorhandenen Mangel an Religiosität, in der Verwerfung der Autorität, in der Vergötterung von menschlicher Weisheit.“ Es müsse sich deshalb die Aufmerksamkeit der Behörden auf die in diesen Kreisen verbreiteten Zeitungen und Schriften richten, um so den Gefahren des Staats mit aller Energie entgegenzuwirken.

Die Kamarilla hatte sich so der Person des Königs bemächtigt, daß der Londoner Gesandte Busen an den Baron v. Stockmar, den einflussreichen Ratgeber der Königin von England, schrieb: „Es fehlt ein Mensch, der in Treue und Liebe zum Könige ihm offenherzig sagt, daß ein ehrlicher Mann nicht sein Minister sein kann, wenn er fortfahren will, mit einer hochverrätherischen und stockdummen Kamarilla zu regieren, daß das konstitutionelle System auf dem Festlande Europas nur darum eine Lüge ist, weil die Fürsten nicht ehrlich genug sind, es in seiner Wahrheit zu begreifen.“

Auch des Königs Bruder, der Prinz von Preußen, sah unmutig dieser ganzen Entwicklung der Dinge zu.

Das Zerwürfniß zwischen dem Prinzen und dem königlichen Hofe wie der Haß Gerlach's gegen den Prinzen wurde schließlich so groß, daß die Kamarilla ihn im geheimen überwachen ließ, einmal um zu wissen, ob der Prinz etwas gegen sie unternahme, zum andern, um dem Könige Handlungen oder Äußerungen des Prinzen zu hinterbringen, die geeignet wären, ihn gegen seinen Bruder aufzubringen. Seit dem im Jahre 1853 von Rußland begonnenen orientalischen Kriege, dem sog. Krimkriege, der 1856 mit der schweren Niederlage Rußlands endete, war der Bruch des Prinzen mit dem Hofe vollständig. Der Kaiser von Rußland galt der Kamarilla als der Retter Europas, und mehr als einmal nannte ihn die „Kreuzzeitung“ den „Retter des Vaterlandes“. Seitdem sich 1850 in der deutschen Frage der preußische Hof so tief und so bedingungslos unter den Machtpruch des Petersburger Hofes gebeugt hatte, war der Hochmut des Kaisers Nikolaus grenzenlos geworden. Er hielt es nicht einmal für nötig, die preußische Regierung vor Beginn des Krieges

zeitig von seinem Vorhaben in Kenntnis zu setzen, so ausschließlich sah er in Preußen einen Vasallenstaat Rußlands. Selbst in den Hofkreisen rief dies eine starke Verstimmung hervor; zwei Parteien, eine „russische und eine „westmächtlige“, bildeten sich. Die Kamarilla stand auf seiten Rußlands, und der schwankende König gestattete ihrem Haupt, dem Generaladjutanten v. Gerlach, neben den offiziellen Verhandlungen des Ministerpräsidenten v. Manteuffel noch einen besonderen Depeschenwechsel mit dem russischen Hofe zu unterhalten.

In diese Geheimkorrespondenz versuchte Manteuffel, zu seinem eigenen Schutze, einzudringen. Er beauftragte einen sechzigjährigen Polizeispion, namens Teschen, die Papiere des Generaladjutanten des Königs, v. Gerlach, durchzustöbern.

Teschen hatte bereits zweimal im Zuchthause gefessen und hatte vor Jahren seine Geschicklichkeit dadurch bewiesen, daß er, während der Graf Drifson französischer Gesandter zu Berlin war, nachts durch die Spree geschwommen, in die Villa des Grafen in Moabit eingebrochen war und seine Papiere abgeschrieben hatte. (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, I, 115.) Teschen machte sich sofort an die Arbeit. Er knüpfte Bekanntschaft mit den Dienern des Generals Gerlach an und, indem er sich ihnen als einen alten Kunstliebhaber vorstellte, der Merkwürdigkeiten und schöne Bilder besichtigen wollte, wußte er sich Zutritt zu den Zimmern des Generals zu verschaffen. Der ältere Leibdiener, eingenommen von Teschen durch reichliche Spenden und diesen für einen alten Sonderling haltend, ließ ihn in das Arbeitszimmer Gerlachs eintreten. Hier nahm der gewandte Teschen einen Wachsabdruck des Schreibtischschlosses, verschaffte sich einen Nachschlüssel und öffnete, als ihn der Diener einmal allein ließ, des Generals Schreibtischfächer. Eben wollte er Briefschaften einstecken, als der Diener wieder eintrat. Der wollte Lärm schlagen, doch Teschen erklärte ihm gelassen, er handle im Auftrage der Polizei, und schlichterte ihn durch Drohungen dermaßen ein, daß er selbst ein Mitschuldiger wurde. „Er (der Diener) hat von Mitte Juli 1853 an Auszüge aus meinem Journal und meinen Briefen gemacht und ungefähr 10 Taler monatlich erhalten.“ (Gerlach II, 350.) Teschen setzte seine Diebstähle eifrig fort. Er wurde von Manteuffel mit „preussischer Sparsamkeit“ bezahlt. (Bismarck, G. u. E.) Das veranlaßte ihn, schließlich nicht nur Schriftstücke zu nehmen, die für Manteuffel Interesse hatten, sondern eine möglichst weitgehende Verwertung seiner Diebesfrüchte auf eigene Faust zu betreiben. Er stahl alle solchen Schriftstücke, die für irgendeine politische Persönlichkeit Interesse haben konnten, und veräußerte sie an diese gegen bare Zahlung. Durch Vermittlung des Agenten Hassenkrug trat er in Beziehung zu dem französischen Gesandten de Moustier, dem er Schriftstücke verkaufte, dann aber auch zu anderen Personen. (Gerlachs Denkwürdigkeiten, II, 346 u. ff.) Auch der Generalpolizeidirektor v. Hinkeldey wurde schließlich ein Kunde Teschens, der ein förmliches Bureau errichtet hatte, in dem jeder gestohlene Briefe und Schriftstücke kaufen konnte. Hinkeldey verkaufte er für 100 Taler einen Bericht, den der Feldmarschall Graf Dohna über ihn an den König erstattet hatte; Hinkeldey brachte ihn dem König mit dem höhnischen Bemerkten, da könne man sehen, wie schlecht der König und wie gut er selbst bedient werde. (Warnhagen.) Auch sonst waren in den entwendeten Schriftstücken und Briefen viele Stellen, in denen die Gerlach und Niebuhr wenig respektvoll vom König redeten. Vor allem aber erfuhr der französische Gesandte von den Intentionen Rußlands, von den schwachen Punkten der Festungen an der Ostsee usw.

Unter den Briefen befand sich auch ein solcher eines gewissen Emil Lindenberg an den General Gerlach, der sich mit der Person des Prinzen von Preußen beschäftigte. Dieser Lindenberg war in Königsberg Revolverjournalist, Vertrauensmann der Polizei, Denunziant gewesen. Er war bereits wegen Erpressung verurteilt worden, machte dann aber durch Protektion Karriere und wurde von der Junterpartei als politischer Spion verwendet. Aus dem Briefe Lindenberg's ging hervor, daß der General Gerlach ihn mit der Überwachung des Prinzen von Preußen, als dieser in Minden weilte, betraut hatte. In einem Briefe aus dem Juli 1855 hatte der ehemalige Zuchthäusler denn auch wirklich einen vollständigen Bericht über das Benehmen des zukünftigen Trägers der preussischen Krone an den Generaladjutanten abgestattet, über seine Privatgespräche mit hohen Militärs, über seine Urteile über die Junterpartei. Der Prinz habe sich beschwert, daß die Offiziere des 16. Regiments verdächtigt würden, weil sie die „Königliche Zeitung“ lesen. Er selber lese diese Zeitung und finde sie patriotisch. Der Prinz habe gar noch hinzugefügt: er werde sich niemals zur Kreuzzeitung rechnen. Es liege offenbar in der Absicht des Prinzen, höheren Orts den Versuch zu machen, die konservative Partei zu stürzen. In Berlin sei zwar ein höherer Offizier in der Umgebung des Prinzen, der aufspasse und über ihn berichte; aber auf der Reise ermutige das Verhalten des Prinzen die liberale Partei.

Teschchen ließ diesen Brief von dem Diener des Generaladjutanten abschreiben. Es wurden dann viele weitere Abschriften gemacht, von denen eine dem Geheimrat Bock in die Hände fiel, der sie dem Prinzen von Preußen auslieferte. Die Sache ließ sich nun nicht länger vertuschen. Zwar vernichtete General von Gerlach schleunigst das Original des Lindenberg'schen Berichts, aber die Haussuchung bei Teschen und bei dem Direktor der Oberrechnungskammer, Geheimrat Seyffert, bei dem Teschen Papiere hinterlegt hatte, enthüllte nicht bloß den Briefdiebstahl an sich, sondern auch die Spuren der Veranlasser desselben. Der Prinz richtete eine Beschwerdeschrift an das Staatsministerium, in welcher er Genugthuung forderte für die gegen ihn verübten Verunglimpfungen; er verlangte gerichtliche Untersuchung. Das Staatsministerium, in größter Verlegenheit, befragte den König, was zu tun sei. Der König ließ dann eine Kommission niedersetzen, welche die Untersuchung führte, jedoch mit der ausdrücklichen Beschränkung, daß nichts den Ministerpräsidenten von Manteuffel Bloßstellendes vorkommen dürfe. Die Briefe enthüllten die Treibereien der Kamarillaleute unter- und widereinander. In einem Briefe Gerlach's aus Stolzenfels, 1855, hieß es: Gewöhnlich heiße es, wo Nas liegt, da sammeln sich die Adler; hier müsse es heißen, wo der Adler ist, da sammelt sich das Nas; eben sei Hinkeldey eingetroffen, der sich einen Staatsmann dünke, einen unentbehrlichen, der aber nur ein ehrfuchtiger, dummer Mensch sei. Hinkeldey ging aufgebracht zu Gerlach, dieser aber bestätigte ihm ruhig, daß er nicht sein Freund sei und keinen Grund sehe, dies zu verleugnen. — Niebuhr soll vom Könige geschrieben haben: „Der Dicke ist auf gutem Wege“, worüber der König, der es zu lesen bekam, fuchswild geworden sein soll. (Varnhagen XII, 330.) Die Briefdiebstahlsache wird absichtlich im Dunkel gehalten, auch vom Könige, der sich vielfach bloßgestellt fände, wenn man streng verführe, namentlich durch die gegen seine Brüder angeordneten Spähereien. (Ebenda, 331.) Wirklich zeigte sich das Bestreben, die schlimme Affäre sobald als möglich aus der Welt zu schaffen. Gegen Teschen wurde unter Ausschluß

der Öffentlichkeit vor dem Staatsgerichtshof verhandelt und er zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Prozeß gegen Lindenberg wurde in Potsdam geführt. Der Termin wurde so geheim gehalten, daß nur wenige Zuhörer zugegen waren. Der Diener des Generals v. Gerlach behauptete die Richtigkeit der in Lindenberg's Schreiben enthaltenen, den Prinzen von Preußen beleidigenden Ausdrücke; der General erklärte seinerseits, der Fassung des Originals nicht ganz sicher zu sein, also den Lindenberg gewissermaßen beschützend. Wirklich wurde derselbe denn auch nur zu einem Monat Gefängnis und Aberkennung der Nationalfahne verurteilt. Darauf veröffentlichte er in der *Mündener „Patriotischen Zeitung“* eine Erklärung, die deutlich zeigte, welcher hohen Protektion er sicher war. „Daß dieser Urteilspruch“, so schrieb er, „nicht überall als Maßstab für eine patriotische Gesinnung betrachtet wird, dafür habe ich hier und andern Orts die erfreulichsten Beweise erhalten. Ich meinestheils werde trotz der von mir gemachten bitteren Erfahrungen nicht aufhören, meinem Könige, seinem Hause und dem Vaterlande nach bestem Willen und Wissen zu dienen!“ Lindenberg wurde später vom Prinzen von Preußen begnadigt. In den Zeitungen hieß es nach Schluß des Prozesses Lindenberg, General Gerlach wolle seinen Abschied nehmen. Aber demonstrativ brachte bald darauf die *„Kreuzzeitung“* die Nachricht, daß der General zwar bei seinem fünfzigjährigen Jubiläum den König gebeten habe, in den Ruhestand versetzt zu werden, „der König habe aber dieses Gesuch mit Entschiedenheit und als mit den Interessen des allerhöchsten Dienstes in Widerspruch stehend, abgelehnt“.

Die ganze Größe des inneren Verfalles trat scharf hervor in Herrn v. Hinkeldeys Machtbereich, auf dem Gebiete des Polizeiwesens. Durch die Jahre hindurch hatte sich Hinkeldeys Polizei zu einem System finsterner Unterdrückung ausgewachsen. Die Verfolgungssucht, die kläglichen Verschwörungsmachenschaften, politische Prozesse, wie der gegen Waldeck und der sogenannte Kölner Kommunistenprozeß, in welchem u. a. der nachmalige Oberbürgermeister von Köln, Dr. Becker, ein allgemein geachteter Mann, zu mehrjähriger Festungstrafe verurteilt wurde, waren äußere Erkennungszeichen dieses Systems. Dieses, und noch mehr das königliche Vertrauen, von welchem es getragen wurde, hatten Hinkeldeys Selbstbewußtsein so gesteigert, daß er glaubte, sich vor niemandem beugen zu dürfen. Das brachte ihn allmählich in Konflikt mit der Kamarilla, den Kreuzzeitungsleuten und den hofmilitärischen Kreisen. Wohin dieser Konflikt führte, hatte bereits die schlimme Briefdiebstahlsaffäre gezeigt. Der schließliche Sturz Hinkeldeys aber sollte sich zu einer schrecklichen Katastrophe auswachsen, die nicht bloß die Unhaltbarkeit des bisherigen Polizeisystems, sondern auch die über alle Gesetze gediehene Macht des kleinen Herrtums zeigte, die selbst die vormärzlichen Zeiten übertraf.

Schon äußerlich kennzeichnete sich die Spannung zwischen Hinkeldey und den Junkern seit langem in der Art, wie sie ihm ihre Nichtachtung zu erkennen gaben. Den Vätern in seinem Hause blieben die Offiziere demonstrativ fern; wo sie mit seiner Familie auf Festivitäten zusammentrafen, gaben sie die Parole aus, mit seiner Tochter, der *„Konstabler-Göre“* (Warnhagen), nicht zu tanzen. Dies alles aber fiel schließlich nur einem kleinen Kreise auf.

Da kam das Schreckliche. Am Mittag des 10. März 1856 verbreitete sich durch Berlin wie ein Lauffeuer das Gerücht, daß der Generalpolizeidirektor v. Hinkeldey, der allmächtige Günstling des Königs, im Duell erschossen worden sei. Das Unglaubliche wurde bald durch eine immer größere Menge

neu verlautender Einzelheiten wahrſcheinlich. Das Duell hatte morgens in der Jungfernheide ſtattgefunden, und der tödliche Schuß war von einem Mitgliede des preußiſchen Herrenhauſes, dem ehemaligen Gardeleutnant v. Rochow auf Pleſſow, ausgegangen.

In der Berliner Bevölkerung griff inſolgedeſſen eine unbeſchreibliche Erregung um ſich, und ſo verhaßt Hinkeldey auch war, wandte ſich ihm doch die allgemeine Sympathie zu; ſchon das vom rein menſchlichen Standpunkt Empörende dieſes Duellmordes brachte die ganze Bevölkerung gegen den Täter auf.

Karl Ludwig Friedrich v. Hinkeldey war 1853, nachdem er zuvor bereits Polizeidirektor von Berlin geweſen war, zum Generalpolizeidirektor und darauf zum Geheimen Oberregierungsrat und Dirigenten der Abteilung für Polizei im Miniſterium des Innern ernannt worden. Er hatte es geſchickt verſtanden, ſich beim Könige durch ſein eifriges Nach-dem-Munde-reden, durch ſein rückſichtsloſes Einſchreiten gegen die Liberalen und ihre Preſſe und durch die geſſentliche Nährung der Revolutionsfurcht nach und nach eine unerschütterliche Stellung zu verſchaffen. So war Hinkeldey der König im Gebiete der Polizei geworden. Faſt kein Tag verging ohne Konfiſkation irgend eines mißliebigen Zeitungsartikels, und ſogar die „Kreuzzeitung“, das Blatt der Ultra-Konſervativen, blieb nicht davon verſchont. Dabei handelte Hinkeldey oft willkürlich. Während des Krimkrieges geſiel ihm die Haltung der demokratiſchen „Vollszeitung“. Er ließ deſhalb ihren Herausgeber, Franz Dunder, oft wiſſen, „daß ſich die Vollszeitung für einige Zeit in acht nehmen müſſe, weil wieder etwas gegen ſie im Werke ſei“.

Er ſchuf aber auch eine Anzahl höchſt nützlicher Einrichtungen. So begründete er die Waſſerleitung Berlins, richtete Badeanſtalten und Waſchanſtalten ein, rief die Feuermehr in muſterhafter Weiſe ins Leben, ſtellte die Telegraphenleitung zwiſchen den Bezirken Berlins her, intereſſierte ſich für beſſere Gasbeleuchtung und ſorgte für gute Straßenreinigung. Durch beſſere Überwachung der Kinderhalterinnen trat er dem ſchändlichen Anweſen des „Engelmachens“ entgegen. Er ſchuf ſo viel Neues, das ſich bis auf den heutigen Tag als gut bewährt hat.

Hinkeldey hatte ſchließlich begonnen, den Berliner „Konſtablern“ eine völlig militäriſche Organiſation zu geben, aber die Art, wie ſie durchgeführt wurde, brachte ihn in offenen Konflikt mit den militäriſchen Kreiſen. Um den militäriſchen Charakter der Konſtablertruppe auch äußerlich in Erſcheinung treten zu laſſen, war ſie mit einem Trommlerkorps ausgerüſtet worden. Es wirbelte viel Staub auf, als bekannt wurde, daß Hinkeldey einem Beamten eine „Gratiſifikation“ von 90 Talern gegeben hatte unter der Bedingung, dafür müßten die Trommeln angeſchafft werden. Offenbar ging ſein Streben dahin, ſeine Macht auf alles auszudehnen. Ein Viſitationsſyſtem der Päfte und Legitimationen war von ihm derart durchgeführt worden, daß auf allen Bahnhöfen die Konſtabler die Reiſenden in der läſtigſten Weiſe anhielten, wobei ſie auch gegenüber den Offizieren keine Ausnahme machten. Längſt grüßten Hinkeldeys Konſtabler keinen Offizier mehr. Es war ein offener Kriegszuſtand zwiſchen dem Günstling des Königs und den zu dem Prinzen von Preußen haltenden Gardeoffizierskreiſen. Wohl hatte der König, von der Spannung unterrichtet, Vermittlungsverſuche gemacht, doch die Offiziere hatten dieſe ſchroff zurückgewieſen; der König könne ihre Köpfe fordern, nicht ihre Ehre. So wurde die Kluff immer tiefer, da auch Hinkeldey, der ſich auf den ſchlüßenden Arm



des Königs verließ, keinen Zoll weit zurückwich. Es fehlte nur noch ein letzter äußerer Anlaß, um den auf beiden Seiten aufgespeicherten Haß zur Entladung zu bringen.

Der Anlaß kam. Der König, entrüstet über das Hasardspielunwesen in gewissen Offizierstreifen, gab Hindelbey Befehl, hiergegen vorzugehen. Der Herd des Spiels war der hochadelige „Jockey-Klub“ im Hotel du Nord, Unter den Linden. Als hier nach einem Pferderennen die Mitglieder bis tief in die Nacht hinein tranken und jubelten, trat plötzlich in das Klubtotal der von Hindelbey entsandte Polizeileutnant Dam mit den Worten: „Ich will sehen, was hier vorgeht.“ Er sah ein Trink- und Spielgelage, und als er einschreiten wollte, kam es zu heftigen Reden, ja Tätlichkeiten der aristokratischen Offiziere. — „Der Polizeileutnant Dam ist erst verspottet worden, man warf seinen Helm unter den Tisch, da gehöre er hin, dann geprügelt. Einer zog den Degen und wollte den Hund totstechen.“ (Varnhagen v. Ense.) — Der Standal wurde nachträglich so viel als möglich vertuscht, gelangte aber doch in die Öffentlichkeit, und zwei übelberühmte Spieler, v. Heydebrand und der Lasa und ein v. Schmeling, wurden ausgewiesen. Der Generalfeldmarschall Wrangel aber nahm sich der Offiziere heftig an, und Hindelbey wurde ins Unrecht gesetzt. Er gab wahrheitsgemäß an, er habe auf Befehl des Königs gehandelt, widerrief jedoch diese Angabe nachher, um den König zu decken. (v. Petersdorff.) Weil der Prinz von Preußen sich erregt darüber geäußert hatte, daß Dam in dem Bezirke Polizeileutnant sei, in dem er, der Prinz wohne, mußte Hindelbey Dam versehen. Das Herrentum des Jockey-Klubs war jedoch weit entfernt, in dieser Verletzung eine ausreichende „Benugtung“ für das polizeiliche Eingreifen zu erblicken, und forderte von Hindelbey Erklärungen in betreff seines Befehles zum Vorgehen gegen den Klub. Der Streit zog sich längere Zeit hin. Da kam es im März 1856 bei dem Karussellreiten der Hof- und Gardeoffiziere zu einer neuen Reibung mit dem Generalpolizeidirektor. Es waren bei der Festivität acht Konstabler zugegen, und die Offiziere, Kavaliere nebst ihren Damen, erklärten dies als ungehörig. Schließlich erschien Hindelbey noch selbst, man verlangte seine Eintrittskarte, und da er ohne eine solche Zutritt haben wollte, kam es zu heftigen Worten mit dem am Eingang verweilenden v. Rochow auf Pleßow. Dieser beschwerte sich überdies noch bei dem Minister des Innern, v. Westphalen, in absichtlich starken Ausdrücken über den Generalpolizeidirektor und mit der Absicht, letzteren zu einer Forderung zu provozieren.

Das durch Hindelbeys rücksichtsloses Vorgehen in seiner Sonderehre gekränkte Junkertum hatte es offenbar darauf abgesehen, an dem Verhafteten ein „warnendes Exempel“ zu statuieren. Herr v. Rochow galt als ein nie fehlender Schütze. „Außer Herrn v. Rochow . . . haben noch ein Herr v. Prillwitz und ein dritter Offizier die Verpflichtung übernommen, den Herrn v. Hindelbey durch Beleidigungen zum Zweikampf zu zwingen.“ (Varnhagen v. Ense.)

Und Hindelbey forderte den Junker Rochow. Doch tat er dies zweifellos in dem Glauben, daß der König ihn durch Verhinderung des Duells vor der unfehlbar tödlichen Kugel retten werde. Er war zu seinem Vorgehen gegen den Jockey-Klub durch Befehl des Königs veranlaßt worden und hatte den König gedeckt. Auch wußte der König von dem Duell. — „Einer der Beamten Hindelbeys hat ihm nach seiner eignen Aussage im Verhör so zeitig davon Kenntnis gegeben, daß er imstande war, das tragische Ereignis zu verhinder-

bern . . . Daß der König die Schuld an dem Tode Hindeldeys trug, ist unbestreitbar, wie denn selbst die Königin und Gerlach das zugegeben haben.“ (v. Petersdorff.) — v. Gerlach vermerkt überdies am 9. März in seinem Tagebuch, daß bei ihm, dem Generaladjutanten des Königs, der Herr v. Rochow gewesen und ihm mitgeteilt habe, Hindeldey habe ihn auf Pistolen gefordert. Am 9. März habe der König beim Lesen des Polizeiberichtes von Hindeldey gesagt, dieser ginge nicht aus, weil er die ihn immer böshafter angreifenden Gardeoffiziere fordern müsse. Gerlach drückt dann seine Beruhigung darüber aus, daß der König trotz seiner (G.s) Passivität von der Sache wisse. — Wie der König selbst über sein Verhalten dachte, geht aus einem Briefe hervor, den er am 2. April 1856 an den Minister v. Westphalen schrieb: „. . . Der Vorwurf, der mich selbst trifft, ist immer größer; denn ich wußte seit mehreren Tagen, daß es auf die Tötung Hindeldeys abgesehen war, oder hatte wenigstens die Entschuldigung, es glauben zu können. Hier war aber eine äußerst taktvolle und zarte Prozedur erforderlich, um den bereits verbreiteten Verdacht, ‚Hindeldey könne kein Pulver riechen‘, nicht unwiderruflich zu etablieren. Das, ich gestehe es offen, hat mich zaghast gemacht. Nun, Gott hat es so gefügt. Die Sache ist nicht gutzumachen, aber — der Sieg seiner Feinde ist zu mindern . . .“ (Sybel, Histor. Zeitschrift, Bd. 78.)

So fand also das Duell statt. Am Morgen des 10. März 1856 stand auf der Jungfernheide bei Berlin der Günstling des Königs, bleich und zitternd, dem kaltblütigen Pistolenschützen v. Rochow gegenüber. — „Noch auf dem Kampfplatze schaute er sehnsüchtig nach einem Flügeladjutanten aus und instruierte demgemäß seinen Kutscher.“ (v. Petersdorff aus den ungedruckten Aufzeichnungen Gerlachs.) — Aber es kam keine Hilfe. So nahm denn Hindeldey auf dem ihm zugewiesenen Platze Aufstellung, und das Herrenhausmitglied v. d. Marwitz gab das Zeichen zum Beginn. Hindeldey avancierte, gleich seinem Gegner, zielend der Barriere zu, drückte ab, aber sein Pistol versagte. Mit dem Edelmut des sicheren Siegers senkte Rochow sofort sein Pistol. Hindeldey, der überdies kurzichtig war und trotzdem den Gebrauch einer Brille verschmäht hatte (Erklärung seines Bruders, Nr. 133 Nationalztg. 1856), ward eine neue Waffe gereicht; beide avancierten wieder bis auf zwölf gute Schritte der Barriere zu, dann knallten zwei Schüsse zu gleicher Zeit. Der Generalpolizeidirektor fiel und verschied auf dem Platze.

Es war kurze Zeit nach dem Duell, als der Flügeladjutant Prinz Hohenlohe vor den König trat und ihm die von dem Sekundanten, Geheimen Oberregierungsrat v. Münchhausen, und dem Arzt, Dr. Hassel, übermittelte Todesnachricht meldete. — „Seine Majestät, sehr affiziert, aber ruhig, rühmten den Verstorbenen und waren nur gegen die beiden Spieler erbittert, in denen Sie die eigentlichen Urheber des Unglücks sahen. In bezug auf v. Rochow sagte der König sogar, er sei ein Ehrenmann.“ (v. Gerlach, Tagebuch.)

Die Leiche Hindeldeys wurde vom Kampfplatze aus nach Charlottenburg in die Wohnung des dortigen Polizeikommissars gebracht. Hier erschien eine Stunde später der König. Als er den Mann, der so oft in seiner Nähe gewesen, der sein eifrigster Beamter gewesen war und der bis zum letzten Augenblicke fest auf seine Hilfe gebaut hatte, nun kalt und stumm vor sich liegen sah, muß dieser Leichnam doch eine furchtbare stumme Anklage gegen ihn erhoben haben, denn er brach bei dem Anblick in ein schreckliches Weinen und Jammern aus. Er fühlte offenbar die Größe der Verantwortung, die sich

nun bleischwer auf seine Schultern wälzte. Und diese Verantwortung vermochten alle nachträglich unternommenen Entlastungsversuche ihm nicht abzunehmen. Noch am gleichen Tage sandte man eine vom Tage vorher datierte Kabinettsordre an das Berliner Polizeiamt, durch welche der König Hinkeldey entschieden verbot, den Zweikampf anzunehmen. So sollte der Eindruck einer bloßen Verzögerung in der Ausführung dieses Befehls erweckt werden. Aber niemand glaubte daran, und die Beileidskundgebungen der Bevölkerung für die Familie des Toten wuchsen von Stunde zu Stunde an zu einer Demonstration gegen das Junkertum und gegen den König.

Die Wohnung des Erschossenen am Molkenmarkt bildete seit dem Eintreffen der Leiche einen förmlichen Wallfahrtsort für die Berliner Bevölkerung. Der Molkenmarkt war von Menschenhaufen überfüllt, und Deputation über Deputation traf in dem Trauerhause ein. Vielleicht waren alle diese Massen von dem Gedanken eingenommen, den Varnhagen v. Ense treffend aussprach: „Nicht in Folge einer seiner vielen Fehler und Übergriffe kommt der Mann um, sondern in einer Sache, in der das Recht auf seiner Seite ist. Eine Junkerhand ist es, der er erliegt!“ — Der Eindruck wurde noch verschärft durch das übermüthige Triumphieren des kleinen Herrentums. Im Herrenhause widmete der Präsident, Fürst Hohenlohe, der Tat Kochows folgende Worte: „Meine Herren! Ich habe Ihnen ein betrübendes Ereignis mitzutheilen: Eines der edelsten Mitglieder dieses Hauses ist in die traurige Lage gekommen, zu wählen zwischen den Geboten seines Ehrgefühls oder gegen die Gesetze des Landes zu handeln. Derselbe hat, um das Bewußtsein seiner Ehre zu erhalten, gegen die Gesetze des Landes gefehlt . . . Wir können nur bedauern, den edlen Hans v. Kochow, ihn, der durch die Verhältnisse gezwungen wurde, so zu handeln, nicht in unserer Mitte zu sehen.“ Hierauf sagte das Mitglied Graf zu Stollberg-Wernigerode: „Nachdem der erwähnte unglückliche Fall vorgekommen und zu unserer Kenntniß gelangt war, haben wir uns näher erkundigt. Herr v. Kochow hat sich beim Kommandanten gemeldet. Gegen Abend ist er polizeilich verhaftet worden, und zwar hat sich der verhaftende Beamte in bestimmten, nicht gerade angenehmen Ausdrücken ergangen. Ich hatte mir vorgenommen, einen Antrag an das Haus zu bringen des Inhalts, die Regierung zu ersuchen, ihn aus der Untersuchungshaft zu entlassen. Vor Beginn der Sitzung hörte ich, daß er bereits entlassen und dem Militärgericht übergeben worden ist. Ich glaube, die Sache wird nun ein Verfahren finden, wie er es verlangen kann. Sollte etwas anderes geschehen, von dem das Haus glaubt, daß es nicht so sein dürfte, so behalte ich mir, und ich glaube, viele andere Mitglieder mit mir, die Einbringung eines neuen Antrages vor.“ Beide Äußerungen nahm das Herrenhaus stillschweigend entgegen.

Herr v. Kochow war allerdings am Quelltage, abends zwischen 7 und 8 Uhr, durch den Polizeidirektor Stieber verhaftet und in die Stadtvogtei abgeführt worden. Er erhielt dort aber sogleich Schreibmaterialien, und es wurde ihm wegen Betten und Beköstigung alle Berücksichtigung zuteil; der Gefängnisverwalter Richter war sogar eigens angewiesen, ihn „standesgemäß und rücksichtsvoll“ zu behandeln. Schon am folgenden Tage aber ward er bereits dem Militärgericht übergeben und durfte auf sein Gut Pleßow abreisen.

Das erbitterte Volk sah in dem getödteten Hinkeldey ein Opfer des Junkertums, und dies machte die Sympathie für Hinkeldey und die Demonstration gegen das Junkertum so allgemein. Adressen bedeckten sich mit Sun-

berten von Unterschriften, und als es hieß, Hinkeldey hinterlasse eine Witwe und sieben Kinder in gedrückten Verhältnissen, ergab eine Sammlung bald große Summen. Je größer aber die Sympathie der Bevölkerung wurde, um so schroffer und herausfordernder äußerte sich die Stimmung der Junker. Man konnte laute, drohende Worte gegen den König hören, der zwischen der Sympathie für den Toten und der Besorgnis vor einer Rebellion des murrenden Junkertums hin und her schwankte.

Drei Tage nach dem Schusse auf der Jungfernheide, am 13. März, bewegte sich vom Molkenmarkt durch die Post- und Königstraße über den Alexanderplatz zum Prenzlauer Thor und auf den dortigen Kirchhof der pomp-hafte Leichenzug. Einige Zeit vorher trafen der König und die Prinzen des königlichen Hauses, außer dem Prinzen von Preußen, im Trauerhause ein. Diese seine Anwesenheit beim Begräbnis regte die Junkerpartei besonders gegen den König auf. „Er verläßt unsere Partei,“ murrten sie, „uns, die wir ihm schon einmal verziehen, die wir ihn gerettet haben!“ Der König selber bereute es bald, bei dem Begräbnis gewesen zu sein. — „Er sagte, er habe dabei gelitten wie in der Hölle. Der Anblick der Familie schnitt ihm wie mit Messern ins Herz, die älteste Tochter war höchst aufgereizt, man mußte sie zurückhalten und bewachen, daß sie nicht auf den König mit Vorwürfen losstürzte.“ (Warnhagen v. Ense.) — Während der unübersehbare Prunk dieses Leichenzuges, die Behörden, die Deputationen, die Beamten, die Menge der königlichen und anderen Trauerequipagen sich vorbeibewegten, stand die Berliner Bevölkerung in ernstem Schweigen, Kopf an Kopf.

Raum hatte sich die Erde über dem Sarge Hinkeldeys gewölbt, als eine in den Blättern veröffentlichte Erklärung des Staatsanwalts Nörner den König in eine furchtbare Lage brachte. Diese Erklärung, die die vielen Angriffe auf den König dadurch beschwichtigen sollte, daß sie die Heimlichkeit hervorhob, mit der Hinkeldey die Vorbereitung des Duells betrieben haben sollte, gab mit dürren Worten die Tatsache zu, die keine Zeitung bis dahin auszusprechen gewagt hatte: der König habe vorausgewußt, daß Hinkeldey einen Zweikampf bestehen sollte. Diese Erklärung versetzte dem Ansehen des Königs schreckliche Schläge. Man glaubte zunächst, des Königs persönliche Feinde hätten ihm durch Nörners Erklärung einen Streich spielen wollen. Dann aber wurde bekannt, daß sie auf Wunsch des Königs von Nörner und dem Polizeidirektor Stieber in Gegenwart des Königs aufgesetzt worden war und daß letzterer eigenhändig „Verbesserungen“ hineingeschrieben hatte.

Der Junker von Rochow wurde zu Festungshaft verurteilt, die für ihn jedoch weder drückend noch lang werden sollte. Er verbüßte sie in Magdeburg in der Weise, daß seine ganze Strafe eigentlich nur in einer Aufenthaltsbeschränkung auf die Stadt bestand, in der er frei umherwandeln konnte. Bereits im folgenden Jahre beredeten Hofkreise die Witwe Hinkeldeys, ein Gesuch um Begnadigung Rochows an den König zu richten. Sie tat dies am ersten Jahrestage des Todes ihres Mannes. Die Bewilligung des Königs geschah fast unmittelbar darauf.

So war der Schütze begnadigt und erlangte seine unbeschränkte Freiheit wieder. Er wurde später sogar (1888) in das Präsidium des preussischen Herrenhauses gewählt.



## Die Jagd nach dem Wunderbaren.

In einem kürzlich erschienenen Werke nimmt der österreichische Physiker Prof. Ernst Mach zur Frage des Spiritismus in sehr bemerkenswerter Weise Stellung. Da aber das Werk selbst, in dem diese Ausführungen ein eigenes Kapitel bilden, kaum in die Hände eines weiteren Leserpublikums geraten dürfte (das Werk heißt „Prinzipien der Wärmelehre“ und ist bei Ambr. Barth, Leipzig, erschienen), so mag hier das Wesentliche des Machschen Gedankenganges kurz erzählt werden. Der Sinn für „das Wunderbare“, das Frau Nora mitten aus den alltäglichen Lebensverhältnissen emporsteigen zu sehen hofft, ist nach Mach in einer anderen Vermummung auch das seelische Leitmotiv des Spiritismus. Auch die „Spiritisten“ möchten ihr „Wunderbares“ haben, so glatt auf den Tisch, „als ob das Wunder Münze wäre“.

Von dem Neuen, dem Ungewöhnlichen, dem Unverständenen geht aber, wie Mach gerechterweise hervorhebt, ursprünglich und im letzten Grunde aller Reiz zur Forschung aus. Das Gewöhnliche, dem wir angepaßt sind, geht fast spurlos an uns vorbei, nur das Neue reizt uns stärker und erregt unsere Aufmerksamkeit. Der allgemein verbreitete Sinn für das Wunderbare ist demnach auch für die Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft von größter Bedeutung. Die Anfänge aller Wissenschaft sind mit Zauberei verbunden.

Heron von Alexandrien benützt seine Kenntnis der Luftausdehnung durch Wärme zur Herstellung von Zauberkunststücken; Porta beschreibt seine schönen optischen Entdeckungen in der „Magia naturalis“, Hirscher verwendet sein physikalisches Wissen zur Konstruktion der Laterna magica, und in Enslins „Thaumaturgus“ dienen die merkwürdigsten naturwissenschaftlichen Tatsachen lediglich dem Zweck, Aneingeweihte in Verwunderung zu setzen. Zu dem Reiz des Merkwürdigen gesellte sich naturgemäß bald der Trieb, sich durch Geheimhaltung der entdeckten Tatsache ein höheres Ansehen zu geben, hieraus Nutzen zu ziehen und eine größere Macht oder den Schein einer solchen zu erwerben. Nur unter dem Schutz dieses Deckmantels konnte jahrhundertlang die verdächtige Wissenschaft dem ewig mißtrauischen Sinn der Menge Trost bieten; die Astronomie mußte sich als Astrologie, die Chemie als Alchimie verpuppen, und die Grenzen zwischen Betrügnern, Selbstbetrügnern und betrogenen Betrügnern werden sich bei der historischen Betrachtung kaum jemals strenge ziehen lassen. Darwin hat hinreichend nachgewiesen, daß ursprünglich zweckmäßige Gewohnheiten fortbestehen können, auch wo sie schon nutzlos und gleichgültig sind. Dies scheint nun nach Mach auch der psychologische Kern der Denkgewohnheit zu sein, welche dem modernen Spiritismus zugrunde liegt; sie ist in unserer nüchternen Zeit ein atavistischer Rückfall in die wahllose Sehnsucht nach dem Wunderbaren.

Der Fehler dieser Gedankenrichtung, von der der zeitgenössische Spiritismus nur ein hervorragendes Symptom ist, liegt übrigens nach Mach nicht in der Beachtung des Ungewöhnlichen, welche ja auch der naturwissenschaftliche Beobachter nicht versäumen darf. Der Fehler liegt auch nicht etwa darin, daß unsere Naturerkenntnis nicht für nicht erschöpfend, nicht abgeschlossen gehalten wird. Kaum wird ein Naturforscher denken, daß weitere große Entdeckungen unmöglich seien und daß ein fundamental neuer ungeahnter Zusammenhang von Tatsachen nicht mehr gefunden werden könnte. Der Fehler liegt in dem kritischen Jagen nach dem Wunder und in dem kindischen, gedankenlosen Vergnügen daran. Die Beachtung des Ungewöhnlichen ist, wie Mach hervorhebt, schließ-

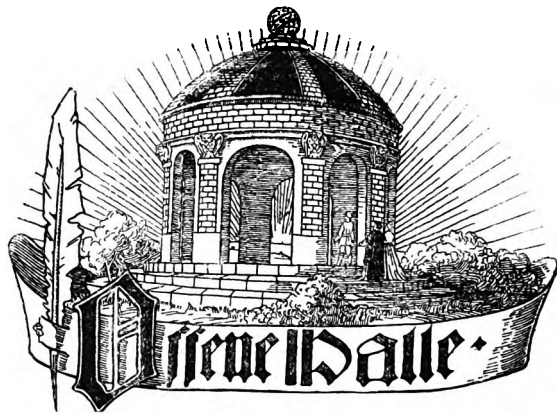
lich nur das eine Moment, durch welches die Naturerkenntnis wächst. Die Auflösung des Ungewöhnlichen in Alltägliches, die Beseitigung des in diesem Sinne Wunderbaren ist die notwendige Ergänzung. So zieht denn — wie Mach mit feiner psychologischer Unterscheidung bemerkt — die Erklärung des Wunders für viele eine Art Enttäuschung mit sich, während der wahre Forscher es als einen peinlichen, seelischen Fremdkörper empfindet.

Wie stark und elementar aber selbst bei namhaften Gelehrten das atavistische Bedürfnis nach diesem Wunderbaren hervortreten kann, lehren einige persönliche Erfahrungen, die Mach in seinem Werke mitteilt. Als in der Universitätsstadt X. (man wird kaum fehlgehen, wenn man als den Ort der Machschen Erzählung Leipzig, und als ihren Haupthelden A. den verstorbenen Astronomen Jöller ansieht) eine Anzahl hervorragender Naturforscher, nennen wir sie A., B., C., D., dem Spiritismus verfielen, war für Mach ein solches Vorkommnis ein interessantes psychologisches Problem, weshalb er beschloß, sich die Situation in der Nähe anzusehen. An der Spitze des Zirkels stand A., den er seit Jahren kannte. A. empfing Mach sehr freundlich, berichtete ihm über die wunderbaren Ergebnisse seines Verkehrs mit den Geistern und erging sich in lebhaften Schilderungen der Vorkommnisse bei den Sitzungen. Auf Machs Frage, ob er die erzählten Dinge auch wirklich alle genau beobachtet habe, meinte A.: „Ja, wissen Sie, ich habe eigentlich nicht so sehr viel gesehen, aber denken Sie, Beobachter wie B., C., D. waren dabei usw.“ Dagegen sagte B.: „Das, was ich gesehen habe, würde mich eigentlich noch nicht so recht überzeugen, aber bedenken Sie, daß Forscher wie A., C., D. zugegen waren und die Vorgänge aufs schärfste beobachtet haben usw.“

Mit Recht glaubt Mach aus diesem *circulus vitiosus* keinen anderen Schluß ziehen zu dürfen, als daß das Wunder eben bei allen Mitgliedern des Kreises auf einen freundlichen Empfang rechnen konnte. Die Hauptmerkwürdigkeit, die ihm A. zeigte, war aber ein Elfenbeinring, der auf den Fuß eines runden Tisches während einer spiritistischen Sitzung nur aufgezaubert sein konnte — falls nicht etwa die Tischplatte locker aufsaß und auf unmerkliche Weise geschickt für einen Moment entfernt worden war. Letzteres vermutete Mach nämlich nach dem Aussehen der Platte und teilte diese Vermutung einem gemeinschaftlichen Bekannten W. mit, zugleich mit der Bemerkung, daß A. bei seiner Vorliebe für Wunder wohl nie versucht haben würde, ob es sich so verhalte. Mehrere Jahre nach A.s Tode traf Mach wieder den gemeinschaftlichen Bekannten W. Die Sache kam zufällig zur Sprache und W. konnte bestätigen, daß, als man nach A.s Tode den berühmten Zaubertisch umstellen wollte, dem Träger bei einer kräftigeren Berührung plötzlich die Platte in der Hand blieb, während der Fuß herabfiel. So war denn der namhafte Forscher A. während der vielen Jahre, da er sich mit spiritistischen Experimenten beschäftigte, so völlig in den Bannkreis seiner vorgefaßten und erhofften Resultate geraten, daß er schließlich nicht mehr den intellektuellen Mut hatte, die einfachsten Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, welche seine Ansicht hätten erschüttern oder zum Wanken bringen können. Man kann daraus schließen, wie verwirrend derartige Versuche erst auf experimentell ungeschulte Geister wirken müssen und wieviel auf ihre angeblichen „Beobachtungen“ bei spiritistischen Versuchen gegeben werden kann.

E. Bokal.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

## Hohe Kasino-Gälte.

„In Genehmigung seines Besuchs der Abschied bewilligt.“ So ungefähr lautet es im Militär-Wochenblatt, wenn kund und zu wissen gegeben wird, daß der Herr Major W. und der Rittmeister Z. oder gar der Oberleutnant So und So aus dem königlichen Dienst geschieden ist. Gibt es auf der ganzen weiten Welt wohl etwas Harmloseres, als eine solche Mitteilung von Amtes wegen? Es ist ja klar, der Herr Major konnte wegen seiner gar zu sehr geschwächten Gesundheit nicht länger an der Spitze seines Bataillons bleiben. Der Rittmeister, der schon bei der Geburt die Anwartschaft auf mehrere Rittergüter erhalten hatte, mußte endlich selber daheim nach dem Rechten sehen, nachdem er inzwischen wirklicher Besitzer der großen Liegenschaften geworden war, und der Oberleutnant sollte sich in die Leitung der Fabrik seines Schwiegervaters einarbeiten, weil dieser nach Godesberg a. Rh., dem Zufluchtsort der deutschen Industrie-Millionäre, ziehen und dort den Rest seines Lebens im süßen Nichtstun hinbringen will. Manchmal freilich, doch nicht öfter als einmal in hundert Fällen, vollzieht sich in der Tat die Verabschiedung preussischer Offiziere in dieser harmlosen Weise. Die Regel ist aber, daß die Herren recht unsanft, wie der terminus technicus lautet, „gegangen werden“. Dem Herrn Major ist es vielleicht nicht gelungen, sich mit den höheren Vorgesetzten auf den richtigen Fuß zu stellen; der Rittmeister hat mehr ausgegeben, als er eingenommen, und der Oberleutnant sein Herz an eine Dame verschenkt, die nach Ansicht der Frau Oberst nicht in das Regiment paßt. Ach, so wenig harmlos ist das Faktum, von dem der harmlose Text des Militär-Wochenblattes Kunde geben soll, daß es in den Gemütern der von ihm Betroffenen bis an ihr Lebensende schweren Kummer, meistens nagende Verbitterung zurückläßt. In gar zu vielen Fällen werden mit dem anscheinend so bereitwillig erbetenen und tatsächlich noch bereitwilliger erteilten Abschied alle die Hoffnungen zu Grabe getragen, die von Verwandten und Freunden an ein aufblühendes Menschenleben geknüpft worden waren. Niemals aber stehen der harmlose Text des Militär-Wochenblattes und die harte Wirklichkeit einander so schroff gegenüber wie dann, wenn es dem höflichen Antragsteller schon

gelungen ist, das große Wasser zwischen sich und seine Garnison zu bringen, bevor amtlich verkündet werden kann, daß seinem alleruntertänigsten Antrag huldvollst stattgegeben worden ist. Keineswegs ist es unsere Art, die Dinge schwärzer zu malen, als sie es sind. Aber es läßt sich nun einmal nicht bestreiten, daß die unter dem Druck unbarmherziger Gläubiger nachgesuchten und daher nichts weniger als harmlosen Verabschiedungen von Offizieren durchaus nichts Seltenes sind und nach einer weit verbreiteten Ansicht heute noch häufiger als früher vorkommen. Und das Eigentümliche ist dabei, daß der heimische Boden meistens gerade denen plötzlich zu heiß wird, die von Hause einen reichlich gefüllten Beutel zum Regiment mitbrachten.

Eigentümlich? Doch wohl kaum. Weshalb werden denn die Sprossen begüterter vornehmer Familien Offiziere? Aus Passion zum Soldatenhandwerk die allerwenigsten. Zum Major oder gar zum General will es zunächst keiner bringen. Wird dennoch diese Rangstufe in der militärischen Hierarchie erreicht, nun so hat sich entweder im Laufe der Zeit der Geschmack an dem Beruf eingestellt oder es haben sich inzwischen die Vermögensverhältnisse ungünstig gestaltet. Die große Mehrheit trachtet nur darnach, die besten Jahre ihres Lebens in geachteter, wenn möglich sozial bevorzugter Stellung und unter seinesgleichen so angenehm wie nur irgend möglich hinzubringen, um gesättigt später die Rolle eines Schloßherren zu übernehmen. Sehr lose sind daher auch die Beziehungen zwischen ihnen und dem königlichen Dienst. Dessen Lasten trägt vor allem der erfahrene Wachtmeister der Schwadron. Aber prächtige ehrliche Kerls sind die angehenden Schloßherren darum doch. Nicht umsonst sucht der Wachtmeister des Dienstes Uhr im Gang zu erhalten. Weil jene es im Gefühl haben, daß sie das Gehalt, das ihnen dieser monatlich auszuzahlen hat, nicht verdient haben, da sie es nicht erdienten, so gestatten ihm viele, es in seine eigene Tasche zu stecken. Gering zugemessene ernste Beschäftigung, desto reichere Gelegenheit zu Zerstreungen, ein gut gefülltes Portemonnaie, das nie zu versagen scheint, und von keiner Seite die Mahnung, daß das Leben doch andere Aufgaben habe, als beständig zu genießen: in diesem Milieu können Charaktere nicht erstehen. Wer nicht von vornherein an einem festen Willen den erforderlichen Rückhalt findet, der muß in ihm so sicher umkippen, als zweimal zwei vier ist.

Eigentümlich kann im Grunde nur der Umstand berühren, daß dem äußerst bedenklichen Milieu von Amtes wegen nicht der Boden entzogen, sondern eher vorbereitet wird. Gehört aber nicht eine besonders freche Stirn dazu, derartiges hier behaupten zu wollen? Gibt es denn nicht eine Kabinetsorder vom 29. März 1890, in der sehr nachdrücklich die Kommandeure aufgefordert werden, mancherlei Auswüchsen zu steuern, die in kostspieligen Geschenken, in häufigen Festessen, in einem übertriebenen Aufwande bei der Geselligkeit und ähnlichen Dingen zutage treten? Und wird nicht in eben derselben Order jedem Offizier die Förderung einer einfachen Lebensweise ans Herz gelegt? Daß sie in den Akten vergraben sein sollte, ist nicht anzunehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird sie wie früher, so auch heute noch bei verschiedenen Gelegenheiten in Erinnerung gebracht. Aber auch an ihr zeigt sich wieder einmal, daß der Wille allein noch nicht seine Vollführung verbürgt. Wollte man nicht vor 13 Jahren die deutsche Nation die Wege des Heils gehen lehren? Und was ist daraus geworden? So verfahren wie in den letzten Jahren sind die politischen Verhältnisse des Reiches kaum jemals gewesen. Ebenso hat sich nach dem 29. März



1890 die Lebensweise unserer Offiziere nicht einfacher und billiger, sondern luxuriöser und kostspieliger gestaltet. Und die vortrefflichen in der Kabinettsorder ausgesprochenen Absichten wurden zum nicht geringsten Teil daran zusehenden, daß gerade diejenigen, die für ihre Befolgung an erster Stelle zu sorgen hatten, den Anstoß zu größerem Aufwand gaben. Mußten wirklich Offizierkasinos, die vor noch nicht dreißig Jahren errichtet waren und damals für Wunder der Eleganz galten, wieder umgebaut, mußten die neuen mit einem Luxus und einem Komfort hergestellt werden, die alles bisher Dagewesene überboten? Vor gar noch nicht langer Zeit wurde in einer unserer östlichen Provinzen ein für zwei Kavallerie-Regimenter bestimmtes Kasino eingeweiht, das sowohl durch seine Baukosten, wie durch die in ihm herrschende „warme“ Pracht in der Armee eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Von den Kosten ist es besser hier zu schweigen, damit die bedauernswerten Seelen, bei denen Schmalhans zu regieren pflegt, nicht um ihren inneren Frieden kommen. Die Ausstattung aber soll sich in auffallender Weise der in englischen Offizierkasinos üblichen nähern, in denen bekanntlich ängstlich alles vermieden wird, was an die rauhen Seiten des Lebens und vornehmlich an den doch besonders rauhen Kriegerstand erinnern könnte; als wenn auch der deutsche Offizier wie der englische nach Erledigung des Dienstes nur ein recht gut situierter Gentleman sein dürfte. Ist es aber wirklich gleichgültig, in welcher äußeren Umgebung unsere Offiziere leben, in welchen Räumen sie ihre Mahlzeiten einnehmen? Nur geistig nicht ganz Normale werden sich draußen im Lager oder in der kümmerlichen Hütte eines Dorfes ein Diner mit den kostbarsten Delikatessen und mit französischem Champagner servieren lassen. Auf der andern Seite bekommt es so bald keiner fertig, in einem Speisesaale im Stile eines vornehmen Klubs Erbsensuppe mit Speck zu essen und Wasser oder Bier dazu zu trinken. Anwillkürlich stellt sich der Wunsch ein, die äußere Umgebung und die in ihr einzunehmenden Mahlzeiten in Einklang miteinander zu bringen. Wer also die Mittel zur Erbauung luxuriöser Offizierkasinos hergibt, den darf es nicht befremden, wenn in ihnen alsbald eine üppige Lebensweise Platz greift, die die schwächeren Naturen sehr bald zum Umkippen bringt.

Das Selbstsamste ist aber, daß die Insassen der üppig ausgestatteten Offizierkasinos auf diese Ausstattung persönlich keinen so großen Wert legen. Denn meistens müssen sie auch selber noch recht tief in den Beutel greifen, um die Kosten für Herstellung und Instandhaltung zu decken. Aber da hilft kein Widerstreben. Die Rücksichten auf die Pflichten der Repräsentation bringen alle Einwände zum Schweigen. Allerdings ist in der erwähnten Kabinettsorder ausdrücklich gesagt, daß in der gesamten preussischen Armee das Repräsentieren nur Sache der kommandierenden Generale ist. Aber noch nie war die Theorie so grau wie in diesem Falle. Schon den jungen Leutnants wird in unzweideutigster Weise zu verstehen gegeben, daß sie sich in die Kosten zu fügen haben, welche die Wahrung des Ansehens des Offizierkorps auferlegt. Heute ist eine Kranzspende an einem Sarkophag niederzulegen, morgen einem scheidenden Kameraden die Statuette eines Grenadiers des Regiments zu überreichen, ein anderes Mal ein von einem berühmten Maler gefertigtes Bildnis dem hohen Chef als Gabe zur silbernen Hochzeit zu Füßen zu legen. „Unbedingt, meine Herren, muß das Offizierkorps auch bei jener geplanten Feier vertreten sein, deren offizieller Charakter doch klar

auf der Hand liegt. Ebenfowenig dürfen wir bei dem Jubiläum des hochverdienten Generals fehlen, der, wenn auch nur auf dem Papier, so doch immerhin ein volles Jahr unserem Regiment angehört hat. Und nun noch eins, ehe ich die Herrn heute entlasse: Am nächsten Sonnabendabend feiert der Verein ehemaliger Hundertachtziger sein Stiftungsfest. Ich gehe selbstverständlich hin und hoffe dort recht viele von Ihnen zu sehen. Ohne Kosten wird es zwar auch dieses Mal nicht abgehen. Aber die Herren Leutnants können sie ja in bescheidenen Grenzen halten. Daß wir uns auf dem Stiftungsfest fast in pleno zeigen, das sind wir der Nummer schuldig, die wir auf unserer Schulter tragen.“ Welche Beurteilung wird da ein Offizierkorps erst zu befürchten haben, wenn es nicht alles aufböte, um auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, wie sehr es die hohe Ehre eines erlauchten Besuchs zu schätzen weiß. Unmöglich kann doch Seine Hoheit in den engen und niedrigen Räumen mit so erbärmlichen Tapeten empfangen werden. Noch weniger dürfen bei seiner Anwesenheit Bestecks von Alfenid auf der Tafel liegen; und wenn auch der hohe Herr selber mit einem Butterbrot fürlieb nehmen würde, wie würde sein Gefolge und seine Umgebung die Nase rümpfen! So kommt es naturgemäß, daß diejenigen Offizierkasinos, in welchen hohe Gäste am häufigsten verkehren, den größten Luxus aufweisen, und daß in ihnen am üppigsten gelebt wird. Nichts lernt sich leichter, als mit dem großen Löffel speisen, und nichts ist für schwächere Naturen schwerer, als sich wieder auf eine einfachere Ration zu setzen. Die mit diesen Besuchen verfolgten guten Absichten sollen keineswegs bestritten werden. Lange zehren die Offiziere und ihre Angehörigen von der dem Regiment gewordenen Auszeichnung. In allen Zeitungen steht eine umständliche Beschreibung der Feier; und nicht selten spielt sich, wenn es sich gerade so trifft, in den bei Tafel gehaltenen Reden ein Stück hoher Politik ab, so daß das Ausland sogar von dem dem erlauchten Herrn gegebenen Feste Notiz nimmt. Aber wenn ein solcher hoher Herr eine Ahnung davon hätte, wie teuer diese Auszeichnung nicht bloß in puncto puncti, sondern auch moralisch erkaufte wird, so würde er sich gewiß in den Kasinos der Offiziere so selten wie möglich oder besser gar nicht sehen lassen. Steht ihm doch, wenn er durchaus einem Offizierkorps seine besondere Schuld erweisen will, nichts im Wege, dieses zur eigenen Tafel zu laden, die nicht erst mit vielem Gelde auf einen seiner fürstlichen Würde entsprechenden Fuß gesetzt zu werden braucht. Aber was weiß ein hoher Herr, der stets im Überfluß gelebt hat, von Geld und Geldeswert? Hat es sich doch noch in neuester Zeit zugetragen, daß gerade dann, wenn zu dem Empfange einer Fürstlichkeit besonders große Anstrengungen gemacht worden waren, von dieser beim Verlassen des Kasinos anerkennend hervorgehoben wurde, daß es so einfach zugegangen sei. In der Neujahrspredigt sagte der Oberhofprediger Dryander, daß durch unser heutiges Leben ein Strom von Bosheit, Trug, Lüge und Heuchelei gehe. Ganz richtig! Mit der Gegenwart ist in Deutschland wirklich kein Staat zu machen. Aber es darf nicht übersehen werden, daß diese Klage in der Kapelle des preussischen Königs schloßes angestimmt wurde und daher unvollständig blieb. Am ein erschöpfendes Bild von unserem heutigen Leben zu geben, hätte Herr Dryander auch byzantinische Unterwürfigkeit anführen müssen. Über die bösen Wirkungen üppiger Kasinos und nicht minder üppiger Feste, die in ihnen abzuhalten sind, ist sich alle Welt klar. Aber wer wird den erlauchten Herren, wenn sie sich lobend über die geringen ihretwegen gemachten Umstände aussprechen, frei-

mütig sagen, daß diese geringen Umstände weit über die finanzielle Kraft und die moralische Widerstandsfähigkeit ihrer Gastgeber hinausgehen? Wer so reden wollte, müßte vielleicht befürchten, daß sein letztes Stündlein sogleich schlagen würde. Dieses aber selber herbeizuführen, verspürt so bald keiner Lust. Und so werden die Offizierkasinos immer luxuriöser ausgestattet und in ihnen immer flotter gelebt; zum eigenen und der Allgemeinheit Schaden. Nicht bloß der Offizier, der um die Ecke geht, bezahlt mit seinem Schiffbruch die Zeche für das Wohlleben. Auch die Nation ist an den Kosten beteiligt. Die Nerven unserer Offiziere werden doch wahrhaftig nicht in solchen Kasinos gestählt. Selbst stärkere Naturen müssen dort allmählich in der Elastizität des Körpers und des Willens erlahmen. In einer Sitzung der Budgetkommission hat der Vertreter der preussischen Seeresverwaltung einem Abgeordneten darin beigestimmt, daß die Leutnants zu weit größerer Einfachheit in der Lebensweise und zu größerer Sparsamkeit als bisher angehalten werden müssen. Nun, warum läßt denn die Seeresverwaltung die üppige Ausstattung der Offizierkasinos zu, und warum legt sie sich nicht ins Mittel, um die glänzenden offiziellen Feste einzuschränken? Will sie es vielleicht den Vätern der den Gefahren großen Wohllebens ausgesetzten Offiziere überlassen, Lärm zu schlagen? Aber auch sie werden sich hüten, es zu tun. Gesellschaftliche Berührungen mit hohen Herrn rentieren sich fast regelmäßig. Um im heutigen Leben vorwärts zu kommen, muß man oben auch persönlich bekannt sein. Mit aus diesem Grunde drängen sich bekanntlich so viele Söhne sogenannter guter Familien zu den Korps, in denen Prinzen ihre Studienzeit verleben. Und wie wirksam muß sich die gesellschaftliche Berührung vollends gestalten, wenn bei ihr es noch möglich ist, den erlauchten Herrn durch freigebige Bewirtung zu Dank zu verpflichten! Die Ausgaben eines schlesischen Magnaten zum Empfange hoher Herren gehören keineswegs auf das Verlustkonto. Indirekt machen sie sich stets durch größeres Entgegenkommen der Behörden bezahlt, mit denen so ein Grundbesitzer stets sehr viele geschäftliche Beziehungen zu unterhalten hat, und die das Maß der ihm erwiesenen Huld vollkommen zu würdigen wissen. Ich betone, daß die Ausführungen ad „Magnaten“ viele Tage vor der Sitzung der Budgetkommission des Reichstags vom 26. Februar 1903, in der die Zuwendungen an den Grafen Alfred Dohna bei Ankauf des Geländes für den Truppenübungsplatz Neuhammer zur Sprache kamen, geschrieben worden sind. Eine bessere Bestätigung meiner bezüglichen Auffassung konnte ich mir kaum wünschen. Aus byzantinischer Unterwürfigkeit werden auch die Väter der moralisch bedrohten Offiziere sich nicht den Mund verbrennen wollen.

Herr Oberhofprediger Dryander hätte in seiner Neujahrspredigt die byzantinische Unterwürfigkeit, welche nur die häßlichste Selbstsucht zu verhüllen hat, nicht bloß mitaufzählen, sondern auch an die Spitze der durch unser heutiges Leben gehenden Laster setzen müssen. Sie ist die Ursache davon, daß die schwersten Mißstände im Staate, die sich der Kenntnis eines jeden mitten im Volke stehenden Politikers geradezu aufdrängen, ungestört weiter bestehen können. Sie verschuldet es auch, daß Luxus und mit ihm Genußsucht in dem deutschen Offizierkorps so zahlreiche Opfer verlangen, und daß der Gegensatz zwischen dem harmlosen Text, mit dem das Militär-Wochenblatt den Abschied preussischer Offiziere bekannt gibt, und der harten Wirklichkeit immer schroffer wird. Freilich nähern wir uns im Deutschen Reich bereits in erschreckendem Maße den trostlosen Zuständen Preußens unter König Friedrich Wilhelm IV.,

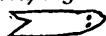
in denen das nach menschlichem Urteil Unmögliche dennoch möglich wurde. Aber das dürfte heute doch noch ausgeschlossen sein, daß ein an der Wehrkraft unseres Volkes nagendes und in seiner Gefährlichkeit nachgewiesenes und auch erkanntes Übel nur deshalb nicht bekämpft werden sollte, weil sonst persönliche Neigungen und Wünsche unbefriedigt bleiben könnten. L. v. W.




## Zu dem Aufsatz „Kinderpsychologie und Pädagogik“.

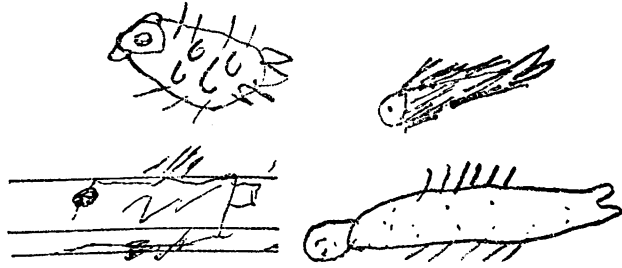
(Vgl. Heft 12, V. Jhrg., S. 724.)

**H**err Schlobohm hat in seinen treffenden Darlegungen über Kinderpsychologie und Pädagogik ausgeführt, wie die experimentelle Psychologie schon so manches zur Erforschung der tiefgründigen Kindesseele beigetragen habe.

Schon die Erhebungen, die ich in meinem kleinen Kreise anstellen kann, schaffen mir manches wertvolle Ergebnis, wovon ich gern einiges Interessante mitteile. — Unser gesamtes Denken arbeitet bekanntlich in ausgedehntem Maße mit „Gesamtvorstellungen“. Die Gesamtvorstellung „Gesicht“ besteht aus den räumlich angeordneten „Einzelvorstellungen“: Stirn, Wangen, Kinn, Augen, Ohren, Nase, Mund, — die Gesamtvorstellung „der Siebenjährige Krieg“ aus den zeitlich geordneten Einzelvorstellungen der Ereignisse. Es fällt einzelnen Kindern sehr schwer, eine Gesamtvorstellung mit zeitlichen Einzelvorstellungen aufzurollen — vielleicht durch Wiedererzählen einer Geschichte oder durch Wiedergabe eines Erlebnisses. Daß man zu solchen Ermittlungen das Zeichnen benutzen kann, war mir in Herrn Schlobohms Ausführungen neu, aber sehr interessant. Wohl die wichtigste Aufgabe des Lehrers der Unterstufe ist die, den geistigen Besitzstand seiner Kleinen zu ergründen, um dann langsam auf- und weiterzubauen. Um den Gesamtvorstellungen mit räumlich angeordneten Teilverstellungen nachzuspüren, habe ich in meiner Klasse sechsjähriger Mädchen das Zeichnen schon öfter mit Erfolg angewandt. So ließ ich bei der Behandlung einer Fabel von jedem Kind mit Blei einen Fisch aufzeichnen; es war keinerlei Besprechung vorhergegangen, und die Mehrzahl der Kinder brachte diese Form:  Schwanzzeinschnitt und beide Augen waren

durchgehends vorhanden. Ein Kind — das erste — zeichnete so:  Hier war in der Vorstellung der Körper bereits schön gegliedert, und es zeigte sich, daß die Zeichnerin die Kiemendeckel für Ohren angesehen hatte. — Nun zeigte ich den Kindern einen Fisch in Natur und in Tafelzeichnung und ließ die einzelnen Teile genau benennen und auffassen. Dann blieb all dies ein Vierteljahr ruhen, und nun trat ich wieder mit der Aufforderung an die Kinder heran: Zeichnet einen Fisch! Da bekam ich Bildchen, von denen ich vier aus

den Schreibheften geschnitten und zu mir genommen habe. (Ich habe sie beigefügt.) Sie zeigen eine vierfach verschiedene Auffassung von Körperform,



Schuppen und Schwanz, und enthüllen dem, der sie sorgfältig betrachtet, noch andere interessante Einzelheiten. Zu dem unförmlichsten der Bildchen erklärte die kleine Künstlerin: Die viereckige Grundform, das wäre der Bauch, der Punkt links der Kopf, die beiden Striche rechts wären der Schwanz, die Striche oben und unten die Flossen, dazwischen die Schuppen. — Die Behandlung vor einem Vierteljahr hat wohl ihre Früchte getragen.

Eine dieser Darstellungen zeigte ich einem älteren Offizier, der dazu bemerkte, daß er ein solches Kind züchtigen würde; — er drückte sich noch drastischer aus. — Auf meine Erwiderung, ich hätte die intelligente Zeichnerin gelobt, hatte er nur das eine Wort „verrückt!“ Es bedurfte eines einstündigen Gespräches, um ihn vom Wert der Psychologie zu überzeugen; zuletzt rief er aus: „Dann werde ich als alter Kerl noch auf die Universität gehen und Psychologie studieren!“ Und sie ist nicht nur für den Erzieher, sondern auch für den Historiker, den Literaturhistoriker, den Geistlichen, den Juristen . . . . Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, in der die Volksschullehrer nicht mehr die notdürftigsten Belehrungen in Psychologie und Ethik im Seminar bekommen, sondern auf der Universität diesen einzig gefunden Unterbau der Pädagogik begründen, — zum Segen der Volkserziehung.

Gerstl.





## Sozialdemokratie und bürgerliche Gesellschaft.

Wenn wir aus dem Nachweise, daß in der Sozialdemokratie nicht nur ideale Bestrebungen, sondern auch niedere Instinkte, Roheit, Anreife, Engherzigkeit, Unduldsamkeit mächtig sind, auf eine baldige Selbsterziehung der Bewegung schließen dürften, so wäre jener Nachweis durch den Dresdener Parteitag hündig erbracht.

Nehmen wir den Parteitag als Scheinwerfer auf den „Zukunftsstaat“, so konnte er in der Tat keine abschreckendere Perspektive beleuchten als die Zukunft, die unser in jenem „Staate“ harren würde. Brutale Herrschaft, schäbiger Brotneid, zügellose Roheit haben dort ihre Orgien gefeiert. Persönlicher Haß und kleinlichste Eifersucht tobten sich nach Herzenslust in den ehrenrührigsten gegenseitigen Beschimpfungen und Beschuldigungen aus, die sich dann noch in öffentlichen Versammlungen und massenhaften Erklärungen weiter fortpflanzten: „Da ruft der sittenstrenge Stadthagen dem Genossen Braun zu, daß ihm ‚ein ehrlicher, frecher, unverschämter Reaktionsär lieber sei als dieser Lügner‘; da verkündet zu Heilbronn ein anderer Genosse, daß Mehring ‚das Schöfelste, Schuftigste und Unverzeihlichste beging, indem er Verrat an einem alten Freunde übte‘; da ‚entsteht nach der Rechtfertigungsrede Heines unter den solidarisch Verbundenen eine wüste Prügelei‘; da nimmt Genosse Zubeil den Namen eines ‚Schuftes und Denunzianten‘ mit zarter Genugtuung als einen Ehrentitel entgegen. Vom ‚niederdrückenden und unerfreulichen Gezänke‘, von der ‚traditionellen Phrase‘, vom ‚Oberwäscher Bebel‘, vom ‚Kränzchen alter Kaffeeschwestern‘ reden zahllose Versammlungen. Und der Reichstagsabgeordnete Hilbebrand erklärt, daß es nie ‚etwas Deprimierenderes, Niederträchtigeres, Beschämenderes gab als den Dresdener Tag‘. Gegen ‚Personenkultus und Verhimmelung‘ rebellieren die einen, gegen die ‚Überläufer und Verräter‘ die anderen. Und Juliens Gatte, Bebel, gibt der Presse Vollmars das Zeugnis, daß sie in ‚direkt verlogener Weise‘ berichte, daß er jedoch erst Abrechnung halten wolle, wenn ‚das Maß von Unverfrorenheit‘ sich erfüllt hat. ‚Majestät

Bebel', 'Schuft', 'Gemeinheit', 'Splitterrichter', 'Lump', so klingt es immer wieder durcheinander. Und ruhig und bitter stellt Genosse v. Elm nach all diesem Geschehen die Tatsache fest, daß man in dem Genossen, der eine gegenteilige Ansicht äußert, nicht mehr den Mitkämpfer sehe, sondern ihn als Gegner behandle, daß man ihm Absichten unterstellt, gegen die er selbst sich verwahrt."

So projiziert sich das liebliche Stilleben: „Früchte des Dresdener Parteitages“, in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“. Und ein Bericht über die Parteiverammlung des dritten Berliner Wahlkreises malt folgendes Idyll: „... Seine schildert nun die bekannten Vorgänge in Dresden. Als er dabei von der ‚Majestät Bebel!‘ spricht, entsteht furchtbarer Lärm. Es ertönen die Rufe ‚Schuft! ‚Gemeinheit! ‚Runter mit dem Kerl! Dem Vorsitzenden ist es unmöglich, sich in dem Tumult verständlich zu machen. Es hat den Anschein, als ob man auf den Redner eindringen will, erst nach geraumer Zeit wird die Ruhe wieder notdürftig hergestellt. Bald erhebt sich jedoch ein neuer Sturm, als Seine von dem schuftigen Denunzianten, dem Subjekt, spricht, das dem Abgeordneten Bebel über die Heineschen Auslassungen in einer Berliner Versammlung falsch berichtet habe. Unter steter Anruhe gibt der Redner nun eine Abrechnung mit Bebel, wobei er einleitend betont, daß er heute mit größerer Leichtigkeit und Freiheit über den Kaiser und sämtliche Bundesfürsten sprechen könne als über Sozialdemokraten, da man ihm jedes Wort im Munde umdrehe... Ein großer Tumult entstand, als Abgeordneter Zubeil in einer persönlichen Bemerkung erklärte, daß er der von Heine als Schuft und Denunziant gekennzeichnete Mann sei, der an Bebel nach Rühnacht geschrieben habe. Ein Teil der Versammlung erhebt sich und schreit dem Abgeordneten Zubeil Beleidigungen aller Art: Judas, Lump usw., ins Gesicht. Zubeil wendet sich gegen den neben ihm stehenden Heine und droht ihm mit der Faust, worauf Heine seinen Platz verläßt und in der Mitte des Saales Aufstellung nimmt...“

Es ist halt leichter, Staat und Gesellschaft auf dem Papier oder von der Rednertribüne herab moralisch zu vernichten, als die eigenen Leidenschaften und Instinkte zu zügeln. Und der Zukunftsstaat, soweit er sich innerhalb der sozialdemokratischen Machtsphäre verwirklicht, hat zuweilen eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem „kapitalistischen Ausbeuterstaate“, wie er uns im Zerrbilde der orthodoxen Sozialdemokratie erscheint. In der „Sozialen Praxis“ hat ein ehemaliger Redakteur des „Vorwärts“ ausgeführt, wie die Zahl der Fälle, in denen die Arbeiter zu Arbeitgebern werden, sich immer mehr häufe, besonders in den Krankenkassen, Gewerkschaften und Konsumvereinen. Gleichzeitig aber häuften sich auch die Klagen der von den Arbeitern aus ihrer Mitte angestellten Personen über schlechte Behandlung, lange Arbeitszeit und niedrige Löhne. Das Wort: „Der Arbeiter ist der schlechteste Arbeitgeber“, sei nicht übertrieben, sondern entspreche den

**Tatsachen.** Die Arbeiterbeamten bezögen noch nicht die Hälfte des Gehalts, das Staat und Kommune für entsprechende und selbst weit geringere Leistungen bezahlen.

„Wodurch ist diese ungenügende Bezahlung erklärlich? Sie ist vor allem zu suchen in der erheblichen Unterschätzung der geistigen Arbeit, wie sie leider der Durchschnittsarbeiter besitzt. Die Masse unterschätzt nicht nur die geistige Arbeit ihrer Führer, sondern auch die ihrer Gegner. Man befindet sich in der Annahme, daß die physische Tätigkeit der Arbeitermassen in der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung das eigentlich Ausschlaggebende sei, die geistige Arbeit dagegen etwas Nebensächliches. Es ist nicht zu verkennen, daß zu dieser Erscheinung namentlich auch die vielleicht falsch verstandene materialistische Geschichtsauffassung beigetragen hat. Jahre hindurch haben untergeordnete Agitatoren den Massen gepredigt, daß die Person bei der Kulturentwicklung der menschlichen Gesellschaft gar keine Rolle spiele, sondern daß alle Fortschritte in den jeweiligen materiellen Verhältnissen zu suchen seien. Diese Lehren mußten natürlich bei den Massen zur Degradierung der geistigen Arbeit führen, und es ist eine Ironie der Geschichte, daß die Arbeiterbeamten diese Lehren am eigenen Leibe jetzt zu spüren bekommen. Aber nicht nur unter der ungenügenden Besoldung haben die Arbeiterbeamten zu leiden, sondern auch unter einer ungerechten Behandlung. Der Arbeiter macht als Arbeitgeber selbst fast alle dieselben Fehler, die er seinen Arbeitgebern tagtäglich vorhält. Diese Erfahrungen gewinnen die Arbeiterbeamten sehr oft, und dieser Umstand ist es auch, der viele Arbeiterbeamten, namentlich Gewerkschaftsführer, zu Bernsteinianern gemacht hat. Der Arbeiter verurteilt es mit vollem Recht, wenn der Arbeitgeber seinen Wünschen kein Gehör schenkt und nicht mit ihm oder seinen Vertretern verhandelt. Aber derselbe Arbeiter, der das scharf verurteilt, nimmt vielfach den gleichen feudalen Standpunkt ein, sobald er als Arbeitgeber in Organisationen auftritt. Auch die Überlastung mit Arbeiten haben die Arbeiterbeamten zu beklagen. Derselbe Arbeiter, der für sich den Achtstundentag fordert, verlangt oft von seinen Beamten eine sechzehnstündige Arbeitszeit.“

Auf die „Freiheit“, die uns im Zukunftsstaate erwartet, fallen auch sonst eigentümliche Lichter. Zwei Herren, die jüngst den Nordbahnzug von Oranienburg nach Berlin benutzten, hatten Gelegenheit, sich eine blühende Vorstellung davon zu machen. In Stolpe stiegen zu den beiden Herren, die schwarze, elegante Kleidung trugen und Zylinderhüte aufhatten, drei Arbeiter in das Nichtraucher-Abteil. Die Arbeiter steckten ihre Pfeifen an und schmauchten. Der eine Herr hat die „Genossen“, das Rauchen einzustellen, da sie sich im Nichtraucher-Abteil befänden. „Sie haben uns gar nichts zu sagen, wir sind freie Arbeiter“, war die Antwort. Um nun zu zeigen, wie frei, begannen sie zu singen und singen auch an, ihre politische Wissenschaft auszukramen und auf die Reichen



zu schimpfen. „Na, 1913 da müßt ihr alle dran glooben“, so schloß der eine seine Rede. Der andere rief dem alten Herrn, der ihn nochmals dringend bat, seine Reden und Singereien wo anders anzubringen, zu: „Was fahren Sie denn Arbeiter-Abteil, fahren Sie doch zweiter Klasse!“ Endlich hielt der Zug in Hermsdorf, wo die beiden Herren die drei Arbeiter feststellen ließen. —

Ein anderes, ähnlich verführerisches Bild aus dem Zauberspiegel des Zukunftsstaates: Ein Lehrer in Ispringen geriet in den Verdacht, einen den Sozialdemokraten wenig sympathischen Artikel in einem Pforzheimer Blatte veröffentlicht zu haben. Schon nach wenigen Tagen erschien er persönlich auf der Redaktion jenes Blattes mit der Bitte, ihm zu bezeugen, daß er nicht der Verfasser sei, denn er könne es sonst in Ispringen vor den Sozialdemokraten nicht mehr aushalten. Auf Schritt und Tritt werde er von den Genossen verfolgt, und seine Fensterladen müsse er früh schließen, weil ihm sonst die Fenster eingeworfen würden.

Und noch eins, als Beitrag zu dem „Kampf mit geistigen Waffen“: Das Schöffengericht in Erlangen verurteilte zwei ländliche sozialdemokratische Wähler, einen Schuster und einen Waldarbeiter von Heroldsberg, zu je drei Wochen Gefängnis. Sie hatten einen Bauern, weil er den freisinnigen Kandidaten Barbeck-Nürnberg gewählt hatte, am Abend der Reichstagsstichwahl erst im Wirtshaus verhöhnt, mit Bier bespritzt und angeschwärzt, ihn dann auf der Straße geohrfeigt und mit einer Saunlatte geschlagen und schließlich den Fliehenden über eine Brücke hinweg in den Straßengraben geworfen. Der Mißhandelte hatte sich gänzlich — botmäßig verhalten. —

In einer sozialdemokratischen Versammlung zu Magdeburg erklärte Redakteur H., der neben dem „Genossen“ Rechtsanwalt L. als Kandidat aufgestellt wurde: Bei den Landtagswahlen gelte es, namentlich die kleinen Geschäftsleute zur Beteiligung an der Wahl und zum Eintreten für den sozialdemokratischen Kandidaten zu zwingen. Dies müsse geschehen, wenn auch über den Terrorismus geschimpft werde, den die Sozialdemokratie auf die Wähler ausübe.

Der „Vorwärts“ hat sich zwar gegen diese Erklärung ablehnend verhalten, es fragt sich nur, welche Praxis von der Mehrheit der „Genossen“ ausgeübt wird. —

Aus einem sozialdemokratischen Liederbuche wurden folgende Proben zukunftsstaatlicher Duldsamkeit und Weitherzigkeit zum besten gegeben: „Was von Schenkendorfs Lied ‚Freiheit, die ich meine‘ durfte natürlich in dem Liederbuch der für ‚Freiheit‘ schwärmenden Genossen nicht fehlen, da aber darin häufig das Wort ‚Gott‘ vorkommt, wurde dafür stets das Wort ‚Freiheit‘ gesetzt, so daß es jetzt heißt: ‚Wo der Freiheit Flamme sich ins Herz gesenkt‘. ‚Wollest auf uns lenken Freiheit, Lieb‘ und Lust.‘ Bei Schenkendorf heißt es: ‚Wollest gern dich senken in die deutsche

Brust'. Nun ist sicher die überwiegende Mehrheit der Sozialdemokraten der Rasse nach deutsch. Trotzdem könnten doch auch einige „Genossen“ einer fremden Rasse angehören, und für solche wäre es doch zu viel verlangt, das Wort ‚deutsch‘ zu singen. Liebenswürdig und rücksichtsvoll, wie die Sozialdemokraten es anderen Rassen gegenüber stets sind, singen sie: ‚in die freie Brust‘. Daß Verse, wie der vierte: ‚Aus den stillen Kreisen kommt mein Hirtenkind‘ und der sechste: ‚Hinter dunklen Wällen, hinter ehernem Tor Kann das Herz noch schwellen Zu dem Licht empor. Für die Kirchenhallen‘ usw. — einfach gestrichen wurden, ist ebenso selbstverständlich, wie daß der Schluß ‚Freiheit, holdes Wesen, Gläubig, kühn und zart‘, verändert wurde in: ‚Freiheit, kühnes Wesen, Treu und kühn und zart“.

Gewiß, sehr lehrreich! Nur schade, schade, daß die „roten Vorstentiere“ (neueste „geistige Waffe“ „staatserbaltender“ Blätter) in der „sawohlen“ Lage sind, sich auf ähnliche und noch schlimmere Verballhornungen in — bürgerlichen Liederbüchern und Gedichtsammlungen zu berufen. Man denke nur an die noch viel erbärmlichere Ausmerzungen jener Stelle in der sogenannten „Nationalhymne“, welche die Vermessenheit hat, „eine Liebe des freien Mannes“ als „rocher de bronze“ im königlichen Groß-Preußen und kaiserlichen Klein-Deutschland zu „stabilisieren“. Die Leistung politischen Eunuchentums!

Leider aber darf die Sozialdemokratie auch sonst schlimme Ausschreitungen „patriotischer“ Kreise für sich ins Gefecht führen. Einige dieser Fälle grenzen fast an das Unglaubliche und sind allerdings geeignet, den Klagen gewisser „Patrioten“ über „sozialdemokratischen Terrorismus“ die moralische Grundlage zu entziehen:

„ . . . Am 7. Juni d. J. wurden in Breiten bei Methler in der Gegend von Ramen in Westfalen eine Anzahl sozialdemokratischer Flugblattverteiler von einer reichstreuern Schützengesellschaft überfallen und in der allerschwersten Weise mißhandelt. Von Ramen aus gingen in früher Morgenstunde 42 Parteigenossen auf die Agitation. Sie teilten sich in zwei Kolonnen, 17 Mann gingen nach Ober- und Niederraden, der Rest, 25 Mann, begab sich über Afferde und Kaiserau nach Breiten. Hier übte auf einer an der Chaussee gelegenen Wiese die dritte Kompanie des Schützenvereins von Methler-Breiten. Unstre Genossen, die auch nicht im entferntesten daran dachten, an die ‚patriotischen‘ Herren ihre kostbaren Flugblätter zu verschwenden, gingen, nichts ahnend, ihres Weges, als plötzlich einer der Oberschützen, namens R. L., hoch zu Ross auf sie zusprenkte und mitten in sie hineinritt. Einer unsrer Genossen wurde von dem Pferde zu Boden geworfen und stürzte in den Chausseeegraben. Die Tat des Ordnungshelden war für seine Spießgesellen das Signal zu einem allgemeinen Angriff auf unsre Genossen. Mit dem Schlachtgeschrei: ‚Auf die Sozialdemokraten!‘ stürzte sich die ganze fanatische Rotte — wohl

weit über hundert Mann — auf unsre 24 friedlichen Flugblattverbreiter und schlug mit Säbeln, Schützenbüchsen zc. auf sie los. Unsr Genossen suchten möglichst schnell aus dem Bereiche der 'patriotischen' Säbel und Büchsen herauszukommen. Wem das aber nicht gelang, und das waren die meisten, dem erging es schlecht. Eine große Zahl unsrer Genossen trug mehr oder minder schwere Wunden davon. Besonders übel wurde Genosse D., der Führer unsrer Ramener Genossen, zugerichtet. Die gesamte bürgerliche Presse nahm sich damals der brutalen Friedensstörer an, stellte die Tatsachen auf den Kopf und bezeichnete unsre Genossen als die Angreifer und die staatsstreuen Kaufbolde als die Mißhandelten. Die Aufforderung an die Staatsanwaltschaft in unserm Dortmunder Parteiblatt, gegen die Ordnungshelden einzuschreiten, blieb unbeachtet. Dagegen geschah das Unerhörte, daß gegen dreizehn unsrer Genossen ein Strafverfahren wegen Zusammenrottung und Landfriedensbruchs eingeleitet wurde. Und nun ist der Beschluß ergangen, daß das Verfahren gegen sämtliche Genossen einzustellen sei, da sie sich nichts Strafbares haben zuschulden kommen lassen." —

„... Am Tage der Hauptwahl, am 16. Juni, kam es in dem zum Wahlkreise Friedberg-Büdingen gehörigen Dorfe Burggräfenrod zu einem argen Exzeß. Aber die Exzedenten waren in diesem Falle keine betörten Arbeiter, sondern Kriegervereinspatrioten, die ihrem Ärger über den Ausfall der Wahl nach Hummenart Luft machten. Daraus erklärt es sich auch, daß die bürgerliche Presse damals die Sache völlig totgeschwiegen hat. Der Gastwirt R. in Burggräfenrod hatte unsren Genossen am 12. Juni seine Hofreite zum Abhalten einer sozialdemokratischen Versammlung überlassen. Schon das erregte bei den Patrioten großen Anwillen... Nachdem man sich gehörig am Bier begeistert, zogen die Knüppelhelden, bewaffnet mit Knüppeln, Mistgabeln und anderen 'geistigen Waffen', nach dem R.schen Wirtschaftsgebäude und demolierten dort alles, was ihnen unter die Hände kam. Die Fenster, Läden, das Hoftor, das Wirtschaftsinventar, alles schlugen die wütenden 'Patrioten' kurz und klein. Wer sich zur Wehre setzte, bekam Prügel. Der Wirt R. wurde so verletzt, daß er mehrere Tage im Bett liegen mußte. Einem Arbeiter St. wurde ein Backstein mit solcher Wucht an die Stirne geworfen, daß das Schild seiner Mütze durchschlagen wurde und er eine klaffende Wunde davontrug. Hierauf zogen die Knüppelhelden unter Gegröle nach dem Wohnhaus des als Sozialdemokrat verschrienen Arbeiters St. und riefen dort: Heraus mit ihnen (gemeint waren die Söhne des St.), wir schlagen alle drei tot! Auch hier suchte man Fenster und Türen einzuschlagen. Als Frau St. in die Haustür trat, um den Anholden gütlich zuzureden, erhielt sie von dem Sohn des Bürgermeisters M., einem der Haupttrachmacher, einen Hieb mit einem Lattenstück über den

Kopf, und der junge St. erhielt von demselben Helben einen Wurf mit einem Bankbein in den Rücken. Wie schrecklich die Wüteriche gehaust, geht daraus hervor, daß Nachbarleute sich nicht getrauten, auf das Hilfesgeschrei den Bedrängten beizuspringen. Und Polizei und Nachtwache war an dem Abend nicht zu sehen — — —. Ja, einer der Ortsnachtwächter meinte zu einem jungen Manne, der ihn auf die bedrängte Lage des Wirtes R. aufmerksam machte: ‚Geh, wenn du ein Kerl wärst, täteest du auch mit draufhauen!‘ Der Erzeß war planmäßig organisiert und vorbereitet. Man durfte deshalb um so mehr darauf gespannt sein, wie die Staatsanwaltschaft die Sache beurteilen würde. Die hessischen Behörden haben aber einen wesentlich milderen Maßstab bei der Beurteilung des Erzeßes angelegt wie die schlesischen Justizbehörden in Laurahütte, obwohl es sich in Burggräfenrod um einen wohlüberlegten Plan reifer Männer, in Laurahütte aber um die unüberlegte Tat unreifer und vorher provozierter junger Leute handelte. Einem Antrag der Verletzten auf Erhebung der Anklage wegen Landfriedensbruchs gab die Staatsanwaltschaft in Gießen nicht statt, vielmehr begnügte sie sich damit, die Erzedenten wegen Sachbeschädigung, Körperverletzung, groben Unfugs zu verfolgen, woraus es sich auch erklärt, daß sie nicht vor die Strafkammer, sondern vor das Schöffengericht zur Aburteilung kamen. Angeklagt waren sechzehn Personen, zumeist verheiratete Leute. Die Beweisaufnahme ergab im wesentlichen die obige Schilderung der Vorgänge. Nur suchten sich einige der Angeklagten zu rechtfertigen, daß nicht sie, sondern die Sozialdemokraten die Urheber des Krawalls gewesen seien. Der Amtsanwalt beantragte gegen die Haupttradauhelden mit Rücksicht auf die bekundete Roheit Freiheitsstrafen, während vier Anwälte sich bemühten, der Sache einen möglichst harmlosen Anstrich zu geben und den Erzeß als Ausfluß überpatriotischen Eifers hinzustellen.

„Das Urteil fiel sehr milde aus. Von den sechzehn Angeklagten erhielten wegen Sachbeschädigung oder Körperverletzung acht — Geldstrafen in der Höhe von 30—230 Mark. Der übrige Teil der Angeklagten (Sozialdemokraten!) wurde freigesprochen, weil dargetan wurde, daß sie an dem Erzeß keine Schuld trugen.

„Man vergleiche mit diesem Urteil die drakonischen Strafen, die in Laurahütte verhängt wurden, man vergleiche damit die vielen Monate Gefängnis gegen Arbeiter, welche etwa ein unbedachtes Wort gegen einen ‚Arbeitswilligen‘ geäußert, und man wird gestehen: in Friedberg war Madame Justitia einmal sehr gnädig gestimmt.“ —

„Eine milde Beurteilung erfuhr am Freitag den 11. September vom Schöffengericht in Spandau der Bauerngutsbesitzer G. St. aus D. St. hatte am Tage der Reichstagswahl, den 16. Juni, einen Parteigenossen, der in D. Stimmzettel des Kandidaten Liebknecht verteilte, mit einem Spazierstock über den Kopf geschlagen und ihm dadurch eine blutige Verletzung beigebracht. Der Angeklagte, ein großer, starker Mensch, der

schon einmal wegen Beleidigung vorbestraft ist, gibt die Tat zu. Er will dadurch gereizt gewesen sein, daß ihm auf dem Gange zum Wahllokal verschiedentlich sozialdemokratische Stimmzettel mit den Bemerkungen: gegen den Brotwucher, Arbeiterkandidat, Liebknecht usw. unter die Nase gehalten wurden. Der stellvertretende Amtsanwalt, ein Herr W., hält die Straftat des Angeklagten nicht für sehr erheblich; er sei durch das dreiste Auftreten der sozialdemokratischen Stimmzettelverteiler gereizt worden. Der Strafantag lautete deshalb unter Zubilligung mildernder Umstände nur auf eine Geldstrafe von 15 Mark. Der Verteidiger Rechtsanwalt L. (Vorsitzender des hiesigen konservativen Wahlvereins) plädiert ebenfalls für eine milde Strafe. Er meinte unter andrem, jeder Stimmzettelverteiler hätte dem Angeklagten ansehen (!!) müssen, daß er nicht seine Stimme dem sozialdemokratischen Kandidaten geben würde. Der mißhandelte Genosse, welcher als Nebentläger zugelassen, beantragte eine Gefängnisstrafe. Das Gericht, unter Vorsitz des Amtsgerichtsrats W., sieht die Tat des Angeklagten auch sehr milde an. Er sei gereizt gewesen dadurch, daß ihm der sozialdemokratische Stimmzettel mit der Bemerkung Brotwucher unter die Nase gehalten worden, trotzdem die Verteiler annehmen konnten, daß er nicht den Kandidaten Liebknecht wählen würde. Aber statt solchen Zudringlichen eine Ohrfeige zu geben (Sollte wirklich ein Richter diese Handlung empfohlen haben?? D. T.), habe der Angeklagte mit einem Stock geschlagen und müsse deshalb auf Grund des § 223 a des Str.-G.-B. wegen gefährlicher Körperverletzung bestraft werden. Das Gericht erkannte auf — 30 Mark Geldstrafe. Man denke an die Monate Gefängnis, die oft über Arbeiter verhängt werden, welche einem Streikbrecher irgendwie zu nahe treten.“ —

„Auf dem Gute Gr.-Legden im Landkreis Königsberg, dem Rittergutsbesitzer und Amtsvorsteher v. A. gehörig, wohnte seit Jahren ein fast erblindeter Instmann. Der Mann wurde mit dem Füttern und dem Düngen der Kälber und Zerkleinern von Holz beschäftigt, wobei er etwa 25 Pf. per Tag verdiente; zudem erhielt er noch 18 Scheffel Getreide jährlich als Deputat. Am 1. Juli d. J. erklärte ihm der Rendant des Gutes, daß er nunmehr nur noch 10 Scheffel Getreide jährlich erhalten werde, weil er bei der Wahl Braun (Genosse Braun-Königsberg kandidierte in dem Kreise) gewählt habe. Aber daran nicht genug. Für den Monat Juli erhielt der Mann gar kein Getreide. Als er solches zu Brot forderte, wurde ihm gesagt: er solle nur zu Braun gehen. Mit Weib und drei Kindern hungernd, mußte er ruhig weiter arbeiten und erhielt auch für August kein Getreide. Hätte er die Arbeit verweigert, würde er wegen Arbeitsverweigerung, wie üblich, ein Strafmandat erhalten haben. Schon gleich im Juli wandte er sich beschwerdeführend an den Landrat. Bei der Vernehmung auf dem Landratsamt schien der dortige Beamte für das Verfahren des Amtsvorstehers das rechte Verständnis zu haben, denn er soll zu dem Instmann gesagt haben: Ja, sehen Sie, warum wählen

Sie Braun.' Der Mann erhielt auf seine Beschwerde bisher keinen Bescheid, auch Getreide gab man ihm für den Monat September wieder nicht. Als die Frau wiederum auf dem Landratsamt vorstellig wurde und nach dem Ausgang ihrer Beschwerde fragte, erhielt sie wieder zur Antwort: „Sehen Sie, warum haben Sie Braun gewählt.“

Solch Verfahren kennzeichnet sich selbst; ein zutreffender parlamentarischer Ausdruck müßte erst eigens dafür geprägt werden. Es stellt sich um so „staatserkaltender“ dar, als es sich nur auf mißbräuchliche Ausübung des neuen Wahlreglements zurückführen läßt. Durch Aufeinanderlegen der Ruverts wurde eine genaue Kontrolle erzielt und dadurch der Zweck des Reglements, das Wahlgeheimnis, vereitelt. Und das geschieht „amtlich“ und nicht nur in den „aufgeklärten“ Staaten Friedrichs des Großen, wo sich das probate Mittel größter Beliebtheit erfreut haben soll, sondern auch in andern Gauen des gesegneten deutschen Vaterlandes. Nur der „staatserkaltenden“ Presse scheinen fast alle diese Vorgänge unbekannt geblieben zu sein. —

„In einem ober-schlesischen Bergwerke wurde vor einiger Zeit ein Arbeiter entlassen, da er sich mit einem Steiger nicht verstehen konnte. Seine Bemühungen, andere Arbeit zu erhalten, schlugen fehl. Sobald man sein Entlassungspapier gesehen hatte, wurde er mit dem Ausdruck des „Bedauerns“ abgewiesen. Da zeigte ihm einmal ein Beamter ein im Papier befindliches Zeichen und sagte: Lieber Mann, solange in Ihrem Entlassungspapier dieses Zeichen steht, erhalten Sie nirgends auf Erden Arbeit.“ Nun verlangte der Arbeiter von dem Steiger die Ausstellung eines andren Scheines ohne das Zeichen. Er erhielt ihn und fand sofort Beschäftigung. Wegen dieses Geheimzeichens und des dadurch verschuldeten Lohnausfalles hat nunmehr der Arbeiter das ober-schlesische Generobergericht angerufen. Ob für andere Vergehen (politischer Gesinnung etc.) ähnliche Geheimnisse bestehen, wird vielleicht die Gerichtsverhandlung ergeben.“ —

Es ist wohl noch niemand eingefallen, unseren Gerichten Voreingenommenheit für die Sozialdemokratie nachzusagen, und doch sehen sich manche aus Gewissensgründen zuweilen genötigt, Anhänger dieser Partei in der Wahrnehmung ihrer staatsbürgerlichen Rechte gegen die Polizeibehörde zu schützen. Hier nur einige Fälle:

„Der Arbeiter B. wurde am 27. Juni sistiert, weil er aus Unlaß des in der M.schen Fabrik ausgebrochenen Streits auf dem Bürgersteig gestanden und der an ihn ergangenen Aufforderung des Polizeileutnants, sich zu entfernen, nicht unbedingt Folge geleistet haben soll. B. erhielt einen Strafbefehl, gegen den er durch seinen Verteidiger Rechtsanwalt Dr. S. gerichtliche Entscheidung beantragte. In der Verhandlung vermochte der vernommene Polizeileutnant über den konkreten Fall gar nichts auszusagen, weder daß B. die Ruhe, Sicherheit und Ordnung gestört oder auch nur gefährdet habe, noch daß er gerade B. zum Fortgehen aufgefordert und dieser Angehorsam geleistet habe. Aus diesem Grunde wurde B. freigesprochen.“ —

„Der Vorsitzende des Metallarbeiter-Verbandes, C., hatte ein polizeiliches Strafmandat erhalten, weil er mit noch drei andern Arbeitern vor dem Grundstück der Berliner Firma Sch. (Eisenmöbel-Fabrik) Streikposten gestanden und der Aufforderung des Schuzmanns, fortzugehen, keine Folge geleistet hatte; er sollte dadurch die öffentliche Ruhe und Bequemlichkeit gestört haben. C. erhob Widerspruch gegen die Strafverfügung; kürzlich stand Termin vor dem Schöffengericht an. Der Angeklagte, der durch Rechtsanwalt Dr. S. verteidigt wurde, machte zu seiner Rechtfertigung geltend, er habe am Gartenzaun des fraglichen Grundstückes gestanden und auf die wiederholte Frage des Schuzmannes, ob er die Ecke dort gepachtet habe, erwidert: ‚Das geht Sie nichts an!‘ Die Aufforderung des Schuzmannes, fortzugehen, habe er unbeachtet gelassen, weil ihm der Beamte das Streikpostenstehen nicht verbieten dürfe, um so weniger als er die öffentliche Ordnung oder den Verkehr in keiner Weise behindert habe. Der als Zeuge geladene Schuzmann bekundete, C. habe die öffentliche Ordnung dadurch verletz, daß er eine Aufstellung nahm, in der er das Grundstück der Firma Sch. völlig übersehen, sowie die dort ein- und ausgehenden Arbeiter beobachten konnte. Das Gericht erkannte hierauf in Übereinstimmung mit den Anträgen des Verteidigers auf Freisprechung, da die Bekundungen des Schuzmanns ergaben, daß der Angeklagte lediglich deshalb fortgewiesen sei, weil er Streikposten stand; eine derartige Anordnung des Beamten aber sei unzulässig gewesen. — Dasselbe Schicksal hatte ein Strafbefehl gegen den Metallarbeiter E., der sich wegen eines ähnlichen ‚Vergehens‘ ebenfalls vor dem Schöffengericht zu verantworten hatte. Auch hier erkannte das Gericht in Übereinstimmung mit den Ausführungen desselben Verteidigers auf Freisprechung.“

Nachgerade muß auch das alleruntertänigste Untertanengemüt die allerbescheidenste Frage aufwerfen, welchen Zweck denn eigentlich die Polizeigewalt mit der wiederholten Herbeiführung solcher gerichtlichen Belehrungen verfolgt. Es kann doch unmöglich ihre Aufgabe sein, der Sozialdemokratie „Im Namen des Königs“ und „Von Rechts wegen“ politische und moralische Triumphe zu bereiten.

\* \* \*

... Bedurfte es denn nun wirklich noch des Beweises, daß in der Sozialdemokratie viel Menschliches, ach, Allzumenschliches, mit unterläuft, daß ihr noch die Eierschalen aller jungen Bewegungen ankleben, daß sich in ihr neben achtungswerten idealen Bestrebungen auch noch die niederen Instinkte einer unreifen, lange geknechteten Masse geltend machen? Einer Masse, der diejenigen Rasten und Klassen Knechtschaffenheit vorwerfen, die selbst sie geknechtet haben? — Wer aus solcher Erkenntnis, zu der es nicht erst des Dresdener Parteitages bedurfte, die Hoffnung schöpfen wollte, die Partei werde nun schleunigst ihrem Untergange entgegenzueilen, würde sich in wahrhaft kindlichen Illusionen bewegen. Abgesehen davon, daß der Verlauf des Parteitages wohl schon vorher von den Haupthähnen

für ihre persönlich-politischen Abschlächtungs-zwecke organisiert war, daß die Schreier sich brutal in den Vordergrund drängten und die bescheideneren „Genossen“ einschüchterten, daß ferner die meisten sozialdemokratischen Provinzblätter aus ihrer Entrüstung über jene blamablen Vorgänge durchaus kein Hehl machen, — wurzelt die Sozialdemokratie doch viel zu tief in unseren inneren Zuständen, als daß sie durch einen solchen „Sturm im Glase Wasser“ auch nur gelockert werden könnte. Denn viel mehr war's am Ende doch nicht. Mag sich unser „bürgerliches“, feiner differenziertes ästhetisches Kulturempfinden noch so peinlich von jenen „Offenbarungen“ berührt fühlen, — an der großen Mehrheit der „Genossen“ werden sie vorübergehen wie Schnee im März. Und auch die bürgerlichen sogenannten „Mitläufer“ der Sozialdemokratie werden, soweit sie diese Partei vorläufig für unentbehrlich halten, ihren persönlichen Widerwillen überwinden und der Sache um der Sache willen auch fürder bis auf weiteres, d. h. bis zur Selbstbestimmung der bürgerlichen Parteien auf ihre Pflichten, ihre Stimme geben.

Mit ästhetischem Nasenrumpfen imponiert man einer Bewegung, die leider mit solcher Naturnotwendigkeit aus den tiefsten Schäden und Bedürfnissen der Zeit herausgebrochen ist, noch lange nicht. Diese Einsicht scheint denn auch schon an Stellen aufzudämmern, wo man sie erfahrungsgemäß am wenigsten erwarten sollte. Wenn selbst einem Blatte, wie die „Post“, solche Einsicht aufzugehen beginnt, so geschehen ja schon Zeichen und Wunder.

„Nicht nur über die Untätigkeit (der Regierung) gegenüber der Sozialdemokratie“, so schreibt das freikonservative, öfter offiziös bediente Blatt, „wird geklagt, sondern auch vor allem, daß wirklich bei uns so manches geschieht, wodurch eine scharfe Kritik herausgefordert wird. Besonders der Kult des Außerlichen ist es, der auch in diesen nationalen Kreisen verstimmt hat. Mit Girlanden, Böllerschüssen und Ehrenjungfrauen läßt sich heutigen Tages der Riß, der durch das Volk geht, nicht mehr verkleistern, und vor allem sollte man sich höheren Ortes darüber klar werden, daß die Veranstaltung derartiger festlicher Begeisterung sehr oft das Werk wenig achtenswerter Streberei und Liebedienerei ist, während vornehmere Elemente, denen der Patriotismus mehr Herzenssache ist, sich von dieser offiziellen Hurra-Begeisterung fernhalten. Man kann dem Vaterlande auch dienen durch das Gegenteil, durch eine offene, mannhafte Kritik, und sie ist im Augenblick vielleicht notwendiger als alles andere. Wer es wirklich im Herzen mit dem Vaterlande gut meint, der muß danach streben, daß nicht nur alles gut erscheint, sondern es auch wirklich ist. Es ist wirklich wahr, daß ein Geist der Unzufriedenheit durchs Land geht, und es sind nicht die schlechtesten Elemente, die davon ergriffen sind. Für das Gefühl, wie wir es nun zuletzt so herrlich weit gebracht, ist in den augenblicklichen Zeitläuften kein Platz. Was wir brau-



chen, ist nicht Selbstzufriedenheit, sondern Mut und Entschlossenheit, Tatkraft und Selbstzucht. Auf die vorhandenen Fehler und Mißstände muß offen hingewiesen werden. Behält die Liebedienerei die Oberhand, und wird das bisherige Vertuschungssystem weiter fortgesetzt, so gehen wir unweigerlich einer Katastrophe entgegen, deren Konsequenzen sich noch gar nicht übersehen lassen."

Sa, was hat denn der Türmer seit fünf Jahren gepredigt? — Gerade die Entwertung und Verunreinigung der echten Vaterlandsiebe, des echten Nationalgefühls, der echten, aufrechten germanischen Königstreue, dieser keuschen und vornehmen Gefühle, durch einen heuchlerischen Geschäfts- und Lakaien-Patriotismus, einen moschusduftenden Byzantinismus hat der Türmer von Anfang an bekämpft. Und es muß dieser Kampf von allen, denen die deutschen Ideale keine bloßen Worte sind, mit aller Kraft fortgeführt werden, bis diese unsere Nation entehrenden Schädlinge mit der Wurzel ausgerottet sind.

"Antröstlich ist's noch allerwärts!" Die denkbar unpassendste, entfernteste Gelegenheit wird herangeschleift, um die lüsterne Huldigungsgier deutscher „Patrioten“ zu stillen, wenn anders von einer Stillung dieses, wie's scheint, unersättlichen Gelüstes überhaupt die Rede sein kann.

Sogar — das Automobil ist für den Zweck würdig und geeignet befunden worden. Die unvergessene Huldigungsfahrt des Deutschen Automobilverbandes im März des Jahres hat denn auch — freilich nur bis auf weitere, größere Leistungen — den „Rekord“ auf diesem Gebiete erzielt. Das Programm war so genau bis ins einzelne durchgearbeitet, daß es selbst die Worte enthielt, die der Vizepräsident des Deutschen Automobilverbandes nach dem Aufmarsch der Automobile vor dem Berliner Schlosse sprechen sollte. Um eine lange Ansprache handelte es sich ja nicht, und der Herr Vizepräsident hatte daher wohl kaum sonderliche Mühe, sich seine „Rede“ einzuprägen: „Es lebe Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und das ganze kaiserliche Haus! Hurra, hurra, hurra!“

Hurra, hurra, hurra!

Einige Blätter haben die unverfrorene Frage aufgeworfen, ob es zu entschuldigen sei, wenn um einer solchen Paradesfahrt willen dem Verkehr stundenlang die schwersten Hindernisse bereitet würden. Der Polizeipräsident hatte nachstehende Bekanntmachung erlassen:

„Aus Anlaß der am 7. d. Mts. abends stattfindenden Automobil-Huldigungsfahrt von Westend nach dem königlichen Schlosse werden folgende Verkehrsbeschränkungen erforderlich:

Etwa von 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr abends ab werden gesperrt:

a. für jeglichen Verkehr: die Kaiser Wilhelm-Brücke, der Lustgarten, die Schloßfreiheit, Schloßbrücke und der Platz am Zeughaufe;

b. nach Bedarf: die Fahrdämme der Burgstraße zwischen Kaiser Wilhelm- und Rürfürsten-Brücke, der letzteren Brücke selbst, des Schloßplatzes, des Platzes am Opernhause, der Südseite der Straße Unter den Linden' und des Pariser Platzes, sowie des Platzes am Brandenburger Tor und der Charlottenburger Chaussee.

Die Aufsichtsbeamten sind von mir angewiesen worden, dem Publikum auf den von der Sperrung nicht berührten Bürgersteigen, soweit es die Verkehrsverhältnisse gestatten, den Zutritt zu ermöglichen."

Nicht immer treffen's die „Patrioten“ so günstig. Es kommt auch manchmal anders, und dann erfüllt herbes Weh die schwergekränkte Männerbrust. So waren z. B. zu der Merseburger Kaiserparade über 10 000 alte Krieger freudig herbeigeeilt, aber ach — sie mußten bittere Enttäuschungen erleben! Sie wurden nach Vereinbarung des Vorsitzenden des Provinzialkriegerverbandes mit einem Privatunternehmer nur gegen Entrichtung eines Entgeltes von 50 Pf. überhaupt zugelassen und erhielten dann noch sehr schlechte Plätze.

„Mögen auch einzelne,“ so tönt die herzergreifende Klage, „die am weitesten nach links standen, etwas von der Parade selbst gesehen haben, die größte Mehrzahl, und zwar dreiviertel der Krieger mußte die Teilnahme an der Besichtigung von vornherein als aussichtslos aufgeben. Die wenigen, die etwas sehen konnten, mußten das vorhandene Publikum erst mühsam und unter den peinlichsten Auseinandersetzungen zurückdrängen; es hatte allem Anscheine nach der Unternehmer auch für diese Plätze zahlreiche Eintrittskarten verkauft. Nur der kann sich ein annäherndes Bild von dem Anmute der abziehenden Krieger machen, der Gelegenheit hatte, in der Nähe zu stehen und die Äußerungen, die aus enttäuschten Herzen kamen, zu hören. . .“

Die alten Krieger werden den Schmerz mit einem guten Tropfen verwunden und auch an ihrer körperlichen und seelischen Gesundheit weiter keinen Schaden genommen haben. Dafür sind sie eben — Soldaten. Weniger harmlos aber erscheint, was die Magdeburger „Volksstimme“ über das Spalierbilden der Schulkinder beim Besuche der Kaiserin meldet: „Die Befürchtungen, daß bei dem Spalierbilden der Schulkinder am Montag sich die Unfälle, die bereits am Sonnabendnachmittag beim Probeantritt vielfach zu verzeichnen waren, vermehren würden, sind leider wahr geworden. Fortgesetzt wurden, wie wir beobachteten, in der Kaiser- und Beaumontstraße ohnmächtig gewordene Knaben von den in der Front stehenden Lehren oder von Mitgliedern der Sanitätskolonnen herausgeführt und durch Einsöschung von Wein erfrischt. Laute Mißstimmungsrufe wurden unter den zahlreichen Zuschauern vernehmlich, so oft man einen von den blaßgesichtigen, mit kaltem Schweiß bedeckten UB-Gchützen an der hinteren Mauer des Krankenhauses niedersehte. Einen geradezu traurigen Anblick gewährte es, die kleinen Knirpse zu beobachten, wie sie, Obst oder ein Butterbrot kauend, die Müdigkeit

in den Beinen zu bannen suchten. Wir protestieren auf das Entschiedenste dagegen, daß man Tausende von Schulkindern, um sie den flüchtigen Anblick der Kaiserin genießen zu lassen, in die Gefahr bringt, dauernd Schaden an ihrer Gesundheit zu nehmen. Man verwende die Innungen und Kriegervereine zu diesen Zwecken, aber nicht Kinder, die auf Grund ihrer traurigen Ernährung nicht imstande sind, derartige Strapazen zu ertragen."

"Der Kaiserin selbst", bemerkt hiezu ein Berliner Blatt, "würde es sicher keine Genugtuung bereitet haben, wenn sie erfahren hätte, daß die Spalier bildenden Kleinen in dieser Weise überangestrengt worden waren, bloß damit ein anmutiger Effekt herauskam, der ihren Augen höchstens für die Dauer einiger flüchtigen Sekunden Vergnügen bereitere. Im übrigen ist diese mechanische Abrichtung auf die Loyalität hin, dieser systematische Drill zur Untertanenhaftigkeit auch pädagogisch durchaus verwerflich..."

"Die Anhöcherei von Fürsten", schreibt die "Neue Bayerische Landeszeitung" mit bairischer Deutlichkeit, aber ebensoviel Berechtigung, "wird zu einer lästigen Untugend. In jedem Pampelverein muß der Kaiser, der Landesfürst, oder ein Prinz oder alle zusammen herhalten, um irgendeinem Hansdampfen einen Vorwand zu geben, sein albernes, geistloses Bauchkriechergeschwätz an den Mann und die anwesenden Gäste in Verlegenheit zu bringen. Wenn bei besonders feierlichen und großen Gelegenheiten ein Toast auf das Vaterland und dessen Leiter ausgebracht wird, ist vom patriotischen Standpunkte nichts einzuwenden; das geschieht in Republiken wie in Monarchien. Aber es ist ein wahnwitziges Beginnen und eine wirkliche Verhöhnung dieser Sitte, wenn sie durch tägliche Übung zu einer nichtsagenden, fragenhaften Komödie herabgewürdigt und vollständig entwertet wird. Es gibt bereits Vereinsmeier, Geschäftshaber und Mistfchwäher in Menge, deren einzige Kunst darin besteht, bei jedem passenden oder unpassenden Anlaß das gleiche Raubertwelsch zu reden und daran ein dreifaches Hoch auf den Kaiser oder Regenten und dergleichen zu reihen. Womöglich wird noch die Nationalhymne angehängt, und diese soll von den Anwesenden stehend mitgesungen werden. Neulich kam es darüber in einer hiesigen Gesellschaft zum Krach, da unsere süddeutschen Landsleute es bisher nicht gewohnt waren, in dieser Beziehung jedem eingebildeten, hergelaufenen Wurstel Ordre zu parieren und den Ausdruck ihrer monarchischen Gesinnung sich vorschreiben zu lassen. Darauf drohte der Reichsgispel mit Anzeige wegen Majestätsbeleidigung. Wir glauben, daß es Pflicht der Presse ist, gegen derartige, bei uns in Bayern bis in die Neuzeit nicht gekannte Formalitäten und deren durch häufigen Gebrauch erzeugten Mißbrauch Protest einzulegen. Sonst bildet sich unter dem Drucke der Loyalitätsheuchler und Sykophanten am Ende noch eine Gerichtspraxis heraus, welche solche Personen in Untersuchung zieht und in Strafe nimmt, denen es nicht behagt, der Aufforderung beliebiger unberufener Anhöcher Folge zu geben."

Und die „Berliner Zeitung“ macht ihrem Herzen also Luft: „Dieselbe Nation, die mit drei Millionen sozialdemokratischer Wahlstimmen den denkbar schärfsten Einspruch gegen die Regierung erhebt, zeigt einen nur in der römischen Cäsarenzeit übertrommenen Slavensinn, sobald es sich um die Persönlichkeiten und das Persönliche der ‚von Gottes Gnaden‘ auf dem Throne Sitzenden und ihrer Familien dreht. Wir sehen schauernd einem Götzendienste zu, der nicht allein dem Kaiser gewidmet wird, der als hochgebildeter Mann von seiner menschlichen Fehlbarkeit sicherlich voll überzeugt ist, sondern jedem einzelnen Mitgliede seines Familienkreises. Man macht einen gewaltigen Siegeszug der Monarchie daraus, wenn die Kaiserin sich in Wassernotstandsgebiete begibt, und stempelt die übliche Betätigung einer Anstandspflicht zu einer welthistorischen Großtat, zu einer herzergreifenden Guttat. Kaum vergeht ein Tag, ohne von diesem Götzendienste neue Beweiszeichen zu liefern . . . Welche Sturmfluten aufdringlicher Speichelleckerei branden an den Thron heran! Welches Zeugnis stellt sich Deutschland mit diesem eklen Treiben aus! Wir waren so stark, als es galt, die Einheit des Vaterlandes aufzubauen! Und was ist seitdem geworden? Ehedem sagte man, Deutschland säße beim Festmahl der Nationen am Bediententische. Damit ist's vorbei. Aber das deutsche Volk, dem man einst den Ehrentitel eines Volkes der Dichter und Denker verliehen, ist es heute völlig zum Bedientenvolk herabgesunken? Wie lange soll das widerwärtige Treiben noch dauern?“

Der Vorrat an Fürsten und Mitgliedern fürstlicher Häuser des In- und Auslandes scheint aber das Bedürfnis, mit zusammensinkenden Knien anzustarren und in submissiver Devotion zu ersterben, doch noch nicht ganz befriedigen zu können. Wo's an einer solchen Persönlichkeit gebricht, begnügen sich bescheidenere, aber darum nicht minder „volle und ganze“ Patrioten auch mit geringeren Objekten. „Hoher Besuch!“ — Welch wonniger Schauer muß die Herzen der Leser durchzittert haben, als sie diese Spitzmarke über einem Bericht des in Straßburg erscheinenden „Elßäfers“ fanden, der also lautete:

„Der mit der Kaiserlichen Technischen Schule hier verbundenen gewerblichen Fortbildungsschule wurde heute die Gnade hohen Besuches zuteil. Herr Regierungsassessor Beigeordneter Dominicus und Herr Stolte, Sohn des Geheimen Regierungs- und Oberschulrats Professor Dr. Stolte, erschienen heute früh um 8 Uhr vor den Toren der Technischen Schule, um sich durch den Augenschein Kenntnis von dem Betriebe der gewerblichen Fortbildungsschule zu verschaffen. Beide Herren, schlank, jugendliche Erscheinungen, bei denen die angeborene Liebenswürdigkeit den durch das juristische Fachstudium hervorgerufenen würdevollen Ernst in angenehmer Weise mildert, wohnten bis etwa  $\frac{1}{2}$  10 Uhr dem Unterrichte bei, ließen sich einzelne der amtierenden Lehrpersonen vorstellen und unterhielten sich in höchst leutseliger Weise mit einzelnen Lehrern. Die Herren verließen die Schule, befriedigt, wie

es scheint, von dem, was sie gesehen und gehört. Die von ihnen heimgefuhten Lehrer waren, wenn wir recht unterrichtet sind, nicht minder erfreut. Es tut einem wohl, wenn die Großen der Erde sich freundlich zum gewöhnlichen Volke herabneigen."

Ich kann darüber kaum noch lachen, ich muß an das Wort denken: „Ihn jammerte des Volkes“. Wie muß das arme Volk geistig und körperlich mißhandelt worden sein, um in solche ekstatische Zuckungen vor jedem „Höherstehenden“ zu verfallen? Wo sind denn solche Dinge möglich, wenn nicht ausgerechnet im kruzbraven Deutschland, es sei denn, daß wir etwa die Raffern oder dergleichen halbwilde Völkerschaften zur Ehrenrettung heranziehen wollen. —

In einem Aufsatz der „Keramischen Rundschau“ wurde das Tonlager des Kaisers in Kabinen geschildert und das lebhafteste Interesse gepriesen, das der Kaiser für die Vertwertung des Tones zu keramischen Zwecken an den Tag gelegt und auch durch die Tat bewiesen habe, indem er acht namhafte Bildhauer mit der Herstellung von Kunstgegenständen aus Kabiner Ton betraute. Dann heißt es: „Mit welchem Entzücken, mit welcher Begeisterung werden die Keramiker von diesem staunenswerten Trieb des Kaisers hören, das Kunstgewerbe auch in der Keramik wahrhaft kaiserlich zu fördern. Wahrlich, mit Blindheit oder verbobhrter Opposition müßte der behaftet sein, welcher nicht erkennen wollte, daß die kaiserlichen Impulse angetan sind, ein Zeitalter der Mediceer anzubahnen, wie es die Kunst haben muß. Wenn der Tropfen demokratischen Öles, mit dem das Haupt der Könige von Preußen und in konsequenter Folge das Haupt des deutschen Kaisers gesalbt ist, sich für uns Keramiker dahin äußert, daß auch die privaten Keramiker mit ihrer Technik, die nicht ohne große, selbst hervorragende Bedeutung ist, von der Schuld der mediceischen Güte des Cäsar erfaßt werden — so wäre der Kunst in unserer gemarterten Branche das Ziel gezeigt, dem wir mit Begeisterung seit langem nachjagen. Das reine Kunstverständnis, welches in der deutschen Volksseele, dem tiefempfindenden, aber auch dem starken Gemüt der besten Nation der Welt ruht, zu wecken und zu fördern, ist eine wahrhaft kaiserliche Aufgabe. — Der Cäsar wird überall erkennen, daß er uns so begeistern, wie — marschieren lassen kann. Gustav Steinbrecht.“ —

Aus einem Berichte der „Germania“ über den Besuch des Kaisers im Kloster Monte Cassino:

„Ein allbekannter, doch ungenannter hochwürdiger deutscher Benediktiner rief aus: ‚Der Deutsche Kaiser in Monte Cassino! Das war eine Glorie und Herrlichkeit, das war eine gehobene Stimmung; das Modell eines Mannes, der ganz Pflicht, ganz Tätigkeit, ganz Eifer für alles Gute, Hohe und Edle — er kam zum hl. Benedikt, seine Gottesburg, sein Grab zu sehen und zu ehren. Sein Einzug durch die historische Treppe war herrlich, diese sah endlich einmal wieder irdische Größe

mit edlem Herzen und frohem Sinn und treuem Gottesglauben über sich dahinschreiten — möge es ein guter Anfang sein für kommende Zeiten . . .“ —

Ein Manöverberichterstatter in einem Berliner Lokalblatt:

„Von außerordentlichem Wert aber ist der Beweis, den der heutige Tag erbracht hat, und zwar auch im Sinne sehr kritischer Militärs, nämlich, daß der Kaiser hervorragende Führertalente entfaltet. Die Zweckmäßigkeit und Klarheit seiner Dispositionen, die Ueberlegenheit seines Feldherrntums, die nie zu erschütternde Ruhe, wenn es heißt, folgenschwere Entscheidungen zu treffen, riefen überall Bewunderung hervor; sie sind aber für das ganze deutsche Volk von eminenter Bedeutung. Die höchste Anerkennung für einen Monarchen, der mit Leib und Seele Soldat ist, ruht ja darin, daß er die Sehnsucht nach Lorbeeren, die jedem echten Krieger inneohnt, der Wohlfahrt des Landes unterordnet — dem Frieden. . . Die Armee mag, je stärker sie ist, je sicherer ein Hort des Friedens sein; wenn man aber im Auslande zu erkennen Gelegenheit hat, daß der oberste Kriegsherr mit der beachtenswerten schlagfertigen Armee in der Hand Feldherrtalente ersten Ranges verbindet, so ist die Sicherheit des Friedens um so mehr gewährleistet. Hierin eben liegt der höchste Wert dieses letzten Manövertages 1903, der allen, die zu sehen vermögen, eine unzweifelhafte Überzeugung in dem erwähnten Sinne aufzwang.“

Aus einem älteren Artikel der „Dresdener Rundschau“: „Zwei Nachrichten von welkerstürmender Bedeutung trugen der Telegraph und dessen Bundesgenossin die staatszerhaltende Presse' in die hochaufhorchende Menschheit . . . Es wurde kund und zu wissen getan, daß der allerhöchste Schlitten Ihrer Königlich hohen Hoheit der Prinzessin Mathilde, allerhöchst mit den hochgeehrten Rufen in die Straßenbahnschienen gefahren sei — und dabei sind diese Hofschlittensufen — wie plebejisch — ganz gemein entzwei gegangen'. Mit pflichtschuldigstem Bedauern wird ferner vermeldet, daß die Prinzessin Mathilde den Weg von hundert Schritten nun zu Fuß habe zurücklegen müssen. Hand aufs Herz — ist die Presse wirklich dazu da, solche Nachrichten zu bringen, sind die ‚kommandierenden Herren Generale' wirklich nichts besseres als willenlose Sklaven und Dienstjungen des Hofmarschallamts? . . . Die zweite Nachricht verkündete, daß in der Familie des Kronprinzen einem freudigen Ereignis entgegengesehen werde. Im Grunde genommen, bedeutet solch eine Mitteilung eine rohe Geschmacklosigkeit. Im Kreise anständiger, gebildeter Menschen betrachtet man den Zustand, ‚der einen Ausblick auf freudige Ereignisse gestattet', als so überaus delikate, daß man über ihn schweigt. Wieder anderen, und das sind nicht die Schlechtesten, ist der Zustand des Weibes, das ihrer Naturbestimmung der Mutterchaft entgegensteht, ein heiliger, und sie scheuen sich, das zarte Gefühl der Mutter durch Worte oder Gebärden zu verletzen . . .

„So oder so — die Nachrichten müssen aufhören, ganz gleich, wie sie lauten. Was liegt z. B. der Öffentlichkeit daran, zu erfahren, daß die

Prinzessin Mathilde Offiziere zur Meldung empfangen habe. Gehört das zum Dienst — warum wird darüber nicht geschwiegen? — gehört's nicht dazu — wozu will man dann müßigen Tagesdieben Gelegenheit zu noch müßigeren Süßteleien geben? Uns fragte z. B. ein Militär an, ob wir ihm erklären könnten, womit die ‚Meldung der Offiziere‘ motiviert sei; er behauptete gehört zu haben, daß ‚Meldungen‘ nur bei den ‚Vorgefesten‘ anzubringen seien. Und Prinzessin Mathilde ist keine militärische Vorgefeste. Der Mann hatte recht — aber die Antwort müssen wir ihm schuldig bleiben.

„Muß denn den Fürsten mit Gewalt die falsche Meinung beigebracht werden, daß sie andere Menschen seien? Müssen sie denn stets nur gestrümmte Rücken sehen, nur leise lispelnde Worte hören? Wir denken, der Germane solle so stolz sein? Wohl an denn — warum den Stolz nur den Kleineren gegenüber hervortreten, warum ihn durch dummdreisten Chauvinismus nur zeigen? Ist wirklich jeder Fürst ein Weiser, jeder ein Vollkommener? Die Geschichte kennt ja auch einen ‚Otto den Faulen‘, was zwar nicht hinderte, daß diesem Träger des Gottesgnadentums auch ein Denkmal in der ‚Siegessäle‘ errichtet wurde. Bismarck schrieb einst, er habe drei Kaiser im Hemde gesehen — und sie sahen nicht anders aus — als andere Menschen im Hemde.“ —

Vor einem Jahre hat der Kaiser in der Schorfheide den zweihundertsten Hirsch erlegt. Diesem historischen Ereignis mußte — ein Denkmal gewidmet werden! Der Bildhauer Borsdorf aus Eberswalde hat es geschaffen. Es mißt in der Höhe 1,5 m und wiegt 25 Zentner. Dem schwerwiegenden Denkmal wurde auf der glatten Seite die nachstehende Inschrift eingemeißelt: „Unser durchlauchtigster Markgraf und Herr, Kaiser Wilhelm II., faellte allhier am 19. IX. 1902 Allerhöchst seinen 200. edel Hirschen auf der Grimmitzer Heyde“ . . .

Professor Eberlein hat ein Denkmal vollendet mit der Inschrift: „Das Ablernerest der Hohenzollern“. Begeisterungsvoll wird darüber geschrieben: „An einem Block, der die Medaillonbilder des Kaiserpaars trägt, lehnt eine Germania, die in ihren Händen ein Nest hält. Darin erblickt man sieben junge Adler, deren sechs eine Prinzentrone tragen, während das Haupt des siebenten eine Prinzessinnentrone schmückt. So hat der Künstler trefflich das Elternglück des Kaiserpaars geschildert.“ —

In „patriotischen“ Blättern las man: Eine Erinnerung an den im März d. J. stattgehabten Unfall der Kaiserin ist jetzt durch Seine Majestät den Kaiser dem Hohenzollern-Museum überwießen worden. In dem großen Glaschrank im Zimmer Kaiser Wilhelms II. liegt neben kostbaren Gegenständen aus Gold und Silber ein einfaches Stück Borke von etwa 45—50 cm Länge. Aufschluß erteilt ein beiliegender Zettel mit folgender Aufschrift: „Baumrinde, mit der Seine Majestät der Kaiser am 27. März 1903 Ihrer Majestät der Kaiserin im Grunewald den ersten Notverband um den gebrochenen Arm anlegte, bis ärztliche Hilfe kam.“

Das betäubende Ereignis hat derzeit aufrichtige menschliche Teilnahme

erregt. Es wäre auch an sich nur menschlich begreiflich, wenn der Kaiser die Erinnerung an sein persönliches Eingreifen in einem solchen Falle durch ein äußeres Zeichen sich und seiner Familie bewahren wollte und es deshalb seinem Familienmuseum einverleibte. Ich glaube aber kaum, daß die Initiative dazu in der Weise vom Kaiser ausgegangen ist, wie das in der kurzen Zeitungsnotiz angedeutet wird. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß eine Anregung dazu von irgend einer Seite gegeben worden ist, der der Kaiser, seinem natürlichen Impulse folgend, stattgegeben hat. Das öffentliche Ausklingeln der Nachricht aber, sollte sie nun wahr oder unwahr sein, erachte ich für den gegebenen Zeitpunkt nicht als geschmackvoll. Das „einfache Stück Borte“ müßte doch erst ein außergewöhnliches historisches oder antiquarisches Interesse gewonnen haben. Es ist nicht anzunehmen, daß der Kaiser ein solches schon bei seinen Zeitgenossen für das zufällige materielle Objekt in diesem, glücklicherweise doch recht harmlos verlaufenen Falle vorausgesetzt haben sollte.

„Patriotische“ Blätter wußten auch von „einem eigenartigen Mißgeschick“ zu berichten, das den Kaiser während seiner Anwesenheit in Potsdam zur Besichtigung der Reitübungen der dortigen Kavallerieoffiziere betroffen habe. „Der Kaiser“, so hieß es, „hatte dazu die Uniform des 1. Garde-Ulanen-Regiments angelegt und trug die kurzen Ulanenstiefel. Als er nun auf dem Bahnhof in Potsdam den Eisenbahnsalonwagen verließ, saß er mit dem einen Stiefel ab und riß sich dadurch denselben fast ganz von dem Stiefel los. Der Kaiser nahm dies Mißgeschick mit gutem Humor auf, ließ sich vorläufig mit Bindfaden den Absatz festbinden und fuhr zu dem Offiziersreiten des Regiments der Gardes-du-Korps, dem er beizwohnte. Im Offizierskasino wurde dann der Schaden kuriert.“

Das Schlimmste ist, daß der größte Teil auch des „gebildeten“ deutschen Publikums sich nicht einmal bewußt wird, was ihm eigentlich mit derartiger Rost zugemutet, wie tief sein Geschmack und es selbst von seinen geistigen Röcheln eingeschätzt wird.

Es scheint, daß an der Herstellung mancher patriotischen Blätter das ehrfame — Schneiderhandwerk hervorragend beteiligt ist, und zwar nicht etwa nur das von der Papierschere. Man lese nur ihre Berichte über die Hoffestlichkeiten. Da werden nicht nur die Toiletten der regierenden Fürstlichkeiten, sondern auch die sämtlicher Hofdamen und Beamtenfrauen mit einer sachverständigen Genauigkeit geschildert, die nur aus der Schneiderwerkstatt stammen kann. Daß diese Schilderungen, wie die Leser gleich sehen werden, häufig den Gipfel der Geschmacklosigkeit erklimmen und von Rechts wegen in die Bedientenstube gehören, sicht Männerstolz vor hoffähigen Niedern, Schleppen und Unterkleidern nicht an. „Gräfin Brodendorff und die sämtlichen Hofdamen“, so hieß es in einem zwei Spalten langen Bericht, den die „Tägliche Rundschau“ zu Anfang des Jahres über den „zweiten sogenannten kleinen Hofball“ brachte, „hatten Weiß gewählt. Nur die mit dem Leutnant von Schack den Ball eröffnende



jüngste Hofdame, die blonde Gräfin (!) zu Stollberg, erschien in mit Rosen reich gestickter weißer Gaze über bläulich schimmerndem Untergewand . . . Prinzessin Alice . . . sah im blauen Gewande reizend (!) aus. . . Die Frau des Finanzministers von Rhein haben sah in lichtgelbem Atlas mit aus Spitzen und bräunlichen Federn zusammengestellten großen Rosetten sehr vornehm (!) aus. Frau Minister Studt trug Rosa von lichter Schattierung; die stets ungemein jugendlich, fast möchte man sagen, mädchenhaft lieblich (!) erscheinende Frau des Eisenbahnministers Budde war in Weiß, mit Silber reich gestickt und mit langen Hängeärmeln aus weißem Chiffon gekleidet . . . Die pikante (!) Gräfin Oriola trug Hellblau mit Diamanten. Dieselbe Farbe hatte Frau von Pachelbel-Gebau, die Gattin des früheren Rathenower Husaren, gewählt. Die stolze Erscheinung (!) der Gräfin Marianne zu Dohna, geb. von Wallenberg, Gemahlin des Kommandeurs der Leib-Garde-Husaren, war von Weiß, mit Silber geziert, umflossen. Unter den Damen der Diplomatie fiel Mrs. Carnegie dadurch auf, daß, im Widerspruch zur herrschenden Mode, ihr Kleid aus rosa Samt wieder ganz denselben strengen, glatten, die klassische Ebenmäßigkeit der Erscheinung (!) wunderbar hebenden Schnitt hatte, wie auf dem vorigen Hofball. Bildnisartig (!) wie die Gräfinnen Harrach wirkte die schöne Madame (!) Morel Bey in ihrer, an van Dyck erinnernden Tracht von rosa Brokat mit großem Lilienmuster und prächtigen Spitzen . . . Das reizende (!) Fräulein von Roze, in weiß Atlas mit Silber und mit weißen Blumen im Haar, das nicht minder liebliche (!) Fräulein von Roedern. Die drei Fräuleins von Zizewitz, Töchter des verstorbenen Flügeladjutanten, hatten rosa Taffet mit weißem Tüll und grünen Blumen gewählt. Alle drei trugen rechts im Haar, vorn bis dicht (wieviel Zentimeter? D. S.) an die Schläfe gerückt, große runde Rosetten aus grünem Chiffon. Das zierliche (!) Frä. von Kurovski erschien in Blau; das helle Haar völlig schmucklos und ohne Blume, in Blau mit lila Bändern (eine mehrfach vertretene hochmoderne Farbenstellung) Fräulein von Ufedom . . .“

Indessen gebietet die Gerechtigkeit, festzustellen, daß es nicht ausschließlich die „patriotischen“ Blätter sind, die auf solche Weise die blöde Lust der — „Gebildeten“ an subalternen Begaffung nichtiger Außerlichkeiten fördern, diese geistige Pest, die in Deutschland, der „frommen Kinderstube“, wahrlich keiner Förderung mehr bedarf. Die „Tägliche Rundschau“ ist neuerdings in der Lage, der — demokratischen „Frankfurter Zeitung“ einen ähnlichen längeren Bericht über den Hochzeitsszug zur Darmstädter Schlosskirche zu entnehmen. Er hält die Konkurrenz mit dem vorigen Originalbericht reichlich aus. Nur einige herausgegriffene Proben: „ . . . Es folgen das Fürstenpaar zu Erbach-Schönberg und Prinz und Prinzessin Franz Joseph von Battenberg. Die Fürstin trug eine weiße Noireerobe, über und über mit Silber-Atzbesten bestickt. Der Prinzessin von Battenberg mit südlicher Gesichtsbraune (!)

stand die eigenartige creme Satinrobe mit orangegelber Samtgarnitur und Sobelbesatz wohl an. Die Herzogin Wera von Württemberg, vom Herzog von Teck geführt, erschien in hellblauer Damastrobe mit Spizengarnitur, die Prinzessin Heinrich von Battenberg in violetterm Samt mit goldgestickter, breiter Bordüre und Spitze am Ausschnitt . . . Und nun die Toilette der Braut (Dinnerstag! D. E.): Weißer Crêpe de chine, in Fältchen gesteppt, fiel in mäßig langer Schleppe aus. Vom Ausschnitt kamen Spitzen herab, die mit plissiertem Chiffon verbunden waren und sich als breiter Volant um den Rocksaum fortsetzten. Orangenblüten und Myrten waren vereinzelt angebracht und als kleiner Zweig mit einem Spitzenschleier im Haar befestigt. Die kostbaren Honeton-Spitzen mit passendem Schleier bildeten den Hauptschmuck des Brautgewandes. Es waren dieselben, die schon das Brautkleid ihrer Großmutter, der Großherzogin Alice von Hessen, sowie das ihrer Mutter geziert hatten und die aus dem Spitzenschatz der Königin Viktoria von England stammten."

Auch solche Ergüsse subalternen Gesinnung sind rauschendes Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie. Welche Gefühle müssen sich in der Seele der Armen und Ärmsten, ja auch schon all derer auslösen, die schwer um ihre bloße Existenz, um ihr dürftiges Fortvegetieren von Tag zu Tag kämpfen, wenn ihnen Schilderungen solch unfruchtbarer Aufwandes an äußerer Pracht und kaltem Luxus in die Hände fallen? Wenn irgend etwas an den Vorabend der französischen Revolution erinnern könnte, so wären's solche Herausforderungen. Man denke nur an die Frauen aus dem „unteren“ armen Volke, die doch auch ihre weiblichen Schwächen haben, — nicht mehr und nicht minder berechnigte oder unberechnigte, jedenfalls aber durch ein trübes Dasein leichter entschuldbare als die der hochgeborenen oder „feinfeinen“. Und das Beispiel, das jenen gegeben wird? Es kommt, wie immer und wie Figura drastisch beleuchtet, „von oben“. Ubrigens wird in diesem Genre der Berichterstattung von ausgesprochen christlichen und äußerst sittenstrengen Blättern fröhlich mitgemacht — trotz ihres sonstigen heftigen Eifers und Polterns gegen den Tand und die Eitelkeit der Welt. So — leider! — auch vom „Reichsboten"! Halbheit, wohin man schaut! —

Der Weibrauch, der den „hohen Herrschaften“ auch sonst im „freien“ Deutschland gestreut wird, kann sie doch nur peinlich berühren. Es ist ein Gewedel und Gewinsel, daß den Betroffenen dabei übel werden müßte. Zu meinem Bedauern muß ich auch hiefür die „Tägliche Rundschau“ heranziehen, die doch so volle Schalen von Spott über die oben gewürdigte armselige Selbstschätzung des kleinen „Elsässers“ ausgegossen hat. Da erzählt jemand, „wie die Kaiserin einen verwundeten Domorganisten überrascht hat“. Ganz atemlos vor devoter Aufregung feucht der Braue: „Soeben (!) komme ich von dem glücklichsten Manne unserer guten alten Stadt Merseburg; und doch hat ihn ein Unglück betroffen! Und das kam so: . . .“

„Alle meine Pulse klopfen, klopfen, klopfen“: — ganz, wie es in dem

famosen „Schneewittchens Bierlieb“ heißt. Dann wird mit beängstigender Rückenkrümmung erzählt, daß die Kaiserin sich den Domorganisten bestellt hatte, um sich auf der berühmten Domorgel etwas vorspielen zu lassen. Der „liebe alte Herr“ scheint über diesem unsäglichen Glücke völlig den Kopf verloren zu haben, denn: (er) „mag wohl auch ein wenig schnell geschritten sein und in der frohen Eile nicht daran gedacht haben, daß vor kurzem erst die von ihm so oft betretene Stufe am Turmeingang etwas erhöht worden ist — kurz, er fällt, stürzt dabei schwer auf den linken Arm, so daß ihm dieser wie gelähmt am Leibe hängt, verwundet sich das Gesicht, verbeißt sich aber den Schmerz, steigt vollends empor und setzt sich auf seine Orgelbank. Aber da geht nun die Not an! Lieber Leser, du müßtest schon Domorganist und gewohnt sein, solch eine prächtige Orgel, wie wir sie hier haben, mit Meisterschaft zu beherrschen, . . . nur dann könntest du nachfühlen, was der arme Gestürzte auf der Orgelbank des Merseburger Doms erlitten hat in jener Stunde, als die Kaiserin da drunten am Hochaltar lauschend emporblickte — und Meister Sch. konnte nur mit einer Hand — und glücklicherweise wenigstens noch mit den Füßen sein Orgelwerk bearbeiten! Ich glaube, über dem Herzweh hat er den Schmerz des zerschlagenen Arms und des zerschundenen Gesichts schier vergessen. . . . Ob wohl je bei solch seltener und solch köstlicher Gelegenheit ein Organist unter so erschwerenden Umständen seine Weisen gespielt hat? . . .

„Aber die deutsche Kaiserin hat auch an dem einhändigen Orgelspiel unseres Sch. ihre helle Freude gehabt. Das dürfen wir hiermit wahrheitsgemäß feststellen, denn die Kaiserin hat es selbst gesagt. Die Hauptsache kommt nun erst, und sie ist erst Montag und Dienstag Morgen passiert, also noch ganz frisch.

„Nämlich unser Musikdirektor sitzt Montag früh nichts ahnend in seiner Kaulse und läßt sich seinen geschwollenen, in allen Regenbogenfarben spielenden Arm kühlen (sein Gesicht sieht recht anmutig tätowiert aus), da kommt plötzlich ein königlicher Beamter und bringt die Botschaft: Ihre Majestät lassen den Herrn Musikdirektor in den Kreuzgang bitten! Nun muß ja ein königlich preußischer Musikdirektor bekanntlich einfach folgen, wenn seine Königin ihn rufen läßt. Aber unser armer Sch. befah sich von oben bis unten —: In dem Aufzuge soll ich der Kaiserin unter die Augen treten? Man stelle sich doch nur vor: er ließ sich die Schulter kühlen! Gewiß, der Arm konnte sauber in eine Binde getan werden — so haben wir ihn soeben gesehen —, aber ein Rock, geschweige ein Frack konnte wirklich nicht angezogen, höchstens umgehängt werden. Dies mußte so ausführlich berichtet werden (mußte es? D. S.) um deswillen, was nun weiter zu erzählen ist: denn was passiert?

„Also unser Domorganist gehorcht seiner Königin diesmal nicht (Unglaublich! Unerhört! D. S.). Und der Herr Beamte sah es selbst ein. Da plötzlich, während der Herr Musikdirektor mit seiner Frau Eheliebsten den Fall noch bespricht, da kommt ein Junge von der

Straße gelaufen: Herr Direktor! Herr Musikdirektor, die Frau Kaiserin kommt! Junge, du bist wohl närrisch? Nein, sie kommt schon durch den Garten! Ach, du liebe Güte! Frau, du bist ja noch im Morgenrock! Frau, häng mir mal wenigstens den Rock um! Es war ja noch so früh am Tage. Und schon die Kaiserin zu Besuch! Wahrhaftig, jetzt steigt sie schon die Treppe herauf — ach, diese ehrliche, alte, ausgetretene Treppe. Und kaum daß die Frau Musikdirektorin sich in ein passables Kleid geworfen hat — da tritt auch schon die Kaiserin ins Zimmer! Dem alten Herrn schossen die Tränen aus den Augen (!), als er mir's erzählte, wie lieb sie nach seinem Befinden gefragt, wie sie sein Orgelspiel gelobt, wie sie auch über die schöne Aussicht in die Saalau sich gestreut . . . alle Befangenheit geht über in Herzensfreude, wenn die liebe Kaiserin mit einem spricht! . . .

„Aber ist's nicht so, lieber Leser: solch eine Geschichte dürfen wir Merseburger doch nicht für uns behalten (Nein! Nicht um die Welt! D. S.)! Das deutsche Volk hat ein Recht darauf, das Herz seiner Kaiserin kennen zu lernen, nun, so sollen sich auch noch andere außer uns Merseburgern daran erfreuen, wieder solch einen schönen Zug ungekünstelter Liebenswürdigkeit aus dem Leben der Kaiserin zu erfahren.

„Noch eins: Ich sagte vorhin: auch Dienstag früh sei dem Herrn Musikdirektor noch etwas passiert. Gewiß: es war früh vor 6 Uhr, er lag noch in guter Ruh; da klopf's — und der Herr Geheimsekretär der Kaiserin tritt ein: Majestät lassen sich nach dem Befinden erkundigen und dieses Kästchen überreichen!“

Das Gesperrte entspricht hier genau der Vorlage. Es ist außerordentlich bezeichnend.

Sollte der Verfasser wirklich glauben, daß eine so bescheiden vornehme Dame wie die Kaiserin dieser überschwänglichen Hymne auf ihre schlichte Herzensgüte Geschmack abgewinnen könnte? Eher würde sie sich wohl befremdet fragen, wieso eine Handlungsweise, die ihr gewiß nur selbstverständlich erschienen ist, eine solche, schier religiöse Verzückung entflammen konnte. Hätte nicht jede Frau von Gemüt und Erziehung in gleichem Falle dem zwar ohne ihr Verschulden, aber doch durch ihre Veranlassung verunglückten alten Manne herzliche Teilnahme erwiesen? Und wer hätte darin irgend etwas Besonderes gefunden? Aber eine Fürstin, ein gekröntes Haupt, gar eine Kaiserin! — ja, Bauer, das ist ganz was anderes. Da kann der Deutsche nun einmal nicht umhin, in seine gewohnheitsmäßigen Loyalitätskrämpfe zu verfallen. Die Gutsbesitzersfrauen in meiner Heimat besuchten die Dorfkranken, auch wenn sie mit ansteckenden Leiden behaftet waren, persönlich. Meine Mutter hat in der Zeit der schlimmsten Choleraepidemie die Kranken mit eigenen Händen gepflegt und behandelt und manchen glücklich durchgebracht. Doch wem fiel es ein, davon groß Wesen zu machen? Nicht einmal den nächsten Angehörigen. Es war einfach Pflicht. Und wie viele Frauen widmen sich auch heute

einer solchen oder ähnlichen aufopfernden, mit persönlicher Lebensgefahr verbundenen Tätigkeit, und kein Hahn kräht darnach! Und das ist gut so. Denn ein schlimmes Zeichen ist es, wenn selbstverständliche Pflichterfüllung, wie auch die gefahrlose und doch nicht übermäßig strapazöse Reise der Kaiserin in die Überschwemmungsgebiete, als ganz außergewöhnliche Großtat gepriesen wird. Ein Kompliment liegt in dieser Bewunderung, die sehr an Verwunderung erinnert, für die Gepriesenen nicht. Das scheint aber den übereifrigen Weibbrauschwingern gar nicht einmal über die Schwelle des Bewußtseins zu treten.

\* \* \*

Wie kommen alle derartigen Selbstbespiegelungen der Sozialdemokratie zugute! Man muß schon die Blätter der Partei und der ihr nahe stehenden Richtungen täglich lesen, um eine rechte Vorstellung davon zu gewinnen. In Strömen fließt ihnen der Stoff zu, und diesen Stoff liefern fast ausschließlich die bürgerliche Welt und gerade deren privilegierte Klassen und Autoritäten. Nicht der zehnte Teil davon kommt in die bürgerliche Presse. Und doch handelt es sich dabei, von Ausnahmefällen abgesehen, nicht etwa, wie nur wider besseres Wissen behauptet werden kann, um „Erfindungen“ oder „Aufbauschungen“, — die würden dieser Presse teuer zu stehen kommen! — sondern im Gegenteil um vorsichtig abgefaßte Mitteilungen von Tatsachen, meist auf der Grundlage amtlicher oder sonst einwandfreier Feststellungen. Dagegen hilft nun keinerlei „Kampf gegen den Umsturz“, der uns angeblich von irgend einem „Zukunftsstaate“ her bedroht. Dagegen hilft allein, daß man selbst „Religion, Sitte und Ordnung“ zunächst im Gegenwartsstaat, in der bestehenden, greifbaren Gesellschaft zur praktischen Geltung gegen Freund und Feind, Hoch und Nieder bringt, daß man jene Tatsachen, aus denen die Sozialdemokratie wie aus einem Jungbrunnen immer neues Lebensblut und neue Jugendkraft schöpft, nach Möglichkeit aus der Welt schafft. Wo aber ein System herrscht, das, wie es scheint, daran verzweifelt, Religion, Sitte und Ordnung durch die Mittel dieser Mächte selbst und nur dieser Mächte aufrechtzuerhalten; wo der Glaube an deren sieghafte innere Kraft fehlt; wo diese Mittel von Fall zu Fall wertlosem Tageserfolge, beschränkten Vorurteilen und kurzfristigen Klasseninteressen geopfert werden, da ist der „Kampf gegen den Umsturz“ und „für Religion, Sitte und Ordnung“ nur eitel Spiegelfechtere. „Wie kommt es wohl,“ fragt ein Leser in den „Hamburger Nachrichten“, „daß . . . Regierung und Volk . . . so entsetzlich untätig verharren? Fehlt beiden der Mut? Jawohl, es fehlt der Mut; denn es fehlt ihnen der Glaube an die Größe und Gerechtigkeit der eigenen Sache! Was da verteidigt werden soll, ist durch eigenes Verschulden längst untergraben. Die Sitte? Ach du lieber Himmel! Siehe „Briefe aus der Reichshauptstadt“. Der Thron? Der Gottesglaube? Die Achtung vor beiden und die Hoffnung darauf ist längst ‚versimplizissimust‘! Zum Kampf gehört physischer Mut, getragen

von sittlichem Mut und der inneren Überzeugung, daß man besser ist wie (in diesem Falle) die roten Vorstentiere. Ich glaube, es muß erst eine furchtbare, die Gemüter reinigende Katastrophe kommen! Mit diesem ‚Simplizissimus‘- und ‚Generalanzeiger‘-Volk, mit dieser Chambre séparée-Aristokratie ist im Kampf für ‚Thron und Altar‘ nicht viel zu machen. Das eben wird ‚oben‘ und ‚unten‘ gefühlt und deshalb das ratlose Hinstarren auf die anstürmenden roten Hunnen.“

Mit dem „ratlosen Hinstarren“ ist es freilich nicht getan, noch weniger aber mit „geistigen Waffen“ wie „Vorstentiere“ und „rote Hunnen“ und am wenigsten mit gewaltsamen äußeren Eingriffen, wie sie jetzt wieder in den vom Dresdener Parteitage bedenklich erhitzten Köpfen der „Scharfmacher“ herumsputen. „Wir halten es“, so meinen sogar die bismärckischen Leipziger „Neuesten Nachrichten“, „für einen schweren taktischen Fehler, gerade jetzt neue Ausnahmegesetze gegen die Helden von Dresden und ihre Gefolgschaft zu fordern. Wenn heute das Programm, das die ‚Hamb. Nachr.‘ aufstellen: Brandmarkung der sozialistischen Bestrebungen durch die Gesetzgebung als staats- und gemeingefährlich, Zerstörung der sozialistischen Organisation, Verbot aller sozialistischen Vereine und Druckschriften, Beschlagnahme der Parteikassen und Beseitigung der geheimen Abstimmung bei der Wahl — wenn dieses Programm, sagen wir, von der Regierung aufgenommen würde, so würde sie nicht nur einen Luftzieß schlagen, schon weil weder der jetzige noch ein künftiger Reichstag für ein solches Vorgehen zu gewinnen wäre, sondern sie würde auch den eisernen Ring schmieden, der die feindlichen Brüder wieder eng zusammenschließt, und sie würde zugleich noch eine ganze Reihe von Mitläufer-Bataillonen in das Lager der Genossen treiben. Die Mittel, die einst brauchbar waren (Waren sie's wirklich? D. E.), als Fürst Bismarck das Ausnahmegesetz schuf, würden heute versagen. Denn ein Bismarck ist nicht mehr da (Und wenn schon er da wäre?? D. E.) und auch die Zeiten sind andere geworden: Es ist zu viel geschehen, das sich nicht mehr ändern und auch nicht vergessen läßt. . . .“

Den sozialdemokratischen Umsturz durch einen bürgerlichen Umsturz von Recht, Gesetz und Verfassung bekämpfen, heißt doch wirklich, den Teufel durch Beelzebub austreiben wollen. Da scheinen mir einige andere Blätter einer richtigeren Fährte nachzuspüren. So der katholische „Bayrische Kurier“, wenn er über den Streit zwischen der gemäßigten Richtung der „Revisionisten“ und den orthodoxen Fanatikern um Bebel ausführt: „Es ist der orthodoxen Richtung gelungen, die Fortentwicklung zu hemmen, aber es wird ihr niemals mehr gelingen, sie zu unterdrücken. Ob früher oder später, die Zeit wird kommen, in der das Feuer, das schon seit Gotha unter der Asche fortglüht, das einst aus dem Gegensatz zwischen Marx und Lassalle hervorleuchtete, zur Flamme aufschlägt: Dann werden sich die beiden Flügel der Revisionisten und Unentwegten von ein-

ander scheiden. Ob allerdings das Bürgertum von dieser Trennung einen Vorteil haben wird, das möchten wir einstweilen noch bezweifeln. (Das wird halt vom Bürgertum abhängen. D. T.) Es wird vielleicht sogar vielen, die sich heute noch scheuen, den Sprung ins Dunkle zu wagen, den Übergang zur Sozialdemokratie erleichtern, wenn sich ein selbständiger rechter Flügel derselben gebildet hat, mit einem Programm, welches, wie das des rechten Flügels der französischen Sozialdemokratie, nationale Forderungen nicht ausschließt."

Meines unmaßgeblichen Erachtens wird die Bewegung wahrscheinlich ungefähr so verlaufen, wie's der „Vossischen Zeitung“ vorschwebt: „Entweder die ‚Revisionisten‘ stellen sich wieder auf den alten Boden der Partei, was ihnen freilich nach ihrer Überzeugung untunlich erscheinen müßte, oder sie scheiden aus und bilden eine neue Fraktion, was ebenso notwendig wie nützlich erscheinen sollte . . . Weshalb wollen die ‚Revisionisten‘ durchaus mit Leuten in demselben Verbands bleiben, die von ihnen offenbar nichts wissen wollen? Weshalb soll es nicht zwei verschiedene Fraktionen der Sozialdemokratie geben dürfen? Es wird sie in einiger Zeit sicher geben, ob die ‚Revisionisten‘ heute wollen oder nicht. Nur werden sie, da sie mit Herrn Bebel zusammenblieben, in Zukunft weit schwächer sein, als sie sein könnten, wenn sie es sofort zum Bruche trieben. Jetzt werden sie hochnotpeinlich gerichtet; Herr Göhre hat sein Mandat schon niedergelegt, Herr Hildebrand in Stuttgart hat es seinen Wählern zur Verfügung gestellt; für Herrn Heine werden schon die Scherben gesammelt; Herrn Braun wird die Ausschließung offen angekündigt. Und dann folgen die andern Reher und Sünder secundum ordinem. Herr Bebel wird nicht ruhen, ehe er sie alle auf die Knie niederzwingt und seine Myrmidonen ihm willenlos folgen. Aber die Einigkeit wird die Partei damit nicht wiedergewinnen . . .“

Wie dem nun auch sein möge, — wir haben uns hier nicht den Kopf der Sozialdemokratie zu zerbrechen. Es ist an sich schon keine erfreuliche Erscheinung und zeugt nicht für robuste Gesundheit und Kraft unseres politischen und sozialen Organismus, wenn die bürgerlichen Kreise alle Entwicklung der sozialdemokratischen Bewegung ausschließlich von den in ihr selbst wirkenden Kräften erwarten und abhängig machen, wo doch der Staat und die herrschenden Klassen so viele Mittel haben, der Bewegung einerseits den Boden abzugraben, andererseits aber sie mit der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung im Prinzip wenigstens zu versöhnen. Hierzu gehört freilich, daß zu allererst vor der eigenen Tür gekehrt wird und zwar ehrlich und gründlich. Denn in der Wertschätzung des Dr. Eisenbart-Rezepts der „Hamburger Nachrichten“: zunächst einmal probeweise auf zehn Jahre alle Sozialreform einzustellen und „Herrn Bebel für die Arbeiter sorgen zu lassen“, kann ich nur der „Täglichen Rundschau“ zustimmen: „Von diesem staatsmännischen Rat gilt, was Graf Posadowsky einmal von der Handelsvertragspolitik nach dem Herzen der Überagrariet sagte:

Derlei kann auch der Portier im Reichsamt des Innern besorgen. Diese Art der Bekämpfung der Sozialdemokratie bedeutete einfach die Abdankung des Staats. Wir treiben doch schließlich nicht Sozialreform um der schönen Augen von Hinz und Kunz willen oder um für bestimmte Parteien Stimmen einzufangen, sondern weil wir es als die Pflicht des Staats erkannt haben, das freie Spiel der Kräfte zu mäßigen und überall da lindernd oder regulierend einzugreifen, wo einzelne Individuen oder ganze Schichten in Gefahr geraten, im Kampf zerrieben zu werden. Deshalb allein treiben wir Sozialreform, und das allein ist aristokratische Politik: sich nicht gemein machen; sich nicht von Augenblicksströmungen fortreißen lassen; sich selbst getreu, ruhig und ohne Hast den einmal für recht erkannten Weg fortsetzen."

Die viel verbreitete und geäußerte Meinung, daß die Sozialdemokratie sich durch ihren letzten Parteitag großen Abbruch getan und auch innerlich geschädigt habe, kann ich nicht teilen. Im Gegenteil, so paradox es klingen mag: ich glaube, daß der Parteitag oder vielmehr seine Nieder schläge nach außen erziehllich auf die „Genossen“ wirken werden. Sie leben schließlich auch nicht außerhalb unserer Welt, sind mit tausend äußeren und inneren Fäden mit ihr verknüpft und haben jetzt nun einmal auch andere Urteile als die ihrer Führer zu hören bekommen. Die Parteipresse hat ihnen die bürgerlichen Urteile nicht ohne stilles Vergnügen in großen Kübeln dargereicht. Die Suppe mußte ausgelöffelt werden. Ohne Wirkung wird sie gewiß nicht bleiben, und manchem Genossen werden schließlich doch Zweifel an der Unfehlbarkeit seiner Führer und der Vollkommenheit „der“ Partei aufstauen. Abspenstig werden sie ihr deshalb natürlich nicht werden, aber Einkehr in sich und seine bisherigen Anschauungen wird mancher halten. Und solcher — „Revisionismus“ kann auch uns anderen nur willkommen sein. Denn welche Gegensätze uns auch von jenen trennen mögen, sie bleiben ja doch unsere Volksgenossen. Es kann uns weder als Christen noch als Deutschen gleichgültig sein, auf welcher sittlichen und geistigen Stufe sie stehen, diese vielen Millionen deutscher Seelen hinter den drei Millionen abgegebener Wahlstimmen. Und es wäre frevelhaft, sich darüber zu freuen, daß etwa der Dresdener Parteitag ein Spiegelbild von den sittlichen und geistigen Qualitäten eines so großen Teiles unseres deutschen Volkes gäbe. Das ist auch keineswegs der Fall. Nur kleinliche Schadenfreude, die geflissentlich an der Oberfläche kleben bleibt und den tieferen Zusammenhang der Dinge nicht sehen kann oder will, wird bei solchem Urteil nationaler Selbstverachtung stehen bleiben. Tun wir nur unsere Schuldigkeit, und —: „Wenn sich der Most noch so absurd gebärdet: Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein!“







## Die fahrenden Spielleute als Träger der weltlichen Musik im Mittelalter.

Von

Dr. Karl Stork.

**K**arl der Große ist eine der in der Geschichte seltenen Persönlichkeiten, die gleichzeitig den Abschluß einer Periode und den Beginn einer neuen bedeuten. Er verstand es, ein stark nationales deutsches Bewußtsein mit einem tief innerlichen Christentum zu vereinen und beiden gerecht zu werden, trotzdem sie zu seiner Zeit als Gegensätze dastanden. Aber so rücksichtslos, ja grausam er für die Verbreitung des christlichen Glaubens wirkte, so begeistert er für die christianisierte antike Kultur war, so rege er für die Verbreitung christlicher Wissenschaft und Kunst sorgte, — er erkannte doch auch sehr wohl die Kulturwerte der deutschen Vergangenheit und zwar nicht bloß in staatswissenschaftlicher Hinsicht. So hinderte ihn denn auch sein Eifer für die Einführung des gregorianischen Chorals nicht an der Bewunderung der altnationalen Heldenlieder. Er ließ sie sammeln und hörte sie beim Mahle gern singen. An seinem Hofe hat also sicher auch die Gestalt des altgermanischen Sängers nicht gefehlt, wenn er auch nicht mehr einen so überragenden Ehrenplatz einnehmen konnte, wo ein ganzer Kreis von Dichtern und bedeutenden geistigen Männern des Königs Tafelrunde bildete.

Aber stand schon Karl mit dieser Gesinnung ziemlich allein, in der Folgezeit ging sie völlig verloren, ja es kam zu erbitterter Feindschaft gegen alle künstlerischen Rundgebungen der eigenen Vorzeit. Und wenn einzelne, wie Ekkehard von St. Gallen, ein Gefühl für die Schönheit altgermanischen Heldentums hatten, davon zu künden wagten sie nur in einer Form, die alles natürliche Leben von vorneherein ertöten mußte. Das urdeutsche Waltharilied, der Sang von Liebe und Kampf, stolzer Waldesschönheit und verliebter Waldeinsamkeit ist uns nur lateinisch überliefert.

Diese Zeit, wo friedvolle Mönche in stillen Klosterzellen von alten Recken schrieben, hatte keinen Platz mehr für den kühnen Sänger im lauten Trinkerkreise waffentragiger Männer. Da ging es nun mit dem stolzen Genossen der Fürsten schnell abwärts. War er einst, ein überall willkommenen Gast, wohl von einem Fürstentum zum andern gewandert, um auch fern der Heimat Ehre zu gewinnen, jetzt mußte er von Ort zu Ort ziehn, bei gemeinem Volk um Gabe zu heischen. Der freie Sänger mußte als Spielmann ein Unterkommen suchen in der verachteten Masse der „Fahrenden“, die er bislang selber verachtet oder wohl auch als Konkurrenten gehaßt hatte.

Denn dieses „fahrende Volk“ (varnde diet) war ja schon lange da. Es war das internationale Volk der Gaukler und Spaßmacher, die die Nachfolger der altrömischen ioculatores (franz. jongleurs) geworden waren. Schon als das römische Reich noch blühte, waren solche Possenreißer nach dem Norden gekommen; in Gallien waren sie mit der römischen Kultur natürlich früh heimisch geworden. Neben Fechtern, Akrobaten, Tierbändigern waren da Possenreißer, Komödianten und allerlei Musikantenvolk. Für ihre zuchtlosen Schaustücke, Späße und Lieder fanden sie überall leicht Zuhörer. Quacksalber, Sterndeuter und Schwindler aller Art und außerdem ein großes Heer liederlicher Weiber, die als Tänzerinnen, Flötenspielerinnen, Sängerrinnen auftraten, in Wirklichkeit aber von der Anzucht lebten, vermehrten die buntschecige Schar dieses Auswurfs der altrömischen Genüßwelt. Heimatlos umherschweifend, jeglichen Anstands bar suchten und fanden sie in den aufstrebenden Staaten des Nordens zwar die größte Verachtung, aber doch dankbare Zuhörer und reichen Verdienst. Nicht umsonst wiederholen sich die kirchlichen Verbote so oft; sie müssen sich meist damit begnügen, den Geistlichen die Teilnahme an solchen Schaustellungen zu verbieten; an den weltlichen Höfen und beim breiten Volk war diese Unterhaltung durch fahrendes Volk bereits unentbehrlich geworden.

Unentbehrlich blieben die Fahrenden dem ganzen Mittelalter. Bei höchsten Feierlichkeiten, in der besten Gesellschaft wie bei den lärmenden Festen der Bauern, beim Turnier, beim Kriegszug, bei der Bauernhochzeit — überall mußte der Spielmann sein und für Unterhaltung sorgen. Sie kamen überall herum, sie wußten also Neuigkeiten zu bringen und konnten Botschaft tragen. Aber so nötig man diese Menschenklasse brauchte, man verachtete sie. Ehr- und rechtslos sind die Fahrenden im ganzen Mittelalter. Sie standen außerhalb der sittlichen Ordnung, und man erkannte keine Verpflichtungen ihnen gegenüber an. „Spielleuten und allen denen, die Gut für Ehre nehmen,“ schreibt das schwäbische Landrecht vor, „denen gibt man eines Mannes Schatten von der Sonne, das heißt: wer ihnen ein Leides getan hat und dies büßen soll, der soll vor eine von der Sonne beschienene Wand treten und der Spielmann soll herzugehen und dem Schatten an der Wand an den Hals schlagen. Mit dieser Rache soll ihm die Buße geleistet sein.“

Das weltliche Recht war wohl nur so streng, weil die Kirche die Fahrenden so unerbittlich verfolgte. Sie waren von den Sakramenten ausgeschlossen. „Des Teufels Messner“ werden die Pfeifer und Lautenschläger gescholten, die beim Tanz aufspielen, und Bertold von Regensburg stellt sie in eine Reihe mit den Teufeln.

Aber nirgendwo stehen Theorie und Praxis in schrofferem Widerspruch. Eine Hauptursache des geistlichen Hasses war es ja jedenfalls, daß diese Spielleute in jenem Zeitalter der Weltabgewandtheit die Vertreter und Verkünder schrankenlosen Erdengenusses waren. So waren sie auch in der ersten Hälfte des deutschen Mittelalters die einzigen Vertreter der weltlichen Musik. Sie waren nicht nur Sänger, sondern auch Instrumentalisten; die Fidel war ihr Hauptinstrument. Aber auch die Pfeifen, Klarinetten, Flöten, Trompeten wußten sie zu spielen, den Dudelsack und die Harfe. Als Lehrer der Musik weilten sie auf den Burgen der Ritter, wie die ritterlichen Epen vielfach bezeugen. Überhaupt erkennt man aus der Stellung, die sie hier oft einnehmen, daß die starken Talente trotz der Verachtung des Standes sich emporzuarbeiten verstanden. Gerade auf dem Gebiete der weltlichen Musik waren sie Lehrer und Erzieher auch der besten Gesellschaft, bis später aus dem Ritterstand ihnen eine neue Konkurrenz erwuchs. Sieht man vom Unterschied der rechtlichen Stellung ab, so wird man die verarmten Ritter, die als Minnesänger und Erzähler höfischer Geschichten auf die Unterstützung der reicheren Standesgenossen angewiesen waren, nur als eine gesellschaftlich höhere Schicht der Spielmannswelt ansehen können.

Und sehen wir nun von der sittlichen Minderwertigkeit der großen Mehrzahl des fahrenden Volks ab, vergessen wir, daß die meisten von ihnen ein ehloses Gewerbe trieben, daß wohl auch die besseren Elemente durch das böse Leben, das ihnen von einer harten Zeit beschieden war, arg zerzaust wurden, und fragen nur nach der Bedeutung, die sie für unsere Literatur und Musik haben, so steigt die Waagschale sehr zugunsten dieses armen Künstlervölkchens. Wenn wir überhaupt noch eine Heldendichtung haben, diesen Fahrenden ist es zu danken. Sie haben das verfolgte Gut treulich hinübergerettet in eine bessere Zeit. Wenn im deutschen Minnesang ganz andere Töne anklingen, als im französischen, so ist auch das ein Verdienst der Fahrenden, die sicher die besten Heger des Volksliedes waren. Und die Ausbildung der Instrumentalmusik lag ausschließlich in ihren Händen. Es ist bekannt, daß Neidhart von Reuenthal, der Tannhäuser und andere ritterliche Minnesänger die „körperlichen“ Weisen in den höfischen Sang einführten. Verstehen wir auch Walters von der Vogelweide Erbitterung über diese „Verunreinigung“ der hohen Kunst, so müssen wir doch gestehen, daß natürliches Gefühl und natürliche Sangbarkeit hier reicher vertreten waren, als in der gezierten und gekünstelten Dichtung der meisten Minnesänger. Und während diese im ledernen Meistersang endigten, dürfen wir im duftigen Strauß des herrlichen deutschen Volksliedes die schönen Blumen sehen, die dem vom Spielmann bereiteten Boden entsprossen. Nicht um-

sonst nannte man die Fahrenden auch „Himmelreicher“. Sie lebten wie die Vögel unter dem freien Himmel in stetem Beisammensein mit der Natur. Seltsam wäre es gewesen, wenn da nicht in manchen Herzen echte Poesie und echte Musik aufgegangen wären.

Es waren ja natürlich nicht jene üblen Poffenreißer und liederlichen Schandbuben, denen diese Entwicklung nach oben zu danken war. Die niedere Klasse des Spielmannsvolkes blieb nach wie vor bestehen. Aber durch den altgermanischen Sängerstand und andererseits durch die fahrenden Kleriker waren dem Spielmannsstand Elemente zugeführt worden, in denen trotz der Verwahrlosung, in der auch sie zumeist sich befanden, doch ein besserer Kern steckte, der der Entwicklung fähig war. Nicht daß die „fahrenden Kleriker“, die „Vaganten“ und „Goliarden“ sich durch einen besseren Lebenswandel ausgezeichnet hätten. Aber viele dieser Leute hatten eine gute Bildung genossen; Jugend, Übermut und Lebensfreude blühten in ihnen. Was Wunder, daß diesen freien Zugvögeln Lieder einfielen von einer Leichtigkeit der Bewegung, einem frohen Natur Sinn, voller Sangbarkeit und voll eines echten Temperaments, die wir in der übrigen zeitgenössischen Literatur umsonst suchen. Diese „*carmina burana*“ sind fast alle lateinisch, aber wir heutigen können sie eher singen, als die deutschen Lieder jener Zeit.

Die Lieder sind vielfach so liederlich, ja schamlos, das Treiben dieser entgleisten Theologen war zumeist so anrühlig, daß wir leicht den Grimm verstehen, mit dem die Geistlichkeit diese unwürdigen Glieder ihres Standes verfolgte. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß viele dieser fahrenden Kleriker nur an der Ungunst der Zeiten gescheitert waren, an der Überfüllung des theologischen Berufes — um es einmal modern auszudrücken — und an der unzureichenden Besoldung der meisten Pfarrpfünden. In einem großen Teil dieser scheinbar so leichtlebigen Jugend lebte die Sehnsucht nach geordneten Verhältnissen und einem stetigen Wohnsitz. So griffen sie zu, wo sich eine Stellung bot.

Mit dem ausgehenden Mittelalter beobachten wir ein Geschehen, das den der besseren Elemente des fahrenden Standes. Gerade die Musikanten kamen zuerst dazu. Das Aufblühen der Städte begünstigte diese Entwicklung. Denn die Städte konnten für sehr viele Gelegenheiten gute Musikanten brauchen. Seit dem 14. Jahrhundert begegnen wir immer mehr diesen „Stadtmusikanten“ unter den Namen „Stadt Pfeifer“, „der Stadt Spielleute“ oder „Hofierer“. Die wohlhabende Bürgerschaft aber zog, wie einst das Rittertum, jetzt ihre Stadtpfeifer zur Verschönerung aller Feste heran. Hier entwickelte sich bald eine Einrichtung, die für die spätere Entwicklung des musikalischen Lebens von höchstem Segen wurde.

Bevor dieses möglich wurde, war es allerdings nötig, daß der Stand der Musikanten von der Verachtung befreit wurde, die bisher auf ihm gelastet hatte. Diese Entwicklung vollzog sich, wenn man die volle Rechtlosigkeit in früheren Jahrhunderten bedenkt, verhältnismäßig rasch. Das spätere Mittelalter zeichnet sich ja überhaupt durch eine mildere Auffassung

aus, der niemand als völlig rechtlos erschien. Von den Musikanten selbst nun war der stärkste Grund zur Verachtung in der mittelalterlichen Weltanschauung weggenommen, als sie seßhaft wurden. Nun taten sie ein übriges und schlossen sich zu Bruderschaften und Pfeiferbünden zusammen. Für die zunftmäßige Gesellschaftsordnung des späteren Mittelalters war das ein um so bedeutsamerer Schritt, als damit gleichzeitig eine Monopolisierung der Musik erreicht wurde, indem die Nichtmitglieder von der berufsmäßigen Ausübung der Kunst ausgeschlossen waren. In Paris hatte sich bereits 1321 eine derartige corporation des ménestriers aufgetan, die 1341 einen „Röbnig“ als Oberhaupt erhielt. In Frankreich hatten sich die Spielleute übrigens schon früher besser zusammengeschlossen; schon 1295 ist von einem „Roi des ménestrels de la ville de Troyes“ die Rede, woraus die Zunftbildung der Musikanten wenigstens einer Stadt hervorgeht.

Diese französischen Verhältnisse hatten auf Karl IV. eingewirkt, der nun seinerseits 1355 bei einem Hofstage in Mainz einen „Johannes den Fiedler“ zum „rex omnium histrionum“ ernannte. Solche Ernennungen fruchteten allerdings wenig, solange nicht ein derartiger „Röbnig“ auch eine gewisse Macht besaß. Da bei einem Spielmann das nicht leicht möglich war, so suchten sie sich den Beistand hoher Herren, die nun die Interessen ihrer Schutzbefohlenen eher wahrnehmen konnten. Der Schutz brauchte nicht umsonst geübt zu werden, da die darin Begriffenen gern einen Zins entrichteten. So finden wir denn um 1400 das Verhältnis so, daß die Schutzherrschaft über einen Zweig des „fahrenden Volkes“ vom Kaiser an große Herren verliehen wird. Diese schufen nun ihrerseits für ihre Pflegebefohlenen eine „Ordnung“ und ernannten ihnen wohl gar „Röbnige“. Am bekanntesten ist das „Rappoltsteiner Pfeiferkönigtum“, das über der Bruderschaft der elsässischen Spielleute thronte und zu den Gerechtfamen der Herren von Rappoltstein gehörte. Sie haben wacker für ihre Musikanten gesorgt. Am 1480 erreichten sie vom Kardinallegaten Julianus die Aufhebung des kirchlichen Bannes. Zwar mußten die Spielleute, um das Abendmahl empfangen zu dürfen, fünf Tage vorher und nachher sich der Ausübung ihres Berufes enthalten. Noch galt ihr Musikerberuf in den Augen der Kirche also etwas Sündhaftes; aber die Musikanten selber erhielten doch jetzt gelegentlich den Namen „dilecti in Christo fistulatores“. Von diesem „geliebt in Christo“ der Personen war dann auch nicht mehr weit zur Duldung und Anerkennung der von ihnen geübten Kunst. Freilich war inzwischen auch ein Zeitalter herangekommen, dem der Genuß des Schönen auf Erden als ein gottgefälliges Werk erschien. Da durfte dann die weltliche Frau Musika ohne Scheu neben ihre geistliche Schwester treten.



## Die Berliner Wagner-Denkmalfeier.

**W**äre es immer am besten, über unangenehme geschehene Dinge, an denen nichts mehr zu ändern ist, zu schweigen, ich würde über die Berliner Wagner-Denkmalfeier kein Wort mehr verlieren. Der Vorhang ist ja endlich über den letzten Akt dieser Tragikomödie niedergerauscht; die Teilnehmer am Spiele, die so froh oder auch so lärmend eingezogen, sind schweigsam und verstimmt wieder abgereist. Aus der Presse sind die inhaltlich so würdigen und stilistisch so geschmackvollen Auslassungen des Herrn Kommerzienrats und Schminkefabrikanten Leichner verschwunden. So könnte man also füglich schweigen, wenn man bloß berichten wollte. Aber die Berliner Wagner-Denkmalfeier war doch mehr als ein Leichnerfest. Sie ist ein lebhafter Beitrag zu unserer Kulturgeschichte. Dabei ist das Seltsame, daß dem echten Volksfreund das Mißlingen der Festlichkeit als das Gute und Segensreiche an ihr erscheinen muß. Denn dieses Mißlingen bedeutet eine Niederlage des Kapitalismus im Reiche der Kunst.

Noch sündigt man, Gott sei Dank, nicht ungestraft gegen die Volksseele. Herr Leichner hat beim Festbankett zwar behauptet: „Dem großen deutschen Denker und Dondichter ist ein Gedenkstein errichtet, den die deutsche Nation von uns forderte. Das Mandat war uns von der deutschen Volksseele übertragen.“ Aber das ist einfach nicht wahr. Erstens hat das deutsche Volk noch kein Wagner-Denkmal gefordert. Wenn ein Mann mit seinen Werken täglich so laut zu uns spricht, wenn der Parteien Gunst und Haß noch keineswegs einer ruhig klaren Einschätzung Platz gemacht hat, da fordert das Volk noch kein Denkmal. Aber wenn es wirklich eins gefordert hätte, dann hätte es doch nimmermehr „das Mandat“ Herrn Leichner übertragen, dessen Namen nur jene Teile des Volkes kennen, die mit Puderschachteln und Schminkeöpfen aus beruflichen oder auch weniger edeln Gründen viel zu tun haben. Wie darf ein Mann unwidersprochen so etwas behaupten, ein Mann, der, als auf den Aufruf hin die Volksstimmung für dieses Denkmal erwachte, sie geradezu totgeschlagen hat? Einfach, weil er das Denkmal machen, weil er sein Denkmal haben wollte!

Doch genug davon. Wir wollten uns ja nicht mehr ärgern. Das heißt um einen Ärger kommen wir ja nicht herum. Denn wir haben leider Leichners Wagner-Denkmal. Es ist die Pflicht jedes Mannes, dem die künstlerische Volks-erziehung am Herzen liegt, Eberleins Wagner-Denkmal aufs schroffste abzulehnen. Wenn ein Künstler so leicht hin, als gelte es das Modell für einen Narzipanbau zu schaffen, das Denkmal eines der größten Genies eines Volkes „auf Bestellung“ verfertigt, so ist das eine Unwürdigkeit. Eberleins Wagner-Denkmal fällt selbst in unserem „Ziergarten“, in dem doch, weiß Gott, kein Mangel an schlechten plastischen Arbeiten ist, durch seine geistige und technische Unzulänglichkeit auf. Raum daß eine rohe Porträtähnlichkeit erreicht ist. Aber selbst die äußere Erscheinung Wagners ist nur handwerksmäßig erfaßt. Damit die bekannte Profilwirkung erreicht wird, ist der Kopf ganz unnatürlich zurückgeworfen; der die Bildwirkung ja sehr erschwerende Schifferbart ist völlig unbelebt, wie eine gestärkte Halskrause. Nichts von dem belebten Mienenspiel, nichts von den eigenartig sinnlichen Zügen um Mund und Augen, die wir in Wagners Musik wieder zu finden glauben. Nichts von alledem ist hier. Ein kleiner

Mann sitzt Pose in einem riesigen Stuhl. Er erstickt fast in einer unglaublichen Fülle allzu schwerer Gewänder. Man denkt an Schauspieler, die, von Natur zu klein Heldenrollen zu spielen, sich immerzu recken und strecken. Warum ballt nun der Mann da oben die Faust über seiner Notenrolle? Eine unverhältnismäßig große Faust! Warum? Ist es, weil er kein Schwert, keinen Feldherrnstab, noch dergleichen in der Hand halten kann? Solche Musikerdenkmäler sind im herkömmlichen Vorbilderschatz nicht vorgesehen. Oder erwachte in Eberlein das Gewissen und vergegenwärtigte er sich die ingrimmige Wut, in die der Bayreuther Verhöhnner des Kapitalismus bei dieser ganzen Denkmalsgeschichte geraten wäre? O nein, dazu müßte ja Eberlein sich wenigstens ein bißchen in Wagners Lebenswerk vertieft haben. Nein, die Faust ist da, weil doch auch Ringers Beethoven die Fäuste ballt. Eberlein hat sich seine Selbstständigkeit gewahrt, indem sein Wagner nur die eine Faust ballt, die Finger der andern Hand aber spreizt.

Fast noch schlimmer ist das figürliche Beiwerk, in dem Szenen aus Wagners Werken dargestellt sind. Bezeichnenderweise fehlen dabei des Meisters bedeutendste Schöpfungen: „Tristan und Isolde“ und „Die Meisterfinger“. — Das Komödiantentum, das Eberleins ganzer Kunst anhaftet, ist hier schlimmer, als sonst jemals. Selbst das Theaterpathos, über das er sonst verfügt, ist ihm hier ausgegangen. Die technische Arbeit ist ganz obenhin und schwammig, wie übrigens fast immer bei diesem Künstler, dem eine böse Unrast, Zerfahrenheit und äußerliche Glanzsucht das Reifen seiner bedeutenden ursprünglichen Begabung verdorben hat. Es ist auch gar nichts an diesem Werke, über das man sich freuen könnte. —

Und so war's beim ganzen Feste. Es wollte keine Freude aufkommen. Alles war von böser Festlosigkeit, auf allem lag eine bleierne Gedrücktheit. Einzelne Veranstaltungen wirkten wie Gesellschaften eines Parvenüs, wo nichts am rechten Platze ist. Aber das wird zum Guten wirken, wie es auch zum Guten wirken wird, daß die musikalischen Veranstaltungen vor einer lächerlich kleinen Besucherzahl stattfanden. Es gereicht zum Guten, denn es zeigt, daß der Kapitalismus auch heute, auch in Berlin doch noch nicht alles vermag. Diese Niederlage des kapitalistischen Nibelungengeistes ist das einzig Wagnerische an dieser Leichnerfeier.

Aber auch in mehr künstlerischer Hinsicht erwarte ich Gutes, und zwar eben darin, daß man wieder mehr lernen wird, die Kunst als Lebenserscheinung anzusehen, nicht als ein Ding für sich. Wäre der artistische Standpunkt berechtigt, woher käme dann das Gefühl der Stillosigkeit diesen großen Konzertveranstaltungen gegenüber? Ich sehe von der bei einigen mehr gesellschaftlichen Veranstaltungen gemachten Musik ab, — da herrschte wirklich grobe Stillosigkeit. Auch sonst geschahen einige unglaubliche Dinge. So z. B. wenn im Kirchenkonzert des königlichen Domchors ein «Agnus Dei» von Bizet Platz fand; im Charakter unkirchlich, musikalisch belanglos, völlig außerhalb des Rahmens des übrigen, hatte es wahrscheinlich nur Platz gefunden, um Rosa Olizta Gelegenheit zum Auftreten zu geben.

Aber die historischen Konzerte in der Philharmonie waren an und für sich gut zusammengestellt. Warum wurden sie nun doch als „fehl am Ort“ nicht nur von jenen empfunden, die das Wagnerische betonen, sondern auch vom großen Publikum, das sich in einer so auffallend kleinen Zahl zu diesen Veranstaltungen einfand, wie ich sie kaum noch beobachtet habe. Das Gefühl,

daß das Ganze nicht zur Persönlichkeit Wagners stimme, daß es mindestens feltfam sei, bei einem Wagnerfest Mendelssohn und Brahms aufzuführen, hätte allein zur Erklärung dieser Teilnahmslosigkeit nicht ausgereicht. Aber man fühlte auch in weitesten Laienkreisen, daß diese Konzerte nicht aus der Gelegenheit herausgewachsen waren, daß sie mit der Sache nichts zu tun hatten. Das Artiftentum, das behauptet, die Kunst stehe und wirke für sich allein, ist damit Lügen gestraft. Die Kunst ist und soll sein eine Lebenserscheinung, aus unserem Erleben heraus geboren, mit ihm aufs innigste verwachsen. Nicht Musikant sein ist das Wichtigste, sondern Mensch sein. Dieses Menschentum mit Musik zu erfüllen ist das Ziel. Nimmer aber darf dann die Musik wie ein Fremdkörper in das Leben hineingeraten, sondern sie muß vom Leben als Bedürfnis und seelische Notwendigkeit empfunden werden.

Doch genug dieser Betrachtungen, die einem doch immer wieder trotz alles Optimismus die Gesamterscheinung der Leichnerfeier ins Gedächtnis zurückrufen. Mit einigen Worten müssen wir schon im Interesse der dabei beteiligten Künstler der großen Konzerte gedenken. Das Interesse galt vor allem den Kapellmeistern, die sich bei dieser Gelegenheit vorstellten, denn es ist ja naturgemäß, daß in den Werken an sich kaum etwas Neues geboten werden konnte. Das interessanteste aller Konzerte war zweifellos das dritte historische. Es war auch das einzige, in dem wagnerischer Geist wehte, in dem Werke zur Aufführung kamen, die der Kunstauffassung des Bayreuthers verwandt sind. Berlioz, Liszt, Cornelius und Richard Strauß standen auf dem Programm. Unsere Philharmoniker spielten hinreißend schön; Gustav Rogel als Leiter war ihnen ja längst von seinem früheren Wirken her vertraut. So kamen prächtige Leistungen zustande, zumal Gustav Rogels großzügige Auffassung und schwungvolle Wiedergabe durch die Stärke des Gesamteindrucks auch die Bedenken, die sie gegen einzelne Punkte geltend machen konnten, beschwichtigte.

Schlimm war das Programm des mittleren der drei historischen Konzerte: Schubert, Mendelssohn, Spohr, Schumann, Brahms — streicht man den ersten Namen, so könnte man meinen, es habe sich um eine antiwagnerische Rundgebung gehandelt. Der Braunschweigische Hofkapellmeister H. Riedel brachte die Werke mit seiner Kapelle ausgezeichnet zur Geltung. Er ist Architektoniker; die Art, wie er Brahms' C-moll-Symphonie aufbaute, war bewundernswert. Er ist überhaupt der Typus des objektiven Dirigenten; ich muß gestehen, daß dieser mir in diesen Tagen wieder doppelt lieb geworden ist.

Karl Pohlig aus Stuttgart ist durchaus subjektiv, aber seine Subjektivität gründet nicht auf Temperament, sondern auf Wissen. Er beherrscht den Stoff so, daß er alles auswendig dirigiert, aber aus dem Kopf, nicht aus dem Herzen. So macht seine Wiedergabe nie den Eindruck — ich greife fürs Bild auf ein Seitengebiet — eines Originals, sondern einer sehr feinen Radierung nach Soundso. Aber interessant ist er immer, und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß er für jede seiner zahlreichen Nuancierungen gute Gründe heibringen kann. Pohlig stand das Leipziger „Philharmonische Orchester“ zu Gebote, das wie das Braunschweiger durch edle Klangfülle und schöne Folgsamkeit erfreute.

Sehr böse dagegen stand es um das „internationale“ Konzert, das am Sonntagabend vier und eine halbe Stunde dauerte. Acht Dirigenten teilten sich



in die Arbeit. Man mußte immer wieder an Schauturnen denken, zumal wenn man sich das Bewegungsaufgebot ins Gedächtnis zurückruft, mit dem Alexander Winogradsky aus Kiew bewies, wie halb barbarisch doch im Grunde auch Tschaikowsky in den trassen Effekten seiner »Francesca da Rimini« ist. Leider spielte das „Berliner Tonkünstlerorchester“ zumeist unter aller Kritik. Das Böseste war freilich nicht, daß man der Begleitung einer „Oberon“-Arie nicht gewachsen war, sondern die Karikatur von „Wotans Abschied“, die die Pariser Herren Chevillard und Delmas verbrachten. Bezeichnenderweise bildeten den Höhepunkt des Konzertes, dessen Tiefstand die einzige zur Aufführung gelangte Sondichtung Wagners war, zwei italienische Arien, die der auf diesem Gebiete einzigartige Senor Alessandro Bonci unter Vignas temperamentovoller Leitung sang. Gern entbehrt werden konnten die Tremolierkünste einer Signora Regina Pinkert. Doch wozu alles das aufzählen; es ist ja glücklicherweise vorbei, und wir haben zum Schluß ja auch noch etwas Echtes und Großes erleben dürfen.

Die Neueinstudierung der „Meisterfinger“ in der Königlichen Oper war ein wirkliches Fest und wird ein solches bleiben, solange es gelingen wird, die Aufführung auf dieser Höhe zu halten. Ich wohnte der zweiten Aufführung bei, sie war das schönste, was ich bis heute in der Königlichen Oper erlebt habe. Der Hauptdank gebührt Richard Strauß. Wie er im Orchester jeder einzelnen Stimme zur Geltung verhilft und doch nicht einen Augenblick das höhere Ganze aus dem Auge verliert; wie er mit der Leidenschaft seines Temperaments alle mitreißt, aber doch nie die herrliche Ruhe verliert, die dieses köstliche Werk erheischt, das ist eine Leistung, über die man nicht urteilt, für die man nur dankt. Das Orchester spielte wundervoll. Oben auf der Bühne bildeten der sieghafte „Walter Stolzing“ von Kraus, das liebe Bürgerkind „Eva“ der Destinn, Frau Böhses humorvolle „Magdalena“, Liebans überlustiger „David“, Knüpfers prächtiger „Vogner“, Krasas ausgezeichnete „Beckmesser“ ein Ensemble, wie man es sich besser nicht wünschen kann. Auch die Meister sind guten Solisten anvertraut; Berger als „Kothner“, Philipp als „Nachtigall“ schufen echte Charakterfiguren, ganz abgesehen von der gefanglichen Steigerung, die auf diese Weise erreicht wurde. Den „Hans Sachs“ singt und spielt Herr Bertram etwas jugendlicher, als man es gewohnt ist; hie und da könnte es wohl nicht schaden, wenn einige jener Tränen durchschimmerten, unter denen das Lächeln erblühen soll, das wir Humor nennen. Aber auch Bertrams Auffassung ist echt und recht, und das Wachsen vom Handwerker zum Dichter versinnbildet dieser Meister aufs beste.

Das war eine echte Festaufführung; Bayreuther Stimmung lag über dem Ganzen. Und so klang's also gut aus, und wir dürfen die vorangegangenen Tage vergessen. Vielleicht aber ist man durch diese Denkmalfeier reif geworden für jenes andere Wagnerdenkmal geistiger Art, von dem wir hier bereits gesprochen, für eine Stiftung, die es ermöglichte, jährlich an einigen Festtagen Aufführungen Wagnerischer Werke fürs Volk zu veranstalten. Glück-  
auf zu dieser Sammlung!

Karl Stord.



## Was unserm Musikleben fehlt.

Eine „musikalische Zeitfrage“.

Die musikalischen Zeitfragen — das sind nicht Fragen über Tempo und Takt, sondern über allgemeine musikalische Angelegenheiten dringlicher Natur — ergeben sich ohne Schwierigkeit aus einer eingehenden und methodischen Prüfung der Gesamtlage der Musik. Man hat da wie der Kaufmann bei der Inventur zu fragen: Wie verhalten sich in der letzten Rechnungsperiode Gewinn und Verlust? Die Rechnungsperiode wäre das neunzehnte Jahrhundert. Die durchzurechnende Masse wird man praktischerweise auf die deutsche Musik, die uns am nächsten liegt und auf die wir einwirken können, beschränken, und man wird sie zur besseren Übersicht in die geläufigen beiden Hauptgruppen: Komposition und Musikpflege teilen dürfen.

„Da gehört denn ohne Zweifel das neunzehnte Jahrhundert in der Komposition zu unsern großen Zeiten. Die Namen Beethoven, C. M. von Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Wagner, Liszt und Brahms umfassen eine Summe von Begabung und erworbener Meisterschaft, der in derselben Zeit das Ausland nirgends nahe kommt. Durch zahlreiche Kleinmeister verstärkt, beweist diese Reihe, daß das starke musikalische Feuer, das sich an Renaissance und Reformation einst entzündet hat, im deutschen Volk, als die Gründung des neuen Reiches nahe und vollzogen wurde, noch nicht erloschen war. Erst im neunzehnten Jahrhundert haben einzelne Felder der Komposition: Sinfonie, Lied, Musikdrama, die höchste Ernte ergeben. Der Niedergang, den Kirchenmusik und Oratorium erlitten, wurde durch die Wiederbelebung alter Meister, die eine der folgenreichsten Leistungen in der Musik des neunzehnten Jahrhunderts ist, mehr als ausgeglichen. Das Ergebnis lautet also: Auf die Komposition des neunzehnten Jahrhunderts dürfen wir mit Stolz sehen. Auch seine Musikpflege kann auf vielversprechende Neubildungen verweisen. Das schon oft, bei den Literatenschören der Hussiten, bei den Kantoreien der Lutheraner, bei den italienischen Akademien, bei den studentischen und bürgerlichen Musikkollegien des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts erprobte Aufgebot musikalischer Laienkraft rief Chorvereine und Liedertafeln ins Leben, die Hausmusik erhielt durch die allgemeine Verbreitung des Klavierspiels eine neue, höchst wertvolle Stütze, über ganz Deutschland zog sich allmählich ein Netz musikalischer Fachschulen, die die Ausbildung der Fachmusiker wesentlich erleichterten, ihre Anzahl über den Bedarf vermehrten.

„Jedoch hat dieser Neuwerb nur zum Teil gehalten, was er versprach, und zu diesem teilweisen Fehlschlag kommt noch eine Reihe positiver, schwerer Verluste, die in dieser Zeit die praktische Musik Deutschlands trafen: den Kriegsnöten, der neuen Entwicklung des geistigen Lebens, der Geselligkeit des Gemeinns, der Steigerung des Verkehrs, der Gewerbefreiheit sind eine Menge musikalischer Institute und Sitten zum Opfer gefallen, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch überall, auch an kleinen Orten, wichtige Bestandteile des Kulturapparats waren: die bürgerlichen Musikkollegien mit ihren wöchentlichen Konzerten sind fast spurlos, die Stadtpeisereien und Schulchöre bis auf wenig Reste verschwunden. In den Klöstern, in den Schlössern des Adels, in den Palästen städtischer Patrizier findet man keine Orchester mehr, die Zahl der fürstlichen Hofkapellen hat sich weit mehr vermindert als die der

Residenzen. Nur ganz alte Leute erinnern sich noch an Gregorisingen, an Neujahrsblasen und an die musikalischen Quartalumzüge. Nur in ganz vereinzelt versteckten Kleinstädten trifft man noch auf Kurrenden, hört man morgens, mittags, abends Musik vom Kirchturm oder vom Rathaus. Der ehemalige Riesenbedarf an Ständchen und sogenannten Aufwartungen bei Familienfesten, bei städtischen und staatlichen Feierlichkeiten, der den goldenen Boden des Musikhandwerks bildete, ist aufs spärlichste zusammengeschrumpft. Die Straßenumustik ist zum Bettel geworden, in der Hausmusik das Quartettspiel und eine ganze Reihe der kostbarsten Gruppen nahezu ausgestorben. Die Mehrheit unserer Musikfreunde kann sich gar nicht denken, daß ein Land mit Musik besser versorgt sein könnte, als das heutige Deutschland in seinen großen Chören, seinen großen Orchestern und seinen berühmten Dirigenten. In einer jeder Kritik baren Bewunderung dieses Besizes sieht sie voll Mitleid auf die alte Zeit, und doch war uns diese durch den Reichtum und durch die Dezentralisierung ihrer Musikpflege unendlich überlegen. Heute teilen wir die Musik in Gießkannen aus, in den früheren Jahrhunderten fiel sie wie ein Himmelsregen über das ganze deutsche Land, durchdrang alle Stände und Klassen und hielt in ernen Zeiten ganz allein das Volk geistig so frisch, daß nach der Schlesiens Dichterschule wieder die Schiller und Goethe möglich wurden. Daß sie das konnte, war die Wirkung der eben aufgezählten Musikorgane, Bräuche und Mittel. Ihnen verdankt es auch Deutschland, daß seine Komposition auf dem internationalen Musikmarkt zur Herrschaft gelangte.

„Das Ergebnis unserer Inventur lautet demnach: Dem erfreulichen und bedeutenden Zuwachs in der Komposition steht eine sehr empfindliche und starke Einbuße in der Musikpflege des neunzehnten Jahrhunderts gegenüber. Daraus folgt, daß für die nächste Zeit viel eifrige Organisationskritik getrieben werden muß, und daß dies eigentlich schon längst hätte geschehen müssen.“

Die Ausführungen entstammen einem vorzüglichen „Musikalische Zeitfragen“ betitelten Buche des Leipziger Universitätsprofessors Herm. Kresschmar (Verlag von C. F. Peters). Wir dürfen hier im „Zürner“ mit besonderer Genugtuung das Verlangen des bedeutenden Fachmannes nach „Organisationskritik“ wiedergeben, weil wir in der Hausmusik von Anfang an gerade diese besonders gelibt haben. Wir betonen immer wieder, daß unser heutiges Musikleben zwar ungemein in die Breite gegangen ist, dafür an Tiefe schwer eingebüßt hat. Aber auch mit dieser Breite ist es ein eigen Ding. Viele Strecken, nach denen einst vom großen Hauptstrom musikalischen Lebens kleine Bächlein abzweigten, liegen heute verdorrt. Es wäre nun verkehrt, einfach die Zustände vom schöneren „Einst“ wieder herstellen zu wollen. Es gilt mit dem „Jetzt“ zu rechnen und hierbei Gelegenheiten zu schaffen, bei denen die Musik wieder so recht zum Herzen des Volkes dringen kann. Die wichtigste ist das Haus. Hebung der Hausmusik ist die Lösung für jeden wahren Musikfreund. Es soll weniger im Haus musiziert werden, aber besser. Der Name Dilettant muß wieder ein Ehrenname werden. Er soll nicht bedeuten Pflücker, sondern Liebhaber. Wer eine Kunst aber richtig lieb hat, der ist ihr ganz ergeben, der sucht sie sich so sehr zu eigen zu machen, wie er nur irgend kann. Er liebt sie ja, er will, er muß sie besitzen.

Wenn Eltern, die unbegabte Kinder Musik treiben lassen, sagen: Das schickt sich so, das ist vornehm, so zwingen sie ihr Kind zur Lüge. Es soll Liebe zur Musik heucheln, und es hat keine. Das ist verderblich, nicht nur weil aus

solchen zur Klaviatur gepeitschten Kindern später Musikkfeinde werden, sondern weil auch der Mensch an sich geschädigt wird. Die Musik ist hierin eine unheimliche Kunst. Gerade weil sie die Fähigkeit hat, tiefer und eindringlicher zu wirken, als alles andere, wirkt sie auch im Bösen nachhaltiger.

Das ist überhaupt ein großer Irrtum, daß sich alle musikalische Begabung ausübend betätigen soll. Das Zuhören ist auch eine Kunst, eine sehr wichtige und schöne Kunst. Ich glaube, man wird wieder lieber zuhören, wenn man nicht immer Musik hören muß. Jetzt klumpert's in einem fort und überall. Es klumpert entweder Nichtigkeiten, oder Bedeutendes wird in sündhafter Weise verstümmelt. Woher sollte da gerade der geistig Bedeutendere noch Lust zum Zuhören haben? Man kann durch den guten Vortrag des einfachsten Volksliedes tiefe Freude bereiten, wo man durch die unzulängliche Vorführung einer Sonate Beethovens Menschen „rasend machen kann“. Man läßt doch die Schüler im Zeichenunterricht auch nicht ihre Übungen an der Kopie von Michelangelo „Jüngstem Gericht“ machen. Also Einfachheit und Echtheit im Fühlen ist die Vorbedingung aller gesunden Kunstpflege. Nicht prunken wollen, weder vor sich, noch vor andern, sondern erbauen und erfreuen. —

In dem genannten Buche gibt Krehshmar viel gute Ratsschläge, wie die musikalischen Gesamtverhältnisse zu verbessern, wie unser Musikleben zu vertiefen wäre. Die Schule vor allen Dingen muß viel mehr für die musikalische Erziehung tun als bisher: die Fachmusiker andererseits müssen mehr im Volksleben stehen. Das *part pour l'art* ist in der Musik noch verhängnisvoller als in den andern Künsten. Es führt zur Verstiegtheit im Empfinden und zu unfruchtbarer Formkünstelei. Das sind die beiden Leitmotive des Buches, dem ich viele Leser wünsche.

H. St.



**Hugo Wolf, Erinnerungen und Gedanken.** Von Michael Haberlandt.  
Leipzig, Lauterbach & Ruhn. M. 1.50.

Keine Biographie des zu Beginn des Jahres verstorbenen Liedermeysters bietet uns der Vorsitzende des Wiener „Hugo-Wolf-Vereins“, aber einen wertvollen Beitrag dazu. Die Persönlichkeit des Komponisten war so kraus, der unbekanntem Öffentlichkeit gegenüber war er von einer mimosenhaften Empfindlichkeit, wenn er diese auch oft genug unter der Form der stachelichten Distel verbarg, daß eigentlich nur die Freunde des Toten imstande sind, sein menschliches Wesen zu schildern. Und Haberlandt war Wolf ein vertrauter und verstehender Freund. So ist, was er bietet, ein wertvolles Zeugnis, zumal er es durch zahlreiche Briefe belegt. Neun Abbildungen und zwei Facsimiles verschönern das Büchlein, das ich allen Verehrern der eigenartigen Muse des Komponisten empfehle.

St.



## Singende Engel vom Altarwerk der Brüder van Eyck.

Zu unserer Photogravüre.

In die früheste Zeit nordischer Malerei führt das Bild, das wir heute unsern Lesern bieten. Diese „singenden Engel“ sind eine der zwölf Tafeln, in die das Genter Altarwerk der Brüder Hubert und Jan van Eyck zerfällt. Die entsprechende zweite Engelgruppe gedenken wir den Türmerfreunden in nicht zu ferner Zeit darzubieten. Gerade in diesen beiden Engelgruppen offenbart sich Art und Absicht dieser germanischen Frühkunst, zeigt sich ihre Stärke, aber auch die Grenze, die dieser Kunst gezogen war.

Nicht als monumentale Wandmalerei, wie die gleichzeitige Frührenaissance Italiens, tritt diese Kunst ins Leben, nicht im Verein mit einer in breiten Bildflächen ihre stärksten Innenwirkungen suchenden Architektur, sondern als Tafelmalerei. Das ist bedeutsam. Das Tafelbild ist als Schmuck nicht mit dem Raum verwachsen; man stellt oder hängt es hinein. In der Bevorzugung der Tafelmalerei gegenüber der Wandmalerei offenbart sich ein kultureller Unterschied.

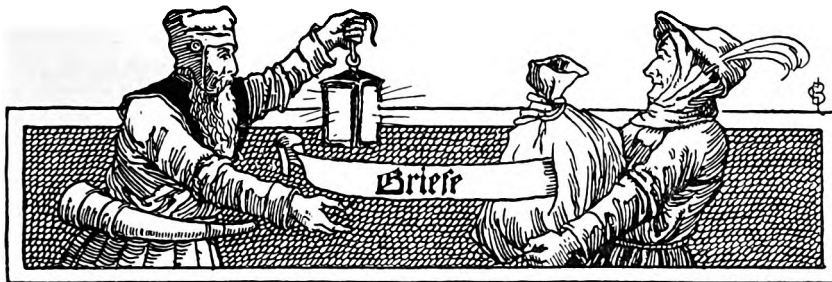
Nicht Fürstengunst und kirchliche Prachtentfaltung zogen diese nordische Kunst groß, sondern das Bürgertum. Darum zeigt auch diese Kunst gar keine Beeinflussung durch die in der italienischen Renaissance so mächtig wirkende Antike. Dafür herrscht hier ein Realismus, erstanden als möglichst treue Wiedergabe des in der Natur Gesehenen — also ohne allen naturalistisch-pessimistischen Beigeschmack —, wie er stärker in keiner Zeit sich geoffenbart hat. In den Gesichtern der Engel z. B. ist der Künstler, der in der Darstellung veronnener Ruhe so Großes erreicht, selbst vor Verzerrungen nicht zurückgeschreckt, da es ihm darauf ankam, die Bewegungen der Züge und Lippen ganz getreu wiederzugeben.

In diesem Falle erleben wir in der Kunstgeschichte, was die Künstlergeschichte öfter verzeichnet. Das erste Werk ist der Meisterwurf. In der Glut der Farbe, der Sicherheit der malerischen Technik, in der Schärfe der Beobachtung und der getreuen Wiedergabe bis ins kleinste hinein, ist dieser Altar, den Hubert (1370—1426) van Eyck 1420 begann und nach dessen Tode sein Bruder Jan (1390—1440) am 6. Mai 1432 vollendete, nicht wieder übertroffen worden. Die reiche Pracht der Brodatgewänder, die leuchtenden Edelsteine, der geschnitzte Chorstuhl, das in Sammet gebundene Buch, das darauf ruht — das alles ist meisterhaft wiedergegeben. Und die Zusammenstimmung der Farbentöne ist von vollendeter Harmonie.

Nach der Überlieferung hätten die Brüder van Eyck diese schönen Wirkungen der Erfindung der Ölmalerei zu danken. Die Forschung hat aber erwiesen, daß diese Technik schon früher bekannt war. Nein, die besondere Sorgfalt in der Bereitung der Farbe, der rührende Fleiß und die Liebe zur Arbeit, das waren die Eigenschaften, denen dieses Meisterwerk zu danken ist. Es sind jene Eigenschaften, die allen großen deutschen Künstlern eigen sind. So ist dieses Bild auch in dieser Hinsicht ein treffliches Zeugnis deutscher Art.

St.





J. W., A. — J. W., E. — A. J., L. — J. M., F. — A. S., J. — R. St., B. — G. J. v. J., C. — E. M., R. — C. D., M. — E. S., R. — H. M., E. — G. P., M. — A. v. P. — R., G. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im E. leider nicht geeignet.

W. B. in D. Die eingesandte Probe scheint lyrische Begabung zu verraten. Ob diese stichhaltig sein wird, muß die Zukunft lehren.

W. R., M. (Ruhr). Das Gedicht ist schön empfunden, steht aber formell nicht auf der Höhe.

Prof. Dr. G., D. Sie haben im Prinzip wohl recht, wir werden deshalb Ihren Vorschlag auch in Erwägung ziehen. Nur dürfte es sich nicht empfehlen, mit der Neuerung, oder richtiger der Rückkehr zum berechtigten Alten, mitten im Jahrgang zu beginnen.

G. Emd. Ihrer Zuschrift geben wir gerne in der Off. Halle Raum.

G. C. J. S., W., L., u. S. Ihre warmherzige Zuschrift erreichte uns erst nach Ausgabe des Oktoberhefts. Herzlichen Dank für sie, wie auch für den Hinweis auf die beiden amerikanischen Autoren, an die wir uns gelegentlich wenden wollen. Die Arbeit des P. M. wäre zu lang, aber vielleicht ließe sie sich wesentlich kürzen? Sie möchten mehr solcher Beiträge wie „Stephan Remarg“, oder den Weihnachtsartikel in der Dezember-Nummer 1900 „Der fremde Mann“ im E. sehen. Ja, wenn wir sie nur bekommen! Was in der Art zu unserer Kenntnis gelangt, das halten wir schon fest und bringen es unsern Lesern. Nochmals Dank und Gruß übers Meer!

G. B., S. a. Rh. Dem „Sohne des treuen Heidenpredigers“ herzlichen Dank für seinen warmen „herbstlich-sonnigen“ Wandergruß!

A. E., G. H. E. b. A. Besten Dank für Brief und Broschüre, die beide beweisen, daß auch im „Zyklopen-Reiche“ das deutsche Gemüt sein Recht verlangt, leider leider nur so oft nicht bekommt. Freundlichen Gruß!

G. F., G. Fr. Dank für die fortgesetzte Übersendung der S. A. 3.

J. v. B., B. Kr. G. Wir können nur zustimmen, wenn Sie schreiben: „Im Julihefte, Sest 10, fand ich folgenden Satz im Aufsatze: ‚Bauerntum und Bauerntilmele!‘: Verliert der Bauer sich selbst, wenn er den Neubau massiv, ohne Strohdach und ohne Pferdelöpye auführt? — Der Schreiber nimmt also an, daß für ein Ziegeldach keine Pferdelöpye mehr passen. Die Strohdächer fallen mit der Zeit ganz weg, so hübsch sie auch sind; denn keinem Bauer wird es heutzutage mehr einfallen, auf einen Neubau ein teures Strohdach zu setzen, welches an und für sich schon teuer ist und doppelt teuer durch die hohe Versicherung. Aber weshalb sollen unsere alten niederländischen Pferdelöpye denn auch gleich mit abgetan werden? Bei einem roten Ziegeldach bilden die in Pferdelöpyen auslaufenden Windfedern eine wunderhübsche Zierde des ganzen Hauses. Dieses heidnische Abzeichen haben wir sogar auf unserem neuerbauten Pfarrhause anbringen lassen — und die Pferdelöpye vertragen sich bis jetzt ganz gut mit dem Kreuz, welches vorn auf dem Dache errichtet ist. Wenn es auch vielfach nichts nützen wird, so werden mein Mann und ich trotzdem bei bürgerlichen Neubauten für die Pferdelöpye reden, gerade bei einem Ziegelbache, um das gute Alte zu Ehren zu bringen. Achtung vor dem Alten! Ich meine doch, ein neu errichtetes Bauernhaus oder Landhaus steht noch einmal so schmuck aus, wenn es das Abzeichen freien Niederfachsentumes trägt! Auch die schönen Sprüche, die wir noch vielfach an alten Bauernhäusern haben, dürften bei einem Neubau nicht vergessen werden. Wie ziert nicht ein Spruch über der Haustür oder dem großen Kofstor!“ — Und wir setzen deshalb auch Ihre an den E. gerichtete Bitte gleich hierher als einen Aufruf an alle, die in die Lage kommen, ihm Rechnung zu tragen: „Wenn Sie gelegentlich für das eben gepriesene schöne Alte wirken können, so lassen Sie die Gelegenheit, bitte, nicht vorübergehen. Je mehr ein Mensch im Mittelpunkte der Menge steht, desto mehr kann er für dergleichen tun. Der Bauer und der Zimmermann auf dem Lande denken nicht an Pferdelöpy und Spruch, wenn sie nicht auf diese mit Leichtigkeit anzubringende Zierde aufmerksam gemacht werden.“ Besten Dank für den freundl. Gruß!

**N. v. L. G. J.** Die interessanten Fälle, die Sie zu dem Kapitel der Träume erzählen, seien hier mitgeteilt. Sie schreiben: „In der hiesigen Gegend kam auch kürzlich ein merkwürdiger Fall vor. Ein junges Mädchen, das zwar verkrüppelt resp. verwachsen war, aber nicht krank, erzählte ihrer Mutter, sie habe geträumt, sie sei am Friedhof gewesen und habe da ihren eigenen Grabstein gesehen und gestorben September 1904, wie sie meinte und fügte halb ernst halb im Scherz hinzu: Der liebe Gott schenkt mir doch noch ein Jahr, doch plötzlich erkrankte sie während eines Ausfluges und 14 Tage darauf war sie tot — d. h. Anfang September — es war also nur ein Irrtum in der Jahreszahl. — Ich hatte einst auch einen Traum, aus dem ich plötzlich erwachte; — es war mir, als hätte mich eine Freundin noch sterbend gerufen — des andern Tages erfuhr ich, daß die Betreffende um diese Stunde gestorben sei. — Auch weiß ich von zwei geistlichen Herrn, die sich gegenseitig das Versprechen gaben, nach ihrem Tode Nachricht zu geben, wie es ihnen gehe; — und so sagte einst P. S., der auch sehr krank war: „Heute nacht ist mir mein Freund, Pf. S., erschienen und sagte mir, es gehe ihm sehr gut — also sehe ich dem Tode auch ganz ruhig entgegen“; kurz darauf war er auch nicht mehr unter den Lebenden. Ähnliche Fälle gäbe es viele zu berichten.“

**Ed. S., H. i. P., J. G.** Wir meinen, so kurzer Hand wäre die Feuerbestattungsfrage doch nicht abzutun, und behalten uns vor, gelegentlich darauf zurückzukommen. Für Ihre rege Anteilnahme am *L.* freundlichen Dank und Gruß!

**Dr. J. S.** Sie weisen als auf ein Gegenstück zu dem „Fall Süßener“, in dem ein Totschläger nur zu Festungshaft ohne Degradation verurteilt wurde, und „also keine Einbuße an seiner Ehre erlitt“, auf den Fall des Arztes und Reserveoffiziers Dr. Schuhmacher in Innsbruck hin, der nach der Münchener Zeit. Nr. 219 zum Gemeinen degradiert wurde. Und warum? Weil er den wegen Duellverweigerung degradierten Senior der Innsbrucker Burschenschaft Austria vor dem Militärrengerichte vertreten hatte. Und Sie bemerken dazu: „Also ein Duell, d. h. Totschlag verweigern macht ehelos, degradiert, ein Totschlag nicht.“ Ein größeres Licht kann auf die Rechtsanschauungen in gewissen Militärkreisen allerdings kaum geworfen werden, als durch die Gegenüberstellung dieser beiden Fälle.

**J. P., s. J. G. W. E.** Da es doch reichlich spät ist, auf das vor mehr als Jahresfrist angeregte Thema ausführlich zurückzukommen, so möchten wir Ihre Zuschrift hier nur kurz dahin resümieren, daß Sie es einerseits für verfehlt halten, den deutschen Auffas als einzig gültigen oder doch am meisten ausschlaggebenden Maßstab für die Beurteilung der geistigen Reife unserer Abiturienten anzusehen, andererseits es einem mangelhaften Unterricht in der Auffaslehre zuschreiben, wenn bei vielen, selbst begabten Gymnasialisten der deutsche Auffas die schwächste Seite ihrer Schulleistungen ist. Ob Sie Ihre eigenen Erfahrungen verallgemeinern dürfen, steht doch zum mindesten dahin. Sie erzählen, daß in der von Ihnen besuchten Anstalt der Ordinarus es überhaupt ablehnte, sich auf eine methodische Unterweisung einzulassen, mit dem Bemerkten, ein Obersekundaner müsse auch ohne Besprechung des aufgegebenen Themas einen selbständigen Auffas schreiben können. Das Ergebnis sei dann „ein wildes Aufbraufen, ein Rappschütteln und Lamentoschreien von seiten des Herrn Doktors gewesen; Es ist zum Wahnsinnigwerden, welch eine Stupidität, eine Gedankenarmut, eine Trivialität des Ausdrucks! Absolut kein Talent für deutsche Sprache bekundet die Klasse!“ Mit höhnischem Lächeln wurde das Fehlschlagen eines Ausdrucks, eines Gedankens dem Schüler vorgeworfen. Ohne Begründung. „Sezen Sie sich hin und halten Sie Ihren Mund“, hieß es, wenn ein Mutiger versuchte, seine Ansicht zu verteidigen.“ Wir meinen, diese Art von Lehrern, die eben nichts weniger als Lehrerberuf haben, ist doch wohl schon selten geworden. Sie mögen noch vor Jahrzehnten häufiger gewesen sein, wie ja nicht nur der Fall Ihres persönlichen Freundes zeigt, der auf der Schule im Auffas „noch so eben genügend“ erhielt, später aber Novellen und sogar — Aufsätze für angesehene Zeitungen schrieb, sondern auch der von Ihnen erwähnte Umstand, daß Gerwinus und — Gerhart Hauptmann zugestandenermaßen schlecht im deutschen Auffas waren.

**H. G., P. G., Br.** Besten Dank für die neue Zuschrift, die wir in einem der nächsten Hefte veröffentlichen werden. Auf Ihre früheren Sendungen kommen wir noch zurück. Freundl. Gruß!

**H. H., St.** Auch auf Ihr febl. Schreiben greifen wir noch zurück. Die mitgesandten Gedichte sind leider in der Form noch nicht zureichend und auch gedanklich nicht originell genug. Dem eifrigen jungen Freunde freundlichen Dank und Gruß!

**Aufruf.** Die Besitzer Robert Schumann'scher Briefe werden gebeten, dieselben in Abschrift (oder in Original gegen Rückgabe) an Herrn Professor F. Gustav Jansen in Hannover-Steuerndieb Nr. 13 zur Aufnahme in die vorbereitete zweite Auflage der Schumann'schen Briefe, Neue Folge, gütigst einzusenden.



VI. Jahrg.

November

1903.

Heft 2.

# Bitte.

Elisabeth Brauer.

Nicht zu langsam.

The first system of musical notation consists of three staves. The top staff is a vocal line with a treble clef and a key signature of three sharps (F#, C#, G#). The middle and bottom staves are piano accompaniment with grand and bass clefs respectively. The piano part begins with the marking "pp dolce".

The second system of musical notation consists of three staves. The top staff continues the vocal line. The piano accompaniment continues with a "p" marking. The lyrics "Sin - ket nie - der hol - de Träu - me," are written below the vocal staff.

The third system of musical notation consists of three staves. The top staff continues the vocal line. The piano accompaniment continues with a "p" marking. The lyrics "fü - let mir die See - - le ganz, hül - let mir die" are written below the vocal staff.

Ed. \*



ö - den Räu - me ein mit eu - erm Wun - - der -

Red \* Red \* Red \*

glanz!

*pp*

Nach und nach bewegter.

Naht euch wie - der, Licht - gestal - ten

Red \* Red \*

*mp*

längst entschwund'ner sel' - ger Zeit, die einstlie - bend

Red \* Red \* Red \* Red \* Red \* Red \*

*f* Sehr bewegt. *f* Sehr bewegt.

mich umwallten, *Sehr bewegt.* o wie seid ihr mir so

*ff*

*Red \** *Red \**

weit, wie seid ihr mir so weit!

*ritard. molto*

*dolce p*

Tempo I.

*pp* *p*

*p*

Dunk - le Nacht, ach sink her - nie - der

ü - ber mei - ner Ein - sam - keit klin - get sü - sse

Ped. \*

Ju - gend - lie - der fort um mich in E - wigkeit, in

*cresc. molto f* *pp*

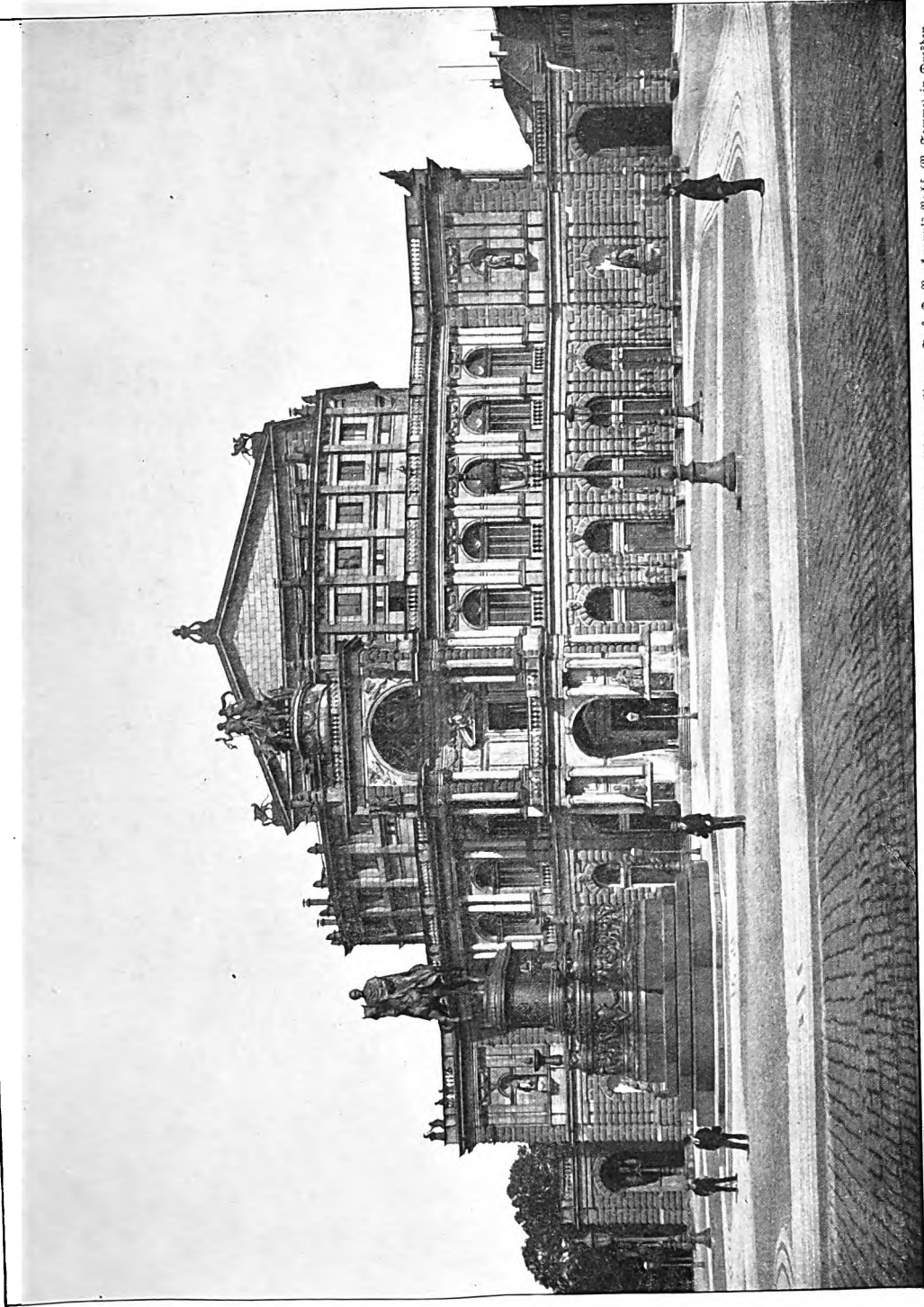
Ped. \* Ped. \* Ped. \* Ped. \*

E - - - - - wig - keit!

*pp* *pp*

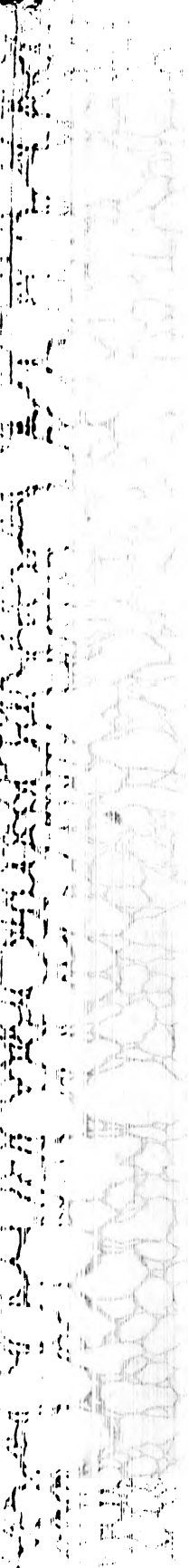
*rit.*

Ped. \*



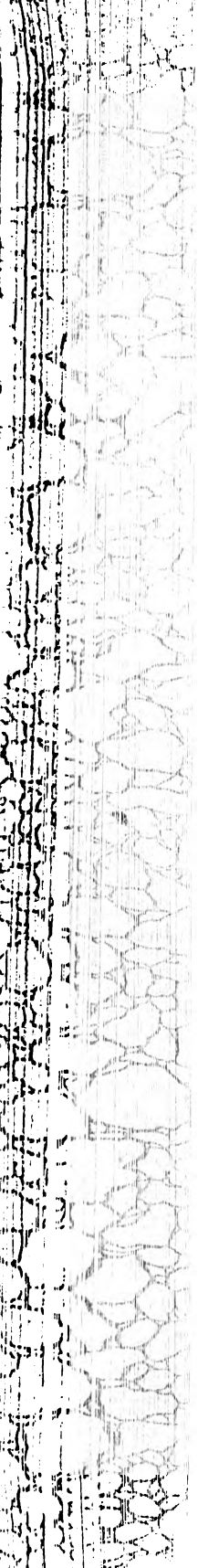
Semper. Das Rgl. Hoftheater in Dresden.

Nach einer Photographie von G. & D. Brodmann's Nachf. (H. Samme) in Dresden.





Semper. Das Polytechnikum in Zürich.









Sandro Botticelli pinx.

Photogravure Bruckmann.



## GEBURT CHRISTI.



VI. Jahrg.

Dezember 1903.

Heft 3.

## Plato und Jesus.

Von

Leonhard Jacob.

Unsere Prediger schildern uns die Zeit vor Jesus um der rhetorischen Wirkung willen gern als dunkle Nacht. „Das Volk saß in Finsternis und Schatten des Todes.“ Diese Vorstellung ist jedoch nicht ganz zutreffend. Wie einst bei der Welterschöpfung Licht schon vor der Sonne da war, so auch bei der Welterlösung. Die Gipfel der Berge glühen, lange ehe wir die Sonne am Himmel aufsteigen sehen. Die Adventszeit ist die Zeit des kommenden Lichtes.

Dies gilt vom Judentum, aber auch, was vielen noch weniger geläufig ist, vom Heidentum. Die Griechen suchten nach Weisheit, das war auch ein Weg zu Christus. Hatten doch die alten Kirchenväter vor dieser Weisheit einen solchen Respekt, daß sie dieselbe als eine Wirkung Christi, als einen vorzeitig ausgeworfenen Samen seines Geistes ansahen. Aus der Frühlandschaft des Heidentums aber ragt uns ein Gipfel über alle glänzend empor. Das ist Plato. Er ist so gut wie irgend einer ein Prophet, ein Erzieher, ein Wegbereiter für Christus. Die Heidenwelt wäre nicht so schnell für Christus reif gewesen, wenn sie ihn nicht gehabt hätte.

Der Türmer. VI, 3.

Plato ist um 430 v. Chr. in Athen geboren und wurde 81 Jahre alt. Werfen wir nur einen Blick auf den Boden und das Klima, in dem er aufwuchs, so finden wir, er ist ein Fremdling in seiner Heimat, eine einsame Wunderblume. Sein Leben ist in der Tat ein verwehtes Samentorn des Geistes Gottes; der Tau, der ihn nährt, stammt nicht aus dieser Welt.

Man hat die Griechen nicht mit Unrecht die Franzosen des Altertums genannt. Sie sind berüchtigt als unbeständig und unzuverlässig, voll Sucht nach Neuem. Ihr Leben hatte tausend und ein Ziel. Athen ist der Sammelplatz des literarischen und geselligen Raftsches.

Zweifellos hat diese Ruhelosigkeit ihren Hauptgrund in der Religion, in der Vielgötterei, die den Menschen bei jedem Anliegen an einen andern Gott verwies. Dazu kam in der Zeit vor Plato die Auflösung der altväterlichen Sitte und Ehrbarkeit, der Zweifel an der unbedingten Gültigkeit des Sittengesetzes. Was ist gut, was ist böse? Es gibt keinen Unterschied zwischen gut und böse. Er stammt wenigstens nicht aus der Natur der Dinge, sondern ist eine Erfindung der Willkür und ein Produkt des Herkommens. Sitte und Gesetz sind in der Hand des Starken eine Kette, um seine Gewalt festzuhalten. Gerechtigkeit ist das, was dem Starken nützt. Ihre Geltung beruht allein auf der Furcht und dem Aberglauben der Masse. Der „Aufgeklärte“ weiß das. Er beachtet Sitte und Recht, wenn sie ihm nützlich sind, er zerreißt sie, wenn sie seinen Plänen hinderlich sind, und wenn er es ungestraft tun kann.

Hier setzt Plato ein. Die große Aufgabe, die er zu lösen sucht, ist die, die Gültigkeit des Sittengesetzes aus der Natur der Dinge nachzuweisen. Die ganze Welt, die Summe alles Geschaffenen, hat einen einheitlichen Sinn und ein Ziel, das ist das Gute. Alle Dinge sind um des Guten willen. Das Gute ist der Grund alles Schönen. Wie die Sonne den Dingen Erkennbarkeit und Wachstum mitteilt, selbst aber über den Dingen ist, so ist das Gute in allen Dingen, selbst aber über allen Dingen. Über der sichtbaren Welt wohnt die allumfassende, Ziel und Richtung der Dinge bestimmende Idee des Guten oder Gottes.

Der Wert jedes Einzelwesens wird allein durch seine Stellung zum Guten bestimmt. Wie in einem guten Theaterstück jede Person, ja jeder Satz im Plan des Ganzen notwendig, sinnvoll und zweckmäßig ist, so hat jeder Mensch in der Welt eine besondere, notwendige Aufgabe: an seinem Teile und an seinem Platze dem Ganzen zu dienen, das Gute zur Herrschaft zu bringen.

Ein einfacher aber überaus wichtiger Gedanke. Auf der Annahme und der Verfolgung eines einheitlichen, wandellosen Lebenszieles beruht die Stetigkeit unseres Lebens, die schöne Entfaltung aller in uns ruhenden Kräfte. Ein Leben, das tausend Ziele verfolgt, gleicht einem tanzenden Irrlicht. Indem Plato dem Menschendasein ein einheitliches Ziel zeigt, das zugleich Sinn und Zweck der ganzen geschaffenen Welt ist, wird er zum Wegbereiter Christi. In Christo wird uns eine über allen Dingen waltende, sieghafte göttliche Liebe offenbar, eine Liebe, die die Quelle unseres Daseins

ist und ihr einziges und höchstes Ziel sein soll. Die Gewißheit dieser Liebe gibt uns den tiefen Frieden, den Schmerz und Freude, Weinen und Lachen, Sonnenschein und Sturm nicht zerstören können, da sie alle ein Ausfluß derselben ewigen Liebe sind.

Das zweite auffallende Kennzeichen griechischen Geistes ist seine Kultur-seligkeit. Diese sichtbare, bunte, klingende Welt, die sich ihm allerdings in ganz besonderer Pracht darbot, war seine Heimat, das letzte Ziel seiner Sehnsucht. Sie war ihm „die beste aller Welten“ und wert, daß man sich ihrer freute. Vortrefflich verstanden die Griechen die Kunst, zu leben, aus allem und jedem das größte Maß von Freude zu gewinnen. Das „Jenseits“, die „Untervelt“, galt als gefürchtetes Schattendasein, vor dem alles Lebendige ängstlich zurückschauerte. Ein berühmter Held will lieber bei einem armen Manne als Tagelöhner das Feld bestellen, als in der Untervelt über die Toten herrschen.

Wir alle leben, wenn wir jung, gesund und frisch sind, in einer ähnlichen Lebensstimmung. Aber wir erfahren gar bald, daß diese Welt der Hoffnung und des Genusses eine Welt der Enttäuschung und der Befleckung ist. Nicht nur, daß nicht alle Blümenträume reifen, auch unsere berechtigtesten und heiligsten Erwartungen werden vielfach nicht erfüllt. Und wo ist einer, der sein Herz und seine Hände ganz rein erhielt!

Da kommt Plato und lehrt: Diese sichtbare Welt ist nicht das Wirkliche und Wertvolle, sondern das Unvollkommene und Vergängliche. Über ihr liegt eine unermessliche Fülle des Seins, das Reich der Ideen, das Reich des Guten, das Reich Gottes. Alles Vergängliche ist nur ein Bild und Gleichnis für ein Ewiges. Wir leben in dieser Welt wie in einer unterirdischen Höhle und sehen darin nur die Schattenbilder der draußen befindlichen Dinge. Wer zum Licht emporsteigt, empfindet zuerst Schmerz in den Augen. Aber wenn er sich an das Sehen gewöhnt hat und sich seiner ersten Wohnstätte erinnert, wird er sich glücklich preisen. Seine Seele drängt dazu, immer in der Höhe zu verweilen, und kehrt ungern von der Betrachtung des Göttlichen zu den menschlichen Schwächen zurück.

Es gibt „zwei Welten“, eine unvollkommene diesseitige und eine vollkommene „jenseitige“. Aus der unsichtbaren Welt des Jenseits stammt die Seele des Menschen. Sie ist ein Absenker des göttlichen Lebens, unsterblich und ewig. Sie lebt in dieser Welt als ein Fremdling. Sie wohnt im Menschenleib wie in einem Gefängnis, sie leidet und sündigt mit ihm, strebt aber unaufhörlich mit unauslöschlicher Sehnsucht zurück zu der unsichtbaren Heimat. Der Tod ist für den Weisen kein Schrecken, sondern eine willkommene Erlösung.

Wie vertraut uns das alles klingt! Wir haben hier keine bleibende Statt. Wir sind Fremdlinge und Pilgrime. Die Heimat der Seele ist droben im Licht. Um dieser Heimat willen sind wir alles hinzugeben bereit. Der Tod kein Schrecken. Wenn wir sterben, geben wir nur unsere Sünde auf und retten unser wahres Selbst zum vollkommenen Leben in Gott.

Das Leben der Griechen war ferner ein Leben der Schönheit und der Klugheit. Die Schönheit, das Maßhalten, die ästhetische Rücksicht setzte dem Handeln seine Grenzen. Ein vortrefflicher Mensch ist ein harmonischer, maßvoller Mensch. Die Ästhetik ist die Grundlage der Sittlichkeit. Darin lag jedoch eine große Gefahr. Es war ein Weg zur Sinnlichkeit, wenn auch zu einer verfeinerten Sinnlichkeit. Erlaubt ist alles, wenn nur der Genuß nicht roh wird, wenn nur die Gesetze der Ästhetik nicht verletzt werden. Plato erkannte früh diese Gefahr. Aus seinem Idealstaat verbannt er deshalb alle weichlichen, verweichlichenden Genüsse, jene Art der Musik und der Dichtkunst, die die Sinne leise wie mit einem goldenen Nebel umschleiern und das Böse als nicht so schlimm, ja als lieblich erscheinen lassen. Auch darin ist Plato ein Christ vor Christus. Schön ist dem Christen nur, was eine veredelnde Kraft besitzt, was uns erhebt, was unsern Lebensmut stärkt, was uns besser macht und zu Gott führt: denn Gott ist die Quelle alles Schönen. Aus ihm stammt alle wahrhaftige Schönheit und hat nichts gemein mit der sinnverwirrenden Schönheit der „Welt“.

Das Leben der Griechen war sodann ein Leben der Klugheit. Die ganze Tugend war letztlich nur Klugheit. Man ist tapfer aus Furcht und Feigheit, denn man will dem größten aller Übel, dem Tod, entgehen. Man ist enthaltsam aus Begehrlichkeit, man verzichtet auf einen Genuß, um einen andern zu gewinnen. So ist die Tugend ein Tauschhandel, man wechselt Lust gegen Lust, Schmerz gegen Schmerz, Furcht gegen Furcht „wie Münzen“. Die wahre Tugend richtet sich nach Plato auf das Eine, was not tut, auf die Zugehörigkeit der Seele zur oberen Welt. Die Seele ist des Menschen besseres Teil; deshalb soll er sie pflegen und nicht den Leib. Drei Strebungen unterscheidet Plato im Seelenleben: das vernünftige, das leidenschaftliche und das sinnliche Streben. Wohlbeschaffen, gerecht ist der Mensch, wenn die Vernunft herrscht, die Leidenschaften und die sinnlichen Triebe gehorchen. In wem aber das Vernünftige, Gottähnliche vollkommen herrscht, dem sind Erde, Geld und Gut, Macht und Ehre gleichgültig. Ja, er weiß sich im Getriebe des Menschenlebens kaum zurechtzufinden, er tappt darin wie ein Blinder, seine Augen sind nach innen und nach oben zur höchsten Wahrheit gerichtet. Es lohnt sich auch nicht, sich mit dieser Welt zu befassen, sie befleckt die Seele. Es ist daher die Aufgabe des Menschen, sich vom Erdendasein innerlich frei zu machen, die Sinnlichkeit und die Begierden zu beherrschen. Das ganze Leben des Weisen ist Vorbereitung zum Tod, eine Reinigung der Seele von den Schlacken der Körperwelt. Nur wer innerlich die Erdenwelt überwunden hat, wer hier schon im Reinen und Heiligen gelebt hat, findet im Tode Erlösung und Eingang in die Welt des Lichts. Fassen wir zusammen: Gegenüber dem zersplitterten, auf das Diesseits gerichteten, höchstens durch die Gesetze der Schönheit und der Klugheit geleiteten Leben der Griechen stellt Plato ein großes einheitliches Lebensziel auf. Dieses Ziel ist das Gute, das jenseitige Reich Gottes, und der Weg dahin die Befreiung und Reinigung der Seele von der Welt.

Wie kam Plato zu diesen, den Griechen unerhörten Lehren? Man kann sie aus seinen Lebenserfahrungen ableiten. Die Zeitverhältnisse waren überaus unerquicklich. Athen unter der Herrschaft des Pöbels, keine Stätte der Wirksamkeit für einen vornehm gesinnten Philosophen. Wie vor einem mit Staubwirbel und Hagelschauer daherbrausenden Unwetter unter eine Mauer tretend, zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück, versenkte sich in die Betrachtung des Wirklichen, des Guten und Göttlichen und genoss darin die süßeste Freude. So kann man sich die Entstehung seiner wunderbaren, weltabgewandten, weltüberwindenden Lehre verständlich machen. Wir aber meinen, sie sei ein Ausflechten des Geistes Gottes, ein erstes Aufblitzen der kommenden Sonne. Auch in der Heidentwelt ist Gott wirksam. Er hat sein Leben nicht in ein Volk und ein Buch niedergelegt. Die ganze Welt ist eine Predigt von seiner Wundermacht und Güte.

Aus der Ferne gesehen, scheinen sich die Vorberge der Alpen ganz nahe an die Riesenkette anzulehnen. In Wirklichkeit liegen viele Tagereisen dazwischen. Genau so verhält sich's mit Platos Stellung zu Jesu. Wir dürfen über der Ähnlichkeit die Verschiedenheit nicht übersehen. Die Sonne kommt, aber noch liegen viele dunkle Schatten auf den Wegen.

Der erste gewaltige Irrtum Platos liegt darin, daß er den Menschen ganz auf sich selbst stellt und ihn sich selber erlösen lehrt, d. h. er ruft einem Ertrinkenden zu: Rette dich, ziehe dich an dem Gewicht deines eignen Körpers aus dem Wasser! Dieser Irrtum aber hat seinen Grund in einem andern, in der weitverbreiteten griechischen Ansicht vom Wert des Wissens. Wissen ist Tugend oder Tugend ist Wissen. Wer das Gute richtig weiß, tut es von selbst. „An jedem Tage, wo du mit mir zusammen sein wirst,“ sagt Sokrates, „wird es geschehen, daß du besser, als du kamst, wieder nach Hause gehen wirst.“ Wir denken nicht so gut vom Menschen. Wir wissen, daß zwischen der Erkenntnis des Guten und dem Tun eine große Kluft liegt. Ja, wir wissen, daß wir das Gute oft selbst dann nicht vollbringen können, wenn wir es noch so ernstlich wollen. Das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen fehlt mir. Du hast nicht bedacht, o Plato, welche eine Macht die Sünde ist! Sie hängt uns wie ein Bleigewicht an den Füßen, sie zieht uns wie ein Schlinggewächs hinab. Gott selbst muß uns in Christo seine rettende Hand reichen, er selbst muß uns an sein Herz ziehen aus lauter Güte, sonst sind wir rettungslos verloren. Doch den erwähnten Irrtum teilt Plato mit sehr vielen. Johannes der Täufer noch verweist den Menschen auf seine sittlichen Leistungen: Tut Buße, dann kommt das Himmelreich. Jesus aber lehrt uns, daß man das Himmelreich bereits im Herzen verspürt haben muß, um wahrhaft „Buße tun“ zu können, daß man erst selig sein muß, um gut zu werden.

Die Überschätzung des Wissens, die Meinung, daß man auf dem Wege der Betrachtung, durch Philosophie, zu Gott kommen könne, hat noch eine andere schlimme Folge. Wenige sind befähigt zur Weisheit, die meisten haben nicht einmal Zeit dazu. Die Not des Lebens nimmt sie ganz

in Anspruch. So entstehen zwei Klassen von Menschen: die Philosophen und die große Masse der Gewerbetreibenden und Handarbeiter. Die letzteren sind zur Tugend unfähig. Es ist unmöglich, lehrt ein Schüler Platons, Aristoteles, daß ein Handarbeiter Werke der Tugend vollbringe. Die große Masse ist überhaupt nur dazu da, den Philosophen das Leben zu ermöglichen.

Welch eine Härte! Welch eine Kluft zwischen Plato und Jesus! Dieser kam gerade zu den „kleinen Leuten“, zu den Müheligen und Beladenen. Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt. Die Lösung des Rätsels liegt darin, daß die Gottesgemeinschaft nicht durch Bildung des Verstandes, sondern des Herzens bedingt ist. Ein reines Herz, ein Herz, das in der Welt kein Genüge findet, das von der Erkenntnis seines Elends gedrückt ist und sich heraussehnt, das nicht hoch hinaus will und doch das Höchste erstrebt, ein solches Herz wird Gott schauen. Platonismus ist Selbsterlösung des Weisen durch Philosophie, Christentum ist Erlösung der Menschheit durch die Gnade Gottes, die erfaßt wird von einem gläubigen, sich ganz hingebenden Herzen.

Zuletzt finden wir bei Plato eine Lehre, eine interessante, geist- und poesievolle Lehre vom Ziel des Menschen, dem Jenseits und der Tugend, aber immerhin nur eine Lehre. Bei Jesus dagegen sehen wir dieses Ziel, das Jenseits und die Tugend, als Leben leibhaftig vor Augen. Lehren aber helfen der Menschheit wenig, sondern nur rettende Taten. Plato sitzt im vertraulichen Gespräch in seiner Akademie oder schriftstellernd in seiner Studierstube, er hat sich von der lärmenden Welt zurückgezogen, nicht gerade in Menschenhaß, und will sie nun von fern durch Überredung leiten. Jesus aber steht mitten im Kampf und in der rettenden Arbeit. Unerquickliche Verhältnisse, Undank, Spott und Hohn lassen seine Tatkraft nicht erlahmen, er greift kühn in das Rad der Weltgeschichte, er springt todesmutig in den gefährlichen Abgrund der Sünde, um dadurch die andern aufzurütteln und zu retten. Dort der weltferne Philosoph, hier der Helfer und Erretter! Dort eine leise welterschmerzliche Verstimmung, die Erde ein Sannertal, die Menschen eigentlich der Hilfe unwert. Hier kühne Siegeszuversicht, die Welt ein Schauplatz göttlicher Geschichte, ein Arbeitsfeld aller guten Kräfte, die Menschen trotz allem wert, daß man für sie lebt, ja daß man für sie stirbt.

Gewiß, Plato ist trotz alledem nicht fern vom Reiche Gottes. Ja er ist uns heute noch außerordentlich wertvoll, besonders gegenüber solchen, die das Jenseits als ein Traumbild, als Ausgeburt einer ungezügelter Phantasie und die Tugend als eine Menschenerfindung erklären, und damit zurückfallen in die von Plato überwundene Barbarei des Denkens; aber für den, der Christum hat, ist er im Grunde entbehrlich. Plato ist Morgendämmerung, Christus heller Tag, Plato ist Advent, Christus Weihnachten. Dort ist Liebe zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, hier die Weisheit und die Gerechtigkeit. Dort Lehre, Wissen von Gott und dem Himmel, hier Kraft und Liebe, Gott und der Himmel selber.

Wer krank war, schätzt die Gesundheit, wer im Dunkeln saß, das Licht; wer das Heidentum kennt, weiß, was er am Christentum hat. Wer Plato liebt und verehrt, sinkt vor Jesus anbetend in den Staub.



## Stimmen von oben.

Von

Hans von Wolzogen.

Einsam in Höhen über der Welt  
Schweben die Glocken im Turme,  
Zum Wachen sind sie, zum Wecken bestellt,  
Sie wachen in Nacht und im Sturme.

Durch all das Gewirr, durch all das Geschrei  
Der engen, drängenden Gassen  
Tönt ihre Stimme gewaltig und frei:  
Die Welt kann das Lauschen nicht lassen.

Und was sie vergessen und nimmer geahnt,  
Die Menschen im Jagen des Tages,  
Dort oben, da lebt es und schwebt es und mahnt  
Und meldet sich mächtigen Schlages.

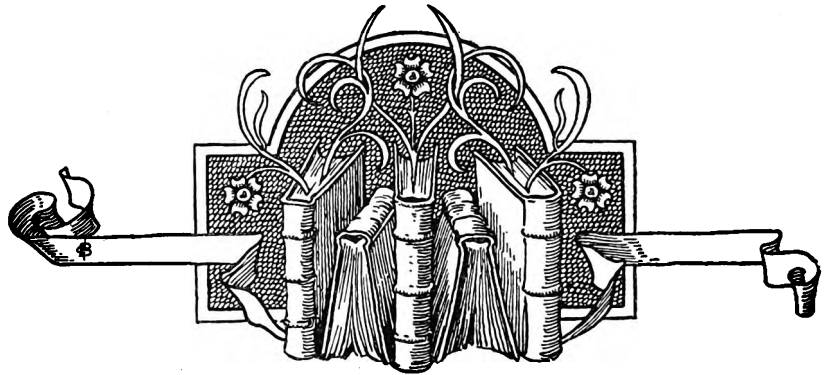
Es ist noch ein Sonntag in werkelnder Welt,  
Es ist noch ein Hohes im Leben,  
Es ist eine Nacht noch, die Wache hält,  
Ihr sollt euren Sinn nur erheben!

Und was ihr erlauschet, und könnt ihr's nicht schauen,  
Ihr müßt es euch gläubig gestalten:  
Den Stimmen von oben dürft ihr vertrauen,  
Die haben die Treue gehalten.

Die Nächte verbämmern, es brauset der Sturm,  
Der Blitz reißt die feurigen Schwingen —  
Jahrhunderte fliehen vorüber am Turm:  
Die Glocken klangen und klingen.







# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders.

Von

Peter Kologger.

(Fortsetzung.)

**U**nter bleigrauem Wolkenshimmel liegt die Wüste. Ihre gelbe wellige Sandfläche ist wie ein erstarrtes Meer, das kein Ende hat und fern im Gesichtskreise scharf an die dunkle Himmelscheibe grenzt. An manchen Stellen dieses Sandmeeres ragen graue, zerklüftete Felssegel hervor und stumpfzantige Steingeschiebe, oder auch Blöcke und Platten, wovon etliche eben wie ein Tisch sind. Zwei solche Platten liegen fast nahe aneinander, die eine ist zum Teil mit gelbem Flugsand bedeckt, die andere ragt höher aus dem Boden hervor. Auf jeder dieser Steinplatten liegt ein Mann ausgestreckt. Der eine, ein verbsehniger Körper, liegt auf dem Bauche und stützt mit den Fäusten seine schwarzwolligen Backen, daß er halb erhobenen Gesichtes hinstarren kann über die öde Wüstenfläche. Der andere, eine kleinere Gestalt, liegt auf dem Rücken, bedient sich der Arme als Kopfkissen und richtet sein Antlitz dem düsteren Himmel zu. Beide sind in Gewandung der Beduinen und mit Waffen versehen, die in den Kleidern stecken oder an denselben hängen. Über das Haupt mit dem wolligen Haar hat jeder ein Tuch gelegt. Die Gesichtsfarbe ist braun wie die Rinde der Pinie, die Augen sind groß und funkelnd, die Lippen wulstig und rot. Die Nase des einen stumpf und plump, die des andern lang und scharf gebogen. Also sehe ich diese Männer der Wüste.

„Dizmas,“ sagt der mit der Stumpfnase, „was siehst du am Himmel?“

„Barab,“ versezt der andere, „was siehst du in der Wüste?“

„Du bist ein wahrer Säulenheiliger geworden seit einiger Zeit“, sagt Barab. „Wartest du auf Manna, das vom Himmel fallen soll? Weißt du, daß mir die Eingeweide krachen? Ich will zur Karawanenstrafe hinab.“

„So geh. Ich will nach der Dase von Scheba“, sagt Dismas.

„Dismas, ich hasse dich“, knurrt der andere.

Dismas schweigt und schaut unverwandt in den Himmel hinein, der so mild-sonnenlos wie heute schon lange nicht gewesen ist.

„Seit damals, als du mir nicht beigestanden bist, da ich den Zug der Morgenländer habe anhalten wollen mit meinen Knechten, seitdem hasse ich dich. Er hat viel Räucherwerk und kostbare Spezereien mit sich geführt, und Gold. Mit einem Griff hätten wir Habe gewonnen für manches Jahr. Und du —“

„Wanderer, die den Messias suchen! An solchen vergreife ich mich nicht.“

„Du suchst ihn wohl auch, frommer Straßenräuber?“

„Natürlich suche ich ihn auch.“

„Ha ha ha!“ lacht der Stumpfnasige auf, bohrt sein spizes Kinn in die Faust. „Den Messias! Das Märchen traumseliger Greife. Alle Schwächlinge träumen und — glauben. Siehst du denn nicht, daß keiner mehr Zeit hat, um auf den Messias zu warten, daß alles jagen und streiten muß um sein bißchen Leben!“

„Also hab' ich's auch gehalten viel Jahr' und Tag“, antwortet Dismas mit Trauer. „Meine Herde verlassen, um dir zu folgen, Seide und Geschmeide erobert in der Wüste, und die Tage sind geschwunden trotzdem. Mit allen Schätzen kann man sie nicht eine Stunde aufhalten; in Wohlleben fliehen die Tage nur noch rascher. Nicht erkämpfen das Leben, aber festhalten, denn es ist eine Wonne zu sein. O, vergebens — die Tage schwinden. Also habe ich gemeint, nicht mehr auf die vergängliche Stunde bauen, sondern auf eine Zeit, die ewig währt. Und die kann nur der bringen, den Gott sendet.“

Barab tut, als presse er sein Angesicht in den Stein, und sagt mit küsternem Behagen: „Wir haben nur das Leben, das wir haben, und ein anderes gibt's nimmer.“

„Wenn es so wäre, wie du sagst,“ versezt Dismas, „so müßten wir dieses eine Leben groß machen —“

„Wenn es so ist,“ sagt Barab, „daß kein anderes Leben kommt, dann müssen wir dieses eine ausleben. Es ist Natur, und ihr zu entsagen Wahnsinn. Nein, genießen will ich. Genuß ist Pflicht.“

„So denken schlechte Menschen“, sagt Dismas.

„Es gibt keine schlechten Menschen“, rief Barab. „Und auch keine guten. Genosse, betrachte nur einmal das Lamm, es tut niemandem etwas zuleide, es läßt sich lieber vom Löwen zerreißen, als es den Löwen zerrisse. Ist es deshalb gut? Nein, bloß schwach. Und der Löwe, der das Lamm tötet und frißt, ist er deshalb böse? Nein, bloß stark. Und darum hat er recht, den Schwachen zu verzehren. Die einzige Tugend ist Stärke und die einzige Wohlthat ist, die Schwachen auszurotten.“

Als dieser Mensch so gesprochen hat, wendet der andere sein Angesicht herüber und sagt: „Was sind das für unerhörte Reden? Derlei Reden habe ich noch nie gehört. In wessen Herzen sind sie geboren?“

„Nicht im Herzen sind sie geboren“, sagt Barab. „Das Herz ist dumm. Dismas! Wenn ich in den Höhlen der Wüste wohne und tatlos sein muß, da forsche ich. Die Steine zerschlage ich und forsche. Die Pflanzen der Dase pflücke ich und forsche. Tiere und erschlagene Menschen zerstücke ich und forsche. Und finde, daß es anders ist, als die alten Schriften sagen. Es gibt nur einen Messias: die Wahrheit. Der Mensch ist ein Tier, eines wie das andere eine elende Kreatur — das ist die Wahrheit. Ha ha ha!“

Durch Dismas' Körper geht ein Schauern. Wie widerlich ist ihm dieser Mensch! Und doch fühlt er sich an ihn gebunden durch des Gegners Willensgewalt und durch der Jahre Gewohnheit. Oft hat er von ihm fliehen wollen und ist immer wieder zurückgekehrt. Nun richtet er sich auf, hebt die Arme gen Himmel und ruft: „O Herr in den heiligen Höhen, rette mich!“

„Rufe nur die Sterne an“, sagt Barab mit höhnnendem Lachen. „Da kommst du an die Rechten. Die wissen nichts von dir und nichts von deinem Gott. Sie sind aus gemeinem Staube. Sie selber und alle Wesen auf ihnen leben in demselben schmutzigen Streite wie unsere Erde und alles auf ihr. Ein ungeheurer Rehrichthausen mit Angeziefer, sonst nichts.“

Dismas sitzt mit gefalteten Händen auf seinem Stein, blaß wie ein Leichnam.

„Barab, mein Genosse“, sagt er endlich, „aus dir spricht der böse Engel.“

„Warum lobst du ihn nicht, Dismas, warum jauchzest du nicht? Meine Botschaft hat dich doch erlöst. Der du arglose Wanderer überfallen, getötet und beraubt hast — die ewige Hölle wäre dein Teil. Meine starke Botschaft reißt die Hölle ein. Verstehst du das?“

Dann der andere: „Ich habe in der Wüste einen Propheten gehört: einer von Gott verhängten Verdamnis könne man entkommen durch Buße. Deiner Verdamnis, Barab, nimmer! Kein allmächtiger Herr! Alles nur wüster, ewig wirbelnder Rehrichthaufen, und kein Entkommen. Furchtbar, furchtbar!“

„Wisse, Dismas, dein Klagen unterhält mich nicht,“ sagt der andere, auf Knien und Ellbogen sich stützend wie ein Vierfüßler. „Was Wichtigeres liegt mir an. Hunger habe ich.“

Dismas springt von seinem Steine auf und schießt sich an zu fliehen. — „Wenn er Hunger hat, dann wird er mich ja töten und verzehren.“

Barab hat eine lauernde Stellung angenommen und starrt mit Ableraugen hinaus in die Wüste. Dort zwischen Felsklößen ist ein rotes Fähnlein sichtbar geworden, das bewegt sich und kommt näher. Es ist das rote Gewand einer Frau, die auf einem Lasttiere sitzt und, näher besehen, ein Kind auf dem Arme trägt. Nebenher geht, am Stabe mühsam hinkend, ein Mann, der leitet das Tier.

„Dismas, da gibt's Leute!“ zischt Barab, den Griff seiner Waffe fassend. „Komm, verbergen wir uns hinter dem Stein, bis sie herankommen.“

„Aus dem Hinterhalte willst du diese waffenlosen Leute überfallen? Wüstenlöwe, du!“

„Du wirst mir helfen!“ sagt Barab kalt.

„Wir nehmen, was wir brauchen für heute, nicht mehr. Nur so helfe ich dir, du weißt es.“

Die kleine Gruppe ist näher gekommen. Der Mann und das Lasttier waten tief im Sande, der stellenweise vom ruppigen Gestein losgefegt, stellenweise in hohen Schichten zusammengeweht ist. Der Führer bringt das Tier in hastigeren Lauf, denn er hat an diesem sonnenlosen Tage die Richtung verloren, hält es aber geheim, um die Frau nicht zu ängstigen. Seine Augen suchen den Weg. Bis zur Dase von Descheme soll es noch gehen an diesem Tage. Nun sieht er oben auf den Steinblöcken zwei Männer stehen, die hoch hineinragen ins Firmament.

„Gelobt sei Gott!“ sagt Joseph aus Nazareth, „diese Männer werden mich weisen können.“

Bevor er noch fragen kann, steigen sie rasch herab. Der eine faßt den Riemen des Lasttieres, der andere ergreift den Arm Josephs und sagt: „Was ihr bei euch habt, das müßet ihr uns geben.“

Das blasse Weib auf dem Tiere sendet einen flehenden Blick gegen den Himmel. Das Knäblein auf ihrem Schoße schaut mit seinen hellen Augen drein und fürchtet sich nicht.

„Wenn ihr Brot mit euch führt, so gebt uns davon“, spricht Dismas, der das Eier hält.

„Tor!“ ruft Barab, der Stumpfnasige, „alles, was da ist, gehört uns. Ob wir etwas geben wollen, das ist die Frage. Ich schenke ihnen das Wertvollste — das Leben. Ein so schönes Weib ohne Leben wäre ein Grauen.“

Dismas langt nach einem Sack.

„Wozu das, Bruder!“ sagt Barab. „Wir geleiten sie in unsere Burg. Es könnte der Samum streichen. Bei uns sind sie geborgen über Nacht.“

Reißt dem Dismas den Riemen aus der Hand und führt das Eier mit Mutter und Kind zwischen den Steinen hinab zur Höhle. Joseph sieht die Waffen der Männer und folgt mit Betrübnis.

Als die Schatten des Abends kommen, also, daß die Sandwüste fahl wird und der Himmel dunkel, als die Steinblöcke und Felskegel dastehen wie finstere Ungetüme, sind die Wandersleute in den Tiefen der Höhle verwahrt. Vor ihr liegt das Lasttier, legt sein großes Haupt auf den Sand und schläft. Daneben kauern die Räuber und zehren an ihrer Beute.

„Die Gäste wollen wir ebenso brüderlich teilen“, sagt Barab. „Du sollst den Alten und das Kind haben.“

„Es sind Vater, Mutter und Kind,“ spricht Dismas, „sie gehören zusammen, wir wollen sie schützen.“

„Bruder,“ sagt Barab, der wegen der leichten Beute guter Laune geworden, „deine Würfel. Wir wollen spielen. Einmal um den Esel.“

„Gut, Barab.“

Dieser schleudert die achteckigen Steinchen mit den schwarzen Punkten, sie fallen auf den ausgebreiteten Mantel. Der Esel ist fein.

„Fürs zweite um Vater und Sohn!“

„Gut, Barab.“

Die Würfel fallen. Barab jubelt auf. Der Gewinn ist des Dismas.

„Fürs dritte die Frau!“

„Gut, Barab.“

Dieser schleudert die Würfel, sie fallen auf den Mantel.

„Was ist das? Die Würfel haben keine Augen! Dismas, laß die Scherze! Du hast die Würfel vertwechselt.“

Doch als er sie in die Hand nimmt, sind an den Steinen wieder die schwarzen Punkte. Sie würfeln das zweitemal und das drittemal. Wie vorher, die gefallenen Würfel haben keine Augen.

„Was bedeutet das, Dismas, die Würfel sind blind!“

„Mich dünkt, du bist es, Barab!“ lacht Dismas. „Trinke einmal von diesem Tropfen. Und dann lege dich schlafen.“

Bald hernach taumelt der Kraftmensch in den Sand neben das Tier hin und schnarcht.

Als es so ist, schleicht Dismas in die Höhle und weckt die Fremden, um sie dem Wüflinge zu entführen. Für den Gewaltfall kann er es mit dem Barab nicht wagen. Mit Joseph hat er seine Not, doch endlich sind sie unter dem Sternenhimmel. Maria mit dem Kinde auf dem Tier, Joseph führt es. Dismas schreitet voraus, um ihnen den Weg zu zeigen. Schwerfällig geht's dahin in der Nacht, keins spricht ein Wort. Dismas ist versunken in Gedanken. Vergangene Tage, da auch er so in den Mutterarmen geruht, wie dieses Kind, und da auch sein Vater sie so durch die arabische Wüste geführt! Manches heilige Wort der Propheten war in sein Räuberleben geklungen und will nimmer verstummen.

Als sie stundenlang durch Sand gewatet, über Steine geklettert sind, leuchtet im Osten das goldene Band. In ihm stehen die dunklen Büsche und Bäume der Dase von Descheme.

Hier überläßt Dismas die Wanderer ihrer sicheren Straße, um zurückzukehren in seine Höhle. Als er mit einem Segenswunsch für ihre weitere Reise sich wendet, trifft ihn aus den leuchtenden Augenlein des Knaben ein Blick. Ein Augenstrahl, vor dem er heftig erschrickt. Ein Schreck der Wonne. Nie bisher hat ihn ein Kind, ein Mensch, so angeblickt, so dankbar, so glühend, so liebeich angeblickt, wie dieses Knäblein, das holde lockige Haupt nach ihm gewendet, die Händchen ausgestreckt in Kreuzesform, als wollte es ihn umarmen. — Alle Glieder beben ihm, als sei ein Blitzstrahl niedergefahren an seiner Seite, und ist es doch nur ein Kindesauge gewesen. Mit beiden Händen den Kopf haltend, so flieht er davon, und weiß nicht, warum er flieht, denn am liebsten wäre er aufs Knie gefallen vor diesem wunderbaren Kinde. Aber wie ein Gericht ist etwas in ihm, das ihn fortstößt, davonstößt — zurück in die Schauer der Wüste. —

Auf der Dase haben unsere Flüchtlinge Raft gehalten, der Tage drei. Maria sitzt gerne unter dem Ölbaum auf dem Rasen nahe der Quelle und läßt den Knaben niederlangen mit dem zarten Ärmchen, um eine Blume zu pflücken. Er langt hin, reißt sie aber nicht ab, sondern streichelt sie mit seinen zarten Fingern.

Und wenn das Knäblein dann eingeschlafen ist zwischen Blumen, da kniet die Mutter davor und schaut es an. Und schaut es an und

schaut es an und kann ihr Gesicht nicht wenden. Dann langt sie nieder nach dem runden weichen Händchen und schließt es in die Faust, daß nur die Fingerspitzen hervorklugen, und diese führt sie zu ihrem Mund und küßt sie, und im nimmersatten Rüssen des weißen Kinderhändchens rinnen ihr still die Tropfen über die Wangen. Und schaut mit ihren großen dunklen Augen in die leere Luft hinaus — bangend vor den Verfolgern.

Joseph geht in der Nähe herum zwischen Bäumen und Büschen, aber immer so, daß Mutter und Kind in seinen Augen bleiben. Er sammelt Datteln für die weitere Reise. —

Siehe, und jetzt steigen mir neue Gesichte auf, da sie weiter wandern hinein in die starre, vom Samum durchfegte, von Sonnenstrahlen durchglühete Wüste. Maria ist voller Frieden und hüllt in den Mantel das Kind, daß es ruht wie in der Muschel die Perle. Es liegt an der warmen Brust und trinkt die Mutter aus. Dem Joseph will manchmal bange werden, da fühlt er an der Wange das Fächeln des Fittichs. Dann ist er wohlgenut und führt die Seinen vorüber an zischenden Schlangen und brüllenden Löwen.

Nach vielen Tagen sind sie in ein blühendes Thal gekommen, das zwischen den Steingebirgen daliegt und ein lauterer Bächlein hat. Hier ruhen sie unter der Dornhecke und betrachten einen Berg, der hoch über den anderen emporragt, schauerlich wild. Er ist kahl und felsig von unten bis oben, und tiefe Schründe furchen nieder von oben bis unten, so daß der Berg gegliedert ist gleichsam aus aufrechtstehenden Blöcken, anzuschauen wie die zehn Finger von zwei aneinander gestellten Riesen Händen. Auf der Matte weidet ein Einsiedler seine Ziege, zu dem geht Joseph hin und fragt nach dem Namen des merkwürdigen Berges.

„Ihr reißt durch die Gegend und kennt den Berg nicht?“ sagt der Einsiedler. „Seid Ihr ein Jude, so beugte Euch zur Erde und küßet sie. Es ist das Erdreich, das die Ewigkeit herabgeschwemmt hat vom Sinai.“

„Das — der Berg des Gesetzes?“

„Der zehn Gebote. Siehe, wie er die Finger aufstreckt und schwört: So wahr Gott lebt!“

Joseph beugt sich zur Erde und küßt den Boden. Maria blickt in ehrfurchtsvollem Schauer auf den starrenden Berg. Der kleine Jesus schlummert im Schatten des Dornstrauches. Dieser trotzig Fels und dieses liebe Kinde. Dort oben der finster Drohende, und hier — ?

Joseph will sich ergehen in Betrachtungen, wie es nur gewesen sein mag in jener fernen Stunde, da auf den Sinnen Moses von

Jehova die Befehlstafeln empfangen. Da senkt sich langsam eine Wolke nieder auf den Gipfel des Berges, gleichsam das Geheimnis verhüllend. Joseph schämt sich seiner Vermessenheit und schweigt. Bevor sie weiterziehen, schneidet er aus dem Dornbusch einen Stock, entlaubt und entäftet ihn, so daß es ein Pilgerstab ist für die weitere Reise. Immer neue Gefahren ziehen herauf. Und eines Tages kommt ihnen ein Wüstenjäger nachgelaufen. Vor seinem Tigerfelle erschrecken sie nicht, aber vor dem, was er berichtet. Wären sie aus dem Judenlande mit ihrem Knaben, dann möchten sie eilen, in das Land der Ägypter zu kommen, denn die Schergen des Herodes seien ihnen auf den Fersen. So haben sie keine Raft, bis sie endlich in das Land der Pharaonen kommen würden. Aber statt an den Grenzen desselben, stehen sie eines Tages am Meeresstrande. Sie sind vor Staunen stumm. Da liegt es und peitscht mit seinen Gischten die schwarzen, zackigen Felsblöcke, und liegt dahin in einer glatten und matten Tafel, so weit das Auge reicht.

Einmal in der Vorzeit, da sind die Flüchtlinge jenseits des Meeres gestanden, hinter sich die Feinde. Jetzt erhebt Joseph seine Arme und ruft zum Gott der Väter, daß er auch heute das Meer zerteile und Durchgang gewähre. Der Glaube an der Vorfahren Gott ist stark. Er ruft gleichsam die Väter selbst und stellt sie uns zum Beistand, und sind wir mit ihnen Eins und stark in dem gleichen Glauben. — Aber das Meer liegt da in seiner ungeheueren Ruhe und zerteilt sich nicht. Über die Heide her kommen sechs Reiter gesprengt, aufgrölen sie vor Lust wegen des Fürstensoldes, als sie die lange Verfolgten erblickt, die vor dem Gewässer stehen und nicht weiter können. Eilig nahen sie dem Strande und sind daran, die Schlinge auszuwerfen nach diesem Menschenpaar, das den kleinen Judenkönig mit sich soll führen. Da sehen sie, wie die Flüchtlinge hinabsteigen zwischen den umgischeten Säcken und wie sie hinausgehen auf die Fläche des Meeres. Der Mann führt das Lasttier, auf dem das Weib mit dem Kinde sitzt — wie sie auf der Wüstenfläche gezogen, so ziehen sie gemessenen Schrittes über das Wasser hin.

In blinder Eier nachreiten wollen die Söldner, da stürzen die Pferde in Meerestiefe und die Verfolger sind früher drüben als die Verfolgten — aber nicht in Ägypten, sondern in der andern Welt.

\* \* \*

Die arme Zimmermannsfamilie aus Nazareth steht auf dem Boden des alten Ägyptens. Wie sie über die See gekommen? Wohl auf einem Fischerschiffe, denkt Joseph, aber es ist wie im Traume gewesen. Nun tut er seine Augen auf und sucht die Berge von



Nazareth, und sieht den dunklen Hain von Palmbäumen mit geschuppten Schäften und schwertlangen Blättern. Und sieht das Tor mit den steinernen Angeheuern, die auf dem Bauche liegen, zwei Pranken vorstrecken und ein riesiges Menschenhaupt in die Lüfte heben. Und sieht im gelben Hintergrund die Dreiecke der Pyramiden. In der Luft fremde Düfte, überall abenteuerliche Gestalten mit grellem Lärm, und jeder Schall sticht schrill und spitzig in die Ohren. — Dem Joseph fällt es aufs Herz. Die Heimat verloren. Eine stoßfremde Welt, in der sie werden zugrunde gehen müssen.

Maria, die immer gelassen ist, aber innerlich glühend im Rinde aufgeht, sieht einmal seinen Stecken an und sagt: „Joseph, das ist wohlgemut, daß du dir zur glücklichen Ankunft eine Blume an den Stab gesteckt hast.“ Da blickt Joseph auf seinen Stock und ist verwundert über die Maßen. Aus dem Stabe, den er am Sinai geschnitten, sproßt lebendig eine schneeweiße Lilie hervor. — Joseph, die Reinheit blüht! — Was nützt alles Blühen, wenn ihm bange ist! Das Kind hebt er zu sich herauf, und wenn er in dieses sonnige Angesichtlein schaut, so sind alle Schatten dahin. Freilich, Schatten haben sie noch genug erfahren im Sonnenlande, wo sie dem Sonnengott einen ähnlich stolzen Tempel gebaut haben, wie daheim die Israeliten dem dunklen Javis.

Für die Judenleute, die des Landes Sprache nicht verstehen, die nur durch ihre schlichte, sanfte Wesenheit sprechen können und durch ihre stumme Dienstwilligkeit, ist es wohl kümmerlich hergegangen die langen Jahre ihres Aufenthaltes in diesem Lande. Für das Zimmerhandwerk ist in dem fast holzlosen Lande keine Aussicht gewesen. Nahe der Königsstadt Memphis, am Nilufer haben sie sich aus Schilfrohr und Schlamm eine Hütte gebaut, bei welchem Baue des Zimmermanns Fertigkeit so gar nicht hat glänzen können. Aber besser ist er doch geworden als die Wohnhöhlen anderer armen Leute dem Flusse entlang. An die Fischerei hatte Joseph gedacht, doch der Fischkorb, den er geflochten, ist so ausgefallen, daß die Nachbarn Lebensmittel bringen, damit er auch ihnen solche Körbe flechte. Und bald von der Stadt kommen sie heraus, um die Körbe zu kaufen, und wenn Joseph seine Ware einmal auf den Markt tragen will, wird sie ihm unterwegs schon abgenommen. Also ist die Korbflechterei sein Gewerbe geworden und er denkt daran, daß einst der kleine Moses auf dem Nil in einem Korbe Rettung gefunden. Und wie seine Arbeit bald beliebt wird, so werden es auch er und Maria, und sie müssen gestehen, daß es sich hier am Nil besser leben lasse, als in dem armen kleinen Nazareth, daß es wirklich Fleischstücke

gebe in Agypten. Wäre nur auch das stille Herzweh nach der Heimat löschar gewesen.

Als der kleine Jesus auf den eigenen Füßchen zu wandeln beginnt, wird er von den Frauen der Nachbarschaft umworben, mit ihren Kindern Kameradschaft zu pflegen und Spiele aufzuführen. Der Knabe jedoch ist zurückhaltend und ungewandt bei Leuten. Er geht lieber, wenn es Abend ist, allein am Ufer des Stromes entlang, beschaut die großen Lotosbäume des Schlammes und die Krokodile, die manchmal aus dem Wasser hervorkriechen und ihre schrecklichen Mäuler gegen Himmel aufstun, als wollten sie Sonnenlicht trinken. Er bleibt oft länger aus als er soll, kommt dann mit geröteten Wangen heim, erregt von einer Freude, und sagt sie doch nicht. Wenn er dann seine Feigen oder Datteln verzehrt hat und im Körbchen liegt, da sitzen daneben noch Vater und Mutter und sprechen von der Väter Land oder erzählen der Vorfahren uralte Geschichten, bis er eingeschlummert. Auch unterweist Joseph den Knaben in der jüdischen Schriftkunde, aber bald zeigt es sich, daß dabei er der Empfangende ist; was er mühsam aus der Rolle liest, das sagt der kleine Jesus lebendig aus dem Innern heraus. So wächst er heran wie ein schlankes, zartes Reis, lernt die fremde Sprache, beachtet die Sitten und tut wohlgenut mit, soweit sie ihm gefallen. Vieles ist in ihm, was niemand hineingelegt hat; ob schon er wenig spricht, die Mutter merkt es. Und einmal fragt sie den Joseph: „Sage mir, sind auch andere Kinder so wie unser Jesus?“

Antwortet er: „Soweit ich ihrer kenne — er ist anders.“

Als Jesus schon heranwächst, hat sich eines Tages etwas zugegetragen. Joseph war mit dem Knaben auf den Platz gegangen, wo die Schiffe landen, um Körbe feilzubieten. Da entsteht im Volk eine Bewegung, Soldaten in grellen Gewändern und mit langen Spießen traben heran, dann zwei Herolde, in ihre Hörner stoßend, als sollten mit den schneidenden Tönen die Lüfte zerrissen werden, und hintendrein kommen sechs pechschwarze Sklaven, die einen goldenen Wagen ziehen. Im Wagen sitzt der Pharao! Mit köstlichem Gewande bekleidet, im schwarzen gewickelten Haar einen funkelnden Reifen — ein blasser Mann mit durchdringendem Auge. Des Volkes Jubelgeschrei ist groß, er beachtet es nicht, wie ermüdet lehnt er im Riffen. Jetzt aber hebt er ein wenig sein Haupt, in der Menge ist ihm ein Knabe aufgefallen, das Söhnlein des fremden Korbflechters. Ob ihn die Schönheit berückt hat, oder das Fremdartige — er läßt anhalten und befiehlt, das Kind möge ihm vorgeführt werden.

Joseph kommt mit dem Knaben ehrerbietig herbei, legt seine Hände kreuzweise über die Brust und verneigt sich tief.

„Das ist dein Sohn“, spricht der König ihn in seiner Sprache an. Joseph nickt schweigend.

„Du bist ein Jude! So wirst du mir diesen Knaben verkaufen.“

Und hierauf Joseph: „Pharao! Obschon ich der Enkel bin des Jakob, dessen Söhne ihren Bruder Joseph an Ägypter verkauft haben, so verdiene ich nicht den Spott. Wir sind geringe Leute und das Kind ist unser Aulgapfel.“

„Ist auch nur in Gnaden gesagt, das vom Verkaufen“, spricht der König. „Ihr seid Untertanen und der Knabe ist mein Eigentum. Nimm ihn, Samaš.“

Der Diener will schon Hand an den Kleinen legen, der ruhig dasteht und entschlossen auf den König blickt. Joseph fällt auf die Knie und macht in Ehrfurcht seine Vorstellung, daß er und seine Familie nicht ägyptische Untertanen seien, daß sie als Fremde hier weilten und den allmächtigen Pharao um Gastrecht ansahen.

„Davon weiß ich nichts, guter Mann“, sagt der König und sieht des Knaben zorniges Gesicht. Darüber lacht er: „Mich dünkt, Judenjüngling, du willst mich zerschmettern. Ei, laß mich noch ein wenig leben im schönen Ägypterlande. Ich will dir nichts zuleide tun, dafür bist du ein viel zu schönes Kind.“ Er stockt nun, und in einem andern Ton spricht er: „Warte doch, und sieh ihn einmal näher an, den Pharao, ob er wirklich so arg böse ist und ob es denn so schrecklich ist, in seinem Palaste zu wohnen und ihm den Becher zu reichen, wenn ihn dürstet. Wie? Seid ruhig, Alter, es soll euch keine Gewalt angetan werden. Knabe, du sollst freiwillig an meinen Hof kommen, du sollst die Erziehung und die Schulen mit den Kindern meiner Großen teilen, ich will dich nur manchmal um mich sehen, weil du eine so feine Gazelle bist. Geh mit deinem Vater jetzt nach Hause, morgen will ich anfragen lassen, merke, nur anfragen, nicht befehlen. Wer gewaltsamer Beute satt ist, weiß freiwillige Hingabe zu schätzen. Du hast es gehört.“

Als die Menge hört, daß der Pharao mit diesen armen Leuten so unerhört wohlwollend spricht, wie sie es noch nie vernommen, da bricht sie wie toll in ein Freudengeschrei aus. Die Palmenhaine gellen vor des Volkes Jubel, als der König auf seinem zweirädrigen Goldwagen weiterfährt, ein langes Gefolge von Soldaten, Zimbelschlägern und Tänzerinnen hinter sich herziehend. Joseph flüchtet mit dem Knaben durch enge Gassen, um den Leuten zu entkommen,

die sich herandrängen wollen, um den kleinen Liebling des Pharao zu sehen und zu liebkoßen.

In seiner Hütte ist an demselben Abend ein sorgenvolles Beraten gewesen. Der Knabe Jesus neigt zum Pharao, ohne zu sagen, weshalb. Sie sind entsetzt darüber. Die zwei Handwerkerleute können sich nicht vorstellen, daß der jungen Seele das kleine Leben zu enge wird, daß sie sich stärken will an Papyrusrollen der alten Weisen, an den Geisteswerken der Pharaostadt. Und noch weniger können sie ahnen, daß ein tieferer Grund ihren Knaben auf den Schauplatz des großen Lebens führt.

Joseph meint, die Schriften der Königlichen Sammlung wären freilich etwas. Aber Maria hat zu den Schriften kein sonderliches Vertrauen, und ein noch geringeres zu Pharao. „Wir haben es doch“, sagt sie, „schmerzlich erfahren müssen, wie gut es Könige mit uns meinen. Raum der Gewalt des Herodes entkommen, sollen wir in die Pharaos fallen. Sie spielen alle das gleiche Spiel, nur jeder mit anderen Mienen. Was der zu Jerusalem mit Macht nicht hat vollführen können, das will der zu Memphis durch List vollenden.“

Sagt Joseph: „Mißtrauen ist sonst nicht deine Art, liebes Weib. Doch danach, was wir haben erleben müssen, ist es kein Wunder. Ein wahres Verhängnis ist sie für uns geworden, diese Mär vom jungen König der Juden. Wer sie aufgebracht, kann den Jammer nicht verantworten.“

„Überlassen wir das dem Herrn, mein Joseph, tun wir, was an uns ist.“

„Mich dünkt, Maria,“ sagt Joseph, als er mit ihr allein spricht, „mich dünkt, du hältst doch dran, daß unser Jesus zu großen Dingen bestimmt ist. Dann mußt du auch denken, daß eine Korbflechterhütte dafür nicht der rechte Ort sein wird. Es hätte wohl guten Lauf, am Hofe des Pharao — wie Moses. Dann wissen wir auch, daß der Ägypterkönig kein Freund des Herodes ist. Doch, daran denkt er nicht, er will dem Kinde wohl — und das kann niemand besser begreifen, als wir. Hat er nicht gesagt, daß unser Liebling wie die Kinder der Großen gehalten werden soll?“

Da meint sie endlich, entscheidend für sie wäre das, was dem Knaben zugute kommt. Er sei über zehn Jahre, und wenn er aus der Lehmhütte in den Palaß gehen wolle, so könne man ihm das nicht verdenken.

Dieses Wort hat Jesus gehört. „Mutter,“ sagt er, und stellt sich vor sie hin, „ich will nicht aus der Lehmhütte in den Palaß gehen. Aber ich möchte die Welt sehen, die Menschen, wie sie leben.“

Ich verlasse nicht meine Eltern, um zum Pharao zu gehen — gehe ich hin, so bleibe ich doch bei euch.“

„Du bleibst bei uns,“ sagt die Mutter, „und ich sehe es, du bist heute schon fort.“ Aber sie will es ihn nicht merken lassen, wie ihr ist. Er soll sie nicht weinen sehen, das soll ihm seine Freude nicht verkümmern. Und dann haben sie erwogen, daß er ja nicht weit fortzieht, nur vom Nil in die Stadt, daß ihm der Pharao Freiheit zugesichert hat — er kann die Eltern besuchen, kann zu ihnen zurückkehren, wann er will. Daß es nicht mehr dasselbe Kind sein wird, das jetzt davongeht! Maria denkt daran, wie das zu sein pflegt zwischen Mutter und Sohn. Immer mehr gibt der Jüngling sich fremden Menschen, und immer weniger von ihm bleibt der Mutter. Bleibt ihr, die ihn schmerzvoll geboren hat, die mit ihrem Leben ihn genährt hat, die ein Recht auf ihn hat, wie so heilig und ewig keines mehr sein kann. Sachte aber unabänderlich trennt er sich von der Mutter, und was sie ihm noch tun, geben und sein will — freundlich entschieden lehnt er es ab. Selbst ihren Segen über ihn muß sie heimlich beten — kaum daß sie mit zitternder Hand sein Haupt darf berühren. —

Am nächsten Tag um die Hochsonnenstunde steht vor der Hütte eine königliche Sänfte. Zwei Sklaven haben sie herbeigetragen, wovon einer alt und gebrechlich ist. Maria, als sie die weiche Sänfte sieht, ruft aus, in ein solches Pfühl ließe sie ihr Kind nicht steigen. Da lächelt der Knabe ein wenig, so daß in seinen frischen Wangen zwei Grübchen entstehen, und sagt: „Was denkst du, Mutter, daß ich in diese Rissen kriechen werde! Ja, wenn der kranke Sklave hineinsteigt, daß ich statt seiner tragen kann!“ Damit ist der Aufseher dieses kleinen Zuges nicht einverstanden. Es stehe in des Knaben Willen, zu bleiben oder mitzukommen.

„Ich bleibe,“ sagt Jesus, „und ich werde zum Pharao gehen, wann ich will.“ Die Sänfte kehrt leer zurück in den Palast.

Am nächsten Tage ist der Knabe entschlossen. Seine Eltern geben ihm das Geleit durch den Palmenhain in die Stadt. In seinem ärmlichen Gewändchen geht er zwischen Vater und Mutter dahin, Joseph gibt ihm gute Worte und wiederholt sie. Maria schweigt und ruft die himmlischen Mächte an, das Kind zu beschützen. An der Pforte des Palastes wird nur der Knabe allein eingelassen, Vater und Mutter bleiben zurück und blicken bangend ihrem Jesus nach, der sich noch einmal umwendet, um sie zu grüßen. Sein Angesicht ist fröhlich, und das tröstet die Mutter. Der Vater denkt, daß es unbegreiflich ist, wie ein Kind so sorglos und heiter von den

einzig treuen Menschen fortgehen kann — und behält den Gedanken bei sich.

Neugierde, Behagen und Widerwillen zugleich empfindet der Knabe, als er in die Hände der Diener gerät, die ihn in ein weiches Bad führen, mit wohlriechendem Öl salben und ihm ein seidenes Gewand anlegen. Aber er will den Königspalast und sein Leben kennen lernen. Und nun beginnt sich ihm allmählich die Pracht zu entfalten. In den arabischen Märchen, die sein Vater gern erzählt, ist ihm des Glanzvollen und Wunderbaren viel vorgekommen, aber kein Vergleich mit den Herrlichkeiten, die jetzt fast hart und herb an seine Sinne schlagen. Straßenbreite Marmortreppen, tempelhohe Hallen, marmorne Säulen, blendendbunte Kuppeln. Die Sonne kommt zu den Fenstern in allen Farben herein und glüht in Rot, Blau, Grün und Gold an den spiegelnden Wänden. Noch märchenhafter die Nacht, wenn in der Säle Flucht die tausend Lampen brennen und der Wald der Armlichter wie eine gezähmte Feuersbrunst leuchtet; wenn die Höflinge in den Teppichen und Divans und Seiden und Flaumen zu versinken scheinen; wenn aus den goldenen Rauchgefäßen die Wohlgerüche sichtbar aufsteigen und das Gehirn berauschen; wenn hundert Aufwärter das Mahl bereiten, das unbeschreibliche, und es auftragen in silbernen Schüsseln, in alabasternen Schalen, in kristallinen Bechern; wenn Jünglinge und Jungfrauen sich umschlingen und einander mit Ranken und Rosen bekränzen; wenn die Fanfaren schallen und die Zimbeln klingen und aus weichen Mädchenkehlen Gesänge wirbeln, und wenn endlich der Pharao hereingeschritten kommt in wogendem Purpur, mit den tausend lebendig funkelnden Sternen der Diamanten — auf dem Haupt den Sackring, strahlend wie Karfunkel — der Gott! der Sonnengott! Unser Knabe aus der Nilhütte schaut hin, wie auf etwas, das wunderbarlich ist, ihn aber weiter nichts angeht. Nun wird ihm ein Fächer aus schimmernden Pfauenfedern in die Hand gegeben. Andere Knaben haben auch solche Fächer; mit halbentblößten Gliedern schmiegen sie sich an die Tafelnden und fächeln ihnen Kühlung zu. Der junge Jesus soll das dem Pharao tun, aber er tut es nicht, sondern sitzt auf dem Estrich und kann nicht müde werden, dem König in das blasse Antlitz zu schauen. Der König streift ihn mit wohlgefälligem Blick: „Mich dünkt, das ist der stolze Jüngling vom Nil, der nicht zu den Füßen des Pharao sitzen mag.“

„Er wird sitzen zur Rechten Gottes!“ schallt es draußen im Chor. Langsam, wie ein leicht geneckter Löwe, wendet der König sein

Haupt, um zu sehen, welch ungeschickter Chormeister den hebräischen Vers in den Gesang des Osiris mischt! Da erhebt sich ein Brausen. Die Fenster, zu denen die Nacht hereingestarrt hat, hellen in rotem Schein. Vor dem Palast hat sich das Volk mit Fackeln versammelt, um dem Pharao, dem Sohne des Lichts, die Hulldigung zu bringen. Der König macht dazu eine verdroffene Miene, derlei Hulldigungen wiederholen sich zu jedem Neumond, er begehrt sie, und doch langweilen sie ihn. Dem Mundschent winkt er, nach einem Becher Wein verlangt ihn. Der bringt Rosen auf seine Wangen und Blut in seine Augen. Bei dem tausendfach erschallenden Preisgesang des Osiris singt er mit, und seine ganze Gestalt ist nun Kraft und Sonnenschein.

Als nach diesem üppigen Tage die stille Nacht gekommen ist, so still, daß die Wogen des Nil herüberrauschen zum Palaste, da ruht Jesus hinter Vorhängen auf Eiderdaunen und findet keinen Schlaf. Wie sie in der Nilhütte jetzt gut schlafen werden! Es wird ihm heiß, er steht auf und blickt zum Fenster hinaus. Die Sterne funkeln wie winzige Sonnen. Er legt sich wieder hin, betet zum Vater und schläft ein. Am nächsten Tag, wenn das Fest vorüber ist, will er die Räume finden, wo die alten Rollen sind, und die Lehrer, die ihn unterrichten sollen. Aber es ist kein Fest gewesen, das vorübergeht, es wiederholt sich Tag für Tag am Königshofe.

Da ist es einst nach verstummtem Lärm in über Nacht, daß im Palast Sklaven umherhuschen, einander wecken und zuflüstern. Jesus gewahrt es, richtet sich auf und fragt nach der Ursache. Da naht sich ihm einer und zischelt: „Der Pharao weint!“ — Wie ein geheimnisvoller Samumhauch geht es durch den Palast: der Pharao weint! — Dann wird es ruhig und über allem liegt die träumende Nacht.

Jesus hat sich nicht wieder in den weichen Pfuhl gelegt, auf kühlem Fliese ruht er und sinnt. — Der König weint! — Arabien und Indien, Griechenland und Rom haben ihre kostbarsten Schätze gesandt nach Memphis. Die Schiffe der Phönizier kreuzen an den Küsten Galliens, Albions und Germaniens, um Güter und Kleinodien zu sammeln für den großen Pharao. Sein Volk umrauscht ihn mit Hulldigungen Tag für Tag, sein Leben steht auf der Höhe der schönsten Jahre. Und er weint? — Sollte er nicht etwa im Traume geschluchzt haben, oder auch gelacht? Und die Wächter meinen, er weine.

(Fortsetzung folgt.)





## Zu Herders Gedächtnis.

Von

Ludwig Gurlitt.

Eine Zeitschrift, die den unmittelbaren geistigen Bedürfnissen der Gegenwart dienen will, wird Gedächtnistage nur solcher Männer feiern, die keine ganz Vergangenen, sondern auch Gegenwartige und Zukünftige sind. Ein solcher ist Herder in mancher Hinsicht.

Am 18. Dezember sind es 100 Jahre, seit er als 59jähriger die Augen schloß. In Mohrungen, einem Städtchen Ostpreußens von 1800 Einwohnern, „dem kleinsten im dürrn Lande“, wie er es selbst nannte, war er 5 Jahre vor Goethe, 15 Jahre nach Lessing als drittes der fünf Kinder des Elementarlehrers, Glöckners und Rantors seiner Stadt ins Leben getreten. Er sah es als eine böse Vorbedeutung für sein Leben an, daß ihn ein „Schauer“ in der Stunde der Mitternacht auf die Erde geworfen habe. Unter der Fürsorge seiner Mutter, die ihn „beten, fühlen und denken“ lehrte, wuchs er zu einem „verwöhnten und mütterlichen Kinde“ heran. Im Elternhause lebte man von Pflichtgefühl und Frömmigkeit, ohne alle Ansprüche nach außen, in „dunkler, aber nicht dürftiger Mittelmäßigkeit“. Seine Schulzeit war ein Martyrium: Das alte, leidige, ewig neue Lied! Noch im Alter sagte er, daß er manche Eindrücke der Sklaverei in seiner Jugend, wenn er sich ihrer erinnere, mit teuren Blutstropfen abkaufen möchte. Sein Lehrer, „ein Handwerksmonarch in seiner Klasse und pöbelhafter Oekonom in seinem Hause, brachte ihm die Regeln der lateinischen Grammatik mit dem Stocke bei, machte ihm den Donat zum „Marterbuch“, den Nepos zum „Qualautor“. Deshalb klagte er sein Leben lang über die geist- und anschauungslose Lehrmethode, welche Worte ohne Gedanken, Gedanken ohne Gegenstände und Wahrheit in die Seele der Kinder hineinquäle, und forderte, daß aller Unterricht von den Sinnen, von lebendiger Anschauung ausgehen, daß auch jede tote Sprache lebendig, jede lebendige so gelernt werden müsse, als wenn sie sich selbst erfände. Da sehen wir gleich, daß Herder noch heute für uns unmittelbare Bedeutung hat. Denn was er als Unterrichts-



methode empfiehlt, das will erst in unseren Tagen zur Tat werden. Aus der Qual der Schule fiel er in die Folter eines Geistlichen, der ihn schamlos als Schreiber ausnutzte und seinem Geiste die schwersten Fesseln auferlegte, „nach kurz durchträumtem Morgen“ neue Pein! Sein Weg, klagte er, traf auf Priester Gottes, das ist Hohnaffen des Teufels; Heuchelei, falsche Andacht, kleintreifige Dentart, allbeschmeißende Eitelkeit, Tartüfferien seien ihm entgegengetreten, und Tartüffenhaß habe sich daher in ihm festgesetzt und lange vorgehalten. Sticheleien auf „erbaulich sein sollende Langeweile“ und auf den „krächzendsten Raben herrnhutischer Totenmelodeien“ kehren häufig bei ihm wieder, Spott gegen die düstere Lebensauffassung, „die jede Wange der Jugend und jede blühende Rose so fein mit Lämmleinsblut bespritzt und seine Wohnung auf Erden von Totenknochen aus Golgatha erbaut“. Solche Gestalten düsterer Theologie gibt es aber heute nicht mehr unter uns — nicht wahr? — weder in der Kirche noch in der Schule! — Schwer lastete auf seiner Jugend der Druck, das Mißverhältnis zwischen den Bedürfnissen seines hochstrebenden, nach Freiheit und Menschenwürde ringenden Geistes und zwischen all den Hemmungen, mit denen ihn seine kurzfristige Umgebung niederhielt. Daraus erwuchs eine grüblerische Reizbarkeit seines Gemütslebens, die der Grundton seiner Seele blieb, die der mächtige Antrieb zu seiner kulturgeschichtlichen Größe, zugleich aber auch seine tragische Schwäche wurde. Der 18jährige Jüngling wurde endlich aus den Händen seines geistlichen „Folterers“ befreit, kam nach Königsberg, wo er bald Lehrer am Collegium Fridericianum wurde. Was er da in einer Schulrede des Jahres 1764 gegen den Pedantismus im Studium der gelehrten Sprachen vortrug und später noch kräftiger betonte, dasselbe klingt auch heute in immer lauterem Chore nach. „Die Lateindressur“, sagt er, „verdrißt Denk- und Schreibart, gibt nichts und nimmt vieles, Wahrheit, Lebhaftigkeit, Stärke, kurz Natur, setzt in keine gute, sondern in hundert üble Lagen auf Lebenszeit, macht sorgenvolle Pedanten, gekünstelte Periodisten, elende Schulrhetoren, alberne Schriftsteller, von denen Deutschland voll ist, ist Gift auf Lebenszeit.“ Hört es, ihr Schulmonarchen von heute, soweit ihr noch von der „formal-logischen Schulung des Lateinschreibens“ schwärmt, was euch ein „Klassiker“ des Deutschen vor bald 150 Jahren zurief! Dem Mittelalter, sagt er, nicht seiner Zeit zieme es, kriechende Nachahmer des Horaz und Virgil zu bilden, die römische Sprache als einzige Monarchin anzubeten. „Der Wert der alten Sprache“, heißt es weiter, „bestand darin, daß sie denen, die in ihr Meister waren, Muttersprache war. Der Gelehrte, der fremde Sprachen weiß und in seiner eigenen ein Barbar bleibt, der bis auf die kleinsten prosodischen Einzelheiten mit Anakreon und Lukrez vertraut ist und darüber die deutschen Dichter seines Vaterlandes vergißt, ist nichts als ein lächerlicher Vielwiffer. Entzünden und bereichern und beweglich machen sollen wir unsern Geist an dem Studium fremder Sprachen, aber der Leitfaden durch das Labyrinth derselben ist die Muttersprache, und ihr daher sind die Erstlinge unseres Fleißes zu opfern.“ Daß der junge

Herder auch sonst gegen den pietistisch-pedantischen Ton seiner Schule ankämpfte und sich mit Erfolg gegen die Perücke verwahrte, das soll ihm unvergessen bleiben!

Jetzt folgte eine geistige Erhebung, die für Herders Leben und Denken bestimmend blieb: er wurde Kants Schüler und leidenschaftlicher Verehrer des „Öttlichen“. „Mein Erdenblick“, rief er beglückt aus, „ward hoch — Er gab mir Kant!“

Seitdem tritt er auch dafür ein, daß in den Unterricht der höheren Schule die Philosophie aufgenommen werde, wie das heute wieder von manchen Gymnasiallehrern (D. Weisensels, R. Lehmann) gefordert wird. Aber er begnügte sich nicht damit, Kantischen Geist in sich aufzunehmen, er ließ sich von diesem zwar mächtig anregen, nicht aber „sich selbst entreißen“. Er hörte immer enthusiastisch und immer zugleich kritisch, immer über das Empfangene sogleich hinauswachsend, immer unbefriedigt, nie gewillt, bloß ein Spiegel fremden Wesens zu sein, stets auf Entwicklung seiner Eigenart bedacht. Den kühnen Flug seiner Gedanken hemmt kein Dogma, keine Rücksicht auf menschliche Satzungen und Autorität. Als selbstherrlicher, freier Geist durchforscht er unerschrocken die Grenzen menschlichen Seins und menschlicher Erkenntnis und legt kühnes Zeugnis ab von seinem Fühlen und Schauen — ein herzerquickender Anblick in einer Zeit, die sich zumeist in blinder Selbstnechtung gefiel.

Kein anderer als Kant war es, der ihn auch in Rousseaus Gedankenwelt einführte. Seitdem blieb Rousseau für lange Jahre sein unausgesetzter geistiger Verkehr, sein Gesprächsstoff mit vertrauten Freunden, zumal mit Hamann, der ihn außerdem auf die englischen Größen Shakespeare, Hume, Shaftesbury und Bacon hinwies. Von all diesen lernte Herder, aber keinem verschrieb er sich ganz. Seine eigene Natur zu freier, reiner Entfaltung zu bringen, das blieb sein bewußtes Streben. So schließt er ein Gedicht jener Zeit mit den Worten: „Mich selbst will ich suchen, daß ich mich endlich finde und dann mich nie verliere; komm, sei mein Führer, Rousseau!“ Aus dieser Rousseau-Begeisterung erwuchs dann sein kühner Plan zur Umgestaltung und Verjüngung der Wissenschaft und Dichtung, was sein eigenstes und unvergängliches Lebenswerk geworden ist.

Mit Staunen und mit Befremden vernahmen seine Zeitgenossen all das Neue, Kühne, von altgewohnten Anschauungen und Zielen so vermessen Abweichende, das in seinem Denken und Handeln lag. „Haben Sie je“, so fragte Wieland (Ausgewählte Briefe, Bd. II, S. 283), nachdem er soeben Herders Fragmente über die neuere deutsche Literatur gelesen hatte, „haben Sie je einen Kopf gekannt, in welchem Metaphysik und Phantasie und Wis und griechische Literatur und Geschmack und Laune auf eine abenteuerlichere Weise durcheinandergären? Ich bin begierig, zu sehen, was noch aus ihm werden wird, ein sehr großer Schriftsteller oder ein ausgemachter Narr.“

So steht Herder an der Schwelle jenes neuen Zeitalters, dessen gärende Entwicklungskämpfe man die „Sturm- und Drangperiode“ nennt,

so entzündet er die Fackel, mit der er den kommenden Geistesheroen die Lebensbahn beleuchtete. Denn ohne Herders Vorangehen sind, wie Hermann Seltner und mit ihm wohl alle Literaturhistoriker anerkennen, die großen Dichtungen Goethes und Schillers, ist die sogenannte romantische Schule, die Philosophie Schellings und Hegels undenkbar. Bekannte doch Goethe selbst in seinem Gespräche mit Eckermann (9. November 1824) in Beziehung auf Klopstock und Herder: „Unsere Literatur wäre ohne diese gewaltigen Vorgänger das nicht geworden, was sie jetzt ist. Mit ihrem Auftreten waren sie der Zeit voran und haben sie gleichsam nach sich gerissen.“ — „Herders eigentliche Art, die treibende Kraft und Lebensseele seines gesamten Empfindens und Denkens, war seine geniale Einsicht in Wesen und Ursprung der Volkspoesie, wie sie in dieser Tiefe und Lebendigkeit noch niemand erschaut und erkannt hat“ (Seltner). Wie Moses in der Wüste, so schlug er an den Fels, aus dem der klare Quell der Volksdichtung hervorquoll, und bald kam dann ein braunlockiger Jüngling, aus diesem Zauberquell zu trinken, der seinen Lippen göttliche Lieder entlockte. „Der Denkart der Nationen“, schrieb er, „bin ich nachgeschlichen, und was ich ohne System und Grübeleien herausgebracht habe, ist, daß jede sich Urkunden bildete nach der Religion ihres Landes, nach der Tradition ihrer Väter und nach den Begriffen der Nation, daß diese Urkunden in einer dichterischen Sprache, in dichterischen Einkleidungen und in dichterischem Rhythmus erschienen.“ — Deshalb nennt er an einer anderen Stelle die Poesie der Naturvölker „das Archiv ihres Volkslebens, den Schatz ihrer Wissenschaft und Religion, ihrer Theologie und Kosmogonie, der Taten ihrer Väter und der Begebenheiten ihrer Geschichte, den Abdruck ihres Herzens, das Bild ihres häuslichen Lebens.“ Dabei wird Herder zwar jedem Volke, jeder Zeit gerecht, verliert sich aber noch nicht in einem wesenlosen Kosmopolitismus, denn er war nach eigenem Bekenntnisse für die deutsche Art und Sinnesweise eingenommen: er schrieb als Patriot, der deutsche Schönheiten um so mehr fühle, je minder er undeutsche Schönheiten ausposaunt, der deutsche Fehler um so weniger übersehe, je weniger er undeutsche Fehler leiden könne. Brows berühmtes Werk über die englischen Sitten und Grundsätze macht in ihm den Wunsch nach einer deutschen Literaturgeschichte rege, die zur „Triebsfeder des Nationalstolzes“, eine Stimme werden müßte patriotischer Weisheit, eine Verbesserin des Vaterlandes. Aus Patriotismus, aus „Gefühl für seine Muttersprache“ wünscht er eine deutsche Homerübersetzung. „Wie es den Griechen“, sagt er, „Patriotismus gewesen ist, die Verdienstvollen des Vaterlandes zu erheben, die Bildsäulen der Tyrannen niederzustürzen, so ist es mein Patriotismus, in einer Zeit des Verfalles die sinkende Philosophie zu erheben und die schreiende Unwissenheit zu entlarven.“ Es war also ein idealer, zunächst nur auf geistige Güter gerichteter Patriotismus, durch den er seinen Landsleuten den Wert ihrer Eigenart, ihrer Sprache, ihrer Wissenschaft und Kunst nahebringen wollte. Indem er die „Stimmen“ aller Völker sammelte, wurde er zur klaren Erkenntnis der nationalen Eigenart der Völker und von dieser zur

Würdigung der menschlichen Individualität geführt. Deshalb bekämpft er die römische Sprache und setzt die deutsche Muttersprache in Wissenschaft und Literatur wieder in ihr Recht ein. „Die Welt braucht“, ruft er aus, „hundert tüchtige Männer und einen Philologen; hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich sind, eine, wo eine gelehrte und grammatische Kenntnis des alten Rom gefordert wird. — Die wenigsten nur haben die lateinische Sprache nötig, die meisten lernen sie, um sie zu vergessen; mit ihr gehen die besten Jahre hin, auf eine elende Weise verdorben: sie nimmt Mut, Genie und Aussicht auf alles. — Die Schulmeister und Phrasendreschler bilden nicht nur keine Homere und Cicerone, sondern ihre armen Gefangenen haben den Cicero und Homer selbst nie gesehen, ja, sich an ihnen vererbt. — Kein größerer Schaden kann einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raubt. Wir alle haben uns eine fremde Kultur mit Wohlgefallen andichten lassen, von der ganze Stände und Provinzen durchaus nichts wissen, und schlummern auf diesem erträumten Ruhme. — Erwache also, deutsches Publikum, und laß dir dein Palladium nicht rauben! Unsanft aus dem Schlafe gerüttelt, erwache und zeige daß du kein Barbar bist, damit man dir nicht als einem Barbaren begegne! Deine Sprache, die Königin und Mutter vieler Völker, für ganz Europa hast du zu sichern, auszubilden, zu bewahren.“

So stolz hatte noch kein Deutscher zu seinem Volke gesprochen, so kühn noch keiner den Kampf gegen Roms Sprache aufgenommen! „Was hierdurch“, sagt H. St. Chamberlain, „für die Ausbildung unserer Weltanschauung gewonnen ward, ist einfach unermesslich. Denn die lateinische Sprache ist wie ein hoher Damm, welcher das geistige Gebiet trocken legt und die Elemente der Metaphysik ausschließt; ihr ist die Ahnung des Geheimnisvollen, das Wandeln auf der Grenze der beiden Reiche des Erforschlichen und des Unerforschlichen nicht gegeben, sie ist eine juristische, unreligiöse Sprache.“ Wäre das denkende Deutschland diesem Propheten Herder gefolgt, so hätten wir die rein germanische Kultur heute in sicherem Besitze, nach der die jetzige Generation erst sehnsüchtig ausschaut.

Leider ließ auch er sich später wie Lessing und Goethe durch die Vorschule der französischen Aufklärer nicht zum Deutschtume, sondern zur kosmopolitischen Humanität verführen, die man ihnen heute zum Vorwurf macht. Schuld daran war vor allem die armselige Politik Deutschlands selbst, die es zu einer nationalen Entfaltung nicht kommen ließ. Daneben wirkte in gleichem Sinne die Aufklärungszeit. Das nationale Bewußtsein trat zurück, man war stolz darauf, daß die Bewohner des zivilisierten Europa bald nur noch nach den Berufen, nicht mehr nach der Nationalität eingeteilt sein würden. Wollte doch Rousseau sogar die Worte Bürger und Vaterland aus den Wörterbüchern gestrichen sehen!

Alle späteren Werke Herders, welche geschichtliche Bedeutung gewonnen haben, wurzeln aber in dieser seiner Jugendperiode, die bis zum Jahre

1778 reicht. So urteilt schon Goethe über Herders Wirksamkeit: „Seine Ideen zur Geschichte der Menschheit“, sagte er im Gespräch mit Eckermann, „sind unstreitig das vorzüglichste. Später warf er sich auf die negative Seite, und da war er nicht erfreulich.“ Wir wollen ihn hier, wo es sich um eine kurze Charakteristik seines Wirkens und Geistes, nicht um eine Biographie handelt, nicht im einzelnen von Riga über Nantes, Paris, die Niederlande, Hamburg, Kiel nach Gütin verfolgen, wo er Erzieher und Reisprediger des Prinzen von Holstein-Gütin wurde, oder nach Straßburg begleiten, wo er Goethe nahetrat. Dieser hat ja in Wahrheit und Dichtung sein Straßburger Zusammenleben mit Herder lebendig genug geschildert. Auch was Herder als Hofprediger in Bückeburg (1771—1776) und seitdem als Geistlicher in leitenden Stellungen zu Weimar geleistet hat, kann uns hier nicht beschäftigen. Wir wollen den Kern seines Wirkens erkennen. Dazu muß man sich klarmachen, was er an Kultur in Deutschland vorgefunden hat.

In der Kirche, im Staatsverkehr, im öffentlichen Leben herrschte seit dem frühen Mittelalter der „Sprachen Königin“, wie man sie nannte, das Latein. Die Kirche drängte die nationalen Traditionen der Völker, deren Erziehung sie in die Hand nahm, so lange zurück, als sie in diesen Stützen des Heidentums erblickte; später wurde sie duldsamer, aber nie hat sie den Volkssprachen eine liebevolle Pflege angedeihen lassen, sie um ihrer selbst willen getrieben und gelehrt. Für das gesamte geistige Leben des Mittelalters hat daneben das Altertum unausgesetzt einen Beziehungs- und Stützpunkt gebildet. Die Scholastik fußte auf Aristoteles, die enzyklopädische Gelehrsamkeit auf den Wissensvorräten römischer Sammler, der Unterricht auf dem System der freien Künste, und die lateinische Sprache war das Organ der gelehrten Literatur und die Grundlage aller höheren Bildung. Die Schriften der Alten galten als Kanon der säkularen Weisheit, als eine Fundgrube von Auskünften und Belegen. Man glaubte die altrömische Literatur fortzusetzen, wie man sich in der Erhaltung des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation gefiel. Der Humanismus hatte diese Tradition nicht abgebrochen, sondern ihr nur eine neue Richtung gegeben. Das Latein hörte seitdem auf, nur Werkzeug der Gelehrten zu sein, man betrieb es jetzt mit ästhetischem Verständnis, mit künstlerischem Behagen. Der ganze Ehrgeiz ging jetzt dahin, lateinische Briefe so gewandt wie Cicero zu schreiben, so prunkvolle Verse wie Virgil zu schmieden. Römische Eloquenz wird der Leitstern der Studien. Mit der römischen, weit überschätzten Humanität trug auch diese Zeit den kosmopolitischen Zug. Es ist ihr Streben, „ganz Europa unter dem Banner der Musen zu versammeln“. Reuchlin nannte die Römer maiores nostri, „unsere Vorfahren“, der greise Dompropst von Münster, Rudolf von Lange († 1519), sprach es als eine Zukunftshoffnung aus, „daß aus Kirchen und Schulen der finstere Geist weiche und den Kirchen die Lauterkeit, den Schulen die Reinheit der lateinischen Sprache wiederkehre“. Das nationale Empfinden des Volkes war abermals leer

ausgegangen. Erasmus hatte sich gerühmt, keine andere Sprache zu verstehen als Latein, die Schulordnungen der humanistischen Gymnasien in Deutschland, so die des Sturm in Strassburg, des Trozendorf in Goldberg hatten es ihren Knaben verboten, ihre Muttersprache zu sprechen. Selbst im Gebete, beim Spiele und beim Mittagessen lagen Strafen auf jedem deutschen Worte, auf daß man es als Schande empfinden lerne, *teutonico ore loqui* (in deutscher Zunge zu reden). Ratke und Komenski (Comenius) hatten seitdem die Muttersprache zum Ausgangs- und Beziehungspunkt aller Sprachlehre gemacht. Aber dieser erste schüchterne Anfsatz wurde schnell wieder unterdrückt. Auf Luther, Shakespeare und auf Rembrandt, den echt germanischen Glaubenshelden, den echt germanischen Dichter und echt germanischen Maler, folgte wieder eine Zeit der romanischen Bildung, folgten die Siege der katholischen Kirche. Der Protestantismus und mit ihm der germanische Geist kam ins Weichen. Die Individualität erlag der Regel. Die Antike stand abermals auf als der Moloch, dem alles nationale Leben geopfert wurde. Im Riesenkampfe mit Rom war die germanische Tatkraft gebrochen, und der von griechischer Schönheit berauschte Winkelmann entzündete jetzt eine Begeisterung für jene unendlich reiche, aber doch auch unwiederbringlich entschwundene Kultur. Wo vordem das alte Rom geherrscht hatte, da herrschte jetzt der edlere Geist von Hellas, auch dieser freilich vielfach mißverstanden. Denn jener Zeit schwebte jenes berückigte, blutlose Ideal der „griechischen Heiterkeit“ vor, das noch heute in manchen Köpfen spukt, obwohl ihm vor allem Friedrich Nietzsche aufs gründlichste den Garaus gemacht hat. Was war denn von allem Griechischen den Menschen des Rokoko am herzlichsten sympathisch? Die Anaktontiker und die geschnittenen Steine. „Diese Elemente trugen denn auch den größten Teil bei zur Bestimmung der Anschauungen von der Antike, wobei natürlich einer Volksseele, die die Tragödie und die Philosophie des Empedokles hervorgebracht hat, das tiefste Unrecht widerfahren mußte“ (Herm. Ubell s. unten). Auch Herder wurde leider Klassizist, aber sein Blick blieb unbefangener als der aller seiner Zeitgenossen. Wie Winkelmann und Lessing gehört auch er zu den Neuhumanisten; aber so hoch er die Griechen stellte, er hält sich frei von einer einseitigen Verehrung dieses Volkes und empfiehlt ihr Studium genau so, wie es heute jeder besonnene Altertumsfreund tut, nicht um zur Nachahmung anzuregen, sondern „auf daß wir den zarten Keim der Humanität, der in ihren Schriften wie in ihrer Kunst liegt, nicht etwa nur gelehrt entfalten, sondern in uns, in das Herz unserer Jünglinge pflanzen; wer in Homer, so in allen Schriftstellern von echt griechischem Geist, bis zu Plutarch und Platon herab bloß Griechisch lernt, ohne den Geist ihrer Kompositionen, diese feine Blüte, mit innerer Zustimmung seines Herzens zu bemerken, der könnte, dünkt mich, an ihrer Statt Sinesen oder Mongolen lesen.“ Er steht dabei freier und bleibt nüchterner als mancher heutige Altklassiker. Besonders greift er unserem Urteile schon vor in der gerechten Mißachtung der römischen Geistes- und Herzenskultur, von der

deutsche Gelehrte noch immer Wunders viel zu rühmen wissen. Er tritt der Überschätzung des alles Denken des Mittelalters beherrschenden Aristoteles entgegen und nennt ihn „den trockensten Geist, der je den Griffel geführt“ (Ideen zur Geschichte der Menschheit, XIII, Kap. 5), nennt die römische Geschichte „Dämonengeschichte“, Rom eine „Räuberhöhle“; was die Römer der Welt geschenkt haben, „verwüstende Nacht“, ihre „großen, edlen Seelen, Scipionen und Cäsaren“ verachtet er, weil sie ihr Leben mit Morden hinbrachten, „verachtet nicht minder ihre Zeitgenossen, die ihnen um so feuriger Lob spendeten, je mehr Menschen sie in ihren Kriegszügen hingeschlachtet hatten“ (Ideen zur Geschichte der Menschheit XIV). Er ist somit einer der ersten, der mannhaft gegen das Dogma von Roms Geisteskultur ankämpfte, der dadurch dem germanischen Forschungsgeist und der gesamten geistigen Entwicklung der Menschheit freie Bahn erstritt. Auch „die jüdische Geschichte“, sagte er mit Recht, „nimmt mehr Platz in unserer Historie und Aufmerksamkeit ein, als sie an sich verdienen möchte“ (Von den deutsch-orientalischen Dichtern, Abschn. 2). Das sollte man beherzigen und endlich in unserem Jugendunterrichte den Einfluß des Alten Testaments und der alttestamentlichen biblischen Geschichten entsprechend herabsetzen, wie es nach Herder auch Goethe, Hebbel, Paul de Lagarde, Gottfried Keller und unzählige andere führende Geister immer und immer wieder gefordert haben, die eine Einsicht in die Entwicklung des Menschengeschlechtes und damit auch in das Werden und Wachsen alles religiösen Lebens haben. Es gibt keine unabänderlichen religiösen Wahrheiten. Auch diese sind dem Wandel der Jahrhunderte untertan. Gott spricht zu den Menschen jeder Zeit in einer neuen Sprache. Das erkannte Herder. Dem kirchlichen Glauben steht er mehr als kühl gegenüber. Die Anbetung Christi erklärt er als Verirrung, die Religion „an Jesum“, müßte zur Religion Jesu werden. Das sei Humanität, Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde. Humanität aber sei der Endzweck aller Entwicklung, der Mensch habe kein edleres Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist: „Die ganze Natur“, sagt er tieffinnig, „erkennt sich im Menschen wie in einem lebendigen Spiegel; sie sieht durch sein Auge, denkt hinter seiner Stirn, fühlt in seiner Brust und wirkt und schafft mit seinen Händen.“ — „Das ganze Streben des edlen und genialen Mannes geht“, um mit Chamberlain (S. 926) zu sprechen, „darauf, die Menschen mitten hinein in die Natur zu stellen, als einen organischen Bestandteil derselben, als eines ihrer noch im vollen Werden begriffenen Geschöpfe“; dadurch wird er auch einer der Begründer der Naturwissenschaften mit ihrer Entwicklungstheorie, so daß man ihn auch als einen Vorkämpfer des naturwissenschaftlich denkenden Goethe und Darwins anzusehen hat. „Denn er trat mit Kant und Goethe der von Linné vertretenen Anschauung von der Unveränderlichkeit der Arten entgegen, er half den Evolutionsgedanken entwickeln und eine Betrachtung der Natur vorbereiten, die frei vom Dogma diese Natur als ein Ganzes ansieht, das auch den Menschen in sich einschließt. Freilich sei der Mensch, und er allein, im Widerspruch

mit sich und der Erde; denn das ausgebildetste Geschöpf unter allen ihren Organisationen sei zugleich das unausgebildetste in seiner eigenen neuen Anlage."

Auch in das Wesen der bildenden Kunst hat er tiefe Einblicke getan, tiefere sogar als Lessing, dessen berühmten „Laokoon“ und kaum minder berühmte kleine Schrift: „Wie die Alten den Tod gebildet“ er mit dem feinsten kritischen Urteile geprüft und im wesentlichen zutreffend angegriffen hat. Man sollte sich endlich damit abfinden, daß der Laokoon mit seinen dogmatischen Kunstkatechismen eine „in den Ergebnissen großenteils verfehlte Erörterung ist,“ wie sie der bedeutendste heute lebende Archäolog, Furtwängler, unter Zustimmung aller Künstler und Kunstkritiker nennt — nur der deutsche Gymnasialprofessor schwört noch auf dieses völlig veraltete Buch, in dem der verstandesklare Lessing stets saubere begriffliche Einheiten schaffen und überall feste Linien ziehen möchte, während der weniger verstandesnüchterne Herder gefühlsmäßig dem unfassbar flutenden Leben freien künstlerischen Schaffens das Wort spricht. Freilich auch er kam zur Kunst vom Studiertisch aus, als „un homme né entre les livres“, wie er sich selbst nennt, der bis in sein Mannesalter hinein Kunstwerke eigentlich nicht zu Gesicht bekommen hat und dessen Auge deshalb ungeschult blieb. Von ihm werden deshalb Künstler ebensowenig wie von Lessing lernen können, der nur für Kunstphilosophen und Gymnasiallehrer geschrieben zu haben scheint. Ich habe wenigstens noch nie einen Künstler getroffen, der auf diese gelehrten Betrachtungen etwas gegeben hätte. Ein Satz aus der Feder Albrecht Dürers ist ihnen mehr wert als der Laokoon mit allem, was drum und dran hängt. Herder aber hat den relativ künstlerischeren Blick. Wo Lessing zwangsweise und künstlich eine starre Einheit in das antike Bildermaterial hinein interpretiert, „erblickt Herder eine blühende, üppige Vielheit, die er in seiner reichen, mehr positiven als negativen Betrachtungsart sich allmählich vor den Lesern entfalten läßt.“ So urteilt Dr. Hermann Abell in einer sehr lesenswerten, freilich nur gelehrteren Lesern zugängigen, jüngst erschienenen Schrift (Vier Kapitel vom Thanatos'. Über die Darstellung des Todes in der griechischen Kunst. Ein archäologischer Versuch. Abhandlungen des archäologisch-geographischen Seminars der k. k. Franzens-Universität Graz. E. W. Stern. [Buchhandl. L. Rosner, Verlag in Wien.] 1903. 8°. 66 S.), die mir wie aus der Seele geschrieben ist. Es wird hohe Zeit, daß Laokoon aufhöre, Schullektüre zu sein, da diese Schrift bei jungen Leuten nur Unheil anrichten wird, wie sie es schon seit einem Jahrhundert tut. Viel eher würden sich zur Einführung in die Kunst Auszüge aus Herder eignen. Doch das führt mich auf einen Abweg und mag anderen Ortes tiefer begründet werden. Zudem, wollte ich Herder auf Lessings Kosten loben, so handelte ich gegen dessen eigene Verwarnung; denn er klagte, daß die Kunststrichter seiner Zeit eine Herde seien der kleinen Geschöpfe, die Apollo Smintheus auf unser liebtes Vaterland gebannt zu haben scheine, um auch die wenigen blumen- und fruchtreichen Auen zu ver-



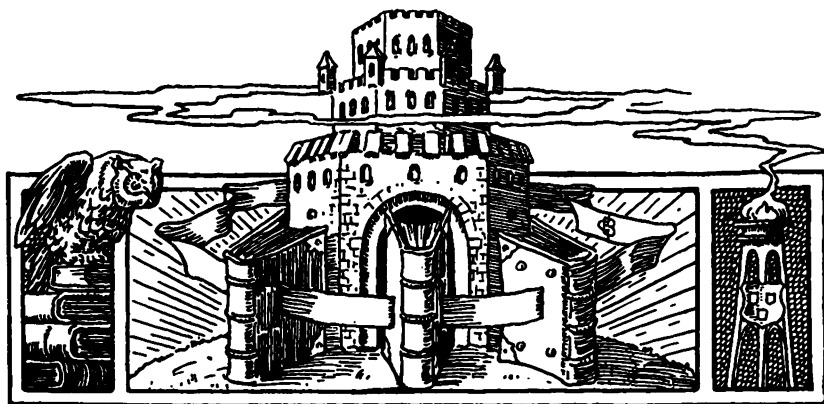
wüßten, die noch hier und da als Ländereien des Genies übrig geblieben, und daß diese Kritiker den Laokoon des Lessing nicht besser zu loben wüßten, als auf Kosten Winkelmanns; „denn Welch ein Lob“, fragt er, „fließt von den Lippen großer Leute wohl glatter herunter, als das auf Kosten eines dritten?“ Man würde mir also mit ihm nachrufen: „O, mit verstopftem Ohre durch die Chöre quäkender Frösche hindurch, wie Ulysses durch den Gesang der Sirenen!“ Gewiß, wir wollen uns beider Geistesheroen freuen, wie der beiden anderen, die ihnen folgten, wollen froh sein, daß wir „zwei solche Kerle“ unser nennen dürfen. In unserer nüchternen Gegenwart, da selbst Jünglinge der Begeisterung und jedes Überschwanges der Lebensfreude entbehren, wirkt ein Blick gerade in Herders Schriften wie ein Verjüngungsbad. Da kocht und braust kecker Lebensmut, der, kühn alle Schranken und Hemmnisse seiner armseligen, engen Philister-Umgebung überspringend, sich im unermesslichen weiten Meere der Gedanken tummelt, der, unbekümmert um Lob oder Tadel der Mitwelt, sich seine Ideale baut, der mit unerschrockenem Auge seine Blicke voraussendet in das Dunkel der Zukunft und seinem Volke ferne Ziele steckt, die wir Spätgeborenen auch heute noch nicht sämtlich erreicht haben.

Ihm ahnte von einer Zukunft, da das Wort „Vaterland“ kein leerer Schall mehr sein werde, sondern

— — „ein Silberton dem Ohr,  
Licht dem Verstand und hoher Flug dem Denken,  
Dem Herzen groß Gefühl“ —,

aber er konnte nicht ahnen, daß die Söhne dieses fernen Vaterlandes ein gar so nüchternes, praktisches, verständiges, korrektes, auf sicheres Einkommen und pensionsberechtigtes Stellen erpichtes Geschlecht sein würden. Ich fürchte, das heutige militärfrome, äußerlich schneidige, innerlich mutlose, denkmal-freudige, wortreiche und tatenarme Deutschland würde ihm trotz aller Machtfülle und allen äußeren Prunkes eine schmerzliche Enttäuschung sein. Wer wissen will, was wir unter deutschem Idealismus verstehen, dem Idealismus, der sich nicht begnügt, entschundene Herrlichkeiten wehmütig anzustauen, sondern der frohgemut hohen, fernen Zielen zusteuert, der nehme Herders Schriften, zumal seine Jugendschriften, zur Hand! Es wird ihm die Seele weiten, und mit geröteten Wangen wird er sie niederlegen, gerötet von Begeisterung oder wohl auch von — Beschämung.





## Römische Kultur.

Von

Johann Gottfried Herder.

Wenn Unparteilichkeit und fester Entschluß, wenn unermüdete Tätigkeit in Worten und Werken und ein gefester, rascher Gang zum Ziel des Sieges oder der Ehre, wenn jener kalte, kühne Mut, der durch Gefahren nicht geschreckt, durch Unglück nicht gebeugt, durchs Glück nicht übermütig wird, einen Namen haben soll, so müßte er den Namen eines römischen Mutes haben. Mehrere Glieder dieses Staats, selbst aus niederem Stande, haben ihn so glänzend erwiesen, daß wir, zumal in der Jugend, da uns die Römer meistens nur von ihrer edlen Seite erscheinen, dergleichen Gestalten der alten Welt als hingewichene große Schatten verehren. Wie Riesen schreiten ihre Feldherren von einem Weltteil zum andern und tragen das Schicksal der Völker in ihrer festen, leichten Hand. Ihr Fuß stößt Throne vorübergehend um; eins ihrer Worte bestimmt das Leben oder den Tod von Myriaden. Gefährliche Höhe, auf welcher sie standen! Zu kostbares Spiel mit Kronen und Millionen an Menschen und Golde!

Und auf dieser Höhe gehen sie einfach wie Römer einher, verachtend den Pomp königlicher Barbaren; der Helm ihre Krone, ihre Zierde der Brustharnisch.

Und wenn ich sie auf diesem Gipfel der Macht und des Reichthums in ihrer männlichen Beredsamkeit höre, in ihren häuslichen oder patriotischen Tugenden unermüdet wirksam sehe; wenn im Gewühl der Schlachten oder im Getümmel des Marktes die Stirn Cäsars immer heiter bleibt, und auch gegen Feinde seine Brust mit verschonender Großmuth schlägt — große Seele, bei allen deinen leichtsinnigen Lastern, wenn du nicht wert warst, Monarch der Römer zu werden, so war es niemand. Doch Cäsar war mehr als dies; er war Cäsar. Der höchste Thron der Erde schmückte sich

mit seinem persönlichen Namen; o, hätte er sich auch mit seiner Seele schmücken können, daß Jahrtausende hin ihn der gütige, muntre, umfassende Geist Cäsars hätte beleben mögen!

Aber gegen ihm steht sein Freund Brutus mit gezücktem Dolch. Guter Brutus, bei Sardes und Philippi erschien dir dein böser Genius nicht zuerst: er war dir längst vorher unter dem Bilde des Vaterlandes erschienen, dem du mit einer weichern Seele, als deines rohen Vorfahren war, die heiligern Rechte der Menschheit und Freundschaft aufopfertest. Du konntest deine erzwungene Tat nicht nutzen, da dir Cäsars Geist und Sullas Pöbelwut fehlte, und wurdest also genötigt, das Rom, das kein Rom mehr war, den wilden Ratschlägen eines Antonius und Octavius zu überlassen, von denen jener alle römische Pracht einer ägyptischen Bühlerin zu Füßen legte, und dieser nachher aus dem Gemach einer Livia mit scheinheiliger Ruhe die müdegequälte Welt beherrschte. Nichts blieb dir übrig als dein eigener Stahl — eine traurige und doch notwendige Zuflucht der Unglücklichen unter einem römischen Schicksal.

Woher entsprang dieser große Charakter der Römer? Er entsprang aus ihrer Erziehung, oft sogar aus dem Namen der Person und des Geschlechts, aus ihren Geschäften, aus dem Zusammendränge des Rats, des Volks und aller Völker im Mittelpunkt der Weltherrschaft, ja endlich aus der glücklich-unglücklichen Notwendigkeit selbst, in der sich die Römer fanden. Daher teilte er sich auch allem mit, was an der römischen Größe teilnahm, nicht nur den edlen Geschlechtern, sondern auch dem Volk, und Männern sowohl als den Weibern. Die Tochter Scipios und Catos, die Gattin Brutus, der Gracchen Mutter und Schwester konnten ihrem Geschlecht nicht unwürdig handeln; ja, oft übertrafen edle Römerinnen die Männer selbst an Klugheit und Würde. So war Terentia heldenmütiger als Cicero, Beturia edler als Coriolan, Paulina stärker als Seneca usw. In keinem morgenländischen Harem, in keinem Gynäceum der Griechen konnten, bei aller Anlage der Natur, weibliche Tugenden hervorsprossen wie im öffentlichen und häuslichen Leben der Römer; freilich aber auch in verdorbenen Zeiten weibliche Laster, vor denen die Menschheit schaudert. Schon nach Überwindung der Lateiner wurden hundertundsiebzig römische Gemahlinnen eins, ihre Männer mit Gift hinzurichten, und tranken, als sie entdeckt waren, ihre bereitete Arznei wie Helben. Was unter den Kaisern die Weiber in Rom vermochten und ausübten, ist unsäglich. Der stärkste Schatte grenzt ans stärkste Licht: eine Stiefmutter Livia und die treue Antonia-Drusus, eine Plancina und Agrippina-Germanicus, eine Messalina und Octavia steh'n dicht aneinander.

\* \* \*

Wollen wir den Wert der Römer auch in der Wissenschaft schätzen, so müssen wir von ihrem Charakter ausgehen und keine Griechenkünste von ihnen fordern. Ihre Sprache war der äolische Dialekt, beinahe mit allen Sprachen Italiens vermischt (die neue Sprachforschung erweist diesen Schluß,

daß Rom eine äolische Kolonie sei, als verfehlt]; sie hat sich aus dieser rohen Gestalt langsam hervorgearbeitet, und dennoch, trotz aller Bearbeitung, hat sie zur Leichtigkeit, Klarheit und Schönheit der griechischen Sprache nie völlig gelangen mögen. Kurz, ernst und würdig ist sie, die Sprache der Gesetzgeber und Beherrscher der Welt — in allem ein Bild vom Geiste der Römer. Da diese mit den Griechen erst spät bekannt wurden, nachdem sie durch die lateinische, etruskische und eigene Kultur lange Zeit schon ihren Charakter und Staat gebildet hatten, so lernten sie auch ihre natürliche Beredsamkeit durch die Kunst der Griechen erst spät verschönern. Wir wollen also über die ersten dramatischen und poetischen Übungen, die zur Ausbildung ihrer Sprache unstreitig viel beitrugen, wegschauen und von dem reden, was bei ihnen tiefere Wurzel faßte. Es war dieses: Gesetzgebung, Beredsamkeit und Geschichte — Blüten des Verstandes, die ihre Geschäfte selbst hervortrieben, und in welchen sich am meisten ihre römische Seele zeigt . . .

Nach den wenigen Bruchstücken und Proben eines Cornelius, Cäsar, Livius usw. hatte die römische Geschichte zwar nicht jene Anmut und süße Schönheit der griechischen Historie, dafür aber gewiß eine römische Würde, und in Sallust, Tacitus u. a. viel philosophische und politische Klugheit. Wo große Dinge getan werden, wird auch groß gedacht und geschrieben; in der Sklaverei verstummt der Mund, wie die spätere römische Geschichte selbst zeigt. Und leider ist der größte Teil der römischen Geschichtschreiber aus Roms freien oder halbfreien Zeiten ganz verloren. Ein unersehlicher Verlust; denn nur einmal lebten solche Männer, nur einmal schrieben sie ihre eigene Geschichte.

Der römischen Geschichte ging die Beredsamkeit als Schwester und beiden ihre Mutter, die Staats- und Kriegskunst, zur Seite; daher auch mehrere der größten Römer in jeder dieser Wissenschaften nicht nur Kenntnisse hatten, sondern auch schrieben. Unbillig ist der Tadel, den man den griechischen und römischen Geschichtschreibern darüber macht, daß sie ihren Begebenheiten so oft Staats- und Kriegsreden einmischten; denn da in der Republik durch öffentliche Reden alles gelenkt wurde, hatte der Geschichtschreiber kein natürlicher Band, durch welches er Begebenheiten binden, vielseitig darstellen und pragmatisch erklären konnte, als eben diese Reden; sie waren ein weit schöneres Mittel des pragmatischen Vortrages, als wenn der spätere Tacitus und seine Brüder, von Not gezwungen, ihre eignen Gedanken einförmig zwischenwebten. Indessen ist auch Tacitus mit seinem Reflexionsgeist oft unbillig beurteilt worden; denn in seinen Schilderungen sowohl als im gehässigen Ton derselben ist er an Geist und Herz ein Römer. Ihm war's unmöglich, Begebenheiten zu erzählen, ohne daß er die Ursachen derselben entwickle und das Verabscheuungswürdige mit schwarzen Farben male. Seine Geschichte ächzt nach Freiheit, und in ihrem dunkel verschlossenen Ton beklagt sie den Verlust derselben weit bitterer, als sie's mit Worten tun könnte. Nur der Zeiten der Freiheit, das ist offener Hand-

lungen im Staat und im Kriege, erfreut sich die Beredsamkeit und Geschichte; mit jenen sind beide dahin; sie borgen im Müßiggange des Staats auch müßige Betrachtungen und Worte.

In Absicht der Beredsamkeit indessen dürfen wir den Verlust nicht minder großer Redner als Geschichtschreiber weniger beklagen; der einzige Cicero ersetzt uns viele. In seinen Schriften von der Redekunst gibt er uns wenigstens die Charaktere seiner großen Vorgänger und Zeitgenossen; seine Reden selbst aber können uns jetzt statt Catos, Antonius', Hortensius', Cäsars u. a. dienen. Glänzend ist das Schicksal dieses Mannes, glänzender nach seinem Tode, als es im Leben war. Nicht nur die römische Beredsamkeit in Lehre und Mustern, sondern auch den größten Teil der griechischen Philosophie hat er gerettet, da ohne seine beneidenswerten Einkleidungen die Lehren mancher Schulen uns wenig mehr als dem Namen nach bekannt wären. Seine Beredsamkeit übertrifft die Donner des Demosthenes nicht nur an Licht und philosophischer Klarheit, sondern auch an Urbanität und wahrerem Patriotismus. Er beinahe allein hat die reinere lateinische Sprache Europa wiedergegeben, ein Werkzeug, das dem menschlichen Geist bei manchen Mißbräuchen unstreitig große Vorteile gebracht hat. Ruhe also schenke, du vielgeschäftiger, vielgeplagter Mann, Vater des Vaterlandes aller lateinischen Schulen in Europa! Deine Schwachheiten hast du genug gebüßt in deinem Leben; nach deinem Tode erfreut man sich deines gelehrten, schönen, rechtschaffenen, edel denkenden Geistes und lernt aus deinen Schriften und Briefen dich, wo nicht verehren, so doch hochschätzen und dankbar lieben.

\* \* \*

Die Poesie der Römer war nur ausländische Blume, die in Latium zwar schön fortgeblüht und hier und da eine feinere Farbe gewonnen hat, eigentlich aber keine neuen eigenen Fruchtkeime erzeugen konnte. Schon die Etrusker hatten durch ihre saliarischen und Leichengedichte, durch ihre fessenninischen, atellanischen und szenischen Spiele, die roheren Krieger zur Dichtkunst vorbereitet: mit den Eroberungen Tarents und anderer großgriechischen Städte wurden auch griechische Dichter erobert, die durch die feineren Musen ihrer Muttersprache den Überwindern Griechenlands ihre rohe Mundart gefälliger zu machen suchten. Wir kennen das Verdienst dieser ältesten römischen Dichter nur aus einigen Versen und Fragmenten, erstaunen aber über die Menge Trauer- und Lustspiele, die wir von ihnen nicht nur aus alten, sondern zum Teil auch aus den besten Zeiten genannt finden. Die Zeit hat sie vertilgt, und ich glaube, daß, gegen die Griechen gerechnet, der Verlust an ihnen nicht so groß sei, da ein Teil derselben griechische Gegenstände und wahrscheinlich auch griechische Sitten nachahmte [waren sogar meist Bearbeitungen griechischer Stücke, wie auch die vorhin genannten Dichtarten zum Teil irrig den Etruskern zugeschrieben werden]. Das römische Volk erfreute sich an Possen und Pantomimen, an zirzesischen oder gar an blutigen Fechterspielen viel zu sehr, als daß es fürs Theater ein griechisches Ohr und eine griechische Seele haben konnte. Als

eine Sklavin war die szenische Muse bei den Römern eingeführt, und sie ist bei ihnen immer auch eine Sklavin geblieben; wobei ich indes den Verlust der hundertunddreißig Stücke des Plautus und die untergegangene Schiffsladung von hundertundacht Lustspielen des Terenz [die sich inzwischen als Fabel herausgestellt hat, durch eine erst später erkannte Textverderbnis bei Sueton veranlaßt], sowie die Gedichte Ennius', eines Mannes von starker Seele, insonderheit seinen „Scipio“ und seine Lehrgedichte, sehr bedauere; denn im einzigen Terenz hätten wir, nach Cäsars Ausdruck, wenigstens den halben Menander wieder. Dank also dem Cicero auch dafür, daß er uns den Lukrez, einen Dichter von römischer Seele [jetzt ebenfalls als Irrtum erkannt], und den Augustus, daß er uns den halben Homer in der Aeneis seines Maro erhalten; Dank dem Cornutus, daß er von seinem edlen Schüler Persius auch einige seiner Lehrlingsstücke uns nicht mißgönnte, und auch euch, ihr Mönche, sei Dank, daß ihr, um Latein zu lernen, uns den Terenz, Horaz, Boethius, vor allen anderen aber euren Virgil als einen rechtgläubigen Dichter aufbewahrt. Der einzig unbefleckte Lorbeer in Augustus' Krone ist's, daß er den Wissenschaften Raum gab und die Musen liebte.

\*  
 Freudiger wende ich mich von den römischen Dichtern zu den Philosophen; manche waren oft beides, und zwar Philosophen von Herz und Seele. In Rom erfand man keine Systeme, aber man übte sie aus und führte sie in das Recht, in die Staatsverfassung, ins tätige Leben. Nie wird ein Lehrdichter feuriger und stärker schreiben, als Lukrez schrieb, denn er glaubte seine Lehre; nie ist seit Plato die Akademie desselben reizender verjüngt worden als in Ciceros schönen Gesprächen. So hat die stoische Philosophie nicht nur in der römischen Rechtsgelehrsamkeit ein großes Gebiet eingenommen und die Handlungen der Menschen daselbst strenge geregelt, sondern auch in den Schriften Senecas, in den vortrefflichen Betrachtungen Mark Aurels, in den Regeln Epiktets usw. eine praktische Festigkeit und Schönheit erhalten, zu der die Lehrsätze mehrerer Schulen offenbar beigetragen haben. Übung und Not in mancherlei harten Zeitumständen des römischen Staats stärkten die Gemüter der Menschen und stählten sie; und man suchte, woran man sich halten konnte, und brauchte das, was der Grieche ausgedacht hatte, nicht als einen müßigen Schmuck, sondern als Waffe, als Rüstung. Große Dinge hat die stoische Philosophie im Geist und Herzen der Römer bewirkt, und zwar nicht zur Welt-eroberung, sondern zur Beförderung der Gerechtigkeit, der Billigkeit und zum inneren Trost unschuldig gedrückter Menschen. Denn auch die Römer waren Menschen, und als eine schuldblose Nachkommenschaft durch das Laster ihrer Vorfahren litt, suchten sie Stärkung, woher sie konnten; was sie selbst nicht erfunden hatten, eigneten sie sich desto fester zu.

\*  
 Die Geschichte der römischen Gelehrsamkeit endlich ist für uns eine Trümmer von Trümmern, da uns größtenteils die Sammlungen ihrer

Literatur sowohl als die Quellen fehlen, aus welchen jene Sammlungen geschöpft waren. Welche Mühe wäre uns erspart, welch Licht über das Altertum angezündet, wenn die Schriften Varros oder die zweitausend Bücher, aus denen Plinius zusammenschrieb, zu uns gekommen wären! Freilich würde ein Aristoteles aus der den Römern bekannten Welt andres als Plinius gesammelt haben; aber noch ist sein Buch ein Schatz, der, bei aller Unkunde in einzelnen Fächern, sowohl den Fleiß als die römische Seele seines Sammlers zeigt. So auch die Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit dieses Volkes: sie ist die Geschichte eines großen Scharffinnes und Fleißes, der nirgend als im römischen Staat also geübt und so lange fortgesetzt werden konnte; an dem, was die Zeitfolge daraus gemacht und daran gereicht hat, sind die Rechtslehrer des alten Roms unschuldig. Kurz, so mangelhaft die römische Literatur gegen die griechische beinahe in jeder Gattung erscheint, so lag es doch nicht in den Zeitumständen allein, sondern in ihrer römischen Natur selbst, daß sie Jahrtausende hin die stolze Befehlshaberin aller Nationen werden konnte. Die Folge dieses Wertes wird solches zeigen, wenn wir aus der Asche Roms ein neues Rom in sehr veränderter Gestalt, aber dennoch voll Eroberungsgeist werden aufleben sehen.

\* \* \*

Zuletzt habe ich noch von der Kunst der Römer zu reden, in welcher sie sich für Welt und Nachwelt als jene Herren der Erde erwiesen, denen die Materialien und Hände aller überwundenen Völker zu Gebote standen. Von Anfang an war ein Geist in ihnen, die Herrlichkeit ihrer Siege durch Ruhmeszeichen, die Herrlichkeit ihrer Stadt durch Denkmale einer prächtigen Dauer zu bezeichnen; so daß sie schon sehr frühe an nichts Beringeres als an eine Ewigkeit ihres stolzen Daseins dachten. Die Tempel, die Romulus und Numa bauten, die Plätze, die sie ihren öffentlichen Sammlungen anwiesen, gingen alle schon auf Siege und eine mächtige Volksregierung hinaus, bis bald darauf Ancus und Tarquinius die Grundfesten jener Bauart legten, die zuletzt beinahe zum Unermesslichen emporstieg. Der etruskische König baute die Mauer Roms von gehauenen Steinen; er führte, sein Volk zu tränken und die Stadt zu reinigen, jene ungeheure Wasserleitung, die noch jetzt in ihren Ruinen ein Wunder der Welt ist; denn dem neueren Rom fehlte es, sie nur aufzuräumen oder in Dauer zu erhalten, an Kräften. Eben desselben Geistes waren seine Galerien, seine Tempel, seine Gerichtssäle und jener ungeheure Zirkus, der, bloß für Ergänzungen des Volkes errichtet, noch jetzt in seinen Trümmern Ehrfurcht fordert. Auf diesem Wege gingen die Könige, insonderheit der stolze Tarquinius, nachher die Konsuls und Abilen, späterhin die Welteroberer und Diktators, am meisten Julius Cäsar fort, und die Kaiser folgten. So kamen nach und nach jene Tore und Türme, jene Theater und Amphitheater, Zirkel und Stadien, Triumphbogen und Ehrensäulen, jene prächtigen Grabmale und Grabgewölbe, Landstraßen und Wasserleitungen, Paläste und Bäder zustande, die nicht nur

in Rom und Italien, sondern häufig auch in anderen Provinzen ewige Fußstapfen dieser Herren der Welt sind. Fast erliegt das Auge, manche dieser Denkmale nur noch in ihren Trümmern zu sehen, und die Seele ermattet, das ungeheure Bild zu fassen, das in großen Formen der Festigkeit und Pracht sich der anordnende Künstler dachte. Noch kleiner aber werden wir, wenn wir uns die Zwecke dieser Gebäude, das Leben und Weben in und zwischen denselben, endlich das Volk gedenken, dem sie geweiht waren, und die oft einzelnen Privatpersonen, die sie ihm weihten. Da fühlt die Seele, nur ein Rom sei je in der Welt gewesen, und vom hölzernen Amphitheater des Curio an bis zum Coliseum des Vespasian, vom Tempel des Jupiter Stator bis zum Pantheon des Agrippa oder dem Friedentempel, vom ersten Triumphtor eines einziehenden Siegers bis zu den Siegesbogen und Ehrensäulen Augustus', Titus', Trajans, Severus' usw. samt jeder Trümmer von Denkmalen ihres öffentlichen und häuslichen Lebens habe ein Genius gewaltet. Der Geist der Völkerfreiheit und Menschenfreundschaft war dieser Genius nicht; denn wenn man die ungeheure Mühe jener arbeitenden Menschen bedenkt, die diese Marmor- und Steinfelsen oft aus fernen Landen herbeischaffen und als überwundene Sklaven errichten mußten; wenn man die Kosten überschlägt, die solche Angeheuer der Kunst vom Schweiß und Blut geplündeter, ausgezogener Provinzen erforderten; ja endlich, wenn wir den grausamen, stolzen und wilden Geschmack überlegen, den durch jene blutigen Fechterspiele, durch jene unmenschlichen Tierkämpfe, jene barbarischen Triumphaufzüge usw. die meisten dieser Denkmale nährten, die Wollüste der Bäder und Paläste noch ungerechnet: so wird man glauben müssen, ein gegen das Menschengeschlecht feindseliger Dämon habe Rom gegründet, um allen Irdischen die Spuren seiner dämonischen, übermenschlichen Herrlichkeit zu zeigen. Man lese über diesen Gegenstand des älteren Plinius und jedes edlen Römers eigene Klagen; man folge den Erpressungen und Kriegen nach, durch welche die Künste Etruriens, Griechenlands und Ägyptens nach Rom kamen, so wird man den Steinhaufen der römischen Pracht vielleicht als die höchste Summe menschlicher Gewalt und Größe anstaunen, aber auch als eine Tyrannen- und Mördergrube des Menschengeschlechts verabscheuen lernen. Die Regeln der Kunst indessen bleiben, was sie sind; und obgleich die Römer selbst in ihr eigentlich nichts erfanden, ja zuletzt das anderswo Erfundene barbarisch genug zusammensetzten, so bezeichnen sie sich dennoch auch in diesem zusammenraffenden, aufstürmenden Geschmack als die großen Herren der Erde.

Excudent alii spirantia mollius aera —  
 Credo equidem — vivos ducent de marmore vultus;  
 Orabunt causas melius, coelique meatus  
 Describent radio et surgentia sidera dicent:  
 Tu regere imperio populos, Romane, memento —  
 Hae tibi erunt artes — pacisque imponere morem,  
 Parcere subiectis et debellare superbos.



(Andere werden das Erz geschmeid'ger zu atmendem Leben  
 Bilden und lebenswahr den Marmor gestaltend befeelen,  
 Neben auch halten in schönerem Stil und die Bahnen des Himmels  
 Messen mit zirkelnder Kunst und künden der Sterne Erscheinen.  
 Du sei, Römer, bedacht, mit Macht die Völker zu lenken —  
 Das ist die Kunst, die dir ziemt — und sie zu gewöhnen zum Frieden,  
 Mild dem gehorchenden Volk und dämpfend des Übermuts Willkür  
 — Vergilt, Aneis. —)

Gern wollten wir den Römern alle von ihnen verachteten Griechen-  
 künste, die doch selbst von ihnen zur Pracht oder zum Nutzen gebraucht  
 wurden, ja sogar die Erweiterung der edelsten Wissenschaften, der Astro-  
 nomie, Zeitenkunde usw. erlassen und lieber zu den Orten wallfahrten, wo  
 diese Blüten des menschlichen Verstandes auf ihrem eigenen Boden blühten,  
 wenn sie dieselben nur an Ort und Stelle gelassen und jene Regierung-  
 kunst der Völker, die sie sich als ihren Vorzug zuschrieben, menschenfreundlicher  
 geübt hätten. Dies aber konnten sie nicht, da ihre Weisheit nur der Über-  
 macht diente, und den vermeinten Stolz der Völker nichts als ein größerer  
 Stolz beugte.

\* \* \*

Es ist ein alter Übungsplatz der politischen Philosophie gewesen, zu  
 untersuchen, was mehr zur Größe Roms beigetragen habe, ob seine Tapfer-  
 keit oder sein Glück. Schon Plutarch und mehrere, sowohl griechische als  
 römische Schriftsteller haben darüber ihre Meinungen gesagt, und in neueren  
 Zeiten hat fast jeder über die Geschichte nachdenkende Geist dieses Problem  
 behandelt. Plutarch, bei allem, was er der römischen Tapferkeit zugestehen  
 muß, läßt das Glück den Ausschlag geben und hat sich in dieser Unter-  
 suchung, wie in seinen anderen Schriften, zwar als den blumenreichen, an-  
 genehmen Griechen, nicht aber eben als einen Geist bewiesen, der seinen  
 Gegenstand vollendet. Die meisten Römer dagegen schrieben ihrer Tapfer-  
 keit alles zu und die Philosophen späterer Zeiten ersannen sich einen Plan  
 der Klugheit, auf welchen vom ersten Grundstein an die römische Macht  
 bis zu ihrer größten Erweiterung angelegt worden. Offenbar zeigt die Ge-  
 schichte, daß keins dieser Systeme ausschließend, daß, genau verbunden, sie  
 aber alle wahr sind. Tapferkeit, Glück und Klugheit mußten zusammen-  
 treten, um das auszurichten, was ausgerichtet ward, und von Romulus'  
 Zeiten an sehen wir diese drei Götinnen für Rom im Bunde. Wollen  
 wir also nach Art der Alten die ganze Zusammenfügung lebendiger Ur-  
 sachen und Wirkungen Natur oder Glück nennen, so gehörte sowohl die  
 Tapferkeit, selbst auch die grausame Härte, als die Klugheit und Arglist  
 der Römer mit zu diesem alles lenkenden Glücke. Die Betrachtung wird  
 immer unvollkommen bleiben, wenn man an einer dieser Eigenschaften aus-  
 schließend hängt und bei den Vortrefflichkeiten der Römer ihre Fehler und  
 Laster, bei dem inneren Charakter ihrer Taten die äußeren begleitenden  
 Umstände, endlich bei ihrem festen und großen Kriegsvorstande den Zufall  
 vergißt, den eben jener oft so glücklich nützte. Die Gänse, die das Kapitol

retteten, waren ebensowohl die Schutzgötter Roms als der Mut des Camillus, das Zögern des Fabius oder ihr Jupiter Stator. In der Naturwelt gehört alles zusammen, was zusammen und ineinander wirkt, pflanzend, erhaltend oder zerstörend; in der Naturwelt der Geschichte nicht minder.

Es ist eine angenehme Übung der Gedanken, hier und da zu fragen, was aus Rom bei veränderten Umständen geworden wäre, z. B. wenn es anderswo gelegen, frühzeitig nach Veji verfest, das Kapitol von Brennus erstiegen, Italien von Alexander bekriegt, die Stadt von Hannibal erobert, oder der Rat, den er dem Antiochus gab, befolgt wäre. Gleichergestalt läßt sich fragen, wie statt des Augustus ein Cäsar, statt des Tibers ein Germanicus regiert hätte; welche Verfassung der Welt ohne das eindringende Christentum entstanden wäre usw. Jede dieser Untersuchungen führt uns auf eine so genaue Zusammenfassung der Umstände, daß man Rom zuletzt nach der Weise jener Morgenländer als ein Lebendiges betrachten lernt, das nicht anders als unter solchen Umständen am Ufer der Tiber wie aus dem Meer aufsteigen, allmählich den Streit mit allen Völkern seines Welt-raums zu Lande und Wasser lernen, sie unterjochen und zertreten, endlich die Grenzen seines Ruhmes und den Ursprung seiner Vertwefung in sich selbst finden können, als den es wirklich gefunden hat. Bei dieser Betrachtung verschwindet alle sinnlose Willkür auch aus der Geschichte. In ihr sowohl als in jeder Erzeugung der Naturreiche ist alles oder nichts Zufall, alles oder nichts Willkür. Jedes Phänomen der Geschichte wird eine Naturerzeugung, und für den Menschen fast die betrachtenswürdigste von allen, weil dabei so viel von ihm abhängt, und er selbst bei dem, was außer seinen Kräften in der großen Übermacht der Zeitumstände liegt, bei jenem unterdrückten Griechenland, Karthago und Numantia, bei jenem ermordeten Sertorius, Spartacus und Viriathus, beim untergesunkenen zweiten Pompejus, Drusus, Germanicus Britannicus usw., obwohl in bitteren Schalen, den nutzbarsten Kern findet. Die einzige philosophische Art, eine Geschichte anzuschauen, ist diese; alle denkenden Geister haben sie auch unwissend geübt.

Nichts stände dieser parteilosen Betrachtung mehr entgegen, als wenn man selbst der blutigen römischen Geschichte einen eingeschränkten, geheimen Plan der Vorsehung unterschieben wollte; wie wenn Rom z. B. vorzüglich deshalb zu seiner Höhe gestiegen sei, damit es Redner und Dichter erzeugen, damit es das römische Recht und die lateinische Sprache bis an die Grenzen seines Reichs ausbreiten und alle Landstraßen ebnen möchte, die christliche Religion einzuführen. Jedermann weiß, welche ungeheure Übel Rom und die Welt umher drückten, ehe solche Dichter und Redner aufkommen konnten; wie teuer z. B. Sizilien des Cicero Rede gegen den Verres, wie teuer Rom und ihm selbst seine Reden gegen Catilina, seine Angriffe auf den Antonius gewesen usw. Damit eine Perle gerettet würde, mußte also ein Schiff untergehen, und tausend Lebendige kamen um, bloß damit auf ihrer Asche einige Blumen wüchsen, die auch der Wind zerstäubt. Um eine Aneis des Virgils, um die ruhige Muse eines Horaz

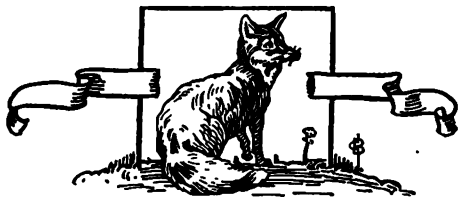
und seine urbanen Briefe zu erkaufen, mußten Ströme von Römerblut vorher vergossen, zahllose Völker und Reiche unterdrückt werden; waren diese schönen Früchte eines erpreßten goldenen Alters solches Aufwandes wert? Mit dem römischen Rechte ist's nicht anders; denn wem ist unbekannt, welche Drangsale die Völker dadurch erlitten, wie manche menschlichere Einrichtung der verschiedensten Länder dadurch zerstört worden? Fremde Völker werden nach Sitten gerichtet, die sie nicht kannten; sie wurden mit Lastern und ihren Strafen vertraut, von welchen sie nie gehört hatten; ja endlich der ganze Gang dieser Befehgebung, der sich nur zur Verfassung Roms schickte, hat er nicht nach tausend Unterdrückungen den Charakter aller überwundenen Nationen so verläßt, so verderbt, daß, statt des eigentümlichen Gepräges derselben, zuletzt allenthalben nur der römische Adler erscheint, der nach ausgehaktten Augen und verzehrten taurige Leichname von Provinzen mit schwachen Flügeln deckte? Auch die lateinische Sprache gewann nichts durch die überwundenen Völker, und diese gewannen nichts durch jene. Sie ward verderbt und zuletzt ein romanisches Gemisch nicht nur in den Provinzen, sondern in Rom selbst. Die schönere griechische Sprache verlor auch durch sie ihre reine Schönheit, und jene Mundarten so vieler Völker, die ihnen und uns weit nützlicher als eine verdorbene römische Sprache wären, gingen bis aufs kleinste Überbleibsel unter. Die christliche Religion endlich, so ausnehmend ich die Wohltaten verehere, die sie dem Menschengeschlecht gebracht hat, so entfernt bin ich, zu glauben, daß auch nur ein Wegstein in Rom ursprünglich ihretwegen von Menschen erhoben worden. Für sie hat Romulus seine Stadt nicht errichtet, Pompejus und Crassus sind nicht für sie durch Judäa gezogen: noch weniger sind alle jene römischen Einrichtungen Europas und Asiens gemacht, damit ihr allenthalben der Weg bereitet würde. Rom nahm die christliche Religion nicht anders auf, als es den Gottesdienst der Isis und jeden verworfenen Aberglauben der östlichen Welt aufnahm; ja, es wäre Gottes unwürdig, sich einzubilden, daß die Vorsehung für ihr schönstes Werk, die Fortpflanzung der Wahrheit und Tugend, keine anderen Werkzeuge gewußt habe als die tyrannischen, blutigen Hände der Römer. Die christliche Religion hob sich durch eigene Kräfte, wie durch eigene Kräfte das römische Reich wuchs; und wenn beide sich zuletzt gatteten, so gewann weder die eine dadurch noch das andere. Ein römisch-christlicher Bastard entsprang, von welchem manche wünschen, daß er nie entstanden wäre.

Die Philosophie der Endzwecke hat der Naturgeschichte keinen Vorteil gebracht, sondern ihre Liebhaber vielmehr statt der Untersuchung mit scheinbarem Wahn befriedigt; wieviel mehr die tausendzweckige, ineinander greifende Menschengeschichte!

Wir haben also auch der Meinung zu entsagen, als ob in der Fortsetzung der Zeitalter die Römer dazu gewesen seien, um, wie in einem menschlichen Gemälde, über den Griechen ein vollkommeneres Glied in der Kette der Kultur zu bilden. In dem, worin die Griechen vortrefflich waren,

haben die Römer sie nie übertreffen mögen; was gegenteils sie Eigenes besaßen, hatten sie von den Griechen nicht gelernt. Genutzt haben sie alle Völker, mit denen sie bekannt wurden, bis auf Indier und Troglodyten; sie nutzten sie aber als Römer, und oft ist's die Frage, ob zu ihrem Vorteil oder Schaden. So wenig nun alle anderen Nationen der Römer wegen da waren oder Jahrhunderte vorher ihre Einrichtungen für Römer machten, so wenig dürfen solches die Griechen getan haben. Athen sowohl als die italienischen Pflanzstädte gaben Gesetze für sich, nicht für sie; und wenn kein Athen gewesen wäre, so hätte Rom zu den Szythen um seine Gesetze senden mögen. Auch waren in vielem Betracht die griechischen Gesetze vollkommener als die römischen, und die Mängel der letzten verbreiteten sich auf einen viel größeren Weltstrich. Wo sie etwa menschlicher wurden, waren sie es nach römischer Weise, weil es unnatürlich gewesen wäre, wenn die Überwinder so vieler gebildeten Nationen nicht auch wenigstens den Schein der Menschlichkeit hätten lernen sollen, mit dem sie oft die Völker betrogen.

Also bliebe nichts übrig, als daß die Vorsehung den römischen Staat und die lateinische Sprache als eine Brücke aufgestellt habe, auf welcher von den Schätzen der Vorwelt auch etwas zu uns gelangen möchte. Die Brücke wäre die schlechteste, die gewählt werden konnte; denn eben ihre Errichtung hat uns das meiste geraubt. Die Römer zerstörten und wurden zerstört; Zerstörer aber sind keine Erhalter der Welt. Sie wiegelten alle Völker auf, bis sie zuletzt die Beute derselben wurden, und die Vorsehung tat ihrethalben kein Wunder. Lasset uns also auch diese, wie jede andere Naturerscheinung, deren Ursachen und Folgen man frei erforschen will, ohne untergeschobenen Plan betrachten. Die Römer waren und wurden, was sie werden konnten; alles ging unter oder erhielt sich an ihnen, was untergehen oder sich erhalten mochte. Die Zeiten rollen fort, und mit ihnen das Kind der Zeiten, die vielgestaltige Menschheit. Alles hat auf der Erde geblüht, was blühen konnte, jedes zu seiner Zeit und in seinem Kreise; es ist abgeblüht und wird wieder blühen, wenn seine Zeit kommt. Das Werk der Vorsehung geht nach allgemeinen großen Gesetzen in seinem ewigen Gange fort.





## Die Zuchertüte.

Eine Kindergeschichte von Friedrich Binde.

**A**uf den belebten Straßen der großen Städte beuge ich mich gerne hinab zu den Augen unserer Kinder. Ich will wissen, wie diese Augen aussehen, wie sie unser neues wildes Leben erschauen, ob sie sich nicht verwundern, ob sie nicht trauern. Sie sind erst vor kurzem aufgewacht zu dieser Erde, sie haben noch die feine Kraft der unwissenden Weisheit; in ihrem Blick steht noch das ruhige Licht aus der sturmlosen Heimat. Man sieht in diese jungen Augen hinein wie in untrügliche, kostbare Spiegel: ich suche den feinen Hauch auf ihrer Reinheit, die Spur vom Atem unseres Lebens.

Zweierlei Blick gewann ich bei solchem Suchen. Der eine ist bereits geborsten, in ihm hat kein Bild mehr Ruhe; sein Licht ist schon ein fressender, unbewahrter Brand. Bei den Kindern der Reichen ist dieser Blick ein flackerndes Haschen nach bunter Beute, bei den Kindern der Armen ist er wachsende, wüste Rache. Aber der andere Blick ist der Blick der tiefen Klage. Die den haben, sind immer arm. Sie jagen und schreien nicht umher, sie schleichen still durch den herrischen Lärm der Straßen, den sie ertragen wie rohe Geißelschläge, oder lehnen müde an den Häusern der Reichen, regungslos mit großen, fernen, traurigen Augen. Begegnest du diesem Blick, so hat er dich schon längst gefunden und erwogen, suchst du ihn aber für dich zu gewinnen, so erschrickst du vor der Scham seiner tiefen Klage und fühlst dich schuldig eines Verbrechens. In kleinen, blassen Mädchen- gesichtern, die schön geworden sind vom frühen Schweigen im Elend, wohnt dieser Blick. Ein hageres Körperchen steckt in hängenden Lumpen, aber du hast Königliches gesehen und gehst nicht weiter, ohne dich immer wieder umzutwenden nach diesem Blick der tiefen, einsamen Klage.

Ich ging einst auf die andere Straßenseite, als ich vor einem solchen Blick erschrocken war und meine Schuld aus seiner Klage fühlte. Hinter Menschen, Wagen und Tieren verbarg ich mich, weil ich das Königskind der Armut, das ich gefunden hatte, nicht verlassen konnte, noch durch mein Staunen verletzen wollte. In Indien, heißt es, sterben die Armen am Wege. So sterbensreif lehnte auch dieses Kind neben einem Schaufenster, in dem Gold und Brillanten lagen; aber es sah nicht nach den Brillanten, sondern drehte ihnen den Rücken. Es sah auch nicht die jagenden Menschen und Wagen, es sah nichts als seine tiefe, einsame Kindesklage, stumm und beinahe leidlos, denn so groß war der Blick.

Im Vorbeigehen stieß ein Bäckerjunge absichtlich mit seinem Korbe gegen das Körperchen, doch das Auge des Kindes blieb groß und fern, als hätte es längst gelernt, vor nichts mehr zu zucken. Nur das braune Schürzenfetzchen vor dem kleinen Leibe schlug um und blieb eine Weile so liegen. Wie es wieder zurückfiel, als das einzige Rege an dem stillen Körper, war das wie eine Gebärde der letzten Ergebung. Unruhig, als hätte ich die verklärte Klage der einsamen Augen zu hüten, umschlich ich das Kind und wagte doch nicht, über die Straße zu gehen, um es anzureden. Ein alter Mann humpelte vorbei, befah die Kleine, wandte sich mühsam nach ihr um, aber die Leute stießen ihn, als er so da stand; erschrocken und bedrängt humpelte er weiter. Dann kamen drei Mädchen in weißen Kleidchen. Der flinke Übermut stolzierte in schwarzen Strümpfen und eleganten, gelben Stiefelchen. Schräg vorneauf über jedem Hute wippte, wie das Köpfchen huschte und das Mäulchen kicherte, keck eine lange Feder; und die sechs Augen unter den befederten Hüten waren wie ein Bilderbuch voll lauter schöner, lustiger Dinge! Eben verließen sie eine Auslage von Dug und reichen Kleidern, jetzt eroberten sie das Schaufenster einer Konditorei, und nun stürmten sie los auf die Brillanten.

Auf einmal stand eine der Federn still. Das Gesichtchen darunter erschrak; die Hand der Kleinen haschte scheu nach den Gespielen und riß die Munteren vom Anblick der glitzernden Dinge zurück, als sei das Anschauen von Gold und Diamanten nun Sünde. Schnell huschten die Köpfe zusammen und folgten geduckt dem Blick und Geflüster des erschrockenen Gesichtchens. Ein trübender Nebel wuchs über die sonnige Luft der bilderreichen Augen: die drei Kinder des Reichtums erschauten die stille Königin der Armut. — Leise, auf den Spitzen der gelben Stiefelchen, wichen die Stillgewordenen zurück vor der Hoheit des Elends; scheu duckten die Köpfe aneinander, lautlos erstarrt im gemeinsamen Grauen. Dann begann das größte der Mädchen zu flüstern; ohne einen Blick von dem armen Kinde zu lassen, flüsterten bald alle drei. Die jungen Glieder rührten sich wieder in eigenem Leben, das Geflüster ward kindlich freier und immer entschlossener; immer mehr schien es mir, als ob man über etwas verhandele und sich allmählich einig werde. Plötzlich huschte das Größte aus der Gruppe, lief in die Konditorei, während die beiden

anderen, auf bebenden Zehenspitzen wartend, bald nach dem armen Kinde, bald nach der Ladentür sahen, bis die Kleine mit einer großen Tüte wiederkam, deren Inhalt befehen, aber nicht angetastet wurde. Pfliffig zog man nun die Köpfe ein, drückte sich gegen die Häuserreihe, kicherte sogar ein wenig und schlich eines hinter dem andern, das Größte mit der Tüte voraus, auf Zehenspitzen heran an das arme Kind.

Die Schläge meines Herzens stießen mich wie treibende Fäuste: ich wollte über die Straße eilen und den huschenden Kindern etwas zurufen, aber ich blieb stehen, und es geschah.

Meine arme Königin lehnte fernen Blickes, unbeweglich neben dem reichen Laden; nur hatte sie die Hand erhoben und zwischen Brust und Hals gelegt, als störe da ein böser Schmerz. Aber das Auge stand noch immer ruhig in der tiefen, beinahe leidlosen Klage.

Und doch mußte jetzt der Schein des weißen Kleides in dies Auge fallen, denn das vorderste der Mädchen sprach bereits zu der Armen, sagte etwas zu ihr, immer wieder etwas, hob die Tüte hoch, ihr vor Augen, ganz hoch . . .

Gerade in diesem Augenblick nahmen mir vorbeirasende Equipagen die Aussicht. Ich wagte mein Leben, eilte über die Straße und sah noch, wie der Blick des armen Kindes eine Sekunde lang herniederkam wie ein jüngstes Gericht. Vor diesem Blick wich das reichgekleidete Mädchen mit der Tüte in der Hand zurück wie vor einem niederfahrenden Blitz. Meine arme Königin stand längst wieder ruhig, aber die andern Mädchen drängten neugierig heran und staunten nun kindlich entsetzt in das hohe, stille Gesicht. Mühsam nahm die Gequälte den Rücken von der Wand und wendete sich stumm hinweg zur Seite.

Schon zupfte die verschlechte Älteste, die noch immer betroffen die große Tüte hielt, an den weißen Kleidern, um die Gespielinnen fortzuziehen von dem unheimlichen Kinde, da riß das jüngste der Mädchen die Tüte an sich, umlief damit das arme Kind und drängte mit der Gabe trostlos-mitleidig gegen das zerschlossene Kleidchen, gegen das erhobene Armchen, gegen die stille Hand und die fliehende, hagere Backe. Wie ein gequältes edles Tier wich das arme Kind stumm aus mit hoch erhobenem Kopfe. Die Leute standen still, traten allmählich hinzu und wurden begierig nach einem Blick aus den scheuen, seltsamen Augen. Gepeinigt floh das blasse Gesichtchen nach allen Seiten. Als aber mehrere Männer hinzutraten, duckte es sich völlig gegen die Mauer und schützte sich mit dem erhobenen Armchen, als erwartete es Prüffe und Schläge.

„Nimm doch, du dummes Kind!“ schimpfte ein Mann. „Sei doch froh, wenn dir eines was schenkt!“ Roh nach der kleinen Schulter greifend, suchte er das Körperchen umzuwenden und zurecht zu setzen. Gleichzeitig drängte das Mädchen mit der Tüte von der anderen Seite mit immer ungestümmeren, lauterem Worten. Immer mehr Neugierige blieben stehen, Knaben kamen und Weiber; und nun begafften sie das arme Kind und umstanden es richtig wie ein gehetztes, verendendes Tier.

„Ist das Kind krank?“ fragte ein Herr.

„Es scheint so“, antwortete ich.

„Dann muß man die Wohnung ermitteln und die Polizei requirieren“, sagte der Herr. „Wie heißt du?“ fragte er vergeblich mehrere Male.

„Halten Sie ihr mal 'nen Groschen vors Gesicht“, sagte jemand, „da sollen Sie mal sehen, wie sie greifen und laufen kann!“

Etliche lachten. „Das ist ein raffiniertes, eigensinniges Pack“, sagte ein anderer, und eine Faust reckte sich schon, der „Eigensinnigen“ den strafenden Puff zu geben. Da faßte ich sanft das magere Ärmchen und sagte: „Komm, mein Kind, ich führe dich hinweg; es geschieht dir nichts!“

Aber die kleine, stumme Heldin des Elends war wohl schon zu lange entwöhnt der Sprache der Liebe, das Ärmchen wehrte sich, der Kopf zwang sich trotzig hoch; ich hörte einen scharfen, feindlichen Atemzug, sah noch einmal den Blick der tiefen, einsamen Kindesklage; das sieche Körperchen entstrebte mir mit seiner letzten Kraft. Wie ein Verworfener, wie ein Verurteilter gab ich nach und ließ los. Hinfällig, mit zur Abwehr erhobenen Ärmchen, mit abgewandtem Gesicht schlich, wankte das arme Kind am Hause entlang. Alles schwieg, alle sahen nun, wie elend, wie krank es war.

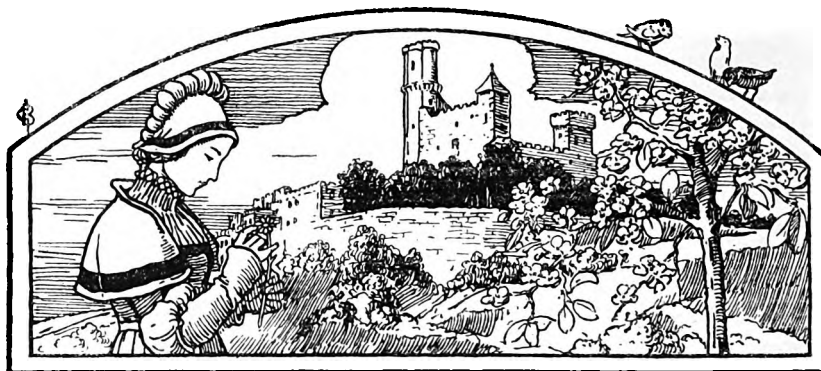
Plötzlich lief das jüngste der Mädchen, getrieben von neu erwachtem, kindlichem Mitgefühl, dem wankenden Körperchen nach und legte entschlossen die Tüte in den Arm des siechen Kindes. Mit der großen Zuckertüte auf dem feindlich erhobenen Ärmchen wankte das Kind weiter. Ein Knabe lachte, gleich nahezu lachte die ganze Gesellschaft und die Knaben grölten. Ich tat einige Schritte vorwärts, die Verhöhnerte zu schützen, da schüttelte die kleine, heldenhafte Königin der Armut das trotzig Ärmchen, als würfe sie die letzte Gemeinschaft mit diesem Leben in dieser Welt von sich: die Zuckertüte fiel, im Fallen sich öffnend, zur Erde — das Kind wankte flüchtend vorwärts, trieb gegen einen Menschen Schwarm, erreichte die Straßenkreuzung; ich lief hinzu, suchte, irrte umher und fand es nicht wieder.

Hinter mir griff alt und jung nach zertretener Schokolade, nach beschmutzten Bonbons und zerbrochenem Zuckerwerk.

Die drei Mädchen in weißen Kleidern sahen zu und weinten.







## Die heilige Elisabeth.

Von

F. Lienhard.

**E**s gibt eine lebenbejahende Genialität des Hasses, des Welteroberns und Schlachtenschlagens. Sie fällt gemeinhin als eigentliche Genialität auf, denn sie ist mit viel Lärm und Unruhe verbunden.

Aber in der heiligen Elisabeth offenbarte sich ein stilleres und darum doch nicht minder gewaltiges Genie: Genialität des Liebens und persönlichen Weltentfagens.

Von der ersteren Art war der völlig über den Religionen stehende, glänzend-vorurteilslose, herzenkalte Weltverächter Friedrich II., der Hohenstaufe, der mit seinem Sarazenenhof in Palermo thronte. Und als seine Zeitgenossin entfaltete sich nun diese seelenvolle, von Güte überfließende Landgräfin im Herzen Deutschlands, betend in allem, was sie tat und sprach, angefüllt mit einer Musik aus höheren Welten, in Visionen mit Christus sprechend! Welch ein Gegensatz! Kaiser Friedrich stand 1232 an ihrem Sarkophage. Er nahm seine Krone ab und legte sie der Toten zu Häupten. Der geistesgewaltige Kaiser erklärte die herzensgewaltige Bettlerin für überlegen. Wenn er das bewußt und ohne kirchenpolitische Berechnung getan hat — was man bei diesem argen Skeptiker nie wissen kann —, so war das eine wahrhaft bedeutsame symbolische Handlung.

Frau Elisabeth ... In einer Frau, in einer Mutter hat bei uns Deutschen die stärkste seelisch-religiöse Erhebung des frühen Mittelalters Gestalt genommen. Ist das nicht sinnreich für das Volk tiefster Gemütskräfte? In Italien hieß der entsprechende Bergesgipfel Franz von Assisi; in Spanien Dominikus Guzman.

Man muß bedenken, daß sich in diesen drei genialen Sendungen Kräfte seelischer Tiefe entgegenstimmten einer Welt voll entfesselter Kräfte

der Oberfläche. Die Kreuzzüge hatten die europäische Kultur ungewöhnlich aufgewühlt, vergleichbar dem Weltverkehr, der heute die Menschheit durcheinanderwirft. Christliches Bewußtsein erstarbte zwar durch die Reibung mit dem Islam; aber auch die Eroberungslust, und mit der Eroberungslust die Genußsucht, und mit der Genußsucht Weltlichkeit überhaupt wucherten alsbald empor und machten sich selbst auf der kleinsten Ritterburg spürbar. Das sind die Zeiten, in denen Genies aufzublizen pflegen. Die Hohenstaufen-Kaiser, die großen Dichter und Baumeister, die geistescharfen Theologen, die beredten Heiligen und Prediger — das und ähnliches waren die Funken bei dieser elektrischen Berührung mit dem Islam und bei den Berührungen der europäischen Nationen untereinander. Frömmigkeit gedieh, aber auch Kezerei. Von 1209 ab zwanzig Jahre lang, fast durch das ganze Leben der heiligen Elisabeth, flammten am südwestlichen Horizont die verbrannten Dörfer und Städte der als Kezer vernichteten Albigenfer. Welches unbändige Leben überall!

So bildete sich die fremdartigste Landgräfin der Wartburg zu einer genialen Ausnahmestalt, die durch Jahrhunderte hindurch nicht vergessen werden kann.

\* \* \*

Fröhlich und freigebig warf der Thüringer Hof sein Gold aus, als Landgraf Hermann mit Frau Sophie edle Säger um sich versammelten. „Der Landgraf ist so hochgemut, daß er mit stolzen Helden Hab und Gut vertut“, sang Walter von der Vogelweide. Mit stolzen Helden, ja. Hell und hartgemut war der Ton am Hofe; derb-gesund und etwas wild die Lebensauffassung; ungebroschen Männer und minnigliche Frauen. Die hohe Bildung der Frau Landgräfin Sophie fußte auf alt-heidnischen Poeten wie Vergil oder Ovid und förderte die Werke moderner Poeten wie Wolfram von Eschenbach, wobei weltlich-französischer Einfluß auf den geselligen Ton nicht zu übersehen war. Es war ein kunstverschöntes, ritterliches Treiben; Politik und Minne, Jagd und Scherz und Trunk füllten jene Wartburgtage.

Aber diese stattliche Epoche lebte sich ab. Vielleicht durch Übertreibungen, die zu Entartung führten, vielleicht in natürlichem Verlauf, weil eben Ermattung der Organe eintrat und dafür nun andere menschliche Fähigkeiten gleichfalls nach Betätigung drängten. Hermanns Sohn und Nachfolger Ludwig mutet uns als eine ideale, aber etwas weich und fein gestimmte Natur an. Er hatte tiefes Verständnis für die früh ihm anvertraute „Schwester“, die Tochter eines deutschen Königshauses, das über die Ungarn Hof hielt.

Elisabeth war als Kind voll heitrer Anmut, voll Herzlichkeit. Niemals hat man sie bitter oder scharf gesehen. Es ist, als hätte solches Metall ihrem Blute gefehlt. Sie konnte wohl traurig sein, aber nicht auffahrend oder verlegend. Schon als kleines Mädchen war sie besessen vom Drange armen Kindern wohlzutun und Freude zu machen. Und bereits mitten in den Kinderspielen fährt plötzlich die Erinnerung an die andere, die über-

irdische Welt in ihre Seele: sie springt jählings aus den Spielen auf und küßt die Wand der Kapelle, sie wirft sich vor dem Altar auf die Knie, sie sinnt geistesabwesend zwischen Friedhofgräbern der Ewigkeit nach. Für das Herrenbewußtsein der Fürstin hat diese Königstochter viel zu wenig Trost im Organismus: sie zieht sich von Frau Sophie manchen Vorwurf zu, daß sie zu wenig auf ihre Würde bedacht sei. Mit hingebender, reinsten Liebe hängt die kindliche Jungfrau an ihrem großen „Bruder“, ihrem Verlobten Ludwig.

Sie war den Jahren nach Kind, als sie Braut wurde; sie ging als Kind traumhaft hinüber in den Ehestand; sie wurde Mutter — und blieb dem Wesen nach Kind, blieb ihrem Gatten die „Schwester“ wie zuvor. Begehrlichkeit und Leidenschaft hatten in solcher Natur keinen Platz; Wohlthun und Gutsein war ihr Wesen. In naturhafter Anhänglichkeit begleitete sie zu Pferd ihren Gatten, so oft es sich nur ermöglichen ließ, in Wind und Wetter und Schneefall. Sie tat bei längerer Abwesenheit des geliebten Mannes ihre besseren Kleider ab und legte Trauergewänder an; und wenn er heimkehrte, begrüßte sie ihn im Festgewand.

Noch also nahm ihre Liebeskraft natürlichen Verlauf: sie war in verlangender Zärtlichkeit Geliebte, Gattin, Mutter. Und dieser Vorrat an Frauengemüt reichte aus, ungezählte Kranke oder Arme außerdem zu pflegen, Ausfähige in ungestümem Drang ans Herz zu drücken, an armen Kindern Patenstelle zu übernehmen, in den Hütten der Armen Besuche zu machen, im Jahr der schweren Seuche (1225) zu Eisenach ein Krankenhaus einzurichten — und sogar Äcker und Ortschaften, ja, ihre seidenen Kleider zu verpfänden oder zu verkaufen, wenn ausgestreckte Hände Brot heischten. Das war ja wohl Verschwendung, und man hörte Klagen darüber: aber hatte Landgraf Hermann nicht verschwendet?

Verschwendung war es, ja: nicht freilich mehr mit stolzen Helden der Sängenburg, sondern mit den so lange übersehenen Armen im Tal. So hatte sich die Zeit verdüstert und verlangte Mitleid der Höhemenschen mit den Nöten des Tieflands.

Und diese Verschwendung — das bewundere man wohl! — war die jugendliche Herzensgenialität einer Fürstin von kaum siebzehn Jahren. „Diese Elisabeth“, bemerkt ein Biograph, „wird ohne Aufhören in der Erinnerung des deutschen Volkes, in der Christenheit fortleben, ein Vorbild für die christlichen Frauen jedes Standes und Alters, erhoben von den empfänglichen Herzen, geliebt von den gleichgesinnten, und denen zur Scham genannt, die, wie weit auch an Jahren voraus, noch nicht vermocht haben, sich über den Genuß hinaus zum Bewußtsein eines christlichen Berufs für die Welt aufzuschwingen.“

\* \* \*

Nun aber trat eine Wandlung ein, wodurch allerdings nach und nach eine Kraft ganz erstaunlich zum Erblühen kam, aber auf Kosten aller anderen Organe.

Die Kirche übernahm die Führung dieser ungewöhnlichen Frau. Und diese Führung, in der Gestalt ihres Beichtvaters Konrad von Marburg, verbunden freilich mit persönlicher Anlage und einwirkenden Schicksalen, verwandelte die Landgräfin Elisabeth in die „heilige Elisabeth“.

Wie durch Hypnose ist von nun ab (1227) Frau Elisabeth in wichtigsten Dingen angeleitet an einen tatkräftigen und gelehrten Rezherrichter. Nicht mehr ihr eigenes seherisches Empfinden, nicht mehr ihre Herzensstimme oder unbefangene Einsicht trifft von nun ab schlichte Entscheidung; sie ist in ihrem eigentlichen Sein und Wesen enteignet. Pater Konrad setzt sich ins Innerste ihrer Seele fest und herrscht über ihr Gewissen. Sie wird von ihm psychologisch beobachtet und beraten; sie wird gezwungen und angeleitet, sich selbst zu beobachten und alle Winkel ihres Innersten auf etwaige Sündhaftigkeit hin abzusuchen; alles vordem Unbewußt-Geniale wird nun bewußt zergliedert und methodisch zurechtgewiesen vom theologischen Verstand.

Konrad behandelt die seiner geistlichen Führung anvertraute Edelfrau, gemäß dem Geiste jener Zeit, wie man widerspenstige Schulknaben behandelt: Geißelhieb und Backenstreich sind eines seiner Erziehungsmittel! Einer so königlichen Seele gegenüber! Alles in uns empört sich über solche rohen Eingriffe in die seelischen Geheimnisse einer echt fraulichen Persönlichkeit. Wuchs denn nicht dies feine Menschenleben von selber? Wozu denn dies unzarte Dreinfahren, dies fanatische, verstandesmäßig begründete — Sirmorden einer Edelgestalt, vergleichbar unsern herrlichsten deutschen Frauen, vergleichbar etwa unsrer Königin Luise?!

Sirmorden ist vielleicht zuviel gesagt. Diese zarte Erscheinung wäre wohl von selber erloschen, wer mag das wissen? Aber die religiöse Erziehungsweise jener Zeit erregt uns Unwillen.

Wenn ein großer Geist oder ein großes Herz ein ungewöhnlich Ziel erreichen oder ein weitleuchtend Vorbild aufstellen will, so geht das zwar in der Tat nicht ohne Opfer ab — sei es auch das größte Opfer, das irdische Leben. Das Genie saugt Kräfte aus allen verfügbaren Körper- und Seelengegenden und sammelt sie in die eine Gegend, wo die Schlacht geschlagen werden muß. Der einzelne Leib mag oft erliegen: die Menschheit als Ganzes hat eine Schlacht gewonnen. Solche „Askese“ wird allezeit als göttlich-groß Achtung verdienen. Die Mutter, die für ihr Kind ihres Körpers beste Kräfte abgibt und darüber selber das Leben verliert — sie ist ein Urbild solcher Opferung.

Nun wohl, wenn das im natürlichen Verlauf der Schöpfungsdinge geschieht, wenn sich etwa Frau Elisabeth über all der Kranken- und Armenpflege, über fürstlichen, fraulichen, mütterlichen Pflichten und was sonst im Bereich ihrer so spendefreudigen Lebensbetätigung lag, langsam ihres irdischen Kräftevorrats entäußert hätte, um dafür Tausende zu erquicken; wenn sie, früh aufgerieben, zu Eisenach oder Reinhardtsbrunn ihr würdig Grab gefunden hätte — hätte Deutschland nicht auch dann eine „Heilige“ gehabt?

Wieviel wertvolle Frauen, aufgezehrt in Hilfeleistung und Pflicht-

erfüllung, sind als ungenannte Märtyrerinnen und unbekannte Heilige über diese leidvolle Erde dahingegangen!

Hier aber wurde der Natur und den Verhältnissen, unter dem Einfluß der Anschauungen der Zeit, künstlich Zwang angetan.

Abstrakte Tugenden wurden hier, mit dem ganzen Apparat der Scholastik, an einem lebendigen Frauenbild gezüchtet und zu höchster Entfaltung gesteigert. „Gehorsam“, „Demut“, „Armut“, „Barmherzigkeit“ . . . Jede unwichtigste Unachtsamkeit bedachte der Erzieher mit Streichen oder Fasten; ihre Kinder wurden ihrem Einfluß entrückt, ihre Lieblingsdienerinnen entfernt: sie wollte und sollte sich auch dieser Neigung, wie jeder liebgewordenen Gewohnheit, einschlagen lernen, um „nur Gott“ zu dienen. Nur Gott! O Frau, aber wo offenbart sich denn Gott, wenn nicht in deinen Kindern, wenn nicht in deinen Pflichten, die du als Mutter, Frau und Fürstin zu erfüllen hast?!

Nirgends ist eine Notiz vorhanden, daß sich diese untrozzige Mutter bemüht habe, etwa ihrem ältesten Sohne das angestammte Fürstenrecht zu verschaffen. Alles, was in unsren heutigen Jahrhunderten von Voltaire bis Nietzsche an Haß gegen „das“ Christentum hochgewachsen ist, hier hat es reichlich Anhaltspunkte. Wann hätte Mannes- oder Frauenstolz einer hochentwickelten Nation die Tatsache erträglich gefunden, daß ein Priester mit der Peitsche den Rücken einer zarten Frau, einer Edelfrau bearbeiten darf? Jene Zeit ertrug solchen Ueberlaß, ertrug solches Beugen und Brechen menschlicher Würde. Die damalige Kirche mutet uns wie eineamerlansche Invasion in unser menschliches Empfinden an; sie war allmächtig. Auf dem Laterankonzil (1215) entfaltete sich ihre unwiderstehliche europäische Macht. Das Kaisertum zerbrach, die Kirche bestand. So zerbrach Elisabeths Fürstenbewußtsein, das freilich niemals in ihr stark gewesen war: und die Heilige stand wie eine leuchtende Blume zwischen diesen weltlichen Trümmern.

Sollen wir aber verwundert schelten? Wir wollen verstehen. Jene Kirche war ein Stecken, mit dem der Allgeist die unbändige, jungkräftige Menschheit Europas, die dergleichen trefflich vertrug oder gar brauchte, vorerst in Zucht hielt. Wer weiß, wohin der Stolz der Stände, die Rauf- lust der Nationen, der Könige und Kaiser ausgeartet wäre, wenn nicht über allem sichtbar diese straffe geistige Organisation gethront hätte, die Jahrhunderte hindurch allen Bildungsgehalt in sich faßte! Wir alle haben dies in unsren Vätern erlebt; wir nehmen es als geschichtliche Tatsache unbefangen hin. Aber wir haben auch Luthers Persönlichkeitsstolz erlebt: sind wir nicht zwiefach so reich als unsre katholischen Freunde, die bei jenem Kirchenzustand verharren? Glaubt mir, Brüder von drüben, und spürt es dem Hauche dieser Worte an: wir sind nicht pietätloser als ihr! Wir haben das Zwangsgefüge jener strengen Kirchenform bewußt abgeschüttelt; aber wir haben in dieser gefährlichen und anregenden Freiheit so stattliche, rein-menschliche Energien zur Entfaltung gebracht, daß wir den Erdball ein tüchtig Stück weiterbringen werden!

\*

\*

Nun halfen freilich, außer ihrem von der Zeit beeinflussten und eingeborenen Heiligungsdrang, auch äußere Schicksalsschläge mit, diese Fürstin vorzeitig zu brechen. Oder eigentlich nur ein einziger Schlag, aber der traf ins Herz: Ludwigs früher Tod und Elisabeths Vertreibung von der Wartburg.

Hierbei fällt uns etwas recht bitter auf und weckt wehmütige Betrachtungen: Elisabeths große Einsamkeit.

Sollte man denn nicht erwarten, daß eine so großzügige Wohltäterin von einer Leibgarde dankbarer Menschenseelen umgeben sei? „Kein Zeitraum“, heißt es in ihrer Biographie, „sah mehr Beweise ihrer Liebe, als die Jahre 1225 und 1226, wo eine Seuerung und in ihrem Gefolge schwere Seuchen ganz Deutschland bedrängten. Unzählige nahmen damals zu der Burg ihre Zuflucht, wo sie sich eine freundliche Fürsorgerin wußten, und keinen wies sie von ihrer Schwelle. Von dem Sommer, den ihr Gemahl, vom Kaiser nach Cremona gerufen, in Italien zubrachte, wird berichtet, daß sie täglich 300 Arme persönlich versorgte“ ... Wohl an, wo blieben nun in ihrem Elend diese „täglich dreihundert“? Keine zwei Jahre nach jener Seuche starb ihr Gatte auf dem Kreuzzug fern in Otranto; der Landesverweser Heinrich Raspe jagte die Witwe noch an demselben Abend, der die Nachricht gebracht hatte, von der Burg: und nicht ein Finger rührte sich im Schloß oder in Eisenach, die Obdachlose liebevoll festzuhalten oder aufzunehmen! In einem stallähnlichen Gelaß findet sie Unterkunft. Unbegreifliche Härte! Einer Fürstin und Wohltäterin gegenüber! Was für ein feiges oder herzloses Bürgertum, das da zu Füßen der Burg saß! Ist das nicht ein erschreckender Beweis für den Tiefstand der damaligen Herzensbildung? Ist das nicht eine Bestätigung Elisabeths und der Notwendigkeit ihres Daseins? Oder hatte sie, vor lauter Lieblosung fernhergelaufener Bettler und oft gewiß minderwertigen, faulen Volkes, vielleicht die nahe und gesunde Gegenwart zu sehr vernachlässigt? Hatte sie hier in der Nähe an Liebe und Achtung verloren, was sie bei jenen gewann? Tragik des Genies! ... Oder noch mehr: suchte sie Armut und Entbehrung? War sie so getrieben von religiösen Armutsidealen, daß sie nur halb gestoßen ward, halb aber freiwillig ging? ...

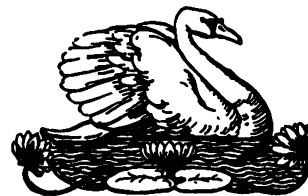
Wir wissen nicht, was Elisabeths Herz bewegte. Als sie später bei ihrem Oheim Bischof Eckbert zu Bamberg würdige Unterkunft gefunden hatte; als am Sarge ihres toten Gemahls, angeblickt der heimgekehrten Ritter, unter den beredten Zornworten des Schenk Rudolf von Bargila, der zerknirschte Heinrich Raspe weinend in die Knie sank und Genugthuung versprach: — da schüttelte sie entsagend das Haupt. Sie nahm zwar ein jährliches Leibgeding an und den Witwenzins Marburg; aber auch diese Einkünfte verteilte sie sofort an dorrige Arme, denen sie geradezu ein Fest gab. Sie selbst nahm das Kleid der grauen Schwestern und wohnte so ärmlich wie möglich, widmete sich ganz den Kranken und Elenden, verschärfte ihre geistlichen Disziplinen, vergeistigte sich ganz und gar.

Ronrad steht wieder an ihrer Seite, strenger als zuvor. Ihre Augen strahlen in visionären Verzückungen; ihr Gebet ist von magnetischer Macht. In der Nacht des 19. November 1231 lag sie im Sterben, mit so leuchtendem Gesicht, „daß man sie kaum ansehen konnte“; nachdem sie vorher in Verzückung eine fremdartig-leise Melodie vor sich hingefungen hatte — Stimmen aus andrer Welt begleitend, wie sie sagte, die, für die Umstehenden unhörbar, der bald in den Himmel einziehenden Schwester entgegen sangen.

Stimmen aus andrer Welt . . . Ja, solchen Stimmen war sie ihr Leben lang gefolgt, die edle Fürstin, die übergütige, traumhaft vorübergehende Fremde. Aber die diesseitige Welt? Die ging ihren harten und wirren Gang. Elisabeths erstgeborener Sohn Hermann verkam und verging tatlos und früh, dem Gerücht nach durch Gift hinweggeräumt. Erbfolgekriege zerrissen die Thüringer Lande. Die tapfere Sophie, die älteste ihrer drei Töchter, vermählt dem Herzog von Brabant, sicherte sich wenigstens das abgesplitterte Hessenland. Die zwei jüngsten Töchter der Heiligen nahmen den Schleier.

Fast scheint es Naturgesetz, daß sich eine Kraft nur besonders stark entwickelt auf Kosten andrer Organe. Nun, dann mußten die Kräfte, die über dem Heiligkeitsideal jener Zeit vernachlässigt wurden, früher oder später wieder ihr Recht erobern. Die herzensgeniale Frau Elisabeth und der herzensgeniale Mann Luther — wir achten und verstehen beide. Wir verstehen erst recht Luther aus Elisabeth. Elisabeth flog hinan und hinweg, leicht und licht, durchgeistigten, überirdischen Leibes, flog empor zum heiligen Geist. Luther aber stand, Luther rief den heiligen Geist herab auf diese kraftvoll zu verklärende Erde:

„Komm, heiliger Geist, Herr Gott!  
Erfüll mit deiner Gnaden Gut  
Deiner Gläubigen Herz, Mut und Sinn!“ . . .  
Dein Reich komme!





## Neue Weihnachtbücher für die Jugend.

Im zweiten Buche vom „Staat“ läßt Plato den Sokrates ungefähr sprechen: Bei jedem Dinge ist der Anfang von größter Wichtigkeit; ganz besonders aber, wenn es sich um die Erziehung der Jugend handelt. Denn in der Jugendzeit nimmt das bildsame Gemüt jede Gestalt an, die man ihm geben will. Werden wir demnach so leicht gestatten, daß die Knaben mit dem ersten besten Erzeugnis der Dichtkunst bekannt werden? — In keiner Weise werden wir das gestatten. Vorerst müssen wir die Dichter genau prüfen. Das Gute auswählen und ihre schlechten Werke verwerfen.

Aus diesem Gespräche des Sokrates mit seinen Schülern ist zu ersehen, daß man schon zu der Zeit dieses Weltweisen die erziehende und verderbende Bedeutung der Lektüre für die Jugend erkannt hatte und bestrebt war, daraus die entsprechenden Folgerungen abzuleiten. Diese Einsicht war der Erziehung aller Zeiten mehr oder weniger bewußt und ließ Herder in seiner Schultrede vom Jahre 1781 die für alle Eltern und Erzieher sehr beherzigenswerten Worte aussprechen: „Ich bin überzeugt, in unserer Zeit kann nichts so sehr bilden oder verderben als gut oder schlecht gewählte Lektüre.“ Mag dies nun auch nicht für alle Fälle gelten, so ist doch unbestreitbar, was Jean Paul sagt: „Wenn es auch wahr ist, daß Bücher nicht gut oder schlecht machen: besser oder schlechter machen sie doch.“ Die Lebensbeschreibungen bedeutender Männer bestätigen das vielfach. So wurde z. B. Alfieri durch die Lektüre Plutarchs zum Dichter; aber umgekehrt wurde auch mancher durch Lesen schlechter Bücher zum Verbrecher. Diese Betrachtung sollte denn doch alle Erzieher und Eltern bewegen, bei der Auswahl der Bücher für ihre Kinder mit Vorsicht vorzugehen.

In erster Linie sollte kein Buch für die Jugend christliches und nationales Empfinden verletzen. Die schöngeistigen Jugendschriften sollen außerdem möglichst die ästhetischen Forderungen aushalten, die belehrenden dem wissenschaftlichen Geiste unserer Zeit entsprechen und in verständlicher, vor allem aber auch schöner Form vorgetragen werden. In unserer materialistischen Zeit wird ja so wie so genügend auf die verstandesgemäße und wissenschaftliche Ausbildung der Jugend gesehen, die seelische, die Herzens- und Gemütsbildung dagegen sehr vernachlässigt. Zur Ausgleichung dieses Übelstandes kann eine gutgewählte Jugendlektüre viel beitragen.



Der bedeutende erziehlische Wert der Bilderbücher liegt zum Teil in den seelischen Eindrücken, die sie auf das Kindesgemüt ausüben und in ihm hinterlassen. Ein Maler, der besonders berufen war, auf das Herzens- und Gemütsleben der Jugend veredelnd einzuwirken, volkstümliches und christliches Empfinden darin wachzurufen, war Ludwig Richter. Die besten Ausgaben der L. Richterschen Jugendbilderwerke dürften wohl die bei A. Dürr (Leipzig) erschienenen sein. Heuer ist dort vom Leipziger Lehrerverein eine Auswahl von zwölf Bildern in Heftform als Ludwig-Richter-Gabe (Preis 1 Mark) herausgegeben worden. Das Werk eines anderen echten Jugendbildermalers, O. Speckers Bilderzyklus zu der Brüder Grimm Märchen „Brüderchen und Schwesterchen“ (Preis 1 Mark) ist bei Janssen (Hamburg) erschienen und wird sicher den Kindern und Kunstfreunden eine rechte Freude bereiten. Beide Büchlein eignen sich für die Kleinen. Für Kinder, die bereits lesen können und dichterischen Versen wie anschaulicher Griffelkunst einiges Verständnis entgegenbringen, seien die weiteren zwei Gaben O. Speckers mit Faltes Gedichten: das Vogelbuch (Preis 1 M.) und Rabenbuch (50 Pf.), im selben Verlage erschienen, als billiges und gediegenes Geschenk empfohlen. Diese Bilderbücher sind alle ohne Farbentöne. Kinder aber lieben die Farben. Den Farbensinn zu erwecken und ihn zu entwickeln, darin liegt denn auch ein anderer Teil des Wertes der Bilderbücher. Der deutsche Verlag, der das farbige Bilderbuch mit künstlerischer Liebe pflegt und durch seine farbenfrohen Bücher sicher viel zur Erziehung des Farbensinnes der deutschen Jugend beitragen wird, ist der kölnische Verlag Schaffstein. Seine früheren Publikationen: Kreidolfs „Schlafende Bäume“ (1,50 M.), „Die Wiesenzwerge“ (3 M.) und „Blumenmärchen“ (5 M.) gehören zu dem Allerbesten, was auf diesem Gebiete erschienen ist. Mußten wir uns aber seinerzeit gegen den Dehmel-Kreidolffschen „Fitzebuse“ aussprechen, so können wir auch diesmal nicht den Dehmel-Soferschen „Rumpumpel“ empfehlen. Die farbenfatten und bunten Bilder werden gewiß die Freude aller Kinder erwecken; aber was sollen Reime wie die folgenden in einem Kinderbuche?

St. Niklas zieht den Schlafrock aus,  
 Klopft seine lange Pfelfe aus  
 Und sagt zur heiligen Kathrein:  
 Hi mir die Wasserstiefel ein,  
 Bitte, hol auch den Knotenstock  
 Vom Boden und den Fuchspelzrock;  
 Die Milge lege oben drauf  
 Und schütt dem Esel klüchtig auf,  
 Halt auch sein Sattelzeug bereit!  
 Wir reisen, es ist Weihnachtszeit.  
 Und daß ich nicht vergess', ein Loch  
 Ist vorn im Sack, das stopfe noch!  
 Ich geh' derweil zu Gottes Sohn  
 Und hol' mir meine Instruktion.  
 Die heil'ge Käthe (?), sanft und still,  
 Tut alles, was St. Niklas will . . .

Hält Frau Paula Dehmel das für naiv? Man halte dagegen die Behandlung solcher oder ähnlicher Stoffe von deutschen Dichtern, die nicht im Geruche der Betonung des Christentums standen: Goethe, Storm. Man lese Hans Sachs, lese die volkstümlichen Weihnachtslieder und Weihnachtsspiele bei Vogt, Weinhold, Hartmann u. a. Hier echte Naivität, Feinheit und Ehr-

furcht bei aller Verbeugung, bei der Dehmel aber nur gezwungene Naivität und eine Behandlung des Heiligen, die ans Frivole grenzt.

Künstlerisch bedeutame und handliche Büchlein sind die Erscheinungen von Gerlach's Jugendbücherei (Wien). Die schön gebundenen Bücher sind mit vielen Bunt- und Schwarzbildern erster österreichischer Künstler geziert und bieten der Jugend in Auswahl gute Lektüre aus dem Schätze der volkreichen Dichtung. Das erste Bändchen gibt eine Auswahl „Aus des Knaben Wunderhorn“ (Preis 1,50 Mk.), ein weiteres eine Anzahl der Märchen der Brüder Grimm, und das dritte einige Märchen von Bechstein. Die Büchlein sind herausgegeben von S. Fraungruber; die vorzüglichen Illustrationen sind von Löffler, Taschner und Fahringer. Gesunder deutscher Geist atmet aus dem Texte wie aus den Bildern. Bechsteinsche Märchen („Ludwig Bechsteins Neues deutsches Märchenbuch“) bringt auch die bekannte E. Kempefche „farbig illustrierte Jugendbibliothek“ (Leipzig, geb. 3 Mk.).

Ein Unternehmen, das der Jugend die Schätze unserer Dichtung bis in die neueste Zeit erschließen und durch künstlerischen Bilderschmuck sich auszeichnen soll, wird von E. Weber bei Callwey & Hauschalter unter dem Titel „Der deutsche Spielmann“ herausgegeben. Von den Büchlein, deren jedes von eines Künstlers Hand geziert ist, werden bis Weihnachten folgende erscheinen: Kindheit, Wanderer, Wald, Hochland, Meer, Helden, Schalk, Legenden (Preis a 1 Mk.). Die Büchlein dürften für verschiedene Altersstufen geeignet sein.

Als gute, neue Volksmärchenbücher für die Jugend über zehn Jahren und fürs Haus müssen die zwei Bände des „Deutschen Märchenbuches“ von D. Dähnhardt (Leubner, Leipzig. Preis a Bd. 2,20 Mk.), die von Künstlerhand illustriert sind, angesehen werden. Die beiden Bände bringen zumeist unbekannte Volksmärchen, die in Forschersammlungen und Fachzeitschriften enthalten waren. Es steckt in fast all diesen Märchen so viel Volkspoese und so viel gesunde, urwüchsigte Anschauung und Beurteilung; und dann sind darin so viel Züge von Treue, Mut, Klugheit, Familienliebe, Bravheit, Güte, Frömmigkeit und Weltklugheit enthalten, woneben der sonst seltene Schalk und Humor so oft zu Worte kommen, daß man manche Mängel dieser Dichtungen dabei gern mit in Kauf nehmen kann. Nicht minder empfohlen sei das schöne Märchenbuch von der Frau Holle (Preis 3 Mk.) von M. Geißler, dem feinsinnigen Lyriker. Aus der Volksüberlieferung, aus wenig zugänglichen Büchern hat Geißler seine Märchen von der Frau Holle gesammelt. Er hat dadurch der deutschen Jugend und dem deutschen Volke ein Buch voll unvergänglicher Schönheit und von großem, volkstümlichem Werte geboten. Die Bilderausstattung ist von Staffen. U. Sarners „Am Wichtelborn“ (Bachem, Köln, 4 Mk.) kann sich mit den genannten Büchern nicht messen. Doch bietet es eine Reihe gut erzählter Kunstmärchen, die von Prof. Kiener mit Farben- und Graubildern geziert sind.

Wie die Volksmärchen besonders auf das Gemüt und die Phantasie der Jugend einwirken, so sollen die Heldenfagen ihnen von dem Geiste und den Taten ihrer Ahnen künden und sollen dadurch unser Epigonengeschlecht stärken und erheben an den Beispielen von Mut, Treue, Glauben und Liebe, in Mannes- und Frauentugenden an gewaltig wirkenden Bildern. Wir stehen aber erst am Anfange einer Einschätzung unserer Heldenfagen für die Erziehung unserer Jugend, doch haben wir bereits eine Reihe guter Bearbeitungen zu

verzeichnen, die der Jugend in die Hände gegeben werden können. Die sehr empfehlenswerte Bearbeitung unserer zwei großen Heldenlieder, die „Deutschen Helden sagen“ von H. Reck, sind in einer Neubearbeitung von Busse (Leubner, Leipzig), geschmückt durch Originallithographien nach R. Engels, erschienen. Schon Th. Storm hat die Recksche Bearbeitung unserer Helden sagen hoch eingeschätzt; durch Busses Überarbeitung ist sie auf die Höhe unserer Zeit gebracht. Im gleichen Verlage sind auch Langes „Deutsche Götter- und Helden sagen“ in einer Neubearbeitung erschienen. Das Werk umfaßt die nordischen Mythen, den Bericht über die einzelnen Gottheiten, unsere Helden sagen nach den einzelnen Sagentreisen und bietet so der Jugend ein möglichst vollständiges Gemälde der Götter- und Sagenwelt unserer Vorfahren. Es ist auf die neuesten Forschungen aufgebaut und eine der umfassendsten und brauchbarsten Bearbeitungen der deutschen Götter- und Helden sagen für die reifere Jugend. Zwölf Originallithographien nach R. Engels zieren den Band.

Eine Reihe zumeist dichterisch wertvoller Jugendbücher bietet die „Sammlung guter Jugendschriften“ (L. Wiegand, Hildesbach). Von den Neuerscheinungen und Neuauflagen sei daraus auf die zwei Bändchen „Neues Schatzkästlein“ (a Band 90 Pf.) verwiesen, die vom Elberfelder Jugendschriften-Prüfungsausschusse ausgewählte Erzählungen enthalten. Das erste Bändchen bringt neben StifTERS „Bergkristall“, das andere neben E. de Amicis tief empfundener Geschichte „Von den Apenninen zu den Anden“ eine Anzahl guter Erzählungen von Stöber, Frommel, Mügge u. a. Sehr zu begrüßen ist auch das Büchlein „Die schönsten deutschen Sagen“ der Brüder Grimm (Preis 90 Pf.), das eine für die Jugend geeignete Auswahl der deutschen Landschafts sagen aus dem umfangreichen Werke dieser beiden Forscher bringt. Die Büchlein können Kindern vom zehnten Jahre an in die Hand gegeben werden. Für die Jugend über zwölf Jahren bietet das in neuer Auflage herausgekommene Buch derselben Sammlung „Deutschland in Lied, Volksmund und Sage“ (Preis 1.50 Mk.) eine schöne Einführung in das lebensvolle Gebiet der deutschen Landschaften und Stämme in Ernst und Humor, Prosa, Spruch und Lied.

Es kann als ein gutes Zeichen begrüßt werden, daß die Freude an unserm vollstämmlichen und naturwüchsigem Humor, wie er seinen klassischen Ausdruck im Eulenspiegel gefunden hat, wieder lebendig wird. Das beweisen am besten die Neuauflagen dieses Schallbuches. Eine textgetreue und künstlerisch wertvolle Ausgabe dieses Schelmenbuches ist soeben im Kunstverlage Fischer & Franke (Berlin, Preis 5 Mk.) herausgekommene. Johann Nicol, der Herausgeber, läßt darin den ursprünglichen Text reden, nur hat er alles Anstößige ausgeschieden. Der reiche Bildschmuck ist von G. Barlösius besorgt. Durch dies Werk hat uns der Verlag wohl mit der besten und schönsten Eulenspiegelausgabe beschenkt, die zugleich auch als Jugendlektüre geeignet ist. Die vorhin genannte illustrierte Jugendbibliothek von E. Kempe bringt ebenfalls eine Sammlung „Deutsche Schwänke“: Die sieben Schwaben — Münchhausen — Eulenspiegel — Die Schildbürger. (Preis 3 Mk.)

Zu den Meistern dichterischer Jugenderzählungen gehört P. R. Rosegger. Von seinen Büchern selbstausgewählter Jugendschriften sind heuer vier bei Staackmann (Leipzig) in Neuauflagen erschienen, und zugleich sind die unschönen Bilder im Deutschen Geschichtenbuch durch bessere ersetzt worden. Von diesen vier Bänden empfehlen sich besonders „Waldferien“ (Preis 4 Mk.) und „Aus

dem Walde“ (Preis 4 Mk.) durch die vorsichtige Auswahl. Diese zwei Bücher können der Jugend vom zwölften Jahre an unbedenklich in die Hand gegeben werden und gehören zu dem Besten und Gesundesten, was die dichterische Jugendliteratur überhaupt hervorgebracht hat. Für weniger empfehlenswert halte ich den Band „Ernst und heiter und so weiter“ (5 Mk.), da darin etwas viel von der Liebe und vom Küssen die Rede ist. Ja, Seite 227 findet sich eine Stelle, wo ein junger Fant mit erstem Bartanflug davon redet, sofern ihn sein Kaffeehausliebchen zum dritten Male nicht erhöhe, sich erschließen zu müssen. Im „Deutschen Geschichtenbuch“ (4 Mk.) scheint mir die Erzählung „Als der Christ-Heerrgott vor mir nicht sicher ging“ vom erziehlichen Standpunkt nicht ganz unbedenklich, sofern die Jugend dem naiven Humor dieser Erzählung nicht Verständnis entgegenbringt. In Neuauflagen sind auch die vom Hamburger Jugendschriften-Ausschusse ausgewählten Bändchen Erzählungen von Rosegger für die Jugend „Als ich noch der Waldbauernbub war“ (kart. 70 Pf., geb. 90 Pf.) erschienen. Kinder über zehn Jahren werden an den trefflichen Erzählungen sicher großen Gefallen finden und vom Lesen so kernfrischer, gesunder Geschichten einen Nutzen für ihr Leben gewinnen. Doch seien Büchlein II und III dem Büchlein I in der Auswahl vorgezogen. Mit Genuß und Gewinn wird die Jugend vom dreizehnten Jahre an das gleichfalls vom Hamburger Jugendschriften-Ausschusse herausgegebene Bändchen „Bei den roten Indianern“ von E. R. Vaterlein (F. Richter, Dresden. Geb. 90 Pf.) lesen und dadurch die durch die landläufigen Indianergeschichten vielfach gefälschte Kenntnis des Charakters, des Lebens und der Sitten der roten Rasse verbessern können. Eine ausgezeichnete Neuauflage des Robinson Crusoe nach der ursprünglichen englischen Ausgabe, mit 120 Abbildungen von Walter Paget, hat die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart herausgebracht.

Für dieses Alter seien auch die gut geschriebenen und schön ausgestatteten Büchlein der „Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die Jugend“, die bei S. Daetel (Berlin) von Lorenz und Vollmer herausgegeben werden, bestens empfohlen. Voll nationalen Geistes und in humorvollem Plaudertone geschrieben sind die ersten zwei Bändchen der Sammlung, die trefflichen geographischen Charakter- und Reisebilder von D. Ehlers, dem berühmten und liebenswürdigen Forscher, „Samo“ (Preis 1 Mk.) und „Im Osten Asiens“ (Preis 1.25 Mk.), die in zweiter Auflage vorliegen. Bilder und Karten erläutern den Text. Neben diesen zwei Büchern voll frischer und heller Farben berichten die vier folgenden Bände von den großen Kämpfen des deutschen Volkes wider seinen Erbfeind im 19. Jahrhundert. Fr. Vollmer erzählt den „Deutsch-französischen Krieg“ (1. Bd. 1.50 Mk., 2. Bd. 2 Mk.) und W. Capelle „Die Befreiungskriege 1813—15“ (2 Bde. a 1.75 Mk.). Diese Bücher bieten der Jugend wohl die beste Darstellung der zwei gewaltigen Kämpfe des deutschen Volkes im vorigen Jahrhundert. Und weil sie mit steter Heranziehung des Quellenstoffes (der Augenzeugenschilderungen, Memoiren etc.) von beiden Seiten den Gang der Ereignisse beleuchten, keine unhistorische, einseitige und gehässige Vorstellung der Vorgänge bieten und dabei doch das Feuer der nationalen Begeisterung und Opferwilligkeit jener Zeiten atmen, seien sie im Interesse einer nationalen Erziehung unserer Jugend sehr warm empfohlen. Als auf eine Erziehungsschrift im selben Sinne sei hier auch auf G. Wustmanns Buch

„Allerhand Sprachdumheiten“ (3. Aufl., Leipzig, Brunow. 2.50 Mk.) — für die reifere Jugend geeignet — hingewiesen. Denn unsere Muttersprache ist ja ein nationales Erbgut von größter Bedeutung. Das Buch weist nun nach, wie diese in unserer schnellebigen und papierdeutschen Zeit im argen liegt, lehrt Achtung vor ihr und leitet zu einem schönen und richtigen Gebrauche derselben an. Und indem es die Sprache als Kunstwerk hinstellt, bietet das Buch zugleich einen Beitrag zur künstlerischen Erziehung. — Von einem der größten Helden unseres Volkes erzählt das Buch „Bismarck“ von S. Blum (Heidelberg, C. Winter. 5 Mk.). In dem Buche wird in leicht faßlicher, volkstümlicher Weise die Jugend, der Aufstieg, die Heldenthat, der Lebensabend und Tod Bismarcks gezeichnet, daß auch die reifere Jugend der Darstellung mit Verständnis folgen kann. Die Bedeutung von Bismarcks Leben und Schaffen als Erziehungsbild für die deutsche Jugend steht außer Frage.

In neuen Auflagen sind auch die folgenden Bändchen naturkundlicher Jugendschriften, Wagners „Entdeckungsreisen in Stadt und Land“, — „in Wald und Heide“ und — „in Haus und Hof“ (Leipzig, Spamer. à 2.50 Mk.) erschienen. Die ersten zwei, gut illustrierten Bände bieten für die Jugend über zehn Jahren wohl das Beste, was an naturkundlicher Lektüre für dieses Alter geschrieben wurde. Der dritte Band, erst für die nächste Altersstufe angezeigt, verschafft den Kindern die eingehende naturkundliche Kenntnis dessen, was sie in Haus und Hof sehen können.

Großer Beliebtheit erfreuen sich bei der Jugend geschichtliche Erzählungen; doch müssen es dichterische Gestaltungen sein, die sich auf bedeutsamem, historischem Hintergrunde aufbauen oder an ihn anlehnen. Objektive Trockenheit sei ihnen fern wie einseitige, gehässige Darstellung, wie sie noch Sienkiewicz in seinen Kreuzrittern bietet. Eine empfehlenswerte geschichtliche Erzählung für die reifere Jugend ist die in Hirts Verlag (Leipzig) herausgekommene Erzählung „Virtus Romana“ von L. Gurliitt. (5 Mk.) Der durch sein Werk über Deutschland bekannte Verfasser hat darin den Versuch unternommen, der Jugend an den Lateinschulen ein Bild des römischen Lebens um 200 vor Christo, der Zeit Catos, zu entwerfen. Er hat sich dabei auf die Literatur jener Zeit gestützt, wovon das Geschichtenbuch auch eingestreute Proben bringt. Die ethische Kraft, die der Schilderung und Darstellung eines Charakters entströmt, wie Cato einer war, empfiehlt das Buch als Erziehungsschrift. Eine Periode der österreichischen Geschichte beleuchtet Fr. Netopil's „Der Pfalz-Erzherzog“ (S. Meidinger, Berlin. 4 Mk.). Das Buch entwirft ein kulturgeschichtliches Bild aus der Zeit Rudolfs, des Neubauers des Stephansdomes und Gründers der Wiener Universität. Die für die reifere Jugend bestimmte Geschichte ist gut erzählt. Im selben Verlage erschien auch das Buch „Das Thorner Blutgericht“ von J. Pederzani-Weber. Es enthält die Darstellung der Begebenheit in Erzählform, wie Thorn 1724 polnischer Macht zum Opfer fällt und Bürgermeister Roesner und neun Bürger der Stadt die Unterdrückung der deutschen Vorherrschaft in der Stadt blutig besiegelten. Ob die Darstellung in geschichtlicher Einseitigkeit nicht zu weit geht, war mir nicht möglich, festzustellen, sie ist auch sonst nicht bedeutsam. Tertianerzeit von J. Pistorius betitelt sich ein Buch desselben Verlages, das für jung und alt bestimmt ist. So beachtenswert das Buch für Erwachsene sein mag, da es einerseits zu Erinnerungen anregt, andererseits manch Beherzigenswertes enthält, so wenig ist es eine Lektüre für die Jugend. Denn

als solche scheint es mir geradezu geeignet, den Uebermut der Jugend zu rechtfertigen und zu steigern — während es als Lektüre für Eltern diesen nur ein Verständnis für jenen Jugendübermut läßt und ihnen Wege zeigt, ihn in gesunde Kraft zu leiten.

Von deutscher Art berichtet das gut geschriebene und vornehm ausgestattete Werk „Deutschlands Seemacht“ von Wislicenus (2. Aufl. Leipzig, Grunow. 6 Mk.). Es bringt sowohl die geschichtliche Darstellung der Entwicklung der deutschen Seemacht wie auch die Schilderung des heutigen Standes derselben. Das für die reifere Jugend bestimmte Buch schildert in warmen Worten die Bedeutung der Seemacht für die Entwicklung des deutschen Volkes. Schöne Bilder ergänzen den Text. Auch die zwei folgenden Bücher sind für die reifere Jugend bestimmt. Das Werk von Sach, „Deutsche Heimat“ (Neubearbeitung. Waisenhausbuchh. Halle a. S. Geb. 10 Mk.), bringt die geschichtliche und geographische Darstellung der deutschen Landschaften und Stämme nach Gauen geordnet in vielen Aufsätzen und Schilderungen, die gut geschrieben und mit reichem Bilderschmuck versehen sind. Das Buch ist geeignet, bei der Jugend die Liebe zur deutschen Heimat und nationalen Zugehörigkeit zu vertiefen; ebenso geschichtliche, geographische und naturkundliche Kenntnisse deutschen Landes und Volkstumes zu gewähren und ist daher als vorzügliches Erziehungsbuch im nationalen Sinne zu werten. In die fremde, die große Zeit antiker und kleinasiatischer Kultur führen die „Erzählungen zu den Wundern der alten Welt“ von M. Gräfin Wisleben (3. Auflage. Berlin, Fischer & Franke. Preis 5 Mark). In diesem Buche erzählt die Verfasserin mit poetischer Kraft die Geschichten von der Entföhung der hängenden Gärten, des Mausoleums, des Kolosses von Rhodos u. a. Die Buchausstattung ist eine sehr vornehme, der Druck zeigt das Gepräge aller Werke des bekannten Kunstverlages. Die Bilder sind von J. Müller-Münster.

Jedem einzelnen von uns ist die Pflicht gesetzt, in dem Geiste, der unser Volk groß gemacht, dem christlichen, nationalen, weiter zu arbeiten und zu trachten, daß er die Macht gewinne, eine neue, große, christlich-deutsche Kultur schaffen zu helfen. Einen großen Teil dieser Arbeit können Eltern und Erzieher leisten, indem sie die Erziehung der Jugend in diesem Geiste anstreben. Und das ist die Pflicht jedes einzelnen. Denn wie Arndt sagt: Nur durch die einzelnen wird ein Volk. Die Auswahl der Jugendlektüre bietet ein Mittel dazu.

Joseph Stibitz.



**Herders Werke.** Herausg. von Prof. Dr. Theodor Matthias. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 5 Bände, eleg. gebunden 10 Mk. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Die Sammlung von Meyers Klassikerausgaben erfährt alljährlich wertvolle Bereicherungen. Es sei nur an die neue, demnächst vollendet vorliegende treffliche Goetheausgabe in 15 Bänden unter Leitung von Prof. Karl Heine-mann, sowie an die vierbändigen Ausgaben von Hebbel in der Bearbeitung von Dr. Karl Zeiß und von Wieland in der von Prof. Gotthold Klee erinnert.

Nun ist auch Herder aufgenommen worden. Aus der großen Fülle seiner Schriften hat der Herausgeber, Prof. Theodor Matthias, einer der gründlichsten Herder-Kenner, mit Geschick dasjenige ausgewählt und auf fünf der bekannten ansprechenden Leinwandbände verteilt, was von dem großen Anreger auf so vielen Kunst- und Wissensgebieten, dem Wiedererwecker des Volksliedes, dem Neudichter des Eid, dem Humanitätspriester mit dem tiefen Nationalitätsbewußtsein, dem Kritiker, Pädagogen und Theologen noch heute lebensfähig, anregend und weiterwirkend ist. Wie auch sonst bei den Meyerschen Klassikerausgaben, geht dem Ganzen eine ausgezeichnete Einführung in das Lebenswerk und die Persönlichkeit des Menschen und Schriftstellers voraus, jedem Einzelnen der zum Abdruck gelangten Werke aber noch eine erschöpfende Einleitung über dessen Entstehungsgeschichte, Quellen, Wirkung auf die Zeitgenossen von damals und heute usw. Anmerkungen, die bei Schriften wie etwa den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ besonders wichtig und unentbehrlich erscheinen, sind jeder Seite beigelegt; endlich findet auch der wissenschaftlich arbeitende Leser am Schlusse jedes Bandes philologische Anmerkungen des Herausgebers. Zu dem Gedenktage ist diese Neuauflage gerade rechtzeitig gekommen.

### Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von Alwin Schulz. München und Berlin, R. Oldenbourg. 9 Mk.

Der Prager Professor hat über dieses Gebiet sehr umfangreiche Werke geschrieben, die in glücklicher Vereinigung fachmännische Gelehrsamkeit mit künstlerischer Darstellung und leichter Verständlichkeit vereinigen. Hier kam es ihm auf eine Art *Handbuch* an, in dem der ganze Stoff übersichtlich geordnet und gesammelt wurde. Man erhält mehr bloß eine Zeichnung, die Farben, die jene anderen Bücher so überreich bringen, fehlen. Aber das ist gerade ein Vorzug. Man erfährt klipp und klar und in so knapper Zusammenfassung, daß man es nicht wieder vergißt, wie es vom frühen Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert um das häusliche Leben bestellt war. 1. Wohnung und zwar Fürstenschlösser. Städte und Dörfer. 2. Familienleben (Hochzeit, Taufe, Kindererziehung jeweils bei den verschiedenen Ständen). 3. Kleidung. 4. Essen und Trinken. 5. Beschäftigung und Unterhaltung. 6. Tod und Begräbnis — das sind die Abteilungen, in denen das Leben uns vorgeführt wird. Wir erhalten also nur einen verhältnismäßig beschränkten Teil der ganzen Sittengeschichte.

Das erklärt sich daraus, daß dieses Buch nur die erste Veröffentlichung eines groß angelegten, von G. v. Below und F. Meinecke geleiteten Unternehmens ist, das in der Art von Swan von Müllers „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft“ ein zuverlässiges, streng wissenschaftliches aber zusammenfassendes und übersichtliches „Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte“ schaffen will. Man kann das Unternehmen nur aufs freudigste begrüßen, denn nirgendwo tat eine Enzyklopädie mehr not, als auf diesem Gebiete. Der Stoff ist in einundvierzig Abteilungen zerlegt, für deren Abfassung die bedeutendsten Fachgelehrten gewonnen sind. Der bekannte Verlag sorgt für eine ausgezeichnete Ausstattung in Druck und Papier, und, wo es angebracht ist, für eine ausreichende Illustration. So enthält das vorliegende Buch an zweihundert Abbildungen. — Wünschen wir denn dem großangelegten Werke Gedeihen, rasches Fortschreiten und viele Abnehmer. Für letztere sei übrigens bemerkt, daß jede Abteilung auch einzeln abgegeben wird.

H. St.





## Theodor Mommsen.

Am 1. November ist Theodor Mommsen (geb. am 30. November 1817) im fast vollendeten 86. Lebensjahre gestorben, dank einem gütigen Geschick bis zuletzt im Besitze einer geistigen Frische und körperlichen Rüstigkeit, wie sie selbst bei dem langlebigen und stahlharten Stamme der Schleswiger eine Seltenheit sind.

Der Tod des großen Gelehrten hat eine Lücke gerissen, die nie geschlossen werden wird. Nicht Deutschland allein, die gebildete Welt trauert an dem Sarge des Mannes, den sie weit über ein halbes Jahrhundert als den unvergleichlichen Verwalter der Schätze bewundern durfte, die von dem römischen Altertum auf die Gegenwart gekommen und eine der vornehmsten Grundlagen für deren so hoch entwickelte Kultur geworden sind. Darin gerade wird man die Bedeutung Theodor Mommsens für Gegenwart und Zukunft erblicken dürfen: das ist es, was seinen Namen auch für die weiten Kreise, die der von ihm als Gelehrten in staunenswerter Schaffenskraft geleisteten Arbeit fremd gegenüberstehen, mit einem Glanze umgibt, wie er den keines andern von den großen Vertretern der deutschen Wissenschaft in unseren Tagen umstrahlt hat.

In Theodor Mommsen verkörperte sich für das Bewußtsein nicht bloß der deutschen, sondern überhaupt der germanischen, nicht minder aber auch der romanischen Nationen, was sie im Laufe eines nahezu zwei Jahrtausende umfassenden Entwicklungsganges in Sprache, Kunst und Wissenschaft, Recht und Staat als geistiges und sittliches Erbe vom Römertum übernommen und sich so zu eigen gemacht haben, daß sie es kaum noch als etwas ihnen ursprünglich Fremdes zu fühlen und zu erkennen vermögen. In dieser Hinsicht darf man geradezu sagen, daß mit Theodor Mommsen der Träger eines großen und kostbaren Kulturmomentes dahingegangen ist, dessen unvermerkt geltend gemachter, aber unabsehbar weit reichender Einfluß schmerzlich vermißt werden wird in einer Zeit, welche, stolz auf das von ihr Geleistete, sich nicht mehr gern der vielverschlungenen und im Rückblick reizlosen Pfade erinnert, die ihr das allmähliche Aufsteigen zu solcher Höhe ermöglicht haben.



Auf den ersten Blick kann die Volkstümlichkeit Theodor Mommsens fast überraschen. Denn abgesehen von seiner zuerst 1854—56 erschienenen „Römischen Geschichte“, die alsbald ein Gemeingut der gebildeten Welt wurde und das nach einem halben Jahrhundert auch heute noch ist, liegen seine wissenschaftlichen Verdienste ausnahmslos auf einem Gebiete, für das eigentlich zunächst doch nur die Männer vom Fach rechtes Interesse und Verständnis haben können: für die Erforschung der italischen Dialekte, das Riesenvolum der Sammlung der lateinischen Inschriften, die Chronologie und das Münzwesen der Römer und selbst für das feste Gefüge des römischen Staatsrechts und die strenge Folgerichtigkeit des römischen Rechts können schließlich doch immer nur verhältnismäßig beschränkte Kreise lebendigere Teilnahme empfinden. Wenn die Bewunderung, mit der diese zu Mommsen und dem kaum zu erschöpfenden Ertrag seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit aufblickten, auch von den der gelehrten Arbeit selbst fernstehenden Gebildeten geteilt wurde und von da gelegentlich sogar auf die Masse des Volkes hinübergriff, so entsprang das freilich nicht bloß dem Gefühl, daß man in ihm den genialen Hüter eines kostbaren Schatzes zu erblicken habe, sondern zum guten Teil auch aus der allmählich zur Ehrfurcht gesteigerten Achtung vor der Art, wie er in der Ausmünzung und Verwertung desselben seines Amtes waltete.

Was seinem großen Vorgänger Niebuhr als Ziel vorgeschwebt hatte, das römische Altertum in seiner Größe und Herrlichkeit aus den Quellen und Denkmälern geistig so zu neuem Leben erstehen zu lassen, daß er sich darin wie in einer unmittelbar gegenwärtigen Wirklichkeit einem Mitlebenden gleich bewegen könnte, das hat Mommsen in einer Weise geleistet, die nach der einen Seite hin als abschließend bezeichnet werden kann, nach der anderen für alle Zeit vorbildlich bleiben wird. Diesem letzten hohen Ziele dienten alle seine Studien und Forschungen, nach so verschiedenen Richtungen sie zunächst scheinbar auseinandergingen. Von peinlichster Gewissenhaftigkeit im einzelnen, erschöpfendster Gründlichkeit und eindringendstem Scharfsinn behielt er doch stets das große Ganze im Auge und gab durch die Beziehung auf dieses dem weit abliegenden Besonderen Wert und Bedeutung für das Allgemeine. Im Zusammenfassen des so umspannten gewaltigen Gebietes aber, das er mit unermüdblichem Fleiße, unterstützt durch von seinem Geiste erfüllte Mitarbeiter und von ihm geschulte Gehilfen, umgrub und umpflügte, und in der Gestaltung des so gewonnenen Bildes von dem Leben des römischen Volkes und seines Staates zu einem ebenso reichhaltigen wie farbenprächtigen Gemälde bewährte er eine schöpferische Kraft, wie sie nur gottbegnadeten Künstlern eigen ist.

Niemals aber hätte Mommsen das großartige Leben Roms in sich und für sein Volk so selbst gleichsam nachleben können, wenn er nicht auch in der eigenen Zeit durchaus heimisch gewesen wäre und an ihrer gewaltigen, aber auch hastigen und widerspruchsvollen Entwicklung mit jener immer etwas nervösen Lebhaftigkeit teilgenommen hätte, die einen hervorstechenden Zug in seinem Wesen ausmachte. Neigung zur Weltflucht, wie sie Gelehrten sonst leicht eigen ist, war seinem frisch zugreifenden und tatensfrohen Sinne allezeit fremd: offenen Auges und leicht erregbaren Herzens in dem Leben seiner Zeit wurzelnd, schärfte und schulte er in ihm und an ihm Verständnis und Urteil für eine große Vergangenheit. Nicht bloß in jungen Jahren hat er sich kampf lustig auch an den neu erwachten politischen Bestrebungen beteiligt: er küßte das 1850 mit dem Verlust seiner Professur. Später hat er dem preussischen

Abgeordnetenhaus 1864—66 und dann wieder 1873—82 und einige Zeit auch dem Deutschen Reichstage angehört, ein entschiedener Vertreter liberaler Grundsätze und des nationalen Gedankens, und noch in seinen letzten Jahren hat er gen Anlaß genommen, sich über lebhaft umstrittene Fragen der äußeren und inneren Politik auch ohne eigentlich sachlichen Beruf dazu öffentlich zu äußern. Mochte dabei die ausgeprägte Eigenart seiner Auffassung und die seinem Temperament entspringende Schärfe seiner Worte auch gelegentlich Anstoß geben: immer nötigte neben dem sich darin offenbarenden selbstlosen Idealismus die stolze Unabhängigkeit der Gesinnung und der tapferere Freimut der Rede auch dem Gegner Achtung ab.

Man hat Theodor Mommsen namentlich auch als Organisator der gelehrten Arbeit gepriesen. Das Lob ist wohl verdient und trifft eine Seite in seinem Wirken, die ihn ganz besonders als ein Kind unsrer Zeit und als modernen Menschen erscheinen läßt. Wird doch das Leben der Gegenwart fast auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit eigentümlich gekennzeichnet durch den darin herrschenden Zug zu genossenschaftlichem Zusammenschluß und gemeinsamer Arbeit größerer Verbände im Dienst des gleichen Zwecks. Was sich in den wirtschaftlichen Verhältnissen da seit Jahrzehnten glänzend bewährt hat, ist durch Mommsen teils persönlich, teils infolge der von ihm gegebenen Anregung in einem Umfange und mit einer Konsequenz auf das Gebiet der Wissenschaft übertragen worden, wie man sie bisher nicht gekannt hatte. Dadurch sind Unternehmungen entweder überhaupt erst ermöglicht oder in verhältnismäßig kurzer Zeit durchgeführt oder doch unverhofft weit gefördert worden, mit denen die Kraft des einzelnen Gelehrten, selbst wenn sie die eines Mommsen gewesen wäre, vergeblich gerungen haben würde. Dieses Prinzip der genossenschaftlichen Arbeit nach einem zum voraus festgestellten Plan, das sich bei der von Mommsen geleiteten Sammlung der lateinischen Inschriften aus dem ganzen Gebiete des einstigen römischen Weltreichs glänzend bewährt hat, ist in der Folge auf eine ganze Anzahl ähnlicher wissenschaftlicher Unternehmungen übertragen und dabei gleich ersprießlich befunden worden. Vorzüglich unter dem Einfluß und durch die Latkraft Mommsens hat die Berliner Akademie der Wissenschaften, deren einer ständiger Sekretär er seit 1874 lange Jahre war, in dieser Hinsicht eine ganz neue, groß angelegte und äußerst verdienstliche Tätigkeit entfalten können.

Gerade im Gebiete des wissenschaftlichen Lebens lag es nun aber auch nahe, dieses genossenschaftliche Prinzip unabhängig von den politischen Grenzen und über die nationalen Scheidungen hinaus zur Geltung zu bringen. Dieser internationale Zug, der ganz besonders der Geistesrichtung unserer Zeit entspricht, hat in Mommsen, ein so entschlossener Vorkämpfer deutschen Rechts und deutschen Wesens er dem Auslande gegenüber war, und so wenig er sich davor scheute, wo die Sache es zu erfordern schien, durch ein deutliches und derbes Wort der Empfindlichkeit fremder Nationen Anstoß zu geben, seinen vornehmsten und erfolgreichsten Vertreter gefunden. Wesentlich von ihm ist die Anregung ausgegangen zu dem unlängst geschlossenen Verbände der Akademien der großen Kulturstaaten, welcher einerseits eine etwaige unnötige Konkurrenz dieser gelehrten Körperschaften abzuwenden dienen, anderseits ihr planmäßiges und sich gegenseitig ergänzendes Zusammenarbeiten zur Lösung besonders großer Aufgaben ermöglichen soll und in der kurzen Zeit seines Bestehens in beiden Richtungen bereits höchst erfreuliche Erfolge auf-

zuweisen hat. Zu den schönsten Verdienungen, die dem großen deutschen Gelehrten gegen das Ende seiner unermüdblichen Wirksamkeit dargebracht worden sind, wird man gerade die Führerschaft rechnen dürfen, die auch von den Vertretern anderer Völker bei diesen Verhandlungen neidlos ihm zuerkannt wurde. Hatte er damit doch einen neuen Weg gezeigt, um die zwischen den Nationen nun einmal vorhandenen Gegensätze nach Möglichkeit zu mildern und auszugleichen und so die Entstehung eines großen Reiches des Geistes anzubahnen, in dem unabhängig von politischen und wirtschaftlichen Irrungen und von nationalen und religiösen Feindschaften wirklich dauernder Friede herrschen und die höchsten Interessen der geistigen Kultur der Menschheit ungestörten Gedeihens versichern kann.

Mit Ehren, wie sie auch einem König im Reich des Geistes nur selten erwiesen werden, ist Theodor Mommsen zur letzten Ruhe befristet worden. Der Dank der gebildeten Welt geleitete ihn zu Grabe. Möchte er aber auch nur durch die Tat erwiesen werden, indem gegenüber der noch immer erstarkenden realistischen Strömung unserer Tage die dazu Berufenen die idealen Güter gewissenhaft pflegen, die dormalen oft gering geachtet und weiten Kreisen der Gebildeten fremd geworden sind, während wir sie doch als ein kostbares Erbe überkommen haben, das Theodor Mommsen gesammelt und gesichtet, gedeutet und allgemein verständlich gemacht hat und ohne welches unser nationales Geistesleben sich doch nicht dauernd auf der Höhe erhalten können, auf der es die Kraft zu der lange vergeblich ersehnten Verjüngung und Einigung gefunden hat.

Hans Prutz.



## Vom Spielen und vom Spielzeug.

Wie gut und klug ist's doch eingerichtet, daß Weihnachten in die Winterzeit fällt, auch für unsere kleinen Leute und ihre 100 000 Weihnachtswünsche! Denn was sollte man sich wohl im Sommer wünschen? Höchstens eine Harke und Schaufel und einen hölzernen Wagen. Sonst braucht ein richtiges Kind in richtigen, normalen Lebensverhältnissen dann überhaupt kein Spielzeug, ich meine kein gekauftes. Denn die Natur sorgt dann für eine Fülle von Unterhaltung und Anregung und allerfeinstem Spielmaterial. Jene armen Großstadtkinder, die ihren Anteil daran versäumen müssen, die auch dann in der Kinderstube mit ihren Spielsachen „beschäftigt“ werden oder hübsch angezogen mit dem „Fräulein“ spazieren gehen, sind eine ganz unnatürliche, traurige Einrichtung. Jedes Kind sollte dann das Recht und die Möglichkeit haben, sich mit seinesgleichen irgendwo herumzutreiben und nach Herzenslust „Verstecken“ und „Räuber und Soldat“ zu spielen. Es sollte irgendwo in einem Garten ein „Gärtchen“ besitzen, wo es Suppenkraut, Goldlack und Stiefmütterchen ziehen kann. Es muß sich im Sommer seinen Krämerladen von bunten Blättern und Steinen selbst herrichten, seinen Backofen und die Kuchen dazu im Sande formen.

Die Kinder haben das seit Jahrtausenden so begriffen und gehalten und ein gewisses System und den Zauber der Abwechslung in ihr Spielen hineingelegt. Sie kommen ganz von selbst am ersten warmen Frühlingstag mit ihren Kreiseln und Knickern (Murmeln) hinaus in den Sonnenschein. Sie haben zur rechten Zeit ihre Maikäfer-, Laubfrösche- und Heuspringerpassionen. Sie wissen genau, wann man Kastanientetten schnürt und die ersten Drachen im Herbstwind steigen läßt. Es ist ein feiner Versuch zum Ausgleich der sozialen Verhältnisse, daß dem Kinde der untern Stände fast mehr von dieser Sommerfreiheit, diesem besten und billigsten Spielzeug zu Gebote steht, als den ängstlich im Zaum gehaltenen Kindern der wohlhabenden Familien. Nur daß die Großstädte auch die Kinder des Volkes immer mehr dieser natürlichen Lebensbedingungen berauben! —

Ein glückliches, gesundes Kind, das seine Sommerfreiheit, seinen Garten und seine Kameraden hat, fängt erst an, wieder an seine „Spielsachen“ zu denken, wenn der Winter mit Regentagen und langen Abenden einsetzt. Der kargt zwar auch nicht gänzlich mit Freuden draußen für das kleine Volk. Er bringt in guten Jahren Schneeballen und Eisbahnen und damit Glücks genug. Aber es bleiben doch viele Schlechtwettertage und all die langen Abende für die Kinderstube. Da werden dann die alten Spielsachen wieder hervorgekramt und mit neuer Freude gebraucht. Es zeigen sich zwar große Lücken und Defekte — aber wozu ist denn auch Weihnachten da mit all seinen goldenen Wunschmöglichkeiten? Gut, wenn bis zum Fest wenigstens ein gewisser eiserner Bestand an Spielzeug erhalten bleibt, der keiner Kinderstube fehlen sollte. Es gibt wirklich noch Spielsachen, die nicht zu ruinieren sind, man muß sie freilich heutzutage erst suchen oder anfertigen lassen. Welchen Erinnerungs- und Pietätswert hat doch so ein altes Stück, das ein Kind vom andern geerbt hat, das vielleicht schon aus Großmutter's Kinderstube stammt: jenes Holzpferd, das so viele junge Heldenträume gewiegt, das Puppenbett, dem so viele geliebte Puppenkinder anvertraut worden sind!

Derartige Spielsachen lassen sich dann zu Weihnachten wundervoll auffrischen. Es ist so interessant, wenn sie, vom Weihnachtsmann abgeholt, nach längerem Verschwinden auf einmal unterm Weihnachtsbaum wieder auftauchen, das Pferd mit neuem Schwanz und Zügel, das Puppenbett mit neuen Vorhängen, das Wickelkind im ersten Tragkleidchen. Gerade unter den althergebrachten, in Generationen erprobten Spielsachen kann man solche Stücke noch finden und in Ehren halten.

Es ist freilich viel bequemer, in den eleganten Spielzeugläden von all den glänzend aufgebauten und hübsch dekorierten Sachen irgend etwas zu kaufen. Wir großen Leute sind entzückt von diesen Puppen mit Negligé-, Ball- und Promenadentoiletten, diesen modernen Küchen- und Puppenstubeneinrichtungen, diesen Badeanstalten, Seeschlachten und Equipagen und laufen lustig drauf los. Ob die Puppen solides, waschbares Unterzeug zum Aus- und Anziehen besitzen, ob die Pferde vernünftig aus- und wieder angepannt werden können, ob die „Badeanstalt“ wirklich wasserdicht ist, darum kümmern wir uns nicht. Aber dem Kinde ist gerade das beim Spielen wichtig und der schöne dekorative Aufputz dieser Siebensachen völlig einerlei. Trotz all unserer Ermahnungen, diese Herrlichkeiten nur mit Vorsicht und Schonung zu genießen, fängt's auf seine eigene Art damit zu spielen an. Es nestelt sämtlichen Puppen die Prachtgewänder vom Leibe, stellt mit der Badeanstalt eine große Über-

schwemmung und mit der Puppenstube ein „Großfreinmachen“ an, dem das Mobiliar sich nicht gewachsen zeigt. Und was bleibt von diesen Gaben, wenn der bestechend schöne, erste Aufbau zerstört ist? Traurige Trümmer, die bald verbraucht und unordentlich in einem Winkel der Kinderstube stehen und immer wieder Anlaß zu Scheltworten und Moralpredigten geben. Die Eltern vergessen, daß sie selbst die Hauptschuld tragen, daß kein Kind an solchem Besiz Eigentums- und Ordnungssinn gewinnen kann.

Aber auch wenn diese Sachen haltbar wären, würden sie noch lange kein ideales Spielzeug bilden. Schon ihre allzu elegante und realistische Ausführung genügt, um sie vom pädagogischen Standpunkte aus als schädlich und unbrauchbar zu verwerfen. Das Kind braucht einfache Dinge zum Spielen. Denn seine Phantasie und sein Tätigkeitstrieb sollen sich daran bilden, sollen das Beste ins Spiel hereintragen. Geben wir den Kindern alles fix und fertig und möglichst lebensgetreu in die Hand, so berauben wir sie von vornherein des besten Spielraumes zur Entfaltung der Phantasie, der Anregung zu körperlicher und geistiger Tätigkeit. Was uns großen Leuten die Arbeit ist, bedeutet dem Kinde das Spiel. Auch hier ist Müßiggang aller Laster Anfang. Spielende Kinder — das sind auch glückliche, artige Kinder.

Deshalb lohnte es sich wohl für uns Mütter, die Weihnachtsgeschenke für unsere Kleinen nicht nur mit Liebe, sondern auch mit Nachdenken und Verstand auszuwählen. Du hast es in der Hand, mit einer richtigen Wahl deinem Kinde manche reiche, ausgefüllte Stunde, viel Anregung und echte Freude zu bereiten. Wenn du ein feiner Menschenkenner bist, kannst du den kleinen Talenten und Neigungen eines jeden aus deiner Kinderschar freundlich entgegenkommen und sie in die rechten Bahnen lenken. Sie haben schon alle ihre ausgesprochene Eigenart, die kleinen Menschenkinder, auch beim Spielen, und es ist eine dankbare Aufgabe, dem nachzuspüren und das Gute und Kräftige darin zu unterstützen.

Der Geldwert der Sachen ist, Gott sei Dank, in unseren Kinderstuben noch nicht maßgebend. Die kleinen Menschen haben eine ganz andere Einschätzung. Wir erleben's immer wieder, daß das Kind am Heiligabend irgend etwas Billiges, „nebenbei“ Geschenktes am jubelndsten begrüßt und am längsten liebt. Die einfachen, starken Spielsachen sind auf die Dauer auch die billigsten.

Das Interesse unserer Zeit an Kunst und Kunstgewerbe und an jener speziellen Bewegung, welche die „Kunst im Leben des Kindes“ fördern will, hat den Erfolg gehabt, daß man auch dem Kinderspielzeug Aufmerksamkeit schenkte und sich in künstlerischen Neuleistungen auf diesem Gebiete versuchte. Die „Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst“ haben derartige solid ausgeführte und zum großen Teil frisch und fein erfundene Spielsachen auf den Markt gebracht.

Da ist ein vernünftiges hölzernes Schaukelpferd von Riemerschmidt, das sich an die überlieferte Form anlehnt, und ein ganz origineller köstlicher Deckel mit krummen Räderbeinen von Urban-München. Auch eine „Wilde Jagd“ von Eichrodt-Karlsruhe zeigt einfache, verständige Formen. Sehr hübsch ist ein dreiteiliger Wandschirm, mit Tür und Fenstern, als Häuschen für Kinder gedacht, worin sich gewiß für gute Puppenmütter sehr angenehm wohnen und wirtschaften läßt. Warum aber Urban-München seinen Noahkästen so sonderbar stilisierte Formen und Linien geben muß, kann ich nicht begreifen. Der alte Noahkasten mit dem rot angemalten Klappdach scheint mir ein durch Ge-

nerationen brauchbar gefundener Besitz unserer Kinderstuben. Auch die primitiven Körperformen seiner Insassen haben mich und meine Kinder nie gestört. Die etwas walzenförmig geratenen Gestalten der Patriarchenfamilie wurden sogar mit Erfolg in den verschiedensten Rollen im Zusammenspiel mit einigen zerbrochenen Schachfiguren bei großen Aufführungen verwendet. Den Tieren möchte ich allerdings haltbarere Beine wünschen. Das Aufstellen des bekannten Festzuges, in dem sie hübsch paarweise auf der Tischplatte stehen, macht sonst böse Schwierigkeiten.

Von alten, russischen Holzspielsachen ausgehend, hat Frau von Beckerath-München nach Entwürfen des Malers Alex. Salzmann verschiedene Serien von hölzernen Figuren anfertigen lassen. Die kleineren Figuren können nach dem Schachtel-System in den größeren der betreffenden Serie und schließlich alle in der größten Platz finden. Es gibt da eine „Königsfamilie“, „Dachauer Bäuerinnen“ und „Schneewittchen mit den sieben Zwergen“. Die Sachen sind zum Teil noch zu teuer für den Familienkonsum.

Für größere Kinder läßt sich im „Weihnachtskatalog der Leipziger Lehrmittelanstalt“ allerlei Nützliches und Erfreuliches finden. Die allzu teuren und komplizierten Sachen braucht man ja nicht zu wählen.

Auch die Fröbelschen „Gaben“ und Spiele sind für unsere Kleinsten wertvoll. Jede Mutter sollte ihre Kinder damit beschäftigen können, wenn mir auch der ausschließliche Gebrauch der Sachen und das ganze System des „Kindergartens“ für die Kinderstube pedantisch und langweilig scheint. Größeren Kindern gebe man dann die bekannten Richterschen Steinbaukasten, die den Vorteil eines soliden Materials und eventueller Ersatzstücke bieten, und immer weiter vervollkommen werden können.

O du fröhliche, selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! — Glücklich das Haus, welches jetzt eine Kinderstube voll froher Kinder sein eigen nennt, glücklich die Mutter, die für sie einkaufen und schaffen darf. Ihrer treu sorgenden und redlich strebenden Liebe wird der Lohn nicht fehlen: jubelnde Kinder unterm Tannenbaum, glückliche Spielfinder im neuen Jahr!

Lara Priß.



## Das sadistische Trauerspiel Dippold.

Täglich berichten die Zeitungen erschütternde Vorgänge, doch hat kaum ein anderes Ereignis neuerdings die Gemüter des deutschen Volkes derartig erregt, wie der Fall des Hauslehrers Dippold und der Familie des Kommerzienrates Koch. Da geht ein Knabe von 13 Jahren, dessen Eltern ein Jahreseinkommen von Hunderttausenden besitzen, elend an Hunger, Entbehrung und Mißhandlung zugrunde, und nur sein Tod rettet dem Bruder das Leben. Es ist ein Geschick, so widersinnig, so bizarr, daß man erstaunt fragt: Wie war es möglich in unserem Zeitalter der Menschenliebe, der Öffentlichkeit, der Polizei?! Zunächst wandte sich die allgemeine Empörung gegen den „Schinderhannes“, dann gegen die Eltern, zumal die Mutter, den untersuchenden Nerven-

arzt, den Lehrerstand, gegen die oberen Zehntausend, gegen die Justiz und weiß Gott! wogegen noch sonst. Inzwischen sind Wochen verfloßen, und die Zeit übt eine beruhigende, läuternde Kraft. Suchen wir deshalb unter ihrem Schutze die Sache vorurteilslos zu betrachten.

Also: es handelt sich um zwei Söhne überreicher Eltern von 11 und 13 Jahren, deren Kindheit, wie es leider so oft geschieht, wesentlich von bezahlten Dienstboten geleitet wurde, die sie bald verzogen, bald vernachlässigten. Sie kamen zur Schule und begannen zu begreifen, daß ihr Vater Millionen besitze. Überall fehlte der richtige Untergrund, Lernen und Gehorsam wollten nicht ge-  
deihen, sie wurden unaufmerksam, eigenwillig und träge. Den älteren sandte man in eine Pension und nahm ihn wieder ins Elternhaus. Was nun? Ein strenger Lehrer! Gut, ein solcher fand sich in der Gestalt eines Studenten namens Dippold, dessen selbstbewußtes Auftreten Erfolg verhielt.

Damit haben wir „das Milieu“: wohlmeinende, vielbeanspruchte Eltern, gutmütige aber nicht immer „guttuende“ Knaben, und einen Lehrer, der der wahre zu sein schien. Um den Erziehungskünsten desselben freie Bahn zu schaffen, wurden die Zöglinge aus dem glänzenden Palaste zu Berlin nach dem glänzenden aber einsamen Schlosse Ziegenberg bei Ballenstedt gebracht. Alles ging gut. Eines Tages aber bemerkte der Bürgermeister von Ballenstedt zufällig beim Baden blaue Flecke an den Körpern der Jungen und bald auch ein Benehmen derselben, das ihm auffiel. Er zog weitere Erkundigungen ein und machte Herrn Koch davon Mitteilung. Sofort kam die Mutter, stellte den Lehrer zur Rede, und verbot jede weitere Mißhandlung. Der Lehrer versicherte, die Züchtigung sei notwendig gewesen, um die Knaben von „geheimen Sünden“ abzubringen, in 14 Tagen werde das Laster ihnen ausgetrieben sein; übrigens aber bitte er um seine Entlassung. Frau Koch lenkte ein. Dippold geruhte zu bleiben, und beruhigt reiste die Mutter nach Berlin zurück. Die Briefe Dippolds ließen das Beste hoffen: „Die Knaben entwickeln sich körperlich und geistig vortrefflich“, aber die vertrackten „geheimen Sünden“! Der Lehrer bittet um Stehpulte, und der älteste Sohn Heinz schreibt: „Wir halten es für geraten, herzgeliebte Mama, daß wir diesen Weihnachten nicht nach Berlin kommen, da wir doch noch nicht so sind, wie wir sein sollten!“ Anfangs schießt ein fürchterlicher Argwohn gegen den Lehrer durch das Hirn der geängstigten Mutter, aber Gesellschaften, Besuche, Theater! — und augenscheinlich bessern sich ja die Jungen: sie kommen so gerne und bieten selber an, sich zu strafen! Das ist doch viel! Nein, da sollen sie erst recht reifen. Der Lehrer ist hiemit einverstanden, meint aber, die Mutter möge die Knaben nicht loben, das könnten sie nicht vertragen. Die Knaben erscheinen, sie sehen etwas blaß und abgemagert aus. Heinz klagt einem früheren Schulgenossen, daß sein Lehrer ihn schrecklich mißhandle. Aber den Angehörigen sagt er nichts, denn Dippold hat ihm angekündigt, die Eltern wollten, daß er und sein Bruder noch viel mehr gezüchtigt würden. So hält die Angst sie zurück; und die Mutter, sie will tüchtige Menschen aus ihnen machen, deshalb nur keine Schwäche, keine zu große Zärtlichkeit zeigen, — das können ihre Lieblinge ja nicht vertragen. Aber nachts, wenn alles still ist, dann schleicht sie in deren Schlafzimmer und lauscht ihren Atemzügen; — sie schlafen fest und ruhig. Leise ruft die Mutter sie bei Namen, keine Antwort. Gott sei Dank! Sonderbar nur, tags behauptet Heinz, er habe gewacht und sich nur verstellte; einmal bringt er der Mutter gar fünf Mark, die hat er ihr gestohlen, ja er hat ihr sogar

150 Mark entwendet. Entsetzt meint die Mutter, das sei ja ganz unmöglich, denn das hätte sie bemerkt. — Mutter und Sohn verstehen sich nicht mehr.

Lehrer und Schüler reisen wieder nach Ziegenberg. Eine Zeitlang ist auch die Mutter dort; selbst der Vater kommt, trifft aber die Kinder nicht, es heißt: sie seien mit Dippold auf den Brocken gewandert, — wie schade, gerade an dem Tage, wo der Vater naht. Die Eltern verlassen das Schloß, und die Dinge gestalten sich bedenklicher. Von Heinz trifft ein Brief ein voll leidenschaftlichen Hasses gegen den Lehrer. Darin heißt es: „Dippold ist ein Schweinekerl, denn er frißt das Fleisch mit den Händen vom Teller herunter, er ist ein Saukerl, denn er hat sich besoffen, er ist ein gemeiner Kerl, denn er hat unsittlichen Verkehr mit vielen Frauenzimmern. Dippold ist ein Schuft, ein Spitzbube, ein Schurke. Dich, Mama, nennt er eine hochmütige Erine. Heinz Koch, gelesen Jojo (Joachim) Koch.“ Also beide Knaben! Wie verstockt sie doch sind! wie wenig sie die guten Absichten der Eltern erkennen! Aber immerhin muß Dippold unvorsichtig gewesen sein. Es ist höchste Gesellschaftssaison. Hinreisen, würde Dippolds Ansehen erschüttern, er nimmt sein Amt ja so ernst und zieht sich dadurch den Haß der Kinder zu. So begnügt sich Frau Koch, dem Erzieher schriftlich einige Vorhaltungen zu machen. Die Antwort lautet: alle Mitteilungen ihres Sohnes seien erfunden und erlogen, Heinz scheine nicht mehr geistig zurechnungsfähig, ja erblich belastet zu sein. Er sei aber der Meinung, daß diese Ahnenkrankheit sich mildern lasse. Kurze Zeit darauf — und Heinz erscheint nachts in furchtbarer Kälte, halb angekleidet beim Schloßgärtner und wimmert um Einlaß. „Um Gottes willen!“ stöhnt er, „helfen Sie uns, unser Hauslehrer schlägt mich und meinen Bruder tot!“ Rücken und Arme des Knaben starren von blutigen Wunden, so groß, daß man eine Hand hineinlegen kann, Gesicht und Hände sind geschwollen; dabei steht er um einen Bissen Brot, denn er sei fast verhungert. Bald nachher tritt Dippold ins Zimmer, und willenlos folgt ihm der Knabe. Aber der Gärtner eilt zum Bürgermeister nach Ballenstedt und ersucht, den Eltern zu telegraphieren.

Die Nachricht von den erneuten Mißhandlungen trifft in Berlin ein. Mutter und Vater besprechen sie. Der Vater sendet seinen Schwiegersohn, einen Rittmeister a. D. Die Mutter fährt zu einem berühmten Nervenarzte, einer Autorität auf seinem Gebiete; auch dieser begibt sich nach Ziegenberg, beobachtet die Knaben fünf Stunden lang bei Unterricht, Turnen, Spaziergang und Mahlzeiten, wo sie einen Riesenhunger entwickeln; er spricht auch mit ihnen, kehrt zurück und berichtet derartig, daß die Mutter an Dippold schreiben kann, sie freue sich über das Einvernehmen zwischen Arzt und Erzieher und sende ihm dankbar für seine Aufopferung ein Extrahonorar von 500 Mark. Dippolds Sieg ist vollständig. Jetzt geht er schärfer vor und eröffnet der Mutter: der ältere Knabe sei ein ganz moralisch verkommener, unwissender Junge, zumal infolge seiner Verirrungen. Um ungehindert sein pädagogisches Ziel zu erreichen, müsse er noch einsamer mit beiden leben. Dies leuchtet der Mutter ein, und der Vater erklärt seinen Söhnen, sie sollen Dippold gehorchen, er sei als Vater mit dessen Erziehung einverstanden. Dies hatte nur noch gefehlt, um die unglücklichen Kinder völlig zusammenbrechen zu lassen. Vierter Klasse reisten die Millionärsöhne ihrem Verhängnisse entgegen. Des Tags bekamen sie nicht satt zu essen, statt Nahrung gab es Prügel, Stöße, Fußtritte, Knebelung, des Nachts wurden sie aus dem Schlafe gerissen und erbarmungslos ge-



schlagen, immer aufs neue, bis Stöcke über Stöcke zerbrachen. Die Bettdecke schwamm im Blute, die Vorhänge waren blutüberströmt. Vergebens wimmerten sie um Gnade, kein Helfer, kein Freund in der Not. In diesem grauenhaften Elende brach der weichlichere und mehr mißhandelte Heinz zusammen; er starb an Entkräftung und Schmerz. Stundenlang wurde der Jüngere bei der Leiche eingeschlossen. Erst der herbeigerufene Landarzt, der den Totenschein ausstellen sollte, erkannte die Sachlage und brachte sie zur Anzeige. Das Gericht trat in die Schranken und bestrafte den Schuldigen mit acht Jahren Zuchthaus.

\* \* \*

Frau Koch wurde mir geschildert als kleine, blonde, wohlgenährte Frau, gewinnend, oberflächlich und von großer Herzengüte. Vor Gericht hat sie erklärt, in ihrer Jugend habe sie nicht gerne gelernt, und das glaubt man bereitwillig. Der Grundzug ihres Wesens den Kindern gegenüber ist Zärtlichkeit und Liebe. Zu Dippold sagte sie: „Vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen mein Liebstes anvertraue.“ (Derartige konventionelle Phrasen beweisen aber doch gar nichts! D. L.) Sie bespricht sich mit Ärzten, reist nach Siegenberg, sie läßt die Kinder nach Berlin kommen, ununterbrochen steht sie mit dem Lehrer in brieflichem Verkehr; sie will so gern tüchtige Menschen aus ihren Söhnen machen. Da es mit Güte nicht zu gehen scheint, gibt sie zur Strenge ihre Einwilligung, gewiß mit schwerem Herzen, denn: „die Knaben müssen um so mehr streng behandelt werden, als sie durch erbliche Belastung und gesellschaftlichen Umgang beeinflusst sind“. Sie, die verwöhnte, weichliche Frau, ringt sich das Opfer der Trennung von ihren Kindern ab, aus Mutterpflicht (! D. L.) schreibt sie an Dippold: „Ich freue mich, daß meine Kinder wohlauf sind; es ist mir eine große Beruhigung. Nun ist alles geschehen, um Ihren Willen zu erfüllen. In Drosendorf wird Sie niemand stören, am wenigsten jemand von unserer Familie.“ Es hat ihn auch niemand gestört — nur der Tod, — der Tod! Raum 14 Tage später, da trat er ein, der letzte Freund des von den Seinen Verlassenen.

Frau Koch wollte das Gute und schuf das Böse; sie befand sich in Verhältnissen, von denen sie keine Ahnung hatte, denen sie nicht gewachsen war. In Zerstreungen und Wohlleben war ihr die Unmittelbarkeit, das empfindende Verständnis für ihre Kinder abhanden gekommen. Sie freut sich, sobald sie nachts ihre Söhne in tiefem, ruhigem Schlafe sieht; wenn ihr Sohn Heinz ihr dann nachher erklärt, er habe gar nicht geschlafen, er habe sich nur verstellt, ja er habe sie bestohlen, fortbauern bestohlen, da sagt ihr Verstand, das kann nicht richtig sein, aber sie forscht nicht nach, ihr Auge versenkt sich nicht tief in das Auge ihres Sohnes, ihr Gefühl bäumt sich nicht, alles durchbrechend, empor, ihr Mutterherz tastet nicht nachtwandlerisch heraus: Das ist nicht wahr! das spricht nicht dein Sohn! da waltet ein fremder Wille! Keines von alledem, sie glaubt es nicht recht, und damit gut.

Was tat nun aber ihr Gemahl? Herr Koch hat vor Gericht erklärt: „Ich bemerkte, da ich von meiner geschäftlichen Tätigkeit zu sehr in Anspruch genommen werde, so liegt die Fürsorge der Kinder in der Hauptsache meiner Frau ob.“ Herr Koch ist ein Ehrenmann, Herr Koch ist ein kluger Mann. Wenn ein kluger Ehrenmann solche Erklärung abgibt, so beweist er damit, daß sie in seinen Kreisen als zulässig, als gerechtfertigt gilt. Ihn scheint deswegen kein Vorwurf zu treffen. Doch sehen wir, wohin solche Anschauung geführt

hat. Weil er keine, oder nur wenig Zeit für seine Söhne hat, so macht er sich über deren Erziehung keine ernstern Gedanken. Er sagt sich nicht: „Dein Reichthum hat gesündigt, es ist Pflicht deines Reichthums, nach Kräften wieder gut zu machen, d. h. es ist Pflicht, die allerbesten Lehrkräfte zu gewinnen, und wäre es für ein Ministergehalt. Im Gegenteil, für Knaben von 11 und gar 13 Jahren sind Studenten, also völlig unerfahrene und unerprobte Leute gut genug. Es wird während des Sommeraufenthaltes nebenher in einer Zeitung inseriert, unter anderen meldet sich ein cand. juris Dippold. Sätte es sich um einen untergeordneten Bantbeamten gehandelt, wäre er auf Herz und Nieren geprüft; für den Lehrer seiner Kinder genügt einige Zeugnisse, deren Wert man nicht kannte. Man ist so wenig über den Mann unterrichtet, dem man das Wohl und Wehe seines kostbarsten Besitzes anvertraut, daß Frau Koch nicht vor dem Tode ihres Heinz noch nicht einmal wußte, ob er evangelisch oder katholisch sei. Herr Koch wußte das natürlich noch viel weniger. Hier liegt ein unentschuldigbares Vergehen. Die Kinder werden aus der Schule genommen und einem hergelaufenen Menschen übergeben, und dies in unserm Lande der Pädagogik, des Schulzwanges. In unglaublicher Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit wird gegen den Geist der Gesetze des Staates gehandelt. Man hatte die beste Absicht, daran ist nicht zu zweifeln, die Ausführung dieser Absicht aber erscheint über alle Maßen kläglich.

Auch in der Zukunft kümmert der Vater sich augenscheinlich um nichts, alles muß die Mutter besorgen, nur wenn die Dinge gar zu arg werden, bespricht sie sie mit ihrem Manne. Doch er hat keine Zeit zu reifen, zu schauen mit eigenen Augen. Als die Knaben Weihnachten kommen, bespricht er sich nicht väterlich mit ihnen, er läßt sie nicht prüfen auf ihre Fortschritte, nichts — er findet sie etwas blaß, damit gut. Als Dippold sie nach Drosendorf verschleppt, weiß er nur, daß er mit dessen Erziehung einverstanden ist. Die Knaben sind ihrem Vater innerlich vollständig entfremdet, sie sehen in ihm nur den Genossen ihres Selters, dem sie nicht wagen ihr Kinderherz zu erschließen.

Das beweist schwere Verfehlungen. Der Vater soll und muß seine Kinder kennen, ihm als lebenserfahrenen Manne mußte auffallen, daß die Angaben Dippolds dem Wesen seiner Söhne nicht entsprächen, zum mindesten, daß sie befremdlich lauteten. Er mußte sich sagen, wenn Heinz den Lehrer Schweineterl und Schurke nenne, dann sei die Erziehung nicht so, wie sie sein solle. Er mußte sich väterlich erkundigen, was es mit den geheimen Sünden und den Diebstählen auf sich habe; es konnte dies in einer Weise geschehen, ohne das Ansehen des Lehrers im geringsten zu schädigen. Als Vater und Staatsbürger mußte er sich von ihren Fortschritten, von ihrem körperlichen und geistigen Wohlbefinden überzeugen. Einem Fremden, dem Bürgermeister von Ballenstedt, war schon im Herbst deren verstärktes Aussehen und schlaffer Gang aufgefallen, er bemerkte, wie sie Dippold ansahen, bevor sie antworteten. Ähnliche Beobachtungen machte Weihnachten ein 15jähriger Gymnasiast: auch ihn befremdete die ungewöhnliche Angst, welche der sonst so lebenslustige Heinz vor seinem Lehrer hatte. So taten es Fremde; der Vater erkannte nichts von alledem, sondern fand sie nur etwas blaß und mager, warum sie blaß und mager seien, fragte er nicht. Und doch war er gewarnt und wurde noch eindringlicher gewarnt! Zu unserm Bedauern können wir Herrn Koch um so weniger entschuldigen, als es sich um geschlechtliche Dinge und Knaben über

10 Jahre handelte; da ist nicht mehr die Mutter, sondern der Vater zuständig. Ein Vater muß Zeit für seine Söhne haben, — er muß!

Noch stärkere Verantwortung als Herrn Koch trifft unseres Erachtens den Nervenarzt. Für schweres Geld wird er an Ort und Stelle wegen geschlechtlicher Verfehlungen der Knaben gesandt, er soll sich unterrichten, ob nicht die körperlichen Züchtigungen durch eine Suggestivbehandlung ergänzt werden könnten. Damit war er zwar nicht in vollem Umfange, aber ausreichend, unterrichtet. Und was geschieht? Er überzeugt sich nicht durch den Augenschein, wie weit die geheimen Sünden den Körper in Verfall gebracht haben, nein, er spricht nicht einmal mit ihnen in einer Weise, daß sie ihre Sünden und deren Umfang beichten, oder sagen, daß sie gar keine begangen haben. Nichts von alledem, er guckt etwas herum, durchweg in Gegenwart des Lehrers, und da seine Auffassung vom Wesen der angeblichen Verfehlungen derartige sind, daß sie eine Untersuchung nicht zur dringenden Pflicht machen, so läßt er sich von Dippold „bedibbeln“ und reist befriedigt heim. Gewiß wird der Arzt in gutem Glauben gehandelt haben, das Traurige eben ist, daß er solchen Glauben hegen konnte. Objektiv betrachtet haben wir einen jener Fälle von Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit vor uns, von jenem medizinischen Größe- und Sicherheitsgefühl, welches schon so unsäglich viel Unglück gezeitigt hat. Man denke sich das Gezeiter in Ärztekreisen, wenn ein Kurpfuscher so gehandelt hätte, wie die berühmte Nervenautorität. Wäre ein Offizier mit einem Auftrage von gleicher Verantwortlichkeit betraut und entledigte er sich dessen in derartiger Weise, so würde er vors Kriegsgericht gestellt und wegen Unfähigkeit mit schlichtem Abschiede entlassen.

Gerade die Aussage des Arztes ist es gewesen, welche die unglückliche, natürlich gern das Beste glaubende (Ach ja, viel zu gern! D. E.) Frau Koch vollends sicher gemacht und dadurch den armen Heinz seinem Vater endgültig überliefert hat.

Zur Entschuldigung des Arztes läßt sich nur sagen, daß Frau Koch mit ihm sprach und ihn entsandte. Durch diese äußere Tatsache erhielt das Ganze einen Zug von Diskretion und Zimperlichkeit, die dem Ernst der Sachlage nicht entsprach. In seiner Rechtfertigung führt der Arzt an: daß er der Frau Koch nicht alles kundgegeben, geschah aus einer Zurückhaltung, für die jeder Arzt Verständnis haben werde. Wir bezweifeln, ob das bei jedem Arzte der Fall ist, bei Laien sicherlich nicht. Aber zugleich, welche Anklage enthalten jene Worte — man fragt, wo blieb der Vater, bei ihm wäre doch keine Zurückhaltung nötig gewesen.

Aber die Bediensteten, welche Zeugen der grauenhaften Mißhandlungen waren, können wir uns kurz fassen. Sie wußten, der Lehrer stehe in Gunst, sie sahen, jede Enthüllung seiner Scheußlichkeiten werde als Verleumdung ausgelegt und könne ihnen ihre Stellung kosten; da sagten sie sich: Die Herrschaften wollen nicht hören, wollen nicht sehen, was geht's dann schließlich euch an! Und doch, hätte die Wirtschafterin nur ein Hemd des armen Heinz in eine Zeitung gewickelt und der Mutter übersandt. Das würde gekündet haben, vernehmlich, mit blutigen Runen!

Und jetzt zum „Bösewichte“ im Trauerspiele, zum cand. jur. Dippold. Es ist ein verklumpter, roher, nervenüberreizter Mensch, bei dem die Quälsucht zur sinnlichen Wollust geworden. Mit der gewaltigen Tatkraft und der weit-schauenden Umsicht eines Wahnsinnigen sammelt er sein ganzes Sein und Ver-

mögen in dem einen verbrecherischen Triebe. So erhebt sich der unreife Lämmel auf eine Höhe, in der er sich selber übertrifft. Mit Gaunergefchick faßt er Frau Koch gerade bei dem heiligsten Gefühle, bei der Mutterliebe. Immer erneut flüßt er der besorgten Frau Angst wegen der Zukunft ihrer Kinder ein, um sie vollständig zu unterjochen, sie zum willenlosen, gedankentoten Werkzeuge zu machen. Das Selbstgefühl der eigensinnigen und verwöhnten Knaben zerknittert er mit dem Prügel in der Faust und frech schiebt er sich zwischen Kinder und Eltern, bis beide völlig voneinander abgedrängt sind. Indem er selbstlosen Eifer erheuchelt, täuscht er alle: den vielbeschäftigten Kommerzienrat, die besorgte (Doch wohl mehr um die gesellschaftlichen „Pflichten“? D. E.) Mutter, den eiligen Rittmeister, die gottgefällige Nervenautorität, ja sogar die mißhandelten Knaben; er übertölpelt sie alle, alle! Er beherrscht seine Umgebung oder sie weicht scheu vor ihm zurück, er schwelgt in dem Gefühle der Macht, der souveränen Menschenverachtung. Doch dieser scheinbare Titan ist nichts als das Geschöpf seiner Begierde, nichts als ein abgenutzter Wüfling. Wie der Schnaps einem Trunkenbold, so läßt die sinnliche Quälucht ihm Nacht und Tag keine Ruhe. Sieht er die Knaben schlafen, so erhitzt sich seine irre Einbildung an den fetten, weichlichen Formen seines älteren „Schülers“, die Leidenschaft stürzt sich auf ihn herab, wie ein hungriger Geier. Er reißt den Unglücklichen aus dem Bette und peinigt ihn bis zur Erschlaffung, sein Gejammer, sein Blut ist ihm Labsal. Je wehr- und willenloser die Knaben werden, je länger er des weiblichen Umganges entbehrt, desto furchtbarer tobt der Teufel in seiner Brust. Er taumelt von Begierde zum Genuß, und im Genuße verschmachtet er nach Begierde. Die Quälucht wird ihm selber zur Qual, zur furchtbaren Folter; ihn flieht die Ruhe, ihn meidet der Schlaf, er greift zu Betäubungsmitteln, bald schlägt er seine Schüler, bald unterrichtet, bald küßt und herzt er sie. Kurz gesagt, diese Bestie in Menschengestalt ist ein krankhaftes, ein unglückliches Geschöpf. Krank ist sein Geist, krank ist sein Tun.

\* \* \*

Der Fall Dippold ist ein Ausnahmefall und muß streng als solcher betrachtet werden. Und doch ist er zugleich ein natürliches Ergebnis unserer Zustände. Der Hintergrund, von dem sich das Relief der handelnden Einzelgestalten abhebt, ist: die Oberflächlichkeit. Sie hat alles zerfetzt, sie öffnet einem krankhaften Narren Lür und Lur, sie ermöglicht sein Tun und Treiben. Im Strudel der Geselligkeit und Geschäfte, im Rauschen der Zerstreuungen und Vergnügungen ist alles verflacht, verkümmern die natürlichsten Triebe: der Instinkt der Eltern für die Kinder, der Kinder für die Eltern.

Weiter lehrt der Fall eine auffallende Willens- und Widerstandschwäche einer- und die Macht der brutalen Gewalt anderseits. Ein 13jähriger Knabe läßt sich von einem Studenten langsam zu Tode schinden; nur einmal wagt er eine gelinde Flucht zum Gärtner. Weichlich und verzärtelt, wie er ist, fehlt ihm die Kraft des Widerstandes, der Mut, sich herauszureißen, komme was da wolle. Er läßt sich von seinem „Lehrer“ geistig völlig benebeln, und obwohl er weiß, daß die Eltern ihn lieben, sieht er schlaff in ihnen nur die Genossen seines Peinigers.

Das Ereignis lehrt noch mehr. Es bildet den Eltern eine dringende Warnung, ihre Kinder nicht zu sehr fremden Leuten anzuvertrauen, mögen diese sogenannte Lehrer oder Dienstboten sein. Wie unzählig viele Kinder gehen

nicht durch die Schuld von Dienftmädchen und Wärterinnen und damit indirekt durch die der Eltern zugrunde, ohne daß diefe eine Ahnung vom wahren Sachverhalte haben. In unferem Falle findet man die weitverbreitete, vielfach wie zu Recht bestehende Unfitte der Väter, den Müttern die Laft der Erziehung aufzubürden, ohne daß fie erwägen, ob diefe der Verantwortung gewachsen find.

Schließlich haben wir einen geradezu erschreckenden Mangel an Verftändnis für den Lehrerberuf, für feine hohen und wichtigen Pflichten in gewissen Kreifen, die fich mehr durch Geld und Gut auszeichnen, als durch das Gold der Erkenntnis und das Silber vergeiftigender Bildung. Vor allem follte man fich hüten, Knaben aus der Gemeinschaft mit anderen, aus der Schule zu nehmen. (Das möchte ich denn doch in diefer Allgemeinheit nicht gelten laffen. Ein guter häuslicher Unterricht und eine gute häusliche Erziehung haben ganz unverkennbare fittliche und geiftige Vorteile vor der Schule. D. E.) Das Gefez fordert vorforglich Schulzwang, verlangt geprüfte Lehrer für die Erziehung; und hier haben wir eine ungeprüfte, unbewährte, von vorne herein minderwertige Kraft. Da darf man fich nicht wundern, wenn die Sache gelegentlich hereinbricht mit Knittel und Knebel. Überall begegnen wir der Oberflächlichkeit und Gedankenlofigkeit.

Man muß nun aber nicht glauben, daß folche Dinge eine Befonderheit der höheren Kreife find, keineswegs: das Leichtnehmen der Kindererziehung mit all feinen Schäden findet fich ebenso bei den weniger Bemittelten. (Da ift es aber doch infolge der sozialen Verhältnisse ganz unvergleichlich milder zu beurteilen! Vielfach liegen diefe fo, daß von irgend einem Verſchulden ſchon gar nicht mehr gefprochen werden kann. D. E.)

Nichts ift geeigneter als das Martyrium von Heinz Koch, um die Eltern zum Nachdenken, zu ernfter Einkehr in fich ſelber zu mahnen, und zwar — die Eltern aller Stände.  
Julius v. Plugh=hartung.



## Schleifische Hütten und zyklopifche Mauern.

Hauptmanns „Roſe Bernd“. — Hofmannsthal's „Elektra“.

**G**erhart Hauptmanns Dichten ift aus der Legendenlandschaft und der zerklüfteten Gefühlswildnis des „Armen Heinrich“ wieder in die ſchleifische Niederung zurückgekehrt zu primitiven Menſchen und primitiven Schickſalen.

In dem Schaufpiel „Roſe Bernd“ (Buchausgabe S. Fiſcher, Berlin), das im Deutſchen Theater aufgeführt wurde, wird eine dörfliche Tragödie mit einfachen Umriſſen dargeſtellt. Es ſcheint, daß Hauptmann ähnlich wie im „Fuhrmann Henschel“ die Tragik beengter Menſchen zum Ausdruck bringen wollte, die, ſchwerfällig an Kopfes und dumpfen Denkens, nicht imſtande ſind, ſich in dem eigenen Weſen zurechtzufinden. Der Dichter bringt ſie in verhängnisvolle Beziehungen zueinander, und ihre ungelenteten Schritte verwickeln ſich in Schlingen, aus denen ſie nicht mehr heraus können. Mit dem ſtummen, hilfloſen Blick der Tiere ſtehen ſie in ihrem Unglück da, und in blinder, ver-

zweifelter Ratlosigkeit verwirren sie sich noch tiefer in die Fallstricke, aus denen sie dann niemand und nichts mehr retten kann.

Am dem Schicksal des Bauernmädchens Rose Bernd wollte Hauptmann das verdichten.

Am einer Lebensgrenze läßt er das Stück beginnen. Rose Bernd will aus einer Heimlichkeit und einem Unrecht in ein neues, klares und ehrliches Leben. Sie hatte eine Liebe mit Christian Flamm, dem Herrn im Dorf, dem Schulzen und Grundbesitzer. Sie fanden sich beide, vollsaftige Naturen, und nahmen sich ihr Glück. Flamm ist aber verheiratet, und wenn er sich auch berechtigt glaubt zu allen Forderungen an das Leben, da seine Frau seit Jahren kränkelnd und alternd an den Rollstuhl gefesselt ist, so leidet Rose innerlich peinliche Selbstvorwürfe. Frau Flamm war immer wie eine Mutter zu ihr, Rose hat unter ihren Augen mit dem kleinen Rurt, dem nun verstorbenen Kinde der Flamms, gespielt, sie war selbst wie ein Kind in dem Hause. Da kam jene Leidenschaft über sie und ihn. Und unter dem Sturm der Hingabe schwanden alle Bedenken. Das starke und tapfere Mädchen macht sich jedoch zuerst frei, sie will wieder aufrecht und klar den Menschen in die Augen sehen; sie will sich trennen von Flamm, sie will ihrem Vater gehorchen und den bescheidenen frommen Menschen heiraten, der um sie wirbt. Ihm sich anzuvertrauen wird sie sich nicht scheuen, seiner christlichen Liebe wird sie ihr Geheimnis übergeben, und ihm wird sie auch das sagen, was ihr Stolz dem Flamm verschweigt, daß sie ein Kind von ihm trägt.

So ist die Situation zu Beginn. Und sogleich, beim ersten Schritt, fangen die Schlingen an zu spielen. Noch ehe Rose in Freiheit handeln kann, verfällt sie in Zwang. Und aus der Zwangsverstrickung kommt sie nun nicht mehr los. Der Zwang geht von einem heimlichen Mitwisser aus, der die Zärtlichkeiten zwischen Flamm und ihr belauschte und mit Entdeckung droht. Ein wüster Bursche ist es, dieser Streckmann, vertrunken, hinter den Weibern her. Längst hatte er es auf das schöne Mädchen abgesehen; unerreichbar schien sie ihm. Jetzt hält er sie an den Fesseln ihres Geheimnisses.

Die Entwicklung ist nun in großen Zügen die, daß die Freie und Stolze durch die Knechtschaft der Angst mürbe und elend wird wie ein gehegtes Wild, daß sie schließlich, halb wahnsinnig vor Verzweiflung, Streckmann zur Beute verfällt. Verschwendet ist natürlich der Schweigepreis, denn die Drohungen hören nicht auf. Das Netz zieht sich immer fester um sie zusammen. Vor Gericht schwört sie, in die Enge getrieben, einen Meineid, da der alte Bernd den Streckmann wegen Beleidigung der Tochter verklagt hat. Sie sieht um sich nur noch Abgründe, sie kann sich niemandem mitteilen, sie kann ihr Ansehen weder sich noch andern erklären. Und niemand ist, als die Ereignisse an diesem Punkt angelangt sind, imstande, ihr zu helfen. Aus der Hilflosigkeit quillt ein wilder Unglücksstrog. Da es zum Besseren sich nicht wenden läßt, häuft sie in grausamer Vernechtung Schlimmes auf Schlimmes: als sie das Kind in Schmerzen zur Welt gebracht, erwürgt sie es und zeigt sich selber an.

Das ist das Geschie, das dem Titel nach den Kern des Stückes bildet. Es wirkt auf uns nicht mit unerbittlichem, wirklich tragischem Schicksalszwang. Nicht mit eherner Notwendigkeit fügt sich Ring an Ring, Lücken und Fragezeichen unterbrechen die Kette.

Die tragischen Wurzeln liegen — damit muß die Analyse beginnen — in der Beziehung Roses zu Streckmann. An sich ist das schon keine seelisch

vertiefte Tragik, daß hier das Schicksal, statt aus den Wesensdispositionen der Menschen, aus dem zufälligen Faktum des Belauschens entwickelt wird. Dies Belauschen hätte dann mindestens in scharfgeschlossenen Zusammenhang mit den seelischen Konsequenzen, die es in den betroffenen Charakteren hat, gezeigt werden müssen. In diesem Zusammenhangsschluß hat Hauptmann aber keine Energie, keine unzweifelhafte, unanfechtbare Logik bewiesen. Wie Rose Bernd zu diesem entsetzlichen Schritt der Preisgabe an Streckmann kommt, das hätte in seinem schauerlichen Zwang motiviert werden müssen. So hören wir nur von der Tatsache und sehen Rose ohne Übergang furchtbar verwandelt wieder. Und ein Einwand regt sich: das Mädchen war doch schon bereit, ihrem Verlobten alles zu gestehen; ihr Zustand muß sie ohnehin bald verraten; niemand im Dorf wird diesem Bräutigam die voreheliche Leidenschaft zutrauen; die Kombination mit Flamm liegt nahe. Man begreift nicht, warum Rose Bernd einen so schweren Preis für die Bewahrung eines Geheimnisses zahlt, das sich doch selbst nicht verbergen kann.

Hier ist unsicherer Grund, und da darauf nun weitere tragische Folgerungen, der Meineid, der Kindesmord aufgebaut werden, so haben auch sie nicht jenes Überzeugende inneren und äußeren Geschehens, das einzig und allein ergreifend wirkt im Drama.

Ich brauchte oft das Wort Schicksal, aber es ist im Grunde nur ein Fall; ein Schicksal muß man aus menschlichen Tiefen aufsteigen sehen; Hauptmann zeigt nur ein Geschehnis in der Fläche, allerdings mit vielen und gut gestrichelten Einzelheiten, es hat jedoch wenig Weite des Hintergrundes und die Wurzeln strecken sich nicht hinab in das dunkle unterirdische Reich seelischen Entstehens. Ich finde keine Schicksalspsychologie, sondern nur Einzelpsychologie der Situation. In ihr freilich liegen manche Qualitäten.

In den Liebeszügen trifft Hauptmann den echten Ton, verhalten charakterisiert er die demütig-stolze Innigkeit des Mädchens für den Herrn; große Momente findet er in der Schlussszene, als Rose Bernd nach der Sötung des Kindes dem Vater und dem Bräutigam gegenüber tritt. Er bringt hier zum Ausdruck, wie ein Mensch durch furchtbares Erleben, ja durch Schuld und Verbrechen an Erkenntnis des Lebens wächst, sciens bonum et malum: wie aus unbekannter Ferne, aus Angewittern kehrt sie heim in die enge Stube; sie ist an den Grenzen ihrer Existenz angelangt; ihr kann nun nichts mehr geschehen; und alle Vorwürfe, die der alte Mann mit zitternder Stimme ihr macht, kommen ihr so klein vor gegen das Grauensvolle, was sie erlebt, und gegen die Donnerworte, die ihr ins Ohr gegellt, als sie das Entsetzliche getan.

Das Wertvollste dieses Dramas liegt aber gar nicht in der Gestalt der Rose Bernd, sondern in einer Persönlichkeit, die in Hauptmanns Werke neu ist, in der Frau Flamm.

Stille, warme Güte leuchtet aus dieser Frau. Nur in einer andern Welt noch, bei Marie Ebner-Eschenbach, fand man solche heiter-gefaßten, werktätig helfenden Menschen, die ohne Wehleidigkeit den eigenen Schmerz unterdrücken und anderer Lasten tragen.

„Bedrückte Seelen warten, das versteh' ich, das ist die Kunst, die ich ausübe, das ist meine Virtuosität“, dies Ebner-Wort gilt auch von dieser Frauengestalt Hauptmanns. Ohne jede Weichlichkeit, schalkhaft, mit menschlichem Verstehen, resigniert ohne Bitterkeit, aus Leiden erkenntnisvoll geworden, eine Erörterin und Zusprecherin, die nicht mit dem Maß der Konvention mißt, son-

bern mit dem Maß gültigen Gefühls, die nicht verurteilt, sondern aufrichtet, so erscheint uns diese Frau. Und in zwei hell und warm leuchtenden Szenen mit Rose Bernd enthüllt sie ihr Wesen.

Die erste, in der sie noch nicht weiß, wie sehr sie selbst beteiligt ist, strahlt große Güte aus. „Kinder und Gräber sind Frauensachen“, sagt sie, als Rose wortlos ihren Zustand mit Tränen in ihre Hand gebeichtet. Und sie versucht milde das Gefühl der Schande in dem Mädchen zum Bewußtsein einer großen Aufgabe und neuer sittlicher, schuldreinigender und beglückender Pflicht zu wandeln. Keine Worte der Mutterschaft spricht sie, schlicht in Alltagsdialekt gekleidet, und dabei voll hoher Ethik.

Und die andere Szene, da dieselbe Frau fast erschlagen wird von der Entdeckung, daß ihr eigener Mann das Unheil verschuldet, und sie sich doch in die Güte zurückringt, ist voll großer, edler Menschlichkeit. „Ich habe ane einzige Sache gelernt: nehmlich was ane Mutter is hier uff der Erde und wie die mit Schmerzen gesegnet is“, das ist das Wort der Frau Flamm. Die Kranken und Leidenden, die „mit Schmerzen Gesegneten“, sind die Gütigen, das bleibt als letzte Weisheit, und ihr Erfüller ist neben der gelähmten Frau jener kränkelnde, bleiche und gebückte Mensch, der Bräutigam der Rose. Voll innerlicher Kraft ist dies Pietistenbild gezeichnet; tief und schwer wallt die Jenseitsstimmung in diesem Verkümmerten und Gedemütigten, der den Kindern der Welt ein Spott ist, und fein ward der Zug von Hauptmann erkannt, daß diesem Christlichen die todwunde, zusammengebrochene, leidzerwühlte Sünderin näher steht als die stolze, aufrechte Dirne von einst. Jetzt erst gehört sie ihm. Er wird sie nicht verlassen, durch die Schmerzen ist sie in das Reich gekommen, in dem seine Seele die Heimat sucht.

Ein weiter Weg ist von diesen Gestalten des Alltags zu einer Dichtung, die alle tragischen Schauer der antiken Welt mit neuen Klängen heraufbeschwört aus dunklen Tiefen, Hugo von Hofmannsthal's „Elektra“ (Buchausgabe S. Fischer, Berlin).

Ein Wort d'Annunzio's wird durch sie zur Erfüllung gebracht: „Deine lebendige Seele muß die antike Seele berühren, sie muß mit ihr verschmelzen zu einer einzigen Seele und einem einzigen Unglück.“

Hofmannsthal übernahm das äußere Gefüge des Dramas von Sophokles, vor allem die Szenen zwischen Klytämnestra und Elektra und zwischen Elektra und Chrysothemis. Aber er schöpfte die Vorstellungen des seelischen Lebens tiefer aus. Was in der griechischen Überlieferung als Tatsachen, als gegeben hingestellt wird, das läßt Hofmannsthal aufsteigen aus den Wurzeln, er zeigt das Werden der Taten im Menschen, die Umbildungen der Seele in einer mit ungeheuerem Geschehn geladenen Schicksalsatmosphäre.

Elektra, die unheilvolle Tochter der Klytämnestra und des ermordeten Agamemnon, wird in großer Auffassung gespiegelt. In die Gefühlsabgründe dieses Mädchens versenkt sich der Dichter. Und er sieht sie an als ein Wesen, das durch das furchtbarste Erleben an die Grenzen alles Menschlichen gekommen. Sie hat erlebt, daß die eigene Mutter den Vater mit ihren Buhlen erschlagen, sie sieht, wie der feige Agisth des Königs Agamemnon Herrscherkleider trägt, sie muß die eklen Greuel dieser verbrecherischen Ehe täglich erblicken. Wahnsüchtiger Haß tobt in ihrem Blute gegen die Mutter. Alle ihre Gefühle sind ins Unnatürliche verkehrt. Eine Besessene ist sie. Wie Dämonen



wühlen in ihrem Inneren die Erinnerung an jene Tat und die Zwangsvorstellung der Rache. Blut- und Mordvisionen suchen sie heim. Als eine Gezeichnete erscheint sie, sie die Jungfrau, die nie ein Mann berührt, und die doch durch all das, was um sie geschah, zu einer Wissenden alles Berruchten geworden, zu einer Erkenntnis aller höllischen Triebe gekommen.

Hofmannsthal hat tief in diese zerfleischte und gefoltete Seele hineingeleuchtet. Er enthüllt sie uns in visionären Gesichten. Voll graufiger Gegenwart und gespenstischem Leben sind diese Bilder, die aus den flackernden Reden Elektras an die Oberfläche tauchen: der geschändete, blutbesudelte Körper des gemeichelten Königs wirft lange Schatten über die Szene; Visionen einer Sezjagd gleiten vorüber, einer Menschenjagd durch lange Gänge, Klytämnestra und Agisth in wahnsinniger Flucht vor den Rächern, vor Orest und Elektra, die ihnen wie ein Bluthund auf den Fersen sitzt, bis das alte Beil, das Beil des Fluches, das den König erschlagen, auf seine Mörder fällt.

Noch andere Auffassungen bringt dieses Drama. Sie kommen zur Aussprache in den Szenen zwischen Elektra und Chrysothemis und Klytämnestra und Elektra.

Die Schwestern sind wie bei Sophokles als Gegensätze gegenübergestellt. Elektra, der Rachedämon, die Furie, und Chrysothemis, das sanfte, weibliche Mädchen. Hofmannsthal dichtet nun aus eigenem den Dialog der Schwestern, in dem Elektra ihren wilden Rachetaumel der Chrysothemis einimpfen will. Da die Kunde von Orestes' Tode kommt und damit für Elektra der Vollzieher der Rache dahin ist, fühlt sie die ganze Last der Berufung auf ihren Schultern. Zu schwach aber scheint ihr Körper für die Tat, die jugendfrische, rüstige Schwester muß sie gewinnen. Und nun rankt sie sich mit erschreckender Zärtlichkeit um die Keine, Stille, Blonde. Wie ihr es selbst geschah, so will sie nun auch der Ahnungslosen das Gefühl vergiften und verwirren, sie will sie aufstacheln mit allen Reizen, mit einer dämonischen Suggestion sie umspinnen, und wie sie den Körper der andern in drängender Umarmung umklammert und ihr die Worte der Haszverführung in die Ohren leucht, so ist's, als wollte sie das jähe, schwüle Fluidum der eigenen Seele in die Schwester hinüberleiten.

Am tiefstinnigsten, wie letzte Botschaft uralter kosmischer Mythen sind die Vorstellungen, die sich zwischen Klytämnestra und Elektra weben. Mutter und Tochter, die sich mit geiferndem Haß verzehren, sieht Hofmannsthal durch eine ungeheure Einheit verbunden. Beide sind im Grunde wesensgleich, maßlose Seelen, zum Frevel vorbestimmt. Elektra könnte nicht so wilde, unbezähmbare Mordwünsche hegen, ihre Sinne könnten nicht am Grauen sich so sättigen, wenn sie nicht Klytämnestras Tochter wäre. Klytämnestra ragt düster-purpurn wie eine blutige Göttin der Unterwelt, der man Menschenopfer bringt, und in Elektra tritt ihr jetzt das eigene Abbild vor die Augen. Blut- und mordgetränkt stellt sich ihr das eigene Wesen in neuer Form entgegen. Und es wendet sich gegen sie selbst, ein drohender Doppelgänger, der sie vernichten muß in furchtbarer Notwendigkeit. Aneinander werden sie zugrunde gehen. Elektra lebt nur durch den Willen zur Rache, sie fühlt, wenn der befriedigt ist, dann bricht das Leben zusammen. Sie weiß aber auch, daß sie nicht eher sterben kann, ehe diese Frau vernichtet. Ein mythisches Lebens- und Todesband kettet mit Schicksalszwang die beiden aneinander. Und als Orest, der Totgeglaubte, zurückkehrt und das Racheopfer an Klytämnestra und Agisth vollzogen hat, sammelt sich Elektras Wesen zu einer letzten Ekstase, einem Rausch graufiger Lust, und dann sinkt sie in sich zusammen.

Es sind dieser Dichtung gegenüber manche Stimmen laut geworden, die vom verletzten Hellenentum sprachen und die „das Land der Griechen mit der Seele“ suchten. Es ist aber doch immer dichterisches Recht gewesen, eigen und persönlich die Dinge anzuschauen; wäre Elektra eine blasse Kopie des Originals, so würde sie uns nicht interessieren. Und das Grausen, das hier gebannt ist, und das manche Schwachnervige schreckt, ist doch eine Konsequenz dieses Stoffes, es ist wirklich keine Erfindung der Modernen. Die Griechen waren auch nicht zahm, und Griechentum ist nicht allein Maß und Ruhe. Der Philottet ist pathologisch genug, und der rasende Ajax nicht minder. Bei Sophokles ruft Elektra, als der Mordstreich gegen die Mutter fällt: „Schlag doppelt zu!“ Aus diesem furchtbaren Wort ging vielleicht Hofmannsthals das natternumzüngelte Medusenwesen der Furie auf, und nun hat er aus eigenem Recht, mit moderner Psychologie und stilistischen Mitteln diesen Charakter gestaltet.

Ähnlich, aus Berührung antiker und moderner Seele bildete Klinger seine Amphitrite aus einer antiken Sempelpflanze. Wem das Mänadenwesen dieser Dichtung über die Grenzen geht, den müßte man noch an die „Penthesilea“ Heinrich Kleists erinnern, des Dichters der Gefühlsverwirrungen, gegen deren Liebes- und Grausamkeitswahn Sinn Elektra maßvoll ist.

Und wer an Iphigenies ruhevolleres Schreiten mahnt, dem wäre zu sagen, daß Goethes „Iphigenie“ erstens einmal doch auch nicht griechisch ist, ferner, daß dieser Stoff andere Töne verlangt als die blutige Klytämnestrasage, und schließlich, daß die Iphigenienethik aus dem Zeitalter der Humanität erwuchs. Iphigenie ward auch geboren aus Berührung der antiken Seele mit der lebendigen, und die lebendige Seele gab ihr natürlich die humanitären Ideen ein, die in jener Zeit die treibenden waren. Unsere Zeit aber hat, ähnlich wie die Romantik, mehr Hang und grüblerische Neugier für die Nachtseiten der Seele, für die verborgenen Schicksalswinkel, wo dämonische Triebkräfte sitzen, für die „Trolls im Bergen und Hirn“. Daß solches sich nun auch in der Dichtung reflektiert, vor allem bei einem Stoff, der die tiefsten menschlichen Abgründe öffnet, ist doch ganz erklärlich. Die Beschäftigung mit dem sogenannten Pathologischen ist an sich selbst durchaus noch nichts Pathologisches, im Gegenteil, eine neue gütigere, verstehendere Ethik kann vielleicht daraus erwachsen, wenn die Menschen einsehen, welche Möglichkeiten seelischer Komplikationen sich entwickeln können, und daß niemand weiß, was im Grunde seines Wesens schlummert. Wer in solchem Sinne sieht, der wird die tragischen Affekte Mitleid und Furcht vielleicht am reinsten empfinden.

Der große Eindruck, den Hofmannsthals „Elektra“ auf die künstlerisch Empfänglichen machte, kam außer von den psychologischen Werten noch aus dem Bild der Szene. Wie der Dichter, der darauf ausging, Seelenstimmung durch farbige Anschauung, durch Situation voll Resonanz und sprechende Szenenbilder auszudrücken, sich sein Werk träumte, so rief es die feinfühligste Regie des Kleinen Theaters ins Leben.

Ragende zyklopische Mauern als Hintergrund für zyklopische Leidenschaften. Fensteröffnungen starren aus diesen düsteren Wänden, und das tiefe Dunkel, von flackerndem Facellschein blutig zerrissen, gibt Ahnung unheimlichen Geschehens. Der Opferzug mit den Tieren, die Klytämnestra zur Erlösung von dem Alpdruck ihrer Träume schlachten läßt, zieht auf diesem Hintergrund wie eine infernalische Vision vorüber. Und durch dieselben Fensteröffnungen sieht

man wie in Schatten gehüllt den Tod Agisths: ein graunverzerrtes Gesicht, zwei furchtbare Hände, die sich auf einen röchelnden Mund pressen, ein gurgelndes Versinken in Nacht und Abgrund . . .

Dekorative Situationen gab's, antike Motive — man konnte an Darstellungen auf Reliefs und Mosaiken denken — in der Auffassung der Präraffaeliten gespiegelt. Unvergeßlich ist das starr-pomp hafte Bild der Rlytänestra. Das fahle, verzerrte Antlitz über dem Scharlachgewand, mit funkelnden Steinen beladen, so steht sie da, sie wird gleichsam gerahmt von den Begleiterinnen, der violetten und der gelben Agypterin mit dem schwarzen Haar, einer gleißenden Schlange gleich. Facellicht umzüngelt die Gruppe, das Kuschen und Tuscheln der Dienerinnen spielt wie Irrlichter, und gegenüber im aschfarbenen Gewand, tückisch, höhrend Elektra mit dem hageren Körper der mageren Wildblaze. . . .

So erwuchs Elektra, die jahrhundertferne, zu näherer, stärkerer Wirklichkeit als das schlesische Mädchen in der Alltagsprache unserer Gegenwart.

Felix Poppenberg.



## Fritz Lienharbs „Heinrich von Ofterdingen“.

Aufführung im Hoftheater zu Weimar am 29. Oktober 1903.

Man spricht und schreibt bei uns so viel gegen die Vorherrschaft, die Berlin in Theaterdingen ausübt. Diese „Vorherrschaft“ ist zu einer Art Tyranei des Geschmacks geworden, und kein Mensch wird behaupten wollen, daß dieser Geschmack deutscher Art entspricht. Aber leider bleibt es zumeist beim Reden. Gerade die natürlichsten Bekämpfer dieser Vorherrschaft, die Theater der übrigen Städte, tun nichts oder erlahmen nach einiger Anstrengung. Dresden, das so schön und selbständig vorangegangen war, beschränkt sich wieder auf Eroberungszüge auf dem Felde der Oper. München will es höchstens gelegentlich Berlin in der Modernität zuvor tun; Stuttgart hat eine Vorliebe für die Nordländer; Frankfurts Ehrgeiz gipfelt darin, in der Aufführung eines französischen Ehebruchsschwanks Berlin um einige Tage zuvorzukommen. Und so ließe es sich auf der ganzen Linie beweisen, daß, wenn Berlin unsern deutschen Bühnenspielflan diktiert, es dies nicht nur dank seiner Übermacht durch die Presse, die Schauspieler usw. tun kann, sondern vor allen Dingen infolge der Gleichgültigkeit, des Mangels an Wagemut und der Unselbständigkeit unserer Provinztheater. Es ist das um so unerklärlicher, als unsern kleineren Residenzen eigentlich nur noch dieser künstlerische Weg zu einer gewissen Selbstherrlichkeit offen steht.

Um so mehr freut man sich, wenn nun der Ausnahmefall eintritt, daß ein auswärtiges Theater sich in frischem Wagemut an eine große Aufgabe wagt. So hat das Hoftheater in Weimar fast gleichzeitig mit dem Erscheinen der Buchausgabe (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. M. 2.50) Fritz Lienharbs „Heinrich von Ofterdingen“ zur ersten Aufführung gebracht.

Daß es ein ehrlicher, starker Erfolg wurde, freute uns um der tüchtigen Leistung der Bühne, der hingebungsvollen Arbeit der Schauspieler willen ebenso, wie für den Dichter Lienhard, der aller Erfolgshascherei geradezu ängstlich aus dem Wege geht, der es dafür erleben muß, von einem kritischen Organ, das der deutschen Kunst zu warten vorgibt, in einer Weise angegriffen zu werden, die seit Gottsched's Schulmeistertagen eigentlich unerhört ist.

Für Weimar war die Aufführung dieses Dramas gewissermaßen Ehrenpflicht. Denn im Herzen der Dichtung, deren Held der österreichische Sänger ist, steht die Wartburg, das Merkzeichen der Thüringer Lande. „Heinrich von Ofterdingen“ ist der erste Teil einer groß angelegten dramatischen Dichtung „Wartburg“, deren drei Teile die charakteristischen Kulturwelten lebendig erscheinen lassen sollen, die auf jener Höhe Gestalt gewonnen haben: „Die Frühlingswelt der Minnesänger im Sängerkrieg auf der Wartburg: weltlich, lebensstark, großzügig, umrauscht von der phantastischen Hohenstaufenpolitik. Dann die ernste Gegenstimmung unter der heiligen Elisabeth, ein jäh herausbrechendes Bedürfnis nach Heiligung und Verinnerlichung, unter dem herüberwinkenden Einfluß jenes Gefühlslebens, das der herzensgeniale Franz von Assisi entfesselt hatte. Endlich, als drittes Stück der Trilogie, des stürmischen Martin Luthers Atemholen auf der Wartburg, nach dem Reichstag zu Worms.“

Ein Kulturbild, und sei es noch so lebendig, ist noch kein Drama. Damit es dazu wird, müssen lebendige Menschen die Wirkungen dieser Kulturwerte spüren und zeigen. Und auch sie werden erst aus dem Dämmer der Allegorie in das Sonnenlicht der Lebenswahrheit treten, wenn wir ihr Wollen und Fühlen mitzuleben vermögen, wenn ihre Kämpfe, ihre Erfolge und Nöte uns persönlich zu ergreifen vermögen. Das alles ist in Lienhard's „Heinrich von Ofterdingen“ vollauf erreicht. Das Kulturproblem, das hier zur Lösung gebracht wird, beschäftigt uns auch heute; es ist geradezu das Problem der deutschen künstlerischen Kultur. Aber darüber hinaus ist der, der dieses Problem an sich erfährt, ist Heinrich von Ofterdingen Blut von unserm Blute. Die Konflikte, durch die er sich zu seinem Endziel hinkämpfen muß, treten auch heute dem deutschen Dichter entgegen. Lienhard hat ein reichliches Stück eigenen Erlebens dem Nibelungendichter Heinrich von Ofterdingen mitgegeben.

Der Nibelungendichter? fragt man erstaunt. Das ist natürlich freies Spiel der Phantasie. Es ist bekannt, daß bereits Scheffel in dem Plan seines Wartburgromans den im Mittelalter so viel gerühmten Dichter Ofterdingen in dieser Rolle auftreten lassen wollte. Man mag in der Note zur „Frau Aventiure“ nachlesen, wie Scheffel seinen Gedanken dichterisch fein, fast möchte ich sagen überzeugend darzustellen wußte. Doch Lienhard hat klugerweise alle wissenschaftliche Belastung vermieden. Er hat von des Poeten, des „Schöpfers“ Recht Gebrauch gemacht und läßt Heinrich von Ofterdingen den Sänger sein, der das im Volke ruhende Gold der großen Dichtung hebt und in die ihm gebührende kunstvolle Fassung bringt. Doch sehen wir im Drama selber, wie Ofterdingen zu dieser Leistung kommt.

Er ist kein Jüngling mehr, dieser Sänger. Vierzig Jahre eines bewegten Lebens liegen hinter ihm. Er hat gesucht diese vierzig Jahre, gesucht und nicht gefunden. Er hat sich in den Strudel des Lebens gestürzt, hat in einem Gefühl, daß im Volke der beste Kern seines Wesens stecken müsse, der „Gesellschaft“ den Rücken gelehrt, der er durch Geburt angehörte, und ist zu den Niedrigen herabgestiegen. Er ist nicht immer stark geblieben und hat da unten

in den Niederungen viel verloren. Nach leichten Genüssen hat er gegriffen, in leichtester Kunstübung seine Kräfte verzettelt. Nun ist er zu alt, zu reif geworden, um daran fürderhin Genüge zu finden. Und eine Sehnsucht ist in ihm erwacht, eine große Sehnsucht nach reiner Lebenshöhe und großer Lebens-tat: künstlerischer Tat, da er eine Künstlernatur ist.

Aber wo lag beides? Da war die beliebte und gepriesene Dichtung der Zeit in Ritterepos und Minnesang. Aber er liebt diese Kunst nicht, die ihre Stoffe, ihre Formen in der Fremde holt. Er liebt auch die Träger dieser Kunst nicht, er haßt ihre ganze Welt einer peinlich abgewogenen, aller Leidenschaft, aller naiven und genialischen Betätigung abgewandten Lebensführung. Und doch lockt es ihn hin. Er fühlt, daß er sich mit jener Welt messen, mit ihr auseinandersetzen muß, um sein Ziel zu erreichen. Und so nimmt er die Forderung zum Sängerepikur auf der Wartburg an.

Es ist der Höhepunkt der geistigen und künstlerischen, der Lebenskultur, zu der er hingieht. Eine Kultur, die er für unfruchtbar, weil unvollständig hält, eine Welt, die er haßt. Gegen die dort gehegte Kunst zieht er mit seiner eigenen zum Zweikampf. Er kommt nicht allein. Der Dichter hat in zwei der schönsten Gestalten die Mächte symbolisiert, die mit dem Sänger zu Kampfe ziehn. Ihm folgt in Gotelinde, des freien Bauern freiem Kind, die Verkörperung urkräftiger, unverfälschter Leidenschaft. In seinem alten Genossen, dem zerschundenen Spielmann Diethelm, hat er den Vertreter der Volksdichtung zur Seite, den Bewahrer der großen, jetzt so verachteten Stoffe der Volksdichtung, den Sänger, den keine Regel engt, der singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, frisch und frei, wie der Vogel, stark aber kunstlos wie dieser.

Stolz, etwas kraftgenialisch zieht Ofterdingen in Eisenach ein. Nicht mehr so sicher begibt er sich am nächsten Tag auf die Wartburg. Denn er hat erkennen müssen, an einem Weibe erfahren müssen, daß auch in dieser höfischen Luft echte Vollmenschen gedeihen. Und er hat es gerade bei diesem Weibe erfahren müssen, daß seine rasch aufflackernde Liebe Abweisung erfuhr, weil die Reine vor dem Leidenschaftlichen zurückwich. Wie der Mensch, erfährt auch der Künstler eine Niederlage. Ofterdingen ist erregt; er fühlt den Gegensatz, in dem diese ganze Welt zu ihm steht, stärker als je. So spricht er heftiger und leidenschaftlich-troziger, als er zunächst gewollt. Und die Ruhe der andern, die heitere Überlegenheit des von ihm oft befehdeten Landgrafen, die sichere Formgebung Wolframs und Walters, — das alles reizt ihn so sehr, daß er alles Maß verliert und den Landgrafen aufs schroffste beleidigt. Jetzt wird aus dem Spiel furchtbarer Ernst. Es gilt den Kampf ums Leben im Gefang. Und Ofterdingen unterliegt, der Henker tritt in den Saal. Da wissen die Frauen das Äußerste zu vermeiden. Ofterdingen, der ihren Schutz angefleht, daß man ihm Zeit lasse, zu zeigen, daß auch er recht hat, erhält Aufschub auf ein Jahr. Da soll er ein Werk bringen, vergleichbar Wolframs „Parzival“.

Nach diesem leidenschaftlich bewegten dritten Akt, bei dem, wie ausdrücklich hervorgehoben sei, die gefährliche Parallele zu Wagners „Tannhäuser“ glücklich vermieden ist, folgt ein Akt der Ruhe. Auf der Wartburg herrscht trübe Stimmung; den Landgrafen reut längst sein hartes Urteil. Auf der reinen Wecht-hild Herz aber hat der wilde Sänger einen so starken Eindruck gemacht, daß das scheue Vögelchen jetzt im Kloster Frieden suchen will vor der aufgeregten Welt. — Und Ofterdingen! Ein anderer hat der gedemütigte Sänger die

Burg verlassen. Sein großes Wollen erhält ein Ziel. In einem Jahre ernstester Arbeit wird aus den zahlreichen Liedern, die das Volk bewahrt, die Ofterdingen bei ihm erlauscht, das Epos von der Nibelungen Liebe und Leid geschaffen. Ofterdingen ist Mann geworden und zum Künstler gereift. Ihm ist es jetzt gleich, ob die Welt ihm den Sieg zuspricht. Er hat sein Werk, er hat hier sein Bestes gegeben, das ist ihm genug.

So reitet er jetzt wieder auf der Wartburg ein zur Seite seines väterlichen Freundes Klingsor, der zum Schiedsrichter bestellt ist. Und jetzt erringt Ofterdingen den Sieg; keiner widersteht der wuchtigen Größe des heimischen Sanges. Wolfram ist der erste, der freudig den Lorbeerkranz dem finstern Gast reichen würde. Ja, finster ist dieser noch. Er hat die Bitterkeit noch nicht überwunden. Da zeigt ihm Mechtilds Klostergang, daß auch er andern bitteres Leid geschaffen; da fühlt er, wie er hier tüchtige Männer und edle Frauen schwer verlehrt, und so vermag ein Kind die Erstarrung des Leibes zu lösen, in das er ganz eingefroren war. So erkennt dann auch er, daß es keiner Einseitigkeit bedarf, daß Deutschland Raum hat für alle drei:

„Für Weisheit — und für Selbstenkraft,  
Für Zucht und Maß — für Leidenschaft,  
Für Parzival — für Nibelungenmord:  
Und auch für Walters fehöhlich ernstes Wort.“

So wird der Sängerkampf ein Sängersrieden. —

Die Literaturkomödie wächst hier schnell zum Kulturdrama. Die Vereinigung von Kunst und Volkstum ist die Aufgabe unserer deutschen Literatur. Sie wird hier gelöst in einem Menschen, der aus dem Naturfänger zum bewußten Künstler wächst, ohne die Natürlichkeit zu verlieren. Und er ist zu dieser Entwicklung fähig, weil er auch menschlich reift, weil er die wilde Urkraft seiner Leidenschaften zügeln lernt durch männliche Selbstbeherrschung, ohne doch an der Stärke seiner Empfindungskraft Einbuße zu erleiden.

Ich brauche dem Kenner Lienhard's kaum zu verraten, daß sein Wert voller Schönheit im einzelnen ist. Sie werden gerade dem Leser des Buches sich offenbaren, und so greife jeder zu diesem, bis unsere Bühnen fühlen, daß es ihre Ehrenpflicht ist, solche Werke aufzuführen.

Vielleicht wundert sich mancher, der Lienhard's Namen bisher nur in Verbindung mit „Heimatkunst“ gehört hat, dem Dichter in Thüringen zu begegnen. Abgesehen davon, daß gerade Lienhard den Begriff „Heimatkunst“ nie eng gefaßt hat, daß er sie nur als den Boden betrachtet, aus dem wir zur „Höhenkunst“ wachsen, hat er auch selbst erklärt, wie dieses enge Verhältnis entstanden ist. „Längst ist es mein Wunsch, mich mit dichterischen Augen diesem freundlichen Thüringer Gelände hinzugeben, ebenso herzlich wie einst unserem elsässischen Wald, als ich ihn als einen Meister und Erzieher für mich fand und lieb gewann. Der Übergang ist nicht schwer. Alles mutet hier süddeutsch an; Landschaft und Leute, Geschichte und Sagen haben mir etwas mitzuteilen; dies Weimar ist mir innerlich bekannt, seit ich als Knabe in meines Vaters französischer Bücherei mit Goethe und besonders Schiller Freundschaft geschlossen hatte. Wir sind hier im Herzen Deutschlands. Es muß hier alles wärmer und herzlicher von den Lippen fließen; es müssen alle Dinge, Stoffe, Menschen inniger erfasst und gestaltet werden, als das in dieser Zeit kalter Künstelei und Vernünftelei üblich ist!“ Aus dieser Stimmung ist ein Buch ge-

wachsen, auf das wir noch mit wenigen Worten die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenten möchten.

„Das Thüringer Tagebuch“ (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. Geh. 3, geb. 4 Mk.) ist ein Seitenstück zu den „Wasgaufahrten“, mit denen Lienhard vor bald zehn Jahren die weitere Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Wie dort, ist die prächtig geschilderte Landschaft nur Staffage für den Menschen, der, wenn er sie mit offenen Augen sieht, geistig und seelisch weit darüber hinaus schaut. Aus dem Landschafts- wird ein Weltanschauungsbuch, Tagesfragen wachsen zu Zeitproblemen, in Thüringer Waldesstille versenkt sich ein Dichter und Denker in die tiefsten Fragen deutscher Kultur. Aber der Verfasser dieses Buches ist zehn Jahre älter als der der Wasgaufahrten; er ist reifer und abgeklärter geworden. Die Probe daraus, die das vorliegende Heft bringt, zeigt es ebenfalls. Das Buch ist auch äußerlich ein Festbuch. Der für diese Aufgabe geradezu vorbestimmte Ernst Liebermann hat ihm einen prächtigen Schmuck gegeben.

Dr. Karl Storch.



## Stimmen des In- und Auslandes.

### Lilith und Eva.

Wenn man glaubt, schreibt Frau Helene Bettelheim-Babillon in der Münchener Allgemeinen Zeitung, daß die Frauenemanzipation eine moderne Sache sei, so irrt man sich gewaltig. Die Frauenfrage gehört zu den ersten Konflikten, mit denen Jehovah nach Erschaffung der Welt belästigt worden ist. Damals freilich wurde der Fall kurzerhand erledigt, während heute der Prozeß, ohne das persönliche Eingreifen Jehovahs, sich stark in die Länge zu ziehen scheint. Nach einer Sage — die der Aufmerksamkeit strebsamer Frauenrechtlerinnen angelegentlich empfohlen sei — ist nicht Eva Adams erste Frau, sondern Lilith, die mit ihm gleichzeitig erschaffen war und ihm nicht untertan sein wollte. In freventlichem Übermute verlangte sie sogar, ihm gleichgestellt zu werden; da aber Gott der Herr in seiner Weisheit sogleich erkannte, welche Unbequemlichkeiten dem armen Adam daraus erwachsen würden, so vertrieb er Lilith zu den bösen Engeln, und sie geriet anscheinend in Vergessenheit. Aber ihr böser Geist wirkte trotzdem fort, denn im Grunde genommen teilten sich Adams Weiber bis auf den heutigen Tag in Liliths und Evas. Auch einer der größten Dichter, der wärmste der Frauenfreunde und -anwälte, hat der Verstoßenen gedacht, aber ungalanterweise ließ er sie zur Walpurgisnacht auf dem Bloßberg vor uns erscheinen, und Mephisto, der sich so leicht nicht fürchtete, warnte gar vor ihr! Also, ob Gott, Teufel oder Mann, von Lilith mochte keiner etwas wissen, und sie mußte sich schon selbst zu helfen suchen, wollte sie die gewünschte Oberherrschaft oder Mitregentschaft auf dieser Erde endlich auch offiziell erobern.

So hebt nun ein neuer Krieg der Amazonen an, heftiger, erbitterter und — trauriger als jener war, von dem die Sage uns berichtet, da Hippolyta, Penthesilea und Brünhild mit Halbgöttern und Riesen um die Siegespalme rangen. Heute ist es ein Kampf maßloser, atemloser, gehässiger Konkurrenz, ein Kampf mit dem Manne um das tägliche Brot. Und all die schönen Worte, mit denen sie dabei prunken — als gälte es der Freiheit, der Gleichberechtigung, dem Wissensdrang allein —, all diese Worte, sie decken größtenteils entweder Verzweiflung, Not und Elend, oder Eitelkeit und Hang zur Ungebundenheit, wenn nicht gar zur Liederlichkeit. Denn ganz ohne die geräuschvollen Aktionen, mit denen nun die Frauenemanzipation ins Leben tritt, hat schon zu jeder Zeit die Frau, die stark genug an Geist und Tatkraft gewesen, sich und ihre Ideen der Mit- und Nachwelt zur Geltung gebracht. Immer war es weiblicher Energie und Genialität gegeben, aus dem Rahmen des Hergebrachten und Alltäglichen zu treten. Und wo engherzige Hemmungen solchen Aufschwung erschweren oder unterdrücken wollten, war es mehr der Borniertheit, Unbulsamkeit und Eifersucht der Frauen, als der Gewalt der Männer zuzuschreiben. Denn auch die berühmte Frau brauchte stets nur Klugheit und sie hatte auch Macht, ob sie in Millionen Spielarten bald ihre Klugheit mit selbstloser Güte, Reinheit und Geduld paarte, bald mit schändlichster Lasterhaftigkeit und Gemeinheit — bewußt und unbewußt, zum Segen oder zum Fluche —, sie herrschte in ihrem Kreise, der alten Tradition von der unwürdigen Knechtung des Weibes recht zum Trost. Schon die ältesten Denkmäler der Geschichte wissen davon zu erzählen, und wie eine Satire auf die heutigen Fragen, inwieweit der Frau das Recht eingeräumt werden müßte, in das Staatsleben einzugreifen, klingt aus fernen Jahrtausenden Aristoteles' Spott zu uns herüber, der dem großen Reformator Lykurg nachsagte, er hätte der Lebensführung der Frauen ebenfogerne wie der der Männer strenge Gesetzesformen gegeben, aber er sei hievon abgestanden, weil er ihre große Zügellosigkeit und die ganze Weiberherrschaft nicht habe bemeistern können; letzteres nicht wegen der zahlreichen Feldzüge der Männer, während deren sie gezwungen waren, ihre Frauen als „Herren im Hause“ zurückzulassen. Aus diesem Grunde hätten sie ihnen auch über das gebührende Maß geschmeichelt und sie „Gebieterrinnen“ genannt.

Also gegen „die Gebieterrinnen“ aufzukommen, schien sogar dem gewaltigen Lykurg zu schwer, und es spricht für seine Menschenkenntnis und Klugheit, daß er es von vornherein vermied, seine Autorität durch unnütz proklamierte Maßregeln überhaupt zu gefährden. Und er hatte ja allen Grund, mit seinen Landsmänninnen vorsichtig zu sein! — Goethe ließ zwar Iphigenie die rührenden Worte sagen: „Der Frauen Zustand ist beklagenswert . . ., schon einem rauhen Gatten zu gehorchen, ist Pflicht und Trost . . .“, doch gedenkt man dabei Iphigeniens Mutter und Tante, von denen die erstere den Gatten mordete und den Liebhaber heiratete, um mit ihm zu regieren — während die andere mit dem Liebhaber durchging, einen langwierigen Krieg entfachend —, so spielen die „rauen Gatten“ samt „Pflicht“ und „Behorsam“ eine etwas zweifelhafte und klägliche Rolle! Auch ist es leider eine traurige Tatsache, daß die „Gebieterrinnen“, ob in Sparta oder anderswo, fast durchwegs, wenn sie zu Einfluß und Macht gelangten, ihr Lebenswerk mit Blut und Greueln in die Geschichte der Menschheit eingzeichnet haben, und daß nur in den allersehrsten Fällen ihr Wirken ein segensreiches gewesen ist. So war es von den Ursprüngen menschlicher Erinnerung bis zu jedem beliebig gewählten Zeitpunkt — Eliths Rache!



Was Wunder also, wenn die Männer schon frühzeitig die Entdeckung machten, daß die Natur des Weibes an Sittenlosigkeit und Gewalttätigkeit gegebenenfalls der ihren gewiß nicht nachstehe, und daß es nützlicher sei, die Liliths, so gut es gehe, zu unterdrücken (es ging nur gewöhnlich nicht!) und die stillen, geduldigen — oder wenigstens erträglicheren Evas vorsichtigerweise in fester Abhängigkeit zu erhalten. Galt doch von Anbeginn der Welt schon für Mann und Weib das schlimme Wort des Hegenmeisters: „— Denn geht es in des Bösen Haus, — Das Weib hat tausend Schritt voraus, — Doch wie sie sich auch eilen kann, — Mit einem Schritte macht's der Mann.“ — Sie hatten einander eben niemals etwas vorzuwerfen; — und was in der Welt durch Dummheit, Grausamkeit, Habsucht, Indolenz und alles erdenkliche Böse überhaupt stets gesündigt wurde und wird, gipfelt nicht bloß im Martyrium der Frauen, die ganze Menschheit hat schwer genug daran zu tragen, und dem Weibe ist eben auch sein Anteil aufgebürdet worden. Schwere Anklage allein hat das weibliche Geschlecht gegen die unerbittliche, böse Mutter Natur zu erheben, die so unbegreiflich ungerecht und hart gegen es ist; — doch keine Proteste, keine Versammlungen, keine Kongresse können dagegen helfen.

Lilith, sie hatte keine Kinder! — doch um Eva drängt sich immer und ewig eine Schaar, Liebe und Aufopferung verlangende Kinderschar, für sie gilt der alte Spruch: „So viel Bande du hast, die deiner Seele lieb sind, so viel Kummerdornen sind dir ins Herz geschlagen.“ Eva aber drückt die Kummerdornen still und dankbar in ihr Herz; denn wenn es von freudiger Liebe erfüllt ist, dann nimmt sie jede Lebensnot tapfer und treu, mit übermenschlicher Kraft und Demut auf sich, weil das ihr Lebenselement, ihr Zweck, ihr Ruhm ist! Alles andere: der Mahnruf ihrer Talente, Studien, Arbeit um das tägliche Brot, der Kampf um Befreiung aus irgendwelcher drückender Lage — alles das kommt erst in zweiter Linie bei ihr. Dieses Naturgesetz kann durch nichts geändert werden und dürfte es auch nicht, soll die Menschheit nicht noch viel unglücklicher und viel, viel ärmer werden. — Der Streit der neuen Amazonen wird freilich unaufhaltsam weitertoben, denn nicht nur manche ungewöhnliche Begabung wird mit Recht auch nach ungewöhnlicher Betätigung verlangen, sondern auch Hunger und Not werden im Daseinskampfe immer lauter nach Linderung schreien; die Ehegeschliehungen werden infolge der gesteigerten Ansprüche und stets wachsenden wirtschaftlichen Enge und Bedrängnis immer schwieriger werden — also, der Kampf ist nicht freie Wahl, sondern dringendes Gebot. Doch auch da, wo so schwerwiegende Gründe dafür wegfallen, wird es stets genug unselbständige kleine Herdentierchen unter den Evas geben, die um jeden Preis alles nachmachen wollen. Wenn sie auch viel lieber vor dem Toilettenspiegel sitzen würden, um sich zu pudern, oder auf dem Tennis- und Eisplatz sich amüßerten und stets verliebt den ersten Tenor oder Heldenspieler der nächsten Bühne anschwärmen wollten, — so muß nun doch der neueste Übersport her, der alle anderen schlägt — der Sport der Frauenemanzipation. Darum erstrebt jetzt auch das unbedeutendste kleine Mädel, das prächtig dazu befähigt wäre, gut zu kochen, flink zu nähen, flott zu tanzen, das Gymnasium und womöglich die Universität zu beziehen, um sich dann bleichsüchtig zu büffeln, Zigaretten zu rauchen und die Schaar der männlichen akademisch gebildeten Hohlköpfe noch durch den weiblichen Zuwachs zu vermehren.

Ist es denn wirklich selbst für die begabte und gebildete Frau ein so unwürdiges Loos, „nichts“ als die Gattin ihres Mannes und die Mutter ihrer

Kinder zu sein? — Ist dieser Wirkungskreis für sie zu gering, oder sollte sie diese Überfülle von Pflichten, die sich ihr damit bieten, nicht erfassen können oder nicht erfassen wollen? Hat Luise Neuter, die ihren Mann dem Leben und der Dichtkunst durch ihr geduldig und sorglich stilles Walten wiedergegeben, dem deutschen Volke nicht mehr geleistet, als wenn sie selber etliche Bände mittelmäßiger Verse gedichtet hätte? — Wäre es einem klugen, guten Weibe nicht vielleicht doch gelungen, den unglücklichen Grabbe zu retten, daß sein Geiste sich nicht frühzeitig in wahnsinnigen Bizarrieries aufgerieben und er, zu äußerer und innerer Klarheit und Ruhe gelangt, noch ein volles, reines Kunstwerk uns hätte schenken können? — Hat Lenaus Mutter in tapferer Liebe und nimmermüder Zärtlichkeit für den Sohn nicht mehr geleistet als die herzentsaltte, schöngeistige Mama Schopenhauer mit ihren vielen, längst verschollenen Romanen? — —

Das Lösungswort der Frau heißt heute „Selbsterziehung“, — ist aber gleichbedeutend geworden mit der ausschließlichen Pflege der eigenen Individualität und dem rücksichtslosen Hintwegräumen von allem, was dabei stört; ein Grundsatz, dem auch die dichterische Verklärung nicht fehlt, wie Ibsens Nora beweist. Man nennt das „sich ausleben“, während man früher dergleichen kurzweg als Egoismus bezeichnete. — Wenn also die Selbsterziehung der Frauen damit beginnt, daß sie ihre ersten und nächsten Pflichten — wie Nora — in den Wind schlagen, dann sind allerdings die Liliths auf bestem Wege! — Die Evas aber werden wohl immer sich selbst vergessen über ihrer Liebe und Aufopferung für Vater und Mutter, für Mann und Kind, und werden mit sorglichen Händen das wärmende, reinigende, heilige Feuer hüten auf dem nun so arg bedrohten häuslichen Herd!



## Sancta domus.

Wir wollen auch, daß einem jeglichen purger  
sein haus seine veste sei.  
Sainburger Stadtrecht.

In englischer Sprache zitieren wir gewöhnlich den Satz, der ein Stück Rechtsgeschichte verkörpert und die Unantastbarkeit des Hauses ausdrückt. Wir sagen: My house is my castle — mein Haus ist meine Burg, tun aber heimlichen Rechtsquellen dabei unrecht, die längst jenem Gedanken klare, reine, ja oft poetische Fassungen gegeben haben. Wir wollen heute zeigen, daß hier ein Unrecht, wenn auch kein weltgeschichtliches, so doch ein rechtsgeschichtliches von Schreibenden und Sprechenden begangen wird. Davon wollen wir kein Aufhebens machen, daß Cicero viele Jahrhunderte vor dem Sohne Englands in der Rede für sein Haus den auf religiöser Grundlage ruhenden Schutz des eigenen Hauses betonte. Dennoch fehlte der Antike dieser klare Begriff des Hausfriedens, weil unter glücklicherem Himmel Römern wie Griechen das Haus mit seinem schützenden Dache nichts so Wertvolles sein konnte, wie dem Germanen im unwirtlicheren Klima. Nur in einem Punkte scheinen die prat-

tischen Römer in der Verehrung des Hausfriedens allen andern über gewesen zu sein. „Die meisten haben geglaubt,“ sagt der Jurist Gaius, „daß niemand aus seinem Hause zu Gericht geladen werden dürfe, weil das Haus einem jeden sicherste Zufluchtsstätte und Schutzort sei.“ Seither mußten die Schuldner diese freundliche Auffassung schmerzlich vermiffen. . . .

Mögen sie sich damit trösten, daß das eingeborne Recht den Wert des Hausfriedens als eines höheren Friedens liebevoll und in unendlicher Abwandlung dargestellt hat. Die altösterreichischen Stadtrechte erinnern schon in der Form, in der sie jenem Gedanken Ausdruck geben, an den englischen Spruch, wie das Gebot der Stadt Hainburg beweist, das diesen Zeilen als Motto vorangestellt ist. In lateinischer Sprache will das Stadtrecht von Enns, daß jedem Bürger sein Haus „pro munitione“ sei, und nicht nur ihm, sondern auch seinen Hausgenossen, jedem Flüchtling und überhaupt jedem, der eintritt.

Das mittelalterliche Haus glied mit seinen starken Mauern, seinen Schießscharten und Ausbauten schon von außen einer Festung. Aber sein bester Schutz war doch nicht Stein und Graben, sondern die Rechtsidee des Hausfriedens. In seinem Hause soll jeder Frieden haben, wäre es auch nur mit einem Seidenfaden umfangen oder umhangen, oder, wie es an anderen Stellen der „Weistümer“ heißt: „wäre es halt nur mit einem Zwirnfaden umfangen“. So trefflich und zartfönnig sprechen die Rechtsquellen einer Zeit, wo die Menschen rauh und kriegerisch sein mußten.

Diese alten Rechtsföszungen, genannt Weistümer oder Taidinge, sind vor einigen Jahren in einer Reihe stöttlicher Bände im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden. Das mühsame Werk der Sammlung der Weistümer hatte zuerst in Deutschland Jakob Grimm unternommen. Der österrösterreichische Geschichtsforscher Kaltenbaeck versuchte dasselbe an den Taidingen seines Vaterlandes zu leisten, doch steht erst jene Sammlung, welche die Akademie veranlaßt hat, ebenbürtig da. Diese Quelle fließt nicht für den Rechtshistoriker allein, sie ist auch für den Freund des Altertums in unseren Gauen voll reicher Belehrung.

Selbstverständlich ziehen uns die beiden gewaltigen Bände am meisten an, die den niederösterreichischen Weistümern gewidmet sind. So mannigfaltig nun der Inhalt dieser Sözungen ist — entstammen sie doch einer Zeit, wo für Unter- und Ober-Öbbling verschiedenes Recht galt — so findet sich doch in vielen Punkten eine Übereinstimmung. Und ein solcher Punkt ist die scharfe Betonung der Unantastbarkeit des Hauses, die Scheu vor dem „Frieden“, den sein Inneres genießt. Selbst der Fronbote, der das Rauchhuhn als Abgabe einfordert, soll „es also still holen, daß er den Bahnen auf dem Gatter nit erschrecke, noch das Kind in der Wiegen nit erwecke“. Eine gute Erklärung, was eigentlich mit dem schon erwähnten schönen Bilde vom Zwirn- oder Seidenfaden gemeint sei, finden wir im Rechte von Ebersdorf an der Sava, wo es heißt: „Das ein jeder hausgenoff soll haben sein Fridt im hauff so es halt nur mit einem zwiernsfaden umfangen, alß wol alß ein starke mauer darumb gieng.“

Unerschöpflich sind die Strafbestimmungen gegen denjenigen, der in den Frieden des Hauses eindringt, und als Friedbrecher gilt bezeichnenderweise schon, wer am Fenster oder innerhalb der Dachtraufe lauscht, „was man im Hause redet“. Wer so beim „Lösen“ vom Hauswirt ertappt wird, darf straflos getödtet werden. Uns fällt Polonius, der Lauscher, ein. Höchstens hat der

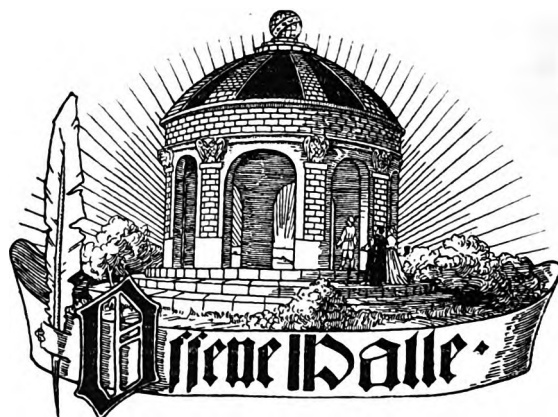
Rächer seiner Hausehre auf des Erschlagenen Leib zur scheinbaren Buße drei Pfennige zu legen, „alsdann hat er ihn gegen der Welt gebüßt“; oder, wie wir anderwärts lesen: „so soll er ihm gegen der welt gepüßt haben und gegen gott versehe er sich“. Zuweilen wird noch aufgetragen, den Leichnam in das nächste Wagengeleise zu schleppen und dort liegen zu lassen. Dies ist eine jener Förmlichkeiten, an denen das germanische Recht so großen Gefallen findet. Einige Rechte schreiben indes ein vorsichtigeres Verfahren für den Hauswirt vor: er soll, ehe er „hinaus stiecht auf den ungemelten man“, dreimal rufen: „wer stet da?“

Verboten ist es auch, jemand zu Raufhändel und Streit aus dem Hause zu „fordern“ oder jemand in seinem Hause zu „engstigen mit verpötenen worten oder anderen dingen, er sei reich oder arm“. So heißt es in den Gerechtigkeiten und Banntaiding des Stiftes Heiligentreu. In weingefegneten Gegenden, wo die Raufluft zu Hause war, mochten solche Strafbestimmungen weise wie das Zwölftafelgesetz sein. Und so resümieren wir mit den Worten eines Weisums: „Item, ain jeder hauswirt und die seinen sollen mit Frid in irem haus sein bei tag und bei nacht.“

Wie sich der Hausfrieden auf die Personen der Hausbewohner bezog, so ist seine ungestörte Erhaltung eine Ehre dieser Personen. Die Hausehre ist so sehr ein Attribut des deutschen Hauses, daß sie sogar in der Sprache der Rechtsquellen mit dem Hause identifiziert wird: „Wer ouch den anderen in diesem gericht tags oder nachtes usser seiner hus ere frentlich fordert oder hoischet, der sol es bliesen.“ Wir schließen diesen kleinen Ausflug ins ältere deutsche Recht mit dem lapidaren Ausspruche des Schwabenspiegels: „Von der hus ere ist vil guter dinge komen.“

Dr. Emil Arhert.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einserlungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

## Drückt Abhängigkeit die Ideale zu Boden?

**A**bhängigkeit, schon das Wort finde ich häßlich, wieviel mehr den Begriff. Wer fühlt nicht seine Ketten klirren bei dem Gedanken daran? Alle Ideale scheinen sich mit der Unabhängigkeit zu verkörpern.

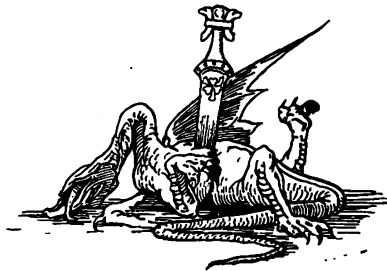
Nachdem die natürliche Abhängigkeit der Kinder zu den Eltern, der Schüler zu dem Lehrer ihren Abschluß gefunden hat, steht der Jüngling vor der brennenden Frage: „In welche künstliche Abhängigkeit will ich mich begeben?“, denn wie selten ist es, daß Talent oder Genie gebieterisch ihr Recht verlangen und so das Dilemma der Berufswahl ausschließen. Nachdem nun der Beruf gewöhnlich unter starker Beeinflussung erwählt ist, gelangt man zu der Abhängigkeit der Rasse von Menschen, welche diesem Berufe angehören. Satoohl ich sage „Rasse“, trotzdem wir nicht in Indien sind, denn die Anschauungen werden von der Tätigkeit so stark beeinflusst, daß sich ganz bestimmte Formen derselben bilden, welche zu durchbrechen außerordentlich schwer und gewöhnlich nutzlos ist. Außer der Abhängigkeit von den Kollegen desselben Berufs haben die meisten Sterblichen sich auch noch unter die Abhängigkeit einer ganz bestimmten Klasse derselben zu beugen, und dieses Unangenehmste des Unangenehmen sind die Herren Vorgesetzten. Verweilen wir nicht bei ihnen, denn es könnte ihnen ein Stirnrunzeln verursachen, und sehen wir uns weiter um. Die Verwandtschaft. Abhängig sind wir mehr oder minder von allen Brüdern, Schwestern, Onkeln, Tanten, Nichten und Neffen und dann, last not least, die einzige ideale Abhängigkeit von der treuen Lebensgefährtin und unseren lieben Kleinen. Ich sage „die einzige ideale Abhängigkeit“, welche bei gesunden Verhältnissen nicht drückt, kein Opfer, sondern ein freudig gezollter Tribut ist, und welcher von dem anderen Teil in gleicher Weise erwidert wird. Nebenbei sind wir noch abhängig von unserem Nationalcharakter, unserer Gesundheit, unserem Glauben oder Unglauben, unseren persönlichen Leidenschaften, unseren lautereren und unlauteren Eigenschaften, und all dieses begleitend, all diesem seine hellere oder dunklere Schattierung verleihend, abhängig vom Geld.

Im gewöhnlichen Sinne heißt unabhängig sein: Geld haben, und sei es die abhängigste Knechtsnatur. Wollen wir uns einmal dieser landläufigen Anschauung anschließen, ohne sie jedoch anzunehmen, und dann die zu erörternde Frage betrachten. Die pekuniäre Unabhängigkeit ist wohl eines der meist erstrebten Ziele des heutigen Menschen. Wer genügend Geld hätte, könnte sich freier seinen Beruf wählen, brauchte sich nicht so sehr der Raste unterzuordnen, brauchte sich nicht vor dem Stirnrüzeln eines Herrn Chefs zu fürchten, den Verwandten könnte er eine Stütze sein, frei könnte er dem Zuge seines Herzens folgen, könnte seine Gesundheit pflegen, so daß Körper und Geist ein harmonisches Ganze bilden, könnte seine persönlichen guten Eigenschaften und Fähigkeiten weiter ausbilden, könnte seine Leidenschaften durch sorgfältige Auswahl seiner Tätigkeit zu zügeln versuchen und vieles andere mehr.

Ja tut denn dies der pekuniär unabhängige Mensch? — Es fällt ihm gar nicht ein, und im Durchschnitt ist er das Gegenteil des soeben beschriebenen Bildes. Ja und wie ist es mit seinen Idealen bestellt? Strebt er nach der höchsten Vollkommenheit in seinem Berufe? — Er hat es ja nicht nötig! Versucht er das Vorurteil der Raste zu brechen? — Keineswegs, denn die bestehende Ordnung schützt ihm seinen Mammon. Folgt er in der Liebe dem freien Zuge seines Herzens? — In den seltensten Fällen, da Geld sich mit Geld oder mit Macht und Stellung zu vereinigen strebt! Pflegt er seinen Körper, daß dieser dem altgriechischen Ideal entspreche? Das Geld, welches ihm die Pforten aller sogenannten Genüsse öffnet, verführt ihn zum Ruin der Gesundheit! Wird er seine Leidenschaften zu zügeln versuchen? — Meistens wird er ihnen die Zügel schießen lassen!

Und nun dagegen der abhängige Mensch. Seine Abhängigkeit hindert ihn, der Verwirklichung seiner Ideale näher zu treten, sehr oft macht er aus der Not eine Tugend, aber wenn auch viel unerreichbarer, und vielleicht gerade deshalb, schweben ihm seine alten Ideale in strahlendem Lichte und ewiger Jugend vor, und wenn er in seinem bescheidenen Wirkungskreise Gelegenheit findet, einen kleinen Bruchteil zu verwirklichen, fühlt er sich tausendfach belohnt und hofft und strebt weiter.

A. H.





**Das Land der Denkmäler und der Festlichkeiten. —  
Aus deutscher Vergangenheit und preußischer Gegen-  
wart. — Wehrhaftigkeit, nicht Militarismus!**

**B**rauchen wir wirklich schon wieder ein großes Läuterungsfeuer?“ —  
Den „Grenzboten“ entringt sich dieser sorgenvolle Seufzer, einem  
Blatte, dem man Schwarzmalerei wahrlich nicht nachsagen kann, das sonst  
vielmehr einem weitgehenden politischen Optimismus huldigt. Und doch  
kann es sich des bangen Zweifels nicht erwehren, ob das deutsche Volk ohne  
die Zuchtmittel schwerer Prüfungen seiner Bestimmung gerecht werden wird.

Wer — soweit das menschenmöglich ist — mit warmem Herzen, aber  
kühlem Kopfe, unbeirrt durch die Vorurteile der Rasse, der Partei, des  
Milieus und all der anderen ererbten und erworbenen Scheuklappen, die  
politische, soziale und geistige Entwicklung des deutschen Lebens im letzten  
Jahrzehnt beobachtet hat, wird die Sorge der „Grenzboten“ nicht so ganz  
unbegründet finden. Die Erfahrungen der Geschichte geben ihr eine weitere  
Grundlage. Hat es doch immer erst der furchtbarsten Not, des äußersten  
Zwanges bedurft, um das deutsche Volk aus seiner beschaulichen Selbst-  
genügsamkeit und allerzweckmässigen Devotion zu freier Thaten aufzurütteln.  
Kann schon der Mensch im allgemeinen nichts schwerer ertragen, als eine  
Reihe von guten Tagen, so gilt das für den deutschen Menschen noch  
ganz besonders. Zur höchsten Kraftentfaltung fähig, erschläft er nur zu  
leicht, sobald die äußeren Anstöße ausgewirkt haben und der schmetternde  
Kampfruf hochragender Führer verschollen ist. Dann tritt an die Stelle  
rüstiger Arbeit das selbstzufriedene Genügen an dem Errungenen: — wie  
haben wir es doch so herrlich weit gebracht!

Nun mag sich ja ein Volk, ebenso wie der einzelne, immerhin seiner  
Erfolge freuen und in den Feierstunden nach hartem Tagewerke des mit  
schweren Opfern Erreichten gern gedenken. Aber Feierstunden und Festlich-  
keiten dürfen sich nicht zu Tagewerken, dankbares Gedenken der Väter nicht  
zum Kultus eigner Größe und Herrlichkeit auswachsen.

Begeisterung, sagt Goethe, ist keine „Seringsware“, die sich „ein-pökeln“ ließe auf mehrere Jahre. So ist es klar, daß solch' geschwollene Selbst-ergötterung auf die Dauer zum geschäftsmäßigen Betriebe ausarten, zur frivolen Phrase erstarren muß. Unsere Hurrapatrioten können bald den Berg-Reich mit dem Automaten aushalten; mehr als dieser bei seinen mechanischen Vorrichtungen denken auch sie bei ihrem blöden Gebaren nicht.

Eine „von Jahr zu Jahr wachsende Pflege des Außerlichen“ haben auch die „Grenzboten“ beobachtet: „Denkmalsenthüllungen ohne Ende, Feste aller Art, Reden über Reden, Kongresse, die kaum noch zu zählen sind. . . Das Vergnügungs- und Sehenswürdigkeitenprogramm wird immer umfangreicher, Berlin bildet sich immer mehr zu einer Stadt der Phäaken aus, wo sich ununterbrochen am Herde der Spieß dreht. Freilich ist es in ganz Deutschland nicht viel anders. Die Nation in ihren gebildeteren Schichten ist in einen Erschlaffungszustand verfallen. Festlichkeiten, Ausstellungen, Feiern aller Art, aber kein Sichaufraffen zu ernstester politischer Arbeit. Man spricht so oft von „regierenden Klassen“. Das sollen doch nicht die Berufsklassen sein, denen die höheren Beamten usw. entstammen (soll wohl heißen: angehören? D. U.), sondern es sind darunter die Klassen, d. h. die gebildeten Kreise unseres Volks zu verstehen, die an der Regierung des Reichs und seiner Teile unter ernstester Verantwortlichkeit mitzuwirken haben: die große Phalanx, durch die allein das Reich auf seiner Höhe zu erhalten ist. Es gewinnt den Anschein, als ob diese Klassen anfangen zu versagen.“

Unter all den „Zeichen der Zeit“ ist die fieberhafte Massenproduktion von Denkmälern, die zum Teil auch schon fabrikmäßig betrieben wird, mit das Bedenklichste. Denn dieser unausgesetzte unfruchtbare Kult begrabener Größe beweist doch nur, daß die Priester dieses Kults der Größe und Tatkraft selbst ermangeln, daher das Bedürfnis fühlen, sich im Glanze der Väter zu sonnen. Wenn man boshaft sein wollte, könnte man also diese Denkmäler, mit denen das Deutsche Reich überfüllt wird, als Grabsteine deutscher Größe ansprechen, die uns an das mahnen, was wir verloren haben, was wir durch eigene Kraft nimmer ersetzen können. So würde bei entsprechender Vielfältigung der Denkmäler das Deutsche Reich noch dermaleinst das Bild eines großen nationalen Friedhofs gewähren.

Es ist kein schlechter Wit, daß nun auch schon unsere Kinder „Denkmalsenthüllung“ spielen. Die „Kölnische Zeitung“ meint, es müsse das „jeden Patrioten erfreuen“! „Es wird ein Reiter aus Bronze, Blei oder Pappe feierlich in Tücher gehüllt, auf Sofakissen werden ihm Kränze zu Füßen gelegt, und eins der Kinder läßt sich gar einen Schnurrbart malen und ist Kronprinz. Weiß jemand noch neuere Kinderspiele?“

Was ein Haken werden will, krümmt sich schon beizeiten. Nicht früh genug kann der Deutsche anfangen, sich zu krümmen. Er kann den seligen Augenblick gar nicht erwarten. —

Bequemer ist es ja freilich, Denkmäler und Hofequipagen anzugleichen



und Hurra zu blöken, als Hand ans Werk zu legen. Die „Grenzboten“ haben recht: die führenden Klassen scheinen, wo sich's um selbstlose politische Arbeit — und gar Probleme — handelt, je länger desto mehr zu versagen. Verfügten sie nicht über eine bedingungslos folgsame Herde (vulgo „Stimmvieh“), die in Reih und Glied zu bringen jeder einigermaßen gutgezogene Schäferhund genügt, so würden ihnen durch ihre eigene Tüchtigkeit und die Güte ihrer Sache allein bei weitem nicht die Früchte reifen, die ihnen jetzt in den Schoß fallen. Auf der einen Seite ist es die völlige wirtschaftliche, an persönliche Hörigkeit grenzende Abhängigkeit von ihren Herren, auf der anderen die religiöse Furcht strenggläubiger Gemüter vor dem bis in das Jenseits hinüber strafenden Arm der Kirche, was Millionen Deutscher ihren weltlichen und geistlichen Herren noch immer in Botmäßigkeit erhält. Macht es doch dem Deutschen ohnehin schon Vergnügen, „botmäßig“ sein zu dürfen.

Ausländern fallen ja naturgemäß gewisse deutsche Eigentümlichkeiten am ehesten ins Auge. Ich habe leider öfter die Erfahrung machen müssen, daß diese Eigentümlichkeiten bei Fremden eine diskrete, aber dem Renner und — Dulder der einschlägigen Verhältnisse keineswegs erbauliche Heiterkeit auslösen. Wir sind ja leider noch immer die Spaßvögel des Auslands und werden den Fluch der Lächerlichkeit in manchen Dingen auch nicht so bald los werden. Darüber ein Mehreres an anderer Stelle und dann gründlich. Was aber den Ausländer, der in ein freies, politisch hochentwickeltes und reges Land zu kommen glaubt, besonders befremdet, das ist der politische Stumpfsinn, der Mangel jeglicher politischen Initiative, das träge und knechtischaffene Sich-genügen-laffen am Regiert werden von oben herab. Da kann es denn nicht schaden, einen in Berlin ansässigen Schweizer zu hören, der sich in der Berliner Zeitung ausspricht:

„Die verd . . . Gleichgültigkeit des deutschen Bürgers und Wählers! Die Faulheit oder Bequemlichkeit bei der Wahl selbst! Da bleiben die Wähler zum großen Teil zu Hause oder sonstwo und begnügen sich damit, abends am Biertisch über alles zu schimpfen! ‚Es müßte dies und das so sein! ‚Man müßte — —‘, ‚man sollte . . .‘ Immer das unbestimmte: ‚man sollte das und dies machen, statt daß man alle gebotenen Chancen ausnutzt, um selbst den Mann zu stellen, um jeden gebotenen Vorteil wahrzunehmen . . . Nirgends gibt es so famose Politiker — am Biertisch wie in Deutschland und speziell in Berlin, und vielleicht nirgends begegnet man so viel Schlappheit bei Wahrnehmung seiner Rechte und Pflichten in politischer Beziehung wie in Deutschland. In der Schweiz ist das umgekehrt. Am Biertisch ist man vergnügt, wie sich das gehört nach des Tages Mühen und Lasten. Kommen aber Wahlen und Abstimmungen, dann ist man auf dem Posten, hauptsächlich, wenn über eine wichtige Sache entschieden werden soll. Und bei uns hat man nicht bloß alle fünf Jahre zur Urne zu gehen, sondern in ganz kurzen Zwischenräumen . . .

„Man sagt: Ein Volk hat diejenige Regierung, welche es verdient! Ganz richtig, es wäre auch beinahe schade, wenn es anders wäre, denn dem Trägen sollen — nach dem Naturgesetz — keine reifen Früchte in den Schoß fallen. Wenn das Schaf Wolle hat und die Gans Federn, und beide lassen sich scheren bezw. rupfen, so werden sie eben geschoren und gerupft, was das Zeug hält. Ganz so ist es mit dem Volk. Wenn es sich von den Schläueren stets und ständig übervorteilen läßt, so kann man viel weniger den Schläuen ihre Schlaueit, als den Dummen ihre Dummheit übelnehmen. Hilf dir selbst, wenn du kannst, dann ist dir geholfen. Bist du schwach, dann schließe dich an Gleichgesinnte und Leidensgenossen, denn ein Duzend schwache Stäbe zusammengebunden sind schwer zu brechen. Das ist der Grundstein zum Aufbau des sozialen Gebäudes.“

Wir wollen gerecht sein. Der Bürger des neuen Reiches ist für seine politischen Schwächen nur in dem Maße verantwortlich, als es seiner freien Selbstbestimmung gegeben ist, die atavistischen Rückschläge von Jahrhunderten zu überwinden und sich zu persönlicher Selbstständigkeit durchzurufen. Und der Grad dieser Selbstbestimmung ist wiederum abhängig von dem Milieu, der Abstammung, Veranlagung, Erziehung usw. Jahrhunderte hindurch hat ein vernechtender Druck auf dem deutschen Volke gelastet und seinen freien Nacken unter das Joch eigener Fürsten und fremder Machthaber gebeugt. Ja, es sank ein großer Teil des Volkes zum verkäuflichen Objekt, zum persönlichen Sachbesitz seiner Fürsten herab. Willenlos ließen sich deutsche Männer von ihnen für Geld verschachern und als militärisches Schlachtvieh ins Ausland exportieren, indes die geliebten Landesväter daheim in ihren Prunkgemächern das Blut- und Schandgeld mit ihren Dirnen verpraßten. Nur die wackeren Schwaben — das sei zu ihrer Ehre gesagt — leisteten, trotz der fürchterlichsten Strafen, Widerstand gegen ihren herzoglichen Seelenverkäufer; die „blinden“ Hessen ließen sich alleruntertänigst zur Schlachtbank treiben. Aber — worauf es ankam — die Erziehung zur Botmäßigkeit war in deutschen Landen glücklich vollbracht, sie widerstand jeder Prüfung, bis zur Bewußtlosigkeit.

Noch heute muß einem freigesinnten Deutschen die Röte der Scham ins Gesicht steigen, wenn er dieses schmachvolle Kapitel seiner vaterländischen Geschichte aufschlägt. Es ist nicht das einzige dieser Art. Blättern wir weiter in dem Buche, so finden wir viele, viele ähnliche — eine schier unabherrschbare Kette von geistiger, körperlicher und politischer Knechtung, von Vergewaltigung und Unterdrückung auch der heiligsten Natur- und Menschenrechte. Und es zieht sich dieses deutsche Elend und diese deutsche Schmach wie ein roter Faden durch die deutsche Geschichte bis in die neue und neueste Zeit. In unsern Volksschulbüchern, insbesondere den preußischen, ist von alledem freilich kaum etwas zu spüren. Dort ist alles, was dynastische Interessen berührt, in Gold und Rosa getaucht. Was diesen Interessen zuwiderlaufen könnte, existiert einfach nicht und wenn's selbst ein

Herrscher aus dem Hause der Hohenzollern wäre! So wird z. B. in einem solchen „Volksbildungsbuche“ die Existenz Friedrich Wilhelms II. einfach ignoriert: unmittelbar nach Friedrich II. kommt Friedrich Wilhelm III. Und doch war sein Vorgänger eine so interessante Persönlichkeit! Wirklich schade! Die Lücken dieses vorbildlich gewissenhaften Geschichtsunterrichts füllt dann natürlich die Sozialdemokratie sorgfältig aus. Ob es aber im Interesse des Staates, der monarchischen und vaterländischen Volkserziehung liegt, die Jugend das, was sie doch später erfährt, in der sozialdemokratischen Darstellung erfahren zu lassen, statt durch staatlich geprüfte und angestellte Lehrkräfte, das muß doch füglich bezweifelt werden. Es gibt eine Art Staatsretterei, die nicht nur mit den Gesetzen der Wahrheit und Ethik auf dem Kriegsfuße lebt, sondern — sagen wir es kurz heraus — einfach dumm ist. Wie erschwert solch' selbstmörderisches Verfahren den ernsthaften Vertretern des nationalen Gedankens die einzig mögliche, einzig fruchtbare, einzig aussichtsvolle, weil objektive Aufklärungsarbeit. Diese Scheu vor der Wahrheit, die sich bis zu persönlichen Anfeindungen derer versteigt, die ihr aus Gründen der Vernunft und des Gewissens die Ehre geben, dieses feige Duckmäusertum entwickelt sich allmählich zu einem spezifisch deutschen Nationallaster, sofern dabei überhaupt noch von „Deutsch“ die Rede sein kann. Will man denn auch die wissenschaftliche Wahrheit, die geschichtlichen Tatsachen der Sozialdemokratie zum alleinigen Auschank in Pacht geben? Nun, dann schenke man selbst auch der Jugend schon reinen Wein ein.

Eine Vergangenheit wie die unseres deutschen Volkes kann naturgemäß nicht ohne Einfluß auf die gegenwärtige Gestaltung seines Charakters geblieben sein. Die Ketten jahrhundertelanger Anfeindungen haben ihm tiefe Narben eingegraben, das willenlose Regiertwerden hat seinen politischen Horizont in die engen Grenzen der jeweiligen Beamten- und Regierungsweisheit eingepfercht. Es ist etwas im Deutschen zerbrochen, was wieder heil und ganz gemacht werden muß. Er muß sich daran gewöhnen, den Nacken steif zu halten, den Kopf hoch zu tragen wie seine Altvordern. Nicht immer nach rechts und links, nach Raste und Klüngel, und besonders nach oben schielen, sondern den als richtig erkannten Weg beschreiten und auch vor Unbequemlichkeiten, Hindernissen und Kämpfen nicht zurückschauen! Der Deutsche muß wieder lernen, auf eigenen Füßen zu stehen, mit eigenen freien Augen zu sehen, nicht mit denen anderer. Er muß den Mut haben, er selbst zu sein. Wäre den Engländern oder Franzosen ein Bismarck vergönnt gewesen, so hätte seine Erscheinung das Bewußtsein der freien Selbstbestimmung und Persönlichkeit bei diesen Völkern nur gehoben und gehärtet. Den Deutschen hat sie geknetet wie Teig.

„Mir ist ein Abend unvergeßlich,“ erzählt Friedrich Naumann in der „Hilfe“, „wo Mommsen im privaten Kreise frei über die arm gewordene Gegenwart sprach. Nicht jedes einzelne Wort war sein

ganzes Bekenntnis. . . Was aber der Gesamtton der Aussprache war, läßt sich zwar sagen, aber nicht in seiner eigenen merkwürdig historisch-persönlichen Prophetenart. Er hielt den Schaden der bismarckischen Periode für unendlich viel größer als ihren Nutzen, denn die Gewinne an Macht sah er für zweifelhafte vorübergehende Werte an, die bei dem nächsten Sturm der Weltgeschichte wieder verloren gehen können, die Knickung der Persönlichkeiten, des deutschen Ich-Geistes aber hielt er für ein Verhängnis, das nicht wieder gut gemacht werden könne. Niemals habe ich so sehr empfunden, was für Geist und Geister unter die Räder des bismarckischen Wagens gekommen sind, wie an diesem Abend."

Man braucht mit Mommsen nicht so weit zu gehen, die Gewinne an deutscher Macht als „vorübergehende Werte“ einzuschätzen, und wird doch der Auffassung des großen Gelehrten beipflichten müssen, daß die ganze Persönlichkeit und Wirksamkeit Bismarcks viele andere deutsche Persönlichkeiten gebogen und gebrochen hat. Die Schuld ist ja nicht Bismarcks. Wenn der Amboss aus Wachs ist, — was kann der eiserne Hammer dafür, daß er das Wachs platt schlägt?

\* \* \*

. . . So weit wir den Lobrednern Preußens in der Würdigung seiner Verdienste um die Begründung und äußere Machtstellung des Reiches folgen mögen, so wenig kann denjenigen, die auch noch andere Werte schätzen, die Rehrseite der Medaille bei der führenden Stellung Preußens im Reiche verborgen bleiben. Preußen ist in denjenigen Teilen, denen es wesentlich seinen Aufschwung verdankt, in der Kultur und freiheitlichen Entwicklung der am weitesten zurückgebliebene deutsche Bundesstaat, wenn wir nicht etwa noch die beiden völlig verfassungslosen Mecklenburg heranziehen wollen. Nun liegt es ja im Wesen der Dinge, daß die Traditionen und die Machtfaktoren, die das alte Preußen groß gemacht haben, auch dem neuen Gesamtpreußen mit seinen älteren und freiheitlicheren Kulturen (Rheinlande, Hannover usw.) das Gepräge aufdrücken und sich des weiteren auch auf das Reich übertragen. Das ist bei dem politischen Übergewicht Preußens nur eine Logik der Tatsachen. Möge ja nun die Pflege und Aufrechterhaltung dieser Traditionen im rein dynastischen Interesse des preussischen Königtums und der seit alters her in Preußen herrschenden Klassen und Sippen liegen, für seine und des Reiches allgemeine Wohlfahrt, insbesondere die Provinzen und Staaten mit älterer Kultur, bedeutet dieses System nur eine Hemmung der gesunden Entwicklung und, da es keinen Stillstand gibt, den Rückschritt. Ein Staat, der ein „Wahlssystem“ hat, das von einem seiner größten Männer bekanntlich als „das elendeste aller Wahlssysteme“ gebrandmarkt wurde, und der keine Miene macht, es auch nur durch die geringste Konzession an die selbstverständlichsten Forderungen der Vernunft, Gerechtigkeit und Billigkeit zu verbessern, ein solcher Staat hat keine andere Berechtigung zur Führung alter deutscher Kulturstaaten, als etwa die mili-

tärische, und auch die nur in sehr bestimmten Grenzen. Als Preußen in die deutsche Kulturgemeinschaft eintrat, ein erst obenhin germanisiertes, noch halb slawisches Land, da hatte das alte deutsche Reich, dessen Kaiser „der“ Kaiser war, den Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit schon längst erklommen und leider auch überschritten. Preußen ist auch heute noch innerlich nicht durchweg germanisiert, abgesehen davon, daß ein großer Teil seiner „Untertanen“ überhaupt nicht deutscher Rasse ist. Die maßgebenden Kreise Preußens fühlen sich auch heute noch in ihrer Mehrheit weit mehr als Preußen, denn als Deutsche, und gegen die Vereinigung mit den übrigen deutschen Stämmen haben sie sich bis zuletzt gesträubt. —

Es muß ein fideles kleiner Teufel in dem sogenannten preußischen Wahl-„Recht“ sein Spiel treiben. Er macht Witze, wie sie boshafter selbst der „Simplizissimus“ nicht fertig brächte. Man vergegenwärtige sich z. B. nur folgende Tatsachen:

Im 41. Berliner Wahlbezirk, welcher u. a. Teile der Wilhelmstraße und des Wilhelmplatzes umfaßt, gehören nach einer Zusammenstellung der „Freisinnigen Zeitung“ zu den Urwählern dritter Klasse, weil sie weniger als 12393 Mark Steuern jährlich bezahlen, der Herr Reichskanzler Graf Bülow und die Staatssekretäre Graf Posadowsky und Freiherr von Richthofen, ferner aus dem preußischen Staatsministerium der Justizminister und der Eisenbahnminister. Auch der inzwischen verzogene Schatzsekretär Freiherr von Schielmann fungiert noch in dieser Wählerliste der dritten Abteilung, ebenso der Hausminister v. Wedel, der Obergewandkammerer Graf Perponcher und der Kabinettsrat von Lucanus. Alle diese Herren wählen zusammen mit 294 Urwählern dritter Klasse, darunter die Portiers und Diener der Ministerhotels. Die zweite Abteilung in diesem interessanten Bezirk zählt nur acht Wähler, die erste Abteilung nur drei. Die erste Abteilung schließt hier mit einem Steuerbetrag von 62180 Mark. Fürst Radziwill ist seit 1898 aus der dritten in die zweite Wählerklasse avanciert.

In der Nachbarschaft, im 40. Urwahlbezirk, welcher u. a. den Leipziger Platz umfaßt, zählt die erste Abteilung nur zwei Wähler, die Herren Rudolf Mosse und James v. Bleichröder, die zweite Abteilung sechs Wähler, die dritte 231. Im 34. Urwahlbezirk schließt die erste Abteilung mit einer Steuersumme von 39173 Mark ab. Einziger Wähler dieser Abteilung ist der Hoffschlächtermeister Hefter.

Im eigentlichen Bankierviertel, Behrenstraße, Französische Straße, Charlottenstraße usw., dem 32. Urwahlbezirk, muß man 150278 Mk. Steuern bezahlen, um zur ersten Abteilung zu zählen. Demgemäß wird hier die erste Abteilung gebildet von den Herren Ernst und Robert von Mendelssohn-Bartholdy. Unter den sieben Urwählern der zweiten Abteilung befindet sich dann noch Herr Franz Mendelssohn-Bartholdy. Insofern hat sich hier das Verhältnis verschoben, als 1898 der Seniorchef

der Familie Mendelssohn-Bartholdy für sich allein die erste Abteilung bildete, während die zweite Abteilung von zwei jüngeren Geschäftsinhabern aus derselben Familie gebildet wurde.

Im 30. Urwahlbezirk, Unter den Linden, Pariser Platz, bildet (1) Kommerzienrat Friedländer für sich allein mit einem Steuerbetrage von 216 274 Mk. die erste Abteilung, während die zweite Abteilung mit 18 624 Mk. abschließt und sechs Wähler zählt.

Schalkhaft bemerkt hiezu der „Vorwärts“:

„So erfährt man denn aus den Wundern des preussischen Wahlsystems, daß Reichskanzler, Staatssekretäre und Minister zusammengenommen nicht auf den fünfzigsten Teil des politischen Rechtes und Einflusses Anspruch haben als — der ruhmreiche Hof-Wurstfabrikant Hefter. Das beweist, daß zum Wurstmachen fünfzigmal mehr politische Weisheit nötig ist als zum Regieren des Staates und Reiches . . .“

Meinerseits wüßte ich keinen besseren Kommentar beizusteuern als einen kleinen Scherz, den man sich in Berlin erzählt, der aber ebenso gern Wahrheit sein könnte: Ein Urwähler erster Klasse (einziger Wähler) tritt an den Wahlstisch: „Wen wählen Sie?“ „Mich selbst.“ „Nehmen Sie die Wahl an?“ „Nein.“ Der Wahlakt muß noch einmal vollzogen werden. „Wen wählen Sie?“ „Mich selbst.“ „Nehmen Sie die Wahl an?“ „Nein.“ Der Wahlakt wird zum dritten Male vollzogen. „Wen wählen Sie?“ „Mich selbst.“ „Nehmen Sie die Wahl an?“ — „Nachdem ich wiederholt abgelehnt habe, sehe ich durch meine dreimalige Wiederwahl, daß ich das Vertrauen meiner Mitbürger in überraschend hohem Maße genieße, und fühle mich daher gedrungen, die Wahl zum Wahlmann mit Dank anzunehmen.“

Begreifen, wenn auch nicht billigen, kann man es schon, daß die maßgebenden Kreise in Preußen einer Abänderung des „Wahlrechts“, die auch nur annähernd eine wirkliche Volksvertretung herbeiführen könnte, heute weniger geneigt sind denn je. Denn größer als die „Furcht des Herrn“ und seiner Gebote ist die Furcht vor der Sozialdemokratie. Und gerade die würde aus einem volksfreundlichen Wahlgesez den größten Nutzen ziehen. Aber ist ein solches Zugeständnis nicht kläglich, ja niederschmetternd? Sind die Dinge bereits dahin gediehen, daß man sich scheut, den elementarsten Forderungen von Recht und Billigkeit nachzugeben, nur weil auch die Sozialdemokratie an diesen politischen Wohltaten teilnehmen würde? Oder will jemand im Ernste behaupten, daß das gegenwärtige „Wahlrecht“, in dem einzig und allein die Größe des mit unkontrollierbaren Mitteln gefüllten Geldsacks den Ausschlag gibt, das einen großen Wahlbezirk zugunsten eines einzigen Wählers politisch mundtot macht, recht und billig ist?

Freilich, in eine unbequeme Lage geriete man, wenn die Sozialdemokratie die Kritik, die sie jetzt auf das Verbreitungsgebiet ihrer eigenen

Presse und Versammlungen einschränken muß, auch vor der Öffentlichkeit des preussischen Landtages, unter dem Schutze der Immunität, üben dürfte. Welcher Art ihre Anklagen sind, ob und welche Berechtigung ihnen innewohnt, möge der Leser zunächst bei sich selbst erwägen und entscheiden. Jedenfalls ist es für jeden, der über diese Dinge mitreden und sich ein unabhängiges Urteil bilden will, unbedingt nötig, zu wissen, um was es sich eigentlich handelt, und das ist nur möglich, wenn beide Teile, also auch die altera pars, gehört werden. Es geschieht das leider von beiden Seiten viel zu wenig, was dann wieder zur Quelle unzähliger Mißverständnisse und ganz unnützer Kraftvergeudung wird, indem man nämlich den Gegner nicht dort bekämpft, wo er angreifbar, sondern vielleicht gerade, wo seine Position uneinnehmbar ist, wo wir sie ihm bei richtiger Kenntnis und Würdigung der Sachlage überhaupt nicht streitig machen würden. Mit dem gegenseitigen Durcheinanderschwätzen und -schimpfen, ohne daß der eine auf den anderen auch nur mit halbem Ohre hin hört, ist es nicht getan. Das mag vielleicht im Interesse des publizistischen „Geschäfts“ und der abonnierten und pränumerierten Seelenruhe der Leser liegen, klug ist es nicht und gebildeter Deutschen auch nicht würdig. Man braucht, wenn man neben der ständigen Lektüre seiner „staatszerhaltenden“ Leibblätter auch von den Berichten und Urteilen sozialdemokratischer Kenntnis nimmt, noch kein Sozialdemokrat zu werden! Das kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. So wenig ich mich von der Anerkennung berechtigter Kritik, Forderungen und Bestrebungen etwa dadurch abschrecken lasse, daß sie auch von den Sozialdemokraten — und vielleicht von diesen allein tatkräftig — vertreten werden, so wenig hat mich die Lektüre sozialdemokratischer Schriften dieser Partei als solcher auch nur um einen Schritt näher gerückt. Weltanschauungen lassen sich nicht überbrücken. Wer sich die seine mit schweren Kämpfen, durch Sturm und Drang in leidvollen Jahren erungen hat, für den hat's keine Gefahr.

In diesem Sinne wollen wir nun dem „Vorwärts“, dem offiziellen Parteiblatt der deutschen Sozialdemokratie, das Wort erteilen, wie es ihr und allen Parteien, wo nötig, auch sonst im Türmer erteilt wird. Von seinen Lesern darf der Türmer hoffen, daß keiner von ihnen darob in Krämpfe oder Ohnmachten verfallen wird, wie das ja bei manchen zartgenervten Patrioten noch immer vorzukommen pflegt, wenn sie nur am äußersten Rande ihres bedauerlicherweise beschränkten Horizontes den Zipfel irgend eines roten Lappens schimmern sehen oder zu sehen glauben. Das ist dann allerdings kein zwingender Beweis für den felsenfesten Glauben an die überwältigende Kraft der eigenen sieghaften Sache und der „patriotischen“ Höhenstimmung.

Der „Vorwärts“ schreibt über die Geldwirtschaft des preussischen Staates:

„Der Anteil der besitzenden Klassen an den finanziellen Lasten des Staates ist überaus gering. Aus direkten Steuern zieht der preussische

Staat nach dem Etat für 1903, der auch allen weiteren Angaben zugrunde gelegt werden soll, ein Reineinkommen von 198,3 Millionen Mark, wovon ja noch etwa ein Viertel aus kleinen und mittleren Einkommen stammt. Dazu kommt die geradezu lächerlich geringe Summe, die der Staat aus der Erbschaftsteuer zieht, nämlich 10,1 Millionen Mark.

„Den weitaus größten Teil seiner effektiven Einnahmen zieht der preussische Staat aus Grundbesitz und Kapital. Er bezieht 14,6 Millionen Mark von seinen Domänen, 42,2 Millionen von den Forsten, 24,7 Millionen von dem Berg-, Hütten- und Salinenwesen, 393,3 Millionen von seinen Eisenbahnen.

„Wie also in jener Filiale Preußens, die die Firma Deutsches Reich trägt, die Gesamtheit des arbeitenden Volkes dafür sorgen muß, dem Vaterlande durch unproduktive Anlagen seine ‚Weltmachtsstellung‘ zu erhalten, so muß ein Teil von ihm dafür sorgen, daß die Finanzen der Zentrale in Ordnung bleiben. Das sind einerseits jene besser situierten Arbeiter, die von ihrem bescheidenen Einkommen noch direkte Steuern an das schwarzweiße Vaterland zu entrichten haben, andererseits aber jene Massen arbeitender Hände, die jahraus, jahrein darum bemüht sind, ihm einen möglichst hohen Unternehmerprofit heranzuschaffen.

„Im Grunde aber ist es doch wieder die gesamte Arbeiterschaft, die unter der fiskalischen Wirtschaft des Staates leidet. Würden die besitzenden Klassen wirklich die Last des Staates tragen, dann könnte dieses seine ungeheueren Besitzungen dazu benutzen, nicht Staatskapitalismus, sondern Staatssozialismus zu treiben und seine Arbeiter so zu stellen, daß der ganze Arbeitsmarkt daraus Vorteil zöge. So wie er ist, muß aber der preussische Staat so gut wie jeder andere Ausbeuter sein Ausbeuterinteresse vertreten, als Kapitalist ist er solidarisch mit den andern Kapitalisten, und seine Politik auf dem Arbeitsmarkte geht dahin, sich und seinen Unternehmerkollegen die Arbeiterware möglichst billig zu erhalten. Daß sich der Lohn der Arbeit nicht nach dem Werte der Leistung, sondern nach der „orts- und landesüblichen Bezahlung“ zu richten habe, gilt daher in allen beteiligten Staatsämtern als unumstößlicher Grundsatz.

„Das berühmte Wort, daß die Kulturaufgaben in Preußen nicht leiden, wird schon durch diese Tatsache widerlegt. Denn die wichtigste Kulturaufgabe eines Staates müßte es doch sein, in seinen Betrieben keine Hungerlöhne und keine übermenschlichen Arbeitszeiten zu dulden! Aber auch sonst bleibt von dem riesigen Budget des preussischen Staates sehr wenig übrig, was zu Zwecken verwandt wird, die man wirklich als Kulturzwecke ansprechen kann.

„Die Zivilliste des preussischen Königs beansprucht im ganzen 15719296 Mark.

„Viel größer noch als diese Ausgabe, die durch ein besonderes Gesetz festgelegt und von der Bewilligung durch den Landtag unabhängig ist, sind



jene Ausgaben, die der kapitalistische Klassenstaat trotz der ungeheuerlichen Privatbelastung der Rechtsuchenden zur Aufrechterhaltung seiner komplizierten Rechtsordnung fordert: die Ausgaben für Justiz und Verwaltung. Die Justiz braucht 116,8, die Verwaltung — einschließlich der höheren Verwaltungsbehörden — 98,9 Millionen Mark. Davon kosten die Strafanstalten allein 16,2 Millionen, die Polizei 55,2 Millionen Mark!

„Als direkten Tribut an die Kapitalistenklasse sind für Schulden 235,9 Millionen Mark Zinsen zu bezahlen.

„Die Gestütsverwaltung erfordert an Zuschüssen 4,1 Millionen Mark. Sie beschäftigt u. a. 21 Gestütsdirigenten mit 110000 Mk. Gehalt und 12 Schullehrer mit 16650 Mk. Gehalt.

„Sehr bescheiden sind dagegen die Ausgaben für die Gewerbeinspektion. Sie betragen rund 800000 Mark.

„Sieht man von diesem und anderen gelegentlichen Pöstchen ab, so hat man die Kultur wohl vor allem im Etat des Unterrichtsministeriums zu suchen, das der Amtsgebrauch kurz und bezeichnend das Ministerium der geistlichen u. Angelegenheiten nennt. Zur direkten Unterstützung der evangelischen und der katholischen Kirche gibt er rund 6 Millionen Mark aus, für ‚gemeinsame‘ Zwecke des Kultus und Unterrichtes 16,6 Millionen Mark. Da die Gemeinsamkeit nur eine verhüllende Bezeichnung für den wahren Sachverhalt ist und die ‚gemeinsamen‘ Ausgaben bis auf ein paar Pfennige in fromme Hände gehen, ergibt sich eine Summe von 23,6 Millionen Mark für Kirchengzwecke. Dazu kommt, was der Staat für die theologischen Fakultäten, für geistliche Schulinspektoren, für die Erteilung des Religionsunterrichtes bezahlt.

„Für Universitäten und höhere Lehranstalten gibt der Staat 25,3 Millionen Mark aus. Das ist gewiß nicht zu viel, weil Ausgaben für Bildungszwecke niemals zuviel sind. Bedenkt man aber, daß diese höheren Schulen nur einer kleinen Minderheit dienen, das Elementarunterrichtswesen aber vom preussischen Staate nur mit 90,5 Millionen Mark bedacht wird, so wird man des argen Mißverhältnisses gewahr. Denn während nur der zwanzigste Teil der Schulkinder in die höheren Schulanstalten gelangt, wird für sie mehr als der fünfte Teil dessen aufgewandt, was der Staat für Schulzwecke übrig hat!

„Allerdings hat ja der Staat das niedere Schulwesen großmütig den Gemeinden zur Erhaltung überlassen und begnügt sich damit, die Rolle eines Helfers in der Not zu spielen. Man weiß, mit welchem Erfolge! Fast dreitausend preussische Kinder sind wegen Schulmangels zum Analphabetentum verdammt, fast zweitausend Lehrstellen können wegen der abschreckenden Gehaltsverhältnisse nicht besetzt werden.

„Für das Medizinalwesen fallen 3,6 Millionen ab.

„Der preussische Staat glänzt mit einem Gesamtetat von 2674,2 Mil-

lionen Mark. Er bestreitet eine glänzende Hofhaltung. Er gibt Millionen aus für rein repräsentative Zwecke, für Gesandtschaften, Ordensverleihungen u. Er bezahlt seinen höheren Beamten riesige Gehälter. Er kauft Deckhengste, deren jeder ein Vermögen kostet; ein Deckhengst wurde jüngst für beinahe eine halbe Million erworben, fast so viel wie die Jahresausgaben für die Fabrikinspektion. Der Staat streut das Geld mit vollen Händen zum polnischen Fenster hinaus. Er läßt die reiche Quelle der Erbschaftsteuer, die anderen Staaten Hunderte von Millionen einträgt, so gut wie unberührt. Er geht mit den großen Vermögen so schonend wie möglich um.

„Für Pferdewärter und Rosärzte braucht er mehr als für Gewerbeinspektoren, für Strafrichter, Staatsanwälte, Gendarmen und Polizisten mehr als für Schullehrer. Für das Seelenheil (? D. S.) seiner Untertanen gibt er sechsmal so viel aus als für ihre leibliche Gesundheit!

„Das ist die ‚gesunde Tüchtigkeit‘ des preussischen Staates, das ist, was uns Minister und Lakaien als den Höhepunkt aller politischen Möglichkeiten preisen und als das Muster aller staatlichen Verwaltungskunst . . .“

Ein wehrhaftes Volk ist das deutsche immer gewesen, ist es noch heute und soll es auch fürder bleiben. Zum bloßen Kulturdünger für andere Völker ist es wahrlich zu schade. Es dient der Menschheit am besten, wenn es sich selber dient, groß und frei dasteht. Wehrhaftigkeit ist also deutsch.

Ist das der „Militarismus“ auch? Schon das Fremdwort muß Zweifel erwecken. Wir wollen, um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, den Begriff auf die allgemein anerkannte Bestimmung festlegen. Nach dem neuesten Brockhaus bedeutet Militarismus: „Herrschaft des Militärs, Bevorzugung des Militärwesens im Staate“; nach Meyer: „das Vorherrschende und die Bevorzugung des Soldatenwesens, Säbelregiment“.

Ist das nun deutsch? Wenn wir unsern Blick nur auf den bestehenden Zuständen haften lassen, so entsprechen die allerdings dem Begriffe des Militarismus, — bis auf das „Säbelregiment“, den vorläufig noch frommen, aber nicht ganz aussichtslosen Wunsch der Scharfmacher und der Hüffener. Aber es herrschen im neuen Deutschen Reich auch noch andere Faktoren, von denen niemand behaupten wird, daß sie Ausflüsse urdeutschen Wesens seien. Aus dem bloßen Vorhandensein irgendwelcher Zustände in einem Volke lassen sich also noch nicht ohne weiteres Schlüsse auf jene ursprüngliche Veranlagung ziehen.

Erweitert man nun den Begriff und versteht darunter das allgemeine **W**ettrüsten, die drückenden Militärlasten, unter denen fast alle Völker seufzen, so ist der Begriff international, auf das deutsche Reich beschränkt, aber **s**pezifisch preussisch. Die unbegründete Überschätzung des Soldatenstandes, die schon deshalb der Vernunft widerspricht, weil ja jeder körperlich

gesunde Deutsche Soldat werden muß, die welterheiternde „Schneidigkeit“ im Frieden, das gesellschaftliche Erhabenheitsgefühl über das „Zivil“ und alle die anderen so viel böses Blut erregenden militärischen Eigentümlichkeiten sind auf preussischem Boden gewachsen. Und das ist ja auch nur eine Folge der ganzen geschichtlichen Entwicklung Preußens als eines Polizei- und Militärstaates. Wie er durch seine Armee geworden ist, so ist er heute noch Militärstaat. Nicht der Überlegenheit seiner Kultur verdankt er seine Machtstellung, nicht Werken des Friedens, Künsten und Wissenschaften seinen Ruhm, sondern der Gewalt der Waffen, der stärkeren und geübteren Faust. Der Glaube, als ob den in der Kultur höher stehenden Völkern allemal auch das politische Übergewicht zufallen müsse, ist ein schöner Glaube, aber ein Aberglaube. Die Geschichte, auch die der Gegenwart, weiß es besser. So beschämend diese Erkenntnis auch sein möge, auf so tiefer Entwicklungsstufe sie die Menschheit noch zeigt, — es ist besser, der härtesten Wahrheit ins Angesicht zu schauen, als sich selbst zu täuschen und im Gefühle der Gottähnlichkeit zu sonnen.

Soll Friede und Freude zwischen den verschiedenen Klassen und Ständen des deutschen Volkes einkehren, dann wird auch der Militärstand einige Stufen von seinem erhabenen Piedestal herabsteigen müssen. Der Vorstellung, als sei er der „erste“ Stand, die Uniform der „vornehmste“ Rock, liegen keinerlei logische Beweise zugrunde. Der Rock des Gelehrten, des Künstlers, des Geistlichen, des Beamten, des Lehrers, ja auch des Arbeiters, der sich in Schweiß seines Angesichts ehrlich um Brot für Frau und Kind bemüht und in gefährlichen Betrieben sein Leben und seine gesunden Glieder öfter aufs Spiel setzt, als der Soldat im Frieden, ist mindestens ebenso „vornehm“, wie der des Offiziers, und häufig, je nach dem Werte der Persönlichkeit, vornehmer. Denn nicht der Rock macht den Wert des Menschen aus, sondern die Persönlichkeit: Gesinnung und Charakter, Gemüt und Geist.

Eine so bevorzugte Stellung, wie sie viele Mitglieder der Armee, insbesondere des Offizierkorps, beanspruchen, hätte nur dann Sinn und Berechtigung, wenn sie den übrigen Ständen nicht nur an militärischen, sondern auch an allen rein menschlichen Tugenden und Fähigkeiten in dem Maße überlegen wären, in welchem sie vor jenen anderen respektiert und bevorzugt zu werden wünschen. Ist das nun der Fall? Reine ehrlicher Soldat oder Offizier würde das bejahen. Er würde die Zumutung, die darin liegt, mit Recht als unvernünftig und ungerecht zurückweisen. Aber von bürgerlicher Seite verlangt ja auch niemand eine solche Tugendboldigkeit, der Bürger lehnt es im Gegenteil ab, in dem Uniformträger als solchem ein höher begnadetes Wesen zu erblicken, eben weil die Voraussetzungen dazu erst in jedem einzelnen Falle erbracht werden müßten.

„Wir sind Sünder allzumal, und das Kleid macht nicht den inneren Wert. Menschliche Leidenschaft, Widrigkeit und Niedrigkeit machen auch vor dem Himmel der Halbgötter nicht Halt. Das ist kein Vorwurf gegen

die Kaste; aber es ist ein Vorwurf für jene, die da meinen, dem Bürgerthum fortgesetzt die Unbill antun zu dürfen, dem Wehrstand und seinen Würdenträgern eine Wunder wie erhabene Stellung anzuweisen gegenüber dem Nährstand und dem Lehrstand. Wir lehnen es ab, wie schon zu der Zeit, als im Militärwochenblatt der herausfordernde, überdreiste Ausspruch zuerst zu lesen war, der Offizier, der durch die Schärpe geädelt und ein Ritter sei, dürfe jezuweilen auch eine Bürgerliche zu der eigenen Höhe emporzuziehen suchen, — wir lehnen es ab, diese Erhabenheit der Kadetten, Leutnants, Obristen und Generale anzuerkennen. Und wir meinen, die Armee hat allen Grund, die Freude über den Besitz des vornehmsten Rockes einzuschränken durch innere Prüfung, die vielleicht auch einmal günstige Außenwirkungen zeitigt."

Wie sehr berechtigt diese Mahnung eines Berliner Blattes ist, hat leider das gerichtliche Verfahren gegen den Leutnant Bilsse mit dem geradezu verblüffenden Ausgange des Prozesses in einer Schärfe dargetan, die auch die militärförderndsten Blätter in Schrecken und Angstschweiß versetzt hat.

"Mit Staunen", schreibt die "Deutsche Zeitung", "wird mancher in der Urteilsbegründung lesen, daß das Buch des Leutnants Bilsse („Aus einer kleinen Garnison") kein Pamphlet' genannt und daß gesagt wird, es enthalte 'viele's Wahre und Beachtenswerte'. Mit Erstaunen wird man hören, daß dem Beurteilten eine ‚verbitterte Stimmung' wegen Suspension vom Dienst ohne triftige Gründe zugute geschrieben, daß auch der Rittmeister Bandel, als handle es sich um eine bekannte Kategorie, zu den ‚verbitterten' Offizieren geschrieben und daß in erkennbarem Zusammenhange von den Folgen der Ungerechtigkeit Vorgesetzter geschrieben wird. Auch auf nahende ‚Verabschiedungen und Versetzungen' als Folge der Bilsse'schen Veröffentlichung wird offen hingewiesen. In jeder Beziehung wirkt also die Verhandlung des Mezer Kriegsgerichts als etwas Außergewöhnliches. Sollte der Wunsch, eine grundsätzliche Besserung nicht nur der örtlichen Zustände in Forbach, sondern auch der ernstesten allgemeinen Nöthe unserer vom Geschick stiefmütterlich behandelten Offizierkorps in den Grenzgarnisonen das mitbestimmende Motiv des hohen Gerichtshofes gewesen sein, so können wir von unserem Standpunkt aus das Bestreben natürlich nur ehren, auch wenn wir im Zweifel bleiben, ob den Anträgen des Herrn Anklagevertreters auf Ausschluß der Öffentlichkeit nicht besser erheblich öfter nachgegeben worden wäre.

"Allgemeine Noth und Engigkeit der reichsländischen Grenzgarnisonen, die sich in bezug auf Dürftigkeit aller Lebenskultur übrigens keineswegs so stark von dem polnischen und masurenischen Osten unterscheiden (? D. L.), wie das unter der Vorstellung vom Gegensatz des reicheren und entwickelteren ‚Westens' vielfach geschieht, und persönliche Zufälligkeiten, Anzulänglichkeiten und schließlich auch Schlechtigkeiten in der bewegten Garnison haben zusammengewirkt zu dem betrübenden Gemälde, das uns auch die objektive Gerichts-

verhandlung entrollt hat. Die starke Zahl der Fälle von Durchbrechung der Disziplin und Dienstordnung, die dreifache Eheirrung innerhalb der Kameraderie des Offizierkorps eines einzigen Bataillons und das Ausbleiben einer durchgreifenden Neuordnung von oben her auch in bezug auf andere trankende Lebensverhältnisse der Offiziere — das bleibt ein böses Symptom für jeden Freund des Vaterlandes, des Heeres, des Offizierkorps . . .

„ . . . Und immer wieder klingt nun der Grundton durch: Nicht wegen Verleumdung, sondern wegen Beleidigung ist der Leutnant Bilsse angeklagt und verurteilt worden. Und sein Verteidiger hat aus taktischen Rücksichten auf den Wahrheitsbeweis verzichtet, da ihm die Aufklärung des ‚Milieus‘ durch die Zeugenaussagen, die die objektive Verhandlung hervorrief, genüge.“

Klingt schon durch dieses ein Ton des Verdrusses über die Öffentlichkeit des Verfahrens, so hören wir ihn verstärkt in der „Täglichen Rundschau“:

„ . . . Was hätte die Wahrheit und das Recht und die Welt daran verloren, wenn die widrigen Ehestandale nicht in der Öffentlichkeit, sondern in geheimer Sitzung behandelt worden und die Zeitungen nicht instand gesetzt worden wären, sie in langen Berichten der Öffentlichkeit zu schildern? So wie die Dinge lagen, konnte sich keine Zeitung der Berichterstattung entziehen (? D. T.) und höchstens durch Kürzungen das Ekelhafteste wegräumen; aber daß mit diesen Berichten viel Gutes gewirkt und gesät worden wäre, vermögen wir nicht einzusehen. Sodann aber die merkwürdigsten Fragen an die Zeugen, die oft fast in die Gewissenserforschung ausklangen: Sind Sie ein Nichtgentleman oder nicht, dieses mißgünstige, höhnische Absprechen der Offizierzeugen unter sich, dieses Stöbern in Kleinigkeiten, die die Öffentlichkeit gar nichts angehen — alles das dürfte vor einem Militärgericht noch nicht dagewesen sein. Das alte deutsche juristische Laster, in Beleidigungsprozessen den Beleidiger zum öffentlichen Ankläger werden zu lassen und ihm zu gestatten, unter dem leichten Risiko einer unverhältnismäßig gelinden Strafe das Privatleben und die Vergangenheit der von ihm Beleidigten bis ins Vergessenste und Unwesentlichste zu entblößen, feierte wieder wahre Triumphe. Mögen der Leutnant oder Rittmeister X. oder Y. korrekt oder inkorrekt gehandelt haben, was berechtigt ihren Angreifer, ihnen bis ins Ehegemach nachzuleuchten, jeden Ehedisput der öffentlichen Kritik zu unterwerfen und ihren Dämmerchoppen zu kontrollieren, oder vor der breitesten Öffentlichkeit die hochwichtige Frage untersuchen zu lassen, ob die vorhandene Basstimme vom vielen Trinken oder die tränenden Augen von der Kunst des Bowleansehens stammen? Auch wenn den Forbacher Offizieren nichts nachgewiesen wäre, genügen derartige öffentliche Erörterungen, sie in der öffentlichen Achtung zu schädigen und bei ihrer Mannschaft und in ihrem Garnisonsorte unmöglich zu machen. Der Herr Leutnant Bilsse hat Mißstände aufgedeckt, und seine öffentlichen Angriffe bezahlen zunächst eine Reihe seiner bisherigen Kameraden, die

arglos mit ihm verkehrt haben, mit ihrer Existenz; aber die Vernichtung greift weiter und schont auch fast Unbeteiligte und Frauen nicht, die entweder die von ihnen begangene Schuld schon gesühnt haben oder aber für ihre häuslichen Anzulänglichkeiten oder gesellschaftlichen Anarten doch wenigstens nicht an den Pranger gestellt zu werden brauchen. Die demokratische Presse jammert schon heute über das hohe Strafmaß gegen Bülse, das gegen das Rechtsgefühl verstoße; aber es verstößt nicht gegen ihr Rechtsgefühl, daß Leute, die nicht mangelhafter sind, als tausend andere auch, vor ganz Deutschland, ja auch vor dem Auslande, das diesen Prozeß natürlich mit Wollust verfolgt, lächerlich und verächtlich gemacht, in ihrem Berufe vernichtet und mit ihren Familien ins Unglück gestürzt werden. Der Prozeß hat einige der Offiziere so schwer belastet, daß für sie unseres Erachtens kein Raum mehr in der deutschen Armee sein darf; aber andere wieder zeigen eben nur Fehler so vieler anderer sterblichen Menschenkinder, müssen aber für sie unverhältnismäßig büßen . . .“

In dasselbe Horn stößt der „Reichsbote“:

„. . . So gewiß solche Dinge nicht verhüllt und verheimlicht, sondern ernsthaft zur Rechenschaft gezogen werden sollen, so müssen wir immer wieder fragen: Wozu aber diese Veröffentlichung der Gerichtsverhandlungen in der Presse? Nur mit Widerwillen und Ärger unterziehen wir uns jedesmal dem Druck der Konkurrenz (! D. S.) der übrigen Presse, der uns zwingt, die Verhandlungen wiederzugeben. Durch diese Art der öffentlichen Gerichtsbarkeit, die sich in der Presse vollzieht, wirken derartige Unsitlichkeitsprozesse im Volke so verderblich, daß wir glauben, daß es allerhöchste Zeit ist, gesetzlich festzustellen, daß die Öffentlichkeit der Gerichte an der Gerichtstür ihr Ende hat und nicht in die Presse hinausgetragen werden darf, wo sie nicht hineingehört. . . Es ist allerhöchste Zeit, daß wir allem, was der Sittlichkeit schaden könnte, mit größter Energie entgegenzutreten. Darum fort mit dieser Art von Öffentlichkeit der Gerichte . . .“

Weiter gibt der „Reichsbote“ zustimmend einem Briefe aus seinem Leserkreise Raum:

„Die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen gehört zu der sogenannten liberalen Garantie, die uns bereits Millionen und aber Millionen an Nationalvermögen kosten. Und wenn mit dieser Garantie in der bisherigen Weise weitergewirtschaftet wird, reicht aller Steuerertrag ehrlicher und nicht ehrlicher Arbeit der Deutschen daheim und draußen in der Welt nicht hin, um die Schäden zu beseitigen, die wir dem sittlichen Leben unserer Nation bis in seine Zukunft, nicht nur bis in die vierte und fünfte Generation hinein zufügen.

„Daß ein Prozeß Dippold vor der breitesten Öffentlichkeit verhandelt werden und daß er vierzehn Tage lang vielfach den weitaus größten Raum der Zeitungen in Anspruch nehmen konnte, ist eine Schande, die wieder gut zu machen ganz unmöglich ist. Wenn die böse Saat, die er in ungezählte junge Gemüter senkte, wird aufgegangen sein, haben Richter, die in der

Zukunft Recht zu sprechen berufen sind, vollauf recht, zu sagen: Da sieht man die Folgen des öffentlichen Gerichtsverfahrens und die Folgen der Freiheit, die eine frühere Zeit meinte.

„Nicht ganz so, aber ähnlich, vielleicht noch schlimmer liegt die Sache mit dem Prozeß gegen den Leutnant Bilse. Man kann sagen, es bestand nur ein minimales öffentliches Interesse (?? D. S.), einmal in das Leben der kleinen Grenzgarnisonen hineinzuleuchten. Dagegen hätte ein großes öffentliches Interesse geboten, zu verhüten, daß in breiten Schichten der Bevölkerung der Glaube Nahrung finden konnte: So geht es nun in der vielgepriesenen deutschen Armee, und zwar in deren Offizierkorps her. Alle Bemühungen, der Sozialdemokratie Wasser abzugraben, sind umsonst, wenn nicht endlich mit dem System der Öffentlichkeit von Gerichtsverhandlungen gebrochen wird, das jetzt noch als eine Garantie unserer freiheitlichen Entwicklung gilt. Alle Kulturarbeit, die wir verrichten, wird in ihr Gegenteil gewandelt, wenn es weiter erlaubt, ja sogar geboten sein darf, daß jeder Prozeß, so wie es jetzt geschieht, mit allen möglichen niederträchtigen und schandbaren Details in den Zeitungen so ‚wiedergegeben‘ wird, wie es die Öffentlichkeit des Verfahrens zu rechtfertigen scheint. Von der Presse aus Hilfe und Besserung zu erwarten, ist vergebens. Unsere Presseverhältnisse sind auf einem Tiefstand ihrer Entwicklung angekommen, der nicht schlimmer gedacht werden kann.

„Aber in den Kirchen, in den Schulen, auf den Universitäten und im Parlamente sollten sich Stimmen und immer wieder Stimmen dagegen erheben, daß wir so wie jetzt weiter an unserer Selbstzerfleischung arbeiten — zur Verwunderung des Auslandes. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind sicher ein Land, in dem es mit der Freiheit weit genug getrieben wird. Dort wäre es unmöglich, daß Prozesse wie der Dippold-Fall und der gegen Bilse verhandelte in den Zeitungen anders als nur ganz kurz registriert würden. Sittlich Anstößiges zu bringen, hüten sich die amerikanischen Zeitungen. Amerikaner, die in Deutschland leben, begreifen nicht, wie man den Zeitungen bei uns in dieser Weise eine Freiheit läßt, die in zahllosen Familien Ansätze zu Leidenschaften sich bilden und entwickeln läßt, die das Erziehungswerk zahlloser Mütter und Väter über Nacht vernichten.“

Ganz anders gestimmt für diesen überaus dankbaren und fruchtbaren Fall ist natürlich die erste publizistische Geige der Sozialdemokratie, der „Vorwärts“. Lassen wir auch ihn sein Liedchen fiedeln:

„... Was hat sich unter der Handvoll Offiziere der kleinen Garnison nicht alles an Unglaublichkeiten abgespielt! Ein Bataillonskommandeur, der von den zivilen Honoratioren ‚geschnitten‘ wird, dem das aber gar nicht zum Bewußtsein kommt, weil er ja trotz alledem noch mit diesen Honoratioren auf dem Fuße des ‚Sutrinkens‘ steht — und das Trinken spielte in Forbach ja eine hervorragende Rolle —; ein Bataillonskommandeur, der duldet, daß eine Rittmeisterseigattin Dienstpferde vorschriftswidrig in ausge-

Dehntem Maße zu Privat Zwecken benutzt, der aber einen andern Offizier rüffelt, der nur einmal seinen Jungen auf ein Dienstpferd gesetzt hat; dem einem andern Offizierskollegen gegenüber nachgesagt wird, daß er dem unfähigen Gemahl der Rittmeistersgattin gute Konduiten ausstellt, weil die besagte Dame ihm sonst die Augen austragen zu wollen erklärt habe. Ein Regimentskommandeur, der trotz der ständigen hohen Kasino schulden der Offiziere einen Stolz darein setzt, im Kasino Bowlen anzusehen, aus dem Grunde, weil unter den Herren Offizieren sein Talent, Bowlen zu brauen, ungewöhnlich einmütige Anerkennung gefunden hat. Und dann diese Offiziere selbst. Diverse gegenseitige Ehebruchsaffären sind noch das mindeste. Über diesen Punkt denkt man offenbar äußerst tolerant. Ein Offizier erhält dafür, daß er mit der Frau eines Kollegen Ehebruch getrieben, einen ‚Verweis‘; dafür, daß er den Gemahl der Dame dann im Duell zum Krüppel geschossen, erhält er sechs Monate Festung. Man spricht zwar untereinander allerhand über das auffällige Courschneiden einzelner Kollegen den Damen anderer Kollegen gegenüber, man hört sogar einen Barbier skandalöse Geschichten verbreiten, aber man nimmt dergleichen Menschliches — Allzumenschliches nicht allzu tragisch. Nun hat es ja auch berühmte Feldherren und Staatsmänner gegeben, die ähnlich frei über sexuelle Moral dachten — wir erinnern nur an Napoleon I. und den Fürsten Metternich —, allein im allgemeinen entrüstet man sich doch stets in den Kreisen der Edelsten und Besten, zu denen doch auch die Offiziere gehören, so hochsittlich über die freie Liebe der — Sozialdemokratie! Daß das Schuldenmachen an der Tagesordnung war, nicht nur bei den jugendlichen Leutnants, sondern auch bei den gereiften Rittmeistern, wäre auch noch der geringsten Makel einer. Aber eine weit minder harmlose Affäre war entschieden die zweier bis über die Haare verschuldeter Offiziere, die sich gegenseitig Wechsel über Tausende ausstellten, Wechsel, die begreiflicherweise bis heute noch nicht eingelöst sind — eine geschäftliche Manipulation der allerbedenklichsten Art. Die nämlichen beiden Offiziere suchten auch einen dritten Offizier zu einem Griff in die Schwadronskasse zu verleiten. Als dieser Offizier das unter dem Vorwand ablehnte, daß er bereits ein solches ‚Darlehen‘ entnommen habe und deshalb außerstande sei, ihrem Wunsche zu willfahren, erfolgte kurz darauf die Denunziation dieses Offiziers, die dieser, als Zeuge vernommen, auf das abgewiesene Freundespaar zurückführte! Ein anderer Offizier soll nicht nur beschwipst zum Exerzieren gekommen, er soll nicht nur ein berühmter Schürzenjäger, sondern auch — nach dem unter den Offizieren kursierenden Gerücht — ein Schürzenstipendiat gewesen sein!

„Es genügt, zu konstatieren, daß das Kriegsgericht den Wahrheitsbeweis — den ungewollt die Anklagebehörde, nicht der Angeklagte selbst führte — für die Richtigkeit der allgemeinen Darstellung



des Romans als erbracht ansah, daß es von einer Beurteilung wegen verleumderischer Beleidigung vollständig absah und lediglich den Tatbestand der einfachen, also formalen Beleidigung als vorliegend erachtete!

„Wegen dieser einfachen Beleidigung und wegen Übertretung der kaiserlichen Verordnung, welche Offizieren publizistische Tätigkeit nur unter der Bedingung der vorher eingeholten Erlaubnis gestattet, erfolgte die Beurteilung zu 6 Monaten Gefängnis und Verlust der Offizierscharge.

„Das Gericht nahm zugunsten des Angeklagten an, daß er kein Pamphlet habe schreiben, sondern nur vorhandene Mißstände habe aufdecken und beseitigen wollen. Auch zu dieser Auffassung konnte es logischerweise nur gelangen, wenn es überzeugt war, daß der Angeklagte nicht übertrieben hatte, daß die Zustände in Forbach so furchtbare waren, daß sie ihm die Feder zu seiner vernichtenden Anklageschrift gewissermaßen gewaltsam in die Hände gedrückt hatten. Kam das Kriegsgericht einmal zu dieser Auffassung, so konnte es freilich auch auf kein höheres Strafmaß erkennen, um so weniger, als fast alle Zeugen, sogar mehrere der von Bilsse an den Pranger Gestellten, dem Verfasser das Zeugnis eines liebenswürdigen, hochanständigen Kameraden und Menschen ausstellen mußten. Unverständlich ist nur die kriegsgerichtliche Motivierung des erschwerenden Moments:

„Straferschwerend für den Angeklagten komme in Betracht, daß er in taktloser und roher Weise gegen Vorgesetzte vorgegangen sei und sich in grober Weise gegen die Disziplin vergangen habe, so daß mehrfache Verabschiedungen und Versetzungen in Forbach nötig würden.

„Daß mehrere der bloßgestellten Offiziere verabschiedet und versetzt werden müssen, ist doch nicht Bilsse's Schuld, sondern Schuld der durch eigene Handlungen kompromittierten Offiziere selbst! Im Gegenteil: das Kriegsgericht hätte dem Verfasser des Romans den Dank des ganzen Offizierkorps dafür aussprechen sollen, daß er durch seine Kritik zur Ausstoßung dieser unwürdigen Glieder beigetragen hat! Ja, vielleicht gibt es noch mehr solch 'kleiner Garnisonen', auf die die Aufmerksamkeit der obersten Militärbehörde gelenkt zu haben das nicht leicht zu überschätzende Verdienst des Leutnants Bilsse gewesen ist.“

Und die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ revozieren und deprezieren ihr erstes abfertigendes Urteil über das Bilsse'sche Buch:

„... Die Beweisaufnahme hat leider unsere Auffassung nicht bestätigt: das Unmögliche ist zur Tatsache geworden, und wenn auch nicht alles, so ist doch so viel erwiesen, daß in einem preussischen Offizierkorps Zustände einreißen konnten, wie sie sich die dunkelste Phantasie kaum ausgemalt hätte. Wir werden auf die allgemeinen wie die speziellen Lehren, die dieser Prozeß bietet, noch zurückkommen. Aber das eine sei schon heute gesagt: So sehr wir uns dagegen sträubten,

so erkennen wir heute doch an, daß Franz Adam Beyerlein berechtigt war, die schwere Schicksalsfrage zu stellen: „Sena oder Sedan?“

Man könnte die Angst- und Verlegenheitsergüsse der ihrem militärischen oder militärfrommen Leser dienstbaren Blätter auf sich beruhen lassen, wenn sie sich damit begnügten, die nun einmal nicht aus der Welt zu schaffenden Tatsachen ehrlich anzuerkennen. Leider aber verschlimmern sie ihre peinliche Lage noch durch einen erstaunlichen Aufwand publizistischer Spiegelfechtereien. Gar herrlich offenbart sich hiebei wiederum die Moral mit dem doppelten Boden, dieser bequeme patriotische Redaktionsapparat zur Appretur der Wahrheit je nach Bedarf. Die schlichte Wahrheit, daß, was dem einen recht, dem andern billig sein sollte, scheint ihnen eine unbekannte Größe zu sein. Was dem Gegner in ihren Spalten zu Schimpf und Schande, zum öffentlichen Pranger gereichen würde und schon oft erreicht hat, das schrumpft, wenn es im eigenen Lager geschieht, zu harmlosen „Irrungen“ zusammen, die teils schon „gesühnt“ seien, teils nicht viel auf sich hätten. Ein paar Ehebrüchlein? — unter Kameraden ganz egal! Mit kunstgeübten Griffen versucht man die Sache selbst zu eskamotieren, die Aufmerksamkeit auf nebensächliche Dinge abzulenken und den Schwerpunkt des Verfahrens auf irgend eine unbequeme Begleiterscheinung zu verlegen. So wird — Geschwindigkeit ist keine Hexerei — die Niederlage in Forbach prompt in ein Verfahren gegen die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen und gegen die wahrheitsmutigen Richter, den einzigen Lichtblick in dem düsteren Bilde, umgewandelt. Und das Ende vom Liede ist —? Daß der aufgewühlte Schlamm eigentlich gar nicht so schlimm ist, wie dessen öffentliche Auskehrung. In mehreren der oben wiedergegebenen Preßstimmen ist das tief empfundene Bekenntnis zu finden, daß ihnen die Veröffentlichung der Tatsachen weit mehr Kummer und Sorgen verursacht als die Tatsachen selbst.

Wenn das alles aber nicht zieht, — was dann? Dann bleiben immer noch zwei Schlupflöcher übrig, in denen man sich mutig vertriehen kann. Das eine ist die ja schon von den Militärmißhandlungen her sattfam bekannte Ausflucht, es handle sich nur um „Ausnahmeerscheinungen“; das andere ist das so rührend sentimentale Kapitel von dem Elend der „kleinen Grenzgarisonen“. Man sollte nach den wehleidigen Schilderungen meinen, Sibirien oder Cayenne seien Dorado's dagegen.

Gegen diese und andere Beschönigungs- und Vertuschungsversuche wendet sich ein ehemaliger höherer Offizier, der Oberst a. D. Gaedke, im „Berliner Tageblatt“:

„Man möchte gern über Forbach als über ein ganz vereinzeltes Vorkommnis möglichst stillschweigend hinweggehen; aber leider ist in dem letzten Jahre zuviel zusammengekommen, was dies verhindert. Gewiß, noch ist das Heer und das Offizierskorps in seinem Kern gesund; gewiß kommt heutzutage manches an die Öffentlichkeit, was früher mit dem Mantel

der Liebe bedeckt werden konnte; gewiß geschehen auch in anderen Ständen und anderen Berufen bedenkliche Sachen. Aber ein so geschlossener Stand an so exponierter Stelle hat eben auch ganz besondere Pflichten, deren er sich nicht leichtfertig entäußern kann: noblesse oblige. Und dann, ich weiß wirklich nicht, ob irgendwo seit langen Jahren so viel Verfehlungen im Kreise einer engumgrenzten Gesellschaft festgestellt worden sind; es handelt sich nicht um die Sünden einzelner, sondern um verrottete Zustände innerhalb eines ganzen Offizierkorps. Das Schlimmste ist ja, daß der Mezer Prozeß einen Schatten über das deutsche Heer gleiten läßt — hoffentlich nur einen vorübergehenden.

„Man wirft die Schuld auf die kleinen Garnisonen, aber nicht mit vollem Recht. Gewiß ist manches dort nicht ideal, aber müssen denn andere gebildete Leute nicht ebensolange, ja manchmal zeit lebens dort zubringen, ohne solchen sittlichen Gefahren zu verfallen? Ich erinnere an die Landräte, die Ärzte, die Prediger, Direktoren und Oberlehrer, die Bürgermeister, Apotheker, Postdirektoren und andere Beamte. Sollte nicht wirklich manches mehr an den besonderen Verhältnissen der Offizierkorps liegen? Und in den großen Städten auch vorkommen? Nur, daß es hier nicht so leicht bekannt wird. Die Sünde kann hier mehr im verborgenen blühen. Sollte nicht vielleicht die Zeit gekommen sein, die inneren Reformen mehr in den Vordergrund zu schieben, und nicht das ganze Heil ausschließlich in äußeren Vermehrungen zu suchen? Wenn in Forbach unter dem Begriffe der Kameradschaft sich der Kampf aller gegen alle, Klatsch und geheimes Übelwollen, rücksichtsloser Eigennuß und Mißtrauen barg, sind ähnliche Verhältnisse — wenn auch nicht so kras und so gehäuft wie dort — nicht auch anderswo wenigstens zu spüren?

„Ist das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, ihr gegenseitiges Vertrauen, die Hingabe an einen großen Zweck wirklich überall so ideal, wie die Schönfärber behaupten? Ist wirklich im ganzen Heere kein Hauch von Streberei zu spüren, das, was man im Heere das rücksichtslose Wegschreiten über die Leichen der Vordermänner nennt? Ich glaube, das sind nachdenkliche Fragen, deren Beantwortung der Forbacher Prozeß auf die Lippen drängt.“

Auch die Münchener „Allgemeine Zeitung“ will das angeblich zum Verzweifeln öde Dasein in den kleinen Garnisonen nicht gelten lassen:

„Die engen Verhältnisse solcher kleinen Garnisonen entschuldigen aber keineswegs den sittlichen Notstand, den die Mezer Gerichtsverhandlung offenkundig gemacht hat. Ganz abgesehen davon, daß bei dem Offizierkorps einer Grenzgarnison der Ehrgeiz vorausgesetzt werden muß, sich möglichst kriegstüchtig zu erhalten und zumal im Bereiche des 16. Armeekorps den protestlerischen Elementen diesseits, den Nachbarn jenseits der Grenze ein gutes Beispiel zu geben —, abgesehen hiervon darf auch nicht der Glaube auf-

kommen, als ob ein Ort wie Forbach einem galizischen oder sibirischen Dorfe gleiche. In anmutigster Gegend gelegen, den lebhaften Provinzial-Hauptstädten Saarbrücken und St. Johann ganz nahe, darf das kleine Forbach von einem deutschen Offizierskorps eine ganz andre Lebensführung als die in Mex enthielte erwarten."

Ich glaube kaum, daß man in weiteren deutschen Offizierskreisen von den Forbacher Enthüllungen allzusehr überrascht worden ist. Auch manche patriotischen Blätter, die jetzt so tun, als fielen sie aus allen Himmeln, werden bei Veröffentlichung der Verhandlungen kaltes Blut behalten haben. Meines unmaßgeblichen Erachtens sind gewisse Erscheinungen und Gesplogenschaften, die im Forbacher Prozeß zutage gefördert wurden, ehrlicher-weise weder als „Ausnahmen“ zu bezeichnen, noch auf die famosen „kleinen Garnisonen“ beschränkt. Vergleichen kommt, wie Oberst Gaedke bestätigt, auch an anderen Orten vor. Es ist weder meines Amtes noch meine Absicht, richten zu wollen. Aber die Tatsachen müssen doch klipp und klar festgestellt werden gegen die bodenlose Heuchelei unserer Tage.

Es scheint da, auch bei den Mannschaften, eine gewisse geschichtliche Tradition vorzuliegen. Freilich — und darin liegt der bemerkenswerte Fortschritt — auch ein Fürst von der selbstherrlichen Natur Friedrichs des Großen könnte sie heute nicht mehr auffrischen. Die von Dr. Böhmert herausgegebene „Sozial-Korrespondenz“ gräbt in ihrer neuesten Nummer eine Maßnahme dieses Königs aus, die der Meinung des erwähnten Blattes zufolge unwillkürlich an zukunftsstaatliche Gebilde erinnert. In einer Schrift „Potsdam in Wort und Bild“ werden die damaligen Zustände im ersten Bataillon der Leibgarde geschildert. Der Eintritt in das Bataillon war wohl kein freiwilliger, sondern ward kommandiert. „Die Mannschaften wurden aus allen Regimentern ausgewählt, durften nicht unter neun Fuß messen, mußten dreißig Jahre alt und unverheiratet sein.“ Die von der „Sozial-Korrespondenz“ erwähnte Schrift erzählt dann weiter: „Sie waren vom Verkehr mit der Außenwelt und von den Kameraden anderer Regimenter vollständig abgeschlossen, erhielten niemals Urlaub und durften ohne Erlaubnis nicht einmal die Stadt betreten. Ein Soldat des ersten Bataillons wurde nie entlassen. Konnte er wegen Alters oder Gebrechlichkeit den Dienst nicht mehr tun, so veränderte er wohl den Rock, aber nicht seine Lage“, d. h. er ward Staatspensionär. „Das Verbot der Ehe wurde auf die einfachste Weise umgangen. Liebte ein Grenadier ein Mädchen, und waren beide gewillt, miteinander zu leben, so genügte ein Zettel, auf dem geschrieben stand: ‚Der Grenadier N. N. hat die Erlaubnis, die N. N. zu nehmen.‘ Daraufhin mußte die Herrschaft das Dienstmädchen, der Vater die Tochter ziehen lassen. Beide bekamen eine Wohnung zugewiesen und lebten miteinander, solange es ihnen gefiel. Die Kinder kamen, wenn es die Mutter wünschte, ins Waisenhaus. Abgesehen davon, daß niemand dem Mädchen dar-

aus einen Vorwurf machen durfte, ward man dies in Potsdam im Laufe der Zeit so gewohnt, daß nicht der geringste Anstoß daran genommen wurde."

"Man sieht", so meint die „Sozial-Korrespondenz“, „wie hier die ‚freie Liebe‘, sozusagen die Ehe auf Kündigung, vom Staatsoberhaupt selbst geduldet wird und wie als unabweishbare Folge dann auch die Erziehung der Kinder auf Staatskosten angeordnet wird. Offenbar hatte auch das ganze, unsren bürgerlichen Anschauungen schnurstracks zuwiderlaufende Verhältnis ziemlich bald in der öffentlichen Meinung der Potsdamer alles Entwürdigende verloren."

Ist es nicht sonderbar, daß die „patriotischen“ Geschichtswerke von dergleichen ebensowenig etwas wissen, wie die von Sittlichkeit und Frömmigkeit tiefenden „christlich-patriotischen“ Blätter? —

So mußten also Eltern ihre Töchter als Soldatenliebchen ausliefern, wenn diese das „Glück“ hatten, die Brunst irgend eines „schneidigen Kerls“ zu entzünden. Und das von Obrigkeit wegen, auf Grund „allerhöchster“ Verfügungen. Ein wahrhaft erhabenes Beispiel patriarchalischer Volkserziehung zu den verklärten Gipfeln von Religion, Sitte und Ordnung! Die Sozialdemokratie ist somit von dem Vorwurf gereinigt, die „freie Liebe“ in ein System gebracht zu haben. Vielleicht aber ist der sozialdemokratische Zukunftsstaat in der Lage, in diesem Punkte an die Traditionen der alt-preussischen Monarchie anzuknüpfen und dadurch das Odium ungeschichtlicher und vaterlandsloser Gesinnung mit sittlicher Entrüstung von sich abzuwälzen. —

Was wir auch anstellen mögen: der Kampf nach einer Front muß immer in der Sackgasse enden. Alle Schönfärberei und Vertuschung wird über ein Kleines vom Regen der Wahrheit weggewaschen. Die Geschichte lehrt uns das, die eigene Erfahrung bestätigt es täglich. Jedes Bemühen, das von der falschen Voraussetzung der eigenen Vortrefflichkeit und der Nichtswürdigkeit anderer ausgeht, muß notwendig scheitern, und das gilt auch in seiner erweiterten Anwendung auf Parteien, Stände, Klassen usw. Denn es laufen auf dieser schiefen Erde weder Engel noch Teufel herum. Peccatur extra muros et intra — wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes. Sind wir selbst keine schneeweißen Engel, so sind auch unsere politischen, geistigen und gesellschaftlichen Gegner keine schwarzen Teufel. Und was fragt die Weltgeschichte nach unseren schäbigen Parteiprogrammen und sonstigen, auf enge und engste Kreise beschränkten Interessen? „Das Weltgericht fragt nach euren Gründen nicht!“

Wenn wir uns diese Erkenntnis zu eigen machen, dann wird unser Volk auch gegen das Gift, mit dem manche Gerichtsverhandlungen die Öffentlichkeit in der Tat gefährden, mehr und mehr immun werden. Wenn uns nicht zugemutet wird, nach der einen Seite in blinder Bewunderung zu ersterben, nach der anderen aber ungehört und ungeprüft zu verdammen und zu vernichten, dann werden wir den Dingen weniger fassungslos gegenüberzutreten und mit ruhigem Gerechtigkeitsinn vernünftigeren Lehren aus ihnen

ziehen als heute, wo jeder Skandalprozeß und jede Enthüllung nur dazu dient, die Heße gegen irgend eine Partei oder Klasse zu steigern und die sozialen Gegensätze auf das verhängnisvollste zu verschärfen. Es wird der Tag an uns nicht vorübergehen, an dem wir alle, Mann für Mann, aufeinander angewiesen sein werden.

Die Öffentlichkeit der Meher Gerichtsverhandlungen, meint der Verfasser des Briefes an den „Reichsboten“, habe nur ein „minimales Interesse“ gehabt. „Dagegen hätte ein großes öffentliches Interesse geboten, zu verhüten, daß in breiten Schichten der Bevölkerung der Glaube Nahrung finden könnte: So geht es nun in der vielgepriesenen deutschen Armee und zwar in deren Offizierkorps her. Alle Bemühungen, der Sozialdemokratie Wasser abzugraben, sind umsonst, wenn nicht endlich mit dem System der Öffentlichkeit von Gerichtsverhandlungen gebrochen wird...“

Kann man der Sozialdemokratie noch größere Zugeständnisse machen, als es hier unfreiwillig und offenbar in guter Absicht geschieht? Aber was nützt der beste Wille, wenn er von so geringer Einsicht und so geringem Vertrauen zu der Wahrheit, Gerechtigkeit und inneren Kraft der eigenen Sache getragen wird? Was heißt denn das anders, als: unsere Zustände sind so verrottet, daß sie das Licht der Öffentlichkeit nicht mehr vertragen, daß sie, diesem Lichte preisgegeben, der Sozialdemokratie eine untwiderstehliche, moralische Kraft verleihen müssen. Wahrlich, ich zähle mich weder zu den Scharfmachern, noch zu den Schönfärbern, aber von einem solchen trostlosen, an kraße Verzweiflung grenzenden Pessimismus bin ich doch, auch in meiner Beurteilung militärischer Zustände, noch weit entfernt. Wenn die einzige Rettung nur noch darin bestünde, daß wir mit dem „Reichsboten“ und den andern den Schein über das Sein stellen sollen, dann müßten wir die Flinte ins Korn werfen und samt und sonders — Sozialdemokraten werden. Das wäre die einzige ehrliche und logische Konsequenz.

Ich verkenne die Gefahren, die aus der Veröffentlichung mancher Gerichtsverhandlungen durch eine oft gewissenlose und brutal sensationslüsterne Presse, namentlich der unreifen, für alles Gute und Böse gleich empfänglichen Jugend, erwachsen, durchaus nicht. Aber dies Kapitel steht auf einem anderen Blatte und wird an anderer Stelle im Türmer eine Behandlung erfahren, die wahrscheinlich auch den „Reichsboten“, im allgemeinen wenigstens, befriedigen wird. Ich bemerke nur, daß diese Presse von oben herab und von der „besten“ Gesellschaft, von dieser mit Hintansetzung der eigenen Würde und Selbstachtung gefordert wird. Sie ist nichts weniger als sozialdemokratisch. Im Gegenteil! Dies Kapitel aber betrifft viel mehr einen Mißbrauch der Presse, als die Öffentlichkeit des Verfahrens und eine taktvolle Berichterstattung. Wo der Richter es für angemessen hält, die Öffentlichkeit auszuschließen, da ist er schon heute dazu befugt, und wenn die Richter in Mex — Hut ab vor den ehrlichen, furcht-

losen Männern! — von diesem Rechte verhältnismäßig nur sparsamen Gebrauch gemacht haben, so hatten sie ihre guten, nicht mißverständlichen Gründe dazu. Es ist eben manchmal die ganze Macht der öffentlichen Meinung nötig, um eingeroostete Übel aus der Welt zu schaffen. Und wo es sich geradezu um Lebensinteressen der Nation handelt, da müssen private, zumal durch eigene Schuld geschädigte Interessen zurücktreten. Überdies war an der Sache nichts mehr zu verderben, das Urteil, in dem der Wahrheitsbeweis als in den meisten wesentlichen Punkten erbracht anerkannt wurde, hätte doch veröffentlicht werden müssen. Wer dann kein weiteres Material zum Vergleiche gehabt, als den in allen Blättern genau wiedererzählten Roman des Angeklagten, der hätte sich in seiner Phantasie noch viel schlimmere Vorstellungen gemacht, als er sie jetzt aus den Verhandlungen gewonnen hat. Wir sehen also, daß die Richter nicht nur gerecht, sondern auch klug gehandelt haben, und der einzige verheißende Stern, der in das Düstter der ganzen Tragikomödie hineinleuchtet, ist die in eine erhoffte Zukunft hinübergerettete Erfahrung, daß es auch im militärischen Verfahren noch Richter in Deutschland gibt. Sollte durch Mißtrauen erweckenden Ausschluß der Öffentlichkeit auch noch dieser Glaube erschüttert werden? — —

Was dem Deutschen die Freude an seiner Armee vergällt, das sind alles Übel, die sich bei einiger Erkenntnis und einigem guten Willen ohne die Gefahr staatsumwälzender Katastrophen abstellen ließen. Daß für die notwendige Wehrkraft des deutschen Volkes Opfer gebracht werden müssen, wird schließlich auch dem Sozialdemokraten, der nicht völlig in seine Theorien vernarrt ist, einleuchten. Was aber nicht nur die Parteien der Linken, sondern auch weite, ehrlich militärfreundliche Kreise mit Unmut und Erbitterung erfüllt, das sind die vielen völlig unnützen Opfer, die dem schon schwer belasteten steuerzahlenden Bürger als geduldigem Grautier aufgepackt werden. Daß enorme Summen ausgestreut werden für Zwecke, deren Nutzen und Notwendigkeit sich durch keinerlei triftige Gründe erweisen läßt, wird in jüngster Zeit auch von erfahrenen Militärs immer häufiger und schmerzlicher beklagt.

„Vier ganze Armeekorps“, so liest man in der „Gegenwart“, „haben an dem diesjährigen Kaisermanöver teilnehmen müssen. Wenn die horrenden Summen bekannt würden, die allein zur Deckung der angerichteten Flurschäden haben bezahlt werden müssen, so wäre zu befürchten, daß der deutsche Steuerzahler in Krämpfe fiel. Und was hat das Reich von diesen Manövern gehabt? Nur die allgemein verbreitete bittere Erkenntnis, daß, wenn unsere großen Manöver in der Weise wie bisher weiter geführt werden, es mit der Tüchtigkeit des deutschen Heeres auf dem Gefechtsfelde rapide bergab gehen muß. Rein Mensch fragt in ihnen noch nach den Geboten des Ernstfalles. Die Aufführung von Schaustücken ist die Hauptsache; gelingen diese, so gratuliert man sich zu dem wieder glänzenden Erfolge.“

„Nicht den geringsten Vorteil hat das Reich auch von den militärischen Schaustellungen auf dem Paradesfelde und in den Garnisonen. Und wie haben diese in den letzten Jahren überhandgenommen! Und wie kostspielig sucht man sie jetzt zu gestalten! Oft scheint es, als wäre man zu der Einsicht gelangt, daß früher für sie zu wenig Geld ausgegeben worden sei. Heute ist es Mode geworden, daß die militärischen Statisten von außerhalb, und zwar von weit her kommen. Auf welche Weise Herr Friedrich Krupp aus dem Leben geschieden ist, weiß nur ein kleiner Kreis von Eingeweihten. Aber da er an der deutschen Armee zahllose Millionen verdient hat, mußte diese Armee ihm auch die letzten Ehren erweisen, mußten Infanterie und Kavallerie zur Bildung von Spalier und Eskorten bei dem Begräbniß nach Essen rücken. Wie Sand am Meer gibt es zum anderen Soldaten aller Art in Berlin. Ein vorzügliches Gedächtnis gehört schon dazu, alle dort garnisionierenden Regimenter aus dem Kopf herzusagen. Zu einer Denkmalsfeier wurde aber von der Heeresverwaltung Infanterie aus Potsdam und Kavallerie aus Langfuhr, also aus der Umgegend von Danzig, heranbeordert. Die Kavallerie war eine ganze Schwadron stark und hatte die Reichshauptstadt vermitteltst Bahntransportes zu erreichen. In die Tausende geht aber eine solche Maßregel. Umsonst fahren unsere Truppen auch auf den Staatsbahnen nicht. Und dann müssen Offiziere, Mannschaften und Pferde doch an ihrem Bestimmungsort auch untergebracht und die Offiziere und Mannschaften für die ihnen aus der Abwesenheit von der Garnison erschwandenen Mehrausgaben durch Kommandozulagen und Zuschüsse entschädigt werden. Wo sich aber viele Soldaten aufhalten, da gibt es auch in Preußen Stabsoffiziere und Generäle in Hülle und Fülle. Indessen auch viele Angehörige dieser Chargen hatten sich von außerhalb zu der Denkmalsfeier einzufinden. Wer trug aber die Kosten ihrer oft recht weiten Reisen? Derselbe Fiskus, der das Geld für den Transport der Schwadron hatte hergeben müssen . . . Wie wenige Wochen vorher von Langfuhr nach Berlin, holte man eine kriegsstarke Eskadron mit dem Trompeterkorps von Paderborn nach Wiesbaden. Gleichzeitig wurde eine Kompanie des erwähnten Alexanderregiments ebenfalls mit Regimentsmusik von Berlin nach Wiesbaden auf die Bahn gesetzt. Dorthin mußten auch die sämtlichen ausgebildeten Mannschaften einer ganzen preussischen Division von Mainz und anderen Garnisonen marschieren. Gewissenhafte Mitglieder der Budgetkommission des Reichstags sollten sich auf Heller und Pfennig vorrechnen lassen, welche Summen für die nur einige wenige Stunden dauernde Anwesenheit des Zaren in Wiesbaden aus fiskalischen Kassen ausgegeben worden sind . . .“

Ein anderer Unzufriedenheitserreger ist bekanntlich der leider weit verbreitete und immer noch beängstigend sich vermehrende Bazillus jener gedehnten Schneidigkeit und hochnäsigen Annäherung, die sich von der Armee mit bedenklich aufreizendem Erfolge auf das bürgerliche Leben überträgt.



Die „Christliche Welt“ faßt die charakteristischen Eigentümlichkeiten dieses spezifisch preussischen Lebenswesens unter dem anmutigen Begriff „Ansch nauzen“ zusammen:

„Man möge uns diesen unästhetischen Ausdruck nicht übel nehmen. Aber es gibt keinen bezeichnenderen für das, was wir treffen möchten.“

„Der Fall Hüffener war noch nicht erledigt, da erregte der Prozeß gegen den Unteroffizier Breidenbach aufs neue schmerzliches Aufsehen, und kein Monat vergeht, ohne daß die Zeitungen von ähnlichen Vorkommnissen berichten.“

„Im einzelnen sind die Taten solcher ‚Vorgesetzter‘ verschieden, aber immer sind sie derselben Wurzel entwachsen: dem maßlosen Selbstbewußtsein und einer übermütigen Mißachtung der fremden Persönlichkeit.“

„Wer selbst Soldat gewesen ist und in der Stellung des ‚Vorgesetzten‘ sich befunden hat, weiß, wie gerade in dem Militärleben die Gefahr besteht, diese Untugenden zur Entwicklung zu bringen, wenn sie auch nur selten solche scheußlichen Früchte zeitigen.“

„Zu den Zeiten, als den Untergebenen das Recht ihrer Persönlichkeit noch nicht zu deutlichem Bewußtsein gekommen war, mochte eine derartige Behandlungsweise wenigstens der äußeren Disziplin zugute kommen. Heute ist das anders. Auch der gemeine Mann beim Militär läßt sich solche Dinge nicht mehr bieten. Den Beschwerdebeweg beschreitet er zwar selten. Selbst eine korrekte Beschwerde gegen Vorgesetzte kann sehr viel Schaden haben, an denen der Beschwerdeführer hängen bleibt und zu noch ärgerem Schaden kommt. Seinen Grimm wird er zeigen, wenn er ins bürgerliche Leben zurückkehrt — er schließt sich derjenigen Partei an, die es, aus welchen Gründen mag hier unerörtert bleiben, wagt, energisch in diese Nessel hineinzugreifen.“

„Schlimmer noch wirkt dieses maßlose Selbstbewußtsein und die Mißachtung der fremden Persönlichkeit, wenn sie das bürgerliche Leben vergiftet. Und leider tut sie das in hohem Maße. Es wird nicht nur beim Militär ‚gesch nauzt‘. Wenn man nur einmal ungesehen durch die Amtsstuben, Bureaus und Kontore ginge, wo Zeugen vernommen werden, Bittsteller sich äußern, übel behandelte sich beschwerten, so könnte man je nach der Dauer und Häufigkeit des Aufenthaltes ein kleines oder großes Lexikon füllen mit all den Ausdrücken, welche hier laut werden. Nicht selten, daß diejenigen, welche zur Elite der gebildeten Gesellschaft gerechnet zu werden verlangen, sich rühmen: ‚Den habe ich aber angesch nauzt.‘ Ich empfinde immer noch Ekel, wenn mir wieder in Erinnerung kommt, wie ein gebildeter höherer Beamter auf einer Reise einmal in höchst ungebildeter Weise einen alten, ehrwürdigen Bahnsteigschaffner anfuhr. Es war uns allen, die wir zugegen waren, eine Freude, zu sehen, wie der Schaffner, ein einfacher Mann, gebildeter war als der feine Herr und das rechte Wort am rechten Ort zu finden wußte.“

„Aber nicht jeder hat die Gabe, sich in der rechten Weise zu wehren; bewegt er sich nicht in gebildeter und gewählter Form, wird er obendrein noch wegen ungebührlichen Benehmens' belangt. Den meisten fehlt auch die nötige Freiheit und Unabhängigkeit, um ungestraft hohe Herren gegebenen Falles in die Schranken zurückweisen zu können.

„Früher hat sich der ‚Kleine Mann‘ derartige Behandlung gefallen lassen. Er fraß seinen Grimm in sich, ging nach Hause, ballte die Faust in der Tasche, konnte aber weiter nichts tun, da er allein stand. Heute findet er sich mit Leidens- und Gesinnungsgenossen zusammen; sein Grimm verraucht nicht, sondern wird geschürt.

„Es ist ja freilich eine eigentümliche Erscheinung, wie diejenigen, die sich von ihresgleichen ungeheuer viel bieten lassen (so auf und nach dem Dresdener Parteitag!), sehr empfindlich werden, wenn ihnen ein Höhergestellter rücksichtslose Behandlung angedeihen läßt. Wer tiefer sieht, erkennt auch den Grund. Wo es sich um gleich und gleich handelt, verliert man nicht an Achtung und kann mit derselben Münze heimzahlen. Anders aber, wenn der gebildete Vorgesetzte oder der Höhergestellte, der gar nicht einmal Vorgesetzter ist, die inkommentmäßigen Ausdrücke gebraucht. Gegen seinesgleichen wendet er solche nicht an. Das weiß jeder. Sie werden also nicht nur zu einem Ausdruck vorhandenen Argers — das wäre an sich nicht ungesund —, sondern zum Ausdruck der Geringschätzung und Mißachtung. Mangel an Formen verzeiht man leichter, Geringschätzung und Mißachtung sind stets kränkend.

„Es ist Zeit, daß man auf diesen Punkt den Finger legt. Man könnte, wenn man ernstlich wollte, viele Verbitterung aus der Welt schaffen. Wie weite Kreise durch die ihnen widerfahrene Mißachtung und persönliche Geringschätzung auch in unserer mittleren Beamten-schaft sich in ständiger Erregung befinden, ist dem Rundigen nicht erst aus der in diesen Tagen (Luchardt, Berlin) erschienenen Broschüre: ‚Beamtentum und Sozialdemokratie‘ bekannt geworden. Das pfeifen die Späßen täglich von den Dächern. ‚Alffessorismus‘ und übel angebrachte Wachtmeister- oder Leutnants-schneidigkeit wirken in Beamtentum und Militär schon sehr verhängnisvoll, das bürgerliche Leben aber erträgt sie noch weniger...“

Man fragt sich wirklich: Muß das sein? Welche Summe von Haß, Verbitterung und berechtigter Empörung wird durch solche Unart und Dummdreistigkeit — denn was ist es anders? — im Volke angehäuft! Wieviel Zündstoff für die Sozialdemokratie! Der Militarismus glaubt vielleicht diese Erziehungsart ebensowenig entbehren zu können, wie seinerzeit der alte Fris sein patriarchalisches Ruppelsystem; die deutsche Wehrkraft bedarf solcher Mittel nicht. Sie kann dadurch nur entehrt und geschwächt werden. Nur ein Volk, das in seinen gesunden Gliedern seinen Menschenwert, die Würde seiner Persönlichkeit zu wahren weiß, ist wehrhaft im rechten Sinne. Und darauf kommt es an, nicht auf die Befriedigung überreizter militaristischer Sondergelüste. Wehrkraft, nicht Militarismus!





## Zu Hektor Berlioz' 100. Geburtstag.

**W**ir wollen zu seiner Hundertjahrfeier heute nur Berlioz selbst das Wort lassen. Die Notenbeilage bringt eine kleine Szene aus der anmutigen Trilogie der „Kindheit Jesu“. Die Wahl gerade dieses Stückes war im Weihnachtsmonat gegeben. Es zeigt uns nicht den phantastischen, wohl aber den immer dekorativ-malerisch wirkenden Berlioz. Nun ist zu beherzigen, daß Berlioz in höherem Maße Nur-Maler ist, als irgendein anderer Musiker. Darum wirken seine Kompositionen eigentlich nur im Orchester. Der blühenden Farbe der Instrumentation entkleidet, erscheint manches leicht dürftig, was es durchaus nicht ist. Das Verhältnis liegt hier ähnlich wie bei den modernen Impressionisten, deren farbensprühende Werke in der Reproduktion wie schlechte Photographien wirken. Für Berlioz ist das Orchester die natürliche Sprache. Hier ist er, wenn auch nicht immer überzeugend und ergreifend, doch stets ein glänzender, ja berückender Redner, der allerdings gelegentlich den festlichen Eindruck mehr durch laute oder pathetische Sprache, denn durch Tiefe und Stärke der Gedanken erregt.

Doch damit geraten wir bereits in eine kritische Würdigung der Künstlererscheinung Berlioz', die wir erst das nächste Mal geben wollen, zumal zahlreiche Aufführungen der größten Werke des Komponisten uns bis dahin instand setzen, nochmals in lebendigen Eindrücken zu erkennen, was er uns Heutigen bedeutet. Denn das ist sicher, daß viele der Verdienste des Komponisten heute bereits historisch geworden sind. Gerade für uns Deutsche haben Liszt und Wagner nicht nur durch ihre Tonschöpfungen, sondern auch durch ihre Schriften vieles lebendiger, tiefer und mehr für dauernde Bedeutung gültig ausgesprochen, als der Franzose, der so durchaus Franzose war, der aber im Grunde etwas Germanisches wollte.

Berlioz ist unter den französischen Musikern der erste Schriftsteller von Bedeutung; er ist auch der einzige geblieben, der in der Reihe der schriftstellernden Komponisten von Bedeutung mitzählt. Für uns Deutsche hatte Karl Maria von Weber den Anfang gemacht, Rob. Schumann über-

nahm sein Erbe. Berlioz, Liszt und Wagner schließen sich an. Berlioz ist unter allen vielleicht das stärkste journalistische Talent, Vertreter jenes höheren Journalismus, der aus dem Tagesereignis die Anregung gewinnt zu einer dichterisch-künstlerischen Leistung. Etwas Zwitterding bleibt das Ganze, da die nur für den Tag wertvollen Elemente nicht ganz überwunden werden. Übrigens zeigt Berlioz sehr oft eine unverkennbare Ähnlichkeit mit E. T. A. Hoffmann, in dem die Franzosen bekanntlich den Archtypus der Romantik sehen, deren begeisterter Anhänger Berlioz zeitlebens blieb. Allerdings der französischen Romantik mit ihrer halb selbstgefälligen, halb selbstquälerischen Leidensvirtuosität (Musset), ihrer mehr malerischen Phantastik (Victor Hugo). Gerade Berlioz war ein Virtuose im Leiden; eigentlich verkehrte sich ihm alles in schmerzliche Wollust, die er bis aufs letzte auskostete. Bezeichnend ist hier eine Stelle aus den Memoiren, die von der ersten Verliebtheit des zwölfjährigen Jungen berichtet. „Als ich sie sah, fühlte ich einen elektrischen Schlag; ich liebte sie, das sagt alles. Ein Schwindel faßte mich und ließ mich nicht wieder frei. Ich erhoffte nichts . . . ich wußte nichts . . . aber ich fühlte im innersten Herzen einen tiefen Schmerz. Ganze Nächte verbrachte ich in verzweifelnder Qual. Tagsüber verbarg ich mich in den Maisfeldern, in den verstecktesten Winkeln des Obstgartens meines Großvaters in stummem Leid, wie ein wunder Vogel.“ So ist es immer: „ich fühlte im innersten Herzen einen tiefen Schmerz“. Der Jüngling wurde den des Knaben nicht los, der Mann nicht den des Jünglings, und der Greis zeigt dieselbe Empfindungsweise. Wie bei vielen der Romantiker, ist das Leben und Empfinden des Künstlers viel poetischer, romantischer und psychologisch interessanter als seine Werke. Die Goethesche Kunst, sich durch ihr Schaffen frei zu machen, haben sie alle nicht erreicht.

Wir bieten in eigener Übertragung einen kleinen Ausschnitt aus Berlioz' Schriften, von denen uns der Verlag Breitkopf und Härtel in Leipzig eine deutsche Gesamtausgabe in Aussicht stellt. Er ist den „Mémoires“ entnommen, die 1876 bei Michel Lévy in Paris erschienen sind, bildet darin das vierte Kapitel und behandelt die ersten Beziehungen des späteren Komponisten zur Musik. Für manche spätere Erscheinung erhalten wir hier den psychologischen Schlüssel. Ein zweites Stück: „Der verrückt gewordene Flügel“, das den feuilletonistischen Plauderer zeigt, lassen wir im nächsten Hefte folgen; ein lustiges „Phantasiestück in Callots Manier“ mit versteckter, aber fühlbarer satirischer Spitze gegen die mechanische Prüfungsweise mancher Konservatorien. Es findet sich in den 1853 im gleichen Pariser Verlage erschienenen: „Soirées de l'Orchestre“.

H. St.



## Meine ersten Beziehungen zur Musik.

Von Hektor Berlioz.

Die Musik ist in mir wach geworden zur selben Zeit wie die Liebe, also im Alter von zwölf Jahren. Das heißt, ich müßte genauer sagen, die Komposition. Denn ich sang schon vorher die Noten vom Blatt und spielte auch bereits auf zwei Instrumenten. Auch diesen Anfang musikalischer Unterweisung dankte ich meinem Vater.

Beim Herumkramen hatte ich in einer Schublade zufällig ein Flageolett (eine kleine Schnabelflöte. D. Übers.) gefunden, die ich sofort zu verwerten trachtete, indem ich mich, freilich umsonst, abmühte, die beliebte Marlborough-melodie darauf herauszubringen.

Mein Vater wurde durch diese Pfeiferei weidlich gequält, und so befahl er mir, ihn mit meinen Kunstversuchen in Ruhe zu lassen, bis er selbst Zeit habe, mir die Fingergriffe und damit die Ausführung der „Seldenweise“ zu zeigen, die ich in mein Herz geschlossen. Er fand auch die Zeit und brachte mir ohne viele Mühe die Griffe bei, so daß ich bereits nach zwei Tagen die ganze Familie mit meinem Marlborough-Liedchen zur Genüge ergötzen konnte.

Schon hieraus erkennt man, nicht wahr?, daß ich für die großen Effekte der Blasinstrumente veranlagt war. . . . (Ein richtiger Biograph würde jedenfalls nicht verfehlen, diese geistreiche Folgerung zu ziehn.) . . . Meinen Vater veranlaßte dieser erste Erfolg, mich die Noten lesen zu lehren; er erklärte mir die Grundregeln dieser Kunst und vermittelte mir eine klare Vorstellung von der Bedeutung der musikalischen Zeichen und ihrer Verwendung. Bald darauf gab er mir eine Flöte mit der Schule von Devienne, und, wie beim Flageolett, zeigte er mir auch den Mechanismus dieses Instruments. Ich war mit solchem Feuereifer dabei, daß ich nach sieben bis acht Monaten auf der Flöte einen den Durchschnitt überragende Fähigkeit erreicht hatte. Nun lag es meinem Vater daran, die Anlagen, die ich zeigte, doch besser zu entwickeln. Er überredete einige wohlhabendere Familien meines Heimatstädtchens, sich mit ihm zu vereinigen und aus Lyon einen Musiklehrer zu verschreiben. Der Plan gelang. Ein Geiger des Stadttheaters, der überdies Klarinette spielte, erklärte sich gegen Sicherstellung einer bestimmten Schülerzahl und Gewährung eines festen Gehalts für die Leitung der Blasmusik, sich in unserem barbarischen Nest niederzulassen, und dessen Bewohner in die Geheimnisse der heiligen Kunst einzuweißen. Er hieß Imbert. Ich erhielt täglich zwei Stunden. Ich hatte eine hübsche Sopranstimme; ich war bald ein unerschrockener Bombattleser, sang ganz angenehm und bewältigte auf der Flöte auch die verwickeltesten Konzerte Drouets. — —

Unter alten Büchern hatte ich Rameaus „Harmonielehre“ in der vereinfachten Ausgabe von d'Alembert entdeckt. Aber es half mir nichts, daß ich nächstelang diese unklaren Theorien studierte. In der Tat muß man in der Akkordlehre und auch in der experimentellen Physik, auf deren Gesetzen das ganze System beruht, gut Bescheid wissen, um verstehen zu können, was der Verfasser eigentlich sagen wollte. Das ist also eine Harmonielehre für solche, die sie bereits können. Da ich aber doch nun einmal komponieren wollte, quälte ich mich mit dem Arrangement von Duos, Trios und Quartetten ab, kam aber nicht dazu, richtige Akkorde oder einen eigentlichen Satz fertig

zu bringen. Aber durch das Anhören der Quartette von Pleyel, und dank der Harmonielehre von Catel, die ich mir verschafft hatte, drang ich doch geradezu plötzlich in die Geheimnisse der Bildung und Verbindung der Akkorde ein. Als bald schrieb ich eine Art von sechsstimmigem Potpourri über italienische Melodien, deren ich eine Sammlung besaß. Durch das Gelingen kühn geworden, wagte ich mich an die Komposition eines Quintetts für Flöte und Streichquartett, das ich im Verein mit drei Liebhabern und meinem Lehrer zur Aufführung brachte.

Es war ein Triumph. Nur mein Vater stimmte nicht in den Beifall ein. Zwei Monate später war ein neues Quintett fertig. Dieses Mal wollte mein Vater erst die Flötenstimme hören, bevor er es zur großen Aufführung kommen ließ; so halten es eben die Liebhaber in der Provinz, die vermeinen ein Quartett nach der ersten Violinstimme beurteilen zu können. Ich spielte meinem Vater also die Flötenpartie vor, und bei einer bestimmten Stelle sagte er: „Ausgezeichnet, das ist Musik.“ Aber dieses Quintett war um ebensoviele schwieriger als das erste, als es anspruchsvoller war. Unsere Liebhaber brachten es nicht zu einer erträglichen Aufführung; Bratsche und Cello vor allen wetteiferten im Danebengreifen.

Das alles geschah in der Mitte meines dreizehnten Lebensjahres. Wenn also meine Biographen immer wieder behaupten, daß ich noch mit zwanzig Jahren keine Note kannte, so befinden sie sich in einem ganz gehörigen Irrtum.

Diese beiden Quintette habe ich etliche Jahre später verbrannt. Aber es ist seltsam, daß, als ich viele Jahre später in Paris meine erste Orchesterkomposition schrieb, jene Melodie, die mein Vater im zweiten Quintett gelobt hatte, mir wieder einfiel und sich nicht vertreiben ließ. Es ist die A moll-Melodie, mit der die ersten Violinen in meiner Overtüre „Die Fernrichter“ kurz nach dem Allegro einsetzen.

Nach dem traurigen und unerklärlichen Ende seines Sohnes (er hatte sich erhängt. D. Übers.) war der bedauernswerte Imbert nach Lyon zurückgekehrt, wo er gestorben ist. Er erhielt fast unverzüglich einen viel geschickteren Nachfolger namens Dorant. Dieser, ein Elsässer aus Kolmar, spielte so ziemlich alle Instrumente, ausgezeichnet aber Klarinette, Baß, Violine und Gitarre. Auf der letzteren unterrichtete er meine Schwester, die eine schöne Stimme hatte, aber leider ganz und gar unmusikalisch war. Sie liebte die Musik dennoch, wenn sie es auch nie dazu brachte, eine Melodie zu entziffern. Ich nahm an diesen Gitarrestunden teil, hätte auch gern selber welche gehabt; da aber sagte Dorant, der ein ehrlicher Künstler und gelungener Sonderling war, ganz schroff zu meinem Vater: „Mein Herr, es ist mir unmöglich, Ihrem Sohn fürderhin Gitarre-Unterricht zu geben.“ — „Warum denn? Hat er es Ihnen gegenüber an etwas fehlen lassen, oder ist er so faul, daß Sie an ihm verzweifeln?“ — „Nichts von alledem; aber es wäre lächerlich, er kann ebensoviel wie ich.“

So war ich also Meister dieser drei majestätischen und unvergleichlichen Instrumente: Flageolett, Flöte und Gitarre. Wer wagte, es in dieser merkwürdigen Wahl es zu verkennen, daß mich die Natur zu den gewaltigsten Orchestereffekten, zum Stil Michelangelos trieb!! — Flöte, Gitarre und Flageolett!! — Ich habe niemals auf anderem Gebiet Spieltalent bewiesen; aber diese drei sind doch achtungswert genug! Salt! ich tue mir unrecht; ich spielte auch noch die Trommel.

Mein Vater wollte mich niemals das Klavierspiel erlernen lassen. Sonst wäre ich wahrscheinlich ein ebenso gewaltiger Klavierspieler geworden, wie vierzigtausend andere. Aber meinem Vater wäre der Gedanke, daß ich Künstler werden könnte, schrecklich gewesen (er hatte seinen Sohn für den ärztlichen Beruf bestimmt, den er selbst ehrenvoll vertrat. V. Übers.). Da befürchtete er wohl, daß mich das Klavierspiel zu sehr in Anspruch nehmen und mich viel zu weit ins Musikertum hineinziehen möchte. Ich habe diesen Mangel des Klavierspiels oft empfunden; es wäre mir häufig von Nutzen. Wenn ich aber die unsägliche Masse an Flachheit bedenke, der es alle Tage zur Geburt verhilft; wenn ich mir sage, daß die Urheber dieser schandbaren Flachheiten diese nicht verbrechen würden, wenn sie ihres musikalischen Kaleidoskops beraubt wären; daß sie ohne Klaviatur allein mit Feder und Tinte nicht schreiben könnten: — wenn ich das alles bedenke, so bin ich dem Zufall dankbar, der mich gezwungen hat, schweigsam und unabhängig zu komponieren. So bin ich frei von der Tyrannei der Gewohnheiten der Finger, die so gefährlich für den Gedanken sind, bin frei von der Verführung, die der Klangreiz des Gewöhnlichen immer mehr oder weniger auf den Komponisten ausübt. Die zahllosen Liebhaber dieser billigen Schönheit bedauern deren Mangel bei mir alle Tage; gewiß, aber das rührt mich wenig.

Diese jugendlichen Kompositionsversuche tragen allesamt das Gepräge tiefer Melancholie. Fast alle meine Melodien gingen aus Moll. Ich empfand das als Fehler, vermochte ihn aber nicht zu überwinden. Ein dunkler Schleier lag auf meinen Gedanken, die meine unglückliche Kinderliebe in ihm eingeschlossen hielt. — — —



### Zu unseren Kunstbeilagen.

Unsere Bilder gelten außer dem Bildnis Herders, das wir aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr seines Todes begeben, dem Weihnachtsfest. Und zwar gehören alle vier Darstellungen der italienischen Frührenaissance an. In diesen Bildern haben wir nicht mehr die bis dahin, zumal in der von Byzanz beeinflussten Kunst, beliebte Geburtsgeschichte, für die die Nebendarstellung der Waschung des Kindes charakteristisch ist. Nein, jetzt wird der überirdische Vorgang betont. Das göttliche Kind tritt in den Mittelpunkt, seine Anbetung ist der eigentliche Gehalt des Bildes. Vielleicht war es gerade der innere Gegensatz, der dabei die Künstler dazu trieb, in dieser genußsüchtigen, ganz auf's Irdische gerichteten Zeit das Göttliche wenigstens im Bilde zu betonen. Es ist in diesen Bildern so gar nichts mehr von der Familienhaftigkeit, die vorher und später in den Darstellungen der Geburt Christi herrscht. Der ganze Nachdruck liegt auf der Anbetung des Göttlichen. Die Menschen ringsum sind alle voll Staunens über den Vorgang. Wie ein Triumphlied klingt es, die Hölle ist überwunden, den Menschen ist Heil widerfahren.

Am stärksten erklingt dieser Dreiklang von Freude, Stolz und Anbetung aus Sandro Botticellis Bild in der Londoner Nationalgalerie. Unsere Photogravüre läßt die Fülle des Gemäldes gut erkennen. Haben alle Frauen-gestalten dieses Künstlers etwas Übersinnliches, diese Maria ist ganz der Erde

entrückt. Sie gewahrt nichts von der Bewegung um sie herum, sie ist so ganz andächtige Hingebung, daß sie nicht einmal merkt, daß das Kind vor allem die Mutter in ihr sucht, der es verlangend die Armelein entgegenstreckt. Und es ist wohl nicht bloß Sorge, sondern mehr Staunen und Verwirrung ob dem Wunder, wenn Joseph so ganz in sich zusammengefunken ist. Wie aber nimmt der Himmel Anteil? Oben führen zwölf Engel den Reigen. Vielleicht dachte der Künstler dabei an die Soren und wollte zeigen, daß dieses Kindlein den Angelpunkt der Zeiten bilde. Engel knieen auf dem Dach der Hütte, Engel haben die Hirten und die Könige zur Anbetung herbeigeholt. Unten aber liegen sich Engel und Menschen in den Armen ob der Freude, die Himmel und Erde erfüllt. Nur die Hölle ist voll Jornes, die Teufelsfrazen verraten es, die aus der Erde starren.

Ausschließlich die Anbetung der himmlischen Heerscharen zeigt das mit blühndstem Reichtum erfüllte Bild Benozzo Gozzolis. Die paradiesisch schöne Landschaft ist voll ihres Lobgesanges; die Stimmen der auf Wolken schwebenden Engel vereinigen sich mit den Chören der unten Gescharten, klingen in das stille Gebet der Knienden. Dieses Bild ist der bedeutendste, aber doch nur ein kleiner Ausschnitt aus des Künstlers großartigem Zug der drei Könige im Palazzo Riccardi zu Florenz.

Einheitlicher und großartiger ist diese oft dargestellte Huldbigung irdischer Macht und Herrlichkeit vor dem göttlichen Kinde von dem gewaltigen Andrea Mantegna erfaßt, der dabei Gelegenheit fand, den Reichtum seiner Palette, wie die bewundernswerte Beherrschung der Perspektive gleicherweise zu zeigen. — Diesen malerischen Darstellungen schließt sich gleichwertig Luca della Robbia's Tonrelief an, das in sinnigster Weise Natürlichkeit, Liebenswürdigeit und Erhabenheit zu verbinden weiß.

Karl Stodd.



## Briefe.

M. R., T. — F. W., B. — Dr. Sch., L. G. — Dr. G., M. a. L. — H. v. N., B. H. — R. W. G., G. a. E. — E. B., L. i. S. — D. J., G. — H. C., B. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im S. leider nicht geeignet.

E. G., G. Besten Dank für Übersendung des Zeitungsblattes! Wir haben den Artikel mit Interesse gelesen.

C. B., C. Auch Ihnen besten Dank. Vielleicht findet sich Gelegenheit zum Abdruck.

P. B. W. An den geltenden Bestimmungen ist nichts geändert worden. Auch jetzt müssen sich die Seminaristen noch in einem Revers verpflichten, fünf Jahre nach Austritt aus dem Seminar jede Stellung anzunehmen, die ihnen innerhalb des betr. Bezirkes angeboten wird. Wenn der Rufus nach dem Jhrigen den Revers nicht mehr auszustellen brauchte, so ist dies, falls Irrtum Ihrerseits ausgeschlossen, ein Versehen des Seminardirektors.

L., W. Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Worte! Das Blichlein überweisen wir mit warmer Empfehlung unserem Referenten.

H. D., S. Sie meinen, die Noth aus dem „Eisässer“ sei eine schroffe Verhöhnung des Byzantinismus gewesen. Im Hinblick auf den zur Satire neigenden Charakter der Eisässer wäre das schon möglich, wenn andererseits das Stillein einem eifrigen, in Ehrfurcht vor „hohem Besuch“ erwerbenden Zeitungschreiber auch ohne alle Schalkhaftigkeit zutrauen wäre. Die Probe dafür hat ja der S. erbracht. Wenn der Eisässer eine rühmliche Ausnahme macht, um so besser! Und darin haben Sie bestimmt recht, daß der S. trotz allem „den Glauben an das deutsche Volk nicht aufgibt — es muß und wird noch einmal besser werden! Nur heißt es nicht müde werden, immer wieder aufzutreten, sich und andere.“ Das will der S. auch weiterhin redlich und nach seinen Kräften besorgen. Freundl. Gruß!



E. S., E. Ihrem Wunsche betreffs Ihrer Zuschrift ist entsprochen worden. Wegen Raummangels hat sie nur noch einmal zurückgestellt werden müssen. Für den fehl. Ausdruck Ihrer Zustimmung aufrichtigen Dank.

P. S., St. Herzlichen Dank und Gruß dem Schweizer Freunde! Besser kann die Notwendigkeit der vom E. an den Zuständen des „Polizeistaats Preußen“ geübten Kritik gar nicht beleuchtet werden, als wenn Sie schreiben: „Vieles, was Sie berichten, kommt mir ganz ungläublich und merkwürdig vor. Wahrlich, in vieler Hinsicht ein komisches Volk, dieses Volk der Dichter und Denker!“ Die ganzseitige Anzeige in der „Leipz. Illustr. Ztg.“ vom 28. Mai d. J. ist in der Tat eine weitere köstliche Illustration dazu. „Völkerchlacht-Denkmal bei Leipzig“, heißt es da, „Deutschland, vergiß deine Helden nicht! Ein Ruhmesmal des gesamten deutschen Volkes. Zweite Geldlotterie. Davon Höchstgewinn im günstigsten Fall 100 000 Mark“ usw. Es ist schon zu glauben, daß Sie in Ihrer Schweiz so etwas ungläublich finden.

P. M., St. Das Gebicht krankt leider an einigen Formmängeln.

E. J., F.-M. Nach den vorliegenden Proben scheint es, daß Ihr eigenes Urteil sicherer war als das Ihrer Ratgeber. Für Ihre freundlichen Zeilen aufrichtigen Dank!

H., W. a. d. W. — Dr. W., W. Besten Dank für die Berichtigung, daß der in vor. Hefte S. 136 vom Verfasser des Aufsatzes „Was ist Wahrheit?“ dem Augustin zugeschriebene Ausdruck: „Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin“, von Tertullian herrührt, der in seiner Schrift »de testimonio animae« von der »anima humana naturaliter christiana« spricht. Freundl. Gruß! Dr. Sch., B. Verbindlichsten Dank für das zur Verfügung gestellte „Prachtwerk“!

M. D., B. i. W. — W. J., R. Besten Dank für die Zuschriften, auf die wir noch zurückkommen. Freundl. Gruß!

A. W., cand. theol., S. Wir geben Ihrer Zuschrift gern Raum, wenn wir auch nicht glauben, daß unsere Besprechung der „Denkwürdigkeiten eines Arbeiters“ jemand vom Lesen des Buches abhalten wird. Im übrigen stimmen wir Ihrem Urteil bei, wie es ja auch nicht im Widerspruch zu unserem Artikel steht. Uns kam es aber auch darauf an, das Ausschlagen dieses nur in einer der sozialdemokratischen entgegengesetzten Weltanschauung möglichen Buches im Parteinteresse eben der Sozialdemokratie, wie sie heute ist, zu bekämpfen. Falls diese Absicht mißverstanden worden sein soll, wird Ihr Schreiben, das nun folgt, für die gewollte Auffassung sorgen. „Da ich fürchte, daß Herr R. St. durch seine Besprechung der „Denkwürdigkeiten“ im Novemberheft nicht wenige vom Lesen dieses Buches abhalten wird, möchte ich noch um ein paar Worte bitten. Denn was Herr R. St. von demselben rühmt, veranlaßt doch sicher nicht zum Lesen in unserer Zeit, da der gewöhnliche Sterbliche sehr sich vorsehen muß, nicht die Hochflut der Literatur sich über den Kopf gehen zu lassen. Wie viele sind's denn, die Zeit und Geld haben, eine „gute, alte Chronik“, auch wenn sie „ergreifend“ und „erquickend“ wirkt, sich anzuschaffen und zu lesen? Ich weiß mit vielen, auch Christen, auch scharfen Gegnern der jetzigen Sozialdemokratie, mich eins in der Überzeugung, daß dem Buch eine wirkliche Bedeutung zukommt. Wenn es doch auch nach Herrn R. St. ein „Dokument der Zeit“ ist, so doch nicht einer Zeit, die nur geschichtliches Interesse für uns hätte, sondern eben unserer Zeit und des Werdens ihres Grundproblems. Gewiß ist der Mann kein „Massetypus“, sondern eine „Persönlichkeit“, gewiß wird er sich bekreuzigen vor der sozialdemokratischen Orthodoxie und Robeit eines Bebel. Aber das tut doch auch Paul Göhre. Doch nicht als „eine Art Parteilichkeit“ ist das Buch gedruckt worden, sondern um zu zeigen, daß es gar gewaltige Probleme und Mißstände sind, die die Arbeiterbewegung so mächtig machen. Nicht die Persönlichkeit des Mannes, wohl aber die Verhältnisse, die er in bewundernswert objektiver Weise schildert, sind typisch und überaus wertvoll für den, der sich ein wirklich zutreffendes Urteil über unsere wichtigste Kulturbewegung bilden will. Uns tut doch nichts so not, als daß wir scheiden lernen zwischen der jetzigen Sozialdemokratie und dem, worin sie recht hat. Daß zu solcher klaren Urteilsbildung das Buch durch seine Schilderung von Verhältnissen und Menschenschicksalen — neben seinem Wert als Zeugnis einer Persönlichkeit — eben in seiner anspruchslosen Anabstichlichkeit ganz überaus wertvoll ist, das würde ich gern gerade im „Sürmer“ ausgesprochen sehen.“

Notiz. Wir möchten unsere Leser darauf hinweisen, daß von dem Bilde „Christus als Arzt“ von Gabriel Nag, das unser Oktoberheft zierte, im Verlage der Hofkunsthandlung Nikolaus Lehmann in Prag eine vorzügliche Gravüre erschienen ist, die sich zum Weihnachtsgeschenk in hervorragendem Maße eignet. Das prächtige Blatt ist 90 × 120 cm groß bei einer Bildfläche von 47 × 60 cm und kostet nur 30 Mark.

B. in St. Aus der Bestellkarte, die diesem Hefte beigelegt ist, ersehen Sie, daß der Verlag frühere Jahrgänge des „Sürmers“ zu ermäßigten Preisen abgibt.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.  
Lautdruck: Dr. Karl Stord. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



VI. Jahrg.

Dezember

1903.

Heft 3.

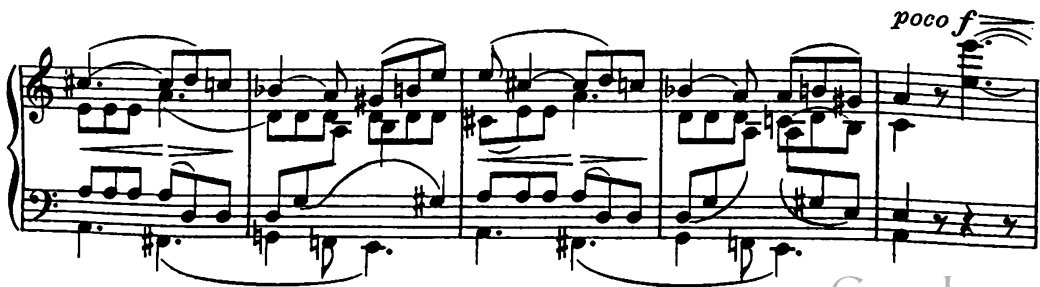
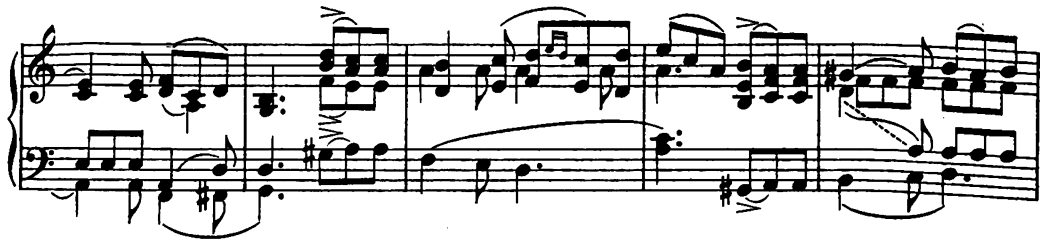
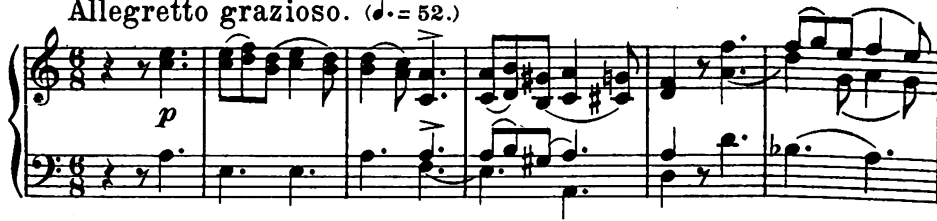
## Die Ruhe auf der Flucht.

Szene aus der geistlichen Trilogie: „Die Kindheit Jesu“

von

Hektor Berlioz.

Allegretto grazioso. (♩. = 52.)



First system of musical notation. The right hand (treble clef) begins with a piano (*p*) dynamic and features a melodic line with slurs and accents. The left hand (bass clef) starts with a *poco f* dynamic. The system concludes with a *pp* dynamic marking in the right hand.

Second system of musical notation. The right hand continues with a melodic line, marked with a piano (*p*) dynamic. The left hand provides a steady accompaniment. The system ends with a *poco f* dynamic marking in the right hand.

Third system of musical notation. The right hand features a melodic line with slurs. The left hand has a dense, rhythmic accompaniment. A piano (*p*) dynamic marking is present in the right hand.

Fourth system of musical notation. The right hand has a melodic line with slurs and accents. The left hand has a rhythmic accompaniment. Dynamics include *sf* (sforzando) in the right hand and *p* (piano) in the left hand.

Fifth system of musical notation. The right hand has a melodic line with slurs, marked with a *poco f* dynamic. The left hand has a rhythmic accompaniment, marked with a piano (*p*) dynamic.

Sixth system of musical notation. The right hand has a melodic line with slurs and accents, marked with a piano (*p*) dynamic. The left hand has a rhythmic accompaniment.

pp

poco f

p

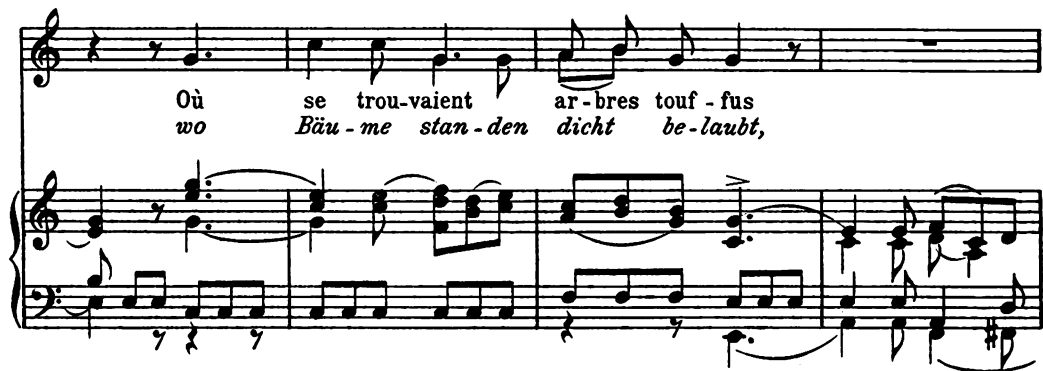
pp

Les pé - le - rins é - tant ve - nus  
Als nun die Pil - ger auf dem Zug'

En un lieu de bel le ap - pa - ren - ce,  
nah am Weg ein lieb - lich Plätzchen tra - fen an,




Où se trou-vaient ar-bres touf - fus  
wo Bäu - me stan - den dicht be - laubt,



Et de l'eau pu - re en a - bon - dan - ce, Saint Jo -  
und Was - ser reich - lich war - zu fin - den, sprach Sankt



séph dit: Ar - rê - tez - vous! Près de cet - te  
Jo - séph: Blei - bet nun stehn! Hier an die - sem



clai - - - re fon tai - ne, A - près si lon - gue  
 kla - - ren, küh - len Quell nach We - ges Mükn und

peine, I - ci re - po - sons - nous! L'en -  
 La - sten wol - - - len nun wir ruh'n. Das

fant Jé - sus dor - mait... Pour lors Sain - te Ma - ri - e, ar - rè - tant  
 Je sus kind leinschlieft. In - dess hielt Ma - ri - a am Lau - me das

Pâ - ne, ré - pon - dit: Voy - ez ce beau ta - pis - d'her - be  
 Maul - thier und sprach: „O seht den schö - nen Tep - pich von

dou - ce et fleu - ri - e, Le Sei - gneur pour mon fils au dé -  
Blu - men und Grü - sern, den der Herr für mein Kind in - der

sert lé - ten - dit, au dé - sert  
Wü - ste er - schuf, in der Wü -

lé - ten - dit.  
- - ste er - schuf."

*poco f*

*pp*

*rit. un poco*

Puis, s'é-tant as-sis sous l'om-  
Und sie sa-sen nieder im

The first system consists of a vocal line on a single staff and a piano accompaniment on two staves. The vocal line begins with a rest, followed by a melodic phrase. The piano accompaniment features a steady eighth-note pattern in the right hand and a more active bass line in the left hand. The tempo marking *rit. un poco* is placed above the vocal line, and the dynamic marking *pp* is placed above the piano accompaniment.

*rit. un poco*

*pp*

bra - ge De trois pal-miers au vert feuil - la - ge,  
Schatten von drei be - laub - ten Pal - men - bäu - men,

The second system continues the vocal line and piano accompaniment. The vocal line has a similar melodic structure to the first system. The piano accompaniment maintains its rhythmic pattern. The system concludes with a double bar line.

*senza accel.*

*poco rit.*

Lâ - ne pais-sant, l'en-fant dor-mant, Les sa - crés vo - ya -  
da grast das Thier, da schläft das Kind. Von dem Him - mel ge -

The third system continues the vocal line and piano accompaniment. The vocal line features a melodic phrase with a slight deceleration. The piano accompaniment includes a *dim.* marking in the left hand and a *pp* marking in the right hand. The tempo marking *poco rit.* is placed above the vocal line.

*dim.*

*poco rit.*

*pp*

geurs quel-que temps som-meil-lè - rent, Ber -  
weht ru - hen sanft auch die El - tern, ge -

The fourth system continues the vocal line and piano accompaniment. The vocal line has a melodic phrase. The piano accompaniment features a steady eighth-note pattern in the right hand and a more active bass line in the left hand. The system concludes with a double bar line.



*sotto voce*

cés par des son-ges heu-reux; Et les an-ges du ciel à ge-  
wie-get von se-li-gem Traum, und die En-gel des Lichts knie-ten

noux au-tour d'eux, Le di-vin en-fant a-do-rè-rent.  
nie-der um sie, be-te-ten zum hei-li-gem Kin-de.

4 Soprani.

*pp perdendo*

Al-le-lu-ia! Al-le-lu-ia!  
Hal-le-lu-ja! Hal-le-lu-ja!

2 Alti I.

*pp perdendo*

Al-le-lu-ia! Al-le-lu-ia!  
Hal-le-lu-ja! Hal-le-lu-ja!

2 Alti II.

*pp perdendo*

Al-le-lu-ia! Al-le-lu-ia!  
Hal-le-lu-ja! Hal-le-lu-ja!

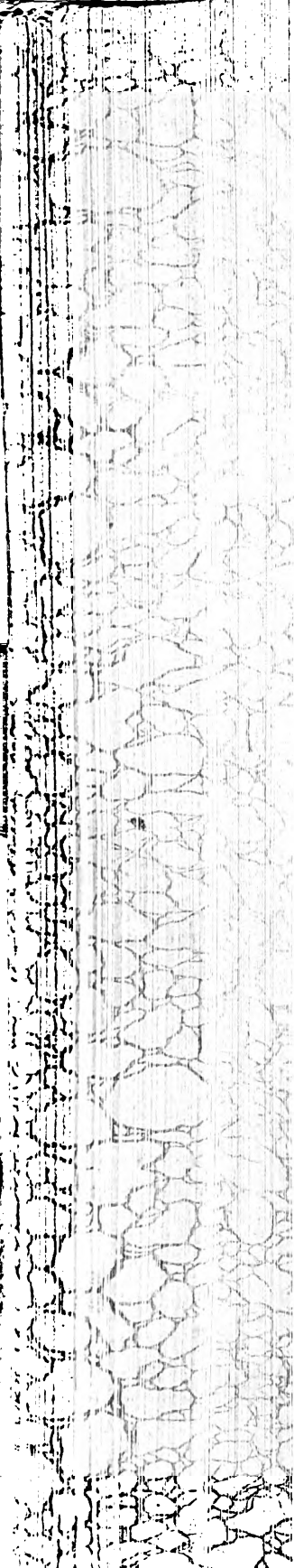
*pp* *ppp*



Luca della Robbia, Anbetung des Kindes.

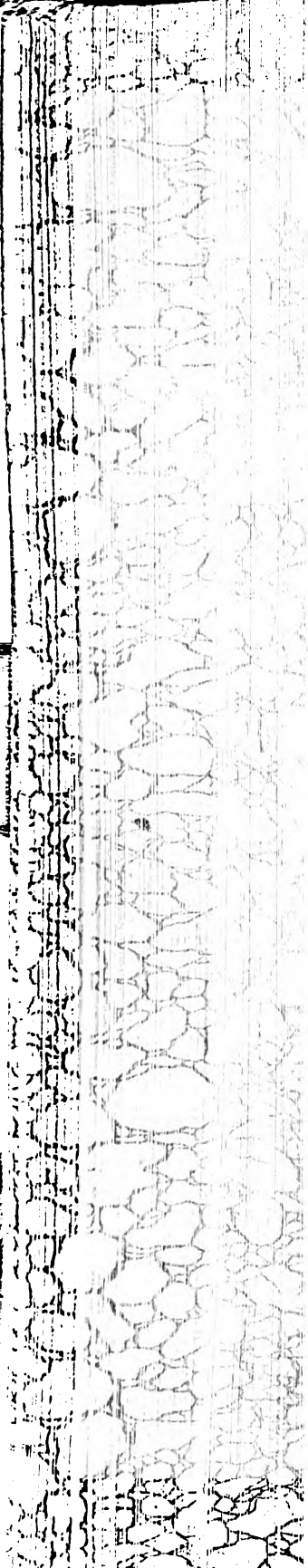
(Tonrelief.)







Andrea Mantegna, Anbetung der heiligen drei Könige.







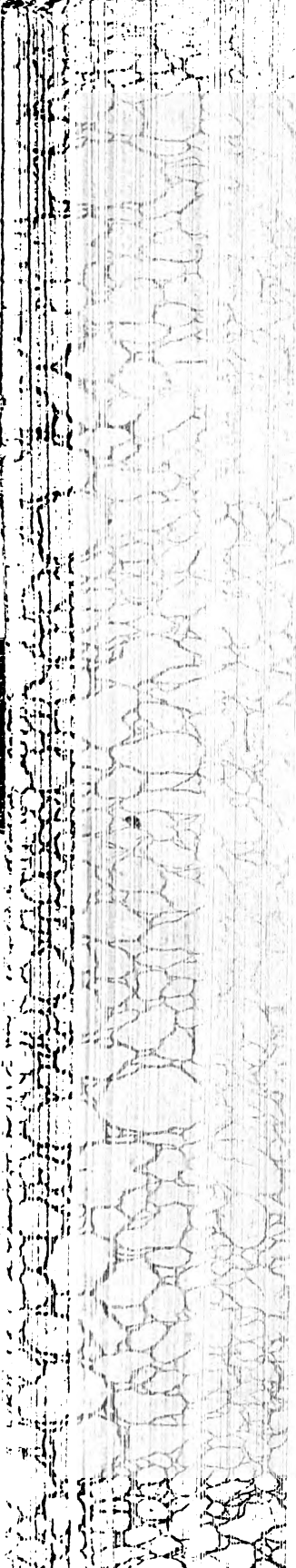


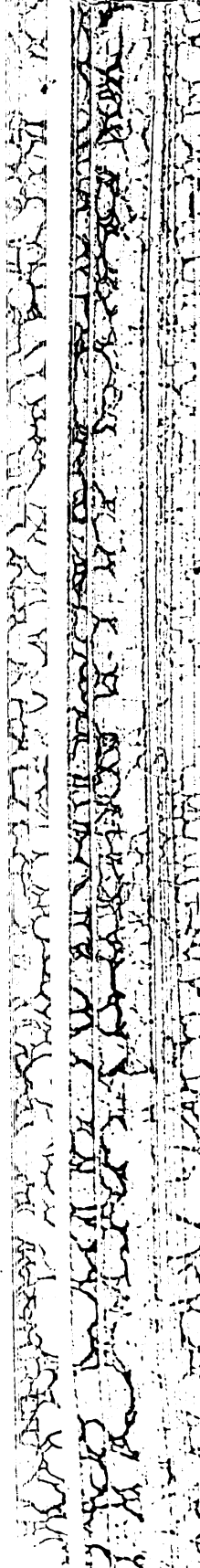
Johann Gottfried Herder.

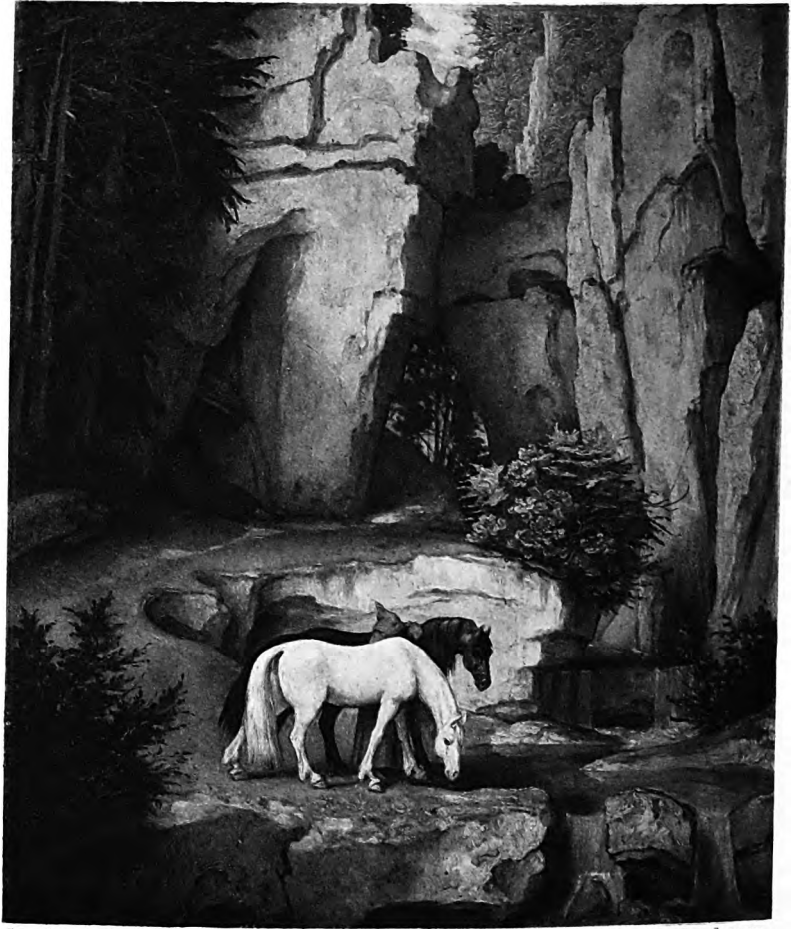
Nach dem Gemälde von Tischbein.











M.v.Schwind pinx.

Photogravure Bruckmann



EINSIEDLER ROSSE TRÄNKEND



VI. Jahrg.

Januar 1881.

Heft 1.

## Kirchgang.

Von

Emil Björkman, Sorokoh.

Manch Sonntag ging durchs weite Land,  
Das schlichte Kirchlein mocht' es wissen.  
Das einjam einst am Büble stand,  
Umrauscht von Lindensfinsternissen.

Die Glocken schwangen tief und malt  
Im Nebelrausch, im Ruch vom Torre,  
Manch Weiblein alt und lebensfart  
Kam treulich aus dem fernsten Dorfe.

Manch starker Knecht, um Gottes Lohn,  
Sang redlich, daß die Wandung hallte,  
Dünn quoll der Orgel Zitterton  
Aus saht verstimtem Pfeifenpalle.

Und hinter Scheiben, bleigetönt,  
Die Bauern saßen, halb im Dämmern,  
Auf Häupter, die der Fron gewöhnt,  
Begann das Predigtwort zu hämmern.

Der Türmer. VI, 1.





VI. Jahrg.

Januar 1904.

Heft 4.

## Kirchgang.

Von

Emil Schönauich-Larolath.

Manch Sonntag ging durchs weite Land;  
 Das schlichte Kirchlein mocht' es wissen,  
 Das einsam einst am Bühle stand,  
 Umrauscht von Lindenfinsternissen.

Die Glocken schwangen tief und matt  
 Im Nebelrauch, im Ruch vom Torfe,  
 Manch Weiblein alt und lebensfatt  
 Kam treulich aus dem fernsten Dorfe.

Manch starker Knecht, um Gottes Lohn,  
 Sang redlich, daß die Wandung hallte,  
 Dünn quoll der Orgel Zitterton  
 Aus sacht verstimmtem Pfeifenspalte.

Und hinter Scheiben, bleigekönt,  
 Die Bauern saßen, halb im Dämmern,  
 Auf Häupter, die der Fron gewöhnt,  
 Begann das Predigtwort zu hämmern.

Verstohlen trat dann manches Mal  
Zum Fensterlein der graue Kister  
Und sah hinaus in den Freudenaal,  
Ins lachende, lenzende Lindengeflüster.

Der alte Pfarrer schalt gar hart  
Und dachte mild; im Bart, dem weißen,  
Blomm die vernarbte Schlägerquart,  
Denkmal aus Tagen, jugendheiß.

Gar streitbar stand er im Ornat,  
Sein Donnerwort hat ungewittert  
Auf Tanzmusik, auf Kleiderstaat,  
Auf Herzen, die von Eiz verbittert.

So hab' im dunklen Kirchenstuhl  
Ich oft geharrt in langen Jahren,  
Manch kräftig Wort vom Höllenstuhl  
Ist über die Häupter hingefahren.

Doch draußen lachten sonder Leids  
Die weiten Lande, lenzumschlungen,  
Als hartten sie gläubig des herrlichen Kleids,  
Davon Prophetenmund gesungen,

Als warte getrost die Kreatur  
Des Tages verheißner Seligkeiten,  
Und raunend zog die heilige Spur  
Der Wind wie zu Jesaias Zeiten —

Wo lachst du, Himmel, tiefdurchsternt  
Einst aufgebaut im Neuen Bunde?  
Wo lebst du, Heiland? Uns entfernt,  
Fürchtam gegrüßt im Herzensgrunde.

Hat eines Bischofs strenge Hand  
Dich eingepreßt zum Kirchenschlase  
In des Gesangbuchs schwarzen Band,  
Als Lebensschreck, als Jugendstrafe?

Wie ward die Predigt lehrhaft, lang;  
Wo blieb des Sieges Jubilieren?  
Wer hört im Orgeltastengang  
Nach Englistimmlein musizieren?

O komm mit Brausen, heil'ger Geist,  
Komm, Flamme, singende, rasche,  
Und spreng die Grüste, und wecke zumeist  
Der Lebenden Herzensasche.

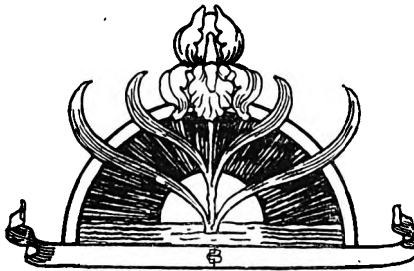
Nimm fort des Kirchenstaubes Schicht  
 Von den frischen, den ewigen Lehren,  
 Dann kämen die Kinder mit frohem Gesicht,  
 Wir Alten mit neuem Begehren.

Wir kämen zur Kirche jahrein, jahraus  
 Mit Danken und Händefalten,  
 Bald würde der Heiland in jedem Haus  
 Von neuem sein Gastmahl halten.

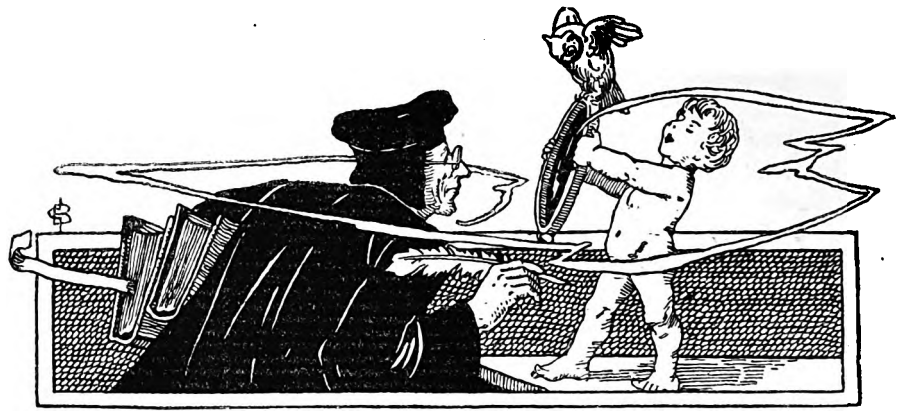
Dann wäre die Lebensfaat bestellt  
 Auf ewiges Wohlgeraten,  
 Du wärest, o Deutschland, vor aller Welt  
 Der reichste, der beste der Staaten.

Komm singend, du großer Wendetag,  
 Erst leise, gleich Nachtigallen,  
 Dann brich in den Grund, was nicht weichen mag,  
 Mit brausendem Tubaschallen.

Bring einen Hoffnungslenz herbei  
 Den Herzen der Gerिंगsten,  
 Und leg den verzäunten Himmel frei,  
 Komm, fröhliches, seliges Pfingsten!







## Zur Frage des modernen Strafvollzuges.

Von  
Max Treu.

Es ist vor kurzem ein Buch veröffentlicht, das geeignet erscheint, die allgemeine Aufmerksamkeit nachdrücklich auf eine Frage hinzulenken, welcher die einschneidendste soziale und rechtliche Bedeutung zugesprochen werden muß. Der frühere Reichstagsabgeordnete Hans Leuß, der vor einer Reihe von Jahren in Hannover zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt worden war, hat über seine Erfahrungen und — seine Leiden, die ihm bei Verbüßung dieser Strafe im Zuchthause zu Celle widerfahren, in einem inhaltsreichen Buche „Aus dem Zuchthaus (Berlin, Rade, Kulturgeschichtliche Probleme der Gegenwart) der Öffentlichkeit Mitteilungen gemacht, wie sie vorher unseres Wissens in solch eingehender Darstellung und solcher weiten Ausführung zahlreicher Details über dieses dunkle — in jedem Sinne des Wortes dunkle — Gebiet noch nicht gemacht worden sind. Wohl liegen mehrere Veröffentlichungen über Leben und Treiben in den Gefängnissen vor, aber sie sind bisher alle ohne Ausnahme nicht von den Leidenden, sondern von den Herrschenden, d. h. den Beamten und Geistlichen geschrieben, die ihr Thema durchweg mehr oder weniger unter dem rosignen Leitsatz: „Wie so herrlich weit haben wir es doch gebracht, und wie vortrefflich ist bei uns alles!“ angesehen und geschildert haben. Indes, wenn irgendwo, so gilt es hier: Audiatur et altera pars! Und diese vor andere Partei ist nun auf dem Felde erschienen, und was sie dem Leser vor Augen führt, ist unendlich belehrend und — unendlich traurig. Eine herbere und schärfere Anklage gegen das ganze System ist undenkbar, und, daß wir es gleich sagen, diese Anklage ist wohl fundiert, und ihre Hauptpunkte sind dem Kundigen seit Jahren kein Geheimnis mehr. Aber trotzdem das der Fall ist, sieht die Gesetzgebung diesen schreienden Zuständen teilnahmslos zu, und die im Jahre 1897 erlassenen Bestimmungen des Bundesrates über

den Strafvollzug, die bis zur einheitlichen reichsgesetzlichen Regelung des Strafvollzugs für diesen maßgebend sein sollen, enthalten für den scharf Blickenden in Blutbuchstaben die eine Verkündigung: Wir stehen der ganzen Frage ratlos und hilflos gegenüber. Seit dem Erlaß jener Bestimmungen sind sieben Jahre vergangen, an den geheimnisvollen Stellen, wo Gesetze entstehen, regt sich kein Laut, und das Provisorium ist auf dem besten Wege, ein Definitivum zu werden. Wenn aber irgendwo, so ist hier ein Gebiet, auf dem die Zustände so trostlos sind, daß die Banterotterklärung des ganzen Systems vor aller Augen liegt.

Was mir das Buch von Leuß und die darin angeführten Tatsachen besonders wertvoll erscheinen läßt, ist der Umstand, daß der Verfasser mit der Veröffentlichung mehrere Jahre gewartet hat, also jedenfalls nicht der Vorwurf, er habe ab irato geschrieben, gegen ihn erhoben werden kann. Die nackten Tatsachen des Buches aber — ich behaupte, wer sich diesen gegenüber der Einsicht verschließt, daß hier die Gesetzgebung eingreifen müsse, der will nicht sehen.

Die Behörden wie die Fachmänner werden zu der Frage, die durch Leuß aufs neue in Fluß gebracht ist, Stellung nehmen müssen. Jedoch auch der gebildete Laie soll hieran nicht vorübergehen! Denn gerade auch ihn geht diese Frage aufs nächste an. Wenn Geheimrat Prof. Dr. von Liszt in einem Aufsatz der „Woche“ bei der Besprechung des Buches die Meinung ausspricht, daß dem Buche ein praktischer Erfolg nicht beschieden sein werde, da die Mehrzahl unserer heutigen Juristen, d. h. die Anhänger der klassischen Schule, die auf den Richter- und Regierungsbänken sitzen, zu einer Besserung und Änderung der herrschenden Zustände nicht bereit sein dürfte, so steht dem doch entgegen, daß, wenn die Notwendigkeit dazu vorliegt, eben über den Kopf der Widerstrebenden hin Gesetze gemacht werden müssen. Hier aber liegt eine solche Notwendigkeit vor, und Pflicht der Presse ist es, ganz besonders in diesem Fall, den Ruf nach Reform laut und unablässig ertönen zu lassen. Die Richter, welche die Leute in die Strafanstalten schicken, sind es nicht, die unter den heillosen Zuständen zu leiden haben; aber ich bin überzeugt, daß, wenn jeder Jurist ein Semester lang in einem Gefängnis oder Zuchthaus zubringen müßte, wir in kurzem die Richter selber als die Führer der Reformbewegung erblicken würden. Betroßt darf man es aussprechen: alle Richter, mit sehr wenigen Ausnahmen, haben keinerlei Einblick in den Strafvollzug, sie haben keine Ahnung von dem wirklichen Wesen der Strafe!

Man kann häufig, und gerade aus Richtertreisen, die Behauptung hören, daß die „Leute es in den Strafanstalten viel zu gut hätten“, daß darum die Strafe keine Abschreckung mehr enthalte und die Entlassenen zum großen Teil immer wieder und wieder zurückkämen. Wir wollen nicht an dieser Stelle auf die sehr schwierige und tiefe Frage eingehen, weshalb so viele, so gar viele, die einmal hinter Schloß und Riegel gefessen, dorthin wieder zurückkehren, nicht nur einmal, sondern zahllose Male, und fast jedes-

mal mit längeren und härteren Strafen belegt; mit der Behauptung, daß diese Leute Sehnsucht nach den Fleischöpfen des Gefängnisses hätten, kann über diese Frage nur Unverstand oder Bequemlichkeit urteilen. Zugegeben mag werden, daß eine große Zahl von Personen, was Wohnung, Verpflegung und regelmäßiges Leben anbetrifft, in der Strafanstalt besser daran ist als draußen, und ich halte diese Behauptung auch den Leußschen Klagen über mangelhafte Verpflegung gegenüber aufrecht. Aber dieser Vorzug fällt in nichts zusammen gegenüber der Tatsache, daß der Gefangene während der Dauer der Strafzeit jede Selbstbestimmung, jedes Verfügungsrecht über sich selbst, mit einem Worte, seine ganze Persönlichkeit verloren hat; er ist vom Augenblick seiner Einlieferung an nichts anderes als eine unter dem Zwang einer undurchbrechbaren, nach der Schablone zugeschnittenen Hausordnung stehende Menschennummer, — ein zufällig fleischgewordenes Altknüttel — ohne jeden eigenen Ausdruck, innerlich und äußerlich unfrei.

In dieser Unfreiheit liegt m. E. der Schlüssel zu der traurigen Tatsache, daß die Behauptung: „der Strafvollzug soll die Leute bessern“, eine schön klingende, aber jeder Berechtigung entbehrende Redensart geworden ist. Erziehungs- und besserungsfähig ist nur der freie Mann, der, ohne daß fortwährende Aufsicht, Strafen und Entbehrungen ihn dazu nötigen, das Rechte tut, weil es das Rechte ist, und das Schlechte läßt, weil es das Schlechte ist. Der Mann, der das Rechte tut oder das Schlechte läßt, weil ihm die Hausordnung im andern Falle strenge Strafen androht, der Mann, der sich in stillem, verbissenem Trotz vielleicht gegen diese Hausordnung auflehnt, der auf Schritt und Tritt bewacht, beobachtet — man kann ruhig sagen „ausespioniert“ — gelenkt und geleitet wird, bei diesem fehlt die allererste Voraussetzung des wirklichen Besserwerdens: die freie Selbstbestimmung dazu. Und ohne diese bleibt alles eitel Unwahrheit, unfruchtbares Lippenwerk, ärgste Heuchelei. — Doch nun die Hauptfrage: Wer sind denn die, die gebessert werden, und wer sind die, die bessern sollen? Nun, darüber wird wohl kaum eine Meinungsverschiedenheit herrschen, daß die Insassen der Suchthäuser und Gefängnisse, also diejenigen, die angeblich gebessert werden sollen, das allerschwierigste Menschenmaterial bilden, das gefunden werden kann: teils völlig verkommene, teils tiefleidenschaftliche, teils durchaus abgestumpfte Charaktere von unendlicher Kompliziertheit — Leute, deren wahre Art der größte Menschenkenner oft nicht zu durchschauen vermöchte.

Und dieser Masse dunkelster Charaktere gegenüber stehen die „Befsernden“. Wer sind nun diese, die Einfluß gewinnen sollen auf das verwickelte Seelenleben ihrer Untergebenen? In ihrer weitaus größten Mehrzahl Männer, die zu ihrem Werke so ungeeignet sind wie der Elefant zum Seiltanzen, die oft kein anderes Erziehungsprinzip kennen, als Grobheit und Meldungen zur Disziplinarbestrafung — Männer, die den für am besten erzogen halten und dem das beste Führungsprädikat geben, der seine Zelle am saubersten hält, sein Geschirr am blanksten putzt und sein Arbeits-

penfum am regelmäÙigsten abliefern! Einer der einsichtsvollsten Kenner der tiefen Schäden unseres Strafvollzuges, Geheimrat Krohne, beklagt es schwer, daß das Aufseherpersonal der Strafanstalten, und das sind doch diejenigen, mit denen die Gefangenen am meisten, täglich, stündlich zu tun haben, sich im wesentlichen aus Leuten zusammensetzt, die ihren eigentlichen Beruf aus irgendwelchen Gründen verlassen, sich im Militärdienst den Zivilversorgungsschein erworben haben und sich zu keinem andern Dienst mehr eignen wollen — Leute, deren Bildungsgrad, ganz seltene Ausnahmen abgerechnet, über Schreiben mit oft genug sehr mangelhafter Orthographie, Lesen, Rechnen der vier Spezies nicht hinausgeht. Und diese Männer sind die Erzieher und Besserer der kompliziertesten Charaktere! Die Resultate dieser „Erziehung“ und „Besserung“ findet man auf allen Seiten der Kriminalstatistik. — Zahlen, die eine furchtbar beredete Sprache reden! Und gegenüber diesen Tatsachen will man noch den Mut haben, einen Strafvollzug zu verteidigen, der seine vollständige Hilfs- und Ratlosigkeit längst erwiesen hat?

Aber — so höre ich einwenden — es sind doch auch gebildete Beamte in jeder größeren Strafanstalt? Gewiß! Der Direktor, die Geistlichen, der eine und der andere Inspektor. Und in den Vorschriften über die Behandlung der Gefangenen in den Zellengefängnissen findet sich sogar der köstliche Satz, daß die Einzelhaft Gelegenheit zur Einwirkung der Beamten auf den Gefangenen geben soll! Von einer „Einwirkung“ der Aufseher wird angesichts der oben erwähnten Tatsachen wohl auch der kühnste Optimist nicht reden wollen — es bleibt also die Einwirkung der Oberbeamten, des Direktors, der Geistlichen. Wie vollzieht sich diese? Dadurch, daß etwa monatlich einmal der Direktor auf 2—3 Minuten in der Zelle des Gefangenen erscheint, ihm einige Fragen vorlegt, die in „strammer Haltung“ beantwortet werden müssen und die sich in der Regel auf Beschäftigung und Verpflegung beziehen. Aus guter Quelle ist mir bekannt, daß in einer preußischen Strafanstalt beim Erscheinen des Direktors, der jedesmal eine ganze Abteilung auf einmal revidierte, sich folgender Vorgang abspielt: Ein Aufseher schließt die Zelle mit dem Ruf: „Achtung!“ auf. Der Gefangene erhebt sich, nimmt militärische Haltung an. Der Direktor eintretend: „Guten Morgen!“ Der Gefangene: „Guten Morgen, Herr Direktor!“ Der Direktor hinausgehend: „Guten Morgen!“ Der Gefangene: „Guten Morgen, Herr Direktor!“ Der Aufseher schließt zu, die „Einwirkung“ ist vorbei.

Noch ein Umstand aber kommt in Betracht, der in den allermeisten Fällen, selbst wenn der Direktor auf den Gefangenen einwirken will und kann, jeden Versuch hierzu zum Scheitern bringt. Das ist das tiefe Mißtrauen, das fast alle Gefangenen gegen den Direktor haben, ein Mißtrauen, das sie niemals aus sich herausgehen, sie niemals dem Beamten gegenüber sich aufschließen läßt. Haben sie ein Anliegen, so melden sie sich zum „Rapport“, d. h. der Direktor empfängt die Leute in Gegen-

wart eines Oberaufsehers!! Macht schon für jeden nicht abgestumpften Menschen die Gegenwart dieser dritten Person eine Aussprache, die oft über die intimsten und traurigsten Familienangelegenheiten geführt werden muß, fast unmöglich, so hat der Gefangene auch in den allermeisten Fällen seinen Direktor eben gar nicht so kennen gelernt, wie man jemand kennen muß, dem man die intimsten Angelegenheiten anvertrauen soll. — Und anbefehlen läßt sich das Vertrauen nicht — das muß gewonnen werden! Nun gut, höre ich reden, dann sind aber ja noch die Geistlichen da. Sehr wohl! Und ein Geistlicher, der sein furchtbar schwieriges Amt aus tief mitleidigem Herzen heraus wahrnimmt, der mit Wort und Tat seinen Pflegebefohlenen beisteht — o ja, der wäre wohl ein wesentlicher Faktor zur Einwirkung auf den Gefangenen. Aber wir fragen: Wie soll ein Geistlicher, der in einer Strafanstalt vielleicht 3—400 Menschen seiner Seelsorge zugeteilt sieht, dieses Amt auch nur mit einigem Erfolg wahrnehmen? Und wenn er den besten Willen hat, er hat doch physisch die Kräfte gar nicht. Der allgemeine Gottesdienst allein tut es nicht; ist er doch in vielen Fällen nur der seit einer Woche herbeigesehnte Tag zur Verübung irgendwelches Anzugs oder schlimmerer Dinge.

Aber auch das muß ausgesprochen werden: das Mißtrauen der Gefangenen dem Geistlichen gegenüber ist noch größer als dem Direktor gegenüber. Den allermeisten Gefangenen ist die Religion vollständig gleichgültig, und die Geringschätzung, welche sie dieser entgegenbringen, übertragen sie natürlich erst recht auf ihre Diener. Wer jedoch helfen, erziehen, bessern will, muß zuallererst das Vertrauen seines Zöglings haben! Die Anstaltsgeistlichen weisen, wenn auf die Wirkung ihrer Tätigkeit die Rede kommt, mit Vorliebe auf die oft ziemlich große Zahl der Abendmahlbesucher hin — aber nur der Düntel in die Unfehlbarkeit ihrer Tätigkeit kann in diesen Zahlen irgend etwas anderes erblicken als eben — bloße Zahlen. Wo alles auf Zwang und Druck, auf Ausmerzung jedes eigenen Willens zugeschnitten ist, da beweisen Handlungen wie der Besuch des Abendmahls nicht das geringste für die Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Herzensgesinnung des Abendmahlsgastes. —

Nach den heutigen Grundsätzen über den Strafvollzug werden die Gefangenen von der Außenwelt streng abge sondert; der Verkehr in jeder Form ist, abgesehen von einigen Briefen und Besuchen, auf die ich gleich komme, verboten und oft mit einem Aufswand von Klugheit, Erfindungsgeist und Geldmitteln, die einer besseren Sache würdig wären, unmöglich gemacht. Der Gefangene soll während der Dauer seiner Strafzeit nichts sehen als die Räume seines Gefängnisses, er soll bei einer Strafe von vielleicht langen Jahren vor jeder Berührung mit der Außenwelt bewahrt bleiben. Welch ein Widerfinn!

Der Gefangene soll ja doch nach seiner Entlassung wieder auf festen Füßen im Leben stehen, er soll ihm gegenüber zu Schutz und Trutz gerüstet sein; er soll später das Leben da draußen, in der Freiheit, das er bisher

nicht richtig, d. h. zum Schaden der Gesellschaft, angewendet hat, richtig benutzen — und eben diesen selben Menschen, dem in den allermeisten Fällen nach der Entlassung ein schwerer Kampf mit dem Leben bevorsteht und den man darum mit allen Mitteln an das Leben gewöhnen sollte, entwöhnt man des Lebens vollständig! Das begreife, wer kann!

Bei kurzzeitigen Strafen, etwa bis zu sechs Monaten, wäre gegen eine strenge Absperrung von der Außenwelt nichts einzuwenden, bei längeren Strafen ist sie der verhängnisvollste Fehler, der gemacht werden konnte. Dieses Prinzip muß die übelsten Folgen zeitigen und — es zeitigt sie.

Der Gefangene, der mehrere Jahre, vielleicht eine ganze Reihe von Jahren verbüßt hat, ist für das Leben unbrauchbar, geistig, körperlich, mechanisch; ist er nicht ein wohlhabender Mann, dem die Mittel zur Verfügung stehen, sich wieder an das Leben gewöhnen zu können, sondern ist er, und das sind die allermeisten, ein armer Teufel, der nach Arbeit gehen muß, so steht er hilflos da. Man vergegenwärtige sich nur einmal, welche Fortschritte in unsern Tagen durch die Vervollkommnung der Maschinen u. a. in jedem Gewerbe gemacht werden; man halte sich die ungeheuren Veränderungen vor Augen, welche oft in einzelnen Branchen — Buchdruck, Schlosserei, Schreinerei u. a. — im Laufe weniger Jahre vor sich gehen — und dann beantworte man mir die Frage: Ist es zu verantworten, daß man den Gefangenen von allem ununterrichtet läßt, was für ihn zu den ernstesten Lebensfragen gehört?

Das Halten von Zeitungen und Zeitschriften, die Aussprache mit etwa später eingelieferten Gefangenen, die Zusendung irgendwelcher Handwerks- oder technischer Gegenstände — alles, alles ist verboten! Der Gefangene erhält keine Kenntnis von den Fortschritten der Industrie, der Technik, des Ackerbaus; Einrichtungen und Gebräuche, wie sie während seiner Strafzeit ins Leben getreten sind, Verbesserungen und Vervollständigungen in seinem Handwerk sind ihm völlig fremd. — Welcher Meister in der ganzen Welt nimmt denn einen solchen rückständigen Menschen, dem obendrein der Mangel, „gefessen zu haben“, anhaftet? Und ein solcher durch eine nicht zu rechtfertigende Härte des Gesetzes, durch die Einrichtungen des Staates rückständig gewordener Mensch — der soll, so behaupten die Lobredner unseres Strafvollzuges, in der Strafanstalt die Kraft und die Fähigkeit gewonnen haben, ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein? Es wäre ein Wunder, wenn er das geworden wäre, und einem unter Hunderten gelingt vielleicht dies Wunder; die große Mehrzahl greift ratlos und hilflos, energielos und haltlos aufs neue zum Verbrechen, weil sie von dem gewohnten Schlandrian des Strafanstaltslebens, der sogenannten Tagesordnung, sich nicht mehr frei machen kann; der tragische circulus vitiosus ihres Lebens vollendet sich oder, wie man will, beginnt aufs neue.

Noch ein psychologisches Moment ist hier nicht unerwähnt zu lassen. Es liegt im Wesen des Menschen, daß er für jeden Zwang, der ihm an-

getan wird, sich schadlos zu halten sucht, und es liegt in der Natur des Menschen, daß gegen alles Unnatürliche über kurz oder lang eine Reaktion eintritt. Für die Entbehrungen, die der Gefangene während seiner Haft hat ertragen müssen, entschädigt er, dem in dem Druck und Zwang der Anstalt mit ihrem ewigen Einerlei, wie auch, insbesondere bei Einzelhaft, durch geschlechtliche Sünden der unglaublichsten Art jede Energie verloren gegangen ist und hat verloren gehen müssen, sich nach seiner Entlassung häufig genug durch eine geradezu viehische Völlerei und Anzucht. Fälle, in denen entlassene Gefangene noch am Tage ihrer Entlassung aufs neue verhaftet werden, sind zahllos. So gehen denn die aus der Strafanstalt mitgebrachten Geldmittel oft genug in wenigen Stunden zu Ende, und dann?

Geheimrat Krohne hat einmal ein Wort geschaffen, mit welchem er den Zweck des Strafvollzuges bezeichnen will. Nicht etwa von „Besserung“ redet er, dies würde dem genauen Kenner unseres Strafanstaltswesens schlecht anstehen, sondern von „Sozialmachung“ der Gefangenen; d. h. die Gefangenen sollen dahin gebracht werden, daß sie sich der Gesellschaft einzureihen und anzupassen vermögen. So gern ich das selbst als den Zweck der Strafe bezeichnen und anerkennen möchte, so ist mir doch unverständlich, wie das unter den heutigen trostlosen Zuständen im Strafvollzug erreicht werden soll? Die „Sozialmachung“ der Gefangenen ist nicht zu erreichen, solange man diese hermetisch von der Außenwelt absperrt und jede Verbindung mit dieser zerschneidet. Wer schwimmen lernen soll, muß Wasser um sich haben. —

Die einzige Verbindung nun, welche der Gefangene mit der Außenwelt haben darf, besteht in der Gestattung einer Korrespondenz und eines Besuches in der Anstalt durch Verwandte. Die oben erwähnten Bestimmungen des Bundesrats setzen fest, daß Zuchthausgefangene „in der Regel“ alle drei Monate einmal einen Brief absenden und empfangen und alle drei Monate einmal Besuch erhalten dürfen, daß Gefängnisgefangene „in der Regel“ einmal monatlich dieselben Vergünstigungen haben sollen. Wohlgemerkt: „Vergünstigungen“, nicht Rechte! Denn der Direktor ist befugt, den Gefangenen etwa wegen mangelhafter Führung jene Vergünstigung zu entziehen.

Ich halte diese Bestimmung für eine der unglücklichsten, aber auch grausamsten, die überhaupt denkbar sind. Man unterbindet also dem Gefangenen, der doch wahrlich alle Ursache hat, sich mit Verwandten und Freunden auf guten Fuß zu stellen, sich ihrer Hilfe und Bereitwilligkeit für die Zeit nach seiner Entlassung zu versichern, die Möglichkeit dazu! Denn ein Brief im Vierteljahr, resp. im Monat, ist für den gedachten Zweck keinesfalls hinreichend! Bedenkt man nur einmal, daß oft genug der Gefangene wegen seines Vergehens von Verwandten und Freunden aufgegeben und zurückgestoßen wird, und bedenkt man, wie so hartbösig die Menschen meistens dem Unglück gegenüber sind, so wird man die grausame Härte jener Bestimmung begreifen. Aber noch eines. Durch solch langes

Schweigen, namentlich bei dreimonatlicher Frist, wird der Gefangene auch seiner Familie mehr und mehr entfremdet, selbst wenn er sich mit ihr noch steht; die Frau aus niederem Stande, die die Bestimmungen nicht kennt, hält das Schweigen des Mannes für Laueheit ihr gegenüber, sie glaubt ihm nicht, wenn er ihr jene Norm mitteilt, sie fängt an zu grollen und zu hadern, und das Ende vom Liede ist da. Statt also alles aufzubieten, den Einklang der Gefangenen mit ihren Familien zu fördern und den moralischen Halt, den der Entlassene in der Familie finden kann, zu stärken, bietet die heutige Art des Strafvollzuges alles auf, den Gefangenen dieses letzten Haltes zu berauben!

Nun steht zwar dem Direktor die Befugnis zu, von der erwähnten Regel Ausnahmen zu machen und einzelnen Gefangenen weitere Briefe zu gestatten. Aber ganz abgesehen davon, daß der Direktor infolge jener unglücklichen Bestimmung auch gebunden ist, gestattet er Ausnahmsbriefe immer nur in „dringenden“ Fällen; was aber „dringend“ oder „nicht dringend“ ist, entscheidet er nach seinem Ermessen. Es gibt sehr humane Direktoren, die in bezug auf die Korrespondenz ihren Gefangenen weiten Spielraum gewähren; aber es gibt auch Buchstabenkleber, kleinlich und engherzig, die vom Geiste der Gesetze, und selbst wenn sie so wenig Geist enthielten wie die bundesrätlichen Bestimmungen über den Strafvollzug, keine Ahnung haben. Und wehe dem Gefangenen, der ihnen mit etwas Außergewöhnlichem kommt — er hat es ein für allemal mit dem Direktor verdorben.

Von den Besuchen in der Anstalt will ich ganz schweigen. Ich halte sie, ganz dringende geschäftliche Rücksprachen ausgenommen, überhaupt für ein Übel, und ihr vollständiges Verbot, abgesehen von ganz dringenden Fällen, würde mir keine Bedenken erwecken. Denn dieser „Besuch“ ist etwas Entwürdigendes, für den Besucher wie für den Besuchten. Die Aussprache in Gegenwart eines oft recht kleinlichen und engherzigen Beamten wirkt deprimierend, und daß Besucher wie Besuchter vor lauter Tränen überhaupt keine Worte wechseln können, kommt oft genug vor. Und dann: die Frau, die ihren Mann, das Kind, das seinen Vater, der Bruder, der seinen Bruder im Züchtlingskleid gesehen hat — kann sich das wirklich vergessen? Und könnten nicht Tage kommen, wo dieses Züchtlingskleid, das rein äußerliche, sich doch wie ein dunkler Schleier zwischen verwandtschaftliche Liebe und Zuneigung legte? —

Aber wenn man mich fragte, ob ich denn etwa für die Gefangenen unbedingte Schreibfreiheit forderte, so antworte ich: „Ohne alles Bedenken! Unbedingte Schreibfreiheit!“

Und wenn man mir nun entsezt sagen würde: „Woher sollen wir denn die Zeit nehmen, diese Korrespondenz zu lesen?“ so antworte ich: „Diese Zeit muß da sein und sie wird da sein, genau so gut, wie sie da ist zu den vielen ebenso überflüssigen wie unnützen Schreibereien, von denen die Strafvollzugsakten der Gefangenen wimmeln.“

Ganz selbstverständlich ist dabei, daß Briefe, die eine strafbare Handlung oder Schmähungen u. dgl. gegen Gerichte oder Beamte enthalten,



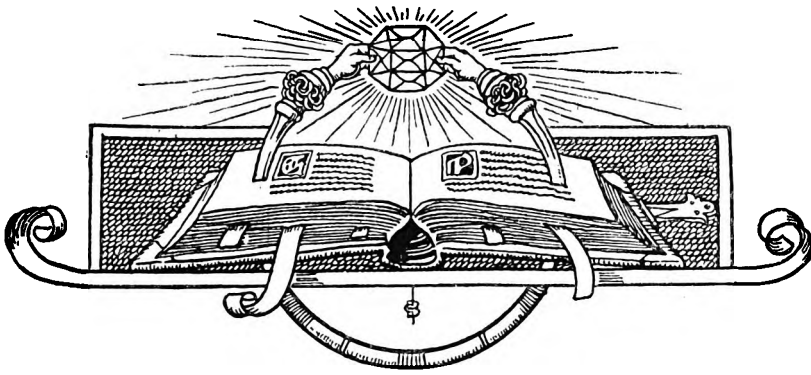
nicht abgehen. Aber nur solche sollen zurückgehalten werden. Die Abfendung eines Briefes etwa davon abhängig machen zu wollen, ob der Direktor ihn für „überflüssig“ oder nicht hält, wäre ein schwerer Fehler, der sehr leicht zu den heutigen Zuständen zurückführen könnte. —

Es liegt eine ungeheure Tragik in dem Widerspruch, die Gefangenen für das Leben tauglich machen zu wollen und sie dabei doch dem Leben ganz gründlich zu entfremden. Diese letztere Aufgabe aber, und keine einzige andere sonst, löst unser heutiger Strafvollzug in glänzender Weise. Während das Gesetz bei der custodia honesta, der Festungshaft, dem Gefangenen, der doch zu allermeist in günstigen äußeren Verhältnissen lebt und dem nach seiner Entlassung meistens kein Kampf ums Dasein droht, weitgehende Freiheiten gewährt, drückt dasselbe Gesetz dem Gefängnis- und Zuchthausgefangenen, den nach seiner Entlassung mit sehr wenigen Ausnahmen der schwerste Kampf um seine finanzielle, bürgerliche und moralische Existenz erwartet, zu einem weltfremd gewordenen Abenteuerer herab, der in der Haft nur das eine gelernt hat: daß jedermanns Hand wider ihn sei und daß darum auch seine Hand gegen jedermann sein müsse.

Wir haben heute vier Stände; ein fünfter, der der Arbeitslosen, wächst mit unheimlicher Macht heran. Sorgen wir dafür, daß nicht noch ein sechster aufstehe, der in unerbittlicher Fehde stünde mit der Gesellschaft, die ihn versemf, mit dem Staat, der ihn dem Leben entfremdet hat: der Stand der entlassenen Gefangenen. Und dieser Stand wird heranwachsen, drohend und düster, eine Gefahr für Staat und Gesellschaft, wenn nicht Staat und Gesellschaft rechtzeitig Vorkehrungsmaßregeln treffen werden: der Staat durch eine anderweitige Regelung des Strafvollzuges, die Gesellschaft durch eine andere Stellung gegenüber dem Entlassenen.

Das große Wort des alten Kirchenvaters gilt auch hier: „In omnibus caritas!“





# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders.

Von

Peter Kosegger.

(Fortsetzung.)

So ziehen die Tage. Wie der König versprochen, der Knabe ist frei. Doch er bleibt am Hofe, um endlich in den Saal der Schriften zu gelangen. Oft durchwandert er die Stadt, den Hain und geht an den Nil zu den Seinen. An den Schleußen des Stromes, der das Land befruchtet, arbeiten tausend Sklaven, von Aufsehern gepeitscht, manche erschöpft hinfallend und sterbend. Jesus sieht es und rügt die Roheit, bis er wohl auch selbst einen Hieb erfährt. Er zieht hinaus zu den Pyramiden, wo die Pharaonen schlafen, und horcht, ob sie nicht weinen. Er tritt in den Tempel des Osiris und betrachtet die ungeheuren Götzenbilder, die zwischen den runden Riesensäulen stehen, in ihrer plumpen, seelenlosen Häßlichkeit. Am unermülichsten durchforscht er immer wieder den Palast nach dem Saale der Schriften. Endlich findet er ihn, aber verschlossen; die Hüter desselben jagen in der Wüste nach dem Schakal und dem Tiger. Bei den Geistern ist es dunkel und öde, und der Pracht- und Üppigkeitsstrom des Hofes dringt nicht hinein.

Nun kommen wieder Nächte, da durch die Hallen das Geheimnis rieselt: Der Pharao weint. — Und es geht auch die Mär, warum. Das Weib, das er am meisten geliebt, hat er erdroffeln lassen, und berichten jest die Astrologen, daß es unschuldig gewesen. An einem Tage liegt auf dem Divan der König und verlangt, daß der Knabe vom Nil ihm Kühlung fächle. Heute tut es dieser, denn

der Herr ist leidend. Der Pharao ist übelgelaunt und ungeduldig, es ist ihm der Fächer nicht recht und nicht das Fächeln, und als es der Knabe einstellt, ist's ihm auch nicht recht.

Da sagt Jesus plötzlich: „Pharao, du bist krank!“

Der König starrt ihn an und staunt. Der Page tut den Mund auf und spricht den Sohn des Lichtes an?! Als er jedoch im Antlitz des Knaben den traurigen, innigen Ausdruck des Mitleides sieht, wird ihm milde zu Mut und er sagt: „Ja, mein Knabe, ich bin krank.“

„König,“ sagt Jesus, „ich weiß wohl, was dir fehlt.“

„Du weißt es?“

„Du hast nach außen das Licht und nach innen den Schatten. Wende es um!“

Raum hat der Knabe diese Worte gesprochen, so richtet der Pharao sich auf, schlanker und höher als sonst scheint er zu werden, den Arm streckt er starr nach der Pforte hin und seinem Auge entfährt ein zorniger Blick.

Der Knabe geht ruhig hinaus und schaut nicht mehr zurück. — Er ist fort.

Das Wort aber ist zurückgeblieben. Am rauschenden Tage hört es der Pharao nicht; in der Nacht jedoch, wenn das strahlende Leben schweigt und nur das Elend unseliger Herzen lautlos tobt, da hört er es leise hallen von Wand zu Wand bis in sein Gemach: Wende es um! Wende nach innen das Licht! —

Schon eine Weile, ehe dieser Tag gekommen, hat Jesus erfahren, daß draußen vor dem Tore Theben, am Fuß der Pyramide Pefy, in einem Grabgewölbe ein gelehrter Greis wohne. Der wolle mit keinem lebenden Wesen zu tun haben, außer einer Wüstenziege, die ihm Milch gibt. So wie er selbst immer im Dunkel seines Gewölbes hockt über unendlichen Schriftzeichen halb verwitterter Steinplatten, ausgegrabener Geräte und Papyrusrollen, so sieht auch die Ziege niemals einen Sonnenstrahl. Beide begnügen sich mit dem Futter, das ihnen ein alter Fellach täglich bringt. — Das ist einer, der hat umgewendet — außen den Schatten und innen das Licht. Nun, als Jesus vom Pharao fortgewiesen ist, sucht er diesen gelehrten Höhlenbewohner auf, um Weisheit zu finden. Der Greis will ihm zuerst nicht Einlaß gewähren. Ein junges Blut und Weisheit!

„Werde erst alt, mein Sohn, dann komm zu den Schriften und suche Weisheit.“

Antwortet der Knabe: „Wollt Ihr die Weisheit gerade nur fürs Sterben? Ich will sie fürs Leben.“

Da hat der Greis aufgetan.

Zu diesem Weifen geht Jefus nun jeden Tag hinaus und hört Lehren über Welt und Leben. Auch über ewiges Leben. Der Einfiedler fpricht von dem Wandern der Seelen, die im Gange der Zeiten durch alle Wefen der Zeit ziehen müffen, alle Kreife des Seins durchleben, je nach ihrer Aufführung aufwärts den Göttern zu, oder abwärts zu den Würmern im Schlamm. Darum müffe man auch die Tiere lieben, in denen ja Menfchenseelen ftecken können. Mit Gebärden tiefer Ehrerbietung fpricht er von den Schlangen Rebados und von dem erhabenen Apis im Tempel zu Memphis. In alle Tiefen und Untiefen des Denkens verliert er fich, belegt alles mit den Schriftzeichen und erklärt es für wiffenschaftliche Wahrheit. Also trägt der Mann, der im Dunkeln lebt, dem Knaben — Licht vor. Er fpricht von dem allheiligen Sonnengott Osiris, der alles erfchaffe und alles zerftöre, dem großen anbetungswürdigen Osiris, an dem jedes Gefchöpf fein Auge vollfaugt. Dann wieder murmelt er feierlich und geheimnisvoll hieroglyphifche Formeln ab, fo daß dem lebhaften Knaben die träge Weile weh tut. Auch hier muß man umwenden. So denkt er, geht heimlich hinaus und läßt das Pfortlein offen. Als der Gelehrte feiner trachtet, ift er im Freien und weidet die Ziege, die der Freiheit froh auf dem Rafen umherfpringt.

„Warum verfagft du der Wahrheit deine Ehrerbietung?“ fragt er ftrafend.

Und Jefus: „Seht Ihr denn nicht, daß ich Eurer Lehre die Ehrerbietung erweife? Ihr fagt, man müffe das Tier lieben. Deshalb habe ich die Ziege in die freie Luft geführt, daß fie fich weide an den duftenden Kräutern. Ihr fagt, daß man an dem Sonnengott fein Auge anzünden müffe, deshalb bin ich mit der Ziege aus der dunklen Höhle gegangen unter die liebe Sonne.“

„Die Schrift follft du verftehen lernen.“

„Die Kreaturen will ich kennen lernen.“

Mit Unwillen blickt der Greis auf den Knaben.

„Sage, dreiffter Menfchenfohn, unter welchem Zeichen des Tierkreifes bift du geboren?“

„Unter dem von Och und Efel,“ antwortet der Knabe Jefus.

Alfogleich eilt der Gelehrte in feine Höhle, erhebt die Ampel und fucht in den Schriftzeichen. Unter Och und Efel! — er erfchrickt. Fern der Wage, fern der Wage! Tief gründet er nach. Auf dem Stein fteht es und in der Rolle fteht es gefchrieben. Er geht wieder hinaus und blickt den Knaben an, aber anders als früher, unruhig, gar fonderlich erregt.

„Höre, Kind, ich habe dir das Horoskop gestellt.“

„Was ist das?“

„Aus deinem Stand zum Tierkreis und zu den Sternen habe ich durch uralte heilige Zeichen dein Schicksal gesehen, dem du so eifrig entgegengehst. Willst du es wissen?“

„Will ich es wissen, so frage ich den Vater.“

„Ist dein Vater Astrologe?“

„Er leitet die Gestirne.“

„Er leitet die Gestirne? Was willst du sagen? Geh, du bist ein Tor, ein gottloser Tor. Du wirst es schrecklich erfahren, was deiner harret. Dieser Hochmut ist der Anfang. — Sein Vater leitet die Gestirne!“

\* \* \*

Aus dem Judenlande ist die Nachricht gekommen, daß König Herodes gestorben sei. Von seinem Nachfolger, dem jüngeren Herodes, heißt es, daß er ein aufrichtiger Freund seines Volkes und milder Besinnung wäre. So hält Joseph nun die Zeit für gekommen, um mit dem Weibe und dem schlankgewachsenen Sohne in das Vaterland zurückzukehren. Durch Fleiß und Sparsamkeit ist, ohne daß er's eigentlich gemerkt, während der Korbflechterzeit in seinem Wollfack so viel an Geld zusammengekommen, daß er mit einem phönizischen Kaufmann Unterhandlungen anknüpfen kann wegen der Heimfahrt. Denn durch die Wüste wollen sie nicht mehr zurück, Joseph will den Seinen das Meer zeigen. Und dann sind sie nach vieljährigem Aufenthalte in Ägypten stromabwärts gefahren gegen das Meer. Joseph hat Weidenzweige mitgenommen, um unterwegs sich zu beschäftigen. Maria bessert an den Kleidern, damit sie nach guter Art in die Heimat einziehen können. Andere Fahrgäste, die auf dem großen Schiff sind, freuen sich des Nichtstuns und treiben allerlei Ergötzlichkeiten. Jesus sieht ihnen manchmal zu und ist fröhlich mit den Fröhlichen. Als jedoch das Treiben manchmal in Übermut und Schamlosigkeit ausartet, verbirgt er sich in der Kammer oder betrachtet die weiten Wasser.

Als sie auf dem hohen Meere sind, in einer Mondnacht, erhebt sich ein Sturm. Das Schiff springt mit seinem Riele gegen den Himmel, um im nächsten Augenblick so tief in den Grund zu bohren, daß die Wellen aufs Deck schlagen, Ballen und Risten mit sich fortreißen und den Reisenden salzige Gieß ins Gesicht werfen. An den Masten kracht das Takelwerk und flattert losgerissen in den Lüften auf die schwarze See hinaus, die in schäumenden Bergen unendlich heranflutet und das ächzende Schiff zu begraben droht.

Die Leute sind wahnsinnig vor Schreck und Angst, flüchten sich taumelnd und kollernd in alle Winkel, um von fallenden Splintern und Balken wieder verschleucht zu werden. Joseph und Maria suchen ihren Jesus und finden ihn auf einer Holzbank ruhig schlafend. Über seinem Haupt donnert der Sturm, kracht der Mastbaum — er schlummert im süßen Frieden. Maria kauert über ihn hin, klammert sich an die Bank, daß sie nicht sollten fortgeschleudert werden können. Sie will ihn schlafen lassen — was weiß Mutterliebe Besseres! Allein Joseph findet, daß es Zeit sei, sich bereit zu halten. So haben sie ihn geweckt. Er steht am Bord und blickt hinaus in den wilden Aufruhr. Den Mond sieht er fliegen von einer Nebelwand zur andern, aus grollendem Grunde schießen weiße Ungetüme auf, die krachend sich ans Schiff werfen und es umlegen, so daß die Masten fast hinsinken, von Raubvögeln umflattert. Das Schiff bebt aus Innerstem heraus und schnalzt an allen Enden, als berste es. Jesus hält sich ans Geländer, in seinem weißen Gesicht strahlt das Auge vor Entzücken. Joseph und Maria suchen ihn zu schützen, er weist sie zurück, ununterbrochen in die furchtbare Herrlichkeit schauend: „Lasset mich! Seht ihr denn nicht, daß ich beim Vater bin?“

Es steht von ihm geschrieben, daß er der einzige Mensch gewesen, der auf Erden keinen Vater gehabt, — also ist er der erste, der ihn im Himmel gesucht und gefunden hat.

Andere in dieser Nacht, die den Jüngling also gesehen, sind trotz aller Not fast ruhig geworden. Wenn dem nicht bange ist um sein junges Leben — ist das unsere denn um soviel mehr wert? Ob verlieren oder gewinnen, mutiger greifen sie zu, das Schiff zu steuern, im Getakel die Taue zu strammen, dem eindringenden Wasser zu wehren, bis allmählich der Aufruhr ermüdet. Als der Morgen aufgeht, blickt Jesus noch immer entzückt hinaus auf die hohe See, wo zum Kampf zwischen Wasser und Luft sich auch noch der zwischen Nacht und Licht gesellt hat. Endlich ist's gefunden: im Innern Licht und außen Licht. — Auf dem Vorderkiel bläst der Steuermann ins Horn, er verkündet: Die Küste in Sicht! Fernher über der dunkelgrünen Flut leuchten die Felsen von Joppe.

Als das Schiff zwischen dem klüftigen Steingeriffe dieses Hafens glücklich gelandet ist, steigt unsere Familie ans Land, um von hier aus die Fußreise nach Jerusalem zu tun. Denn es ist um die Osterzeit, die Joseph schon viele Jahre nicht mehr in Salomons Tempel begangen hat. Dieses Fest als Erinnerung an die Heimkehr aus Ägypten hat für ihn nun doppelten Sinn bekommen. So will er

auf seiner Reise ins heimatliche Galiläa nach der Königsstadt abbiegen, auch schon besonders, um den jungen Jesus nach dem Leben im Heidenlande zur öffentlichen Gottesanbetung des auserwählten Volkes einzuführen. Als sie auf heimatlichem Boden wandeln, die frischeren Lüfte atmen, die altbekannten Gewächse und Gestalten sehen, die traute Sprache hören, da fassen Joseph und Maria sich an der Hand im stillen Glück. Jesus bleibt gleichmütig. Er findet hier keine Kindeserinnerung, es müßten denn die sein, daß er vom König verfolgt worden war. Mit ruhiger Vorurteilslosigkeit kann er Land und Volk betrachten. Und wenn er seine heimfrohen Eltern sieht: Sonderbar, wie die leblose Scholle über das Herz so viel Gewalt hat! Hält der himmlische Vater nicht die ganze Erde in seiner Hand? Trägt der Mensch die Heimat nicht in sich selbst?

Ihre Habe liegt auf dem Rücken eines Kamels gebunden, so wandern sie wohlbeherzt dahin. Joseph hat im Gurte eine Art, bedacht, gegen etwaige Überfälle sich zu wehren, hat aber nur Gelegenheit, sie an Holzblöcken zu versuchen, die am Wege liegen, und die er ein wenig anhackt, um zu sehen, ob es frisches Zimmerholz sei. Je näher sie zu der Hauptstadt kommen, je belebter werden die Pfade in steinigem Gelände. Auf allen Wegen strömen Pilger herbei, um das große Fest an heiligster Stätte zu begehen. Am zweiten Tage nach Sonnenuntergang sind unsere Reisenden auf der Herberge in Jerusalem. Diesmal kann Joseph schon aufrechter stehen als bei der letzten Durchreise vor zwölf Jahren — er hat etwas im Sack! Der erste Gang ist dem Tempel zu. Am Palast des Herodes vorüberkommend machen sie eilige Schritte.

Der Tempel steht in wunderbarer Pracht. Alles Volk füllt den Vorhof unter Hasten, Stoßen und Geschrei, vorwärtsdrängend durch die Säulengänge in das Heilige, dem Allerheiligsten zu, wo zwischen goldenen Armleuchtern die Bundeslade steht. Wohl jeder fünfte ist im Talare des Rabbinen als Schriftweiser seines Plazes sicher im Tempel. Phariten und Sadduziten, zwei gegnerische Parteien in der Gottesgelahrtheit, plaudern miteinander über Tempelzins und Zehent, oder streiten lebhaft über die Gesetze der Schrift, in denen sie nie und nie einig werden können. Joseph und Maria denken nicht daran, daß andere streiten, demütig beobachten sie die Vorfchriften, stehen in einer Nische des Heiligen und beten. Jesus aber steht an der Säule und hört mit Staunen den Streitenden zu.

Am nächsten Tage beschauen sie die Stadt, soweit es im Volksgebränge möglich ist. Auch seines hohen Stammvaters Grab will Joseph besuchen und schiebt sich im Gewühle durch die engen, finsternen

Straßen voran, immer umlärt von Käufern und Verkäufern, Eseltreibern, Lastträgern, von schreienden Rabbinen und dem unendlichen Strome der Pilger. Wie sie nun aber hinabkommen zu Davids Grab, da ist Jesus nicht bei ihnen. Im Gewühle wird er zurückgeblieben sein, denkt Joseph, und verrichtet unbekümmert seine Andacht an der Gruft des königlichen Ahnes. Als sie in die Herberge zurückkommen, wo sie geglaubt, daß er sich einfinden würde, ist Jesus auch hier nicht, und er kommt nicht. Da sagt jemand, er habe sich abziehenden Pilgern angeschlossen gegen Galiläa, weil er der Meinung gewesen, seine Eltern seien schon voraus. „Wie er das nur denken kann!“ ruft Joseph. „Wir ohne ihn abreisen!“ Eilig machen sie sich auf, um den Sohn einzuholen; doch als sie den Pilgerzug erreichen, ist Jesus nicht darunter, man weiß nichts von ihm, und die Eltern kehren zurück in die Stadt. Dort suchen sie zwei Tage lang. Sie eilen in alle Stadtteile, durchforschen alle öffentlichen Gebäude, wenden sich an alle Aufseher, fragen beim Fremdenamte an, erkundigen sich bei allen Krämern nach diesem schlanken Knaben mit weißem Gesicht, braunem Haare und dem ägyptischen Wollenfetz auf dem Haupt. Nichts und nichts. In die Herberge zurückgekehrt, erwarten sie immer wieder ihn dort zu finden. Er ist nirgends. Maria, der Ohnmacht nahe, hat keinen andern Gedanken mehr, als — er ist in die Hände des Herodes gefallen. Joseph tröstet sie, obschon er selber des Trostes höchst bedürftig wäre.

„Arme Mutter,“ sagt er, mit kühler Hand ihr Haupt an seine Brust legend, „wir wollen gehen und unser Leid dem Herrn opfern.“

Und als sie noch einmal in den Tempel hinaufgehen, wo viele Lehrer und Schriftweise beisammen sind, finden sie dort ihren Jesus. Mitten unter den weißbärtigen Rabbinen sitzt der Jüngling und führt mit ihnen ein lebhaftes Gespräch, so daß seine Wangen glühen und sein großes Auge feurig blitzt.

Der Rat hat über einen schweren Fall von Gesetzübertretung zu entscheiden gehabt. Ein Mann in Jerusalem hatte am Sabbat Brot gebacken, weil er am Vortage beim Nachbar den Ofen nicht bekommen. Sind denn die Phariseen beisammen und führen in ihrem leidenschaftlichen Eifer eine Menge Satzungen an von der Sträflichkeit dieser Übertretung. Der junge Jesus hat ihnen eine Weile aufmerksam zugehört, und plötzlich tritt er aus der Menge hervor. Er stellt sich den Gelehrten vor das Gesicht und fragt:

„Rabbinen! Soll man am Sabbate Gutes tun oder nicht?“

Anfangs wissen sie nicht, ob dieser junge dreiste Mensch einer Antwort zu würdigen sei. Weil es aber auch eine Satzung gibt,



nach der in Gefezesfachen jedem Fragenden geantwortet werden muß, so antwortet nun einer kurz und barsch: „Natürlich soll man Gutes tun.“

Frägt Jesus weiter: „Ist das Leben etwas Gutes oder nicht?“

„Als von Gott gegeben etwas Gutes.“

„Soll man also am Sabbat das Leben erhalten oder verderben lassen?“

Da schweigen die Gelehrten, denn sie hätten sagen müssen, das Leben sei auch am Sabbat zu nähren, und ihre Anklage gegen den Mann, der zu seiner Nahrung Brot gebacken hat, wäre hinfällig geworden.

Jesus schreitet rasch die Stufen hinan bis zu ihrem Tische und spricht: „Rabbiten! Wenn euch am Sabbat ein Schaf in den Brunnen fällt, werdet ihr es drinnen lassen bis zum nächsten Tage? Ihr werdet nicht erst denken, heute ist Sabbat, sondern es sogleich herausziehen, ehe es erstickt. Was ist mehr wert: ein Schaf oder ein Mensch? Wenn am Sabbat ein Kranker kommt und ist ihm zu helfen, so tut man's auf der Stelle. Und wenn ihr einen Splitter im Fleisch habt, so wird nicht gefragt, ob Sabbat ist, der Splitter muß heraus. Aber gegen einen armen Mann, der am Sabbat seine Nahrung bereiten muß, kommt ihr gleich mit euren Gefezes, damit ihr euch höher dünkt, als er ist. Nein, so gilt es nicht. Die Absicht entscheidet. Wenn jemand am Sabbat Brot backt, so werde ich zu ihm sagen: Willst du damit Arme und dich selbst nähren, oder willst du Gewinn haben? Im ersteren Falle tuft du Gutes, im letzten Falle entheiligt du den Sabbat.“

Nun sie wirklich nichts mehr zu sagen wissen, so erklären sie den jungen Menschen als zu gering, um mit ihm zu streiten.

Jesus, noch erregt, steigt herab zur Menge, wo seine Mutter die Hände gerungen hat über diese Kühnheit, mit der ihr Sohn zu den Greisen und Weisen spricht, und wo sie jetzt die Arme nach ihm ausbreitet: „Kind! Kind! Was treibst du da? Warum hast du uns das angetan? Was haben wir um dich ausgestanden? Drei Tage lang haben wir dich gesucht mit größten Ängsten!“

Nun sagt er die Worte: „Warum habt ihr mich gesucht? Wer etwas zu tun hat, kann nicht immer bei den Seinen bleiben. Ich habe mich um den Willen des himmlischen Vaters zu kümmern.“

„Wo bist du doch gewesen die lange Weile?“

Darauf antwortet er nicht. Andere wollen gesehen haben, wie er zwischen den Säulen stehend aufmerksam den Ausführungen der Rabbiten zugehört, bis er nicht mehr hat schweigen können.

Nicht ohne Herbeheit sagt nun Joseph: „Wenn du so gelehrt bist, den ehrwürdigen Männern die Schrift zu deuten, so wirst du auch das vierte Gebot kennen. — Deinen Vater und deine Mutter sollst du ehren, damit du lange lebest in dem Lande, das Jehova dir gibt.“

Jesus schweigt.

„Und dieses Land wollen wir nun suchen, mein Sohn.“

So haben sie sich aufgemacht, um die letzte Strecke zurückzulegen. Über die Weinberge von Judäa und Samaria geht es so mühselig, daß Maria, nahe der Heimat, die Frage tut, ob sie Nazareth wohl je wieder sehen werde. Der junge Jesus macht den weiten Weg sozusagen zweimal, denn er wird nicht müde, nach allen Seiten abzuzweigen, um Datteln, Johannisbrot und Feigen zu sammeln oder ein Krüglein Wasser herbeizubringen, um die Eltern zu laben. So kommen sie langsam über das felsige Gelände hinan, und als der Saumsteig zu einer Höhe führt, die mit platten Steinen besät ist und mit Rautensträuchern bewuchert, liegt vor den Reisenden die grüne Ebene von Israel. Sie ist umgeben von bewaldeten Hügelzügen. Sie ist besät von weißen Ortschaften und durchschlängelt von schimmernden Flüssen. Jenseits steigt ein Bergzug hinter dem andern auf, wovon das hinterste, höchste Gebirge weiße Schneehäupter emporhebt in den blauen Himmel.

Joseph läßt den Leitriemen des Lasttieres fallen und den Wanderstab, breitet die Arme aus und ruft: „Meine Seele, lobe den Herrn!“ Denn vor ihnen liegt Galiläa, die Heimat.

Als sie dann in der Bergmulde das Städtchen Nazareth sehen — ach, wie ist der Ort so klein, und wie still liegt er da zwischen den grünen Höhen! — Da muß Maria aufweinen vor Freude.

\* \* \*

Die Bewohner von Nazareth sind nicht wenig erstaunt, den verschollenen Zimmermann Joseph mit seinem Weibe und einem bildschönen Jünglinge die Gasse heraufkommen zu sehen. Aber es ist ihnen ein Wohlgefallen, daß diese Leute Gepäck bei sich haben. Nur Vetter Nathaniel zieht ein sehr schiefes Gesicht, in welchem sich das Lachen des Willkommen mit dem Ärger über die Ankunft gar bedenklich vermischt. Vetter Nathaniel hatte sich nämlich breit und behaglich in das Haus Josephs hingesezt gehabt und sich als den Erben betrachtet. Nun heißt es zusammenpacken und wieder ausziehen.

Joseph ist gar vergnüglich, als er seine Werkstatt wieder sieht mit dem Schraubstock, mit Stemmeisen, Richtbrett, Zollstab, Hobel

und Holzsäge. Auch das rote Farbentübelchen ist noch da und die Schnur, mit der die langen Zimmerbäume liniert werden, ehe man mit der Art drangeht. Vetter Nathaniel behauptet von manchem Werkzeug, es gehöre ihm, bis Joseph auf das J weist, mit dem alle seine Sachen der Ordnung halber gemerkt sind. Als der alte Meister nun sein Schurzfell umbindet und das erstemal wieder den Hobel ans Brett fest, daß pfeifend die geringelten Späne hinausfliegen, da zucken ihm die Adern vor Lust, und jugendlich frisch blickt sein Auge. Und so beginnt der Zimmermann wieder wohlgenut zu arbeiten, nicht bloß in der eigenen Werkstatt, wohl auch in der Nachbarschaft herum, wo es zu bauen oder auszubessern gibt, oder wo sie Tische, Kästen und Bänke brauchen. Der kleine Wohlstand, den er aus Ägypten mitgebracht, soll hier nach und nach vermehrt werden, damit — wenn die Tage kommen — der Sohn gut anzufangen hat. Maria trägt dazu bei, dieweilen sie klug und sparsam wirtschaftet und für die Nazarenerinnen Hemden und Mäntel näht. Jesus hat eine Kammer bekommen, in die er am Feierabend sich zurückziehen kann. Man muß es ihm heimlich machen, meint Joseph, damit die lockende Welt ihn nicht gewinnt. Die Fenster der Kammer lassen hell das Nebengelände sehen und einen Berg mit Ölbaumen und darüberhin Himmel mit zeitweiligen Wolkenzügen vom Libanon her und mit dem aufgehenden Gestirn im Osten. Der erste Blick von Sonne, Mond und Sternen, wenn sie aufgehen, ist hinein in diese friedsame Stube. Auf dem Wandgestell sind die Bücher des Moses, der Makkabäer, der Könige, der Propheten und Sänger, die Jesus allmählich in Nazareth, in Rana, in Nain und unten in den Ortschaften am See gesammelt hat. Die Galiläer sind gegen derlei Schriften, von ihren Vätern mit Mühe und Frömmigkeit abgeschrieben, gleichgültig geworden; sie haben zu lange vergeblich gewartet auf die Erfüllung dieser Weissagungen, und beginnen zu zweifeln, daß der Juden Messias noch kommen werde. Sie schenken die Pergamente recht gerne dem artigen Jesus des Joseph. Wenn sie doch einmal etwas daraus wissen wollen, so dürfen sie ihn nur fragen, er unterweist sie klar und bündig und oft so eindringlich, daß man's nicht mehr vergessen kann. Das ist bequemer, als selbst ungeschickt nachzuschlagen und mit Anstrengung die schlechten Zeichen zu entziffern, um sie dann erst noch nicht zu verstehen.

In mancher Nacht bei Vollmondschein liest Jesus in den Schriften. Er hat dieselben Bücher gelesen, wie wir, wenn wir heute das Alte Testament aufschlagen. Also daß es ist, als säßen wir mit Jesus auf der gleichen Schulbank. Er liest von Adam und seiner Sünde,

von Rain und seinem Morde, von Abraham und seiner Verheißung, von Noach und der Sühneflut. Er liest von Jakob und seinen Söhnen, von Joseph, den seine Brüder verkauft nach Ägypten, und von seinen Schicksalen in diesem Lande. Und er liest von Moses dem großen Gesetzgeber, von David dem Hirten, Sänger und König, und von Salomons Weisheit und seinem Tempelbau, und von den Propheten, die des Volkes Missetaten gerichtet und das künftige Reich vorhergesagt haben. Also glühenden Herzens liest Jesus die Geschichte seines Volkes. Er sieht, wie diese Geschichte tiefer und tiefer sinkt. Hat er erst gejubelt vor Begeisterung, so schreit er hier über die Entartung zornig auf. Dann macht ihn der Kummer schlaflos und er schaut sinnend, fragend in den gestirnten Himmel hinaus: „Was kann sie aus diesem Elende befreien?“

Die Sterne schweigen. Doch aus Fernen, aus der Stille der Ewigkeit ruft es: So sehr liebe ich sie, daß ich meinen eingebornen Sohn hinsende, um sie selig zu machen. —

Am Tage ist es Josephs Sache, daß der Jüngling nicht zu sehr ins Träumen kommt. Jesus muß das Handwerk lernen. Er tut es willig, aber ohne Freude, sein Kopf ist recht oft nicht bei den Händen, und während er zwei Balken zu einem Türkranz falzen soll, klingt in seinem Haupt des Propheten dunkler Vers: Er ist gezählt unter die Übeltäter. —

„Was tust du da? Ist das ein Türkranz? Das ist ein Hentkerpfahl!“ So weckt ihn Joseph, und Jesus erschrickt darüber, wie er die Hölzer kreuzweise genagelt hat.

„So sage mir doch,“ verweist Joseph den Knaben, „woran denkst du? Hast du Klugheit im Kopf, so verwende sie auf deine redliche Arbeit. Das einfachste Handwerk erfordert einen ganzen Block und nicht die Späne davon. Und gar die Zimmerei, die den Leuten Häuser baut, Brücken, Schiffe, und dem Jehova Tempel. Dazu ist nicht jeder erlesen, denke, was ein schlechter Zimmermann für Unheil stiften kann. An göttliche Dinge denkst du. Gut, die Arbeit ist auch ein göttliches Ding; in der Hände Arbeit setzt der Mensch die Schöpfung Gottes fort. Sagen doch die Leute, daß du verständig seiest — so lasse doch auch deinen Lehrmeister was spüren davon. Du machst mir die Werkzeuge stumpf und die Arbeit nicht scharf, das muß anders werden, Kind!“

Schweigend läßt Jesus diese Strafpredigt über sich ergehen und arbeitet in die Nacht hinein, um den Schaden gut zu machen.

Joseph hat nachher seinen Kummer dem Eheeweibe geklagt. Nicht das ist's, daß der Junge ein schlechter Zimmermann werden

könnte. Wenn er nur will, gelingt ihm alles. Aber das ist Josephs Kummer, daß er dem Liebling manchmal so strenge Worte sagen muß. Jedem Lehrling müssen sie gesagt werden.

Maria spricht: „Es wird wohl recht sein, Joseph, wie du ihn leitest. Ich habe freilich Sorge. Wenn ich dieses Kind manchmal so beobachte — es will mir nicht gefallen. So ganz anders, als andere seines Alters.“

„Ich denke auch, daß er anders ist“, sagt Joseph. „Wir sollen freilich nicht vergessen, daß es mit diesem Kinde schon von allem Anfang her eine besondere Art genommen hat. Jehova weiß es, ich kann mir's nicht falzen. — Jetzt liest er zuviel in den Schriften, und das taugt nicht bei jungen Leuten.“

„Und fürchte ich, er liest die Gesetze nur, um sie zu tadeln“, sagt Maria.

„Er wird zu sich kommen. In solchen Jahren treibt der Mensch gern alles aufs Äußerste.“ So tröstet Joseph. „Ja doch ein ganz einziger Junge. Sieh einmal, wenn er mit Kindern spielt. Das größte unter ihnen! Nein, im Grunde möchte ich ihn nicht anders haben, als er ist.“

In Sorge und Glück haben sie also gesprochen, während in der Werkstatt draußen Jesus die Hölzer zurecht falzt. Und als er dann zur Ruhe gegangen, schleicht Joseph in die Kammer und legt ihm sanft die Hand aufs Haupt.

Also geht Jahr um Jahr dahin. Jesus reißt heran in Arbeit und Sinnen und auch in Jugendfreude. Der Sabbat ist ganz sein eigen. Da geht er gerne hinauf zur Höhe, wo zwischen Steinen und Ölbäumen die Schafe weiden, wo der Blick frei ist hinein ins mächtige Libanongebirge und hinaus in die weite Landschaft, die teils grün bewachsen, teils karstig ist bis hinab zum See. Da oben steht er und sinnt. Mit Menschen, denen er begegnet oder die sich um ihn zu schaffen machen, ist er freundlich, läßt sich aber selten näher mit ihnen ein. Manchmal eine muntere Körperübung mit Jünglingen aus Kana, und sei es auch im Ringen drum, wer den andern zu Boden bringe. Da fliegt sein weiches braunes Haar im Winde, da glühen seine Wangen, um nach vollendetem Spiele mit dem Gegner Arm in Arm flink zu Tal zu gehen. Lieber jedoch ist er allein mit sich und der schweigenden Natur. In diesem Frieden kommen die lieblichen Vorstellungen wie Lämmer gehüpft, aber auch die Löwen der titanenhaften Gedanken. Er träumt. Er denkt nicht, aber es denkt in ihm, und dann spricht er manches Wort, vor dem er oft selbst erschrickt. Ahnungen weben in ihm, doch ehe er ihrer

recht bewußt wird, sind sie von seiner Zunge deutlich ausgesprochen, also daß es ist, als ob ein anderer aus ihm redete. So tritt wie aus geheimnisvollen Tiefen er selbst aus sich ans Licht.

Oft wird er herausgefordert zum Streite, doch nie verteidigt er sich anders als durch Worte, aber diese sind so wuchtig und seine Blicke so brennend, daß die Leute ihn bald in Ruhe lassen. Hat er geschlagen, so weiß er auch wieder zu heilen. Eines Tages, als er den Hohlweg hinabgeht gegen die Steinheide, läuft hinter ihm ein mutwilliger Knabe drein und stößt ihn nieder. Jesus erhebt sich rasch und zornig ruft er dem Knaben zu: „Stirb!“ — Als dieser das lodernde Auge sieht, wird er totenblaß und beginnt zu zittern, daß er dem Umsinken nahe sich an die Steinwand lehnen muß. Jesus tritt zu ihm, legt die Hand auf seine Schulter und sagt freundlich: „Lebe!“

Solch ein Auge wie das seine hat man im Lande nicht gesehen. Im Zorn wie der Blitz, in Güte wie Tauglanz auf der Blume.

Einst geht er hinaus über die Hügel gegen Samaria. Der Tag ist heiß und das Gestein glühend. Er kommt zu einer Gruppe von Feigenbäumen, in welcher ein Brunnen ist. Er setzt sich in den Schatten. Da kommt ein junges, bräunliches Weib herbei mit einem Krüge, um damit aus der Tiefe Wasser zu schöpfen. Er sieht ihm dabei zu und als es wieder bescheiden, wie es gekommen, davongehen will, sagt er: „Gib mir zu trinken!“

Die junge Wasserträgerin streicht ihr schwarzes Haar aus dem Gesicht und blickt ihn erstaunt an. „Bist du denn nicht ein Jude?“ fragt sie schüchtern.

„Das bin ich“, antwortet Jesus.

„Und du willst von mir zu trinken haben? Weißt du, daß ich von den Samaritern bin, die ihr so verachtet!“

„Ich verachte keinen Menschen.“

„Du sprichst jetzt wohl so, weil du Wasser haben willst und weil du keinen Schöpfer hast, um es aus der Tiefe hervorzuholen.“

„Und wenn du mich könntest verdursten lassen, so wollte ich dich doch nicht verachten. Du bist, wie du bist. Aber ich weiß ein Wasser, das dich anders machen kann.“

Sie antwortet nachdenklich: „Was ist es mit solchem Wasser?“

„Das Wasser in diesem Brunnen liegt wie tot in der Grube, und wer heute davon trinkt, den dürstet morgen wieder. Ich jedoch weiß von einem lebendigen Wasser, das dem, der es trinkt, ewiges Leben gibt, ohne daß er je wieder nach anderem Wasser dürstet.“

Sie sieht ihn neuerdings an, mit Staunen und Wohlgefallen,

und sagt leise: „So solltest doch du mir zu trinken geben, anstatt ich dir.“

„Rufe erst deinen Mann herbei!“ spricht Jesus.

„Meinen Mann? Ich habe keinen Mann.“

Da nickt Jesus sein lockiges Haupt und sagt: „Nicht weniger als deren fünf hast du im Kopf. Und den du am liebsten hättest, den kannst du am allerwenigsten haben.“

Das Mädchen errödet und schweigt. Nach einer Weile hält sie ihm den Krug hin: „Also trinke!“

Jetzt weist er das Wasser zurück. „Meine Labe ist, daß ich den Willen Gottes erfülle.“

Sie bleibt noch stehen vor ihm und denkt: Er redet dunkel, so wird's ein Weiser sein. Die Juden haben deren ja viele. Und will ich ihn etwas fragen, das mir lange schon anliegt. Und dann fragt sie: „Du redest von Gott? Die Juden sagen, daß man Gott gerade zu Jerusalem verehren soll. Gehst du denn jetzt hinauf?“

Und Jesus: „Es muß nicht in Jerusalem sein, wo die Juden zu Gott beten, und es muß nicht dort auf dem Berge sein, wo die Samariter es tun. Wisse, man braucht nicht die Statt und nicht den Gebetsriemen und nicht die Schriftzeichen. Überall, wo du auch feiest, kannst du im Geiste und in Wahrheit Gott anbeten.“

„Was heißt das, im Geiste und in Wahrheit?“ fragt sie.

Da deutet Jesus gegen den sonnigen Hügel hin, an dessen Hang die Blumen blühen, auf dessen Höhe die dunklen Pinien zu dem blauen Himmel auffragen und der von hellem Vogelgesang umklungen wird: „Wie ist dir, wenn du das betrachtest, und es ist die Liebe in dir?“

Sie antwortet: „Freudig ums Herz ist mir, daß ich jauchzen möchte und danken für dieses schöne Leben dem, der's gemacht hat, wer es auch sei.“

„Du möchtest jauchzen, du möchtest danken ihm, wer es auch sei! Siehe, und das heißt: Gott im Geiste und in Wahrheit anbeten.“

„Du sprichst immer von diesem Gott“, sagt sie mit Beklommenheit. „Wenn ich nur wüßte, was du meinst.“

„Das wissen die von deinem Stamme freilich noch nicht“, sagt Jesus, „aber von uns Juden sollen sie's erfahren. Es wird die Zeit kommen, da viele Menschen Gott also mit dem Geiste und mit dem Herzen anbeten werden. Denn unser Geist ist von Gottes Geist und nur in Gottes Geist allein kann er sich selbst finden.“

„Ich höre“, fragt die Samariterin, „daß ein Messias kommen soll, der uns das Rechte lehren wird.“

„Er kommt und ist schon nahe“, spricht Jesus. So haben sie miteinander geredet. Dann geht er weiter und sinnt darüber, was es denn ist, das hier gesprochen worden. —

Sie blickt ihm nach, wie er in seiner schlanken Gestalt mit den langen Locken des Hauptes zwischen den Blumen und Sträuchern dahinschreitet. Dann fährt sie sich mit den Fingerspitzen über die Stirn, als sei sie erwacht aus einer wundersamen Seligkeit.

\*  
\*  
\*

Als Jesus so allmählich zum Manne herangewachsen ist, arbeitet er in seinem Gewerbe schon als Meister. Denn Joseph ist alt und gebrechlich, kann nur noch an der Schneidebank sitzen, den Zimmerern zusehen, und manches Wort hinsprechen, wie es am besten zu machen wäre. Ein junger Lehrling ist da, ein naher Verwandter, namens Johannes, den unterweist Jesus im Handwerk und in anderem, was zu bauen ist. Wenn sie zu Nazareth eine Hütte zimmern, oder einem Hause das Dach legen, so ist er genau und strenge gegen den Jungen. Wenn sie aber am Sabbat selbender durch die Gegend streichen zwischen den Reben hin, über die Matten mit den Steinen und den Herden, manchmal in die dunklen Zedernwälder hinein, an dem Vorgebirge des Libanon, da sprechen sie nicht ein Wort vom Handwerk. Da beobachten sie die Tiere, die Pflanzen, die Wasser, die Himmel und ihre ewigen Lichter und freuen sich. Bisweilen stehen sie bei armen Gärtnern und Hirten und erweisen ihnen kleine Dienste. Von solchen Leuten lernt Johannes die Schalmel blasen und Jesus singt mit heller Stimme fröhliche Psalmen.

Für Joseph aber naht der Tag zum Sterben.

Halb erblindet liegt er auf seinem Lager und spricht zu Maria, wie sie es halten soll, wenn er nicht mehr ist. Dann tastet er mit seiner kühlen Hand nach Jesus.

„Mein Sohn! Mein Sohn!“

Dieser trocknet mit seinem Mantelsaum dem Sterbenden die Stirn.

„Ich hatte gehofft“, spricht Joseph leise, „Aber es soll nicht sein. Noch in Dunkelheit muß ich hingehen.“

„Vater“, sagt Jesus und streichelt ihm zärtlich das Haupt.

„Es ist hart, mein Kind. Bleib du bei mir. Ich habe gehofft, den Messias zu sehen und sein Licht. Aber ich muß noch hinab zu den Vätern in die Nacht.“

„Er wird bald kommen und dich ins Paradies führen.“



Der Greis faßt ihn krampfhaft an der Hand: „Es ist ganz dunkel. Ich fürchte mich. Bleib bei mir, mein Jesus!“

Und dann ist er entschlafen.

Draußen vor den Mauern haben sie ihn begraben. Auf den Hügel steckt Jesus jenen Wanderstab, den Joseph auf der Flucht ins Ägypterland geschnitten und stets bei sich getragen hat. Und als dieser Stab im Erdreich steckt, fängt er an, zarte Zweige zu treiben. Und als am nächsten Tage Maria kommt, um den Psalm zu beten, ist das Grab umspunnen von weißen Lilien, die, aus dem Stabe hervorgewachsen, in vielen Ranken sich ausgebreitet haben über den Hügel. —

Nach dem Tode des alten Meisters ist manches Ungemach gekommen über die Familie. Die Leute fangen an, sich mit ihren Arbeitsaufträgen abzuwenden, denn mit dem jungen Meister finden sie kein rechtes Zusammensehen. Ein Mensch, der in so vielem dem Hergebrachten und der Schrift entgegen ist, wird, sagen sie, wohl auch keine rechte Arbeit leisten. Selten sieht man ihn im Tempel unter den öffentlichen Betern, nie sieht man ihn Almosen geben. Des Morgens geht er hinab zum Brunnen und wäscht sich, im weiteren läßt er alle vorgeschriebenen Waschungen sein. Als der Rabbiner von Nazareth ihn darob einmal zur Rede stellt, ist seine Antwort: „Wer soll sich waschen, der Reine oder der Unreine? Moses hat dieses Volk gekannt, als er ihm das Wasser zum Geseß gemacht. Aber welch ein Wasser. Geht das Unreine von außen hinein oder von innen heraus? Nicht der Staub der Straßen verunreinigt den Menschen, wohl aber die böse Gesinnung seines Herzens. Ist es ein Greuel, mit staubigen Händen redliches Brot zu essen? Ist es nicht ein größerer Greuel, mit gewaschenen Händen dem Bruder das Brot zu entreißen?“

Der Rabbiner findet, daß es töricht sei, mit Geseßfrevlern weiter ein Wort zu verlieren, er wendet sich ab. Doch schon am nächsten Tage läßt er dem Zimmermann sagen, er möchte sich am Sabbat doch einmal hinter den Opferstock setzen, um zu sehen, daß rechtgläubiger Juden wohlgewaschene Hände dem Bruder das Brot nicht entreißen, vielmehr reichen. Als sodann Jesus im Tempel sitzt, merkt er, wie die wohlhabenden Nazarener am Becken die Hände waschen, hernach mit frommer Würde große Geldstücke in den Opferstock werfen und sich dabei umschauen, ob das gute Beispiel wohl auch allenthalben gesehen werde. Als es dunkel wird, kommt auch ein armes Weiblein herbei und legt mit hagerer Hand einen Seller in den Opferstock.

„Nun, was denkst du?“ fragt der Rabbit den Zimmermann.

Jesus antwortet: „Mich dünkt, die hoffärtigen Reichen haben sich gewaschen und geben doch mit unreinen Händen. Sie geben einen kleinen Teil dessen, das sie anderen weggenommen haben, und geben von ihrem Überfluß. Die größte Gabe vor Gott hat das arme Weib gespendet. Das hat alles gegeben, was es besessen.“

Solchermaßen geschieht es, daß Jesus sich immer mehr entfremdet in Nazareth. Nur Arme und Kinder scharen sich noch um ihn; erstere macht er wohlgenut, mit letzteren scherzt er kindlich. Im übrigen ziehen die Leute sich von diesem Menschen zurück, ihn für einen Sonderling haltend, aber nicht für einen harmlosen. Die Mutter Maria sucht ihn manchmal damit zu rechtfertigen, daß er im Auslande aufgewachsen sei, unter fremden Sitten und fremden Gedanken. Im Grunde wäre er die Seele von einem Menschen, so gütig und hilfsbereit und voller Selbststrenge. — Natürlich, eine Mutter! Wann hat je eine Mutter nicht das beste Kind gehabt? Man mißachtet ihre Worte, bedauert sie, daß ihr Sohn so aus der Art schlage und Argerniß gebe. Über seine Arbeit wäre schließlich ja keine Klage, wenn er nur hübsch dabei bliebe. Was das für ein Zimmermann sein könnte, bei solchen Fähigkeiten! Nur soll er sich nicht in Dinge mischen, die er nicht verstehen könne, und soll die guten Leute nicht beunruhigen im Glauben ihrer Väter.

Eines Tages gibt es Hochzeit in der Nachbarstadt Rana. Maria und die Verwandten sind dazu geladen, denn der Bräutigam ist ein entfernter Vetter. Als dieser auch Jesus anspricht, geschieht es so, als ob es gerade keine große Trauer bedeute, wenn der Geladene nicht erschiene. Er würde ja vielleicht doch nicht Gefallen finden an den alten Hochzeitsitten und an den Vorschriften, an die man sich zu halten gedente. Jesus merkt den Stachel, aber der tut ihm nicht weh. Auch er geht also hinauf zur Hochzeit, um fröhlich zu sein mit den Fröhlichen. Als es jedoch gerade mitten in der Fröhlichkeit ist, zieht Maria ihren Sohn beiseite und spricht: „Es wird gut sein, wenn wir nach Hause gehen, mich dünkt, wir sind nicht wohl gesehen hier. Man ist froh darüber, wenn der Gäste weniger werden, denn ich höre, sie haben keinen Wein mehr.“

„Was geht das mich an, wenn sie keinen Wein mehr haben,“ antwortet er fast unwirsch, „ich begehre ja keinen.“

„Aber die übrigen Gäste begehren einen. Der Tafelmeister ist in höchster Verlegenheit. Ich dachte schon, ob nicht jemand Rat wüßte.“

„Saben sie Durst, so sollen Wasserkrüge herbeigetragen werden“, sagt er mit Laune. „Ist der Trinker Gott zu Ehren guten Mutes,

so wird auch das Wasser zu Wein. Ich gebe meinen Segen dazu.“

Freilich weiß der Tafelmeister sich nicht anders zu helfen, als in großen Steintrügen vom Brunnen Wasser herbeizutragen. Wie sehr ist er verwundert, als es den Gästen köstlich mundet und sie den Wein loben, der soeben aufgetragen worden. „Sonst“, sagen sie, „pflegen die Wirte zuerst den besten Wein zu schenken, und erst wenn die Zecher berauscht sind und es nicht merken, bringen sie den schlechteren. Unser braver Tafelmeister denkt anders und bringt zu den besten Bissen auch den besten Wein.“

Die Verwandten Jesus' und er selbst haben aber gesehen, wie die Krüge am Brunnen gefüllt worden, und als sie davon kosten, meinen etliche, das könne nicht mit rechten Dingen zugehen. Jesus trinkt selbst davon und sieht, es ist Wein. Er geht hinaus in die Sternennacht und ist sehr bewegt. — „O Vater,“ so spricht er in seinem Herzen, „was hast du mit dem Menschensohne vor? Wenn es nach deinem Willen ist, daß aus Wasser Wein wird, so kann es wohl auch sein, daß man frischen Wein in die alten Schläuche gießt, den Geist und die Kraft Gottes in den toten Buchstaben!“

Auch der junge Johannes geht in die Nacht hinaus, um den Meister zu suchen. „Herr,“ sagt der Jünger, als er vor ihm steht, „was ist das? Sie sagen, du habest aus Wasser Wein gemacht.“

„Wie, das soll ich getan haben?“ ruft Jesus aus.

„Schon oft habe ich mir gedacht, du bist anders, als wir alle. Du mußt vom Himmel sein.“

„Nicht auch du, Johannes, der dahin trachtet? Kann denn jemand nach oben, der nicht von oben kommt?“

Johannes bleibt eine Weile neben ihm stehen. Es ist nicht immer leicht zu fassen, was er sagt.

Als sie zur nächtlichen Stunde von der Hochzeit nach Hause gehen, klagt die Mutter dem Sohn die Rummernisse. „Du bist ja doch so gut, mein Kind, und tust den Leuten Gutes, wo du kannst. Warum bist du manchmal nur so herb in deinen Worten?“

„Weil sie mich nicht verstehen,“ antwortet er, „weil ihr alle mich nicht versteht. Wenn einer in der Werkstatt das Holz bearbeitet, meint ihr, dann sei schon alles erfüllt.“

„Das Holz? Freilich hat ein Zimmermann Holz zu bearbeiten. Willst du etwa Steinmes werden? Denke, Steine sind härter als Holz!“

„Aber Feuer geben sie, wenn man darauf schlägt. Das Holz gibt keine Funken, und die Nazarener geben auch keine Funken, selbst wenn der Blitz in sie schlägt. Sie sind wie Moder und feuchtes

Stroh. Sie sind nicht fähig der Begeisterung: lahmes Argerniß nehmen, das ist alles, was sie können. Aber aus Argernissen baut man kein Himmelreich. Ich verachte das Scheit, das immer raucht und nie brennt."

"Ich fürchte, mein Sohn, du wirst dich noch so arg mit ihnen verfeinden, daß —"

"Daß meines Bleibens nicht sein kann in Nazareth. Willst du nicht so sagen, Mutter?"

"Mir bangt ja nur um dich, mein Sohn!"

"Selig die Mutter, der nichts Schlimmeres wird. Ich bin geborgen." Er ist stehen geblieben und nimmt sie an der Hand. "Mutter, ich bin kein Kind und kein Junge mehr. Um mich forge dich nicht. Laß mich sein, wie ich bin, und laß mich gehen, wohin ich will. Andere Aufgaben sind zu erfüllen, als dem Jonas eine Hütte und der Sarah einen Schaffstall zu bauen. Die alte Welt bricht morsch zusammen und der alte Himmel stürzt ein. Laß mich gehen, Mutter, laß mich der Zimmermann werden, der ihnen das Himmelreich baut."

In Kreuz und Krumm streichen die Sternschnuppen dahin am nächtlichen Himmel. Maria läßt den Sohn vorangehen gegen das Städtlein hinab, sie wankt langsam hintendrein und schluchzt. Sie ist allein und hat keine Macht über ihn. Tag für Tag wird er unbegreiflicher — wohin soll das führen?

(Fortsetzung folgt.)



## Gotteinsamkeit.

Von

Edmund Harkl.

Im Teiche beben bleiche Silberwellen  
Vom Abendwind gestreift, dem wunderschnellen,  
Rings rauscht's im Rohr und in den Birkenzweigen,  
Die schlummertrunken sich zum Spiegel neigen.

Das Licht zerrinnt, und schwarze Schatten sinken  
Hinab, bis sie vom kühlen Wasser trinken,  
Und alles wird umfangen von den düstern,  
Und jeder Laut verhallt wie Traumessflüstern. . . .

O Schweigen, heil'ges, weihewolles Schweigen! —  
Hier will sich Gott dir, müde Seele, zeigen,  
Und von des lauten Tages wehen Wunden  
Sollst du an seiner Einsamkeit gefunden.





## Moritz von Schwind.

(Geb. am 21. Januar 1804.)

Laßt mir doch das Wunderbare!  
Gar mancher hat's vor mir verehrt.  
Allein das Menschliche — das ist das Wahre:  
Das Wahre — aber kaum der Mühe wert.  
Grillparzer.

Moritz von Schwind gehört zu den wenigen Künstlern, bei denen man nur den Lebenslauf zu erzählen braucht, um sie ganz zu verstehen. Denn sein Leben war Arbeit. Diese Arbeit aber war der ungefälschte Ausdruck seiner Persönlichkeit, die sich mit den Jahren immer klarer und treuer offenbarte. Es war Schwinds Lebensaufgabe, zum Heil für das deutsche Volk diese seine Persönlichkeit auszuleben. Was von außen an ihn trat, was man ihn lehren wollte, was die Kunst der Zeit von ihm forderte, — das alles waren im letzten Sinne nur Hindernisse, die er überwinden mußte, um uns sich selber zu geben. Er ist erst in hohen Lebensstagen so ganz dazu gelangt, wenn er auch schon vorher immer wieder deutlich vor uns getreten war.

Die Schwinds stammen aus dem fränkischen Rheinland. Aber schon des Künstlers Großvater war nach Böhmen gekommen. Sein und einer Deutschböhmin Sohn widmete sich der Beamtenlaufbahn, in der er zum Legationsrat und Hoffsekretär in Wien stieg und den erblichen Adel erhielt. Ihm und seiner der deutschösterreichischen Adelsfamilie von Holzmeister entstammenden Gattin wurde in Wien am 21. Januar 1804 unser Moritz von Schwind geboren. Des Künstlers letzter Biograph Friedrich Haack faßt diese Abstammungsmomente in die Worte zusammen: „In dem Künstler vereinigte sich fränkisches, böhmisches und österreichisches Blut. Derartige Rassenkreuzungen scheinen sowohl einzelnen Individuen wie ganzen Volksstämmen zum größten Vorteil zu gereichen. . . . Die süddeutsche, österreichische, bayerische Abstammung ist zur Erklärung der künstlerischen Persönlichkeit gerade eines Moritz von Schwind von allergrößter Bedeutung. Für den Süddeutschen ist die Gefühlswärme, für den Bayernen

die Originalität, für den Österreicher die heitere Auffassung vom Leben am meisten charakteristisch. Gefühlswärme, Originalität und Heiterkeit bilden die Grundpfeiler der Schwindschen Kunst. Vor allem aber war er vom Scheitel bis zur Sohle kerndeutsch. Wie seiner Persönlichkeit, so war auch seiner Kunst nicht ein Tropfen gallischen oder slawischen Blutes beigemischt. — Endlich ist auch die Tatsache interessant, daß Schwinds väterliche Familie, wie diejenige Goethes, einen Lebenslauf in rasch aufsteigender Linie zeigt, während die Mutter, wiederum wie bei Goethe, aus alter vornehmer Familie abstammt."

Schwind hatte das Glück, seine Jugend in einem trefflichen Elternhause verbringen zu dürfen. Er ist nicht umsonst ein so edler Schilderer deutschen Familienglücks geworden; die Keuschheit seiner Kunst, die Reinheit seiner Schilderungen vom Weibe, der Haß gegen alle geistreichelnde Frivolität sind das treu bewahrte Gut, das ihm die Erziehung in dem vornehm bürgerlichen, im edelsten Sinne des Wortes kerndeutschen Hause seiner Eltern gab. In diesem Hause war poetischer Sinn von jeher daheim. Daheim auch jene echte Gemütlichkeit, die die höchste Lebenskunst bedeutet, auf alle Erscheinungen und Notwendigkeiten des Lebens einen so leuchtenden Schein des inneren Reichtums strahlen zu lassen, daß man hier Poesie und Schönheit wirklich lebt, indem sie aus diesem Leben erwächst und nicht von außen hineingetragen zu werden braucht. Schwind und die Seinen haben in ernster Lebenslage und in schwerer Arbeit diese Fähigkeit der Lebensverklärung bewiesen. Schwinds Kunst zeigt sie in jedem Blatt. Die ganze Kunst Schwinds ist innerliche Kunst, Ausdruck seines persönlichen Lebens. Schwind ist überall Lyriker, und zwar in jenem Goetheschen Sinne, daß Lyrik vom Augenblick geborene Stimmung geben soll. Darum versagte er trotz seines großen Könnens bei allen Aufgaben, die nicht aus ihm herausgewachsen waren. Für ihn sind dagegen die Märchen Wahrheit, weil er sie erlebt, weil seine großen Rinderaugen in der Welt die Märchenwunder sehen, weil er kindlich ist. Er grübelt nicht, er glaubt und lebt sich ein. Darum konnte er als Maler die längsten Geschichten erzählen, ohne jemals in die Anekdotenmalerei zu verfallen, die dem „Genre“ so leicht anhaftet. Darum konnte er wirklich Dichter illustrieren, während er das Getue der Düsseldorfer, die Uhland und Mörike illustrierten, als Skrofelkunst bezeichnete. Er dichtete eben mit, er empfand nicht bloß nach. Am stärksten offenbart sich diese Dichternatur — ebenso wie die Grenzen, die sie gerade dem Maler steckt — in seinem Verhältnis zur Natur. Sie ist ihm nie um ihrer selbst willen nachzubildenswert, sondern nur um dessentwillen, was er in ihr empfindet. Seine Landschaft ist Stimmungsausdruck. Da ist die Linie, die von ihm zu Böcklein führt, während seine Familienbildchen auf Ludwig Richter weisen. Von dem feinen Zeichner Schwind, der die Freunde in den verschiedensten Lagen mit unfehlbarem Stift festgehalten hat, läßt sich eine Linie zu Menzel ziehen. Man könnte die deutsche Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts sehr gut auf diese vier Meister hin zeichnen; das

halbe Duzend der andern wirklich Lebendigen unter ihnen schlüßte sich zwanglos an. —

Vaterhaus und Vaterstadt gaben Schwind noch ein anderes, was für seine Kunst so bedeutungsvoll wurde: die Musik. Kein zweiter deutscher Maler ist so musikalisch wie Schwind. Das offenbart sich hundertfach im Inhalt seiner Bilder; aber auch dort, wo das nicht der Fall ist, findet man das erklärende Wort für die Art seiner Komposition, den Rhythmus seiner unvergeßlichen Linienführung am besten im musikalischen Sprachschatze. Schwind, dessen Vater ein trefflicher Geiger war, hat übrigens selbst bis ins hohe Alter hinein die Musik ausgeübt und immer Musiker zu guten Freunden gehabt. Daß er die Kunst Wagners und Liszts nicht mochte, ist bekannt. Sie war ihm wohl vor allem zu laut; aber wir wollen auch nicht vergessen, daß Schwind auch auf seinem eigenen Gebiete niemals ein großer Kolorist war. Er ist einer der wenigen Künstler, deren Gemälde in einer guten Reproduktion eigentlich malerischer wirken als im Original. Hier stehen die Farben zumeist hart und scharf gegeneinander. In einer guten Photogravüre aber, wo die verschiedenen Helligkeitsgrade des gleichen Grundtons wie Obertöne wirken, schließt sich zum reinen Akkord zusammen, was im Original wegen der Farbe auseinanderfällt. Schwinds Gemälde sind eigentlich immer nur durch Farbe erhöhte Zeichnungen. Dieser Mangel koloristischer Wirkung, der übrigens in den Aquarellen weniger scharf hervortritt, beruht sicher zum Teil auf Anlage — vergleiche das oben über des Künstlers Verhältnis zur Natur Gesagte —, jedenfalls wurde aber diese Anlage durch des Künstlers Bildungsgang noch verschärft. Es ist an der Zeit, daß wir zur Darstellung dieses Bildungsganges wieder zurückkehren.

Schwinds Zeichentalent — in der Familie hatte der Großvater bereits solches gezeigt — trat früh hervor, äußerte sich aber zunächst überraschenderweise in Karikaturen. Vielleicht ist das Wort doch zu scharf. Wenn ein scharf zusehender Knabe charakterisieren will, kommt er leicht zur Karikatur, erst recht, wenn er so voll Humor steckt wie unser Schwind und darum die lustigen Seiten bei seinem Nächsten besonders gut sieht. Jedenfalls ist in Schwinds späteren Werken fast nur noch der Humorist tätig; im wirklichen Leben war er freilich ein stachliger Knurrhahn, der über allen Firtlefang und alle erlogene Mache in Kunst und Gesellschaft manch sicher treffendes Wort geprägt hat. Aber das stachlige Gewand diente ihm immer nur dazu, die sich Andrängenden fernzuhalten. Daheim und im Kreise guter Freunde hing er es an den Nagel und war lustig und liebenswürdig wie nur einer. Der gutmütige Schalk führte aber auch dem Künstler oft den Pinsel. Es wird wohl keinen zweiten neueren Maler geben, der sein und der Freunde Bild so oft in großen Bildern verwertet hat und mit so innigem Behagen auf Erlebnisse des Alltags anspielte.

Nach beendigter Vorbildung auf dem „Schottengymnasium“ trieb Schwind von 1818—1821 an der Wiener Hochschule philosophische Studien.

Er erwarb sich so, wie durch den Verkehr mit trefflichen Freunden und auch später nie aufgegebenes Studium eine reiche Bildung, auf die so viele Künstler nur deshalb geringschätzig herabsehen, weil sie zu ihrem Schaden selber kein Wissen haben. Dem Verkehr mit Freunden gebührt noch ein Wort, denn Schwind verdankt ihm sehr viel. Vom Gymnasium her liebte er Bauernfeld und Lenau; später kamen Grillparzer und Anastasius Grün, die Bildhauer Schaller und Hirschhäuter, die Maler Binder, Schwenninger und Rupelwieser dazu. Den Musiker Franz Lachner lernte er 1823 kennen, bald danach bei dem kunstsinigen Franz von Schober auch Franz Schubert, dessen Sänger Vogl und andere mehr. Zahlreiche Blättchen, aber auch die zwölfeinhalb Meter lange Lachner-Rolle künden von diesen Freunden. Zum Bild des deutschen Jünglings gehört die schwärmerische Liebe, die Schwind zu den älteren Schober und Schubert empfand. Eine Stelle nur aus einem Briefe an Schober soll diesen echten Freundschaftskult charakterisieren. Er handelt von des einzigartigen Schubert allzu frühem Tode. „Du weißt,“ heißt es da, „wie ich ihn liebte, Du kannst Dir auch denken, wie ich dem Gedanken kaum gewachsen war, ihn verloren zu haben. Wir haben noch Freunde, teure und wohlwollende, aber keinen mehr, der die schöne, unvergeßliche Zeit mit uns gelebt und nicht vergessen hat. Ich habe um ihn geweint wie um einen meiner Brüder; jetzt aber gönne ich ihm's, daß er in seiner Größe gestorben ist und seines Kummers los ist. Je mehr ich es jetzt einsehe, was er war, je mehr sehe ich ein, was er gelitten hat. Du bist noch da, und Du liebst mich noch mit derselben Liebe, die in unvergeßlichen Zeiten uns mit unserem geliebten Toten verband. . . . Zu Dir trage ich alle Liebe, die sie nicht mit ihm begraben haben, und mit Dir immer zu leben und alles zu teilen, ist meine liebste Aussicht. Die Erinnerung an ihn wird mit uns sein, und alle Beschwerden der Welt werden uns nicht hindern, in Augenblicken ganz zu fühlen, was nun ganz verschwunden ist.“ — Die Worte mögen überschwenglich klingen, das Gefühl, das sie eingab, war durchaus gesund. Gesund an Leib und Seele war dieser Jüngling; ich gestehe gern, daß ich einen Fehler eines Bildes des Neunzehnjährigen als Vorzug empfinde, den nämlich, daß sich darin seine Ankenntnis der weiblichen Körperformen geradezu rührend offenbart.

In Schwinds Universitätsjahre fiel der Tod des Vaters. Die Familie kam dadurch in bedrängte Verhältnisse, aber nun zeigte sich das gesunde Blut bei Brüdern und Schwestern. „Schwindien“, wie die Freunde das nummehr recht bescheiden gewordene Wohnhaus in der Vorstadt Wieden nannten, blieb ein trautes Heim voll echter Lebenspoesie und fröhlicher Lebensarbeit. Unser Künstler bewährte diese Energie bald selber aufs beste, als er sich nun erst ganz entschloß, den Künstlerberuf zu erwählen, und sich während der Akademiejahre seinen Lebensunterhalt durch eifrige Nebenarbeit gewann. So hat er es auch späterhin in München gehalten und ist keinem der wohlhabenden Freunde zur Last gefallen, wenn es auch ohne gelegentlichen Pump nicht abging. —



Der Urwüchsigkeit der Natur Schwinds konnte auch die in den ausgefahrenen Geleisen des Mengs'schen Klassizismus geleitete Akademie nichts anhaben. Er lernte hier jedenfalls gründlich zeichnen, wie die ganz wunderbar zarte Federzeichnung zur heiligen Cäcilie dardut, die Haack in seiner Biographie zum erstenmal veröffentlichen konnte. Andererseits war an der Akademie niemand, der ihm das „Reich der Farbe“ wirklich hätte erschließen können. Gerade die frühen Arbeiten Schwinds tun dar, daß ihm der Sinn für Farbe durchaus nicht in dem Maße mangelte, wie man aus den späteren Arbeiten schließen könnte. Aber der ganze Bildungsgang, den der Künstler durchmachte, mußte ihn von aller Farbigeit ablenken. Kam er doch aus Wien zu Peter von Cornelius nach München. Das war 1828, und die erste Periode in Schwinds Leben war damit abgeschlossen.

Er kam keineswegs als unbeschriebenes Blatt nach München, und es ist durchaus verkehrt, Schwind als Schüler und Nachahmer des Cornelius einzufatalogisieren, wie es oft geschieht. Mir will vielmehr scheinen, als sei jener echte Schwind, den wir vor allem lieben, bereits in Wien fertig entwickelt gewesen, als bedeute die Corneliusperiode für ihn eher ein Ablenken vom rechten Weg, wenn Schwind das auch sicher nie gefühlt hat. In der Wiener Zeit entwickelte sich bereits der Illustrator Schwind. Diese illustrative Tätigkeit war für Schwind, als Kind seiner Zeit, genau wie für Ludwig Richter Broterwerb und ihm darum oft verhaßt. Wir freuen uns, daß ihn die Not auf diesen Weg gezwungen, denn auf ihm ging er seinem Höchsten entgegen. Instinktiv hat das von den Zeitgenossen kein geringerer, als der alte Goethe erkannt, der Schwinds Bignetten zu 1001 Nacht in „Kunst und Altertum“ eine warme Kritik widmete. „Wie mannigfaltig bunt die 1001 Nacht selbst sein mag, so sind auch diese Blätter überraschend, abwechselnd, gedrängt ohne Verwirrung, rätselhaft, aber klar, barock im Sinn, phantastisch ohne Karikaturen, wunderbarlich mit Geschmack, durchaus originell, so daß wir weder dem Stoff noch der Behandlung nach etwas Ähnliches kennen.“ Das Urteil Goethes paßt auf die ganze illustrative Tätigkeit Schwinds. — Dieser hatte in der Wiener Zeit aber auch bereits Gemälde vollendet, in denen auch seine echte Eigenart aufs beste zur Geltung kommt. Ins Jahr 1827 fällt „Der Spaziergang“, eines der schönsten und lebendigsten Ölbilder, die wir von Schwind überhaupt besitzen. Das figurenreiche Bild mit dem alten Städtchen im Hintergrund ist nach Komposition, Stimmung und Charakterisierungskraft eine völlig reife Leistung. — Und auch der Erzähler Schwind bewährte sich bereits in dieser Zeit in dem einem Flügelaltar ähnlichen dreiteiligen Bilde „Der wunderliche Heilige“, in dem dargestellt wird, wie zwei Brüder sich nach langer Wanderfahrt im Walde als Klausner zusammenfinden und in stiller Beschaulichkeit ein frohes Leben führen. Unser Moritz gab hier dem Erleben einer unglücklichen Liebe künstlerischen Ausdruck. So hatte also auch das Leben ihn durch körperliche und Herzensnot geschult. Daß auch die geistigen und seelischen Kämpfe nicht fehlten, beweist die 60 Zeichnungen fassende Folge der „Todes-

gedanken“, bezeugt auch Freund Bauernfeld, der von ihm sagt, daß er „nicht wenig grübelte und spintifizierte, immer bewegt, unruhig, eine Art Selbstquäler, und von seinen eigenen Leistungen unbefriedigt“ war. Der Most muß gären, wenn er einen guten Wein abgeben soll. —

Ich habe diese Jugendzeit Schwinds so ausführlich behandelt, weil in ihr der Künstler, den wir lieben, herangereift ist. Ich kann mich im folgenden kürzer fassen. Übrigens fühlte der junge Schwind bei aller Bescheidenheit selbst, daß er bereits „auch einer“ sei. Das zeigt sich in dem köstlichen Brief, in dem er seinem Freunde Schöber seine Vorstellung vor Cornelius erzählt. Der auf dem Gipfel seines Ruhmes stehende, von Schwind aufrichtig bewunderte Meister war dem jüngern freundlich entgegengekommen und hatte ihn in sein Haus geladen. Als Schwind nun seinen „Wunderlichen Heiligen“ vorstellen sollte, dachte er noch unterwegs, „wenn er jetzt redt sagt, daß ich ein Esel bin, so soll er erst noch zusehen, ob ich ihm's glaube.“

Cornelius hat ihm nicht gesagt, daß er ein Esel sei, wohl aber, wenn auch zu späterer Zeit, daß seine Wiener Arbeiten alle seien, „wie von einem Frauenzimmer“. Das war übertrieben. Aber Festigkeit und scharfe Richtigkeit der Zeichnung hat Schwind bei Cornelius lernen können. In dessen Prozedere mit anatomischen Kenntnissen und zeichnerischen Kunststücken ist er glücklicherweise fast nie verfallen. Cornelius führte den bisher ganz in der italienischen Hochrenaissance aufgegangenen Schwind auch in das Verständnis Dürers ein. Auch sonst brachte die Kunststadt München Schwind mannigfache Anregung. Eine Schädigung bedeutete es für ihn aber jedenfalls, daß er durch den Umgang in diesem Kreise immer mehr von der Farbe abkam und auch von der Vorliebe für die „große Historienmalerei“ angesteckt wurde. Das war für Schwind um so schlimmer, als er dadurch seiner Natur entgegen aufs große Format gedrängt wurde, während ihm das Kleinbild entsprach. Er hatte auch für die inhalt- und figurenreichen Bilder des „Wunderlichen Heiligen“ und „Spaziergang“ instinktmäßig kleine Formate gewählt. Das hörte auf, als er durch Cornelius Vermittlung 1832 den Auftrag erhielt, im Königebau das Bibliothekzimmer der Königin mit Fresken nach Diecks „Phantasmus“ auszuschnüden. Der Stoff lag ihm viel besser, als eigentliche Historienmalerei, und seine Schöpfungen sind wertvoller als die Mehrzahl der andern, aber der echte Schwind lebt in ihnen nicht. Noch weniger in den mehr historischen Entwürfen zur Ausschmückung der Burg Hohenschwangau (1835—36), die freilich immer noch viel besser sind als die nachherige Ausführung von anderer Hand. Auch die Bilder in der Karlsruher Kunsthalle (gemalt 1839—1844) befriedigen trotz aller schönen Einzelheiten nicht vollauf, erst recht nicht der ursprünglich für die Trinkhalle in Baden-Baden bestimmte, nachher in Ol ausgeführte „Vater Rhein“, so sehr sich Schwind auch gerade mit diesem Bilde abgemüht hat. Viel höher stehen die 1854 auf 1855 gemalten Fresken auf der Wartburg, weil ihm dieser Stoff nahe ging. Aber immer-

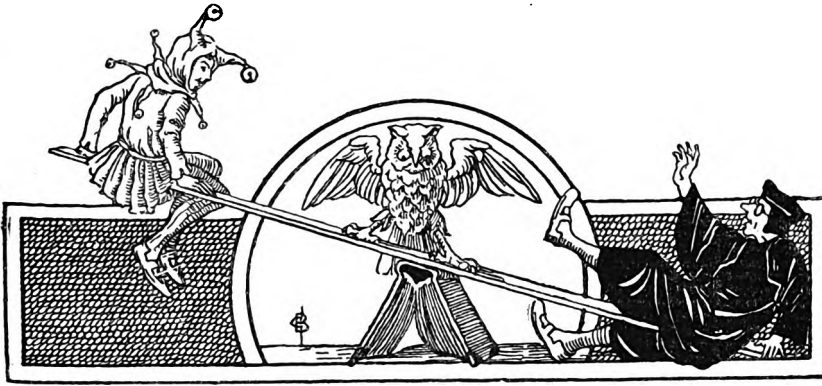
hin auch diese viel bewunderten Gemälde sind nicht das, wodurch Schwind dauernd im Herzen des deutschen Volkes thronen wird.

Er gab wirklich Gutes nur dann, wenn er tat, „wie ihm der Schnabel gewachsen war“. Zu dieser Ansicht ist er in Italien gelangt, das er Ende 1835 aufsuchte. So ist noch kein deutscher Künstler durch das Land deutscher Sehnsucht gewandert. Er wurde hier nur deutscher, nationaler, schwindischer. Wenn er aus den Galerien nach Hause kam, arbeitete er an dem köstlichen, urdeutschen Gemälde „Ritter Kurts Brautfahrt“. Das ist ein echter Schwind, ebenso wie „Der Falkensteiner Ritt“ oder „Die Künstlerwanderung“ und die „Symphonie“ oder die verschiedenen Einsiedlerbilder, die er gemalt hat, und wie die zahlreichen andern, bezeichnenderweise immer kleinen Bilder heißen, die eine Zierde der Schackgalerie bilden. Hier war er daheim; daheim erst recht im deutschen Märchen. Die Märchenbilder, die einzigartigen Zyklen zu „Aschenbrödel“, den „Sieben Raben“ und der „Schönen Melusine“ haben ihm die Liebe und Verehrung seines Volkes erworben. Dieses lernte ihn dann noch genauer kennen aus seinen zahllosen Holzschnitten für die „Münchener Bilderbogen“, durch die Schwind sich den Namen des größten und echtesten deutschen Romantikers so recht verdient hat. —

Das ist nur eine kleine Übersicht über des rastlos tätigen Meisters Schaffen. Aber man erkennt wenigstens die Richtungen, in denen es sich bewegte. Aus Schwinds äußerem Leben ist nicht viel nachzutragen. Auch hier ist der Rahmen eng für einen reichen Inhalt. Karlsruhe (1839—1844) und Frankfurt waren die Stationen, über die er 1847 wieder nach München, jetzt als Akademiestudienrat, zurückkehrte. In der badischen Residenz hat er sich 1842 seine Gefährtin geholt, die ihn erkennen ließ, „daß ein Leben ohne Frau nur ein halbes Leben sei“. Ihr Bild kehrt von der „Hochzeitsreise“ an oftmals wieder. In München führte der Künstler ein arbeitsreiches, aber glückliches Leben. In den sechziger Jahren durfte er das Wiener Opernhaus mit Fresken schmücken; die einzige Monumentalaufgabe, die dem musikalischsten aller deutschen Maler so recht lag. Bis ans Ende war er tätig. Den Melusinenzyklus vollendete er an seinem 66. Geburtstag. Noch sah er die neue deutsche Einheit. Am 8. Februar 1871 ist er gestorben. Sein letztes Wort war die Antwort auf seiner Tochter Frage, wie es ihm gehe. Sie lautete: „Ausgezeichnet“. Froh und zufrieden, wie er gelebt, ist er gestorben. Die Liebe der Seinen und des deutschen Volkes ist ihm treu geblieben.

Dr. Karl Storch.





## Aus Holberg: Der politische Kanngießer.

Der Januar dieses neuen Jahres bringt mit dem achtundzwanzigsten den 150. Todestag eines Mannes und Dichters, der in seiner Art, Welt und Menschen zu sehen und zu spiegeln, uns heute noch nicht entfremdet ward, und dem wiederzubegegnen, ihn im farbigen Prospekt seiner Zeit zu schauen, lebendige Freude bereitet.

Ludwig Holberg ist das, der dänische Molière des achtzehnten Jahrhunderts, der kluge, ironisch lächelnde Beobachter, der die Comédie humaine seiner Zeit schrieb und im Lustspiele die alte Weisheit übte: *ridendo dicere verum*.

Ein Narrenbeschwörer war er, der die Fehler und Schwächen seiner Umwelt, Prahlerei, Auslandsucht, Aberglauben und andere Verkehrtheiten, in leibhaftige Gestalten bannte und sie mit großem dramatischen Geschick in wirksam komischen Situationen herumwirbeln ließ.

Es lohnt sich für uns heute noch, uns umzusehen in dieser komischen Spiegelgalerie der Narrheit, die in eine Zelle abgeklärter menschlicher Weisheit mündet, darinnen der Meister Holberg sitzt und durch die Scheiben auf den Jahrmarkt des Lebens und auf den Eitelkeitsmarkt sinnend, ernst-lächelnd herauschaut.

Im Februarheft soll dieses Mannes Wesen und Art eingehender gezeichnet werden. Für heute geben wir als Ouvertüre dieses Lebenslaufes einige Szenen seines Werkes „Der politische Kanngießer“.

Aus dem Narrenreigen tritt hier auf das Podium der Großmannsüchtige und der Superkluge, der sich über seinen Stand erheben will.

Holberg ist im Demonstrieren solcher Typen aber nicht nur Censor, sondern auch Medikus. Er soppt seine Narren nicht nur, er heilt sie auch. Und es ist ein Symbol seines ganzen Lebenswerkes, daß in diesem „politischen Kanngießer“ der nach Amt und Würden listerne Handwerker durch eine Komödie geheilt wird, die man mit ihm spielt. Er will durchaus Bürger-

meister sein, man macht ihn also zum Schein dazu. Nun begreift er durch Erfahrung am eigenen Fleisch, wie ungeeignet er zum Amt, und wie beschwerliche Bürde die Würde. Aufgeklärt und vernünftig kehrt er zum Handwerksgerät zurück. Durch Spiel zum Ernst, durch Lachen zur Erkenntnis — das ist, wie in diesem einen Stück, Holbergs ganzes dichterisch-menschliches Wesen.

F. P.

## Zweiter Akt.

### Erste Szene.

Hermann. Heinrich. Später das Collegium politicum.

Hermann. Nu mach alles fertig, Heinrich! Rannen und Pfeifen auf den Tisch! Gleich werden sie da sein! (Heinrich macht alles fertig. Einer kommt nach dem andern; sie setzen sich um den Tisch, und Hermann von Bremen setzt sich obenan.) Guten Tag allerseits, ihr wackern Männer! Wo blieben wir das letzte mal stehen?

Richard der Bürstenbinder. Bei der deutschen Frage.

Geert der Kürschner. Richtig, jetzt erinnere ich mich. Auf dem nächsten Reichstag wird sich das schon alles geben. Wenn es nur erst so weit wäre! Dem Kurfürsten von Mainz wollte ich schon was ins Ohr sagen, wofür er mir Dank wissen sollte. Die guten Leute wissen nur nicht, worin Deutschlands wahres Interesse besteht. Wo hat man je von einer kaiserlichen Residenzstadt gehört wie Wien, ohne Flotte, oder doch wenigstens ohne Galeeren? Eine Kriegsflotte zur Verteidigung des Reichs könnten sie ja wohl halten, es gibt ja doch Kriegssteuern genug und Römermonate dazu. Da seh' mal einer den Türken an, ob der nicht klüger ist! Wir können nie besser Krieg führen lernen als von ihm. Da sind ja Wälder die Menge in Osterreich und Prag, wenn man sie nur benutzen wollte zu Schiffen und Masten. Hätten wir eine Flotte in Osterreich oder Prag, da würde wohl weder Türke noch Franzmann mehr dran denken, Wien zu belagern, und wir könnten direkt auf Konstantinopel gehen. Aber an so was denkt keiner.

Siebert der Torschreiber. Nein, keine Menschenseele weit und breit. Unsere Vorfahren verstanden die Sache besser. Es kommt alles auf die Einrichtung an. Deutschland ist jetzt nicht größer, als es vor diesem war, da wir uns nicht allein rühmlich gegen alle unsere Nachbarn verteidigten, sondern auch ganze Stücke von Frankreich abrissen und Paris belagerten, sowohl zu Lande als zu Wasser.

Franz der Messerschmied. Aber Paris ist ja keine Seestadt.

Siebert. Dann muß ich meine Landkarte schlecht verstehen. Ich weiß ganz wohl, wo Paris liegt; hier liegt ja England, genau hier, wo ich meinen Finger halte. Hier läuft die Kanalie, hier liegt Bordeaux und hier Paris.

Franz. Nein, Bruder, hier liegt ja Deutschland, und hier gleich daneben ist Frankreich, das mit Deutschland zusammenhängt, ergo kann ja Paris keine Seestadt sein.

Siebert. Ist denn da kein Meer bei Frankreich?

Franz. Keine Spur; ein Franzose, der nicht außer Landes gereist ist, weiß nicht, weder was ein Schiff, noch was ein Boot ist. Fragt nur Meister Hermann; ist das nicht, wie ich sage, Meister Hermann?

Hermann. Ich werde den Streit gleich entscheiden. Heinrich, reich mal die Landkarte von Europa her! Dankwarths Landkarte.

Der Wirt. Hier ist eine, aber sie ist etwas zerrissen.

Hermann. Das hat nichts zu sagen, ich weiß recht gut, wo Paris liegt, ich will die Landkarte bloß haben, um die andern zu überführen. Seht Ihr nun, Siebert, hier liegt Deutschland —

Siebert. Das ist schon recht, ich sehe es am Donauström, der hier fließt.

(Indem er auf die Donau weist, schießt er mit dem Ellbogen den Krug um, so daß das Bier über die Karte fließt.)

Der Wirt. Der Donauström fließt etwas zu stark!

(Alle lachen: Ha, ha, ha!)

Hermann. Hört, liebe Männer, wir sprechen so viel von fremden Angelegenheiten, laßt uns auch etwas von Hamburg reden. Das ist eine Materie, die kann uns noch genug zu schaffen machen. Ich habe darüber nachgedacht, woher das wohl kommt, daß wir keine Niederlassungen in Indien besitzen, sondern die Ware aus zweiter Hand kaufen. Das ist eine Sache, die Bürgermeister und Rat wohl erwägen sollten.

Richard. Sprich nicht von Bürgermeister und Rat; wenn wir warten wollen, bis die das erwägen, können wir lange warten. Hier in Hamburg macht sich ein Bürgermeister allein damit berühmt, daß er eine löbliche Bürgerschaft tyrannisiert.

Hermann. Ich meine, ihr guten Männer, es wäre noch nicht zu spät. Denn warum sollte der König von Indien nicht uns so gut den Handel gönnen wie den Holländern, die doch nichts weiter auszuführen haben als Käse und Butter, was noch dazu gewöhnlich unterwegs verdirbt? Wir täten, mein' ich, wohl, wenn wir dem Rat eine Vorstellung darüber eingäben; wieviel sind wir hier beieinander?

Der Wirt. Wir sind nur sechs, die andern sechs, glaub' ich, kommen nicht mehr.

Hermann. Das ist auch genug; was ist Eure Meinung, Herr Wirt? Laßt uns zur Abstimmung schreiten.

Der Wirt. Ich bin nicht ganz für den Vorschlag; solche Reisen entfernen viel brave Leute aus der Stadt, an denen ich täglich meinen Schilling verdiene.

Siebert. Ich halte dafür, man muß mehr auf das allgemeine Beste sehen, als auf sein eigenes Interesse, und darum scheint mir Meister Hermanns Vorschlag der vorzüglichste, der seit langem gemacht ist. Je mehr

Handel wir treiben, je mehr floriert ja die Stadt; je mehr Schiffe ankommen, je besser ist es ja für uns kleine Beamte. Doch das letztere ist nicht der eigentliche Grund, weshalb ich dem Vorschlage beistimme, sondern allein der Nutzen und die Wohlfahrt der Stadt treibt mich dazu, ihn zu rekommandieren.

Geert. Ich kann diesem Vorschlage durchaus nicht zustimmen, vielmehr rate ich zur Errichtung einer Kompanie in Grönland und der Davidsstraße, das ist ein Handel, der der Stadt viel nützlicher und besser ist.

Franz. Geert scheint mir mit seinem Votum mehr auf seinen eigenen Nutzen zu sehen als aufs Beste der Republik. Denn wer nach Indien reisen will, braucht den Kürschner freilich nicht so nötig wie zu einer Reise nach dem Norden. Ich für meine Person halte dafür, daß der Handel mit Indien allen andern an Wichtigkeit vorgeht. Denn in Indien kann man nicht selten für ein Messer, eine Gabel oder Schere von den Wilden einen Klumpen Gold kriegen von demselben Gewicht. Wir müssen es nur so einrichten, daß die Vorstellung, die wir beim Rat einreichen, nicht nach Eigennutz riecht; denn sonst kommen wir damit nicht durch.

Richard. Ich bin derselben Meinung wie Niels der Schreiber.

Hermann. Du votierst wie ein Bürstenbinder: Niels der Schreiber ist ja gar nicht hier. Aber was will das Weibsstück hier? Das ist wahrhaftig meine Frau!

## Zweite Szene.

Geske. Das Collegium politicum.

Geske. Seid Ihr hier, Ihr Herumtreiber? Es wäre wahrhaftig besser, Ihr arbeitetet oder zum wenigsten Ihr gäbt acht auf die Leute; durch Eure Verschämnis verlieren wir eine Arbeit nach der andern.

Hermann. Nur stille, Frau, du wirfst Burgemeisterin, eh' du ein Wort davon weißt. Denkst du, ich gehe bloß zum Zeitvertreib aus? Ja, richtig, ich habe zehnmal mehr Arbeit als alle übrigen im Hause; ihr andern arbeitet bloß mit den Händen, aber ich mit dem Kopfe.

Geske. Das tun die Verrückten alle, die bauen wie Ihr Schlösser in die Luft und füllen sich den Kopf an mit Torheiten und Narrenspossen und denken Wunder was sie tun, während es doch in Wahrheit nichts ist.

Geert der Kürschner. Wär' das meine Frau, die sollte das nicht zum zweitenmal sagen.

Hermann. Ei Geert, auf so was muß ein Politiker nicht achten. Ein oder zwei Jahre früher hätte ich meiner Frau für solche Redensarten den Buckel durchgeschmiert; seit ich aber angefangen habe, mich in politischen Büchern umzutun, habe ich gelernt, so was zu verachten. Qui nescit simulare, nescit regnare, sagt ein alter Politiker, und der war nicht auf den Kopf gefallen, ich glaube, er hieß Agrippa oder Albertus Magnus. Denn das ist die Grundlage aller Politik in der Welt; wer nicht imstande

ist, ein böses Wort von einem hitzigen und törichtem Weibe zu hören, der taugt zu keiner höheren Verrichtung. Kaltblütigkeit ist die allergrößte Tugend, der Edelstein, der Regenten und Obrigkeiten am meisten schmückt. Darum halte ich dafür, daß keiner hier in der Stadt in den Rat kommen sollte, bevor er nicht Proben abgelegt hat von seiner Kaltblütigkeit und hat sehen lassen, wie er Scheltworte, Püffe und Ohrfeigen vertragen kann. Von Natur bin ich hitzig, aber ich studiere darauf, meine Natur zu überwinden. Ich habe eine Geschichte gelesen in einem Buche, betitelt „Der politische Stockfisch“, daß, wenn einer vom Zorn bewältigt wird, so soll er nur bis zehn zählen, unterdessen geht der Zorn vorüber.

Geert. Das könnte mir nicht helfen und wenn ich bis hundert zählte.

Hermann. Ja so taugt Ihr auch bloß zum Subalternen. Heinrich, gib meiner Frau einen Krug Bier von dem kleinen Tisch.

Geske. Ei, du Schlingel, denkst du, ich bin hierher gekommen, zu trinken?

Hermann. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn. Nun ist es schon vorüber. Höre, Mutter, du mußt deinen Mann nicht so grob anfahren, das klingt ja, als wäre es böse gemeint.

Geske. Ist's etwa weniger böse, zu betteln? Soll eine Frau nicht zanken, wenn sie solchen Herumtreiber zum Manne hat, der so seine Wirtschaft versäumt und Frau und Kinder Not leiden läßt?

Hermann. Heinrich, gib ihr ein Glas Brantwein, sie hat sich ereifert.

Geske. Heinrich, gib meinem Mann, dem Schlingel, ein paar Ohrfeigen.

Heinrich. Das tut Ihr nur selber, für solche Kommission bedanke ich mich.

Geske. Na, dann tu' ich es selbst. (Gibt ihm Ohrfeigen.)

Hermann. Eins, zwei, drei, vier, fünf (bis zwanzig). (Er tut, als ob er wieder schlagen will, fängt aber aufs neue an, bis zwanzig zu zählen.) Wär' ich nicht ein Politikus, so sollte dich das Donnerwetter regieren!

Geert. Wollt Ihr Eure Frau nicht im Zaum halten, so tue ich es. Marsch, fort! Hinaus!

(Geske wird herausgebracht und schilt draußen weiter.)

### Dritte Szene.

Das Collegium politicum. Heinrich.

Geert. Ich werde sie lehren, sich ein andermal hübsch zu Hause zu halten. Das bekenne ich: wenn das politisch ist, sich von seiner Frau an den Haaren ziehen zu lassen, so werde ich mein Lebtag kein Politikus.

Hermann. Ach, ach! Qui nescit simulare, nescit regnare; das ist leicht gesagt, aber schwer getan. Ich gebe zu, es war eine große Schmach,



die mir meine Frau getan hat, ja ich glaube, ich laufe ihr nach und prügle sie noch auf der Straße durch . . . Doch — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn. Nun ist das gut, nun laßt uns von was anderem sprechen. . . . Letzte Nacht, als ich nicht schlafen konnte, dachte ich darüber nach, wie wohl die Regierung von Hamburg am besten eingerichtet würde, so daß gewisse Familien, die heutzutage gleichsam als Bürgermeister und Ratsherren zur Welt kommen, von den höchsten Ämtern ausgeschlossen und eine vollkommene Freiheit hergestellt würde. Ich dachte, man sollte die Bürgermeister abwechselnd jetzt aus dem einen Gewerke nehmen und jetzt aus dem andern, so nähme die sämtliche Bürgerschaft an der Regierung teil und alle Stände kämen in Flor. Denn zum Exempel, wenn ein Goldschmied Bürgermeister würde, so sähe er auf das Interesse der Goldschmiede, ein Schneider auf das Aufblühen der Schneider, ein Ranngießer auf das der Ranngießer, und keiner sollte länger Bürgermeister sein als einen Monat, damit nicht ein Gewerke mehr in Flor käme als das andere. Erst wenn die Regierung so eingerichtet würde, würden wir mit Recht ein freies Volk heißen.

Alle. Der Vorschlag ist herrlich, Meister Hermann, Ihr sprecht wie ein Salomo.

Franz. Der Vorschlag ist wohl gut. Nur . . .

Geert. Du kommst immer mit deinem Nur, ich glaube, du bist ein geborener Nurenberger.

Hermann. Laß ihn nur seine Meinung sagen. Was willst du sagen, was meinst du mit deinem Nur?

Franz. Ich denke, ob das nicht sehr schwierig sein sollte, in jedem Gewerke einen guten Bürgermeister zu finden. An Meister Hermann ist nichts auszusetzen, der hat seine Studien gemacht; aber wenn er tot ist, wo finden wir gleich einen andern Ranngießer, der zu solchem Amte tauglich ist? Denn wenn die Republik einmal einen Knacks weg hat, so ist das nicht so leicht, sie wieder auszubessern, als wenn man einen Teller oder eine Ranne umgießt, wenn sie verdorben sind.

Geert. Ach, Bagatell, tüchtige Männer finden sich genug, auch unter den Handwerksleuten.

Hermann. Höre, Franz, du bist noch ein junger Mann, und darum kannst du noch nicht so tief in die Sachen eindringen wie die andern, obgleich ich merke, du hast einen guten Kopf und mit der Zeit kann was aus dir werden. Ich will dir nur in Kürze beweisen, daß diese Instanz keinen Grund hat, bloß an unsern eigenen Personen. Wir sind in diesem Verein über zwölf Personen, lauter Handwerksleute, und doch kann jeder von uns hundert Fehler bemerken, welche im Rat begangen werden. Stelle dir nun vor, daß einer von uns Bürgermeister würde und änderte die Fehler, die wir so oft besprochen haben, und die der Rat nicht sehen kann, meinst du wohl wirklich, daß die Stadt Hamburg bei solchem Bürgermeister

Schaden hätte? Wenn es euch denn also gut dünkt, ihr lieben Herren, will ich den Vorschlag eingeben.

Alle. Ja gewiß.

Hermann. Aber nun genug von der Materie; die Zeit geht hin, und wir haben noch keine Zeitungen gelesen. Heinrich, reich mal die neueste Zeitung her!

Heinrich. Hier ist die neueste Zeitung.

Hermann. Gib sie an Richard den Bürstenbinder, der pflegt zu lesen.

Richard. Man schreibt aus dem Hauptquartier am Rhein, daß man Rekruten erwartet.

Hermann. Ei, das hat man schon zwölfmal hintereinander geschrieben; setz über den Rhein! Ich muß mich jedesmal ärgern, so oft ich von der Sache höre. Was schreibt man aus Italien?

Richard. Aus Italien schreibt man, daß Prinz Eugenius mit seinem Lager aufgebrochen sei, den Fluß Padus passiert und alle Festungen vorbeigegangen ist, um die feindliche Armee zu überrumpeln, die infolgedessen in größter Eile sich vier Meilen rückwärts retiriert hat; Duc de Vendôme sengt und brennt auf der Retirade überall im eigenen Lande.

Hermann. Ach, ach, seine Durchlauchtigkeit sind mit Blindheit geschlagen, das kostet uns den Hals. Nicht mehr vier Schillinge gebe ich für die ganze Armee in Italien.

Geert. Im Gegenteil, ich halte dafür, daß der Prinz recht getan hat. Das ist von jeher mein Vorschlag gewesen; habe ich nicht erst neulich gesagt, Franz Messerschmied, daß man es so machen müßte?

Franz. Nein, ich weiß nichts davon.

Geert. Ja wahrhaftig, ich hab's hundertmal gesagt, wozu soll die Armee daliegen und lungern? Der Prinz hat meiner Treu' recht' getan, das will ich verantworten, gegen wen es sei.

Hermann. Heinrich, gib mir ein Glas Brantwein. Ich kann darauf schwören, ihr Herren, es ist mir ganz schwarz vor den Augen geworden, wie ich diese Nachricht hörte. Eure Gesundheit, Messieurs! Nun, das bekenn' ich, das ist ein Hauptversehen, die Festungen vorbeizugehen.

Siebert. Hätte ich die Armee zu kommandieren gehabt, ich hätt' es meiner Treu' ebenso gemacht.

Franz. Ja richtig, dahin wird's auch noch kommen, daß man Vorschreiber zu Generalen macht.

Siebert. Du brauchst nicht zu spotten, ich würde meine Sache so gut machen wie ein anderer.

Geert. Darin hat Siebert recht, meiner Treu', daß der Prinz wohlgetan hat, geradewegs auf den Feind loszugehen.

Hermann. Ei, mein guter Geert, Ihr seid gar zu altflug, Ihr habt noch manches zu lernen.

Geert. Aber von Franz Messerschmied lern' ich das nicht.

(Sie geraten in einen heftigen Zank, nehmen einander das Wort vom Munde weg, stehen von den Stühlen auf, drohen und lärmten.)

Hermann (schlägt auf den Tisch, laut rufend). Stille, stille, ihr Herren! Laßt uns nicht mehr davon reden, jeder kann seine Meinung behalten. Hört, ihr Herren, gebt doch Friede! Meint ihr wirklich, daß Duc de Vendôme aus Furcht retiriert und das Land verwüstet hat? Nein, der Kerl hat Alexander Magnusen seine Chronik gelesen, der machte es ebenso, als Darius ihn verfolgte, und hat dadurch einen Sieg davongetragen, so groß wie der, den wir bei Höchstädt gewonnen.

Heinrich. Eben hat die Uhr auf dem Posthof zwölf geschlagen.

Hermann. So müssen wir denn gehen.

(Gehen ab. Unterwegs zanken und streiten sie sich noch über das Fröhliche.)

## Dritter Akt.

### Erste Szene.

Abrahams. Sanderus. Christoph. Johann.

Abrahams. Nun will ich Euch ein Abenteuer erzählen, das wird die ganze Stadt amüsieren. Wißt Ihr, was ich mir mit vier, fünf vornehmen Leuten ausgedacht habe?

Sanderus. Nein, das weiß ich nicht.

Abrahams. Kennt Ihr nicht Hermann von Bremen?

Sanderus. Das ist ja der Ranngießer, der ein solch großer Politikus ist, er wohnt in diesem Hause.

Abrahams. Eben der. Neulich war ich in Gesellschaft mit einigen vom Räte, die sich sehr über den Kerl ereiferten, daß er im Wirtshaus so dreiste Reden gegen die Regierung führt und alles reformieren will. Sie hielten für zweckmäßig, Spione auszusenden, damit man Zeugen für seine Reden habe und ihn bestrafen könne andern zum Exempel.

Sanderus. Das wäre allerdings zu wünschen, daß solche Kerle einmal bestraft würden. Die sitzen hinterm Bierkrug und kritisieren dabei Könige, Fürsten, Obrigkeiten und Generale, daß es wahrhaft schrecklich ist zu hören. Auch ist es nicht ohne Gefahr; denn der gemeine Mann hat nicht den Verstand und sieht nicht ein, wie ungereimt das ist, daß ein Ranngießer, Hutmacher oder Bürstenmacher mit dem geringsten Grund soll von solchen Sachen sprechen und Dinge sehen können, die der ganze Rat nicht sehen kann.

Abrahams. Das ist gewiß. Ein solcher Ranngießer reformiert Euch das ganze römische Reich, während er einen Keller gießt; er ist beides auf einmal, Landflicker und Rannenslicker. Aber das Vorhaben der Ratsherren behagt mir doch nicht; solche Leute bestrafen oder arretieren, erregt nur Unzufriedenheit im Publikum und verhilft solchen Narren nur zu größerem Ansehen. Meine Meinung war daher, wir sollten lieber eine Komödie mit ihm spielen, die würde wohl größere Wirkung haben.

Sanderus. Worin soll sie bestehen?

Abrahams. Darin, daß wir ihm Deputierte schicken, als kämen sie vom Rat, um ihm Glück zu wünschen zum Bürgermeister und ihm dabei noch andere närrische Dinge aufzureden; da wird sich zeigen, in welche Not er gerät, und er selbst wird dahinterkommen, welch ein großer Unterschied das ist, über einen Gegenstand rätsonieren und ihn verstehen.

Sanderus. Aber was wird daraus folgen?

Abrahams. Daraus wird folgen entweder, daß er aus Desperation aus der Stadt läuft, oder, daß er demütigst um seinen Abschied bittet und seine Untüchtigkeit zugesteht. Ich bin bloß deshalb zu Monsieur Sanderus gekommen, um mir seine Hilfe bei Ausführung dieser Intrige zu erbitten, da ich ja weiß, daß er für so etwas paßt.

Sanderus. Die Sache läßt sich hören; wir wollen selbst die Deputierten machen und gleich zu ihm gehen.

Abrahams. Hier ist ja sein Haus. Johann oder Christoph, klopft mal an und sagt, es wären zwei Rats Herrn draußen, die wollten mit Herrmann von Bremen sprechen. (Sie klopfen an.)

## Zweite Szene.

Herrmann. Abrahams. Sanderus. Johann. Christoph.

Herrmann. Mit wem wollt ihr sprechen?

Johann. Hier sind zwei Rats Herren, die wollen gern die Ehre haben, Ihm aufzuwarten.

Herrmann. Element, was ist das? Ich seh' ja so dreckig aus wie ein Schwein.

Abrahams. Untertänigster Diener, wohlgeborner Herr Bürgermeister! Wir sind vom Rat hieher geschickt, um ihm zu gratulieren zur Burgemeisterschaft hier in der Stadt. Denn der Rat hat mehr auf seine Meriten, als auf seinen Stand und äußere Lage gesehen, und hat ihn zum Burgemeister gewählt.

Sanderus. Der Rat kann das nicht zugeben, daß solch ein weiser Mann von solchen niedrigen Berrichtungen okkupiert ist und sein großes Pfund so in die Erde vergräbt.

Herrmann. Ihr Herren Collegä, vermeldet einem löblichen Rat meinen Gruß und Dank und versichert ihn meiner Protektion. Es ist mir lieb, daß man auf diesen Gedanken gekommen ist lediglich um der Stadt, nicht um meinetwillen. Denn hätte mich nach Hoheit verlangt, hätte ich längst zur Genüge davon haben können.

Abrahams. Wohlgeborner Herr Burgemeister, unter solcher hochweisen Obrigkeit können Rat und Bürgerschaft nichts anderes erwarten als die Wohlfahrt der Stadt...

Sanderus. Und darum sind so viele andere reiche und vornehme Männer übergangen worden, die sich um den hohen Posten beworben haben.

Herrmann. Ja, ja. Na, ich hoffe, sie sollen ihre Wahl auch nicht bereuen.

Abrahams und Sanderus. Wir rekommandieren uns samt und sonders in des Herrn Burgemeisters Gewogenheit.

Hermann. Es wird mir ein Vergnügen sein, wohl demselben einen Dienst zu erweisen. Entschuldigen dieselben, daß ich sie nicht weiter begleite.

Sanderus. Ei, das würde sich auch für den Herrn Burgemeister nicht schiden, weiter mitzugehen.

Hermann (ruft einen von den Bedienten). Ihr da, Kamerad, da habt Ihr was zu einer Kanne Bier.

Die Bedienten. Ach wir können das nicht annehmen, Euer Wohlgeboren. (Sanderus, Abrahams und die Bedienten ab.)

### Dritte Szene.

Hermann. Geske.

Hermann. Geske! Geske!

Geske (drinnen). Ich habe keine Zeit.

Hermann. Komm heraus, ich habe dir was zu sagen, was du dir seit deines Lebens nicht hast träumen lassen!

Geske (kommt heraus). Nu, was ist denn das?

Hermann. Hast du Kaffee im Hause?

Geske. Ach Schnack, wann brauch' ich denn Kaffee?

Hermann. Aber du wirst ihn von jetzt an brauchen; in einer halben Stunde kriegst du Visite von sämtlichen Ratsfrauen.

Geske. Ich glaube, der Mann träumt.

Hermann. Ja, ich träume so, daß ich uns eine Burgemeisterei an den Hals geträumt habe!

Geske. Hör, Mann, mach mich nicht böse! du weißt, wie es dir neulich ging.

Hermann. Hast du nicht zwei Herren mit ihren Bedienten gesehen, die hier vorbeigingen?

Geske. Ja, die habe ich gesehen.

Hermann. Die waren hier und verkündigten mir im Namen des Rats, daß ich Burgemeister geworden bin.

Geske. I den Teufel auch!

Hermann. Zeige nun, teure Frau, daß du dich von jetzt ab eines vornehmen Wesens befließigst, und daß keine von den alten Ranngießern in dir stecken geblieben ist.

Geske. Ach ist es denn wahr, mein Herzensmann?!

Hermann. So wahr ich hier stehe. Gleich werden wir das ganze Haus voll Gratulationen haben und gehorsamste Diener und Dienerrinnen.

Geske (auf den Knien). Ach mein Herzensmann, vergib mir, wenn ich dir früher unrecht getan habe.

Hermann. Alles vergeben! Gib dir nur von jetzt ab Mühe, ein wenig vornehm zu werden, so soll dir meine Gnade erhalten bleiben. Aber wo kriegen wir nur schnell einen Bedienten her?

Geske. Wir nehmen schnell etwas von Euern Kleidungsstücken und ziehen es dem Heinrich an, bis wir ihm eine Livree kaufen können. Aber hört, mein Herz, da Ihr nun doch Burgemeister geworden seid, so will ich bitten: bestraft doch Geert den Kürschner für den Tott, den er mir gestern angetan hat.

Hermann. Ei meine Herzensfrau, die Frau des Burgemeisters muß an das Unrecht nicht mehr denken, das der Frau des Ranngießers widerfahren ist. Und nun ruf einmal den Heinrich her.

### Vierte Szene.

Geske. Hermann. Heinrich.

Geske. Heinrich!

Heinrich. He?

Geske. Heinrich, so darfst du von jetzt ab nicht mehr antworten; weißt du nicht, was uns widerfahren ist?

Heinrich. Nein, ich weiß nichts.

Geske. Mein Mann ist Burgemeister geworden.

Heinrich. Wovon?

Geske. Wovon? Von Hamburg!

Heinrich. I was den Henker, das ist ja ein teuflsmäßiger Sprung für einen Ranngießer.

Hermann. Heinrich, du mußt dich anständiger ausdrücken; bedenke, daß du jetzt Bedienter bei einem großen Manne bist.

Heinrich. Bedienter? Na das Avancement ist so groß nicht.

Hermann. Du wirst schon noch avancieren, du kannst mit der Zeit Reutendienen werden, warte nur! Auch sollst du bloß auf ein paar Tage Bedienter sein, bis ich einen andern kriege. Er muß meinen braunen Rock anziehen, mein Herzchen, bis die Livree fertig ist.

Geske. Aber der wird ihm zu lang sein, fürcht' ich.

Hermann. Ja gewiß, er ist ihm zu lang; aber in der Eile muß man sich helfen, wie man kann.

Heinrich. Ach herrje, der reicht mir bis an die Hacken, da seh' ich aus wie ein Judenpriester.

Hermann. Höre, Heinrich —

Heinrich. Ja, Meister.

Hermann. Du Schlingel, daß du mir nicht mehr mit solchen Titeln kommst! Von jetzt ab, wenn ich dich rufe, sagst du: Herr! und wenn jemand kommt und mich sprechen will, sagst du: Burgemeister von Bremen ist zu Hause.

Heinrich. Soll ich das sagen, einerlei ob der Herr zu Hause ist oder nicht?

Hermann. Welch ein Gewäsche! Wenn ich nicht zu Hause bin, sollst du sagen: Herr Burgemeister von Bremenfeld ist nicht zu Hause, und

wenn ich nicht zu Hause sein will, sollst du sagen: Herr Burgemeister von Bremenfeld gibt heute keine Audienz. Hör, mein Herz, du mußt gleich etwas Kaffee machen; du mußt doch etwas haben, die Ratsfrauen zu traktieren, wenn sie kommen. Denn davon hängt in Zukunft unsere Reputation ab, daß man sagen kann: Burgemeister von Bremenfeld gibt guten Rat, und seine Frau gibt guten Kaffee. Ich bin so in Sorge, mein Herz, daß Ihr nichts verfehlt, bevor Ihr Euch an den Stand, in den Ihr nun kommt, gewöhnt habt. Heinrich, spring du mal hin nach einem Teebrett und einigen Tassen, das Mädchen soll mal für vier Schillinge Kaffee holen, man kann ja immer mehr kriegen. Bis auf weiteres, mein Herz, laßt Euch das zur Regel dienen, nicht viel zu sprechen, bis Ihr gelernt habt, einen honetten Diskurs zu führen. Aber Ihr müßt auch nicht zu demütig sein, sondern haltet auf Euren Respekt und arbeitet vor allem dahin, das alte Ranngießerwesen aus dem Kopf zu kriegen; Ihr müßt Euch einbilden, als ob Ihr schon lange Jahre Frau Burgemeisterin gewesen wärt. Für die Fremden, die des Morgens kommen, muß ein Teetisch gedeckt stehen, nachmittags ein Kaffeetisch, und dabei wird dann Karten gespielt. Da gibt es ein gewisses Spiel, das heißt à l'hombre, hundert Taler wollt' ich geben, wenn Ihr und unsere Tochter, Fräulein Engelle, das verständiget. Ihr müßt nur fleißig acht geben, wenn Ihr andere spielen seht, um es zu lernen. Des Morgens müßt Ihr bis neun oder halb zehn im Bette bleiben; denn das sind bloß gemeine Leute, die des Sommers mit der Sonne aufstehen. Sonntags jedoch müßt Ihr etwas eher aufstehen, denn an diesem Tage beabsichtige ich zu medizinieren. Auch müßt Ihr Euch eine hübsche Schnupftabaksdose anschaffen, die müßt Ihr neben Euch auf den Tisch legen, wenn Ihr Karten spielt. Wenn einer Eure Gesundheit trinkt, müßt Ihr sagen: mon très humble serviteur, ich danke, und wenn Ihr gähnt, müßt Ihr Euch ja nicht den Mund zuhalten, das ist bei vornehmen Leuten nicht mehr Mode. Endlich wenn Ihr in Mannesgesellschaft seid, müßt Ihr nicht zu prüde sein, sondern den Anstand ein bißchen beiseite setzen. . . . Hört, ich habe noch was vergessen: Ihr müßt Euch auch einen Schoßhund zulegen, der Euch so lieb sein muß wie Eure eigene Tochter; das ist ebenfalls vornehm. Unsere Nachbarin Uriante hat einen hübschen Hund, den kann sie Euch leihen, bis wir selbst einen kaufen. Dem Hunde müßt Ihr einen französischen Namen geben, es wird mir schon noch einer einfallen, wenn ich nur erst Zeit habe, darüber nachzudenken. Der muß beständig auf Eurem Schoße liegen, und wenn Fremde dabei sind, müßt Ihr ihn wenigstens ein halb Mandel mal küssen.

Gefte. Nein, mein Herzensmann, das kann ich unmöglich tun, man kann ja nie wissen, wo so ein Hund sich herumgewälzt hat, davon könnte man ja den Mund voll Läuse und Flöhe kriegen.

Hermann. Ei was, kein Geschwäg! Wollt Ihr eine Dame sein, müßt Ihr auch Damenmanieren haben. Überdies kann solch ein Hund Euch zur Einfädelung eines Diskurses dienen; denn wenn Ihr nicht wißt, von was Ihr sprechen sollt, so könnt Ihr von den Qualitäten und Tugenden

Eures Hundes erzählen. Tut nur, was ich sage, mein Herz, ich verstehe mich auf die vornehme Welt besser als Ihr; spiegelt Euch nur an mir! Ihr sollt sehen, daß auch nicht die geringste von den alten Gewohnheiten bei mir zurückbleiben soll. Mir soll es nicht gehen wie einem gewissen Fleischer, der, als er Ratsmann geworden war, wenn er eine Seite geschrieben hatte und das Blatt umwenden wollte, die Feder quer in den Mund nahm, wie er ehemals mit seinem Fleischmesser gewohnt gewesen war. Geht jetzt nur hinein und trefft Eure Anstalten, ich habe noch etwas mit Heinrich allein zu sprechen. (Geste geht ab.)



## Heimkehr im Winter.

Von

Ernst Prezang.

Hier ist es, wo wir Abschied nahmen, Hier, auf der buschumwachsenen Bank, Als so wie nun die Schatten kamen Und rot die Abendsonne sank.	Es klingt so fern. Ein Troß von Jahren Zog zwischen uns in Sturm und Staub, Und unter Mühen und Gefahren Ziel und verjüngte sich das Laub.
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Hier ist das Wäldchen, dort der Hügel, Und drüben der Kastanienbaum, Um den so oft auf goldnem Flügel Geschwebt ein schöner Jugendtraum.	Nun liegt der Schnee auf unsern Spuren, Und der Kastanienbaum steht kahl Und einsam auf den weißen Fluren, — Ich aber wandre sacht zu Thal.
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Du küßtest mich. Du sprachst so leise: O, kehrtest du nur erst zurück, Ein Mann, von deiner weiten Reise, Und brächtest mir das große Glück. —	Ich setze weiter meinen Stecken Und blicke nach den Lichtern aus — Das Glück! Wirst du es noch erwecken? Mich grüßt so hell dein kleines Haus!
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Das Glück!... Ich bleibe sinnend stehen Und streiche mir durchs wirre Haar. Ich höre deiner Stimme Flehen Und weiß doch nicht mehr, wie es war.	Leis will ich klopfen. Auf der Schwelle Wirst du mit stillem Antlitz stehn Und wirst, mir winkend, in die helle, Die alte, liebe Stube gehn.
----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Die Fenster schließt du und die Türen,  
Durch die der Hauch des Winters weht;  
Du wirst im Herd die Flammen schüren  
Und flüstern: Ach, wie kommst du spät!







## Ein halbes Hundert Bände neuer Belletristik.

Diese Art einer auf quantitative gerichteten Zusammensetzung geistiger Erzeugnisse mag auf den ersten Blick sehr seltsam erscheinen. Wer aber die zu Türmen gehäuften Stöße neuer belletristischer Literatur sähe, wie sie sich auf der Redaktion in kurzer Zeit anhäufen, der würde es wohl begreiflich finden, wenn man hier allmählich auf den Standpunkt der Chinesen käme, die ihre Bücher nach dem Gewicht einschätzen. — Unter der ungesunden Überproduktion auf belletristischem Gebiet hat die Literatur schwer zu leiden. Jedes Tagesblättchen bietet seinen Lesern einen Roman. Der betreffende Schriftsteller begnügt sich aber nicht damit, daß das köstliche Erzeugnis seiner Phantasie in so und so viel Tagesblättern erschienen ist, sondern gibt es auch noch als Buch heraus. Wo sollen alle diese Bücher hin, wer soll sie kaufen? Das Neuangebot von Arbeiten auch der besseren Schriftsteller ist so stark, daß selbst ein wohlhabender Mann sich nicht mehr alles kaufen kann, was „man gelesen haben muß“.

Freilich zu dem Urteil, daß man ein Buch gelesen haben müsse, kommt der Literaturhistoriker, der von höherer Sinne aus die Bücherflut überflieht, nur selten. Und unter den wenigen Bänden, die er aus der Jahresproduktion als Dauergut in eine ideale Bücherei einstellen würde, würden die Romane nur einen sehr kleinen Bruchteil betragen. Und selbst darunter wäre noch mancher, den eher der Kulturhistoriker als Zeitdokument wählen würde, als daß man in ihm gerade eine Bereicherung der Literatur zu erblicken vermöchte.

Auch die fünfzig Bände, die ich aus der viel größeren Masse hier ausgewählt habe, enthalten keine Werke, die man gelesen haben muß. Aber es ist doch alles das ausgeschaltet, was im besten Fall dazu da ist, daß damit die Zeit totgeschlagen wird. Manche der Werke sind allerdings mehr um der Frage willen, die in ihnen zur Behandlung kommt, ausgewählt, als besonderer literarischer Vorzüge wegen. Die Behandlung von Tagesfragen im Roman ist ja seit den Tagen des „jungen Deutschlands“ beliebt; heute wieder viel mehr als in den zwei ersten Jahrzehnten nach dem Deutsch-französischen Kriege. Auf diesem Felde liegt auch der stärkste Bucherfolg des letzten Jahres. Franz Adam Beyerleins „Sena oder Sedan“ (Wita, Berlin, brosch. 2 Mk.) ist bereits in mehr als 80 000 Exemplaren vergriffen. Der Literaturfreund hat

dazu nichts zu sagen. Wilhelm Raabe hat mit seinen sämtlichen Werken zusammen bis zum siebzigsten Lebensjahr nicht so viel Absatz erzielt, wie dieses eine Buch in weniger als einem Jahre. Als letztes Jahr „Sörn Uhl“ einen so gewaltigen Erfolg hatte, mögen manche sich vorgerebet haben, der Erfolg habe literarische Gründe. Jetzt werden sie wohl einsehen, daß es ausschließlich die Mode ist, die solche Wunder beim bücherkauffelligen deutschen Volke vollbringt. Denn gern zugegeben, daß das Interesse für militärische Fragen bei uns groß ist, mit einer Broschüre hätte der Verfasser nimmermehr diesen Erfolg gehabt. Dann hätte er ja eben auch sachlicher bleiben müssen. Ich brauche auf den Inhalt des Buches näher nicht einzugehen; er ist aus zahllosen Zeitungsmeldungen bekannt. Literarisch vermag ich das Buch nicht sehr hoch einzuschätzen. Die Komposition ist lose und systematisch, die Methode Sola gut abgequackt, aber ohne des Franzosen Wucht. Ob die hervortretende Erzählungsgabe auch für andere Stoffe ausreicht, wird der Verfasser erst zeigen müssen.

Nach dem Militär die Juristen. Ein smarter Verleger hätte für Dietrich Thedens Roman „Leben um Leben“ (Berlin, Alfr. Schall, Mk. 3.50) die Stimmung des Rivalea-Prozesses ausgenutzt. Zwar im Buche handelt es sich um einen Mord, während beim Prozeß es sich darum drehte, ob die Angeklagte nochmals Leben gegeben hatte. Aber der Roman zeigt geschickt die Mängel und den trügerischen Charakter des Indizienbeweises und verteidigt aufs neue jene Mahnung, die der französische Anwalt Berryer vor einem halben Jahrhundert in die Worte gekleidet hat: *«Il vaut mieux laisser dix coupables en liberté que de frapper un innocent.»* Thedens Begabung zeigt sich übrigens lebendiger in der Schilderung der Marschlandschaft und ihrer Bewohner, und so dürfen wir wohl von ihm noch rein künstlerische Gaben erwarten.

Wir gehn die Fakultäten rund. Über den Stand der Ärzte sind zwei Bücher erschienen, die lebhaftes Aufsehen erregten. Das heißt der Ausdruck, der so einen unangenehmen Beigeschmack hat, paßt eigentlich nur für Ilse Frapans'-Alunian Roman „Arbeit“ (Berlin, Gebr. Paetel, Mk. 5.—). Ein maßloses, krankhaft aufgeregtes Buch, das die tollsten Angriffe wider die männlichen Ärzte schleudert. Bekanntlich hat die medizinische Fakultät der Züricher Universität die Angaben des Buches öffentlich als Lüge zurückgewiesen. Das war wohl unnötig. Der krankhafte Stil des Buches, wie die gesamte Tendenz auf die Verherrlichung der weiblichen Ärzte zeigte jedem Leser, daß er es hier mit einem Pamphlet zu tun habe, in dem sich persönliche Bitterkeit entlud. Hoffentlich findet die begabte Verfasserin sich bald wieder zu einer besseren Aufgabe zurück.

Ein ausgezeichnetes Buch ist dagegen der von einem österreichischen Arzte, Heinrich von Schullern, geschriebene Roman „Ärzte“ (Linz und Wien, österr. Verlagsanstalt, Mk. 4.—). Hier werden die Kämpfe geschildert, die der ideale Arzt durchzumachen hat, wenn er ein vornehmer und ehrlicher Vertreter seines Standes sein, wenn er sich nicht zum Reklamehelden und Gesellschaftsmacher hergeben will, seinen Beruf wissenschaftlich ernst und menschlich rein auffaßt. „Die Leute haben die Ärzte, die sie verdienen“, so könnte man vom praktischen Standpunkte aus die Lehre des Buches aussprechen. Jedenfalls wünschen wir dem auch literarisch gediegenen Werke weite Verbreitung, da es für ein gesundes Verhältnis zwischen Arzt und Patienten von Segen sein wird.

Der Theologe, den schwere Glaubenszweifel quälen oder, wenn er katholisch ist, irdische Liebesleidenschaft in Gefahr bringt, war von jeher ein beliebter Romanstoff. Die neu vorliegenden Bücher des letzten Jahres nehmen ihn nicht von dieser Seite, den Roman „Allein ich will“ (Dresden, Reißner, Nr. 6. —) von Frieda von Bülow etwa ausgenommen. Hier ringt ein unglücklich veranlagter Mensch wider den Stolz und die Selbstgerechtigkeit in seiner Brust, um zur wahren Christenliebe zu kommen. Da er selber aber nicht selbstlos lieben kann, zerstört er selbstquälerisch sein eigenes Glück. Der Grundgedanke ist ernst, das Problem fesselnd, aber es ist der hochbegabten Verfasserin nicht gelungen, es klar genug herauszuarbeiten. In der Schilderung der zahlreichen Menschen bewährt sie aber aufs neue ihr bekanntes Geschick. —

Während hier der Nachdruck auf die innere Entwicklung gelegt wird, sind die beiden neuen Bücher der österreichischen Gräfin Edith Salburg Anklageschriften. Ich kann nicht behaupten, daß mir die Frau in dieser Rolle besonders sympathisch ist, aber die bekannte Gräfin kämpft jedenfalls mit heiligem Eifer und aus ernster Überzeugung. In beiden Fällen richtet sie sich gegen die Herrschsucht der Oberen in der katholischen Kirche. „Das Priesterstrafhaus“ zeigt geradezu, wie ein braver, einfacher Priester zum Verbrechen getrieben wird durch die stets in die Form streng religiöser Verordnung gekleideten Chikanen seines Bischofs. Wenn die „Dokumente“, nach denen der Inhalt gestaltet sein soll, wirklich stichhaltig sind, so hätten sie nach meinem Dafürhalten als ausgesprochene Anklageschrift veröffentlicht werden müssen. Literarischer ist der Roman „Golgatha“ (wie der vorangehende bei Reißner in Dresden erschienen), schon weil er weiter greift und auf reicherm Hintergrund die Entwicklung darstellt. Auch die Tendenz ist sympathischer, insofern sie sich gegen den politischen Klerus richtet und den Seelenhirten gegenüber dem Partei-Agitator heraushebt. — Hier können wir auch einen kirchenpolitischen Roman einbeziehen: „Ultra montes“ von Donald Wedekind (Berlin, Costenoble, Nr. 4. —). Die ersten Katholiken werden sich wohl für diese in Literatenlaune vollzogene Wiederherstellung der weltlichen Papstmacht bedanken und auch den Übertritt von Protestanten ernsther behandelt wissen wollen, als es hier geschieht. In literarischer Hinsicht zeugt das Buch von Begabung, wenn es auch durchweg den Eindruck geistiger Anreife hinterläßt.

Hinter andern Fragen verhältnismäßig zurückgetreten ist die Behandlung der sozialen Frage im Roman. Das ernste der mir vorliegenden Werke auf diesem Gebiet ist Max Bitttrichs Roman „Kämpfer“ (Berlin, Costenoble, Nr. 4. —). Als Roman aus der modernen Völkerverwanderung bezeichnet der Verfasser sein Werk. „Behandelt die Landflucht“, könnte die bequeme Katalogetikette heißen, wenn der Verfasser nicht glücklicherweise ein Dichter wäre, dem die Gestaltung lebensstarrer Menschen und ihrer Entwicklung die Hauptsache bleibt. Ein gutes, und im Kern auch ein tröstliches Buch, denn es zeigt, daß kernhafte Tüchtigkeit überall siegreich bleibt. — Das soziale Problem ist eigentlich die Schwäche in Anton Schotts Roman „Gottesdal“ (München, Allgem. Verlagsanst., Nr. 4. —), aber wie überall bewährt sich Schott auch hier als trefflicher Kenner des Böhmerwaldes. Genußreicher, weil hier alles so recht bodenständig bleibt, auch das Problem im Volkstum wurzelt, ist des gleichen Verfassers Buch „Die Seeberger“ (Einsiedeln, Benziger, Nr. 2. 20), eine wirklich gesunde Bauerngeschichte. — Auch Wilhelmine von Hillerns neuester Roman „Ein Sklave der Freiheit“ (Stuttgart, Cotta, Nr. 5. —),

behandelt die sozialen Kämpfe unserer Zeit. Der umfangreiche Roman zeigt wohl in deutlichem Bilde, wie sich diese Kämpfe im Geiste einer Frau abspiegeln, die sich vermutlich persönlich vor jeglichem Zusammentreffen mit bösen „Roten“ in acht nimmt und ihre theoretisch zurecht gemachten Anschauungen nun recht romantisch aufgarniert. Ich würde besser sagen romanhaft. Denn das ist ja eben das Unglück für diese hochbegabte Frau, daß sich ihr der Sinn für romantisches Geschehen so böse in Romanhaftigkeit verkehrt hat. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist ihr in 5. Auflage vorliegender Roman „Und sie kommt doch“ (Berlin, Paetel, Mk. 5. —), dessen Vorwort für die Art, wie diese Frauen „dichten“, den psychologischen Schlüssel gibt. — Daß übrigens auch Männer unter Umständen über die soziale Frage ganz Unglaubliches zusammen reden können, beweist kein Geringerer als Adolf Wilbrandt in seinem neuesten Roman „Familie Roland“ (Stuttgart, Cotta, Mk. 3. —). Dieser Eberhard Hofbauer soll wohl für politische Kinder die Rolle des Struwpeters übernehmen? Es ist eigentlich unglaublich, daß ein bedeutender Mann einem eine solche Karrikatur als ernststen Menschen vorstellen kann. Und lebt Wilbrandt denn in Wolkentucktsheim, daß er daran glaubt, daß eine Dame die Begleitung eines ihr sonst gesellschaftlich ebenbürtigen Menschen ablehnt mit der Begründung, er sei Sozialdemokrat geworden; oder daß eine Braut nach Aufhebung der Verlobung halb vorwurfsvoll, halb erlöst jammert: „ich habe einen wilden Anarchisten geküßt“? — Da ziehe ich mir sogar Wilbrandts vorletzten Roman „Villa Maria“ (ebd. Mk. 3. —) vor, obwohl auch hier das Kulturproblem — die Frauenfrage — nur sehr unklar behandelt ist. Aber wenigstens bleibt der Verfasser hier in der wirklichen Welt und steigt nicht auf den Theatergaul zum Ritt ins Coullissenland. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß diese Bücher auch ihre Werte haben. Sie sind vor allem fesselnd geschrieben. Die üble Theatralik spielt allerdings auch hier hinein, zumal in den endlosen Reden, in denen sich alle Welt förmlich austobt.

Weitaus am häufigsten wird die Frauenfrage behandelt. Und zwar von Frauen zumeist in radikalem Sinne. Der Titel „Fräulein Mutter“ (Berlin, Eckstein, Mk. 2. —), den Ernst Georgy ihrem Roman gegeben, vertritt die Lehre von der Mutterschaft ohne Mann — natürlich bloß ohne standesamtlichen — noch in sehr mildem Sinne. Bis zum beschränkten Wahnwitz ist sie gesteigert in Aimée Ducs „Ich will“ (ebd.). Beide Bücher haben literarisch nichts zu bedeuten. Besser geschrieben ist Adele Gerhards „Pilgerfahrt“ (Berlin, Paetel, Mk. 4. —). Das ist die Pilgerfahrt von Mann zu Mann, bis man den rechten findet. Die Heldin dieses Buches hat Glück, da sie bereits im zweiten den richtigen trifft. Es hätte auch anders gehen können. Man faßt sich immer wieder mit beiden Händen an den Kopf und fragt sich, wohin dieser Saumelwahn noch führen soll. Glücklicherweise ist zunächst das meiste ja nur theoretisch. Das ist vorzüglich dargestellt in einem klugen Buche „Dilettanten des Lasters“ (Leipzig, S. Seemann, Mk. 3. —) von Clara Eysell-Kilburger. Das Buch ist künstlerisch besserer Durchschnitt, aber als Kulturbild wertvoll. Und zwar um so mehr, als die Verfasserin selber nicht den Mut hat, sich klar und offen zu einer kräftigen Weltanschauung zu bekennen. „Dilettanten“ klingt besser, aber eigentlich meint die Verfasserin Theoretikerinnen des Lasters. Diese jungen Mädchen lesen die gewagtesten Sachen und reden darüber, als ob sie bereits zu unterst im Sündenpfehl gefessen hätten. Dabei sind sie in der Praxis eigentlich anständig und tüchtig. Vielleicht blieben sie

das immer, wenn sie nicht so — neugierig wären. Das Buch muß den ernststen Leser recht traurig stimmen, denn man fühlt, daß es wahr ist. Was ist doch das für eine bejammernswert arme Mädchenwelt, die sich kühn deucht, wenn sie grobe Erotik zum Lebensinhalt macht. Überhaupt, diese kühnen „neuen Menschen“. August Wick stellt ihrer in einem so benannten Roman eine ganze Anzahl vor (Steglich, Hans Priebe, Nr. 2. 60). Diese „neuen“ Menschen sind eigentlich recht alt, nur daß man sie ehemals als Schwächlinge oder Lübiane benannte, während sie jetzt Helden sind. Welcher Art die „Saten“ sind, die diese Helden vollbringen, zeigt gleich das erste Kapitel. Einer Gelehrten werden da pikante Histörchen zur Prüfung übergeben. Erst ist sie voller — nicht Enttäuschung, sondern voller Reiz, weil sie meint, eine Frau habe sie geschrieben. „Aber bald siegte doch die Ehrlichkeit und Gerechtigkeit. Das Buch mußte gedruckt werden, denn es war eine Sat.“

Es müßte gegen diese ganze Art Schriftstellerei viel schroffer Kehrt gemacht werden, denn es ist recht bezeichnend, daß diese Fragen bereits familienblattmäßig zurechtgemacht werden. So hat Leonie Meyerhof-Hilbeck in einem gut lesbaren Roman „Töchter der Zeit“ (Stuttgart, Cotta, Nr. 3. 50) geschildert, ohne alle Festigkeit und ohne starkes sittliches Fundament. Da wirkt es fast als Erlösung, wenn Marie Herbert von „unmodernen Frauen“ (Köln, J. P. Bachem, Nr. 4. —) erzählt und dertut, daß die viel berufene „alte Jungfer“ eine reiche Tätigkeit zum Segen ihrer Nebenmenschen entfalten kann, ohne alle Emanzipation. „Sie emanzipiert sich“, heißt eine wirklich lustige, kleine Geschichte von Paul von Szcepanski (Leipzig, Wiegand, Nr. 2. —). Eine solche Emanzipation läßt man sich gefallen. Denn diese junge Dame macht sich frei von den Emanzipierten und wird eine tüchtige Frau. —

Doch nun zu anderen Büchern, die wir von nur literarischem Gesichtspunkte aus anzusehen brauchen ohne Rücksicht auf Zeit- und Tagesfragen. Wir wollen noch in kurzen Zügen darstellen, was unsere bekannten Schriftsteller neues geboten haben. Auf die beachtenswerten Leistungen der Jüngeren werden wir ein anderes Mal zurückkommen, da sie eine eingehendere Beurteilung erheischen, als sie in dieser Übersicht Raum hat. Der 73jährige Paul Heyse ist wieder mit zwei neuen Novellenbänden vertreten: „Novellen vom Garbafsee“ und „Moralische Unmöglichkeiten u. a. N.“ (beide bei Cotta, je Nr. 4. 50). Es ist über den Dichter nichts Neues zu sagen. Er fesselt immer wieder durch die gewiß zum Teil gesuchten Stoffe, und die sprachliche und psychologische Feinheit der Behandlung hat gegen früher nicht nachgelassen. Das ist vielleicht bezeichnend für die akademische Art, daß sie weder Wachsen noch Nachlassen zeigt. Man genießt diese Werke ja eigentlich nie mit dem Herzen, sondern nur mit dem Kopfe; genau wie sie der Dichter geschrieben hat. Aber ich gestehe, daß ich immer wieder mit Genuß einen ruhig-abgeklärten Heyse lese, wenn ich einige Bände Wortgestammel und Unreife der Jüngsten habe verdauen müssen. Deshalb empfehle ich auch die wohlfeile, aber gute Ausgabe der Romane, die der genannte Verlag veranstaltet, zur Anschaffung für die Hausbibliothek. — Auch Heinrich Seidels Werke bringt Cotta neu. Diesmal liegen die „Phantastestücke“ und die köstliche Selbstbiographie „Von Berlin nach Berlin“ vor (je 4 Nr.). Wer sollte sich von diesem liebenswürdigen Manne nicht gern in seine enge, aber anheimelnde Welt führen lassen. Halb als Ausgrabung wirkt Herman Grimms zweibändiger Roman „Unüber-

windliche Mächte“ (ebd. 8 M.). Er hat mich sehr enttäuscht. Das ist die veraltete Art des Abenteuerromans, die Menschen sind schwach entwickelt, der Stoff wenig durchgebildet. Nur in Einzelheiten offenbart sich der feine Kopf und genussfrohe Ästhet. Wilhelm Jensen steht mit vier neuen Büchern da, freilich zumeist Neuauflagen. „Unter heißer Sonne“ (Cotta, 3 M.) ist eines seiner packendsten Bücher; „Nattengespinst“ (München, Koch, 3 M.), ein Zeugnis für Jensens Stimmungskunst; „Am Ausgang des Reichs“ (Leipzig, Elischer, 6 M.) ein ausgezeichnetes Bild von der Mischmaschkultur nach der französischen Revolution. Neu ist das pompejanische Phantasiestück „Gradiva“ (Dresden, Reißner, 3 M.), eigentlich ein Nichts, aber von vollendetem Geschick und mit einem leisen humoristischen Unterton, so daß man doch auf seine Kosten kommt. Rosegger hat unter dem Gesamttitel „Das Sündenböckel“ (Leipzig, Staackmann, 4 M.) eine Reihe von kleinen Stücken gesammelt, in denen er allerhand Sündern seine Meinung in die Ohren läutet. Daß ein Poet am Glockenseil zieht, merkt man auch dann, wenn's nicht recht läuten will. Unfern Lesern braucht man ja wohl ein Roseggerbuch überhaupt nicht erst besonders zu empfehlen. Völlige Fehlschläge bedeuten Achleitners „Schloß im Moor“, Herm. Heibergs „Schwarze Marit“ und Gottschalls „Ariadne“. Man muß auch davon sprechen, denn es ist schlimm, wenn Verleger und Verfasser eine ehemalige Beliebtheit in so böser Weise ausnützen. Ein interessantes Buch bietet dagegen Karl von Heigel in „Brömmels Glück und Ende“ (München, Beck, 4 M.); halbwegs ist das Buch die Biographie eines Modehelden vom Ende des 18. Jahrhunderts. Bei Richard Skowronneps „Bruchhof“ (Stuttgart, Cotta, 4 M.) hat man wieder ein Beispiel dafür, wie ein gut angelegtes Buch durch die Rücksichtnahme auf die Wünsche eines Familienblattpublikums zugrunde gerichtet werden kann. Die erste Hälfte dieser Masurengeschichte ist vorzüglich, voll von Erdgeruch und Heimatduft. Dann artet das Buch in eine Marlittiade aus. Schade. Prächtig wie immer ist Hans Hofmann in den neuen Geschichten von Tante Frischen, die er unter dem Titel „Von Haff und Hafen“ (Berlin, Paetel, 4 M.) gesammelt hat. Aber es wäre doch schön, wenn sich der Dichter wieder einmal eine größere Aufgabe stellen würde. Gefreut hat es mich, daß Max Kreyer neue Wege findet. Seine „Sphinx in Trauer“ (E. Fleischel, Berlin, M. 3.50) ist ein psychologischer Roman, wobei freilich noch auf die Aufdeckung der geheimen Triebfedern der seltsamen Handlungsweise verzichtet wird. Aber fesselnd wirkt der eigenartige, ins Gebiet der Hypnose greifende Stoff dennoch. Wenn sich doch der Verfasser nur dazu entschließen könnte, seine Werke vor der Veröffentlichung durch Freundeshand sprachlich etwas zurecht hobeln zu lassen.

Josef Lauff wird von denselben Leuten, die ihn als Hohenzollerndichter verhöhnen, als Epiker und Romancier in allen Tönen gepriesen. Da müssen doch auch noch außerliterarische Gründe mitwirken. Denn wenn einer auf einem Gebiet ein echter Dichter ist, so kann er auf dem benachbarten nicht ein elender Reimschmied sein. Lauffs drei letzte Romane sind der niederrheinischen Heimat entnommen und sind voll eines würzigen Heimatduftes, voll jener inneren Freude, die einen erfüllt, wenn man in der Fremde bei einer Flasche guten Weines — bei Lauff werden es in der Regel weit mehr — in Jugenderinnerungen schwelgt. Das nimmt einen so gefangen, daß man leicht darüber hinwegsieht, daß hier die Stimmungskunst in Stimmungsmache auszuarten droht. Noch ist es nicht so weit, aber es wäre dem Verfasser doch dringend zu raten,

er nähme sich wieder mit einem ganz fremden Stoffe in kräftigere Zucht. Von den drei Romanen ist der erste „Kärrekie“ (Köln, Aln, Nr. 6. —) der dichterisch wertvollste und stimmungreichste, „Maria Berwahren“ (ebd. Nr. 6. —) der psychologisch interessanteste, „Pittje Pittjewitt“ (Berlin, Grote) der bewegteste und humorvollste. Alle drei verdienen gelesen zu werden, doch wird man gut daran tun, längere Pausen dazwischen eintreten zu lassen.

Noch zwei andere der mir vorliegenden Bücher strömen die Wärme verklärenden Jugendglanzes aus. J. C. Heer, der hochbegabte Schweizer, erzählt einfach und sinnig von der Zeit, da er noch ein „Joggeli“ (Stuttgart, Cotta, Nr. 3. 50) war. Ein prächtiges Buch, das seinen Wert in sich selber trägt, ganz abgesehen von dem Stück Selbstbiographie, das es bietet. Ins westfälische Land führt Hermann Wettes „Krauskopf“ (Leipzig, Grunow, Nr. 3. 50). Eigentlich müßte der Titel „Krausköpfe“ lauten. Denn der prächtige, nur etwas allzulange Selbstgespräche liebende Onkel Doktor ist gerade so ein Krauskopf, wie der junge Deutomar, dessen Entwicklung uns erzählt wird. Und auch der Erzähler selber ist ein Krauskopf, der keine Schere hat, um das Rankenwerk zu beschneiden, das ihm an dem Statet seiner Geschichte üppig emporwuchert. Freilich solch Rankenzug ist oft das Schönste am ganzen Garten. Und ist nicht auch die Geschichte des trefflichen Hundes Strumpel in diesem Rankenwerk gewachsen und wohl gar steckt auch der seraphische Pfarrer Wiemer darin. Nein, das durfte nicht abgekappt werden. Nun, so laßt es in Gottes Namen schießen. Es ist gesundes Erdland, aus dem es gewachsen ist, und daß es gerade so üppig gerät, ist ein Zeichen von Fruchtbarkeit. Möge der Krauskopf in recht viele Häuser seinen — nun seinen Krauskopf stecken. — Es gibt auch Krausköpfe, die kein so fröhliches Gesicht machen, die man gar Querköpfe schilt. Sie tragen das heitere Gesicht nach innen, und wenn sie schimpfen, laßt aus ihren Augen der verstehende Humor. Heinrich Hansjakob ist so einer. Diesesmal philosophiert, predigt und plaudert er „aus dem Leben eines Vielgeprüften“ (Stuttgart, Bong Nr. 1. 50), der im Zivilstand ein Milchkarrengaul ist. Da er den Vollmenschen Hansjakob zum Sprecher hat, hört man ihm gern zu.

Ich weiß, daß der Freiburger Stadtpfarrer die schreibenden „Wiebevölker“ nicht leiden mag, aber ihre Nachbarschaft muß er hier schon vertragen. Und er darf es auch, denn es sollen nur einige der allerbesten genannt werden. Von Frau Ebner-Eschenbach liegt eine von der Ruhe des Alters verklärte Künstlergeschichte „Agave“ (Berlin, Paetel, Nr. 7. —) vor. Rein großer Wurf, aber von einer geruhigen sicheren Meisterschaft, auch in der Behandlung des Problems so reif und überlegen, weise und mild. — Vor allem Künstlerin ist Ricarda Huch, die das stärkste Kunstgefühl hat von allen Frauen, die ich kenne. Eigentlich ist sie zu sehr überlegende Künstlerin, zu wenig Frau. Ihr „Vita somnium breve“ (Leipzig, Inselverlag, Nr. 7. —) ist im Stil alter Goethe, im Denken und Fühlen so reife Weisheit und kluge Resignation, daß einem bei aller Schönheit zuweilen kühl wird. Die Erinnerungen von Ludolf „Arleu dem jüngeren“, die eben in 6. Aufl. erschienen sind (Stuttgart, Cotta, Nr. 4. —), sind mir um so viel lieber, als sie weniger abgeklärt sind. — Klara Wiebig erzählt „Vom Müllerhannes“ (Berlin, E. Fleischel, Nr. 5. —). Sie sagt wohl mit Absicht nicht „der“, denn wir erhalten eigentlich nicht Entwicklung, sondern bloß das Bis-zu-Ende-rollen eines bereits auf abschüssiger Bahn gleitenden Steines. Gut sind die Eifelschilderungen und die Episoden; aber

gegen „Die Wacht am Rhein“ ist das Buch ein Rückschritt. Auch von den drei Novellen, die Isoldo Kurz unter dem Titel „Genesung“ vereinigte (Leipzig, S. Seemann, Mt. 4. —) steht nur die erste auf der Höhe. Die andern sind wunderbarlich und gesucht. Ida Boy-Ed sammelt zehn kleinere Stücke unter den Gesamttitel des ersten „Die große Stimme“ (Stuttgart, Cotta, Mt. 2. —). Das ist die an feinen Beobachtungen reiche Geschichte eines Tauben. Dieser ebenbürtig ist die köstliche Humoreske „Der Dorfdiplomate“. Die übrigen sind bessere Unterhaltung.

Damit wäre das versprochene halbe hundert Bände erledigt. An dem großen Stoße ist kaum eine Abnahme zu bemerken. Zumeist ist es wohl wertlose Makulatur; aber einiges Gute ist doch noch darunter. Davon das nächste Mal.

Hans Murbach.



**Eine poetische Heimatkunde.** Ein nachahmenswertes Beispiel scheint mir eine von Dr. Karl Hofmann besorgte Sammlung „Gedichte zur Heimatkunde Badens“ zu geben (Karlsruhe, Friedrich Gutsch). Es ist eine Sammlung von 74 Gedichten der verschiedensten Verfasser. Badens Gaue schildert die eine Hälfte, Stücke aus Badens Geschichte führt die andere vor. Der Sammler führt im Vorwort aus:

„Aus der Liebe zur Heimat ist die vorliegende Sammlung von Gedichten hervorgegangen, und Liebe zur Heimat soll sie auch wieder in den Herzen der Leser wecken. Wer seine Heimat kennt, der liebt sie auch; darum ist es vor allem die Aufgabe der Schule, die Jugend mit der Schönheit der Heimatgaue in Natur und Bild, in beschreibender Schilderung und im Liede vertraut zu machen. Gerade die Dichtung ist es, die mächtig auf das jugendliche Gemüt einwirkt, und was ein Dichter in Begeisterung gefungen, das ruft auch wiederum Begeisterung in den Herzen der Leser und Hörer hervor. Was einmal ein jugendliches Gemüt lebhaft erregt hat, wird auch in dem späteren Leben nicht mehr völlig schwinden, sondern gleichsam als tausendfaches Echo immer wieder und wieder erklingen. Auch die Heimatgeschichte wird durch poetische Bilder freundlich belebt und in bleibender Erinnerung erhalten. Die großen und ruhmreichen Taten unserer Väter, in Liedern besungen und gefeiert, sind am besten dazu angetan, jene Begeisterung zu entfachen und wach zu halten, welche der Liebe zur Heimat die beste Nahrung gewährt. Durch sie wird mancher vor der Gleichgültigkeit gegen Heimat und Vaterland bewahrt, die leider in unseren Tagen sehr oft schon in jugendlichem Alter nur zu weite Kreise zu erfassen droht.“

Es ist ganz sicher, daß hier ein gutes Mittel zur Verbreitung und Stärkung der Heimatliebe, des Heimatstolzes und der Heimatfreude vorliegt. Es macht auf das Kindergemüt einen starken Eindruck, wenn es so von der Schönheit seines Gauens gedruckt liest. Möchten deshalb für alle deutschen Lande solche Sammlungen veranstaltet werden, die neben dem Schullesebuch Platz haben und sicher über die Schule hinaus bewahrt werden. Wir haben hier ein vorzügliches Mittel gegen die Landflucht.

Ht.







## Die Ergebnisse der deutschen Südpolar-Expedition.

**W**ährend die Erforschung der Nordpolargebiete durch den friedlichen Wett-eifer der Kulturbölker in den letzten Jahren so gefördert worden ist, daß es sich bei dem „Kampf um den Nordpol“ nur noch um eine Art sportlichen „Rekords“ handeln kann, verspricht das Eindringen in die Südpolarregion noch eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnisse eines großen Teils unserer Erdoberfläche überhaupt. Die wichtige Frage, ob ein antarktischer Kontinent von erheblicher Ausdehnung vorhanden ist, dessen Kälte- oder Wärmeausstrahlung bis in die subtropische Südzone reichen muß, oder ob nur größere vergletscherte Inselmassen ein offenes Meer um den Pol herum begrenzen, ist noch ungelöst. Wissen wir doch auf der südlichen Halbkugel über den 60° südl. Breite hinaus nur wenig Bescheid, und diese Grenzlinie entspricht im Norden etwa dem Parallelkreise von Christiania und Petersburg. Mit dem heiligen Ernst wissenschaftlichen Strebens und dem Feuer jugendlicher Begeisterung hatte seit Jahrzehnten Erzellenz Georg von Neumayer, der ehemalige Leiter der Hamburger Seewarte, immer wieder gerufen: „Auf zum Südpol!“ Und der greise Gelehrte hat die Freude gehabt, daß sein Ruf Widerhall fand: das Jahr 1902 sah drei Expeditionen im Südpolargebiete tätig, eine englische, eine schwedische und eine deutsche; außerdem hatte eine vierte (schottische) die Ausreise angetreten. Und wenn diese Freude an der Verwirklichung eines Lebensideals noch einer Steigerung fähig war, so bedeutete für den wahrhaft vaterländisch gesinnten Mann eine solche der Gedanke, daß eben eine deutsche Expedition auch dabei war, ausgerüstet auf Kosten des Deutschen Reiches, geführt von deutschen Seeleuten und deutschen Gelehrten. Was Neumayer mit glühender Begeisterung auf dem „Deutschen Geographentage“ in Bremen 1895 dem deutschen Volke ans Herz gelegt hatte, alle seine Hoffnungen, alle seine Wünsche, das nahmen die Männer mit, die unter Führung des Professor Dr. Erich von Drygalski am 11. August 1901 auf dem Dampfer „Gauß“ den Kieler Hafen verließen, um auf mindestens

zwei Jahre in den Südpolargebieten zu arbeiten, und am 24. November 1903 wohlbehalten, auf völlig unverfährtem Schiffe, wieder in der Heimat eingetroffen sind.

Schon während der Beratungen des „XIV. Deutschen Geographentages in Köln“, in der Pfingstwoche 1903, war die drahtliche Nachricht eingelaufen, die „Gauß“ sei auf der Heimreise begriffen und habe Port Natal in Südafrika erreicht. Dazu kamen die unbestimmten Meldungen, bis zu einem hohen Breitengrad sei man nicht gekommen, aber ein neues Land sei entdeckt worden, auch ein hoher Berg, und dergleichen mehr. Die Unbestimmtheit der Nachrichten war nicht gerade viel versprechend. Die hochgespannten Erwartungen aller derer, die sich einreden, die Deutschen müßten auf dem Gebiete wissenschaftlicher Entdeckungen immer an der Spitze stehen, sanken immer tiefer, zumal unter dem Eindruck, den die Kunde vom Tode des Führers der Station auf der Kergueleninsel, Dr. J. Enzensperger, hervorrief. Die ergreifenden Einzelheiten dieses Ereignisses, die Dr. Luyten als Augenzeuge schilderte, die tragische Ironie des Schicksals, daß der verdiente Gelehrte im antarktischen Gebiete an einer Tropenkrankheit zugrunde ging, wirkten noch mehr verstimmend. Der Philister, der in unserem Vaterlande nie ausstirbt, zuckt mit den Achseln und tröstet sich: „Wir haben schon Pech! Schade um das schöne Geld!“ So hat die Unzufriedenheit mit den mangelhaften Ergebnissen der deutschen Südpolar-Expedition inzwischen weite (und hohe) Kreise ergriffen, und es ist zu fürchten, daß die heimgekehrten Teilnehmer des Unternehmens hierunter noch nachträglich zu leiden haben werden. Das ist um so mehr zu fürchten, als der gedruckt vorliegende, in seinen wissenschaftlichen Teilen noch nicht abgeschlossene, aber völlig ausreichende „Bericht“ (in den „Veröffentlichungen des Instituts für Meereskunde und des Geographischen Instituts an der Universität Berlin“, Heft 5, Oktober 1903, 181 S. Gr. 8<sup>o</sup>. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.) nicht dazu angetan ist, gekunkene Hoffnungen zu beleben. Im Gegenteil! Mit seiner rücksichtslosen Offenheit, die kein Mißgeschick, auch das kleinste nicht, verschweigt, mit seiner rein sachlichen, teilweise trockenen Darstellung, die, in der Hauptsache für Fachgelehrte bestimmt, auch oft die künstlerische Form vermissen läßt, wird er bei vielen die Ansicht von dem Mißerfolg der „Deutschen Südpolar-Expedition“ nur bestärken. Diese Leute zu bekehren, ist nicht der Zweck dieser Zeilen, wie es andererseits uns fern liegt, etwa nach alter Sophistenart „die unterliegende Sache zur siegenden“ machen zu wollen. Aber wie wir meinen, daß der Idealist Neumayer sich über die Rückkehr der kühnen deutschen Forscher aus der Antarktis freuen wird, so fordert es unser Gerechtigkeitsgefühl, jene Männer nicht für etwas büßen zu lassen, woran ihre Schuld keineswegs erwiesen ist. Unter denen, die heute über die Erfolge der deutschen Südpolar-Expedition aburteilen, hat kaum ein einziger auch nur die geringste Ahnung von den Gefahren und den Hindernissen, die sich dem Polarforscher entgegenstellen, von jenen Zufälligkeiten, die innerhalb ganz kurzer Zeiträume eintreten und die unter Umständen über das Schicksal einer Expedition bestimmen können. Der Verfasser glaubt hier dieses Urteil um so bestimmter aussprechen zu dürfen, als es ihm im Jahre 1897 vergönnt war, unter günstigsten Umständen bis über den 80.<sup>o</sup> nördl. Breite von Spitzbergen aus zu gelangen. Matthiassons Dichtervort: „Rehre nimmer oder lehr' als Sieger!“ hier anwenden zu wollen, wäre höchst töricht. — Bei dem Wett-

eifer der Nationen, der sich 1902 in der Südpolarforschung betätigte, kommt man unwillkürlich wieder auf ein Sportbild. Es schien wirklich ein „Wettrennen“ nach dem Südpol zu beginnen. Bleiben wir bei dem Bilde! Wie oft bereitet gerade das edelste Rassepferd denen, die darauf gefeßt, eine schwere Enttäufchung! So ist es allen denen ergangen, die einen „deutschen Rekord“ erwarteten. Wir verzeichnen nur die Tatsachen. Erster: (England („Discovery“)) 76° südl. Breite. — Schlittenreise: 82° 17' südl. Breite. — Zweiter: Deutschland („Gauß“) 66° 2' südl. Breite. — Schlittenreise: 66° 48' südl. Breite. — Dritter: Schweden („Antarctic“) 64° 20' südl. Breite. — Welchen Wert der erhebliche Vorsprung der Engländer hat und im besonderen die Sicherheit ihrer Beobachtungen, läßt sich vorläufig nicht beurteilen. Aber daß die schwedische Expedition unter Dr. Otto Nordenskjöld nicht einmal bis zum Polarkreis vordringen konnte, dieser Umstand spricht doch gewiß zugunsten unserer Expedition; denn unter allen Nationen gelten Schweden und Norweger als die berufensten Polarforscher. Wir meinen, man kann in die Führer des deutschen Unternehmens getrost das Vertrauen setzen, daß sie versucht haben zu erreichen, was möglich war. Wenn eben so wenig erreicht wurde, so wird höchstens die Frage aufgeworfen werden können, ob man nicht besser getan hätte, bei einer derartigen Expedition den Geographen dem Nautiker unterzuordnen, als umgekehrt. Daß Professor Dr. von Drygalski, der Geograph, seine Pflicht vollauf getan hat, zeigt sein „Bericht“ in kurzen, schlichten Worten. Antarktische Erfolge lassen sich weder durch Kommandoworte erzwingen, noch vom „grünen Tisch“ des Ministeriums aus dekretieren.

Dem „Bericht über den äußeren Verlauf“ der Expedition, den deren Leiter selbst geliefert hat, schließen sich Berichte der einzelnen Fachgelehrten über ihre wissenschaftliche Tätigkeit an, aus denen wir nur die Hauptpunkte hervorheben, ebenso wie die rein technischen Angaben über die Fahrt der „Gauß“ und das Verhalten des Schiffes nur gelegentlich allgemeineres Interesse erwecken dürften.

Nachdem das Schiff am 8. Dezember 1901 Kapstadt verlassen hatte, war es erst am 2. Januar 1902 bei Kerguelen angelangt, jener Insel, die im Süden des Indischen Ozeans, auf dem 50° südl. Breite, halbwegs zwischen Südafrika und Australien, indessen jenem etwas näher gelegen, als Ausgangspunkt der eigentlichen Südpolarfahrt bestimmt war. Wegen ihrer schweren Bauart lief die „Gauß“ stündlich nur 9 Seemeilen. Die große Schwierigkeit der Übernahme der Kohlen und der sonstigen Ausrüstungsgegenstände verzögerte die Abreise, und erst am 31. Januar steuerte die „Gauß“ südöstlich in das offene Meer hinaus. Die See ging meist recht hoch. Das Schiff war belastet bis in den kleinsten Winkel. Die auf Deck verstaute Holzmassen, sowie die nunmehr aufgenommenen 40 Polarhunde beengten den Raum noch mehr. Auch das am Ruderbrunnen befindliche Deck, das man während der Fahrt nicht hatte dichten können, ward störend empfunden. Am 3. Februar ward Heard-Insel ein kurzer Besuch abgestattet, einer seit 50 Jahren bekannten Insel, die sich in dem „Kaiser-Wilhelm-Berg“ (so benannt 1873 von dem deutschen Kriegsschiff „Arcton“) bis zu 2000 m erhebt und ein Sammelplatz reichen antarktischen Tierlebens ist. Unweit der Stelle, wo das Boot der Reisenden die Insel verließ, lag eine halbverfallene Hütte, mit verrosteten Fanggerätschaften und anderen Gebrauchsgegenständen versehen und von zahlreichen, noch gefüllten Tranfässern umgeben, welche von der früheren An-

wesenheit amerikanischer Robbenschläger, von ihrer Tätigkeit und, in einer Inschrift, von der Errettung der Mannschaft eines dort gestrandeten Schiffes durch ein amerikanisches Kriegsschiff Kunde gaben. Diese letzten Spuren menschlichen Schaffens in der großartigen Einsamkeit dieses hohen, eisumhüllten, von sturmbewegtem Meer umbrandeten Felseneilands boten uns vor dem Ausbruch in das unbekannte Eismeer ein unvergeßliches Bild."

Drygal'ski's Plan war, zunächst im Anschluß an die amerikanische Expedition unter Wilkes (1840) das von dieser noch gesichtete, neuerdings in Zweifel gestellte „Terminationland“ in südöstlicher Fahrt zu erreichen und von dort aus nach Westen zu steuern in „das einzige Gebiet der Antarktis, in welchem bisher noch gar keine Ergebnisse über das Vorhandensein von Land vorlagen“. In dieser auf einen ziemlich engen Raum beschränkten Festlegung des Ausgangspunktes der Expedition darf man vielleicht auch eine der Ursachen ihres geringeren Erfolges sehen. Am 7. Februar traf man den ersten Eisberg unter  $56^{\circ} 5'$  südl. Breite und  $84^{\circ} 57'$  östl. v. Gr. Bald mehrte sich deren Zahl. Am 8. Februar wurde ein schönes Südlicht beobachtet. Das Wetter blieb klar, aber die Temperatur sank sehr schnell; schon in der Nacht vom 12. zum 13. betrug sie unter  $0^{\circ}$ . Wiederholt fiel Schnee, und am 13. befand sich die „Gauß“ auf  $61^{\circ} 58'$  ( $95^{\circ} 8'$  östl. v. Gr.) in dichtem Scholleneis. Da die Schollen bald größer und dicker wurden, war die Fortsetzung der Fahrt gen Süden unmöglich; das Schiff nahm den Kurs nach Westen an der Eisante entlang. Das vermeintliche „Terminationland“ wurde nicht aufgefunden, doch ist Drygal'ski der Ansicht, daß die langgestreckten, tafelförmigen Eisberge auf eine nicht allzu ferne Küste deuten. Ein neuer Vorstoß nach Süden, der am 18. Februar begann, führte in vier Tagen bis zu einer bisher unbekanntem Küste und endete am 22. früh mit der „Festlegung zur Überwinterung“. Drygal'ski's Satz: „Die Entwicklung war kurz, aber günstig und konnte nach allem, was wir in der Folge vom Südpolargebiet kennen gelernt haben, für den Hauptzweck der Expedition, eine wissenschaftliche Station zu gründen und möglichst ein volles Jahr in Betrieb zu halten, nicht günstiger fallen“, steht unbewiesen da und wird besonders angegriffen werden. Es ist die Frage, ob man bei der schon am 19. sicher festgestellten großen Nähe des Landes (Flachsee von 240 m Tiefe; föhnartiger, feuchter Wind und dergl.) nicht hätte vorsichtiger sein müssen. Da die Fahrt nach Westen auf eine Lücke im Eise zu wegen der zunehmenden Dunkelheit am Abend des 21. zu unsicher wurde, befahl Drygal'ski zu wenden und während der Nacht auf das südöstlich offene Meer zuzufahren. Es mögen Augenblicke höchster Spannung für alle Beteiligten, schwerster Sorge für den Leiter der Expedition gewesen sein. In wenigen Stunden drängte sich die Entscheidung über den Mißerfolg des Unternehmens zusammen. Der „Bericht“ meldet im Anschluß an die letzte Kursänderung nur die nackte Tatsache: „Dies ist nicht mehr gelungen. Schon um 3 Uhr nachmittags war wieder östlicher Wind aufgekommen, der sich gegen Abend gesteigert hatte. Dazu wurde es in der Nacht trübe, unsichtig und schneeig. Das Schiff kreuzte unter Dampf gegen den Schneesturm, kam jedoch dagegen nicht auf. Eisberge und von Osten herandringendes Scholleneis zwangen den Kapitän zu Ausbiegungen und mehrfachem Wechsel des Kurses. Bei Bemühungen, einem kleinen Eisberg auszuweichen, den wir am Nachmittag bei der Fahrt nach Westen passiert hatten und der uns nun mit dem östlichen Winde gefolgt war, wurde das Schiff am 22. Februar

1902 um 4 Uhr früh von dem von Osten her schnell herandringenden Scholleneis besetzt. Am Morgen des 22. Februar befanden wir uns in fester Lage, von schweren Schollen umbaut, den Bug nach Süden gerichtet, und sind so fast ein volles Jahr bis zu unserer Befreiung am 8. Februar 1903 verblieben.“ In den nächsten Tagen nach dem Festkommen erwachte wohl noch öfter die Hoffnung, daß durch Änderung des Windes ein Freiwerden möglich wäre. Aber die Hoffnung sank sehr schnell. Am 2. März legte sich eine Kette von Eisbergen in nur 1 km Entfernung vom Schiffe auch im Norden fest, die bis zum 30. Januar 1903 ihre Lage nicht änderte. „Die Falle, in die wir geraten, war geschlossen.“

Für die Genauigkeit der Beobachtungen schien es hinderlich zu sein, daß die Station nicht am Lande angelegt werden konnte, sondern auf einer Eisscholle errichtet werden mußte. Doch erwies sich diese während fast eines vollen Jahres von erstaunlicher Ruhe und Festigkeit. Das Land und Inlandeis konnten auf wiederholten Schlittenreisen besucht werden. Das Meer in der Nähe der Station erwies sich flacher als die Ostsee; die Tiefe nahm von 400 bis 200 m an der etwa 85 km entfernten Küste ab. Einzelne Stellen waren noch erheblich flacher, wie das Festsitzen der Eisberge zeigte. Drygalski benannte die hier neuentdeckte Küste „Kaiser-Wilhelm II.-Küste“, die Stelle, an welcher das Schiff festlag, „Pofadowsty-Bucht“ und die „eisfreie vulkanische Kuppe“ an ihrem Südrand den „Gaußberg“. Seine Lage wurde auf  $66^{\circ} 48'$  südl. Breite und  $89^{\circ} 30'$  östl. v. Gr. bestimmt, die Höhe zu 366 m gemessen, also nur 32 m höher als z. B. der Turmberg bei Danzig. Auf dem Eise in der Nähe des Schiffes wurden alsbald die magnetischen und meteorologischen Beobachtungshäuser erbaut — aus Eisblöcken; ebenso wurden Schuppen, Vorrathshäuser, ein Hundegehege, eine Feldschmiede, eine Transtiederei u. a. m. auf den Eisschollen errichtet. Da diese oft durch die übermäßige Schneebelastung tief einsanken, mußten die Baulichkeiten wiederholt verlegt werden. Trotzdem watete man gelegentlich in der magnetischen Beobachtungshütte knietief in eiskaltem Wasser, und die Schneestürme erschwerten den kurzen Weg vom Schiff zu den Hütten derartig, daß Seile gespannt werden mußten, um die Gelehrten, welche die Apparate kontrollierten, den Rückweg finden zu lassen. Auch waren die Instrumente vielfachen Störungen ausgesetzt, ihr Beschlagen hinderte das schnelle und genaue Ablesen der Registrierungen, und das Anfassen der Metallteile bei  $20-30^{\circ}$  Kälte verursachte Schmerzen. Die unermüdlige Ausdauer des Erdmagnetikers Widlingmaier und des Arztes Dr. Hans Gazert, der die meteorologischen Arbeiten übernommen hatte, verdienen alle Anerkennung; bei jedem Wetter, bei Tag und Nacht wiederholt, oft sogar stündlich haben sie ihres mühsamen Amtes gewaltet. Anerkennung verdienen nicht minder der Eifer und die freudige Bereitwilligkeit der Mannschaft, die sich durchweg als gut geschult und anständig erwies. Von Anfang an richtete der Leiter der Expedition sein Augenmerk darauf, durch eine regelmäßige Arbeitsverteilung wie eine genaue Überwachung der Lebensweise und rege Pflege der Geselligkeit die Stimmung aller Mitglieder der Expedition möglichst gut zu erhalten. Die Erfahrung arktischer Reisenden hat genugsam gelehrt, daß der schlimmste Feind in diesen Gegenden die seelische Depression ist, wie sie nur allzuleicht bei der geringsten körperlichen Indisposition aufzutreten pflegt.

„Das allgemeine Leben der Expedition war wesentlich, wenn nicht ausschließlich durch das Klima bedingt; denn nirgends sonst auf der Erde werden sich die Extreme von gut und böse so nahe begegnen, wie in der Antarktis; nirgends sonst dürfte jeder Tätigkeit im Freien durch die Ungunst der Witterung ein so schnelles und gebieterisches Halt entgegengerufen werden, wie dort.“ Rasende Schneestürme verhinderten oft jeden Aufenthalt im Freien. Während man im Sommer von Anfang September bis Ende April nach Drygalskis Versicherung „mit überwiegend klaren, häufig schönen Tagen rechnen“ durfte, zeigt Gazert's Zusammenstellung, daß in der größeren Hälfte des Jahres wirklich überwiegend schlechtes Wetter herrschte. Den Verlauf eines solchen schweren Sturmes im Winter schildert er folgendermaßen: „Bei sinkendem Barometer und Aufkommen, bezw. Auffrischen des Windes aus Ost zeigte sich in dieser Richtung eine dunkle Wolkenbank, von der sich Fäden löstlöften und bald den Himmel überzogen. Die Sonne, die, häufig von Sonnenring und Nebensonnen umgeben, in der diesigen Luft sichtbar gewesen war, verschwand. Das Barometer fiel zuerst langsam, dann schneller, oft in steiler Kurve.“ — „Im weiteren Verlauf des Sturms nimmt der Wind mehr und mehr zu, treibender Schnee erfüllt die Luft, und zwar um so dichter, je näher der Oberfläche. Bald ist das Treiben so dicht, der Wind so stark, daß das Gehen gegen den Wind eine Anstrengung ist. Zu sehen ist nichts gegen den Wind, der Schnee schlägt in das Gesicht, das man schützen muß. In 40—50 m Entfernung verschwindet das Schiff am Tag oft vollkommen, in den schlimmsten Stürmen in weit kürzerer Entfernung. Am weitesten sind die Mastspitzen im Treiben sichtbar. Man tastet sich am Leitseil vorwärts, das am Weg zu den magnetischen Häusern entlang geführt ist. Der treibende Schnee schafft fortwährend Veränderungen der Oberfläche, bildet hier Wehen, hebt dort Mulden aus. Die Beleuchtung ist monoton hell, alles Licht, kein Schatten, die Plastik mangelt, und selbst bei geringem Treiben ist nichts erkennbar, so daß man leicht zu Fall kommt. Die Spuren sind sofort zugeweht, oder, wo der Wind den Schnee abträgt, läßt er den festeren Schnee der Fußspur als kleinen Schneeflockel zurück.“ — „Seinen Höhepunkt erreichte der Sturm manchmal in wenigen, meist jedoch erst in 24 bis 48 Stunden und blieb auf ihm mitunter 12—24 Stunden bei böigem Charakter.“ — „Erst jetzt pflegte der Luftdruck sein Minimum zu erreichen. Mit nachlassendem, aber noch stark böigem Wind begann das Barometer zu steigen. Ein langsames Steigen war ein gutes, ein schnelles Steigen dagegen ein schlechtes Zeichen, denn an einen schnellen Anstieg pflegte sich rasch ein neuer Abfall, ein neuer Sturm zu reihen.“ — „Mit dem Nachlassen des Windes wurde das Treiben lichter, häufig waren Sonne oder Sterne schwach durchschimmernd zu sehen, und es schien über dem Treiben ein Himmel mit geringer Bedeckung sich auszubreiten.“ — „Die Temperatur begann stets mit Beginn der Stürme anzusteigen und erreichte das Maximum erst im nachlassenden Sturm.“ „Die Temperatur der Stürme war im Mai — 6° bis — 10°, im August — 20°; im Dezember betrug sie — 1° bis — 2°.“ — Der mitgenommene Fesselballon konnte nur einmal, am 29. März 1902, verwandt werden; es wurden drei Aufstiege gemacht bis zu einer Höhe von 500 m. Auch hierbei trat ein kleines Mißgeschick ein, denn in einer Höhe von 480 m zerbrach das Thermometer. Unten war an dem schönen, windstillen Tage früh 6 Uhr eine Kälte von 20°. Der Obermaschinenist Albert Stehr überwachte die Vorberei-

tungen und die Ballonfüllung aufs genaueste; zu einem für den 10. März 1903 geplanten neuen Aufstieg ist es nicht mehr gekommen.

Nicht nur Gegenstand des Studiums, sondern auch der Jagd und der mannigfaltigsten Unterhaltung war das reiche antarktische Tierleben „in seiner Ursprünglichkeit und völligen Unberührtkeit von menschlichen Einflüssen“. Komisch durch ihre groteske Erscheinung wirkten die großen Kaiser-Pinguine, die bis zu 35 kg schwer sind. Die Expedition hat etwa 500 getötet und meist als Hundefutter verwandt. Durch die Nordluft der Hunde wurden gewiß ebensoviel, wenn nicht mehr dieser schwerfälligen Tiere getötet. Zahlreiche Raubwölven, Riesensturmvögel, kleine Adélie-Pinguine u. a. wurden erlegt. Während Wale nur, aus der Ferne erblickt wurden, war die Zahl großer Robben bedeutend. Meist waren es die bis zu 3 m langen Weddellrobben, von denen die Expedition etwa 150 Stück den Garaus machte. Sie lieferten den Stoff zu der seit Ende August aus Sparsamkeitsrückichten eingeführten Tranbeleuchtung. Um die Kohlenvorräte möglichst zu schonen, hatte man die elektrische Beleuchtung aufgegeben, nachdem ein Versuch, die Kraft durch einen Windmotor zu erzeugen, gescheitert war. Da auch auf der Rückfahrt die Kessel mehrfach mit Pinguinfleisch geheizt wurden und man möglichst viel die Segel benutzte, so war der Kohlenverbrauch ein lächerlich geringer; er betrug auf der Reise von der Eiskante bis nach Port Natal nur 32 Tons. Fleisch und Leber der jungen Robben, die seit Oktober das Licht der Welt erblickten, lieferten eine willkommene Nahrung. Während der Artenreichtum für die höheren Tiere nicht gerade glänzend ist, auch nur acht verschiedene Fische, darunter eine neue, noch unbenannte Art, gezählt wurden, schätzte der Zoologe der Expedition, Professor Dr. Banhöffen, die Menge der niederen Tiere auf etwa 400, die sich auf das Treibeis, den Küstenrand und die Tiefsee eigenartig verteilen. — Aus den schon angeführten Gründen wurde dem Schutze gegen die Einflüsse des Klimas die größte Aufmerksamkeit gewidmet, und der Gesundheitszustand aller Teilnehmer war daher durchweg vortrefflich. Über das ganze Schiff wurde während des Winters vom Mai an ein Schneedach gespannt. Für die Ausflüge nach dem Inlandeise und der Küste wurden Windanzüge hergestellt. Zwei Mann der Besatzung waren vom Juni bis Dezember dauernd beschäftigt, um Schutzzeug und Kleider auszubessern oder anzufertigen. Nasenbinden und Schne Brillen fanden immer allgemeinere Anwendung. „Im Oktober mußten die Schutzmaßregeln gegen das Licht auch auf die sonstigen Gesichtsteile ausgedehnt werden, nachdem verschiedentlich durch die chemische Wirkung des Lichtes Entzündungen teils mit, teils ohne Blasen an Haut und Lippen Beschwerden bereitet hatten. Bei den Gängen über das Eis am schwersten zu ertragen war die schier unendliche Fülle diffusen Lichtes bei bedecktem Himmel, da dann alle Schatten und alle Kontraste auf dem Eis verschwanden, so daß man Erhebungen und Vertiefungen gar nicht zu unterscheiden vermochte.“

Seit Anfang Dezember 1902, wo die Oberfläche des Eises brüchig und deshalb schwer gangbar wurde, schenkte man dem Gedanken an ein Loskommen wieder regere Teilnahme. Um das Schmelzen des Eises zu beschleunigen, wurde ein 2 km lange und 10—12 m breite „Schuttstraße“ angelegt, zu der man das Material, Asche und allerlei Abfälle, schon seit Juni sorgsam gesammelt hatte. Sie begann im Westen bei einer Spalte und verlief nach Osten bis zu einer zugefrorenen Eiswate. Der Erfolg war glänzend, es bildete sich ein bis 2 m tiefer Kanal. Da aber die Hauptmasse des Eises fest stand, be-

schloß man eine direkte „Ausgrabung“ des Schiffes. In den Tagen vom 26. Januar bis zum 7. Februar 1903 „wurde durch angestrengte, schwere Arbeit der gesamten Mannschaft und der Offiziere durch Abgraben, Sägen, Stoßen und Sprengen bei der Mitte des Schiffes ein Loch von 22 m Länge und 6 m Breite geschaffen“. Drygal'ski berechnet die Masse des fortbewegten Eises auf über 350 cbm, muß aber gestehen, daß der wirkliche Erfolg dieser Arbeit nur innerhalb mehrerer Jahre zu erreichen gewesen wäre. Da half das Schicksal. Schon am 30. Januar hatten sich die nordwärts anstehenden Eisberge durch die gesteigerte Kraft der Strömungen zu entfernen begonnen und das anstoßende Eisfeld zertrümmert. Am 2. Februar begann das Feld, in dem die „Gauß“ steckte, selbst zu treiben. Am 8. Februar „wurden nachmittags 3¼ Uhr zwei kurze Stöße im Schiff verspürt und allseitig sofort verstanden. Das Eis brach, die Situation war klar“. Alles ging so schnell, „daß die um 5 Uhr nachmittags auf dem Eis arbeitenden Leute mit Tauern überwonnen werden mußten, unter Zurücklassung eines Speck- und Robbenvorrats, den zu bergen nicht mehr gelang. Die Maschine war klar. Am 8. Februar 1903, nachmittags 7 Uhr, verließen wir unser Winterlager unter dreimaligem Hurra durch den Riß, der längs unserer Schutzstraße nach Westen gerissen war, bogen an der schon mit dem 2. Februar durch Beginn unserer Drift zur Wake erweiterten Spalte an dem Ende der Straße nordwärts und dann zunächst um das Nordende der festliegenden Eisbergbank, die uns so lange gehalten hatte, herum, um unsere Fahrt fortzusetzen“.

Bei dem zwischen Nord und West je nach Umständen genommenen Kurs kam man nicht viel vorwärts; schon am 9. Februar früh steckte das Schiff wieder im Scholleneis, obwohl es sich von der Festlandküste sichtlich entfernte, wie die zunehmenden Westwinde, die steigende Temperatur und die Tiefenmessung ergaben. Das Schiff durchbrach die Schollen ziemlich mühelos und bewährte sich vortrefflich. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit beschloß Drygal'ski, noch einen Vorstoß nach Süden zu unternehmen. Nachdem am 16. März die Außenkante des Eises unter 63° 52' südl. Breite und 83° 19' östl. v. Gr. erreicht war, wurde zunächst westwärts gesteuert, aber schon am 17. März 1903 nachmittags südwärts auf ein offenes Meer zu. Indessen die Freude dauerte nicht lange. Bald befand man sich wieder mitten unter den Eisbergen, und am 31. März erfuhr die „Gauß“ eine Pressung, „die erste und einzige, die aber gelinde ausfiel und welche das Schiff vortrefflich überstand“. Aber in den nächsten Tagen gestaltete sich die Lage noch kritischer. Es „kam ein Sturm aus Osten und mit ihm eine gewaltige Dünung. Als am Morgen des 8. April 1903 die Nacht wich, war die Lage völlig verändert. Die großen Jungeißschollen waren in kleinste Trümmer zerbrochen, die alten schweren gingen vor unseren Augen in Stücke, und alles schwankte in einer Dünung, der nichts standhielt. Wir selbst wurden durch den Sturm auf einen Eisberg zugetrieben und drohten den Schutz ihm vorgelagerter Schollen schon zu verlieren. An dem Berge stand eine bedenkliche See. Alles schwankte, was kurz zuvor noch unverrückbar erschien. Jeder Halt war verloren.“ — Wir meinen, diese Schilderung genügt vollauf, um Drygal'skis Entschluß zu erklären, keine zweite Überwinterung — in der ungemütlichen Nachbarschaft von 190 Eisbergen! — zu wagen. Am 8. April 1903 gegen Mittag befahl er die Umkehr, die unter 64° 58', südl. Breite und 79° 33' östl. v. Gr. erfolgte. Die schwere Verantwortung, die der Leiter der Expedition für die ihm anvertrauten



Menschenleben hat, läßt seinen Entschluß durchaus gerechtfertigt erscheinen. Die Rückfahrt gestaltete sich äußerst günstig. Schon am nächsten Tage, dem 9. April, kam das Schiff aus dem Eise heraus. „Die in hoher Dünung schwankenden Schollen und Trümmer, durch die wir fuhren, boten ein grandioses Bild. Eine Gruppe Adélie-Pinguine winkte von einer Scholle lebhaft wie zum Abschiedsgruß.“ Am 26. April besuchten die Reisenden die Insel St. Paul. Am 27. April schossen sie auf Neu-Amsterdam vier der dort verwilderten Rinder. Am 11. Mai sahen sie unter  $24^{\circ} 55'$  südl. Breite und  $62^{\circ} 14'$  östl. v. Gr. das erste Schiff; am 12. sandten sie durch ein zweites Schiff eine Nachricht an den Konsul in Delagoabai. Am 31. Mai erreichte die „Gauß“ Port Natal.

Dem „Bericht über den äußeren Verlauf der Expedition“ schließt sich ein kürzerer über die „Rekognoszierungs-Schlittenreise nach dem Rande des Inlandeises und über die Auffindung des Gaußberges“ an. Der zweite Schiffsoffizier Richard Bahsel hat diese erfolgreiche Reise geleitet und beschrieben; mit ihm waren der Geologe Dr. Philippi und der Matrose Johanesen. Der Berg hat eine kegelförmige Gestalt, das Gestein ist an seiner Oberfläche stark verwittert und die Besteigung daher ziemlich schwierig. Alles organische Leben fehlt bis auf wenige Flechten und eine Moosart.

Von den wissenschaftlichen Einzelberichten ist das Wesentlichste schon hervorgehoben worden. Die eigentlichen geographischen Arbeiten besorgte Dr. v. Drygalski selbst; dazu gehörten Ortsbestimmungen, Vermessungsarbeiten, ozeanographische Untersuchungen. Am wertvollsten ist die genaue Untersuchung des Südpolareises. Danach entsteht das Scholleneis auf dem Meere, besteht aber größtenteils aus Schnee, nicht aus Meerwasser. Die Schollen werden bis zu 7, vereinzelt bis zu 13 m stark. Die Sommerwärme reicht nicht aus bis zum Schmelzen am Orte der Entstehung, vielmehr erfolgt dieses durch den Aufbruch und das Treiben nach Norden. An der Eiskante ist das Scholleneis sehr locker und stark zertrümmert, aber nur auf einem verhältnismäßig schmalen Rande. Unter den Eisbergen sind zwei Haupttypen zu unterscheiden, die runden und die tafelförmigen. Die runden Formen des sogenannten „Blaueises“ haben bisweilen großen Umfang und sind dann durchaus dazu angetan, „Land vorzutäuschen“. Das ist auch gewiß oft der Fall gewesen. Bei den in ihrer natürlichen Lage gebliebenen Bergen ist die horizontale Lagerung der Schichten wahrzunehmen, bei den gekenterten Bergen erscheint diese meist gestört, die Schichten liegen oft sogar vertikal. Das Inlandeis endete auf weite Strecken mit einem Steilabfall von 30–40 m Höhe, der am Meerespiegel durch den Wechsel von Ebbe und Flut „einen scharfen Eisfuß“ erhalten hat, also noch auf dem Grunde aufliegt. Schon in 3–4 km Entfernung vom Rande steigt die Masse bis zu 200 m und darüber an. Eine Verschiebung des Inlandeises hat zeitweise stattgefunden, aber nur in geringem Maße. „Es liegt eine unendliche Ruhe in dieser gewaltigen Natur, wie wenn alles, was man in anderen, auch in arktischen Eisgebieten entstehen und vergehen sieht, auf Jahre, Jahrzehnte oder Jahrhunderte angelegt wäre.“

Die von Dr. Bidlingmaier ausgeführten erdmagnetischen Arbeiten haben zunächst nur für den Fachgelehrten Interesse. Da aber erst in jüngster Zeit das Auftreten sogenannter „magnetischer Stürme“ in ganz Mitteleuropa beobachtet worden ist, die vielfach den Telegraphendienst störten, ist es immerhin lehrreich zu vernehmen, daß im Südpolaregebiete besonders die Sommer-

monate reich an solchen Stürmen waren. In den sechs Wintermonaten wurden nur 34, in den vier Sommermonaten dagegen 77 Sturmtage verzeichnet. In jedem Monat, mit Ausnahme des Mai, fiel auf die dritte Dekade eine 3 bis 5 tägige Sturmzeit.

Für die Temperatur- und Witterungsbeobachtungen konnte Dr. Gazert genaue Vergleiche anstellen mit den früheren, welche von der „Belgica“ 1898–99 auf  $70\frac{1}{2}^{\circ}$  südl. Breite und bei Kap Adare 1899–1900 auf  $71^{\circ} 18'$  südl. Breite gemacht waren. Als der kälteste Tag erschien der 14. August mit einer Mitteltemperatur von  $-35,4^{\circ}$  und einem absoluten Minimum von  $-40,8^{\circ}$ ; die höchste erreichte Wärme betrug am 2. Januar nur  $+3,5^{\circ}$ . Die von dem durch Gazert sicher über 1000 m hoch geschätzten Inlandeise herunterbrechenden, föhnartigen Fallwinde erschienen meist als schwere Oststürme; die größte gemessene Windgeschwindigkeit betrug 24,5 m in der Sekunde. Über dem Inlandeis zeigte sich oft ein Stück wolkenlosen Himmels. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft war gewöhnlich sehr hoch, zwischen 70–80%, die Niederschläge waren sehr reichlich, aber schwer nachzuprüfen, da der Wind meist den schon gefallenen Schnee wieder mit in Bewegung setzte. Am Gaußberge war die Temperatur durchschnittlich um  $1-3^{\circ}$  höher, der Feuchtigkeitsgehalt viel geringer (nur 30–40%) als in der Nähe des Schiffes. Bei der Heimfahrt erreichte man das Gebiet der ständigen Westwinde bei  $62^{\circ}$  südl. Breite, und diese blieben herrschend bis zum  $44^{\circ}$  südl. Breite.

Eine genauere geologische Untersuchung des Gaußberges hat Dr. Emil Philippi angestellt. Danach ist dieser jungvulkanischen Ursprungs, entstanden durch einen einmaligen Ausbruch strengflüssiger, rasch erhaltender, schwarzbrauner Basaltlava. Ob die Stufen des Berges Zeitabschnitten des zurücktretenden Inlandeises entsprechen (so Philippi), oder ob sie der Erstarrungsform der Lava mit nachfolgender starker Verwitterung ihre Entstehung verdanken (so v. Drygalski), muß vorläufig unentschieden bleiben. Alle sonst gefundenen Gesteine entstammen dem vom Eise fortgeführten Moränenschutt und haben einen sehr alten Charakter. Proben jüngerer Ablagerungen (Sedimente) wurden nur an zwei Eismengen beobachtet, häufiger in den — Wägen der Pinguine. Von den chemischen Untersuchungen des Seewassers, die Philippi ebenfalls ausführte, ist die wichtigste die Bestätigung der Tatsache, daß im Polarwasser im allgemeinen der Salzgehalt mit zunehmender Tiefe steigt, während er in den wärmeren Meeren zunächst fällt mit wachsender Tiefe und erst öfters in sehr bedeutenden Tiefen wieder eine leichte Anschwellung zeigt.

Auch den kleinsten Lebewesen, den gefürchteten Bazillen, hat Dr. Gazert liebevolle Aufmerksamkeit gewidmet. Das Meerwasser war durchweg sehr arm an solchen; nur 1–10 Keime in 1 ccm wurden nachgewiesen. Vollkommene Keimfreiheit zeigte sich südlich der Heard-Insel. Im Moose am Gaußberg wurde ein *Vibrio* gefunden, der im Äußern und in seinem Verhalten dem *Cholera*vibrio sehr ähnlich war. Der frisch gefallene Schnee war stets keimfrei, also auch die von ihm durchmessene Luft. Das Wasser der polaren Tiefsee enthält trotz seines reichen organischen Lebens äußerst wenig Bakterien. Also in dieser Hinsicht ist das antarktische Gebiet geradezu ideal zu nennen.

Daß die „deutsche Südpolar-Expedition“ im ganzen ohne ernste Anfälle und ohne schwere Fährlichkeiten ihren Zweck erfüllen konnte, das ist zu einem nicht geringen Teile auch der ausgezeichneten Leitung des Kapitäns Hans

Ruf er und seiner vortrefflich geschulten, stets dienstbereiten, nimmer ermüdenden Mannschaft zu verdanken. Mit Recht hat das Reich dieser einen Extralohn in Form einer vollen „Monatsbeuer“ bewilligt. Schon Ransen hat seinerzeit ausdrücklich betont, daß er einen erheblichen Teil seines Erfolges seinen Leuten verdanke. Das sind die Männer, die von all dem „Glanz und Schimmer“ meistens nichts haben „als die Müß' und als die Schmerzen, und wofür sie sich halten in ihrem Herzen“. Aus dem Bericht des Kapitäns erfieht man, welche Fülle von Arbeit jeder Tag, ja jede Stunde allen Beteiligten gebracht hat, welche hohen Anforderungen an ihre physische und auch an ihre moralische Kraft gestellt wurden. Dafür hat unser Volk ihnen dankbar zu sein, selbst dann, wenn das Erreichte hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben ist. Wo so viele moralische Kraft in einer Nation vorhanden ist, da wird auch künftig wieder derselbe Wettstreit, die gleiche leidenschaftliche Forscherbegierde erwachen und von neuem den Ruf erheben: „Auf zum Südpol!“

Franz Biolet.



## Elektrische Vollbahnen.

In diesen Monaten ist der Ruhm deutscher Elektrotechnik, deren Schnellbahnen auf der Zoffener Strecke die Geschwindigkeit von 210 Kilometern pro Stunde erreichten, in aller Munde. Zweifellos auch stellen die Ergebnisse der Zoffener Versuchsfahrten deutscher Technik und deutschem Unternehmungsgeiste ein vollwertiges Zeugnis aus. Ob freilich die Industrie außer den moralischen auch finanzielle Erfolge einheimen wird, läßt sich heute noch nicht annähernd übersehen.

Nachdem die Elektrizität sich das Gebiet der Straßenbahn erobert und größtenteils abgebaut hatte, erfolgte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Stillstand. Die Elektrifizierung der Vollbahn, auf die man im direkten Anschluß an die Elektrifizierung der Klein- und Straßenbahnen gehofft hatte, trat nicht ein, und der schwere industrielle Rückschlag des Jahres 1900 leitete sich zum großen Teil aus diesem Nichteintreten her.

Die Vorzüge des elektrischen Betriebes in der Form, wie er im Jahre 1900 vorlag, rechtfertigten um diese Zeit ja seine Einführung auf Vollbahnen nur in einigen wenigen besonderen Fällen. In Italien und der Schweiz herrscht Überfluß an Wasserkräften, während einheimische Kohle völlig fehlt, die aus Deutschland und England importierte Kohle aber unverhältnismäßig teuer ist. Hier also konnte sich ein elektrischer Vollbahnbetrieb bereits in solchen Formen entwickeln, die wir heute als unvollkommen und unwirtschaftlich ansprechen müssen.

Schlechthin ist es ja unmöglich, einen Wasserfall, der irgendwo in einem abgelegenen Tal niedergeht, direkt für die Bewegung von Eisenbahnzügen zu benutzen. Das wird allein bei Anwendung des elektrischen Stromes möglich. Alsdann arbeitet ja die Anlage nach dem bekannten Schema, daß der Wasser-

fall in seinem Tale Turbinen treibt. Die Turbinen bewegen Dynamomaschinen, welche elektrischen Strom geben. Dieser Strom wird dann weiter durch irgend eine Leitungsanlage zur Eisenbahnstrecke geführt und den Zügen zugeleitet. In den Fahrzeugen selbst treibt er Elektromotoren und bewegt dadurch die Züge auf der Strecke.

Die Gesamtkosten eines solchen Betriebes setzen sich aus den Kosten für das Kraftwasser und aus der Verzinsung und Amortisation des in der elektrischen Anlage investierten Kapitals zusammen. Dagegen bestehen die Kosten des Dampfbetriebes aus den Kohlenkosten und den Ausgaben für Verzinsung und Amortisation der einfachen Dampflokomotive. Da nun das Kraftwasser in den Alpenländern so außerordentlich viel billiger als die Kohle ist, darf hier die elektrische Anlage verhältnismäßig umständlich und teuer sein. Nur so erklären sich die mannigfaltigen elektrischen Vollbahnen, wie z. B. die Linie Burgdorf-Thun, die Linien an den italienischen Seen und andere mehr, deren Betrieb mit Dampfkraft in der elektrischen Zentrale ein Ding der Unmöglichkeit wäre.

Die elektrische Vollbahn unterscheidet sich von der elektrischen Straßenbahn oder Stadtbahn zunächst [einmal] grundsätzlich durch ihre Streckenlänge. Während die elektrische Energie bei Bahnen der letzteren Art nur über eine Länge von wenigen Kilometern zugeführt wird, muß man bei langen Vollbahnstrecken mit der Verteilung über hundert und mehr Kilometer rechnen. Denkt man z. B. daran, die Fälle des Niagara für die amerikanischen, die Katarakte des Kongo, Niger und Nil für künftige afrikanische Bahnen nutzbar zu machen, so kommen Entfernungen von vielen Hunderten, ja Tausenden von Kilometern in Frage.

Wollte man hier mit alten Mitteln arbeiten, so käme man nicht weit. Man müßte dann ein Vermögen in Kupferleitungen anlegen, dessen Verzinsung und Amortisation zehnfach teurer werden würde als jeder Dampfbetrieb. In der Erkenntnis dieser Umstände hat man in Deutschland von Staats wegen kein einziges der in der Schweiz bereits in Betrieb befindlichen Vollbahnssysteme einzuführen versucht, dagegen in jeder Weise mit Rat und Tat die Experimente der Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen gefördert.

Für die Bewegung eines Zuges von einem bestimmten Gewicht mit einer bestimmten Geschwindigkeit wird man in jedem Falle eine bestimmte Anzahl von Pferdestärken gebrauchen. Beim elektrischen Betriebe wird diese Energie eben durch einen Strom repräsentiert, der mit einer gewissen Stärke fließt und unter einem gewissen Druck steht. Die Arbeitsfähigkeit des Stromes stellt sich dabei als das Produkt aus der Stromstärke und aus der Spannung dar. Es leuchtet nun ohne weiteres ein, daß man die Faktoren eines Produktes verändern kann, ohne daß das Produkt selbst sich ändert. Es ist dazu ja nur notwendig, daß wir den einen Faktor vergrößern, wenn wir den anderen verkleinern. So lehrt das Studium des kleinen Einmaleins, daß  $24 = 2 \times 12$ , aber auch  $= 4 \times 6$  und  $8 \times 3$  ist. In Einklang damit gestattet uns die Elektrotechnik einen Strom, dessen Arbeitsfähigkeit 2400 Kilowatt, d. h. 2,4 Millionen Watt betragen soll, auf verschiedene Weise darzustellen. Wir können einmal einen Strom nehmen, der bei einer Spannung von 100 Volt eine Stromstärke von 24000 Ampere hat, und wir können das andere Mal einen Strom nehmen, der nur die geringe Stromstärke von 100 Ampere, aber die Spannung von 24000 Volt aufweist, nur muß das Produkt 2,4 Millionen

betragen. Nun ist es allein die Stromstärke, welche Kupfer verlangt, starke Leitungen beansprucht. Für einen Strom von 24000 Ampere wäre eine Kupferleitung von der ungefähren Stärke eines Mannestörpers notwendig, während man 100 Ampere in einer wenige Millimeter starken Kupfersehnur fortleiten kann.

Aus diesen Verhältnissen erklärt sich zunächst die außerordentliche Spannungssteigerung auf der Zoffener Versuchsstrecke, die bis zu einer direkten Stromzuführung von 15000 Volt getrieben wurde. Wenn man daran erinnert, daß die elektrischen Bahnen der Schweiz und Italiens in der Hauptsache nur mit 600—700 Volt arbeiten, so wird die Wichtigkeit dieser Neuerung am Ende ohne weiteres einleuchten. Nur bei dieser Spannung wurde es möglich, den Schnellbahnwagen bei der denkwürdigen 210-km-Fahrt den gewaltigen Kraftbedarf von 1400 Kilowatt oder beinahe 2000 Pferdestärken durch verhältnismäßig schwache und billige Leitungen zuzuführen. Die Anregung, auf der Zoffener Versuchsstrecke mit einer derartig hohen, direkten Stromzuführung vorzugehen, stammt von Wilhelm v. Siemens. Sie konnte mit gutem Gewissen gegeben werden, da die Firma Siemens & Halske bereits vor der Gründung der Studiengesellschaft in Groß-Lichterfelde bei Berlin auf einer eigenen Versuchsstrecke mit derartig hochgespannter Energiezuführung gearbeitet hatte. Durch den Siemens'schen Vorschlag ist von Anfang an neben dem technischen und wissenschaftlichen auch das wirtschaftliche Element gebührendermaßen in den Vordergrund gerückt worden.

Nachdem einmal für Zoffen die Spannung festlag, war zweitens die Stromart zu erwägen. Gleichstrom, den unsere Straßenbahnen ausnahmslos benutzen, scheid von vornherein aus, weil er in solcher Spannung weder wirtschaftlich erzeugt noch benutzt werden kann. Es blieb also nur Wechselstrom, und zwar lag hier die Entscheidung zwischen dem gemeinen einphasigen Wechselstrom und zwischen dem Drehstrom, der nichts anderes als eine Kombination von drei in der Phase gegeneinander verschobenen Wechselströmen ist.

Der einphasige Wechselstrom braucht eine, der dreiphasige zwei bis drei Leitungen. An und für sich wäre also der einfache Wechselstrom vorzuziehen gewesen. Leider gab es aber im Jahre 1900 noch keinen für den elektrischen Vollbahnbetrieb auch nur einigermaßen brauchbaren einphasigen Wechselstrommotor. Man mußte daher für Zoffen den Drehstrom nehmen und die Strecke dementsprechend mit drei Leitungen ausrüsten.

Mittlerweile sind drei Jahre ins Land gegangen, die in der Elektrotechnik so viel bedeuten wie dreißig Jahre im allgemeinen Maschinenbau. Die Union-Elektrizitäts-Gesellschaft hat vollkommene einphasige Bahnmotoren gebaut, und auf einer anderen Versuchsstrecke, nämlich der Strecke Johannisstalspindlersfeld läuft eine einphasige Wechselstrombahn, die vielleicht in Kürze den Ruhm von Zoffen verdunkeln wird.

Schließlich war die Geschwindigkeit und besonders auch die obere Geschwindigkeitsgrenze in Betracht zu ziehen. Die Dampflokomotiven in ihrer gegenwärtigen Form pflegen ja bei Geschwindigkeiten von mehr als 100 Kilometer pro Stunde zu versagen. Die Stöße des auf und nieder gehenden Gefäßes wirken dann bereits derartig, daß die Maschine zu springen beginnt und die Entgleisungsgefahr in bedenkliche Nähe rückt. Selbstverständlich wird es dabei nicht lange sein Bewenden haben. Die Dampfstrahlenlokomotive ist nur eine Frage der Zeit, wie denn überhaupt alle diejenigen, welche die Sache der Dampflokomotive als hoffnungslos betrachten, sich irren dürften.

Einstweilen jedoch hat der Elektromotor vor der Kolbendampfmaschine den Vorteil des stoßfreien Ganges, und um diesen Vorsprung gut auszunutzen, stellte man als erstrebenswertes Ziel eine Geschwindigkeit von 200 Kilometern pro Stunde, das heißt von 55 Metern pro Sekunde, hin. Daß die Elektromotoren das aushalten und leisten können, war keinem Elektrotechniker einen Augenblick zweifelhaft. Fraglich war es nur, ob der leichte Oberbau der Zoffener Strecke mit einem Schienengewicht von 32 Kilogramm pro laufenden Meter einer solchen Geschwindigkeit gewachsen sein würde. Gänzlich im Dunklen tappte man außerdem bei der Feststellung des voraussichtlichen Kraftbedarfes. Man ahnte wohl, daß der Luftwiderstand bei 200 Kilometer außerordentlich hoch sein würde, aber die Schätzungen über die Höhe waren sehr ungewiß, und auch Vorversuche, die man mit schnell bewegten Flächen anstellte, brachten nur wenig Licht in das Dunkel. Um für alle Fälle gerüstet zu sein, legte man die ungünstigsten Annahmen zugrunde und rüstete den Siemens'schen Versuchswagen mit Motoren aus, welche insgesamt eine Höchstleistung von 3200 Pferdestärken, d. h. also das Dreifache einer starken Lokomotive, entwickeln können. Stellt man sich an Stelle der Maschinenpferde, die dieser einzige Wagen enthält, einmal lebendige Pferde vor, deren Leistung ja immer als Vergleich dient, so könnte man damit ein kriegsstarres Regiment beritten machen.

Die Praxis hat ergeben, daß der Luftwiderstand nicht so gefährlich ist, wie man ursprünglich annahm. Tatsächlich drücken auf das Quadratmeter der Wagenfrontfläche nur etwa fünf Zentner Luftwiderstand, und man hat die erstrebten 200 Kilometer mit einem Energieaufwand von 2000 Pferden erreicht. Dies Ziel wäre schon im Jahre 1901 erreichbar gewesen, wenn die Strecke einen stabileren Oberbau gehabt hätte. Damals zeigte jedoch das alte Gleis bereits bei 160 Kilometer pro Stunde derartige Verbiegungen, daß man, um Katastrophen zu vermeiden, die Versuche einstellen und erst einen neuen Oberbau beschaffen mußte. Die Strecke wurde im Jahre 1902 mit dem für unsere Schnellzugstrecken allgemein gebräuchlichen Oberbau belegt, von welchem das laufende Meter Schiene 42 Kilogramm wiegt. Außerdem wurde eine besondere Zwangsführung vorgesehen, die aber erfreulicherweise an keiner einzigen Stelle beansprucht wurde.

So stellt sich denn das hochwichtige Resultat der Zoffener Fahrten zurzeit, wie folgt, dar: Man kann mit elektrisch betriebenen Fahrzeugen auf dem gewöhnlichen Schnellzugsoberbau Geschwindigkeiten bis zu 55 Meter pro Sekunde entwickeln und man kann diese Fahrzeuge mit direkter Stromzuführung bei einer Spannung von 15000 Volt betreiben. Durch die praktische, versuchsmäßige Feststellung dieser Dinge hat die deutsche Elektrotechnik einen großen Vorsprung vor der Industrie aller anderen Länder, insbesondere auch vor der amerikanischen Technik. Die Resultate selbst aber stellen nur eine Etappe dar, eine Station auf einem Wege, dessen Ende noch sehr im dunkeln liegt.

Bereits ist der Drehstrom vom reinen Wechselstrom bedroht. Während noch Autoritäten der amerikanischen und deutschen Elektrotechnik einen erbitterten Federkrieg führen, ob man die Vollbahn der Zukunft mit Gleichstrom oder mit Drehstrom betreiben soll, wird vielleicht die einphasige Bahn von Spindlersfeld der Ausgangspunkt einer ganz neuen Entwicklung. In jedem Falle aber wird hier die Parole auf Wechselstrom beliebiger Phasenzahl lauten, denn nur der Wechselstrom besitzt ja jene Transformierbarkeit, die zur Erreichung wirtschaftlicher Hochspannungen notwendig ist.

Des weiteren ist auch die Schnelligkeitsgrenze keineswegs bei 210 Kilometer als eine definitive zu betrachten. Technisch wäre zu erproben, wie weit überhaupt der landläufige Schnellzugoberbau eine Geschwindigkeitssteigerung zuläßt. Während diese Zeilen niedergeschrieben werden, müßten die Versuche in Zoffen ebenso wie diejenigen in Spindlersfelden ruhen, weil die beiden großen Maschinen, welche den Strecken von Ober-Schöneweide her den Strom liefern, niedergebroschen sind. Zweifellos wird man aber, sobald die Maschinen wieder laufen, die Versuche wieder aufnehmen und die Geschwindigkeit auf der Zoffener Strecke so weit wie nur irgend möglich treiben. Eine Grenze wird dabei eben lediglich durch das Verhalten des Oberbaues und der Motoren gegeben sein, und da die Leistung der letzteren vorläufig erst zu zwei Dritteln voll beansprucht wurde, liegen Geschwindigkeiten von 250 und mehr Kilometern wenigstens theoretisch nicht außerhalb des Bereiches der Wirklichkeit.

Wieder eine ganz andere Frage wird es sein, ob diese Geschwindigkeiten überhaupt noch wirtschaftlich sind. Wenn selbst der elektrische Betrieb bei solchen Geschwindigkeiten wirtschaftlicher arbeitet als der Dampfbetrieb, so folgt daraus noch nicht, daß er absolut wirtschaftlich ist. Es ist heut noch keineswegs sicher, daß sich auf einer elektrischen Schnellbahn Berlin-Hamburg genügend zahlende Passagiere einfinden, um die Kosten des Betriebes voll zu decken. Kostet beispielsweise ein Billett erster Klasse nach Hamburg jetzt 30 Mark und im elektrischen Schnellbahnzug 100 Mark, so wird es Leute geben, die lieber zwei Stunden länger fahren und dafür die Differenz von 70 Mark einstecken. Ähnliche Verhältnisse sehen jetzt bereits der Entwicklung des transatlantischen Schnelldampferverkehrs eine Grenze, und die Annahme ist gerechtfertigt, daß sich die Dinge bahntechnisch ähnlich gestalten werden. Die verkehrstechnische Entwicklung zeigt, daß die Preise für die zurückgelegte Strecke beinahe konstant geblieben sind, gleichviel, welches Verkehrsmittel in Frage kommt. Wir fahren heut von Berlin aus für dieselbe Summe per Bahn nach Potsdam, für die unsere Vorfahren den Ort per Postkutsche erreichten, und der Wanderer, welcher nach der Urväter Weise den Weg zu Fuß zurücklegt, dürfte unterwegs den Fahrpreis für Wegzehrung und Stärkung ausgeben. Die Verbesserung der Verkehrsmittel von Schusters Rappen an zur Postkutsche und von dieser zur Eisenbahn bedeutete also bei gleichbleibendem Geldaufwand immer nur eine Zeitersparnis.

Legt man diese Anschauung auch zukünftiger Entwicklung zugrunde, so wird die elektrische Schnellbahn bei aller Geschwindigkeitssteigerung nicht teurer werden dürfen als die gegenwärtigen Verkehrsmittel. Unter diesen Gesichtspunkten werden alle die im vorhergehenden erörterten Größen, würde insbesondere auch die obere Geschwindigkeitsgrenze festzusetzen sein.

Praktisch erreicht sind heut 210 Kilometer pro Stunde, ein Wert, der vor fünf Jahren noch von Männern der Technik als Phantasterei betrachtet worden wäre. Diese Entwicklung berechtigt zur Hoffnung, daß in weiteren fünf Jahren nicht nur wenige Auserwählte, deren Leben man vorher mit Hunderttausenden versicherte, sondern Reisende aller Stände mit 210 Kilometer auch wirklich fahren können.

Hans Dominik.



## Aus dem Berliner Kunstleben.

**E**ben haben sich die Räume der Dresdner Ludwig-Richter-Ausstellung geschlossen, und schon ist bei Keller und Reiner in Berlin eine neue aufgetan worden. Dort waren in den letzten Tagen die Wände mit Heidekraut und Kränzen und Feldblumen geschmückt worden, hier hat man sie mit geblühten Stoffen bespannt und alte Möbel und Wedgwood-Steingut in die kleinen Nischen gestellt. Es ist viel gegen diese etwas absichtliche Biebermeier-Aufmachung geschrieben worden, mir hat sie die trauliche Stimmung nicht zerstört. Zum Teil begegnen wir denselben Bildern und Zeichnungen wieder. Es liegt etwas nicht nur geistig, sondern auch körperlich so Sauberes, Sonntägliches darin, daß man meint, der Meister habe nur in stillen Feierstunden zum Stift oder Pinsel aeariffen. Der beste Teil unserer Jugend taucht wieder vor uns auf. Wir sehen uns wieder am Sonntagabend mit hochroten Wangen und leuchtenden Augen auf den Knien des Vaters die Blätter betrachten und meinen die liebe Stimme zu vernehmen, die sie uns erklärt. Eine Setzklang haben wir alle uns wohl von denen betören lassen, die in dem herrlichen Künstler nur einen Philister sahen. Nun ja, er war philiströs — wie es philiströs ist, sich an warmen Sommertagen ins grüne Gras zu werfen oder mit seinen Kindern Ball zu spielen. Wie sprudelten dem Manne die köstlichsten Einfälle zu, und mit wie sicherer Hand wußte er sie festzuhalten! Und auch als Maler müssen wir ihn vor den prächtigen Laubbäumen und der duftigen Ferne eines Bildes wie die „Ruhenden Wallfahrer“ voll gelten lassen. Ein Glück, daß die Geschichte alle Ungerechtigkeiten wieder ausgleicht! Im Frühjahr feiern wir Friedrich Prellers hundertsten Geburtstag; auch bei ihm gilt es manches wieder gut zu machen, was wir aus Opposition gegen die Generation vor uns verbrachten.

Die vorausgehende, den Werken Sascha Schneiders gewidmete Ausstellung bei Keller und Reiner stand in scharfem Gegensatz zu dieser Ludwig-Richter-Ausstellung. Wuchs dort aus Unscheinbarem Großes hervor, so brachte man hier aus anspruchsvollen Riesengemälden recht kleine Eindrücke heim. Das große Publikum läßt sich von den „Gedanken“ dieses gewiß nicht unbegabten Künstlers verblüffen. Ich glaube aber, es macht sich eine ganz falsche Vorstellung von der Entstehung dieser Gedankenkunst. Sascha Schneider ist, wie Klinger, wie Greiner, und wie es nur je ein Renaissancemeister gewesen ist, ein glühender Bewunderer des nackten menschlichen Körpers. Und wie ausgezeichnet er ihn versteht, das beweisen seine Handzeichnungen. Aber an Zeichnungen läßt sich der ehrgeizige Künstler nicht genügen und auch nicht an gemalten Akten wie Klingers „Welle“. Da nun aber unser ganzes Leben der Darstellung des Nackten so wenig günstig wie nur möglich ist, bleiben ihm eigentlich nur zwei Stoffkreise: die antike Sage und die Allegorie. Greiner hat sich in seinem „Odysseus und die Sirenen“ der ersteren zugewandt. Schneider bevorzugt die letztere. Seine allegorischen oder symbolischen Darstellungen sind also nicht das Ursprüngliche, sondern nur Vorwände.

Da ist z. B. ein Bild „Hohes Sinnen“. Auf einsamer Terrasse in schwindelnder Höhe steht ein halbnackter reckenhafter Mann. Hohes Sinnen ist also im Grunde genommen mit Sinnen auf der Höhe gegeben. Aber selbst wenn wir zugeben, daß der Gedanke der geistigen Höhe auch die Assoziation der materiellen



Höhe unwillkürlich erweckt, so ist die Darstellung dieser Ideenverbindung keine Tat, sondern eher eine Banalität. Rein künstlerisch genommen aber ist das Bild eine recht schwache Leistung; Figur und Landschaft fallen vollkommen auseinander. Noch weniger erquicklich ist für mich der große „Kampf um die Wahrheit“. Der an einen Stich Pollajuolos erinnernde große Fries nackter Kämpfer verletzt jeden feineren Geschmack empfindlich, und die recht billige Zusammenstellung von Vertretern der verschiedensten Religionen und Weltanschauungen würde nur dann interessieren, wenn sie kompositionell und malerisch straffer zusammengehalten wäre. Schneider hat Besseres gemalt und wird uns vielleicht noch manches wirklich Gute beschärfen, im Interesse aber gerade der denkenden Kunstfreunde muß gegen die Überschätzung von Gedanken protestiert werden, wie sie Freund Schmock tagtäglich für fünf Pfennig die Zeile liefern muß und vielleicht besser liefert.

Die Schultesche Kunsthandlung hat uns die Bekanntschaft eines der gewaltigsten Bilder Böcklins aus den achtziger Jahren, der letzten und großartigsten Fassung seines „von Piraten eroberten und in Brand gesteckten Schlosses“ vermittelt. Die wild schäumende See und das umbrandete Felsenland, das eine mächtige Steinbrücke mit dem Festlande verbindet, die tief-schwarzen Wolken, zu denen die Flammen emporzüngeln, und der Ausblick in die freundlich helle Ferne, alles das ist gleich bewundernswert in der Straffheit und Wucht der Komposition wie der emailartig glänzenden, vollen und satten Farbengebung. Und doch gehört das Bild nicht zu denen, vor denen man wirklich warm wird; doch bleibt es im Grunde eine schöne Operndekoration. Ich habe zweimal lange Zeit davor gefessen und der Eingebung geharrt, aber sie ist nicht gekommen. Die Seele geriet nicht in jene geheimnisvollen Schwingungen, ohne die der wahrhaft tiefe Kunstgenuß unmöglich ist. Man kann diese Beobachtung bei Böcklin oft machen, bei Rembrandt nie. Vielleicht gibt er uns zuviel, führt er seine Gemälde von einem Ende zum andern zu gleichmäßig aus, so daß unsere Phantasie, wie durch den Rahmen gefesselt, nicht darüber hinaus in geheimnisvolle Fernen schweifen kann. Nicht daneben hing bei Schulte eine Landschaft von dem Schweden Gottfried Kallstenius, die als Malerei gewiß nicht mit Böcklin zu vergleichen war, aber seinen Janus in vollstem Maße ausübte. Es war ein ganz schlichter Vorwurf, eine einsame Bucht zwischen den Scheren bei Stockholm, in tiefblaue vibrierende Dämmerung getaucht. Am Himmel leuchtet der Abendstern. Da wurde der Sinn über die verschwimmenden Spitzen der Scheren hinausgezogen nach dem unendlichen Meere, da hörte man das Atmen der nächtlichen Stille, da fühlte man das All. Kallstenius hatte außerdem noch verschiedene andere Landschaften ausgestellt, vor allem ein Scherenbild im rötlich goldenen Glanze der Abendsonne mit einer wundervoll gemalten großen Fichte im Vordergrund. Sein Landsmann Anselm Schultberg besitzt nichts von seinem großartigen Schwunge, aber er weiß den Schnee zu malen und die Sonne, die auf dem Schnee glitzert, und die kahlen Äste, die aus ihm herausragen, mit einer Natürlichkeit, wie kaum ein anderer.

Kurz vor den Schweden waren eine Anzahl von Dänen bei Schulte vereinigt, jetzt sind sie von ihren Nachbarn, den Finnen, abgelöst worden. Zwei treten unter diesen besonders hervor, die, wie man schon aus den Namen ahnen kann, die beiden sehr verschiedenen Strömungen in der Kunst des Landes vergegenwärtigen: der in Paris gebildete, den Schweden stammesverwandte

Edelfelt und der in seinen eigentümlich stilisierenden Schilderungen des nordischen Lebens an den in Berlin schon bekannten Arl Gallén erinnernde Finne Pekka Hallonen. Von Edelfelt wird man außer einigen Bildnissen mit interessanten Beleuchtungseffekten in der Art Krögers (Professor Runeberg am Bette eines Kranken, die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen) die im kühlen Freilichttone gehaltenen alten Frauen von Ruokolaks vom Jahre 1887, wenn ich nicht irre, das Bild, das in Paris zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Künstler lenkte, mit besonderem Interesse betrachten.

Bei den letzten Sezessionsausstellungen hatten mehrere Bilder des Russen Somoff ein gewisses Aufsehen gemacht, den dadurch erregten Wunsch, den eigenartigen Künstler näher kennen zu lernen, hat vor kurzem Cassirer erfüllt. Somoffs Ruf als Maler hat sich dadurch kaum verstärkt. Von den Bildnissen reichte keins an die höchst distinguierte „Dame in Blau“ auf der letzten Sezession heran, und die Genrebilder im Kolofolestüm — meist Parkszenen von etwas parodistischer Färbung — verrieten zu verschiedene Einflüsse und waren zu ungleich, um einen geschlossenen und harmonischen Eindruck zu hinterlassen. Dagegen lernten wir in seinen Theaterzetteln, Programmen, Bücherzeichen und in seinen Zeichnungen zu Puschkin einen ganz außergewöhnlich begabten und originellen Ornamentisten und Illustrator kennen. Man könnte meinen, daß diese aus Blümchen und Bändern gewobenen, mit zierlichen Figürchen durchsetzten Ornamente mit den zarten, fast verblichenen Farben der Biedermaierzeit entstammten, wenn der raffinierte Geschmack, der aus ihnen spricht, nicht auf einen ganz modernen Geist deutete. Daß sich darunter Programme für die kaiserlichen Theater befanden, beweist, daß man in Rußland diese Art Modernität wohl zu würdigen weiß. Neben Somoff konnte man einige köstliche neue Arbeiten von Liebermann — eine prächtige Variante seines Reiters am Meere, ein paar Landschaften und eine mit den modernsten Franzosen wetteifernde Darstellung seines Ateliers — und mehrere neue Landschaften von Leistikow bewundern, von denen ein Parkinneres mit einem rotgedeckten weißen Herrenhaus durch seine koloristische Frische besonders auffiel. Jetzt hat Cassirer eine Anzahl neuer Werke des Norwegers Munch, darunter ein famoseres Porträt von vier kleinen Jungen, und eine Reihe von Bildnissen Goyas ausgestellt. Da diese Ausstellung mit dem Erscheinen eines auf den gründlichsten Studien beruhenden und prächtig ausgestatteten Buches über den interessanten Spanier von Valerian von Loge und mit der Aufstellung zweier phänomenaler skizzenhafter Bilder von ihm in der Nationalgalerie zusammenfällt, kann man in Berlin nun auch die rein malerische Seite dieses bisher hier fast nur als phantastischer Radierer gewürdigten Genies kennen lernen, obgleich die jetzt zusammengebrachten Bilder den Zauber seiner Hauptwerke, der Majas, der Revolutionsbilder und der großen Porträtgruppen freilich nur von fern sehen lassen.

Sieben hat nun auch die Sezession wieder ihre Pforten geöffnet, und zwar zu der reichhaltigsten und fesselndsten Ausstellung, die uns bislang in der Kantstraße geboten worden ist. Wie in den vergangenen Wintern handelt es sich um Werke der zeichnenden Künste, und wiederum tritt das Ausland in den Vordergrund. Der große französische Bildhauer Rodin ist mit einer umfangreichen Sammlung seiner kühnen und großartigen braun angetuschten Umrißzeichnungen bewegter Menschenleiber vertreten, deren pervers sinnliche Motive allerdings das Maß des sonst Erlaubten oft weit überschreiten. Der

Verleger des jung verstorbenen Engländers Aubrey Beardsley, des Dekadentesten unter den Künstlern und vielleicht künstlerischsten unter den Dekadenten, hat eine stattliche Reihe von dessen Originalzeichnungen, besonders zu dem berühmten „Yellow Book“ gesandt. Edward Munch hat zugleich mit seinen Bildern, die er, wie wir sahen, bei Cassirer untergebracht hat, den größten Teil seiner seltsamen, zuweilen fast kindisch erscheinenden, aber immer wieder fast unheimlich anziehenden graphischen Arbeiten selbst aus Norwegen hergebracht. Aber damit neben dem Bizarren das Gesunde nicht fehle, finden wir wohl drei Duzend von Andres Zorn's kraftstrosenden Radierungen, etwa zwanzig Arbeiten von seinem Landsmann Karl Larsson, dem fröhlichsten aller Heimatskünstler, und mehrere köstliche Blätter vom greisen Meister Israels. Wohl zum ersten Male in Deutschland kann man eine größere Anzahl Turner'scher Aquarelle, dieser in Farben gewirkten Träume eines der größten Landschaftler nebeneinander bewundern. Erwähnen wir noch Desnards's faszinierenden Radierzyklus „La Femme“ und Whistler's Radierungen, so hoffen wir wenigstens von dem wichtigsten nichts ausgelassen zu haben. Unter den deutschen Werken seien die sprachvollen Akte von Hans von Marcs und seinem Freunde und Schüler Karl von Döll an erster Stelle genannt. Recht gut schneidet Berlin diesmal ab. Besonders reich ist Leistikow vertreten: mit kraftvollen Gebirgszenerien in Deckfarben, Kohlezeichnungen, Lithographien und Radierungen. Slevogt hat ein paar farbenprächtige Impressionen aus dem Zirkus und vom Wattenmeer und seine Ali-Baba-Illustrationen, Corinthy den Karton zu einer Grablegung und zum Teil ganz vorzügliche Zeichnungen und Radierungen gesandt. Höchst erfreuliche Fortschritte hat Heinrich Zille gemacht, dieser Nachfolger Steinles und Lautrecs, der doch ein urwüchsiger Berliner geblieben ist. Auch das kraftvolle Talent von Käthe Kollwitz kann man an einigen neuen Blättern bewundern. Daß auch der Führer der Sezession, Max Liebermann, wieder viel Schönes geschickt hat, ist selbstverständlich. Aus der Fülle der übrigen deutschen und österreichischen Werke seien die Studien Adolf Oberländer's, die Bildnisse Orlik's, die Radierungen Ralckreuth's und die amüsanten Illustrationen Andriß hervorgehoben. Eine reizende Überraschung bilden einige „Sumoriskita“ des sonst so ernsten Adolf Hildebrandt.

\* \* \*

In den Berliner Museen drängt ein trauriges Ereignis alle übrigen in den Hintergrund: der Tod Friedrich Lippmann's, des Leiters des Kupferstichkabinetts. Wer den allzeit frohen und lebhaften Mann noch vor wenigen Monaten gesehen hatte, wie er vor seinen Untergebenen Pläne über Pläne für die Zukunft entwickelte oder sich mit einem Kunsthändler über den Wert eines seiner geliebten Holzschnittbücher herumtritt oder beim Durchgehen einer Ansichtsendung jedes Blatt mit einer Probe seines oft derben, immer aber trefflicheren Humors begleitete, der konnte die Kunde von seinem Hinscheiden kaum fassen. Selten ist ein Museumsdirektor so durch und durch mit seiner Sammlung verwachsen gewesen und noch seltener hat einer eine so bedeutende Sammlung fast ganz als sein persönlichstes Werk ansehen dürfen. Vor seinem Eintritt ein fast ungeordnetes Sammelsurium aller möglichen guten und schlechten Stiche, Zeichnungen und Bücher, ist das Kupferstichkabinettt jetzt nicht nur die am übersichtlichsten geordnete und darum praktisch brauchbarste aller ähnlichen Sammlungen, sondern steht auch an Reichtum den älteren und berühmteren Schwestern kaum mehr nach. Um alles dies in wenig mehr als einem

Vierteljahrhundert zu erreichen, dazu bedurfte es eines Mannes, der das feinste Kunstverständnis mit einem fast beispiellosen praktischen Sinn vereinte. Lippmann kannte nicht nur den Kunstwert, sondern auch den Marktwert der Gegenstände seines Faches aufs genaueste. Man hört jetzt vielfach, daß mit seinem Tode die große Zeit seines Instituts vorbei sei. Das ist nicht notwendig; es gibt in ihm noch genug Gebiete, an deren Ausbau eine neue Kraft Vorbeeren zu ernten vermag. Aber was auch noch Großes hier geschaffen werden wird, die Dankbarkeit gegen den eigentlichen Begründer des Kupferstichkabinetts wird darum nie erlöschen.

Walter Benfel.



## Königspiegelungen.

Eine zerrissene, ihr umhergetriebene, zwiespältige Natur, die vordem mit grausamer Selbstentblößung ihr Inneres dichterisch zu bannen suchte, um aus der Qual des Dunkels zur Selbsterkennung zu gelangen, will nun statt engumgrenzten Eigenschicksals Flugbahnen der Weltgeschichte spiegeln: August Strindberg, der Lazarus, der Gezeichnete, der gegeißelte Beichtende, der infernalische Helfeher, will aus den Abgründen sich zur gekrönten Berufung erheben, der Königsdramatiker der Schweden zu werden.

Sein „Gustav Adolf“ ging im Berliner Theater über die Bühne, schwer wandelnd, breit, voll leeren Schalls, und keine Sonne des Genies lag über diesem Heroldstum. Eine schwere Enttäuschung brachte diese Probe aus der Herrscher-Dramenreihe, und wenig reizte sie, ihren anderen Gestalten zu begegnen. Kein reiner, magischer Kristall ruht in Strindbergs Hand, sondern nur ein unregelmäßig facettiertes, verzerrendes Verzerrglas. Und diese Hand weiß auch nicht mit überlegener Weisheit über Großgeschick zu walten, ihr fehlt ganz die gebietende, das Chaos bändigende Geste, die Konrad Ferdinand Meyer seiner Dantegestalt erhaben lieh und die er selber meisterte: „Die Fabel liegt in ausgewählter Fülle vor ihm, aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte.“

Bei Strindberg sieht man peinlich berührt, ermüdet und schließlich gleichgültig zu, wie das Übergewicht stofflicher Belastung einen Schwachgewachsenen zu Boden drückt, und wie er hilflos die ihm links und rechts über den Kopf wachsende Fülle zu halten sucht, bis Träger und Last nur noch das Schauspiel unförmlicher zyklopischer Mißgestalt bieten. Gustav Adolf wird in diesem Drama von der Landung in Pommern durch alle seine deutschen Etappen bis zum Schlachtfeld von Lützen, bis zum stolzen Tod, geführt. Aber nicht mit Shakespearescher, rückwärts gewandter Prophetie enthüllt sich dem Zuschauer dieser Lebenslauf, die innere Entwicklungskette, an der die äußeren Ereignisse und Szenen dieses Wandelpanoramas laufen; nicht sieht man durch diese äußeren, übrigens ziemlich unlebendig, kullissenmäßig geschilderten Kriegsintermezzi transparent den Schicksals hintergrund, auf dem die Fäden zum Gewebe sich schlingen. Zusammenhanglos, wahllos wird Bild an Bild geklickt, in monströser Unübersichtlichkeit breitet sich die vaste „Geschichtsklitterung“ aus.

Der Eindruck, den das Ganze macht, ist der einer grob und grell kolorierten Bilderfibel oder einer ungefüg, zurechtgeschizten Baukastenarchitektur. Dazu kommt nun als Verschlimmerung des an sich schon so Anzureichenden, daß Strindberg den Marionetten und seelenlosen Puppen eine geschichtsphilosophische Untermelodie gibt. Das geschieht in sehr unglücklicher Technik. Das Marionettenspiel geht nämlich seinen papiernen, primitiven Gang und in gewissen Abständen werden, chorumäßig, Raisonementszzenen eingeschoben, die kommentatorisch von dem tieferen Sinn in diesem kindlichen Spiel orakeln; sehr unglaubwürdig in aufdringlich direkter Auseinandersetzung, statt des wahrhaft dramatischen indirekten Überzeugungseindrucks aus der Einsicht in erschlossene Charaktere, wollen sie den bedeutungsvollen und lebensbeziehungsreichen Sinn dieses Quodlibets uns deuten.

Diesen Sinn kann man einmal unabhängig von der Kritik des Dramas für sich betrachten, er ist für Strindbergs Vorstellungen interessant, er bildet auch die Brücke, auf der der Dichter von seinen früheren, mit seinem Leben so leidenschaftlich eng verknüpften Büchern in die historische Sphäre gelangte.

Im „Inferno“, dem Pariser Beichtbuch aus schlimmster Niederung, verfolgt man Strindbergs angstvolles Tasten an den dunkelschlüpfrigen Wänden seines Lebenskerfers.

Er führt hier Buch über all sein Irren und seine Mißgeschickte, er wird sich mählich klar, daß alles, was er tut, eigentlich in völligem Gegensatz zu dem steht, was er nach seiner bewußten Absicht tun will und möchte. Zunächst entsetzt er sich darüber und verzweifelt, er fühlt sich haltlos umhergestoßen, ohne Pol, ohne Steuer und schreit um Hilfe in diesem Wirrsal. Weiter aber dämmert ihm die Erkenntnis, daß das, was aus der Momentananficht widerspruchsvoll, unsinnig und unselig scheint, im Zusammenhange überblickt, Bedeutung und zweckvollen Zusammenhang gewinnt, gleichwie das Durcheinander von farbigen Spänen unter dem optischen Glas sich zum Gebilde ordnet. Er glaubt nun an die geheimnisvolle Führung der „Mächte“; in ausschließlichem Fatalismus überliefert er sich ihr, gläubig überzeugt, daß all das, was ihm vorher Widerspruch, Unklarheit, Zwiespalt schien, im Umkreis seines Lebensringes als vorher bestimmte, „höheren Zwecken“ dienende Absicht waltet; daß es Hochmut ist, den vermeintlichen Eigenwillen als letzte Instanz zu respektieren.

Strindberg kam es nun darauf an, diese Anschauung seines persönlichen Falles zu verallgemeinern. Er schrieb eine Studie: „Der bewußte Wille in der Weltgeschichte“, und führte darin aus, wie aus den scheinbaren Widersprüchen des Augenblicks organische Entwicklung wird. Das Zuschauen aus geringer Distanz und das Übersehen aus der Höhe kontrastiert er. Eine Stelle (in Scherings Übersetzung) gibt seine Auffassung charakteristisch wieder: Strindberg spricht von dem Krieg, der als Religionskrieg begann zwischen Protestanten und Katholiken, und der solche Verwirrungen in seinem Verlauf brachte, daß man „nicht Freund von Feind; nicht Religion von Politik unterscheiden konnte“; man glaubte einen Religionskrieg zu führen, aber in ihm kam es zu den fremdblichsten Kombinationen, zu Bündnissen zwischen Katholiken und Protestanten, zu „paradoxalen Zusammenstellungen: Moritz von Sachsen — Katharina von Medici, Gustav Adolf — Richelieu“.

„Sie gehören zu den ewig wiederkehrenden Antinomien der Geschichte, die sich schließlich in eine regelrechte Logik auflösen. Vielleicht wirken die Kräfte

der Geschichte ähnlich wie die Befehle des Gedankens durch These und Antithese hin zu Synthese, die Schöpfung ist."

Diese Vorstellung sollte im Bilde Gustav Adolfs dramatisch ausgestaltet werden. Strindberg wollte in ihm das Werkzeug zeichnen, das eigene Absichten zu haben glaubt, aber jedesmal beim Versuch selbständigen Schreitens unwiderstehlich auf anderen Weg ganz gegen seinen Eigenwillen gezwungen wird, und so unfreiwillig beinah, in einem Tun, das er sich abringen muß, seine welt-historische, ihm selbst im Anfang durchaus verschleierte Mission vollbringt.

Strindberg sieht die Gustav-Adolf-Mission nicht in der Unterdrückung des Katholizismus und Erlösung des Protestantismus, sondern in Befreiung des germanischen Nordens von dem fremden spanischen Süden. Es war die Empörung über den herrschenden Zustand, „daß nur Spanier und Süddeutsche den Kaiserthron besitzen sollten, in einem abgelegenen Lande, das ausgedient hatte und eigentlich zum Heidentum und zur Vorgeschichte gehörte, obgleich es christlich geworden war. Jetzt galt es, den Norden gegen den Süden, die Germanen gegen die Römer freizumachen.“ Darin sieht Strindberg Gustav Adolfs Aufgabe.

Er dachte nun seinen Helben in der Dunkelheit des Unbewußtseins zu zeigen, wie er der festen Meinung ist, als Glaubensstreiter in Deutschland zu landen, wie er in quälenden Zwiespalt gerät, als er unter dem Druck der Not sich mit französisch-katholischem Gelbe helfen lassen, als er Wallensteins Weltpläne bewundern, als er Tillysche Soldaten in seinem Heer aufnehmen muß. Aus diesem Zwiespalt wollte Strindberg den Schwedenkönig zur Klarheit führen; aus der Verwirrung mit den Konfessionen — Juden, Katholiken, Protestanten, ja auch Mohammedaner sind schließlich in dem Alliiertenheer — sollte er zur groß erfaßten religiösen Duldbung reifen und immer zuversichtlicher sollte er über die kurzfristig zufällige Vorstellung seiner selbst zur Wesenserkenntnis, zur freudigen Aufnahme dessen, was das Schicksal mit ihm vor hat, erwachsen.

Ein künstlerisches Thema wäre das schon. Aber in Strindbergs Drama ward davon nichts, gar nichts zur Erfüllung gebracht. Seine psychologische Ökonomie ist eine ganz falsche, in den ungefügten, formlosen fünf Akten wird Gustav Adolf fast immer nur in der gleichen Situation absoluter Ratlosigkeit gezeigt und unfreiwilligen Entschließens. Nur die eine Seite der Aufgabe hat Strindberg also zur Erscheinung gebracht, das Abbild des Mannes, der immer das Gegenteil von dem tun muß, was er zu tun beabsichtigt.

Über diesem zwiespältigen Wesen hätte nun dichterische Offenbarungskraft den Schicksalswillen fühlbar machen lassen müssen, das Weltgeschick, dem das Menschen-Einzelschicksal dient. Dann wären große tragische Schauer von dem Werte ausgegangen. Aber ganz versagt hier die Kraft des Dichters. Er scheint genau so hilflos, kurzfristig, momentan statt überschauend wie sein Held. Und wenig nützt, daß er, wie oben schon charakterisiert wurde, seine eigentlichen tieferen Absichten als Anmerkungen der Handlung in kommentatorischen Raisonementszügen mittelt. Dabei zeigt sich außerdem noch verwunderliches Ungeschick. Die Hauptthese des Ganzen, daß durch das Bündnis Gustav Adolfs mit Frankreich, dies Bündnis, das der ursprünglichen religiösen Tendenz des Krieges zu widersprechen scheint, die Haupttat geschehen, die höhere Absicht verwirklicht ist, den Norden gegen Italiener und Spanier zu einen — diese These wird einem berauschten, sonst nicht gerade staatsmännisch charakterisierten Haudegen in den Mund gelegt.

Auch sonst findet sich in diesem Drama keine dichterische Anschauung, keine menschlich stark erlebte und empfundene Szene. Man begreift nicht, wie der Gleiche diese schablonenmäßigen Umrisse zeichnete, der in seinen „Schwedischen Geschichten und Abenteuern“ (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.) so markige, blutvolle Fresken geschaffen, so wuchtig den Chronistengriffel geführt. Und ein unvergeßliches Gustav-Adolf-Bild, in Weltperspektive gesehen und zugleich in ganz menschlicher Distanz, steigt auf und verdrängt dies kraftlose Scheinwesen, das Königsporträt aus Konrad Ferdinand Meyers Meisternovelle.

\* \* \*

Noch eine Königspiegelung brachte das Theater dieses Monats: Frank Wedekinds „So ist das Leben“, im Neuen Theater lebendig inszeniert.

Als tragisches Narrenspiel stellt sich dies Drama dar, tiefere Lebensanschauung birgt es; aus Situationen, die wie spöttische Schicksalslaunen wirken, steigen nachdenkliche Betrachtungen. Doch nur vorüber huscht das Schattenspiel; die Gedanken gestalten sich nicht und ballen sich nicht leibhaftig zum zwingenden Gesicht. Sie gleiten vorbei, der Puppenspieler wirft einen Moment das Licht seiner Blendlaterne darauf, und dann verschwindet die Vision ihm und uns.

Resignierte Erkenntnis wegfremder Lebenswanderschaft spinnt Wedekind im Bilde einer Königsfabel aus romantischer Ferne.

Der König Nicolo von Umbrien wird zu Beginn des Stückes durch eine Revolution gestürzt, und ein Mann aus dem Bürgertum, der frühere Fleischermeister Pietro, auf den Thron gehoben. Nicolo gilt als tot, er hat sich von der Brücke in den Strom gestürzt. In Wirklichkeit aber rettete er sich und verkleidet zieht er mit seiner Tochter nun durch das Land, das einst sein eigen war und von dem er sich nicht trennen kann.

Dies Motiv vom verwunschenen König, der innerlich König bleibt und sein innerliches Königtum sich erhält in den mannigfachen Verwandlungen und Umformungen der äußeren Existenz, bildet den Kern des Stückes. Für die Metamorphosen dieser äußeren Existenz ersinnt Wedekind verwickelte Kombinationen, fruchtbar für Doppelspiegelungen und tiefere Bedeutungen. Er bringt Nicolo in solche Erniedrigung, daß er den König verflucht und ihm den Tod wünscht. Sein eigenes Ich meint er, die Leute aber beziehen die Schmähung natürlich auf den regierenden König Pietro, und Nicolo wird wegen Majestätsbeleidigung vor das Gericht gebracht. So kommt es zu der tragischen Ironie, daß der echte König als Verbrecher wider die Majestät angeklagt, vor den Richtern, ohne daß sie es merken, sein eigenes Geschick erklärt und hoheitsvoll verkündet, nie könne der gesalbte Herrscher durch den Mund der niederen Menschheit beleidigt werden.

Und weiter geht die tragische Ironie, der echte König wird zum Kerker verurteilt, weil er das Königtum verletzete.

In den folgenden Entwicklungsphasen will nun Wedekind darstellen, wie unter der Lebensmaske der Königs- will Nicolo ruhig sich regt, nach Ausdruck sucht, nach Scheinbetätigung wenigstens. Ein Fahrender wird Nicolo, nachdem er die Haft überstanden; er gesellt sich auf der nächsten „Elendkirchweih“, einer Szene voll flackernder Groteske, dem Komödiantenvolk. Fürstrollen agiert er, und erkenntnisvoll duldet er, gleichsam als Symbol seines Schicksals, daß die rohen Gesellen das, was er ernst meint, als gelungene Komik belachen. Königsdramen will er pathetisch-hoheitsvoll darstellen, und die

anderen nehmen es als Farce. Den falschen Tragöden engagiert ein Theaterdirektor als Komiker.

Wedekind verwickelt seine Schicksals-Eskamotagen immer mehr, um sein Spiel von Schein und Sein, von verborgener Tragik und lächerlicher Außenseite möglichst eindrucksvoll zur Anschauung zu bringen.

Er stellt die beiden Könige gegenüber: den echten König Nicolo und den falschen, unebenbürtigen Pietro. Aber durch vertauschtes Schicksalslos ist der, der innerlich die echte Königsseele trägt, in der äußeren Erscheinungswelt ein ausgelachter Mime, der den König nur spielt; und der eigentliche, falsche, unebenbürtige König, der frühere Schlächtermeister, herrscht in dieser äußeren Erscheinungswelt als wirklich legitimer Fürst. Der echte muß sich auf den Brettern vor dem falschen als Karikatur seiner selbst produzieren. Und die Pointe dieser überscharf zugespitzten Kombinationen ist, daß der echte König Nicolo vom falschen König Pietro zum Hofnarren gemacht wird. Und auf den Irrfahrten und Läuterungswegen seines Seins erwarb Nicolo so viel Weisheit und Erkenntnis, daß er statt mit dem Geschick zu hadern, jetzt dessen Tief Sinn erkennt. Und als Hofnarr, im Scherz ernst beratend, Pietro unmerklich zu kluger, segensvoller Regierung leitend, ist er nun ein reiferer Regent, als da er die Krone sichtbar trug.

Erst im Tode löst er sein Geheimnis, um seiner Tochter willen. Letzte Bitternis bleibt ihm nicht erspart. Es glaubt niemand die abenteuerliche Kunde. Unanerkant stirbt er. Aber auch Pietro, der frühere Schlächtermeister, hat nicht unbelehrt seine Fürstenschule genossen. Ein Ahnungsschein von Würde und hoher Aufgabe schwebt auch um ihn. Einen Moment küßt sich auch vor seinen Blicken der Schicksalsvorhang. Die Wahrheit der Zusammenhänge streift ihn; Schweigen befiehlt er über den Fall: „Die Geschichte soll von mir nicht melden, daß ich einen König zu meinem Hofnarren gemacht habe.“

Es spielen in diesem locker geknüpften Drama viel anregende Motive durcheinander, ein nach innen gewandter Blick für Schicksalsituationen zeigt sich. Es scheint, als ob Wedekind, der bis dahin den höhnischen Possenreißer, den grinsenden Mephisto gespielt und Züge schmerzreichsten Jammers boshaft zur lächerlichen Frage verzerrte, hier bekenkend auftritt, die Narrenmaske abnimmt und sagt: Auch ich habe gelitten, während ich lachen mußte, das Leben steckt manchmal die in die Narrenmaske und zwingt sie zum Possentanz, die innerlich am schwersten an ihm leiden.

Künstlerisch restlos gelungen jedoch ist die Gestaltung dieses Bekenntnisses nicht. Es bleiben mehr Einzelfälle haften, als ihr Zusammenschluß in einer zwingenden Gestalt. Nicht ein Schicksal entrollt sich, sondern fragmentarische Ideen eines Schicksals werden fragmentarisch dargeboten und dazu die Königsfabel erfunden und der König als ihr Träger engagiert. Das Utrappenhafte, das sich deutlich verrät, lähmt das unmittelbare Interesse an den Vorgängen, und König Nicolo interessiert uns nur durch das, was er indirekt von Wedekind zu sagen hat.

Felix Poppenberg.





## Stimmen des In- und Auslandes.

### Kriegsbriefe aus den Jahren 1870—71.

Daß Ereignisse, die nun schon ein Menschenalter hinter uns zurückliegen, noch immer ihr Echo widerhallen lassen, kann uns nicht wundernehmen, wenn wir bedenken, wie erschütternd und unwägend die Vorkommnisse dieser Zeit auf Europa, auf die Nation und in erster Linie auf diejenigen einwirkten, die aktiv daran teilgenommen hatten. Die Kriegserinnerungen aus dem letzten großen europäischen Kriege sind so zahlreich, daß ihr Verzeichniß wohl allein schon einen großen Band füllen muß. Wenn die Reihe der Erinnerungen aber noch immer nicht erschöpft ist, wenn heute noch immer Tagebücher und Briefsammlungen erscheinen, die uns in jene Zeit versetzen, so haben wir dies nicht allein dem Umstande zuzuschreiben, daß es eben sehr viele gab, die über das Erlebte etwas zu sagen hatten, sondern auch, daß es gerade etwas Wichtiges sein muß, wenn sie es erst jetzt zu sagen unternehmen, oder, wie es ja in den meisten Fällen zutrifft, daß es ihnen oder ihren Hinterbliebenen erst jetzt möglich wird, zu Worte zu kommen. Namentlich wer in die volle Jubelstimmung jener Tage nicht einzustimmen vermochte, der mußte eine ruhigere Zeit abwarten, wo seine kritische Stimme nicht Gefahr lief, der Verdammnis zu verfallen, wie dies Rückert in seinem Buche „Mit dem Tornister“ (vgl. *Sürmer*, 5. Jahrg., Heft 8) tat, oder er mußte es seinen Nachkommen überlassen, die Veröffentlichungen vorzunehmen, wenn es ihm selbst nicht mehr vergönnt war, eine ruhigere und besonnenere Periode zu erleben, wie dies bei Stofsch, ja vielfach sogar bei Bismarck der Fall war, und wie es der Fall ist bei der jüngsten, Aufsehen erregenden Veröffentlichung der Kriegsbriefe des im Jahre 1899 verstorbenen Generals der Infanterie v. Kretschman, der den Feldzug als Major im Generalkommando des III. Armeekorps mitgemacht hat, und der seine höchst interessanten Wahrnehmungen in tagebuchartig gehaltenen Briefen an seine Gattin niederlegte (Kriegsbriefe aus den Jahren 1870/71 von Hans v. Kretschman. Herausg. v. Lily Braun, geb. von Kretschman. Mit einem Bildnis. Berlin, Georg Reimer, 1903. Preis 7 Mk., geb. 9 Mk.).

In dreierlei Hinsicht sind sie von höchstem aktuellem Interesse. Sie gewähren uns zunächst einen Einblick in die Tragik des Offizierslebens; besser, beredter und ergreifender als die jetzt im Schwunge befindlichen Schilderungen der Beyerlein und Bilse und des zu Unrecht vergessenen Leutnant von Krafft, der uns in seinem „Glänzenden Elend“ schon vor einem Jahrzehnt das schilderte, was wir erst jetzt seinen glücklicheren und vielleicht begabteren Nachfolgern zu glauben beginnen. Sie gewähren uns ferner einen realistischen Einblick hinter die Kulissen des Ruhmes und lassen uns die großen Männer im Schlafrock der Alltäglichkeit, die großen Seiten im Dämmerlicht des dumpfen Nebeltages erscheinen, wo noch der Firnis fehlt, den spätere Streber und Zweckhistoriker hinzugaukelten. Sie zeigen uns ferner die von den Lobpreisern des Krieges mit so viel Pomp in die Welt hinausgeschrieene Behauptung, daß der Krieg der Vater aller Größe

und aller Tugend sei, als einen unverzeihlichen und sogar verbrecherischen Irrtum.

Die Beläge für die Tragik des Offizierslebens finden wir in den als Einleitung gedachten ersten 57 Seiten des Buches, in dem uns Lily Braun die Biographie ihres Vaters erzählt und hierbei einen kleinen Abstecker in die Kriegszeit von 1866 macht, die sie uns durch einige aus jener Zeit stammende Briefe des damaligen Hauptmanns v. Kretschman an seine erst vor zwei Jahren ihm angetraute Gattin vor Augen führt. Das Glück des jungen Gatten und des jungen Vaters — „Lilychen“ war damals erst ein Jahr alt — spricht aus jeder Zeile. Dann am 6. Juli kam ein mit Bleistift geschriebener Brief aus dem Feldlazarett von Turnau, der mit den Worten schließt: „Ich komme morgen Sonnabend  $\frac{1}{2}$  5 Uhr nach Berlin. Nimm einen recht bequemen Wagen, in dem ich liegen kann, dann laß drei verständige Dienstmänner engagieren, die mich tragen. . . .“

Es war die Schlacht bei Königgrätz geschlagen. Man fand den Hauptmann nach der Schlacht, dem Verbluten nahe, in einem Gehölz. Schenkel und Fuß waren durchschossen. Er hatte sein Andenken fürs Leben. Er genas so weit, daß er wieder Dienst tun konnte, wurde Major, machte den Krieg gegen Frankreich mit, avancierte nachher bis zum General, bis ihn das tragische Schicksal erreichte. Ich folge hier wörtlich dem Text des Buches:

„Im Kaisermanöver 1887 hatte er eine Armee zu führen. Sein Gegner war Prinz Wilhelm. Als guter Soldat sah er in ihm nicht den Fürsten, nicht den Thronerben, sondern nur den Gegner, den er zu besiegen allen Scharfsinn anzustrengen hatte. Und er besiegte ihn.“ — Bald darauf avancierte er zum Divisionskommandeur in Münster.

„Im Jahre 1889 . . . war wieder Kaisermanöver, jetzt unter Wilhelm II. und in Westfalen . . . Mein Vater sprach sich, wie ich viel später erst von andren erfuhr, äußerst scharf über mancherlei Neuerungen, besonders über die Entfaltung großer Kavalleriemassen, aus und fuhr einen höheren Offizier, der ihn überzeugen wollte, daß er geschlagen sei, während er sicher war, mit dem Feuer seiner Infanterie den Gegner in Grund und Boden geschossen zu haben, sehr unsanft an.“ — Einige Monate darauf, am 10. Januar 1890 bekam der General folgendes Schreiben aus dem geheimen Militärkabinett des Kaisers:

Verehrteste Erzellenz!

Sie haben mir gelegentlich den Wunsch geäußert, Ihnen zu sagen, wenn der Moment gekommen, um aus eignem Entschluß den Abschied nehmen zu können.

Ich glaube Ihnen daher mitteilen zu sollen, daß der Kaiser heute bei seinen Dispositionen über das fortschreitende Avancement in der Armee und über die Besetzung der Armeekorps zum 1. April dieses Jahres, welche Mitte März bekannt werden sollen, Sie nicht zum kommandierenden General in Aussicht genommen hat, auch eine anderweitige Verwendung für Sie nicht bevorsteht.

Da ich weiß, wie schwer jedem von uns, nach langjähriger Dienstzeit, der Entschluß wird, aus dem Dienste zu scheiden, so können Sie sich denken, daß es mir nicht leicht ist, Ihnen obenstehendes mitzutheilen; indes haben Sie selbst gewünscht, nicht auf dienstlichem Wege oder durch Übergehung durch Sinterleute zu einem Entschluß für die Zukunft gedrängt zu werden.

In alter Verehrung zeichne ich als

Ihr sehr ergebener

v. Sahnke.

Er, der dem Tode mutig ins Auge gesehen, der sein Blut und sein häusliches Glück geopfert, der daran mitgearbeitet hat, dem deutschen Heere den Weg nach Sedan frei zu machen, fiel jenen Erscheinungen zum Opfer, von denen uns Beyerlein sagt, daß sie nicht mehr nach Sedan, sondern in die Richtung nach Jena weisen.

Anzufrieden mit seinem Schicksal, vergrämt und verbittert, lebte er dann noch neun Jahre. Als er am Ostersonntag 1899 auf dem Garnisonskirchhof in der Hasenhaide, mitten zwischen Kasernen und Exerzierplätzen, begraben wurde, „folgte nur eine kleine Schar treuer Waffengenossen dem Leichenzug. Keine Ehrenwache hatte in der Kapelle neben dem Sarg gestanden, keine Musik spielte, kein Beauftragter des Kaisers gab ihm das Geleite. Selbst das übliche Beleidigtelegramm an seine Witwe blieb aus.“ Der Vater der Sozialdemokratin wurde ja ins Grab gesenkt.

Wie sehr die „Kriegsbriefe“ geeignet sind, jenen Zauber zu zerstören, der über den Mechanismus der siegreichen Armee gebreitet wurde, wie manch einer der wohl für Gott, König und Vaterland Kämpfenden doch auch bemüht ist, seine Taten dem „Publikum“ ins richtige Licht zu stellen und, wenn es sein muß, manchmal kleine Korrekturen an den wirklichen Begebenheiten vorzunehmen, das zeigen Briefstellen wie die folgenden: „Das Hauptquartier ließ uns neulich sagen, wir möchten doch den Mund voller nehmen,“ schreibt Kretschman am 24. August 1870. „Dies Kompliment war mir eine gewisse Genugtuung; ich halte es für unanständig, Ereignisse, denen die einfache Gestalt der Wirklichkeit Schmuck genug ist, durch Schnörkel zu verunstalten.“ Kretschman hatte nämlich die Schlachtenberichte für den König auszuarbeiten. „Welche Ereignisse,“ — heißt es unterm 6. September 1870 — „die Nachwelt wird vor ihnen wie vor den Taten der Römer sich beugen —, und die, die sie erleben, sie machen: wir essen, reden, schlafen wie immer, denken auch nicht anders. Wer hier nicht den kleinen Menschen erkennt, der nur der Träger von etwas Höherem ist, leider ohne dessen immer bewußt zu sein, — nun der ist nicht wert, diese Zeit erlebt zu haben.“

Bezeichnend für die Eitelkeiten der Großen sind noch nachfolgende Stellen, die von der Einnahme von Le Mans handeln: Am 13. Januar schreibt v. R.: „Le Mans haben wir dem Prinzen noch am Abend geschenkt. Er hatte keine Ahnung, daß wir es nehmen würden, er war um 4 Uhr nach Hause geritten.“ Am 18. Januar: „Wir standen ja schlecht mit dem Oberkommando, das uns nie vergessen kann, daß wir in dem Augenblick schon in Le Mans waren, als der Prinz noch drei Meilen davon war. Doch daß eine derartige Ranküne benützt werden könnte, das Blut eines Armeekorps, das dies tausendfach vergossen, zu verleugnen, das ahnte ich nicht.“ Am 21. Januar heißt es: „Unser Prinz (gemeint ist Prinz Friedrich Karl) ist aufgeregt, es könnte ihn Alvensleben in den Schatten stellen. Allerdings die ganze Operation ist das Werk dieses Generals, der seine Ansichten gegen die des Oberkommandos durchsetzte. Le Mans ist allein dem dritten Korps zuzuschreiben; hätten wir am 10. nicht Changé gestürmt noch spät in der Nacht, dann wäre die ganze Situation eine andere geworden. Der Marsch auf Changé, wo uns gesagt worden war, daß weder das 10. noch das 9. Korps, noch das 13. heran wären, ist ohnegleichen in der Kriegsgeschichte. Das will der Prinz Alvensleben nicht zugeben. Deshalb nennt man das Korps nicht, und wo man es nennt, mit Unrecht; das 10. Korps war nicht eher in Le Mans als wir.“ Dann unterm

26. Januar: „Ich nahm mit dem 3. und 10. Korps Le Mans.“ „— nie wurde eine größere Lüge in die Welt gesandt. Der Prinz saß drei bis vier Meilen davon und lag schon im Bett, als ihn unsere Meldung überraschte.“

Ähnlich steht es um das Treffen bei Vendôme, dessen Ruhm v. Kretschman allein für sich in Anspruch nimmt. Die Truppenabteilung, die zur Eroberung Vendômes ausgesandt wurde, war dem General v. Hartmann unterstellt. General v. Alvensleben traute diesem, „der schon 1866 unter Lorbeeren spazieren gegangen war, ohne sich ein Blatt zu pflücken“, nicht und sandte v. R. zu seiner Unterstützung. Der General überließ dem Major die Leitung des Treffens. „General v. Hartmann ließ mir plein pouvoir.“ Der Erfolg war großartig. Aber der Lohn ward dem General Hartmann zuteil. Unterm 26. Januar heißt es: „Ich kann den pour le mérite nicht bekommen. Vendôme rechnet man mir nicht an, sondern dem General Hartmann, in den Tagen von Le Mans habe ich nicht mehr getan als die andern. . . . Ich würde mich über alle Maßen freuen, mehr zu leisten, aber es gehört hierzu immer das entsprechende Publikum, bei Vendôme hatte ich keines, sondern nur eine bezahlte, übelwollende Etape.“ Im selben Briefe heißt es: „Ich denke, man wird das 3. Armeekorps, weil es immer die schwierigste Aufgabe zu lösen bekam und löste, nicht nach der Heimat schicken, sondern in Frankreich belassen. Man behandelt uns geradezu infam. . . .“ Weiter heißt es im selben Briefe: „Gestern melden wir, Alençon sei besetzt. Das Oberkommando hat bei Champagner gefunden, man müsse doch mit einer Offensive enden, also Befehl: morgen greift das 3. Armeekorps Alençon an. Wir denken natürlich, daß unsere Meldung nicht ankam. Telegraphieren deshalb. Antwort: Se. R. Hoheit der Prinz-Feld-Marschall befehlen, daß der Angriff doch stattfindet. Also marschieren in der Nacht 3000 Mann von uns vier Meilen, bloß damit man sich mit einer Idee groß tun kann. Natürlich fällt kein Schuß, denn wir haben Alençon seit zwei Tagen.“ (!)

Der Großherzog von Mecklenburg hatte ein Treffen und meldete nach der Heimat, daß dabei Oberst v. Neumann gefallen sei. v. R. glaubt nicht daran und hält diese Meldung nur für ein Mittel, das versucht wird, um das Treffen wichtiger erscheinen zu lassen. Er hatte mit seinen Vermutungen Recht. Unterm 21. Dezember schreibt er: „Obwohl ich an den Tod des Obersten v. Neumann nicht glaube, hat mich die Nachricht doch aus doppelten Gründen erschüttert. Ich finde es mindestens rücksichtslos, daß der Großherzog die Möglichkeit zuläßt, die arme Frau könne auf solche Weise die Nachricht vom Tode ihres Mannes erhalten. Alle großherzoglichen Depeschen haben leider die Übertreibung — das Gemachte an sich; er hat gewissermaßen damit renommirt, daß der Oberst gefallen sei. Bemerkte nur den Inhalt der Depeschen: Der König spricht von einem G e s e c h t, Pobjielski von einem e r n s t e n G e s e c h t, der Großherzog von einer S c h l a c h t — bei Beaugency. Dann hatten wir viele Schlachten.“

Am 18. Januar heißt es: „Meine große Freude (über eine Liebesendung) wurde leider abgeschwächt durch die Zeitungen. — Wir standen ja schlecht mit dem Oberkommando, das uns nicht vergessen kann, daß wir in manchen Dingen recht behielten, wo das Oberkommando anders wollte. . . . Ich bin jetzt darauf gefaßt, daß alles Verdienst unseres Korps, das . . . mit unglaublicher Unbesorgtheit mitten in den Feind hineinmarschierte, verwischt werden wird, weil es nach unserer Manier ging, nicht nach der des Oberkommandos. Wir werden natürlich Schritte tun, damit der König die Wahrheit erfährt.“

Der Präliminarfriede ist unterzeichnet. Unterm 15. März heißt es: „Mit einer Frivolität ohnegleichen verfährt das Oberkommando seit dem Frieden. Seit das Korps auf dem Marsche ist, also seit dem 6. bekümmert es sich nicht um die Verpflegung der Leute. Es ist eine Ironie, daß eine siegreiche Armee effektiv hungern muß. Das Oberkommando reitet in Fontainebleau Jagd, — spielt — aber Dienst tut es nicht. So sind die Telegraphen, die Postrelais abgebrochen. „Seht, wie ihr durchkommt, wenn's nur gut geht“, das ist die Parole dieser Leute. Ein junger Husarenoffizier, der sechs Flaschen Champagner trinken kann, ist mehr wert als ein anderer, der sechs Stunden am Arbeitstisch sitzt, ohne die Laune zu verlieren. . . . Wenn ich denke, daß diese Vereinigung von Menschen einst in der Weltgeschichte angestaunt werden wird, dann möchte ich jedem dringend raten, nie Geschichte zu lernen; sie muß meist auf ebenso falscher Basis beruhen.“

Weiter spricht er von der nach dem Friedensschlusse entstandenen „Flucht der Prinzen und Oberstkommandierenden nach Deutschland,“ wo man sich feiern ließ. „Es ist, als ob alle Führung der Armee aufgehört hätte, jeder sich mit Orden behängen und heräuchern ließe, aber nur nicht an die Truppen denken möchte, die ein Recht haben zu wissen, woran sie sind. Ich glaube, man wird schließlich noch Rekruten zu einem Einzug in Berlin dressieren, damit alle Feste abgehalten werden können, ohne die Armee, die es gemacht hat. . . . Es ist eine Frivolität ohnegleichen, in Berlin lustig und guter Dinge zu sein, und die Armee mit mangelhafter Verpflegung vergessen zu lassen, daß sie eine siegreiche ist.“

„Mir geht die Galle über; denn bei etwas mehr Pflichtgefühl oben könnten wir alle zufrieden sein.“

Das sind die Stimmungen und Gedanken, die einen Offizier in jenen Tagen beseelten, als ganz Deutschland in Freude schwamm ob seiner tapferen, siegreichen Armee. Hier wird ein Blick in die Seele gestattet, und wahrlich dieser Blick hat noch nicht an Interesse verloren.

Nicht minder interessant, ja meiner Ansicht nach das Wichtigere in den Briefen v. R.s sind jene Stellen, die den Krieg als solchen jener edlen Verkleidung berauben, in der ihn heute so mancher General, der das Schwert mit der Feder vertauscht hat, noch gerne erscheinen lassen möchte, um wie Herr v. Boguslawski sich einmal ausdrückte, dem Volke nicht die Kampffreudigkeit zu rauben.

Kretschman zeigt uns die Ergebnisse des Krieges in einem ganz anderen Lichte als Herr v. Boguslawski und seine Gesinnungsgenossen, und Kretschman ist ein Soldat, dem man wahrlich nicht den Vorwurf machen kann, daß er den Krieg nicht gesehen habe, wie dies Herr v. Boguslawski einmal mir gegenüber tat. Dieser Soldat findet, daß im Kriege „die Menschen ihre eigene Gemeinheit, die die Schranken des Gesetzes und der Sitte nicht zum Ausbruch kommen ließen, kennen lernen, und zwar ohne das Odium des Gemeinen“. — So heißt es in einem der vor Meß geschriebenen Briefe:

„Den heillosen Betrügereien der Unterbeamten kann man nicht vorbeugen. Wenn heute von uns z. B. pro Mann 25 Stück Zigarren gegeben werden, dann kann ich sicher darauf rechnen, daß mir morgen auf dem Marsche die Leute sagen, sie hätten 3 Stück bekommen. Der Oberst sorgt in einer geradezu wunderbaren Weise, dennoch kann er der Gemeinheiten nicht Herr werden. Philosophen sollten ihre Studien im Kriege machen, d. h. sie müßten mitten drunter sein.“ . . .

— „Wie groß die Betrügereien sind, davon folgendes Beispiel, das mir jetzt vorliegt: Man schickte uns 4000 Sacken, 30 Fässer Rum — es kamen zu uns: 286 Sacken, 2 Fässer Rum; der Rest gestohlen. — Aus Guben kam von der Polizei die Meldung, ein unbemittelter Lazarettinspektor schicke täglich seiner Frau 50—100 Taler. Solche Fakta sind zu betäubend. . . . Wenn ich heute befehle, dem Lazarett so und so viele Flaschen Wein, Wurst, Zigarren zu schicken, und ich gehe morgen in das Lazarett, um die Kranken zu fragen: dann haben diese nichts bekommen. Trittst du aber in die Stube der Ärzte, so sitzen die um einen wohlservierten Tisch mit weingeröteten Gesichtern.“ —

— „Die Opfer, welche die Schlachtfelder kosten, sind doch der bei weitem geringste Teil des Übels, welche der Krieg erzeugt. Nicht der ruinierte Wohlstand, nicht die verbrannten Häuser sind es — es ist die bis ins tiefste verderbte Moral: wann werden wir dies Übel überwunden haben!“

— „Am Abend (Le Mans 7. Februar) gingen wir in das Café chantant. . . . Mich hat das Ganze sehr verstimmt. Wo auf der Erde, die so viele Kameraden deckt, noch nicht einmal Gras darüber wuchs, da scheint mir der Ernst mehr geboten.“

— „Gestern war ich mit mehreren Kameraden im Theater und ging empört weg (Le Mans 13. Februar.) Der anständige Teil des Publikums waren die Soldaten, der unanständige die Offiziere. Ein 6. Husar, dessen Verlobung kurz vor dem Feldzuge mit Mühe zustande kam, benahm sich wirklich so unverantwortlich, daß mir seine Braut leid tut. Ich begreife nicht, wo manche ihre Ehre lassen; einen unverheirateten Major dieses Regiments hätte ich am liebsten hinausgeführt.“

— „Der Krieg hat meine Menschenkenntnis in nicht erfreulicher Weise vermehrt. Edle Naturen sind eben selten. Der gemeine Soldat, der ist's vor allem, dem ich meine Achtung zuwende, der verdient sie.“

Sind das Erscheinungen, wird man mit Recht fragen, die die frevelhafte Behauptung begründen könnten, daß der Krieg die Mannestugend erzeuge, die Gefühle von Edelmut auslöse und ein Geschlecht von sittlicher Größe zeuge? Wer nach dem Gesagten in seinem Glauben noch nicht völlig erschüttert ist, wer noch gelinde Zweifel hegt, der folge mir zu einer weiteren Auslese aus den Schlachtenbriefen:

— „Vom 24. Regiment allein 41 Offiziere (ergänze: gefallen). Man wird zwar durch den Krieg ein Stück Vieh, da das Gefühl stumpf wird und die Pflichten weitere Betrachtungen nicht gestatten.“

— „In dem Ortchen, in welchem ich nach der Schlacht nächtigte, hing über dem Tore ein Einwohner, der einen verwundeten Offizier erschossen hatte; General Voigts-Rheze ließ gestern ein Weib aufhängen, das dabei betroffen wurde, wie es einem verwundeten Offizier den Hals abschneid. Wir ließen vorgestern einen Mann hängen, der ähnliches getan hatte. Diese Rehrseite des Krieges ist fürchterlich.“ —

— „Wie doch im Kriege die Gegensätze nebeneinander liegen! Ich komme eben von einer häßlichen Verhandlung, die sich um Aufhängen drehte; ich gehe bei der Kirche vorbei, in der unsere Leute das heilige Abendmahl nehmen; neben der Kirche spielt eine Regimentsmusik eine Polka.“ —

— „Bei den Vorposten melden sich täglich Massen von Leuten, die der Hunger aus Meß treibt, aber wir jagen sie mit Flintenkugeln wieder

zurück — mögen sie hungern! — Dein Brief hat mich ungeheuer gefreut; der Kuchen soll mir zum Kaffee ein ungewohnter, sehr angenehmer Genuß sein.“ (1)

— „Gestern abend kamen Franzosen zu den Vorposten, um sich Lebensmittel zu erbitten, man gab sie ihnen natürlich, aber sofort schoß ein Franzose einen Mann von unsern Jägern tot.“ —

„Gestern waren die französischen Posten etwas sehr neugierig. Oberst Wulffen sagte einem Jäger, ob er nicht den französischen Posten weg schaffen könne. Nach fünf Minuten brachten zwei Jäger auf einem Brette den erschossenen Franzosen an.“

— „Das Schlachtfeld macht einen zu tollen Eindruck. Die Toten sind noch nicht beerdigt und liegen in Massen umher; die Hände gefaltet, das Auge starr offen; oder die Hände so, als ob sie ein Gewehr abdrücken wollten. Gewehre, Tornister, Decken, Briefe liegen in Massen umher. Und nun gar die Verwundeten! Man kann auf allen Straßen von Beaune la Rolande aus die feindliche Rückzugslinie an den Blutspuren erkennen, welche sich in Massen finden. Plötzlich werden die Blutspuren größer, dann liegt sicher im Graben neben dem Wege ein toter Mann. In jedem Hause findet man Verwundete, die, wenn man vorbeireitet, schreien, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das sind arme Kerls, die heute, also nach drei Tagen, noch nicht verbunden sind.“

— „Die Hallunken von Franzosen, die behaglich nebenan wohnen, holen nur, wenn wir sie zwingen, ihre eigenen Verwundeten. Wer Menschen kennen lernen will, der muß in den Krieg ziehen, wer seine Illusionen über Menschen nicht verlieren möchte, der muß zu Hause bleiben.“

— „Ein Bild kann ich nicht los werden. Im Graben neben der Straße lag ein toter Unteroffizier: edle, milde Züge, der Mund fast lächelnd, er lag ausgestreckt da, das Gesicht nach dem Feinde, das Gewehr neben sich, die Hände gefaltet. An ihm vorbei jubelnde Soldaten: Le Mans genommen! Der Mann ist für das Vaterland gefallen — und zu Hause weint sich eine Mutter die Augen müde und kann das Vaterland nicht begreifen, das solche Opfer fordert.“

— „Denke Dir, der gestern verübte Mordanschlag hatte noch fatale Folgen. Der Franzose schoß aus dem Keller, es war ihm nicht beizukommen. Unter seinem Garten ging ein Gang, dort hatte er sich hinter einem Weinfasse verbarrikiert und schoß fortwährend. Da hat man ihm denn das Haus angezündet und er ist mit dem Hause verbrannt. Die Leiche, neben der ein geladener Revolver lag und zwei Doppelgewehre sich befanden, wurde gefunden.“ —

Wahrhaftig! Schön ist der Krieg! Er ist der Erzeuger alles Guten, Großen und Edlen! Nun, ich denke, diese Proben genügen, um einen glänzenden Gegenbeweis gegen diese leider noch immer sehr beliebte Behauptung zu bilden, die Tausende noch gedankenlos nachplappern. Sie alle und auch diejenigen, die darin nur eine Beträufung ihrer eigenen selbstgefästen Meinungen sehen, sollten dieses Buch lesen, das gerade noch zurecht kommt, um vieles gut zu machen, was infolge einer dichten Vermummung, mit der man die wahre Gestalt des Krieges verhüllte, unter der es sich behaglich spreizte, nur Anheil stiftete. Mag es auch vielen unangenehm sein, was ist dabei? Taufende werden sich darüber freuen, und auch jene müßten sich darüber freuen, denen durch dieses Buch die Kartenhäuser ihrer blutigen Weltanschauung ein-

stürzten. Bringt es doch Wahrheit, und Wahrheit ist zwar ein schmerzhaftes, aber ein radikales Mittel zur Besserung, für die Rettung und für die Auffassung zum Guten.

Alfred H. Fried.



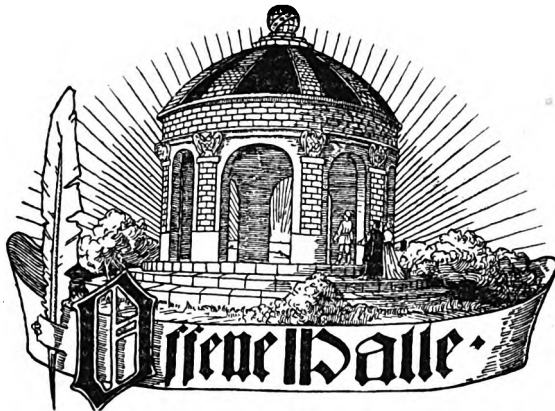
## Zur Psychologie der Todesstunde.

Es ist auffallend, so berichtet die „Politisch-Anthropologische Revue“ (Schürringische Verlagsanstalt, Eisenach), nach einem Aufsatze von Dr. P. Käfer im „Archiv für Kriminalanthropologie“, daß wir bezüglich der letzten Vorgänge in der Todesstunde eines Menschen so wenig Genaueres wissen. Nur bei einer einzigen Klasse von Menschen sind wir über die letzten Augenblicke, besonders in psychologischer Hinsicht, ziemlich gut unterrichtet: das sind die Hingerichteten. Doch ist hier sowohl das Individuum oft noch ein abnormes als auch die Todesstunde eine künstlich herbeigeführte, also mit normalen Verhältnissen schwer vergleichbar. In die eigentliche letzte Stunde fällt ganz oder teilweise der „Todeskampf“, der aber einerseits sich ziemlich lang ausdehnen, andererseits auch einmal ganz fehlen und in verschiedener Stärke auftreten kann. Von den Sinnesempfindungen bleibt das Gehör am längsten erhalten, wo schon umflortes Bewußtsein besteht, aber auf starkes Anrufen bei bereits halb verloschenen Augen doch noch auf Fragen sinngemäße Bewegungen mit dem Kopf, den Lippen, den Händen erfolgen oder gar vernünftige Worte. Die Gesichtswahrnehmung schwindet meist früher. Was den Zustand der Psyche in der Todesstunde betrifft, so sind nur zwei Fälle denkbar: Klarheit des Geistes bis zum letzten Atemzuge und mehr oder minder starke Erübung des Bewußtseins kürzere oder längere Zeit vor dem Tode. Ersteres ist selten, manchmal tritt Klarheit des Geistes nach starker Erübung momentan wieder auf. Die Erübung des Bewußtseins kann entweder eine Art Traumzustand sein oder der Sterbende redet irre, träumt laut scheinbar Unzusammenhängendes, in unbewußtem oder halbunbewußtem Zustand. Bei leichtem Umflortsein des Geistes gelangt der Sterbende wohl öfters auf sehr kurze Zeit zur vollen Klarheit und man hört dann oft Reden, welche die Anwesenden in Erstaunen setzen und die Sterbenden bisweilen geradezu in den Geruch der Prophetie gebracht haben. Meist wird von Sterbenden nur Unbedeutendes und Gleichgültiges gesprochen, was die Bedeutung der so fälschlich in den Himmel gehobenen „letzten Worte“ zuschanden werden läßt. Das anscheinend so überaus seltene Retitulieren der ganzen Jugendzeit oder einzelner Abschnitte daraus in der Todesstunde wird auch öfters von Erhängten, Ertränkten und Abgestürzten berichtet, die noch mit dem Leben wegkommen. Doch sind die Nachrichten und Aussagen darüber recht kritisch aufzunehmen. Es wird öfters berichtet, daß das Gesicht Sterbender zuletzt sich förmlich verklärt, was gewöhnlich auf Gottseligkeit bezogen wird. Eine andere Erklärung liegt aber näher. Wenn nach schwerem Todeskampf mit etwa vorhergehenden physischen oder psychischen Schmerzen, der dem Gesicht den Stempel höchster Angst aufdrückt, ein sanfter, ja verklärter Ausdruck auf den Gesichtszügen lagert, so wird dies durch das



Nachlassen des Muskeltonus erklärlich. Dies wird bei solchen mit vorher durchgeistigtem Gesicht noch deutlicher; die kurz vorher noch verzerrten Muskeln kehren in die alte Lage zurück, um freilich in der Totenstarre bald wieder sich zu verändern. Die physiologischen und psychologischen Erscheinungen der Sterbestunde sind bei Geisteskranken und Geistesgesunden sehr ähnliche. Die sogenannte Todesfurcht ist vorwiegend ein Produkt der Kultur. Wilde und ungebildete Völker kennen sie wenig oder nicht, ebenso die Kinder. Auch können religiöse Motive die Todesfurcht unterdrücken. Mit der Kultur wächst zweifelsohne der Selbsterhaltungstrieb und die Liebe zum Leben, weil das Leben selbst einen reicheren Inhalt gewinnt und somit mehr Wert erhält. Es ist daher ein schlechtes Zeichen einer Zeitperiode, wenn dieser Trieb sich abschwächt und die Selbstmorde sich häufen. Im allgemeinen hingen die Germanen mehr am Leben als die weniger gebildeten Sidromanen oder gar die Slawen. Doch spielt hier die Rasse die größte Rolle. — Ist aber der Tod schmerzhaft und ist er deshalb zu fürchten? Wenn auch das Leiden, das zum Tode führte, es war, so kann man wohl mit absoluter Sicherheit sagen, daß bei eingetretener Bewußtlosigkeit nichts mehr gefühlt wird, der eigentliche Tod also schmerzlos sein muß.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

## Krieg und Kultur.

Daß Krieg und Kultur sich nicht zusammenreimt, das könnte manchem der geneigten Leser fast als eine Selbstverständlichkeit erscheinen. Man könnte eine höhere Tochter deklamieren lassen: „Im Frieden blühen die Künste, gelten die Gesetze, golden stehen die Saaten, feierlich klingen die Glocken über die abendliche Flur; im Kriege dagegen schweigen die Musen, die Gesetze gelten nicht, die Saaten werden verwüßt, die Bande heiliger Ordnung werden gelockert, die Glocken aber läuten Sturm“, — ohne damit auf Widerspruch zu stoßen. Es gibt freilich auch Leute, die es anders meinen. Max Jahns z. B. nennt den Krieg den Vater und den Förderer der Kultur. Und hat er nicht nach einer Hinsicht recht gehabt? Weil der Kampf dem Menschen aufgezwungen war, so hat er sich Waffen geschmiedet, bald hat er angefangen, seinen Bogen zu verzieren, seine Schilde zu bemalen; hernach hat er seine Heldentaten befangen, in Stein gemeißelt, auf Leinwand geworfen. Wir hätten keine Ilias ohne den trojanischen Krieg, kein Nibelungenlied ohne den männermordenden Kampf an Attilas Hof. Der Alexanderzug hat griechische Bildung in den versumpften Orient getragen, die Kreuzzüge haben den dogmatisch beschränkten mittelalterlichen Rittern den Horizont erweitert. Das alles — es ist zugegeben — hat der Kultur gedient; aber nachdem sie zu ihrer heutigen Vollenendung gelangt ist, braucht sie den grausamen Stimulus nicht mehr; das Kind emanzipiert sich von dem rohen Vater. Kulturerzeugend ist übrigens der Krieg in Wahrheit nie gewesen; er gab nur Anlaß zur Entfaltung der der Menschheit angeborenen Kräfte. Moltke freilich meinte noch, der Krieg sei ein Stück der göttlichen Weltordnung; ohne ihn würde die Welt in den trassesten Materialismus versinken. Der Franzose Guy de Maupassant hat ihm darauf etwa folgendermaßen geantwortet: „Also, sich in Scharen von 400 000 Menschen zusammenschließen, marschieren Tag und Nacht ohne Ruhe, ohne Raft, an nichts denken, nichts studieren, nichts lernen, nichts lesen, niemandem nützlich sein, starren von Schmutz . . . dann eine andere Anhäufung menschlichen Fleisches antreffen, sich darüber herfürzen, Ströme von Blut vergießen . . . eindringen in ein fremdes Land, den Mann erwürgen, der sein Haus verteidigt,

die Wohnungen der Armen verbrennen, welche kein Brot mehr haben, die Möbel zerstören, die man in den Zimmern findet, den Wein trinken, den man in den Kellern findet, die Frauen schänden, die man auf der Straße findet, Millionen in Asche verwandeln und hinter sich das Elend und die Cholera zurücklassen, das nennt man ‚nicht in den krafftesten Materialismus verfallen‘.“

Ich möchte aber die These verfechten, daß der Krieg zu der von den christlichen Völkern heute erreichten Kulturstufe einen schroffen und unverföhnlichen Widerspruch bildet. Gewiß, es gibt auch niedere Arten der Kultur, bei denen der Gegensatz nicht — oder jedenfalls nicht so tief empfunden wird. Wenn ein Buschmann aus seinem Kraal, ein Indianer aus seinem Wigwam vertrieben wird, so mag er seinem Feinde zürnen; aber schon in ein paar Stunden hat er einen neuen Unterschlupf gefunden und daher wird der Eindruck von den schädlichen Wirkungen des Kriegs bei ihm kein tiefer sein. Schon schwerer nahmen es die Buren, als man ihnen ihre Farmen verbrannte. Immerhin haben sie die Schrecknisse des Kriegs noch nicht so tief empfunden, wie wir sie empfinden würden. Der preußische General von der Goltz hat in einem Aufsatze: „Die Lehren des Burenkriegs“ die Anschauung vertreten, daß die Buren zu dem jahrelang fortgesetzten Widerstande durch ihre Abhärtung befähigt gewesen seien, die sie ihrerseits ihrer minderwertigen Kultur zu verdanken gehabt haben. Unter den europäischen Völkern wären wohl die Russen die widerstandsfähigsten. Leute, die gewohnt sind, in der Zeit der Hungersnot die Strohdächer abzudecken, um das Vieh zu füttern; Leute, die noch fähig wären, wie weiland Johannes der Täufer von Heuschrecken und wildem Honig zu leben, sie könnten aller Wahrscheinlichkeit nach den Zermalmungsprozeß, den ein europäischer Krieg bedeutet, am längsten aushalten. Wir haben schon viel zu weiche Röcke an und liegen in viel zu weichen Betten. Wenn wir auch in alle Zukunft für unsre Streitigkeiten keinen andern Weg wissen als den der blutigen Entscheidung, und dabei doch eine Garantie des Siegs zu haben wünschen, so gibt's keine Wahl: wir müssen wieder auf Bärenhäuten liegen. Wollen wir das nicht, so gilt es, frei und offen zu bekennen: Unsre Kultur ist zu fein für den rohen Eingriff mit kriegerischer Hand. Wenn sich die Heere in der Sahara herumzuschlagen wollten — wir würden auch dagegen aus Menschlichkeit protestieren, aber es wäre doch bei weitem nicht so arg, wie wenn sie es in unsern Ländern tun, wo sie auf Schritt und Tritt ein Kulturwerk zerstören.

Gewiß, es gibt auch andersartige Kulturen als die unsrige; solche, die mit dem Kriege eher zusammenpassen, weil ihre Grundlage eine andere ist. Denken wir an die römische Kultur. Ausgehend von der heidnischen Anschauung, die den Staat zum Selbstzweck machte und Menschenrechte nur für den Bürger dieses Staats in Anspruch nahm, sind die Römer zu den rücksichtslosesten Eroberern geworden, welche die Weltgeschichte kennt. Schon ihre Agrarverfassung, derzufolge nur der erstgeborene Sohn den Acker erbte, während die Nachgeborenen sich neue Ländereien suchen mußten, drängte zu Eroberungen. Grausamkeit war ein hervorragender Charakterzug im Wesen dieses Volks. Ein Volk, das zu seiner Belustigung die armen Gladiatoren sich gegenseitig abschlachten und zu seiner Unterhaltung die unschuldigen Christen mit den wilden Tieren kämpfen ließ, das kann kein Vorbild sein für unsre Zeit. Und wenn unsre gebildete Jugend immer noch mit großer Gründlichkeit in den Geist gerade dieses Volkes eingeführt wird, so ist es kein Wunder, wenn sie dabei

nicht die Milch der frommen Denkart, vielmehr das Drachengift kriegerischer Besinnung in die Seele saugt. Einen kriegerischen Anstrich hat in unsern Tagen noch die türkische Kultur. Ein Volk, das der Religion von Schwert und Feuer huldigt und das aus dem Dämmerungszustand des Halbbarbarentums sich offenbar aus eigenen Kräften nicht erheben kann, das mag den Krieg zu seinen Daseinsbedingungen rechnen, steht aber eben damit eine tiefe Stufe unter den gesitteten europäischen Völkern. Schon nach flüchtiger Bekanntschaft sagten die Perser von den Türken, sie können nichts als essen, trinken, wohlleben und dreinschlagen, und das alles im Namen ihres Allah, für den sie ihre Schlachten zu schlagen meinen. Das ist der Unterschied zwischen Christen und Türken, den Bodenstedt in dem bekannten Vers geschildert hat:

Noch gläubig schlägt das Türkenheer  
Die Schlacht zum Ruhme seines Allah;  
Wir haben keinen Obhin mehr,  
Tot sind die Götter der Walthalla.

Unsre Kultur beruht doch tatsächlich auf christlicher Grundlage. Christlich ist der Schutz der Schwachen, christlich die Ehrfurcht vor dem menschlichen Leben, christlich Mitleid und Barmherzigkeit, christlich auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit andern Völkern. Aber wo bleibt im Kriege der Schutz der Schwachen, da doch die Vergewaltigung an der Tagesordnung ist? Wo bleibt die Ehrfurcht vor dem menschlichen Leben, wenn die edelste schaffende Manneskraft zu Tausenden der nationalen Herzenshärte auf geopfert wird? Wo bleibt Mitleid und Barmherzigkeit angesichts der Greuel, die in jedem Kriege geschehen? Wenn einer einmal eine Riesenliste von den schlimmen Folgen des Alkohols zusammenstellte und darüber schrieb: „17 Meter Schandtatens des Alkohols“, so könnte man mit den entsehlenden Geschehnissen des Krieges wohl einen Streifen füllen, der den ganzen Erdball zu umspannen fähig wäre. Und wo bleibt im Kriege die Solidarität der Völker? Heute noch weben die seidenden Bande der Liebe von einem Volke zum andern, herüber und hinüber; die eisernen Schienenstränge spannen sich wie sehnde Arme von einer Nation zur andern; das Telegraphen- und Telephonnetz vermittelt wie ein feingegliedertes Nervensystem die Empfindungen, die in den Zentren der Kultur sich finden, bis hinaus in die äußerste Peripherie. Nun kommt der Krieg: die Schienen werden aufgerissen, die Drähte abgeschnitten, die seidenden Bande zerstückt. . . . Welch ein Gewissenswiderspruch, der zwischen Christentum und Krieg besteht! Das Christentum — die Religion der Liebe, — der Krieg Mord und Brand, Blut und Feuer, „des Menschengeschlechts Brandmal, der Hölle lautestes, schrecklichstes Hohngelächter“, wie ihn Klopstock genannt hat. Das Christentum redet von dem Gott der Liebe, und wir bitten ihn, er möge uns helfen, unsre Feinde zu erschlagen! Das Christentum erstrebt den Bruderbund der Menschen, und wir stoßen ihm das Schwert in den Leib. An Weihnachten klingen's die Glocken, tönen's die Orgeln, predigen's die Pfarrer: „Friede auf Erden!“ — und daneben stehen sich die Heere kampferlustig auf blutigem Schneefeld gegenüber! Welch ein Widerspruch auf dem Gebiete der Schule! In der Religionsstunde hören die Kinder, daß es das ärgste Verbrechen sei, Menschen zu töten, und in der Geschichtsstunde werden die Gewalttäter, die möglichst viel Menschen getötet haben, als die größten Helden gefeiert. Ist es nicht in Wahrheit eine kraße Heuchelei, wenn Völker ihres Christentums sich rühmen und daneben blutige Kriege führen und dem Moloch ihre Kinder opfern?

Über ganz abgesehen von dem christlichen Charakter unsrer Kultur — es besteht ein prinzipieller Widerspruch zwischen allem, was den Namen von Kultur mit Recht an seiner Stirne trägt, und allem kriegerischen Tun der Menschen. Von diesem Standpunkt aus hat auch der alte Römer, wenn er Kriege führte, seinem eigenen Kulturbewußtsein ins Gesicht geschlagen, und der Buschmann wie der Indianer und der Türke — sie alle begehen, wenn sie auf den Kriegspfad sich begeben, eine kulturwidrige Handlung. Und unter uns muß auch ein — Heide, ein erklärter Nichtchrist zugestehen, daß der männermordende Mars und der heutige Kulturzustand sich nicht vertragen. Es sind bekannte Dinge, um die es sich hier handelt; sie müssen aber der Vollständigkeit wegen erwähnt werden. Die Kultur ist produktiv, der Krieg wirkt unproduktiv schon in seiner Vorbereitung; die Kultur ist aufbauend, der Krieg zerstörend; die Kultur ist nur unter Voraussetzung eines Rechtszustands zu denken; der Krieg verneint im Grundsatz alles Recht und setzt die blutige Gewalt an seine Stelle. Wie weit die Nationen kommen, die nicht am Zehrfieber des Militarismus leiden, den andern gegenüber, die an ihrer Rüstungslast zu schleppen haben, das geht aus folgender Notiz hervor: Im Jahre 1850 betrug das Nationalvermögen der Vereinigten Staaten 1700 Millionen Pfund Sterling, in England 4500 Millionen Pfund; nach 30 Jahren, im Jahre 1880, zeigte sich das umgekehrte Verhältnis: in England 6000 Millionen Pfund, in den Vereinigten Staaten 11 000 Millionen Pfund. Somit sind die Vereinigten Staaten nicht nur das reichste Land der Welt, sondern sie vermehren auch ihren Reichtum in unvergleichlich höherem Verhältnis als die europäischen Staaten. Deutschland zahlte im Jahre 1901 für Heer, Marine und Staatsschuldzinsen 1 139 494 951 Mk.; das macht auf den Kopf der Bevölkerung 14 Mk. 47 Pfg.; für einen Familienvater, die Familie zu 4—5 Köpfen gerechnet, 65 Mk.; für eine Stadt von 7000 Einwohnern rund 100 000 Mk. In Deutschland werden 8,66% des Staatsbudgets für Kulturaufgaben und 24,03% für unproduktive Zwecke (Heer, Marine, Schuldzinsen) aufgeopfert; das sind Zahlen, welche Bände reden. Der Zukunftskrieg aber wird noch ganz andere Opfer fordern. Nach einer Berechnung des russischen Staatsrats von Bloch würden die Kosten eines zwischen dem Zweibund und Dreibund geführten Zukunftskriegs täglich 82 Millionen Mark betragen, für Deutschland allein täglich 20 Millionen, für Österreich und Italien täglich je 10 Millionen; das halten wir kein halbes Jahr aus, und doch soll der Zukunftskrieg nach einem Ausbruch Moltkes unter Umständen mehrere Jahre lang dauern. Wird uns aber bei dieser Gelegenheit die Zufuhr abgeschnitten, — was keineswegs zu den Unmöglichkeiten zu rechnen ist, so ist die nächste Folge die Hungersnot —, die übernächste die Revolution. Daher soll man diejenigen, die das geliebte Vaterland vor solchem Jammer zu bewahren suchen, keine schlechten Patrioten schelten.

Die Kultur ist aber ferner konstruktiv, der Krieg destruktiv oder zerstörend. Wie kompliziert das Räuberwerk unsrer Kultur ist, das kann man sich auf unsren Ausstellungen zu Gemüte führen. Alle die Zauberwerke aber, die von einer mit Wissenschaft und Kunst verbündeten naturbeherrschenden Technik geschaffen werden, sie sind im Kriege barbarischer Zerstörung preisgegeben. Wir bauen Brücken, die Soldaten brechen sie ab; wir errichten Türme, die Soldaten sprengen sie in die Luft; wir stellen feingegliederte Maschinen auf, da fährt eine Bombe in den Maschinenraum und alles wird vernichtet; wir konstruieren schwimmende Paläste, und — die feindliche Marine versenkt sie.

Man wird wahrhaftig an das Wort von Hume erinnert: „Wenn ich die Nationen im Kriege begriffen sehe, kommen sie mir vor wie betrunkene Kerle, die sich in einem Porzellanladen mit Knüppeln herumschlagen.“

Die Kultur ist ferner nur denkbar unter Voraussetzung eines Rechtszustands, der seinerseits mit dem Frieden solidarisch verbunden ist. Im Kriege ist jedes Recht so gut wie vogelfrei. Im Frieden pflegt man sein Recht vor Gericht zu suchen, und je gesitteter man ist, um so ruhiger pflegt man es zu vertreten; nur ungebildete Menschen pflegen sich zu prügeln; im Kriege sucht man sich sein wirkliches oder vermeintliches Recht mit gepanzerter Faust selbst zu verschaffen, und merkt immer noch nicht, wie sehr man dadurch jeden wahren Rechtsgedanken im Prinzip verneint. Im Frieden besteht das Recht des Privateigentums; im Kriege holt man dem Bauern die letzte Kuh aus dem Stall und dem Bürger das letzte Geld aus der Tasche. Jetzt fahren unsere Rauffahrtschiffe ungefährdet über den Ozean; im Kriege wird keines sicher sein, ob es den Hafen erreicht, ob es nicht vielmehr unterwegs von einem feindlichen Torpedo in die Luft gesprengt wird. „Jede Stelle des Ozeans“, sagt ein Marineoffizier in der Nouvelle Revue, „wird Zeuge solcher Greuel sein.“ Im Frieden kennen wir ein Strafgesetzbuch, das Mord und Totschlag mit strengen Strafen bedroht; im Kriege wird der als Held gepriesen und mit Ehrenzeichen belohnt, der möglichst viele Menschen aus dem Wege räumt. Kein Wunder, wenn dann gewisse Leute meinen, die kriegerischen Grundsätze, wornach Gewalt vor Recht ergeht, dann auch aufs bürgerliche Leben übertragen zu dürfen.

Woraus erklärt sich nun aber das Fortbestehen dieses unvereinbaren Gegensatzes, der zwischen Krieg und christlicher Kultur besteht? Wie kommt es, daß dieser unveröhnliche Gegensatz heute so vielfach in seiner ganzen Schärfe noch gar nicht empfunden wird? Den Grund finden wir einmal in der einseitig transszendenten individualistisch-konservativen Anschauung des landläufigen Christentums. Es ist, als ob der Scheinwerfer der christlichen Wahrheit senkrecht nach oben gerichtet wäre, so daß man in seinem Scheine die himmlischen Wohnungen erblickt, indes die Welt in hoffnungslosem Dunkel liegen bleibt. Lassen wir diesen Scheinwerfer einmal wagrecht auf die Erde fallen, so erkennen wir in seinem Licht das Unerträgliche unfres heutigen Zustandes und werden dann auch Mittel suchen, die Verhältnisse zu bessern. Sowohl die Verhältnisse; denn was hilft es, wenn man in einseitig individualistischer Weise immer nur die einzelne Seele zu retten versucht und dabei fürchten muß, daß die Geretteten am Ende doch in den Weltuntergang verwickelt werden könnten? Und bessern müssen wir die Verhältnisse; denn es ist nicht das wahre —, sondern ein bequemes Christentum, wenn man nur das Bestehende erhalten will. In manchen Kreisen aber scheint das ganze Christentum in den Satz „Seid untertan der Obrigkeit“ zusammengeschrumpft zu sein. Und wenige verstehen es, daß nach der dritten Bitte im Gebet des Herrn nicht der Wille der Obrigkeit und nicht der Wille eines Vorgesetzten, sondern der Wille Gottes geschehen soll. Ein zweiter Grund für das kulturfeindliche Fortbestehen des Kriegszustandes ist zu finden in der einseitigen Betonung der Nationalitätsidee. Solang freilich die Nation als Selbstzweck betrachtet wird, solange man mit Freiherrn von Stengel behauptet, daß Deutschland immer vor der Menschheit kommen müsse, — so lang ist es sehr wahrscheinlich, daß wir immer wieder in kriegerische Verwicklungen hineingezogen werden. Solang die ganze auswärtige Politik darin besteht, daß ein

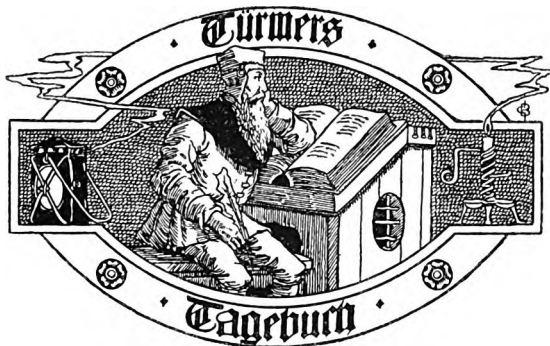
Wollt sich auf Kosten der andern Völker zu entfalten strebt, so lang liegt es freilich auf der Hand, daß es immer wieder zum Kriege kommen muß.

Das alles aber wird in großem Stile anders werden von dem Tage an, da die Diplomatie einsehen wird, daß es nicht ihre einzige Aufgabe sein kann, das Interesse eines Einzelstaates zu verfolgen, daß sie vielmehr das menschenwürdige Zusammenleben der Nationen zu ermöglichen hat. Graf Billow hat einmal gesagt: Nach den Prinzipien der reinen Moral könnte er keine auswärtige Politik treiben; er möchte dabei an die Stelle denken: „Wenn dich einer schlägt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar.“ Wir geben zu, daß diese Regel für die Politik nicht gelten kann, wohl aber jene andere: „Alles was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen;“ sie könnte heute schon vor allem in der negativen Form „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu“ zur Anwendung gelangen. Wenn du nicht willst, daß man deinem Vaterlande einen Feszen Lands weg-reiße, so hüte dich davor, dies fremden Vaterländern anzutun; wenn du nicht willst, daß man dir einen fremden Willen aufzuzwingen suche, so zwinge deinen Willen keinem schwächern Nachbarn auf!

Es wird aber den Diplomaten leichter werden, sittliche Gedanken anzuwenden, wenn der Völkerbund zustande kommt, um den die Friedensfreunde schon so lange kämpfen. Gegen Verbündete braucht man nicht mehr den Qui-vive-Standpunkt des alten Lagerlebens einzunehmen; man kann sich ihrer Blüte freuen, ohne dadurch sich selbst geschädigt zu fühlen; man wird sich selber fördern, wenn man ihren Fortschritt sucht. Der Abschluß eines solchen Bündnisses wäre ein gewaltiger Schritt vorwärts auf dem Wege, der dahin führen muß, die Menschheit von dem größten aller Flüche, dem des Brudermords, zu befreien. Ein vernünftig organisiertes Schiedsgericht aber hätte etwaige Differenzen auf Grund eines von den Mächten anerkannten geschriebenen Völkerrechts auszugleichen. Dann wäre es eine Lust, zu leben. Heute aber leben wir vielfach noch in Zuständen, deren sich gebildete Nationen schämen sollten.

B. Amfrid.





## Wie der Staat gerettet wird.

Wer als unbefangener Beobachter jenem Kampfe zuschaut, der angeblich für Religion, Sitte und Ordnung gegen den Umsturz geführt wird, dem muß der Glaube, daß es sich wirklich um die ehrliche Wahrung dieser „heiligsten Güter“ handelt, je länger desto mehr abhanden kommen. Zum mindesten erweist sich der „Kampf“ als ein „Versuch“ mit den denkbar „untauglichsten Mitteln“. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, die Staatsautorität zu schützen, wenn sie sich selbst systematisch und andauernd untergräbt, sich sozusagen wie die Schlange in den eigenen Schwanz beißt. Und es ist ein verhängnisvoller Wahn, die Achtung vor der bestehenden Ordnung anders zu erhalten, als durch die Achtung vor den bestehenden Gesetzen. Sobald die Staatsgewalt ihren erhabenen Standpunkt über den Parteien verläßt, mit zweierlei Maßen und Gewichten mißt und wägt, hat sie den moralischen Rechtsanspruch auf das Vertrauen der Bürger verwirkt. Und wenn sie nun gar mit sich selbst uneins wird, wenn die rechtssprechenden Instanzen sich ohnmächtig erweisen, ihren maßgebenden Erkenntnissen bei den untergeordneten ausführenden Organen rechtskräftige Geltung zu verschaffen, so sind das doch Zustände, von denen wohl auch der rabiateste Scharfmacher nicht behaupten wird, daß sie geeignet seien, das Ansehen der staatlichen Autoritäten zu erhöhen oder Religion, Sitte und Ordnung zu fördern.

Lassen wir die Tatsachen reden.

Immer wieder werden Arbeiter-Streitposten, die sich in keiner Weise gegen das Gesetz vergangen haben, von der Polizei verhaftet und mit Strafmandaten bedacht. Immer wieder werden diese „staatsgefährlichen Subjekte“ von den Gerichten freigesprochen, das Verfahren der Polizei als der gesetzlichen Berechtigung entbehrend gekennzeichnet, öfter auch die Kosten der Staatskasse auferlegt. Man sollte meinen, die Polizei würde nun, nachdem das Gesetz gesprochen, von weiteren ungesetzlichen Gewaltmaßregeln in solchen Fällen Abstand nehmen? Aber weit gefehlt! Es wird munter weiter ver-



haftet und weiter „gestraft“. Was hilft's, daß der Richter die Strafe aufhebt, das Subjekt ist in der Tat an der Ausübung seiner staatsbürgerlichen Rechte verhindert worden, hat die Unnehmlichkeiten der Verhaftung, des Aufenthalts in der Wachtstube und im grünen Wagen, öfter auch noch einen 24 stündigen Arrest gekostet, hat also — trotz Gesetz und Richter! — seine Strafe weg. „Sobald sich die Streitposten in Ausübung ihres gesetzlich gewährleisteten Streitrechts weigerten, den Aufforderungen der Polizeibeamten nachzukommen,“ — ich folge hier verschiedenen Berichten, — „wurden sie einfach wie gewöhnliche Verbrecher sistiert, stundenlang zur Feststellung ihrer Personalien auf der Polizeiwache festgehalten, nicht selten sogar im grünen Wagen nach dem Polizeipräsidium befördert und schließlich mit einem Strafmandat in der Höhe von 10 bis 30 Mark bedacht. Aus den Zeugenaussagen der Schutzleute ging meistens klipp und klar hervor, daß die Reviervorstände den Unterbeamten gleich bei Ausbruch eines Streiks die generelle Anweisung gegeben hatten, keinen Streitposten auf der Straße in einer gewissen Nähe der bestreikten Fabrik zu dulden. Die Bekundungen der Polizeibeamten vor Gericht konnten fast den Eindruck erwecken, als sei es der Polizeibehörde völlig gleichgültig, ob die gerichtlichen Entscheidungen über die Strafmandate zur Freisprechung der Streitposten führten oder nicht; der einzige Zweck schien zu sein, den Arbeitern unter Berufung auf die Verkehrsordnung das Streitpostenstehen im Interesse der Arbeitgeber unmöglich zu machen. Anders hätte die Polizeibehörde nicht von vornherein generelle Instruktionen zur Fortweisung der Streitposten erlassen können, sondern von Fall zu Fall prüfen und entscheiden müssen, ob der einzelne Streitposten sich eines Verstoßes gegen die Straßenordnung schuldig machte oder nicht.

„In mehreren gleichlautenden Urteilen stellte sich die 8. Strafkammer nunmehr auf den Standpunkt, daß das Vorgehen der Polizei gegen die Streitposten ungerechtfertigt ist, wenn sich ein Streit in voller Ruhe abspielt und von den Streikenden keinerlei tätige Ausschreitungen gegen Arbeitswillige begangen oder Aufläufe und dadurch wirkliche Verkehrsbehinderungen verursacht werden. Sobald jedoch Ruhestörungen oder Zusammenstöße mit Arbeitswilligen vorkommen, wird auch der Polizei auf Grund der Straßenordnung das Recht zugestanden, die Streitposten fortzuweisen, weil möglicherweise erneute Ausschreitungen zu befürchten sind und solchen im Interesse der öffentlichen Ruhe und Ordnung wie der Bequemlichkeit und Sicherheit des Verkehrs vorgebeugt werden muß. So lautet die gerichtliche Formel. Bezüglich der Anwendung der Straßenordnung heißt es in den Urteilen: „Das Streitpostenstehen an sich ist nicht strafbar; das schließt jedoch nicht aus, daß durch die Art und Weise seiner Ausführung gegen irgend eine Strafbestimmung verstoßen wird. So bestraft die im Interesse der Sicherheit und Bequemlichkeit des Verkehrs ergangene Straßenordnung vom 31. Dezember denjenigen, welcher der an ihn im Verkehrsinteresse ergangenen

Aufforderung des Aufsichtsbeamten nicht Folge leistet; es muß diese Aufforderung indes im Interesse der Sicherheit und Bequemlichkeit des Verkehrs objektiv notwendig sein.' Nachdem nun auf die Aussagen der Polizeibeamten, die absolut nichts Belastendes zuungunsten der angeklagten Streikposten bekunden konnten, eingegangen und daraus erwiesen ist, daß sie die Streikenden lediglich deshalb entfernt und sistiert hatten, weil sie Streikposten standen, heißt es in den Urteilen weiter, lasse sich ein solches Vorgehen auf Grund der Straßenordnung nicht rechtfertigen, denn, dann würde ja eine an sich erlaubte Handlung durch den Befehl des Schuzmanns zu einer unerlaubten, das verkehrspolizeiliche zu einem Autoritätsdelikte'.

„Bis jetzt kam die Mehrzahl der also polizeilich gemäßregelten Arbeiter durch die Gerichte entweder gänzlich von Strafe frei, oder es wurde ihnen die in den Strafmandaten zubittierte Geldstrafe doch erheblich ermäßigt. Bei den Freisprechungen betonten die Gerichte auch in mehreren schriftlichen Urteilen ausdrücklich, daß die Polizei die Straßenordnung in gänzlich ungerechtfertigter Weise gegen die betreffenden Arbeiter zur Anwendung gebracht habe. Doch die Polizei schert sich den Teufel um solche Gerichtsurteile. Sie schickt ihre Strafmandate nach wie vor in die Welt, obschon sie der Freisprechungen der damit drangsalierten Arbeiter schon im voraus sicher sein müßte. Die Polizei gibt der Straßenordnung sogar eine neue erweiterte Auslegung, sie bezieht das ‚Berliner Straßentjuwel‘ nicht nur auf Vorfälle, die sich auf der Straße abspielen, sondern sie maßt sich jetzt schon an, Streikposten aus den Häusern (!) auszuweisen, weil sie auch dort den Verkehr behindern sollen! Und das alles auf Grund der Straßenordnung.

„Während des letzten Drücker- und Gürtlerstreiks in Berlin sind eine ganze Anzahl Arbeiter, die Streikposten standen, aus Häusern, Torwegen, Hausfluren zc. von den Beamten hinausgejagt, im Weigerungsfall sistiert und dann mit Strafmandaten bedacht worden. Der erste dieser ‚Fälle‘ wurde kürzlich vor dem Schöffengericht erörtert. Die Sache betraf den Gürtler H., der am 22. September im Hausflur der Eckardschen Fabrik in der Brunnenstraße als Streikposten stand. Flugs kam ein Schuzmann, wies ihn dort fort und nahm ihn, als er nicht gutwillig gehen wollte, mit zur Wache. Das Strafmandat über 30 Mk. ließ nicht lange auf sich warten. Ohne in eine materielle Prüfung des Strafdelikts näher einzutreten, sprach das Gericht den Angeklagten frei, weil der Polizei überhaupt kein Recht zustehe, die Straßenordnung auf Vorgänge anzuwenden, die sich gar nicht auf der Straße abgespielt haben. Wenn der Angeklagte im Hausflur irgend jemand lästig gefallen wäre, so wäre es Sache des Wirts oder des Fabrikbesizers gewesen, ihn dort fortzuweisen oder wegen Hausfriedensbruchs gegen ihn vorzugehen. Ein selbständiges Einschreiten der Polizei gegen den Angeklagten aber entbehre jeder berechtigten Begründung.

Am allerwenigsten aber könne der Angeklagte den öffentlichen Verkehr behindert haben, und es komme somit die Straßenordnung von vornherein bei ihm nicht in Betracht. . . .

„Diese Parteinarbeit von Organen des Staates der Sozialreform“, bemerkt hierzu der „Vorwärts“, „hat den einzelnen gewiß sehr geschädigt, der Arbeiterschaft aber unzählige Anhänger erworben. Auch der jetzt geführte Polizeikampf gegen anständige Arbeiter schädigt jeden Betroffenen, denn selbst im Falle der Freisprechung entstehen dem behördlich in der Ausübung seiner Pflicht gehinderten Mann Unkosten, die ihn in seiner Armut doppelt drücken. Wäge aber einmal ein an der Erhaltung der heutigen Ordnung interessierter Mann darüber nachdenken, welche verwüstenden Wirkungen dieser Polizeikampf auf den Sinn für Geseßlichkeit ausüben muß.“

Hand aufs Herz: ist das wahr oder nicht? —

Das Schöffengericht zu Moabit hatte über eine Serie von Strafmandaten zu entscheiden, die einer Reihe von Streikposten anlässlich des bekannten Streiks bei Mehlich polizeilich zudiktirt worden waren. Es handelte sich um siebenzehn Fälle; in sechzehn Fällen sollten sich die Beschuldigten wie gewöhnlich gegen die berühmte Straßenordnung vergangen haben, in einem Falle wurde dem Angeklagten grober Unfug zur Last gelegt. Wieder war es das alte Lied: sämtlichen Angeklagten war während der Dauer des Streiks der Aufenthalt in der Sophienstraße wie auch in den angrenzenden Straßenzügen verboten worden. Als sie sich demgegenüber auf das Koalitionsrecht beriefen, wurden sie einfach wie Verbrecher zur Wache sistirt und teilweise sogar im „grünen Wagen“ nach dem Polizeipräsidium gebracht, wo man sie 24 Stunden lang einsperrte. Eine Angeklagte — es befanden sich nämlich auch mehrere Arbeiterinnen darunter — hat ihrer Angabe nach bei der Sistierung von dem betreffenden Wachtmeister noch einen heftigen Stoß vor die Brust erhalten. Zu der Sache waren nicht weniger als 35 Zeugen geladen, darunter einige 20 Schutzleute nebst drei Polizeileutnants. Die Beweisaufnahme gestaltete sich in mehr als einer Hinsicht außerordentlich interessant, besonders bei den Aussagen der Polizeibeamten. Durch die gesamten Bekundungen der Beamten, einschließlich der Offiziere, zog sich wie ein roter Faden die Aufassung hindurch, daß gegen streikende Arbeiter mit aller polizeilich zulässigen Schärfe vorgegangen werden müsse, weil es eben streikende Arbeiter sind. Die Aussagen darüber, ob die Streikenden jemand belästigt und bedroht oder die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung sowie die Bequemlichkeit des Verkehrs gestört hätten, waren fast alle gleichlautend; ebenso die Meinung darüber, worin denn diese Belästigungen, Verkehrsstörungen usw. eigentlich bestanden haben sollen. Immer lautete die stereotype Antwort: Ja, der Angeklagte sprach mit den Arbeitswilligen, er redete auf sie ein oder versuchte mit ihnen zu sprechen, das war eben die Belästigung. Oder:

Der Angeklagte ging auf und ab, dadurch behinderte er den Verkehr usw.

Bei der Zeugenvernehmung über die angeblichen Vergehen gegen die Straßenordnung bekundete Polizeileutnant B.: Wenn kein Streik gewesen wäre, dann würde auf Grund der Straßenordnung jedenfalls gegen niemand eingeschritten worden sein. So aber standen Ausschreitungen gegen die von der Bahn nach der Fabrik transportierten (!) Arbeitswilligen zu befürchten. Als sich darauf der Amtsanwalt erhob und ganz verwundert fragte, ob die Arbeitswilligen denn polizeilich „transportiert“ worden seien, antwortete der Leutnant bejahend; diese Anordnung sei von der Hauptmannschaft gleich vom ersten Streiktag an getroffen worden. — Einem Schutzmann, der auch ohne jeden Beweis schlankweg behauptete, daß ein Angeklagter den Verkehr behindert habe, bemerkte der Vorsitzende: auf so vage Behauptungen hin könne doch niemand von einem königlich preussischen Gericht verurteilt werden. Als Leutnant B. unter anderm noch über den angeblich starken Verkehr in der Sophienstraße befragt wurde, antwortete er, das Publikum habe sich schon deshalb zahlreich eingefunden, weil es dort — all die Schutzleute stehen sah. Köstlich! Weiter bekundete ein Beamter: Ein Streikposten sei auf Anordnung des Leutnants sifstiert worden, weil er einem andren Sifstierten lächelnd nachgeblickt hätte!

In der Urteilsbegründung folgte das Gericht im wesentlichen den Ausführungen des Verteidigers. Es müsse anerkannt werden, daß sich die Streikenden durchaus ruhig und anständig benommen hätten. Die Behauptungen, daß die Streikenden Arbeitswillige bedroht, belästigt oder geschlagen, seien auszuschneiden, da wirkliches Belastungsmaterial in dieser Hinsicht von der Polizeibehörde nicht beigebracht worden sei, obwohl diese Zeit genug dazu gehabt hätte. Ein Urteil sei aber nur auf Grund von Tatsachen zu fällen, nicht auf Grund von Behauptungen. Aus der ganzen Beweisaufnahme habe sich nun ergeben, daß von einer Verkehrsstörung gar nicht die Rede sein könne. Auch Unter den Linden und in der Friedrichstraße komme es bisweilen zu Stauungen der Passanten, doch würde es keinem Polizeibeamten einfallen, dort einzelne Personen herauszugreifen, um auf Grund der Straßenordnung ihre Bestrafung zu veranlassen. Im ganzen betrachtet, seien die Angeklagten aber auch den Anforderungen der Beamten, weiter zu gehen, bereitwillig nachgekommen, deshalb habe außer in einem einzigen, gelinde liegenden Fall auch „nicht ein Schimmer von Veranlassung“ zum Einschreiten gegen die Streikenden vorgelegen. Aus all diesen Gründen habe das Gericht auf kostenlose Freisprechung erkannt. Nur in einem Falle sei ein Angeklagter unter Freisprechung von drei Strafdelikten zu 3 Mk. Geldstrafe verurteilt worden, weil er auf den Granitplatten des Bürgersteiges stehen geblieben war.

Seltene polizeiliche Anschauungen von Gesetz und Recht hat auch eine Verhandlung vor dem Schöffengericht in Beuthen (Oberschlesien) zutage gefördert. Auf der Anklagebank saßen aber dieses Mal nicht Sozialdemokraten, sondern staatszerhaltende Kämpen für Religion, Sitte und Ordnung. Der gemeinschaftlichen Körperverletzung angeklagt waren der Kirchendiener W., der Buchhalter T. und der Fleischbeschauer C. Sie sind nach Beendigung einer Zentrumswähler-Versammlung über sozialdemokratische Flugblattverteiler, die vor dem Versammlungslokal auf der Straße ihre Wahlarbeit verrichteten, hergefallen und haben sie in Gemeinschaft mit anderen, nicht ermittelten Personen mißhandelt. Die Beweisaufnahme vor dem Schöffengericht ergab durch die eidlichen Aussagen sowohl der Mißhandelten wie anderer, nicht zur sozialdemokratischen Partei gehörender Augenzeugen des Vorfalles folgendes Bild: Am Abend des 28. Mai verteilten die „Genossen“ Th. und We. an die aus einer Wählerversammlung des Zentrums kommenden Personen Flugblätter für die Wahl Dr. Winters. Sie hatten sich rechts und links vom Eingang zum Lokal auf der Straße aufgestellt, ohne irgendwie den Abzug der aus dem Saal kommenden Versammlungsbesucher zu hindern. Plötzlich erhielt Th. vom Kirchendiener W. einen Stoß, daß er ein Stück auf die Straße flog, dann packte W. den Th. am Genick und schlug auf ihn ein, gleichzeitig andre zum Schlagen auffordernd, die dieser menschenfreundlichen Aufforderung des christlich frommen Mannes auch bereitwillig Folge leisteten, so daß Th. auf die Knie zusammensank. Er wurde dabei auf die andre Seite der Straße gezerrt, wo ein Polizeibeamter mit den Händen auf dem Rücken dem erhebenden Schauspiel zusah, ohne einzuschreiten. Ja, als der Mißhandelte sich aufrichtete und in seiner Not den Beamten um Schutz bat, erklärte derselbe nach beschworener Zeugenaussage: „Sozialdemokraten haben keinen Anspruch auf Schutz!“ Nun drang die Menge wiederum auf Th. ein, dem man die Flugblätter längst entriß und in den Rinnstein geworfen hatte. Wiederum zeichnete sich der Mann der Kirche, W., bei den Mißhandlungen besonders aus, er packte Th. an der Gurgel und zertraste ihm die Schläfe, doch auch andre halfen kräftig, insbesondere der Fleischbeschauer C., der mit den Fäusten auf den Wehrlosen einhieb. Selbst als ein anderer Polizeibeamter dazu kam und nun Th. (!) festhielt, um ihn zu verhaften, schlug C. nach den eidlichen Aussagen der Zeugen noch auf Th. ein. Auf die Frage des Vorsitzenden, warum denn Th. und nicht diejenigen, die ihn mißhandelten, zur Wache gebracht wurden, erklärte der Polizeibeamte in der Verhandlung, dies sei zu dessen Schutze geschehen, denn sonst hätten die Leute ihn wohl noch totgeschlagen! Auch der andre Flugblattverbreiter We. wurde gestoßen und geschlagen, und als Th. abgeführt wurde, schrien die braven Stützen von Religion, Sitte und Ordnung: „Hier ist noch einer!“ worauf

ein anderer Polizeibeamter auch We. packte, um ihn mit der Bemerkung: „Komm nur mit, du Lumpensack!“ ebenfalls zur Wache zu führen, welche Absicht der Gesetzeshüter erst aufgab, als nun doch verschiedene andre Leute empört dagegen protestierten.

Das Gericht sprach nach kurzer Beratung den angeklagten Th. kostenlos frei und verurteilte W. wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung unter Annahme mildernder Umstände zu 15 Mk., C. wegen einfacher Körperverletzung zu 10 Mk. Geldstrafe. In der Urteilsbegründung heißt es, daß es sich im Grunde doch nur um unerhebliche (!) Erzeffe handelte, und daß die erregende Situation, die durch einen erbitterten Wahlkampf erheblich gesteigerte Erregung, die erklärlicherweise auf beiden Seiten (!) zu Schimpfwörtern geführt hätte, bei der Strafzumessung mildernd in Betracht gezogen werden mußte.

Ja, die Gerechtigkeit kann auch gnädig und milde, voll tiefen Verständnisses für menschliche Schwächen sein: „Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder, — Unsterbliche heben verlorene Kinder — Mit feurigen Armen zum Himmel empor —.“ Nur müssen die „verlorenen Kinder“ brave Ordnungssäulen sein und keine „roten Vorstentiere.“ Man denke an den Laurahütter Wahlkratwallprozeß mit seinen unglaublichen Gefängnis- und Zuchthausstrafen. Und die „Situation“ war dort doch auch „erregend“, ja noch viel erregender als hier; und die „Erregung durch einen erbitterten Wahlkampf“ doch auch „erheblich gesteigert!“

Keinerlei Zwang in ihrer Parteinahme in dem Interessentkampf zwischen Arbeitern und Kapitalisten haben sich die staatlichen Gewalten bei dem Streik der Weber in Crimmitschau auferlegt. Das Bild, das Bebel darüber im Reichstage entwarf, konnte von dem sächsischen Bundesrats-Bevollmächtigten im wesentlichen nur bestätigt werden, so daß also die Bebel'sche Darstellung, vielleicht mit geringen Einschränkungen, als authentisch gelten darf:

„In Crimmitschau stehen jetzt 7000 Arbeiter in der sechzehnten Woche im Streik. Die Arbeiter sind ausgesperrt worden, weil sie eine Verkürzung der Arbeitszeit von elf auf zehn Stunden, eine Verlängerung der Mittagspause von einer Stunde auf anderthalb Stunden und eine Lohnerhöhung von fünf bis zehn Prozent gefordert hatten. Die Löhne in Crimmitschau sind schlecht. Selbst die „Kölnische Zeitung“ hat darauf hingewiesen, daß im Rheinland höhere Löhne gezahlt werden. Die Arbeitgeber haben bei der Aussperrung von ihrer Macht Gebrauch gemacht. Sie haben den Arbeitern den Krieg erklärt. In diesem Krieg aber müssen nun auch die Waffen gleich sein. Es ist die verdammte Pflicht und Schuldigkeit des Staates und der Behörden, daß sie sich neutral verhalten. Die Crimmitschauer Behörden haben sich aber zugunsten der Arbeitgeber in unerhörter Weise eingemischt. Die paar Arbeitgeber haben es leicht, sich zu verständigen. Die Tausende von Arbeitern

müssen aber in Massenversammlungen zusammentommen, und dieses Zusammentommen wird ihnen jetzt unmöglich gemacht. Wir sind das ja von Sachsen gewöhnt. Mir ist kein Fall bekannt, daß ein höherer sächsischer Staatsbeamter einmal auf Seite der Arbeiter getreten wäre, immer auf Seite der Unternehmer. Anfangs hat ja der Crimmitschauer Bürgermeister vermitteln wollen, die Arbeitgeber haben es zurückgewiesen, ebenso wie eine Vermittelung des Gewerbegerichts. Ausschreitungen sind so gut wie gar nicht vorgekommen. Ich kann Ihnen (nach rechts) nur sagen, die Selbstbeherrschung, welche die Crimmitschauer Arbeiter bewiesen haben, hätten Sie in ähnlichen Fällen nicht beobachtet. Man ist zu einer neuen Ausmessung der Säle geschritten; Säle, die nach behördlicher Schätzung für 1000 Personen Raum bieten, sollen jetzt nur für 900 Personen Platz haben, gerade als ob die Arbeiter während der langen Hungerwochen um so viel dicker geworden wären. Zu solchen Mitteln greifen die Behörden gegen die armen Arbeiter.

„Die Folge davon war, daß sich die gesamte deutsche Arbeiterschaft mit den Crimmitschauer Genossen solidarisch erklärt hat und die Unterstützungsgelder, je länger der Streik dauerte, erhöht werden konnten. Das Vorgehen der Behörden ist ja erklärlich, wenn man hört, daß der Bürgermeister von Crimmitschau der Schwiegersohn eines der reichsten Fabrikanten ist, daß ein großer Teil der Fabrikanten in der Stadtverordneten-Versammlung und im Stadtrat sitzt. In den letzten Tagen ist nun ein Ukas der Amtshauptmannschaft ergangen, in dem jedes Sanzvergnügen, jede Versammlung untersagt, sozusagen der kleine Belagerungszustand über Crimmitschau verhängt wird. Mit Gewalt will man die Arbeiter unter die Füße der Unternehmer drücken. Man hofft, daß sie mutlos werden, wenn sie sich nicht mehr gegenseitig in Versammlungen anfeuern können. Ist das nicht skandalös, ist das nicht ein Mißbrauch der Amtsgewalt? Die Auszahlung der Unterstützungsgelder geschieht in zahlreichen Lokalen, aber trotz der vielen Lokale sind natürlich Ansammlungen dabei nicht ganz zu vermeiden. Von der Polizei wird aber jede Ansammlung vor den Türen verboten, und in den Lokalen dürfen außer dem Komitee nicht mehr wie sechs Streikende zur Empfangnahme der Gelder auf einmal sich aufhalten. In jedem Lokal sind zwei Gendarmen postiert, welche diesen sechs Leuten sogar jede Unterhaltung verbieten. Das ist skandalös, das ist mit einem Worte echt sächsisch. Man hat die Flugblätter der Arbeiter konfisziert, sie selbst ins Gefängnis geworfen, aber als ein Fabrikant einen Arbeiter anfaßte und ihm seinen Rock zerriß, hat der Staatsanwalt ein Einschreiten abgelehnt. Empörende Zustände für die sächsische Arbeiterklasse! Käme wieder ein 16. Juni, die Regierung würde noch eine ganz andre Antwort bekommen. Die sächsische Regierung hat noch nicht genug, es muß noch besser kommen. Die Fabrikanten suchen

Streifbrecher in der ganzen Welt, das nehme ich ihnen nicht übel, aber daß sie mit betrügerischen Mitteln vorgehen, ist empörend. Hier habe ich Briefe von Arbeitern, die erklären, daß sie schmäblich getäuscht worden sind! Tausende von Arbeitern hungern; daß sie das um ihrer Ehre willen tun, verdient unsre Hochachtung. Viel mehr moralischer Mut, angesichts der Frauen und Kinder hungern zu müssen, als in der Schlacht vor die Mündungen der Gewehre zu treten. Und was wird weiter die Folge sein? Das soziale wirtschaftliche Leben Crimmitschau wird vollständig vernichtet, Hunderte und aber Hunderte von kleinen Geschäftsleuten gehen bankrott, die Hauswirte bekommen keine Miete, die Industrie hat den schwersten Schaden. Die Hartnäckigkeit des Unternehmertums, wo die Textilindustrie wie nie blüht, ist unbegreiflich. Dabei ist alle Erfahrung dafür, daß die Abkürzung der Arbeitszeit von elf auf zehn Stunden keinen Schaden bringt, keine einzige Industrie der Welt ist bis heute durch Arbeiterschutz-Maßregeln in ihrem Bestande angetastet worden, sondern, sobald sie sich angepaßt hat, floriert sie, wie nie. Die Unternehmer sagen: Gegen den Zehnstundentag hätten wir nichts, aber er müßte gesetzlich für alle eingeführt werden. Sotwohl, wenn wir hier einen Antrag einbringen, stimmen sie, die Unternehmer, ihn nieder und dann verlangen sie ihn. England hat den Zehnstundentag schon seit 1884 und heute beträgt die Arbeitszeit in der Textilindustrie 50—52 Stunden gegenüber den 66 Stunden in Deutschland. . . .“

Gegen diese schweren Anklagen wußte der Vertreter Sachsens kaum mehr ins Feld zu führen, als daß in den fünfzehn Wochen eines Streiks von 7500 Arbeitern ganze 16 Fälle vorkamen, in denen Streikende wegen „Belästigung Arbeitswilliger“ verurteilt worden sind. Alles übrige in seiner Erwiderung ist mehr Zugeständnis als Widerlegung. Man höre nur: „Formell muß ich zugeben, daß eine Aussperrung vorliegt.“ Oder: „Ich muß anerkennen, daß in der ersten Zeit die Haltung der Arbeiter im wesentlichen eine durchaus würdige war. . .“ Oder: „Ich muß zugeben, daß der jetzige Zustand dem kleinen Belagerungszustand ähnlich sieht.“

Wie ähnlich — geht aus einer anderen Schilderung hervor: „Durch die Straßen patrouilliert etwa ein halbes Hundert Gendarmen auf Kosten der Stadtgemeinde; sechs Mark Kriegszulage pro Tag, einzelne wohl noch mehr. Der nächste Steuerzettel wird die Rechnung dafür aufmachen.“

„Auf dem Bahnhof erhält man beim Verlassen des Zuges die erste Probe von dem zwar nicht offiziell proklamierten, aber tatsächlich bestehenden Belagerungszustand. Auf dem Perron, vor dem Durchlaß, stehen zwei Gendarmen, die jeden Antommenden mit Blicken mustern, daß ein Berliner Polizeiwachtmeister die Augen niederschlagen würde. Unter der Tür der Bahnhofshalle steht der Billetttschaffner; in der Halle



selbst drei, fünf, zehn, auch zwanzig Gendarmen. Wer etwa aus Neugierde oder verblüfft stehen bleibt, wird zum sofortigen Weitergehen aufgefordert. Niemand darf stehen bleiben, nur die Restauration ist noch neutraler Boden, wo man nach Belieben sitzen oder stehen kann. Wie lange noch? Für das gewöhnliche, ordinäre Publikum findet bei jedem Zug „kleiner Empfang“ statt, d. h. mit fünf bis sechs Gendarmen. Sind aber Arbeitswillige signalisiert, dann ist „großer Empfang“, etwa wie bei einem gekrönten Haupt. Im Minimum zwanzig Gendarmen in voller Kriegsgarnitur, Doppelbüchse nebst Seitengewehr, fassen Posto; die Fabrikanten oder deren Beamte sind mit dabei, die frische Ware in Empfang zu nehmen, die draußen in Böhmen oder Bayern erstanden worden ist. Gendarmen voran, Gendarmen hinten, Gendarmen links, rechts und in der Mitte, so halten die „Kausreißer“ ihren Einzug. Schrecken malt sich bei manchem Kausreißer auf dem Gesicht, die meisten getrauen sich nicht aufzublicken, sie scheinen Verständnis für die Eigenart ihres Beginns zu haben.

Ein halbes Duzend Streikbrecher, zwanzig Gendarmen und ebensoviele Fabrikbeamte bezw. Unternehmer, sowie eine Schar Neugieriger ist so ungefähr die Regel bei diesen Aufzügen, die ausnahmsweise nicht verboten sind. Man hört auch in Bürgerkreisen nur eine Stimme über diese Aufzüge, daß sie eine Schande seien, aber nicht für die Ausgesperrten.

Ein andres Bild. „Es ist mittags  $\frac{1}{2}$  12 Uhr. Vom Thüringer Hof aus, dem Bayrischen Hof und vom Kriegslager im Museum neben der — Laurentiuskirche, rückt die bewaffnete Macht ins Okkupationsgelände: vor die Industriefaläste. Mit Argusaugen wird die Umgebung beobachtet, Haustüren und Häuser einer eingehenden Betrachtung unterzogen, dann vor Fabrikatoren Halt gemacht. Die Dampffirene ertönt, und husch, husch, scheuen Blickes, wie das böse Gewissen, jagen die paar Arbeitswilligen dahin. Unnütze Angst, unnötige Eile; niemand will den „Kausreißern“ etwas zuleide tun, niemand kann ihnen etwas anhaben, denn da steht, stramm in Wehr und Waffen wie ein Kriegsgott, der Herr Gendarm, unweit davon ein Kollege.

„Auch hier ist Stehenbleiben streng verboten; Bewegung ist ‚Gesetz‘ in Crimmitschau.

„Schwer lastet der behördliche Druck auf den Ausgesperrten; ihre öffentlichen und ihre Kontrollversammlungen sind verboten, die Auszahlung der Unterstützungen in unerhörtester Weise erschwert, Strafmandate und Anklagen hagelt es förmlich . . .“

Als charakteristisch wird noch folgender Vorgang erwähnt. Einige Gutsbesitzer der Umgegend hatten zwei Mitgliedern der Streikkommission Kartoffeln zur Linderung des Elends der streikenden Weber geschenkt. Die Abfuhr der Kartoffeln wurde aber nicht nur polizeilich untersagt, die beiden Kommissionsmitglieder wurden obenein auf Grund der Bekanntmachung der Amtshauptmannschaft Zwickau vom 22. Dezember 1890 wegen

Vornahme einer öffentlichen Sammlung von Beiträgen an Geldeswert ohne behördliche Genehmigung mit Strafmandaten in Höhe von je 6 Mark bedacht!

„Wie eine eroberte Stadt“ — so heißt es in einem Situationsbilde des Vorwärts — „sieht Crimmitschau aus. Auf dem Bahnhofsperron patrouillieren drei, vier Gendarmen, in der Vorhalle ebenfalls. Auf jeder Seite der Tür, die zum Perron führt, steht ein Gendarm. Reisende werden nach der Fahrkarte gefragt. Angehörige des Bürgertums geben ihrer Empörung Ausdruck. Ausgesperrte werden vom Bahnsteig herab- und aus der Vorhalle ausgewiesen. Die Unternehmer dagegen haben im Wartesaal II. Klasse eine Art Bureau zum Empfang Arbeitswilliger eingerichtet. So unverhüllt wie in Crimmitschau tritt die Rechtsungleichheit selten zutage. Das Gendarmerieaufgebot erfuhr Sonnabend eine weitere bedeutende Verstärkung . . .

„Das Crimmitschauer Gericht beginnt jetzt über Ausgesperrte schwere Strafen zu verhängen. Für das Wort ‚Streifbrecher‘ gibt es zwei Wochen Gefängnis! Weil ein Ausgesperrter einer Streifbrecherin ‚Pfui!‘ zugerufen und ihr ‚frech ins Gesicht gesehen‘, sowie andere Arbeitswillige ‚durch freches Mustern‘ beleidigt hatte, erhielt er drei Wochen Gefängnis!!

„In der letzten Gerichtssitzung saß eine alte Frau auf der Anklagebank, weil sie ihre Tochter (!) durch Drohung von der Aufnahme der Arbeit abgehalten haben soll. Die Tochter verweigerte ihre Aussagen, und die Richter sprachen die Mutter frei, weil sie annahm, sie habe der Tochter nur einen guten Rat gegeben. Bezeichnend ist es aber, daß die Mutter überhaupt denunziert worden ist. Ein Unternehmer hatte das besorgt.

„Während gegen den sogenannten Terrorismus der Arbeiter auf das strengste vorgegangen wird, gestatten sich Unternehmer brutale Ausschreitungen. Am Sonnabend packte ein Fabrikant ein Mädchen an und wollte es gewaltsam mit sich schleppen, nur weil es auf der andern Seite der Straße langsam an seiner Fabrik vorbeigegangen war. Dem Mädchen wurde das Jackett zerrissen. Auf seine Hilferufe eilte ein Gendarm herbei und befreite es von dem Angreifer. Ein Strafantrag wurde vom Gericht nicht angenommen, sondern die Angegriffene auf den Weg der Privatklage verwiesen!“

Wie recht hatte doch der alte Drenstierna, als er seinen Sohn mit den Worten in die Fremde schickte: „Du wirst sehen, mein Sohn, mit wie wenig Vernunft die Welt regiert wird.“ Er meinte damit natürlich nur die menschliche „Welt“, nicht die von der göttlichen Weisheit regierte. Daß die menschlichen Regierungen weiser zu sein glauben als die göttliche, indem sie sich der Erkenntnis verschließen, daß das Rechte und Gute am letzten Ende auch immer das Vernünftigste ist, darin zeigt sich wohl am deutlichsten, mit „wie wenig Vernunft“ unsere Welt regiert wird. Daraus erklärt sich aber auch, wie der so verhängnisvolle Grundsatz: Politik und

Moral hätten nichts miteinander zu schaffen, das politische Dogma der offiziellen Staatsraison werden konnte. Was wird denn Gutes durch das gekennzeichnete Verfahren der Staatsgewalt in wirtschaftlichen Kämpfen bewirkt, die doch die beteiligten Klassen unter sich ausfechten mögen und sollen? Steigende Erbitterung, weit über die sozialdemokratischen und Arbeiterkreise hinaus, unnötige Hemmung notwendiger sozialer Entwicklungen und Auseinandersetzungen sind die einzigen Früchte dieser politischen Stümperei. Mit welchem Rechte überhaupt mischt sich die Staatsgewalt in diese rein wirtschaftlichen Kämpfe? Sollte sie sich wirklich, wie die Sozialdemokratie das mit immer größerem Erfolge behauptet, als die Sachwalterin nur eines Teiles der Bevölkerung fühlen, und nicht aller Glieder des Volkes ohne Unterschied der Partei oder Klasse? Solche Fragen drängen sich auch dem gerecht denkenden Teile der bürgerlichen Gesellschaft immer peinlicher auf, ja sie lassen sich gar nicht mehr abweisen, wenn man fort und fort vor Tatsachen gestellt wird, die sie mindestens zu bestätigen scheinen.

Da hat z. B. ein Klempnergefelle Rudolf Sch. während des Klempnerstreits in Erfurt einen arbeitswilligen Berufskollegen beim Arm gefaßt und zu ihm gesagt: „Du wirst doch nicht so dumm sein und arbeiten. Wenn du Geld brauchst, kriegst du welches aus dem Verbande.“ — In dem Anrühren des Armes erblickte der Amtsanwalt eine Anwendung von Gewalt (!) und in den gebrauchten Worten, die doch ein Unterstützungsversprechen enthalten, eine Ehrverletzung (!), die nach dem § 153 der Gewerbeordnung zu bestrafen sei. Der Herr Amtsanwalt beantragte gegen den Streitposten, der sich doch zweifellos im engsten Rahmen der ihm durch die Gewerbeordnung gegebenen Befugnisse bewegt hat, zehn Tage Gefängnis! Das Gericht erkannte auf fünf Tage Gefängnis!

Und wieder ein ander Bild:

Zwei „Genossen“ kamen im Memeler Wahlkreise bei der Flugblattverbreitung auf das Gehöft eines litauischen Bauern. Da niemand in der Wohnung anwesend war, legten sie die Blätter auf den Tisch. Beim Verlassen der Wohnung kam ihnen jedoch der Besitzer aus einer andern Türe nach. Mit den Worten: „Wieder vom verfluchten Braun!“ versetzte er dem einen „Genossen“ einen Stoß in das Genick, daß er auf die Straße flog. Den zweiten Genossen trat er mit dem Fuß in den Unterleib, daß er fast zusammenbrach. Die gebückte Stellung des Genossen benutzte der Bauer, um ihn vollends zu Boden zu drücken. Dann bearbeitete er dessen Gesicht mit den Füßen in der unmenschlichsten Weise. Später erzählte der Bauer im Dorfe, daß er es den Sozialdemokraten ordentlich gegeben habe. Nach Memel zurückgekehrt, begab sich der Mißhandelte zu einem Arzt, der ihm folgendes Attest ausstellte: „Um 10<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr abends erscheint der Arbeiter Sch. in meiner Wohnung zur Untersuchung. Dieselbe ergibt folgendes: Das linke Auge ist in seiner Umgebung so geschwollen, daß die Lidspalte geschlossen ist. In derselben ist flüssiges Blut sichtbar, sowie die Hornhaut rot von

Blut unterlaufen. Das rechte untere Auge ist ebenfalls blutunterlaufen. Die Verletzung ist Folge stumpfer Gewalt."

Unter Beifügung dieses Urteiles stellte der Mißhandelte bei der Memeler Staatsanwaltschaft gegen den Besitzer Strafantrag. Nach etwa zwei Monaten erhielt er den Bescheid, daß im öffentlichen Interesse gegen den Besitzer kein Strafverfahren eingeleitet werden könne, da die Untersuchung die im Strafantrag angeführten Tatsachen nicht als so schwerwiegendes Material ergeben habe. Es gehe auch aus dem ärztlichen Urteile nicht hervor, daß hier eine schwere Körperverletzung vorliege.

Viel Zeit zur Verwunderung über diesen nachgerade ja nicht mehr verwunderlichen Bescheid blieb den „Genossen“ nicht; denn schon nach 14 Tagen erhielten sie (!) eine Anklage „wegen gemeinschaftlichen Hausfriedensbruchs“, den sie bei der Flugblattverbreitung in der Wohnung und auf dem Gehöft des Besitzers, der sie mißhandelt hatte, begangen haben sollten! Vor dem Schöffengericht zu Memel fand die Verhandlung statt. Als Zeugen (!) gegen die beiden angeklagten „Genossen“ waren von der Staatsanwaltschaft geladen der beteiligte Besitzer und dessen Dienstmädchen. Auf Grund der Aussagen dieser (!) Zeugen wurde jeder der beiden „Genossen“ zu einem Monat Gefängnis verurteilt!

Gegen dieses Urteil eines königlich preussischen Gerichts ist Berufung eingelegt worden. Was hilft's? Auch wenn es aufgehoben werden sollte, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß es gesprochen worden, und der peinliche Eindruck, den es notwendig auch dem einfältigsten Untertanengemüte einprägen muß. — Man bedenke: es ist ein litauischer Bauer und seine bei ihm in Lohn und Brot stehende litauische Magd, auf deren Zeugnis hin die Angeklagten auf einen Monat ins Gefängnis geschickt werden sollen! Nun muß man den litauischen Bauer bei seinen Prozessen und seiner Prozeßwütigkeit kennen. Man frage jeden, der hier Bescheid weiß, und der Bescheid wird immer derselbe sein. Es liegt mir fern, irgendeine Verdächtigung oder gar Beschuldigung auszusprechen, aber auch ohne solche hätte das Gericht doch immer mit diesen bei den litauischen Bauern notorisch herrschenden eigentümlichen Anschauungen über den gerichtlichen Eid rechnen müssen. Und das um so mehr, als der Zeuge Partei war, sich der Körperverletzung gegen den Angeklagten schuldig gemacht hatte und von Rechts wegen selbst auf die Anklagebank gehörte. —

Soll sich das Gefühl für Recht und Gesetz immer mehr und in immer weiteren Kreisen abstumpfen? Soll es dahin kommen, daß wir endlich in solchen Fällen nur noch die Achseln zucken und resigniert sprechen:

„Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!“ ?





## Die Geschichte der Programmusik.

Von

Dr. Karl Storck.

### I. Die ältere Programmusik bis zur Übernahme derselben in die Instrumentalkomposition.

Die Bedeutung des jetzt allerorten gefeierten Sektor Berlioz liegt in seinen Programm-Symphonien. Wir glauben die musikgeschichtliche Stellung des französischen Meisters am besten darlegen zu können, wenn wir den Platz aufweisen, den er in diesem für die neuere orchestrale Komposition wichtigsten Zweige der Musik einnimmt. Wir geben deshalb im folgenden eine kurze Darstellung der Geschichte der Programmusik. Dabei wird sich auch Gelegenheit bieten, auf die ästhetische Seite der vielumstrittenen und oft mißverstandenen Frage nach der Stellung und Berechtigung dieser Gattung einzugehen.

Die Überschrift sagt bereits, daß ich nicht zu jenen gehöre, die für Berlioz' musikgeschichtliche Stellung mit dem Worte „Begründer“ oder gar „Erfinder der Programmusik“ die Lösung gefunden zu haben glauben. Zwar ganz so schroff hat wohl niemand, der einmal in einer Musikgeschichte geblättert hat, das Wort genommen. Man dachte dabei mehr an die Programmsymphonie und meinte eigentlich sogar die symphonische Dichtung. Doch auch mit dieser Einschränkung kann ich nicht ohne weiteres jenen Ehrentitel für Berlioz — andere fassen es als Schimpfwort auf — übernehmen. Man hat hier nach meinem Gefühl mehreres miteinander vermengt. Man bezeichnet vielfach als Programmusik, was nur Nachahmung von Erscheinungen und Stimmen der Außenwelt durch die Musik ist (Tonmalerei). Fast die ganze ältere Programmusik gehört hierher. — Sodann rechnet man unter Programmusik, was im Grunde lyrisches Gelegenheitsgedicht ist. Beide Gebiete werden natürlich ständig vermischt.

Mit diesen beiden Begriffen kommt man eigentlich bis Beethoven aus; wenigstens wenn man für die zweite Gruppe zuläßt, was in der Wortlyrik derselben Zeit allgemein üblich ist, nämlich daß man irgendeine historische, biblische oder mythologische Gestalt zum Sprachrohr der eigenen Empfindungen macht. Ich möchte das Gesagte zunächst durch Beispiele belegen. Von der antiken Musik wollen wir absehen, obwohl für sie ja aus zahlreichen Buchstellen programmatische Absichten bezeugt sind, da uns die Musikbeispiele fehlen. Ohne sie kann man sich aber nur schwer vorstellen, wie es um 580 Sakadas aus Argos gelungen sein mag, den Kampf Apollos mit dem Drachen auf seiner Flöte so eindringlich zu schildern, daß ihm bei den delphischen Wettspielen der Preis zuerkannt wurde. Aber daß die Griechen das Bedürfnis nach Bestimmtheit des musikalischen Ausdrucks hatten, geht schon daraus hervor, daß sie im allgemeinen eigentlich nur die Verbindung der Musik mit dem Worte als künstlerisch anerkannten.

Zur formalen Kunst, zur bloß tönend bewegten Form wurde die Musik in der künstlichen Pflege des Mittelalters. Es würde zu weit führen, allen Gründen für diese Erscheinung nachzuforschen. Es ist aber jedenfalls verkehrt, diese Erscheinung, wie es noch jüngst Max Baucsa in einer sonst vorzüglichen Studie „Zur Geschichte der Programmmusik“ (die Musik VIII) getan hat, auf ein Stocken der musikalischen Entwicklung zurückzuführen. Sie beruht vielmehr auf dem Gegenteil, indem man sich jetzt Stück für Stück die Möglichkeit zur Formenbildung eroberte, im gleichen Maße als man allmählich die Mehrstimmigkeit gewann. Man mußte alle Kraft auf die wirkliche Bemeisterung der gewonnenen neuen Formen verlegen, und darüber vernachlässigte man Geist und Inhalt. Das konnte man um so leichter tun, als man jahrhundertlang dasselbe sagte, wie umgekehrt jenes Aufgehen im Formenspiel die Schuld daran trug, daß man keinen neuen Inhalt zu vertonen suchte. So wiederholte man also immer wieder dasselbe Spiel, aus verschiedenen Linien (Einzelstimmen) neue Ornamente und architektonische Figuren (durch die Kontrapunkte) zu bilden. Bereicherung der Form sind zunächst auch Musikdrama und Instrumentalmusik. Die letztere beginnt ja damit, daß man auf dem Instrument spielt, was man vorher gesungen hatte.

Aber es ist doch sehr bezeichnend, daß die „Programmmusik“ in dem Augenblick einsetzt, wo sich der Musik überhaupt ein neues Betätigungsfeld eröffnet, indem sie aus der Kirche hinaus ins weltliche Leben tritt. Zumal die holländischen Kontrapunktiker des 15. und 16. Jahrhunderts liebten Texte zu vertonen, die Gelegenheit zur Sonmalerei boten. Am bekanntesten sind die chansons oder inventions Clement Jamequins, der im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts blühte. Eine Aufzählung der Titel einiger seiner meist vierstimmigen Chöre ist insofern lehrreich, als sie auf zahllosen Salonkompositionen unserer Zeit, aber auch in den genialen Etüden des stark unterschätzten Franzosen Charles Allan (1813—88) äh-

lich wiederkehren. Das bekannteste, oft nachgeahmte Stück ist „La bataille“ auf die Schlacht bei Malegnano (1575). Es folgten „Weibergeschwäg“; Die Eifersucht; Der Krieg; Die Hasenjagd, die er sogar zweimal besang; Die Hirschjagd; Die Einnahme von Boulogne; Die Lerche; Die Nachtigall u. v. a.

Hier bieten ja nun die Worte immer noch die Erklärung der Musik. Des gleichen Geistes Kinder sind die musikalischen Schilderungen, denen das aufblühende Klavierspiel in England zum Leben verhalf. Das große Fitzwilliam-Virginal-book ist voll davon. Einen Fortschritt kann man darin erkennen, daß hier mit Vorliebe Naturvorgänge dargestellt werden. Zwar für „Donner und Blitz“, „Gewitter“, „Regen und Sturm“ reicht die bloße Tonmalerei allenfalls aus. Aber für „Ruhiges Wetter“ muß man doch eigentlich schon den Nachdruck auf die Stimmung verlegen. Eine solche könnte man nach den Überschriften auch bei den altfranzösischen Lautenstücken vermuten; doch ist hier die Bezeichnung zumeist nur galante Spielerei. Man konnte so auch zur geistreichen Spielerei oder spielerigen Geistreichigkeit kommen. Etwas anderes konnten doch schließlich Dietrich Buxtehudes (1637—1707) Suiten, „worin die Natur und Eigenschaft der sieben Planeten abgebildet wird“ nicht gut sein; ebensowenig Joh. Jak. Frobergers (etwa 1600—67) Darstellung der Himmelfahrt Kaiser Ferdinands IV. auf Jakobs Himmelsleiter, wo die zur Erklärung dienenden Zeichnungen glücklicherweise nicht ganz so byzantinisch ausgefallen sind, wie der Titel.

Alles das, wie die ausgesprochene Geschmacklosigkeit des Italieners Carlo Farina, der 1627 eine Orchestertkomposition mit Vierstimmen-Imitation schrieb, gehört im wesentlichen in ein Gebiet musikalischer Spielerei und auf Außerlichkeit abzielenden Musizieren, das im Grunde unkünstlerisch ist. Das Ganze hat — wo es nicht in das Gebiet jener unverständlichen Mystik gehört, die sich so oft mit der Musik verbunden hat — einen Stich ins Varietehafte. Das Unkünstlerische liegt aber nicht in der Absicht an sich, sondern darin, daß hier zum Zweck gemacht wird, was nur ein Mittel zu dem erst dahinterliegenden künstlerischen Endzweck sein dürfte.

Denn daß die Aufnahme dieser stofflichen Vorwürfe in die Musik an sich berechtigt ist, darüber dürfte eigentlich kein Zweifel entstehen. Der Musiker steht doch nicht außerhalb der sinnlichen Welt. Aber selbst, wenn zugegeben würde, daß er ausschließlich sein persönliches Empfinden ausdrücken dürfe, so wäre auch da noch festzustellen, daß diese subjektiven Empfindungen doch durch die an Objekten erfahrenen Eindrücke beeinflusst werden. Der Eindruck einer Schlacht z. B. ist im Grunde etwas Malerisches. Aber die ganze bildende Kunst der Welt hat keine so eindrucksvolle Darstellung der Schlacht zustande gebracht, wie die Schilderungen im indischen Mahabharata, bei Homer oder Firdusi sie häufig geben. Und warum sollte nun der Musiker nicht die Empfindungen äußern können, die eine Schlacht in ihm hervorruft? Man wirft ein: Ja, gewiß, seine subjektiven Empfindungen mag er ausdrücken, als da sind Stolz, Mut, Wut, Leiden-

schaft, Entsetzen, — aber er kann nicht beschreiben, wie der Dichter. Gewiß nicht. Aber eine Fülle rein sinnlicher Eindrücke von der Schlacht lassen sich viel eher durch musikalische Ausdrucksmittel wiedergeben. Was will alle onomatopoeische Kraft des Dichters bedeuten, gegen die Möglichkeiten, die dem Musiker offen stehen, das Getöse der Schlacht zu veranschaulichen! Auf dieses Ausdrucksmittel muß der Maler dagegen völlig verzichten. — Oder ein kleines Beispiel für Naturvorgänge. Die ins Tiefste greifende Erscheinung der plötzlichen Ruhe nach dem Sturm kann alle Poesie niemals annähernd so versinnbilden, wie die Musik durch das ganz einfache Mittel der Pause nach vorangehender höchster Klangkraft.

Gewiß, das sind eigentlich Binsenwahrheiten, und seitdem Lessing im „Laokoon“ über die Grenzen zwischen Malerei und Dichtung gehandelt, sollte man nicht mehr nötig haben, dergleichen zu schreiben. Aber man erlebt es doch alle Tage, daß selbst Leute, die über Ästhetik schreiben, sich über diese einfachen Dinge die Köpfe zerbrechen.

Die Komponisten haben sich ja auch niemals um die Bedenken der Theoretiker gekümmert und alle Mittel der Tonmalerei angewendet, wo sie sich eine Steigerung des Ausdrucks davon versprochen. Auch hier tötet der Buchstabe, der Geist aber lebt und belebt. Es kommt auf die Absicht an, in der das Mittel angewendet wird. Vierstimmen-Imitation auf Instrumenten als solche ist eine Barbarei, die man sich allenfalls als Akt im Zirkus gefallen läßt. Wenn Haydn sie anwendet, um das blühende Leben der „Schöpfung“ oder eine Stimmung der „Jahreszeiten“ zu veranschaulichen, so werden diese Vierstimmen zu künstlerischem Ausdrucksmittel. Ein gutes Grammophon müßte das Gemurmel eines Baches unübertrefflich nachahmen können. Kein Mensch wird dabei von Kunst sprechen. Wenn Schubert das Bachgemurmel nachahmt, um aus ihm die Wundermelodien der Lieder seines am Bache träumenden Müllers erstehen zu lassen, so ist das höchste Kunst.

Ein besonders lehrreiches Beispiel gibt Schumann, dessen dauernde Bedeutung ja neben den Liedern auf den kleinen instrumentalen Stimmungsbildchen beruht. Die verschiedenen Stücke der „Waldszenen“ z. B. bieten zwar meist den bereits übertragenen Stimmungsniederschlag des Natureindrucks. („Einsame Blumen“, „Verrufene Stelle“.) Daneben aber auch im „Vogel als Prophet“ die stilisierte, im „Jagdlied“ die mehr realistische musikalische Darstellung von außen empfangener Eindrücke. Kurz sei hinüber auf des „Programmmusikers“ Liszt Naturstimmungen in den „Années de pèlerinage“ hingewiesen, in denen beide Arten besonders charakteristisch nebeneinander stehen, indem bald die äußere Gelegenheit, der er die Stimmung verdankt, mitgeschildert wird, zuweilen aber auch bloß diese Stimmung sich losgelöst von jener ausspricht. Man gestatte zur Verdeutlichung den Hinweis auf die Stücke aus Goethes „Gelegenheitslyrik“. „Die Harzreise“ gibt nicht nur die Stimmungen, sondern auch die Naturschilderung, der sie gedankt ist. Daß das „Über allen Gipfeln ist Ruh“ auf dem Gickelhahn



entstanden ist, sagt das Gedicht nicht. Wohl aber gibt es die Naturstimmung, aus der die Seele den Trost gewinnt, daß auch sie bald zur Ruhe kommen wird. Das in den von Goethe besorgten Ausgaben diesem Gedicht vorangehende „Wanderers Nachtlied: „Der du von dem Himmel bist, Alles Leid und Schmerzen stillest“ verrät von der Naturstimmung, der wir es verdanken, gar nichts mehr. Und doch war es in ganz ähnlicher Lage, wie das erstgenannte „Über allen Gipfeln ist Ruh“ gedichtet. Die Datierung der Handschrift sagt es: „Am Hang des Ettersberg, d. 12. Febr. 76“.

Wir haben hier drei verschiedene Stufen in der subjektiven Verinnerlichung einer durch die Außenwelt angeregten Stimmung. Es wäre doch einfach Barbarei, da nun eine Rangordnung im Werte hineinbringen zu wollen. Genug, daß jedes der drei Gedichte in sich ein geschlossenes und vollendetes Kunstwerk ist.

Auf musikalischem Gebiet haben wir diese drei verschiedenen Stufen ebenso oft. Ich behalte die oben genannten Beispiele bei, trotzdem sich hundert neue aufdrängen. In der „Schöpfung“ vereinigt Haydn die genaue Schilderung mit der daraus erwachsenden Stimmung; Schubert gibt in der Klavierbegleitung das Rauschen des Baches, und dieses Rauschen schwellt dem Müllerburschen das Herz zu der Liebe Lust und Leid. Schumann entwirft ein Bild voll stiller Heiterkeit, wunschlosem Frieden und heimlicher Freude. Er datiert es gewissermaßen durch die Überschrift: „Einsame Blumen“.

Das alles ist Kunst, eng verwandte Kunst, nur die Art und der Grad der Ausnutzung der Ausdrucksmittel ist verschieden.

Unkünstlerisch dagegen ist — und zwar in allen Künsten — wenn, was Ausdrucksmittel eines Geistigen sein soll, zum Endzweck wird, wenn das Kunstwerk also im Technischen stecken bleibt. Soll ich dafür noch Beispiele geben? Wir müssen sie ja alle Tage mit anhören. Unsere so schlecht erzogenen musikalischen Liebhaber scheinen solche Säckelchen ja besonders liebzuhaben. Jedenfalls nehmen sie in der leicht verkäuflichen Salonliteratur einen breiten Raum ein. Da kann man dann das Wunder erleben, daß die lebendige Musikübung am Klavier dazu dienen muß, die mechanische Musik einer „Spieluhr“ zu „imitieren“.

Doch unsere Darstellung ist nicht nur der historischen Entwicklung vorausgeeilt, sondern hat auch bereits aus dem Gebiet der Tonmalerei in das der SONDICHTEREI hinübergegriffen. Freilich nur, weil diese verschiedenen Gebiete in der Praxis so ineinander übergehen, daß die Grenzen sich ständig verwischen. Und zwar bis auf den heutigen Tag und in den Werken der Größten. Aber es kommt auf die Grundabsicht an, und da ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Malen mit Tönen und dem Dichten in Tönen, um diesen treffenden Ausdruck Beethovens vorwegzunehmen. Und hier ist es ganz sicher, daß das letztere die höhere, weil seelischere Form bedeutet. Gerade sie wird aber besonders oft zu dem Ausdrucksmittel der Tonmalerei greifen, genau so, wie ja auch der Dichter des „Bildes“ nicht entraten mag.

Der erste, der diese Art der Programmmusik in dem weiteren Rahmen der Sonatenform mit vollem Bewußtsein durchgeführt hat, ist Johann Ruh nau. 1667 in Geyßing am Erzgebirge geboren, war er von 1701 bis zu seinem 1722 erfolgten Tode Kantor an der Thomasschule zu Leipzig, hier Vorgänger Joh. Seb. Bachs, in dessen Jugendarbeiten der Einfluß des Älteren oft hervortritt. Ein Mann von vielseitiger Gelehrsamkeit, hat er schöpferische Verdienste auf dem Gebiet der noch jungen Klaviermusik, die er um die Form der mehrsätzigen Kammersonate bereicherte. Und eben diese Sonaten gehören ins Gebiet der Programmmusik. Man muß freilich in Betracht ziehn, daß die Theorie dieser Zeit nach dem Muster der alten Rhetoren auch der musikalischen Erfindung gern durch eine Topik zur Hilfe kam. Die Vorstellung eines bestimmten Vorgangs oder Bildes war dann ein locus adiumentorum. Aber von dieser äußerlichen Art sind die „biblischen Historien“ Ruhnaus keineswegs. Er hatte „Efelsbrücken“, wie die grundsätzlichen Gegner gern und auch mit Recht die oben geschilderten Hilfsmittel nannten, nicht nötig. Das bezeugen seine zahlreichen andern Werke, unter denen die Fugen durch Klarheit des Baues und Schwung sich auszeichnen. Nein, Ruh nau weiß genau, was er will. Er hat sich in einem längeren Vorwort deutlich über seine Absichten ausgesprochen. Ich lasse, weil diese Begründung die erste ist, einen kleinen Auszug daraus folgen:

„Es ist bekandt — so beginnt Ruh nau seine Auseinandersetzung —, daß alle Virtuosen, sonderlich die aus der Antiquität, durch die Music fast dasjenige auszurichten bemühet gewesen, was die Meister in der Redner-, Bildhauer- und Mahlerey-Kunst vermögen, nämlich die Gemüther der Zuhörer nach ihrem Willen zu lenken. Freilich hat man sich gemeiniglich der Vocal-Music bedienet, wenn man in denen Gemüthern was sonderliches operiren sollen, weil die Worte zu deren Bewegung viel, ja das meiste, beytragen. Denn gleichwie die Rede schon vor sich selbst viel würcket, also bekömmt sie vollends durch die Music eine durchdringende Krafft. Schwerer aber ist es, wo die bloße Instrumental-Music den gehörigen Affect bewegen soll. Wenn man zum Exempel den Gesang der Vögel, als des Ruckucks, und der Nachtigall, das Glocken-Geläute, den Canonen-Knall, die Trompeten und Pauken imitiret, also gewisse Affectus [objektiv] vorstellet, so kann der Zuhörer die gehabte Intention des Componisten bald mercken, wenn sie auch schon mit Worten nicht angedeutet worden. Auch die allgemeinen Affecten der Traurigkeit und Freude lassen sich durch die [Instrumental-]Music leicht vorstellen, und sind eben die Worte dabey nicht nötig, es sey denn, daß man ein gewiß Individuum dabey andeuten muß, damit man zum Exempel das Lamento eines traurigen Hiskia nicht etwa vor eines weinenden Petri, klagenden Seremiä, oder eines andern betrübten Menschen halten möge. Suchet aber der Komponist den Zuhörer selbst zu dem intendirten Affect zu bewegen, bald zur Freude, bald zur Traurigkeit, bald zur Liebe, bald zum Hass, bald zur Grausamkeit, bald zur Barmherzigkeit, so wird er, selbst wenn er sich auf die Principia Artis, die Proprietät des Modi, der

Intervallorum, das Tempus, Metrum und dergleichen recht versteht, gewahr werden, daß die Complexiones der Menschen ganz unterschieden sind. Denn nachdem der Humeur der Zuhörer ist, nachdem wird auch der Musicus seine Intention schwer oder leicht erlangen. Ein lustiger Geist kan ohne Schwierigkeit zur Freude oder zum Mitleiden gebracht werden, da hingegen ein Künstler große Mühe haben wird, wenn er dergleichen bey einem Melancolico oder Cholericco ausrichten soll. Da sind die Worte allerdings nöthig, wenn es der klingenden Harmonie nicht so übel oder schlimmer gehen soll, als denen Stummen, deren Sprache von den wenigsten verstanden wird, nötig, damit die Musikstücke in aliquo tertio mit der vorgestellten Sache sich vergleichen lassen. Also praesentire ich in der ersten Sonata das Schnarchen und Pochen des Goliaths durch ein tieffes und wegen der Punkte trostig klingendes Thema und übriges Gepolter; die Flucht der Philister und das Nacheilen durch eine Fuga mit geschwinden Noten, da die Stimmen einander bald nachfolgen. In der dritten, den verliebten, vergnügten und zugleich ein Unglück fürchtenden Bräutigam durch eine anmuthige Melodie nebst etlichen untermischten etwas fremdden Tonis und Clausulen; ingleichen den Betrug Labans durch die Verführung des Gehörs und unvermuthete Fortschreitung aus einem Tono in den andern (welches auch die Italiäner Inganno heißen); Ingleichen den Zweifel Gideons durch etliche hin und wieder immer eine Secunde höher angefangene Subjecta, nach Urth der ungewissen Sänger, welche ihre Tonos auff eine solche zweifelhafte Weise zu suchen pflegen; und andere Dinge durch was anders, welches nur per Argumentum Similitudinis sich darauff schicket.“

Man erkennt daraus, daß Ruhnau zwischen Tonmalerei und Tondichtung wohl zu unterscheiden wußte. Auch war er sich völlig darüber klar, daß reine Instrumentalmusik nicht die absolute Macht besitzt, bestimmte Empfindungen des Komponisten in gleicher Stärke und in gleicher Richtung bei jedem-Hörer hervorzurufen. Der Komponist hat ja nur Ausdrucksmittel zur Verfügung, die per argumentum similitudinis zu den betreffenden Vorgängen passen. „Und gehöret in solchen Fällen eine gütige Interpretation dazu. Denn brauchen die Worte, die doch am geschicktesten sind, die Gedanken der Redenden dem andern zu verstehen zu geben, zuweilen eine gute Auslegung, so wird auch der Musicus zu entschuldigen seyn, wenn er die dem andern vorgestellten Conceptus mit Worten erkläret.“ Also durch Titel, Überschriften, kurz Mitteilung des „Programms“.

Ruhnau besaß aber nicht nur die allgemeine theoretische Erkenntnis in seinem Gegenstand, er wußte aus ihr die logische Folgerung für die Wahl der Stoffe zu ziehen. Es fiel ihm gar nicht ein, zu behaupten, daß jeder beliebige Vorgang nun auch für den Komponisten geeignet sei, dieser Stoff mußte vielmehr in sich bereits musikalisch sein. Ruhnau hat es verstanden, mit Empfindungsgehalt gesättigte Vorgänge zu wählen, deren Aneinanderreihung und Gegenüberstellung aber dahin wirkt, daß ein Gesamtbild entsteht, das, halb oratorienhaft, halb dramatisch den nicht vorein-

genommenen Hörer auch heute noch ergreift. Über die ganze Art wird man sich am ehesten klar werden, wenn wir die „Programme“ der zwei ersten „biblischen Bilder“ hier mittheilen. Die Überschriften muten uns heute wohl seltsam an, doch darf man sich dadurch nicht verleiten lassen, sie etwa scherzhaft zu nehmen:

„Sonate 1. Der Streit zwischen David und Goliath. exprimiret 1. Das Pochen und Trosen des Goliaths. 2. Das Zittern der Israeliten, und ihr Gebet zu Gott bei dem Anblicke dieses abscheulichen Feindes. 3. Die Hertzhaftigkeit Davids, dessen Begierde, dem Riesen den stolzen Muth zu brechen, und das kindliche Vertrauen auff Gottes Hülffe. 4. Die zwischen David und Goliath gewechselte Streit-Worte, und den Streit selbst, darbey dem Goliath der Stein in die Stirne geschleudert, und er dadurch gefället, und gar getödtet wird. 5. Die Flucht der Philister, ingleichen wie ihnen die Israeliten nachjagen, und sie mit dem Schwerte erwürgen. 6. Das Frolocken der Israeliten über diesem Siege. 7. Das über dem Lobe Davids von denen Weibern Chorweise musicierte Concert. 8. Und endlich die allgemeine in lauter Tansen und Springen sich äußernde Freude.“

„Sonate 2. Der von David vermittelt der Music curirte Saul. präsentiret 1. Sauls Traurigkeit und Unsinnigkeit, 2. Davids erquickendes Harffen-Spiel, und 3. des Königs zur Ruhe gebrachtes Gemüthe.“ —

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Johann Ruhnau der erste Programmuftiker im höheren, auch heute noch geltenden Sinne des Wortes ist. Die Beschränktheit der Formen und der Ausdrucksmittel legte ihm Schranken auf. Immerhin erreichte er hier im Kleinen echt künstlerische Wirkungen. Auch Gegner der Richtung, wie der Bachbiograph Philipp Spitta erkennen das an, und so wäre es doppelt wünschenswert, wenn seine „biblischen Historien“ durch eine Neuauflage dem musikalischen Hause von heute zugänglich gemacht würden. —

Übrigens hat auch der große Johann Sebastian Bach ein ähnliches Werk geschrieben: das „Capriccio über die Abreise meines sehr geliebten Bruders“. Das Programm dieses unter Bachs Werken allein dastehenden Stückes lautet: „1. Adagio. Ist eine Schmeichelung der Freunde, um denselben von seiner Reise abzuhalten. 2. Andante. Ist eine Vorstellung verschiedener Casuum, die ihm in der Fremde könnten vorkommen. 3. Adagissimo. Ist ein allgemeines Lamento der Freunde. 4. Allhier kommen die Freunde, weil sie doch sehen, daß es anders nicht sein kann, und nehmen Abschied. 5. Aria di Postiglione. 6. Fuga all' imitazione della cornetta di postiglione.“

Zur gleichen Zeit wie Ruhnau in Deutschland, bildete François Couperin, den die bewundernden Zeitgenossen „le Grand“ nannten, in Frankreich die Programmuft weiter aus. Seine meist kleinen Stückchen suchen menschliche Typen (die Üppige, die Verführerische, die Galante)

oder Stimmungen auszudrücken. Er selber betont, daß seine Stücke gewissermaßen „Porträts“ seien. So niedlich die viel mit Tonmalerei arbeitenden Stücke des Franzosen sind, hinsichtlich ihres Wertes für die Entwicklung der Programmmusik können sie sich mit denen Rubnauß nicht messen.



## Der verrückt gewordene Flügel.

Von Hektor Berlinz.

Die Prüfungen am Konservatorium haben vorige Woche begonnen. Am ersten Tage nahm Herr Auber, um gleichsam den Stier bei den Hörnern zu fassen, die Klavierklassen vor. Die unerschrockene Jury, die beauftragt war, die Preisbewerber zu hören, vernimmt ohne merkliche Erregung, daß es einunddreißig an der Zahl sind, achtzehn Damen und dreizehn Herren. Für den Wettstreit ist das G moll-Konzert von Mendelssohn gewählt. Wenn also nicht etwa einen der Kandidaten während der Sitzung der Schlag rührt, so wird das Konzert einunddreißigmal hintereinander gespielt; das weiß man. Was man aber vielleicht noch nicht weiß, und was ich selbst vor wenigen Stunden noch nicht wußte, da ich nicht den Wagemut hatte, dem Experiment beizuwohnen, das hat mir heute morgen ein Pedell des Konservatoriums erzählt, als ich über den Hof der Anstalt schritt.

„Ach! der arme Erard!“ sagte er, „so ein Unglück!“

„Erard, was ist ihm passiert?“

„Wie, waren Sie denn nicht in der Klavierprüfung?“

„Freilich nicht. Was ist denn geschehen?“

„Denken Sie sich nur, Herr Erard war so liebenswürdig, uns für den Tag einen prachtvollen Flügel zu leihen, den er eben fertiggestellt hatte und den er 1851 zur Weltausstellung nach London schicken wollte. Sie können sich vorstellen, daß er damit zufrieden war. Ein kolossaler Ton, noch nie gehörte Bässe, kurz ein ganz außergewöhnliches Instrument. Nur die Tasten gingen ein bisschen schwer, aber gerade deswegen hatte er ihn uns geschickt. Erard ist ja kein Kind mehr und hatte sich gesagt: wenn die 31 Schüler ihr Konzert heruntertrommeln, werden sie die Tasten meines Flügels schon aufmuntern, und das kann ihm nur gut tun. Das war schon recht, nur ahnte der arme Mann nicht, daß seine Klaviatur auf eine so fürchterliche Weise aufgemuntert werden würde. Freilich, wenn ein Konzert einunddreißigmal hintereinander an demselben Tage gespielt wird! Wer konnte denn die Folgen einer derartigen Wiederholung berechnen? Der erste Schüler erscheint also, und da er findet, daß der Flügel ziemlich schwer geht, greift er ihn kräftig an, um Eron herauszuholen. Der zweite ebenso. Beim dritten sträubt sich das Instrument nicht mehr so sehr; beim fünften noch weniger. Wie es der sechste gefunden hat, weiß ich nicht; in dem Augenblick, da er auftrat, mußte ich für einen

unserer Herren Preisrichter, dem schlecht geworden war, ein Fläschchen Äther holen. Als ich zurückkehrte, war der siebente gerade fertig, und wie er vom Podium kam, hörte ich ihn sagen: ‚Der Flügel geht ja gar nicht so schwer; im Gegenteil, ich finde ihn ausgezeichnet, in jeder Hinsicht vollkommen.‘ Die zehn bis zwölf folgenden Bewerber waren derselben Ansicht; die letzten behaupteten sogar, daß der Anschlag nicht nur nicht zu schwer, sondern vielmehr zu leicht sei.

„Gegen dreiviertel auf drei Uhr waren wir bei Nr. 26 angelangt, um zehn Uhr hatte man angefangen; an der Reihe war Fräulein Hermance Lévy, der schwerkgehende Klaviere ein Greuel sind. Sie konnte sich's also gar nicht besser wünschen, da sich um diese Zeit jeder bellagte, daß die Tasten schon bei der bloßen Berührung ertönten; sie hat uns denn auch das Konzert so leichtfingerig heruntergespielt, daß sie glatt den ersten Preis bekam. Wenn ich sage glatt, so ist das nicht ganz richtig; sie hat ihn mit Fr. Vidal und Fr. Roug geteilt. Auch diesen beiden Damen kam die Leichtigkeit der Klaviatur zustatten; sie fing sich schon zu bewegen an, wenn man sie bloß anhauchte. Ist jemals so ein Flügel dagewesen? Als Nr. 29 vorspielte, mußte ich wieder fort, um einen Arzt zu holen; ein anderer Preisrichter bekam einen hochroten Kopf und mußte notwendig zur Aber gelassen werden. Ja, die Klavierprüfung ist kein Spaß! und als der Arzt kam, war es die höchste Zeit. Wie ich in den Saal zurückkehrte, sehe ich Nr. 29, den kleinen Planté, ganz bleich von der Bühne kommen; er zitterte am ganzen Leibe und sagte: ‚Ich weiß nicht, was mit dem Flügel ist, aber die Tasten bewegen sich ganz von selbst. Es ist, als wenn inwendig jemand sitzt, der die Hämmer anstößt. Ich fürchte mich.‘

„Ach Unstinn, mein Junge, du redest dir was ein,“ antwortet der kleine Cohen, der drei Jahre älter ist als er. ‚Laßt mich durch, ich fürchte mich nicht.‘

„Cohen (Nr. 30) geht hinein; er setzt sich an den Flügel, ohne die Klaviatur anzusehen, spielt sein Konzert sehr gut, und nach dem letzten Akkord, wie er eben aufsteht — fängt da nicht der Flügel ganz allein das Konzert wieder von vorn an?! Der arme junge Mensch hatte vorher den Selben gespielt; aber jetzt, nachdem er einen Augenblick verfeinert gestanden, lief er davon, so schnell er nur konnte. Der Flügel, dessen Ton von Minute zu Minute stärker anschwillt, läßt sich aber nicht stören und spielt seine Tonleiter, Triller und Arpeggien herunter. Das Publikum, das niemand am Instrument sieht und es zehnmal so stark wie vorher ertönen hört, gerät überall im Saale in Bewegung; die einen lachen, die andern fangen an, sich zu ängstigen, alles ist in begreiflicher Verblüffung. Nur ein Preisrichter, der hinten aus seiner Loge die Bühne nicht sehen konnte, war der Meinung, daß Herr Cohen das Konzert wieder von vorn angefangen hätte, und schrie sich die Lungen aus: ‚Genug! genug! genug! Hören Sie doch auf! Lassen Sie Nr. 31, den letzten, kommen.‘ Wir mußten es ihm erst zurufen: ‚Es spielt niemand; der Flügel hat sich an das Mendelssohnsche Konzert gewöhnt und trägt es ganz allein, nach seiner Auffassung, vor. Sehen Sie doch nur.‘ — ‚Da hört ja aber alles auf; das ist ein Unfug! Rufen Sie Herrn Erard her! Beelen Sie sich; vielleicht ist er imstande, dies schreckliche Instrument zu bändigen.‘ — Wir suchten Herrn Erard auf. Während dessen wurde dieser niederträchtige Flügel mit seinem Konzert fertig und fing es wieder von vorn an, ungefümt, ohne eine Minute zu verlieren, und so immerfort, immerfort mit immer größerem Lärm, als wären es vier Duzend Klaviere im Unifono: Läufe, Tremolos, Passagen in Sexten und

Serzen mit verdoppelter Oktave, zehnstimmige Altorde, dreifache Triller, ein Plagregen von Tönen, das Pedal, der Teufel und seine Großmutter.

„Herr Erard erscheint; umsonst, der Flügel, der ganz von Sinnen ist, will sich auch seiner nicht entsinnen. Er läßt Weihwasser bringen und besprengt die Tasten damit, keine Wirkung; ein Beweis, daß keine Zauberei im Spiele, sondern daß es eine natürliche Folge der dreißig Wiederholungen eines und desselben Konzertes war. Das Instrument wird auseinandergenommen, die Klaviatur, die noch immer auf und nieder geht, herausgehoben und mitten auf den Hof der Gerätkammer geworfen, wo der wütende Erard sie mit Beilhieben zerschlagen läßt. Leicht gesagt! Nun war's noch schlimmer, jedes Stück tanzte, hüpfte, zappelte für sich, auf den Pflastersteinen, zwischen unsern Beinen hindurch, an der Mauer empor, überall, und so toll, daß endlich der Schlosser der Gerätkammer die ganze verrückt gewordene Mechanik zusammenraffte und sie in sein Schmiedefeuer warf, um der Sache ein Ende zu machen. Armer Erard! So ein schönes Instrument! Es schnitt uns allen ins Herz. Aber was war zu tun? Es war das einzige Mittel, damit fertig zu werden. Man kann aber auch billigerweise nicht verlangen, daß, wenn ein Konzert dreißigmal hintereinander in demselben Saal an demselben Tage gespielt wird, ein Klavier es sich nicht schließlich angewöhnen soll! Wahrhaftig, Mendelssohn kann sich nicht beklagen, daß man seine Musik nicht spielt! Aber das kommt davon!“



## Neue Berlioz-Literatur.

Der hundertste Geburtstag des französischen Meisters fällt um wenige Jahre hinter die dreißigste Wiederkehr seines Todestages (8. März 1869). Der letztere Zeitpunkt bedeutet bekanntlich für manchen Künstler den Augenblick einer Auferstehung, insofern mit diesem Tage das literarische Eigentumsrecht des ursprünglichen Verlegers aufhört und die Werke damit „billig“ werden. Wir haben denn auch seit 1900 eine Fülle neuer Berlioz-Ausgaben erhalten. Die bedeutsamste ist die von Felix Weingartner und Charles Malherbe im Verlag von Breitkopf & Härtel veranstaltete große Gesamtausgabe, die nicht nur die Partituren der bekannten Werke, sondern auch viel Verschollenes und Vergessenes, sowie manches bislang Ungebrachte umfaßt. Leider kommt eine derartige Partiturausgabe für das musikalische Haus kaum in Betracht. Auch der vorgeschrittene Dilettant hat eine unüberwindliche Scheu vor Orchesterpartituren, zu deren Verständnis und genußreichem Lesen seine Kenntnisse ihn an sich vollauf befähigen würden. Das ist um so mehr zu bedauern, als dieses Verhältnis auf einer Außerlichkeit beruht, der leicht abzuhelfen wäre. Auch der gebildete Liebhaber ist gewöhnlich nur imstande, die Noten in den beiden gewohnten Schlüsseln G und F zu lesen. Noch viel weniger weiß er mit dem Transpositionswesen zahlreicher Instrumente Bescheid. Ich verstehe nun nicht, weshalb man nicht einfach diesen Sopp abschneidet und eine gleichmäßige Notierung aller Instrumente nach den beiden genannten Schlüsseln einführt. Der

Sache geschieht dadurch keinerlei Eintrag, und der fachmännische Stolz, daß das Lesen einer Partitur nur nach dem betreffenden Studium möglich wird, ist doch eigentlich kindisch. Jedenfalls hat diese Gewohnheit neben dem idealen auch einen praktischen Nachteil. Orchesterpartituren kauft sich nur der Fachmann, infolgedessen sind sie sehr teuer. Das Absatzgebiet ließe sich leicht vergrößern, wenn man diese einfachere Schreibweise wählen würde.

Gerade bei Berlioz drängt sich einem dieser Wunsch doppelt auf, weil hier die Klavierauszüge in so bösem Maße Nothelfer bleiben. Wir haben im letzten Heft bereits darauf hingewiesen, daß Berlioz selbst nicht Klavier spielte. Es erweist sich nun geradezu als Unmöglichkeit, seine dem Klavier durchaus wesensfremden Kompositionen diesem Instrument anzupassen. Freilich, wenn man wie August Stradal völlig neue Bearbeitungen liefert, wird man so etwas wie Klaviermusik herausbringen. Aber wer soll diese ungewöhnlich schwierigen und im Verhältnis zur Mühe undankbaren Bearbeitungen, die in Schubert's Edition als Nr. 7428 ff. erschienen sind, spielen? Da ziehe ich mir doch noch die Klavierauszüge vor, die Otto Taubmann für Breitkopf & Härtels Verlag bearbeitet hat. Hier ist im Gegentheil auf möglichst leichte Spielbarkeit Rücksicht genommen, und man erhält schließlich auch ein Bild. In Taubmann's Bearbeitung ist eine große Zahl von Werken zu billigen Preisen zu beziehen. Die Verlagsverzeichnisse sagen das Nähere. Schade nur, daß so sehr viele Druckfehler stehen geblieben sind. Für die dramatische Legende „Faust's Verdammung“, nach der bei den vielfachen Aufführungen, die jetzt allerorts, allerdings zumeist leider in Günzbourg's Bearbeitung, oft verlangt werden wird, ziehe ich allen andern den Klavierauszug von Fritz Volbach vor. Er ist in schöner Ausstattung zum billigen Preise von M. 5. — im Verlag von B. Schotts Söhnen zu Mainz erschienen. —

Willkommener noch als die Neuauflage der Kompositionen wird die erste Gesamtausgabe von Berlioz' literarischem Schaffen sein, die ebenfalls bei Breitkopf & Härtel erscheint. Denn von vielen dieser Werke war die Originalausgabe kaum mehr aufzutreiben. Der erste Band (Preis M. 5. —), der die erste Hälfte der „Memoiren“ enthält, ist erschienen und weckt die günstigsten Erwartungen. Die Verfasserin ist mit Erfolg bestrebt, den eigenartigen Stil des Originals im Deutschen wiederzugeben. Ich empfehle die „Memoiren“ den Freunden dieses Literaturzweiges aufs beste. — Neben dieser Selbstbiographie bilden Berlioz' Briefe die wichtigsten Hilfsmittel zum Verständnis seines so verwickelten Seelenlebens. Die bislang ungedruckten an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein hat La Mara ebenfalls bei Breitkopf & Härtel herausgegeben (M. 4. —). Sie stammen aus den Jahren 1852—1867. Der Künstler war also ein reifer Mann, als er sie schrieb. Aber von der Maßlosigkeit, der Phantastik in Liebe und Haß hat er noch nichts verloren. Nur daß er noch mehr als in früheren Jahren sich auf sich selbst zurückgezogen hat. Er versteht niemanden mehr, außer sich. Die Lektüre ist nicht immer erquicklich, aber sehr lehrreich, und die Briefe reihen neue Blätter in den Ehrenkranz dieser oft geschmähten Frau, die als Freundin ebenso hoch dastehet, wie als Liebende in ihrem Briefwechsel mit Liszt. H. St.





## Richard Wagner über Berlioz in „Oper und Drama“.

„**S**ektor Berlioz ist der unmittelbare und energischste Ausläufer Beethovens nach der Seite hin, von welcher dieser sich abwandte, sobald er von der Skizze zum wirklichen Gemälde vorschritt. Die oft flüchtig hingeworfenen, ledern und grellen Federstriche, in denen Beethoven seine Versuche zum Aufsuchen neuen Ausdrucksvermögens schnell und ohne prüfende Wahl aufzeichnete, fielen als fast einzige Erbschaft des großen Künstlers in des begierigen Schülers Hände. Gewiß ist, daß Berlioz' künstlerische Begeisterung aus dem verliebten Hinstarren auf jene sonderbar krausen Federstriche sich erzeugte: Entsetzen und Entzücken faßte ihn beim Anblicke dieser rätselhaften Zauberzeichen; wirr und bunt tanzte ein hegenhaftes Chaos vor den Augen. In dem Bestreben, die seltsamen Bilder seiner grausam erhitzten Phantasie aufzuzeichnen, trieb Berlioz seine enorme musikalische Intelligenz bis zu einem vorher ungeahnten technischen Vermögen. Das, was er den Leuten zu sagen hatte, war so wunderbar, so ungewohnt, so gänzlich unnatürlich, daß er dies nicht so gerade heraus mit schlichten, einfachen Worten sagen konnte: er bedurfte dazu eines ungeheuren Apparates der kompliziertesten Maschinen, um mit Hilfe einer unendlich fein gegliederten und auf das Mannigfaltigste zugerichteten Mechanik das Kundzutun, was ein einfach menschliches Organ unmöglich aussprechen konnte: eben weil es etwas ganz Unmenschliches war. Jede Höhe und Tiefe der Fähigkeit dieses Mechanismus hat Berlioz bis zur Entwicklung einer wahrhaft staunenswürdigen Kenntnis ausgeforscht. Berlioz selbst reizte beim Beginn seiner künstlerischen Laufbahn gewiß nicht der Ruhm eines bloß mechanischen Erfinders: in ihm lebte wirklich künstlerischer Drang, und dieser Drang war brennender, verzehrender Natur. Daß er, um diesen Drang zu befriedigen, durch das Ungefunde, Unmenschliche in der zuvor näher besprochenen Richtung, bis auf den Punkt getrieben wurde, wo er als Künstler in der Mechanik untergehen, als übernatürlicher, phantastischer Schwärmer in einem allverschlingenden Materialismus versinken mußte, das macht ihn — außer zum warnenden Beispiele zu einer tief bedauernswürdigen Erscheinung.“



## Zu unserer Notenbeilage.

**D**ie diesmalige Notenbeilage bringt drei Beiträge eines Komponisten, dessen Schaffen so recht ins gute musikalische Haus gehört. Denn Viktor Dankmann hat alle die so selten gewordenen Eigenschaften, die dazu gehören: vornehme und einfache Schreibweise, reiche und ursprüngliche Melodik, warme Empfindung und echt deutsches Fühlen. Doch die gewählten Stücke mögen für ihn zeugen. Möchten sie recht viele unserer Leser veranlassen, sich die Sammlungen zu beschaffen, denen sie entnommen sind. Das wird den Komponisten zuerst vermögen, aus seinen reichen Manuskriptschätzen Neues zu bringen. Gerade so echten Hauskomponisten fehlt die Teilnahme des Publikums, die den falschen im Übermaß zuteil wird.

Viktor Hansmann ist der Sohn des um die Verbreitung des Sanktflaviers so hoch verdienten Richard Hansmann. Auch von der Mutter her fließt Musikerblut in seinen Adern; denn sie entstammt der Familie Udel. Der Führer des bekannten Quartetts, dem wir so manche fröhliche Stunde danken, ist ihr Bruder. Unser Komponist ist im kroatischen Warasdin am 14. August 1871 geboren. Aber der Vater, als Sproß einer alteingeseffenen deutschen Bauernfamilie im schlesisch-mährischen Gesenke, siedelte 1879 nach Graz über, um seine Kinder vor der Slavifizierung zu bewahren. Am Wiener Konservatorium trieb S. seine musikalischen Studien. Ein Armleiden zwang ihn, das Cellospiel, dem er sich als Virtuose widmen wollte, aufzugeben. So widmete er sich nun ganz der Komposition. Hier hat er viel Schönes und auch Großes geschaffen. Zu letzterem gehören zwei Opern, deren eine noch der Aufführung harret, während die erste „Enoch Arden“ im März 1897 schönen Erfolg hatte, durch allerlei Rabalen aber vom Spielplan bald wieder verdrängt wurde. Doch ist der Komponist einer von denen, die auf die Dauer nicht verdrängt werden können. Er wird sich durchsetzen. Ich glaube, der richtige Weg dazu führt für ihn durch das musikalische Haus. Das letztere hätte den Gewinn davon, und es wäre schön, wenn unsere Türmergemeinde fleißig dazu mithelfen würde.



## Zu unseren Kunstbeilagen.

Sie gelten natürlich Moriz von Schwind, über den im vorderen Teil dieser Nummer das Wichtigste gesagt ist. Dort haben wir auch schon hervorgehoben, daß die Photogravüre bei Schwinds Werken eine Wiedergabe ermöglicht, die fast günstiger wirkt als das Original. Unsere Leser erhalten mit dem heutigen Bilde bereits die dritte Photogravüre nach Schwind. „Die Hochzeitsreise“ lag dem Juniheft 1903 bei; „Wanderer blickt in eine Landschaft“ erschien im gleichen Monat 1902. Im Verein mit unserer heutigen Beilage geben diese drei Bilder die wichtigsten Seiten von Schwinds Ölmalerei. Den Freskomaler zeigen die drei Bilder aus den Gemälden in der Wiener Hofoper, die wir in Autotypie wiedergeben. Sie werden jedem Musiker willkommen sein. Das andere Blatt bringt zwei Selbstbildnisse. Das eine zeigt Schwind als Jüngling von achtzehn Jahren; das andere charakterisiert gerade durch seinen Humor den alten Schwind. Die beiden andern Bildchen sind Stücke aus der Lachner-Rolle. Das ist sicher die wunderbarste Künstlerbiographie, die je geschaffen worden. Schwind schuf sie 1862 und machte damit seinem Lebensfreunde ein köstliches Geschenk zum 25jährigen Kapellmeisterjubiläum. Wir sehen hier Lachners Leben im buchstäblichen Sinn an uns vorüberziehen, denn es handelt sich um eine 12,60 Meter lange Papierrolle, die 42 verschiedene Abteilungen enthält. Es wäre endlich an der Zeit, daß von diesem prächtigen Werke eine würdige Ausgabe veranstaltet würde. Das wäre eine rechte Schwind-Feyer.

St.



## Briefe.

H. W., H. (Hh.). — D. H., Z. (H.). — D. St., St. in C. — P. S., B. — E. D., B. — B. J., R. — P. M., D. — M. G., Sch., Kr. E. i. Schl. — F. S., G. — D. H., H. — G. D., G. a. E. — G. Sch., N. — R. B., D. — W. v. E., R. — M. A. J., M. — E. D., G. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck in E. leider nicht geeignet.

J. M., J. Besten Dank für die Zuschrift. Wenn möglich, soll ihr in der Off. S. ein Platz eingeräumt werden.

L. G. (L. v. R.), S. Manoh poetisch geschautes Bild, aber im ganzen doch nicht einwandfrei.

H. B. in J. Wenn wir uns auch noch nicht für den Abdruck dieses Gedichts haben entscheiden können, so zeugt es doch von so viel Innigkeit des Empfindens, daß wir Sie bitten, gelegentlich mehr zu senden. Dem Freunde im fernen Osten freundl. Gruß!

L. N., S. Für den frdl. „Traum des Türmers“ besten Dank. Abdrucken möchten wir das Gedicht nicht, da es an starken Formfehlern leidet.

Z., Dr. bei Dr. (M.). Verbindl. Dank für die beiden Zeitungsblätter, auf die wir gelegentlich wohl zurückgreifen werden.

H. G., St. Das Sonett haben wir in die engere Auswahl genommen.

R. B., St. Besten Dank für Ihre Mitteilung, die natürlich alle Leser des Auffages „Auf Schillers Spuren in Schwaben“ von Karl Berger in Heft 12 des vorigen Jahrgangs lebhaft interessieren wird. Dort schrieb der Verf. (Seite 711), „daß der Schillertisch, der ehemals im Gasthaus zum Ochsen stand, nicht mehr vorhanden sei, da ihn der vorige Wirt zu Geld gemacht habe. Das ist insofern richtig, als er nicht mehr im ‚Ochsen‘ steht; vorhanden ist er aber, der Schillertisch nämlich; er wurde feinerzelt vom ‚Ochsen‘ in die ‚Liederhalle‘, in das Heim des Stuttgarter Liedertranges verfest, wo er längere Zeit alle Dienstag und an sonstigen Tagen eine frühliche Gesellschaft von Zechern und Spielern um sich vereinigte (im Probesaal); seit einigen Jahren steht besagter Tisch im Bibliotheksaal der Liederhalle und dient andern Zwecken.“ — Besten Dank auch für die freundl. Zustimmung! Ob die Musikbeilagen auch einzeln zu haben sind, wird Ihnen der Verlag, Greiner & Pfeiffer in Stuttgart, mitteilen.

H. B. Auf die „Gehilfin der Presse“ bei ihrem Erziehungswerke zum Surrapatriotismus, die Schule, hat auch der E. schon des öfteren hinzuweisen Gelegenheit gehabt. Der Geschichtsunterricht in unsern Schulen ist in der Tat einer der wundesten Punkte. „Auf der Mittelstufe unserer Volksschulen“, schreiben Sie, „besteht er fast ausschließlich in der Mitteilung solcher Erzählchen, wie sie in Türmers Tagebuch (Novemberheft) angeführt sind. Im Lesebuche für evangel. Volksschulen, herausgegeben im Auftrage der kgl. Regierung zu Arnberg, füllen diese ‚Bilder aus der vaterländischen Geschichte‘ (diese Spitzmarke tragen sie im Lesebuche) etwa 30 Seiten. Da wird erzählt, wie unser Kaiser in Kassel lebte und lernte wie jeder andere Schüler, daß er als Offizier wie jeder andere seinen Dienst getan habe, daß Friedrich Wilhelm III. schon als zehnjähriger Prinz viel Selbstbeherrschung gezeigt hätte, habe er sich doch einmal im Januar den Genuß einer Handvoll Dreißigstücker versagt, weil er nicht fünf Taler dafür bezahlen mochte zc. Ein Musterbeispiel ist das Geschichtchen: ‚Ein vornehmer Nachbar‘. Ein Hefenmädchen setzt sich in der Kirche zu Sanssouci neben einen Offizier, weil alle anderen Plätze besetzt sind. Da sie kein Gesangbuch bei sich hat, reißt ihr der Nachbar das seine und zeigt mit dem Finger auf Nr. 82. Raum hat nach beendigtem Gottesdienst der Offizier die Kirche verlassen, da drängen sich die Leute um unser Hefenmädchen und sagen ihr, sie habe neben dem Kronprinzen gefessen. Da sinken dem Mädchen doch die Knie. Ja, der Kronprinz des Deutschen Reiches ist's gewesen mit seiner hohen Gemahlin, und sie haben das arme, fremde Dienstmädchen nicht an einen andern Platz verwiesen; der Kronprinz hat ihr sogar das Gesangbuch gereicht und das Lied angemerkt. (!) Sind die Kinder auf der Mittelstufe noch nicht reif für einen wirklichen Geschichtsunterricht, so warte man doch einfach. Unsere Kinder werden so schon mit Stoff überfüllt. — Sie fragen: Ist wirklich jeder Fürst ein Besser, jeder ein Vollkommener? In der Schule: Ja. Wo da Wahrheit, Ehrlichkeit, Objektivität bleibe? Man gab uns auf dem Seminar ein Sprüchlein als Richtschnur, das dem gewiegtesten Jesuiten Ehre machen würde. Es heißt: Alles, was du sagst, sei wahr. Sag aber nicht alles, was wahr ist. So wird Friedrich Wilhelm II. groß Gräfin Eichtenau ein Engel an Tugend und Sitte. — Wir Lehrer können wenig darin tun. Kommt Revision, so muß der Stoff ‚fließen‘. Und steigt dir der Efel bis zum Halse — Patriotismus wird weiter gepflegt zum Heil — der Sozialdemokratie. Zu verwundern ist's aber nicht, wenn einem manchmal die Lust kommt, einen rechten Sozi zu spielen, um ja nicht in die Gefahr zu kommen, mit einer gewissen Art ‚Patriot‘ verwechselt zu werden.“

Dr. R., D. i. M. Sie erheben gegen die Tagebuchstelle im letzten Hefte über den Verkauf Hessischer Landesländer durch ihre Fürsten im 18. Jahrh. folgende Einwände: 1) Subsidienverträge der Art, wie die in Frage stehenden, so verwerflich sie im 19. Jahrh. sind und erscheinen, waren in jener Zeit ganz unanstößig, und sie verlieren für den, der sich auf den Standpunkt der Zeitgenossen stellt, das Anstößige, wenn die Erträge derselben nicht in die Taschen der betr. Fürsten geflossen sind, sondern dem Lande zugute kamen. 2) Hessen war in jener Zeit im Unterschied von den meisten deutschen Ländern kein absolutistisch regiertes Land, sondern hatte seine Ständevertretung behalten. 3) Die fragl. Subsidienverträge sind unter Genehmigung, ja auf das Drängen der Stände, von dem Landgrafen abgeschlossen. 4) Das Geld ist nicht in Prunkgemächern mit Dinen verpraßt, sondern ganz und gar dem Lande zugute gekommen, welches nicht nur durch Steuererlaß augenblicklichen Nutzen davon hatte, sondern auch durch segensreiche Anlagen gemeinnütziger Art diesen Nutzen auf die späteren übertrug. . . Schon längst hätte der Hessische Geschichtsverein die aktenmäßige Darstellung dieser Vorgänge sich zur Aufgabe machen müssen.\* Mit dieser Darstellung wird ja aber der Vorgang wenig verschönbet: weil das arme Land von seinen Regenten derart ausgefogen war, daß die Steuerschraube nichts mehr hergab für die notwendigsten gemeinnützigen Zwecke, griffen die Stände zu dem unwürdigen Mittel des Soldatenschachers. Ja, wird das Schmäbliche dieses Handels und Handelns dadurch wirklich wesentlich gemildert? Und vor allem bleibt doch die Tatsache bestehen, daß sich Deutsche willig, knechtelig dazu hergaben, als verkäufliche Objekte sich nach dem Auslande verschicken zu lassen. Gerade daß solche Seelenverkäuferet, ob sie nun im Auftrage des „Landesvaters“ oder der Landstände geschah, in den Augen der Zeitgenossen nichts Anstößiges hatte, ist ein Beweis dafür, wie weit das Notmässigkeitsbewußtsein des Durchschnittsdeutschen geblieben war. Und daß der T. gegen atavistische Rückfälle solcher Knechtseligkeit eifert, findet ja auch Ihre volle Zustimmung, wenn Sie die Hoffnung aussprechen, daß die im Tagebuch vorgetragene Grundanschauungen „bei einer einflußreichen Mehrheit unseres deutschen Volkes an Boden gewinnen und sich in die Tat umsetzen möchten, ehe es zu spät ist“. In dieser Bestimmung freundl. Gruß!

**H. S., St. i. C.** Wenn die Redaktion des „Eisässer“ nun selbst erklärt, daß ihre Notiz über die Schulvisitation unter dem Titel „hoher Besuch“ eine blutige Ironie war und da, „wo es darauf ankam, auch als solche erkannt wurde“, so ist das natürlich ausschlaggebend. Aber der „Eisässer“ wird selbst zugestehen müssen, daß man nach den zahllosen ähnlichen Fällen, die allein schon der T. zu sammeln in der Lage war und die mindestens auf derselben Höhe der Bedeutenslosigkeit stehen, kaum annehmen konnte, es hier wirklich auch einmal mit einer Satire, einem frischen kräftigen Sieb auf das leidige Nationallasten der Deutschen zu tun zu haben. Schade, daß infolge der mißverständlichen Deutung der Sieb nicht so gefessen, wie er es verdient!

**S. H.** Ihre Auffassung hat durchaus das Richtige getroffen. Freundl. Gruß!

**G. E. L. S., W. (Zegas).** Vielen Dank für den Gruß aus der Ferne. Der aufrichtige Ausdruck Ihrer Zustimmung hat den T. sehr erfreut.

**B. S., G.** Begabung scheint vorhanden, doch ist keines der drei Gedichte für uns druckreif.

**C. H., Gd.** Sie weisen gegenüber der Bemerkung Herrn Kretschmers in dem Auffatz „Was unsern Musikleben fehlt“ mit Recht darauf hin, daß doch nicht nur kleine abgelegene Gemeinden, sondern auch Berlin eine Kurrende habe. „Ich meine die bekannte Stöckerische Stadtmissionskurrende, die die Erbin der alten Rektor Marquardschen Kurrende ist, seit 15 Jahren etwa besteht und in sieben Chören in den verschiedensten Gegenden der Stadt ihre tägliche Singarbeit hin und her in den Häusern und Höfen im Segen treiben darf. Sie ist von dem vielgehassten teuren Gottesmann Hofprediger a. D. D. Stöcker in ihrer heutigen Gestalt ins Leben gerufen worden, damit sie in den kirchenarmen Vorortgemeinden Berlins in heiligen Liedern das Evangelium in die Häuser bringe; sie trägt also hervorragend evangelistischen Charakter. In einem interessanten und schönen Artikel über die Berliner Kurrende schreibt Selmine Stroffer in diesem Sommer in einer Nummer einer religiösen Zeitschrift: „Die stille Arbeit der Berliner Kurrendenschüler ist nicht zu unterschätzen, die auch uns mahnen soll: Singe! Singe duheim mit den Deinen, in der Kirche mit der Gemeinde; singe in Gottes schöner Natur unsere herrlichen geistlichen Volkslieder, du gewinnst durch sie vielleicht auch einmal eine Seele für deinen Gott!“ Möchte diese Mahnung recht oft Gehör finden.

**R. F. W. D., G.** Das Gedicht bekundet zweifellos Begabung. Leider steht die zweite Hälfte nicht auf der Höhe der ersten. Auch im Gedankengehalt nicht. Gegen solche monatelangen Zweifelqualen pflegt etwas Sternen- und Sonnenschein nicht als Erlösung zu wirken.

**H. F., B.** Ihr Gedicht steht über dem Durchschnitt, ist aber in einzelnen Strophen nur gehobene Erzählungsprosa. Sie können uns gern gelegentlich wieder etwas senden.

**H. H., R. a. Mh.** Das Gedicht entspricht insofern sehr wohl des „T.s“ Tendenz, als auch wir im Interesse Itallens, ja der Welt die Ausöhnung zwischen Königtum und Papsttum

wünschen. Ihre Hoffnungen auf den Nachfolger Leo's XIII. können wir aber in dieser Hinsicht nicht teilen. Die Verhältnisse sind oft mächtiger als der beste in diesem Fall vielleicht vorhandene Wille. Aber nicht aus diesem Grunde möchten wir von der Veröffentlichung des Gedichtes absehen, sondern weil der ganze Stoff an sich nicht poetisch ist und es auch durch gute Verse nicht wird. Der dichterische Wert allein aber kann uns für die Annahme von Gedichten maßgebend sein.

R., N. Leider genügen die drei Gedichte in formaler Hinsicht nicht ganz. Formen wie „kennet“, „stehet“ wirken abschwächend und in dieser Säuflung zu sehr als Füllsel.

J. W., D. Das Geschichtchen, das Sie in Ihrem Briefe erzählen, und „das um so bezeichnender ist, als ein normales Schwabenherz ein schlechter Nährboden für Surrabazillen ist“, wollen wir den E.-Lesern nicht vorenthalten: „Es war in den Adventswochen vorigen Jahres, in der Zeit, da Weihnachtslieder in den Lüften klingen oder kleine und große Kinder mit geheimnisvoll glücklichen Gesichtern umhergehen. Ich war bei Verwandten in Schwäb. S. zu Besuch, und meine 6 kleinen Vettern und Nichten, die mir teils an den Rößschößen hingen, teils an den Beinen hinaufkletterten, teils mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die Taschen des „Onkels“ durchforschten, stellten mir meine eigene Kindheit lebhaft vor die Seele. Nach einer Viertelstunde war ich selber ganz Kind, und als die Allerkleinsten, die noch die Kinderschule besuchen, das einfache, kindlich-innige Liedchen zu singen begannen:

Ich bin ein kleines Kindelein  
Und meine Kraft ist schwach;  
Ich möchte gerne selig sein  
Und weiß nicht, wie ich's mach' —

da vergaß ich jeden Altersunterschied und sang das Liedchen, das ich selbst einst in der Kinderschule lernte und das in meiner Seele schlummerte, fröhlich mit. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange; der große „dumme Onkel“ wurde zu seiner Verwunderung ausgelacht und mußte es sich gefallen lassen, von den Kleinen belehrt zu werden, die folgenden „verbesserten“ Text sangen:

Der Kaiser ist ein lieber Mann,  
Er wohnet in Berlin,  
Und wär' es nicht so weit von hier,  
So führ' ich heute hin.'

„Ich war baff. „Aber, Kinder, wo bringt ihr denn das her?“ „Von Mutter B.“ lautete die triumphierende Antwort. Das ist die Vorsteherin der Kinderschule. Das Liedchen hat noch mehr Verse in „verbessertem“ Text, aber ich hatte genug; der Traum von Kindheit war verfliegen.“ — Die Schlußworte Ihres Briefes haben den E. sehr erfreut. Freundl. Gruß!

M. v. S., F. In solchen Fällen ist sehr schwer zu raten. Am ehesten scheinen Übersetzungen aus dem Holländischen Aussicht zu haben. Sie müßten sich dazu eine gute Kenntnis der neuesten holländischen Literatur verschaffen und sich mit einigen Vertretern derselben in Verbindung setzen, um die Erlaubnis zur Übersetzung zu erhalten.

Aufwurf. Die Erben des verstorbenen Staatsministers Dr. Johannes von Miquel beabsichtigen, die hinterlassenen Papiere ihres Vaters, seine Briefe und Aufzeichnungen zu veröffentlichen. Sie richten an alle, die Briefe von dem verstorbenen Minister besitzen, das freundliche Ersuchen, sie im Original oder in getreuer Abschrift an Herrn Landrat von Miquel in Rathenow einzusenden. Auch die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, in deren Verlag die Miquelschen Memoiren erscheinen werden, ist zur Entgegennahme bezw. Weiterbeförderung von Manuskriptsendungen bereit. Für zur Abschrift zeitweilig überlassene Originalhandschriften wird volle Gewähr geleistet und baldige Rücksendung zugesichert.



## Bringend gefl. Beachtung empfohlen!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Fürmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher in ihrem eigenen Interesse freundlich und dringend ersucht, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Fürmers Bezug nehmen, entweder „an den Herausgeber“ oder „an die Redaktion des Fürmers“ (beide Berlin W., Wormserstr. 3) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.  
Hausmusk.: Dr. Karl Stord. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



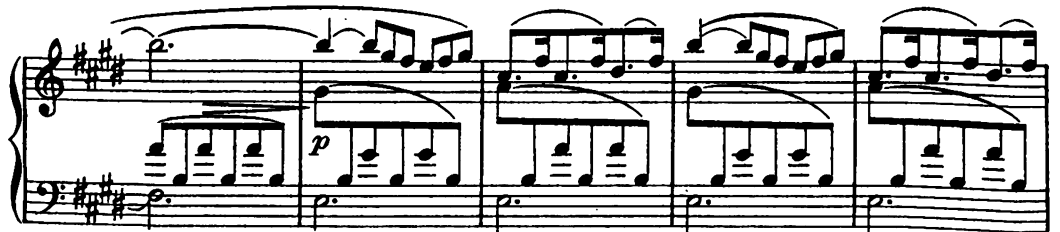
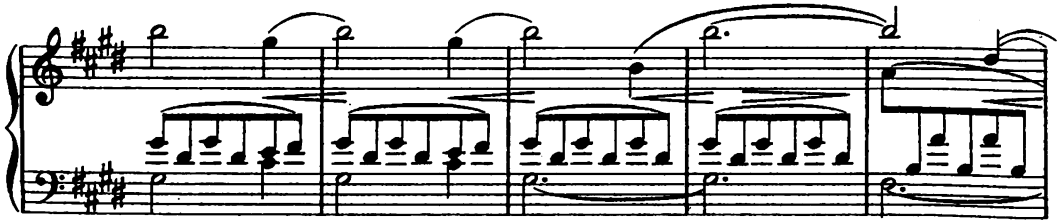
# Aus den „Bildern aus der Märchenwelt“

## 1. Im Walde schlief ein Mädchen.

Langsam.

Victor Hansmann, Op. 82 No 4.

Piano.



First system of musical notation. The right hand (treble clef) features a melodic line with eighth and sixteenth notes, including slurs and ties. The left hand (bass clef) provides a harmonic accompaniment with chords and single notes. A dynamic marking of *p* (piano) is present in the first measure.

Second system of musical notation. The right hand continues the melodic line with slurs and ties. The left hand accompaniment includes chords and single notes. A dynamic marking of *mf* (mezzo-forte) is present in the final measure.

Third system of musical notation. The right hand features a melodic line with slurs and ties. The left hand accompaniment includes chords and single notes, with some notes marked with an 'x'.

Fourth system of musical notation. The right hand features a melodic line with slurs and ties. The left hand accompaniment includes chords and single notes. A dynamic marking of *p* (piano) is present in the final measure.

Fifth system of musical notation. The right hand features a melodic line with slurs and ties. The left hand accompaniment includes chords and single notes. A dynamic marking of *p* (piano) is present in the second measure.

Sixth system of musical notation. The right hand features a melodic line with slurs and ties. The left hand accompaniment includes chords and single notes. A dynamic marking of *mp* (mezzo-piano) is present in the final measure.

## 2. Da kam ein Bär des Weg's daher.

Victor Hansmann, Op. 82 N<sup>o</sup> 7.

Täppisch.

Piano.

*f* langsam und wüchtig.

*f* etwas bewegter

The first system of musical notation consists of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The key signature has one flat (B-flat) and the time signature is 2/4. The music begins with a bass line of quarter notes in the left hand and a treble line of quarter notes in the right hand. The tempo and dynamics markings are as specified above.

The second system continues the piece. The bass line features a steady quarter-note accompaniment, while the treble line has a more active melody with eighth and sixteenth notes. The dynamics remain consistent with the first system.

The third system shows the continuation of the melody and accompaniment. The treble line has some slurs and accents, and the bass line maintains its rhythmic pattern.

The fourth system introduces dynamic markings of *ff* (fortissimo) and *f* (forte). The treble line features chords and melodic fragments, while the bass line continues with quarter notes. The tempo is still marked as 'Täppisch'.

The fifth system concludes the piece with *ff* and *f* markings. The treble line has some rests and chords, and the bass line continues with quarter notes. The overall mood is one of a bear's heavy, lumbering gait.



First system of musical notation, featuring treble and bass staves. The treble staff contains complex chords and melodic lines, while the bass staff provides a rhythmic accompaniment. Dynamic markings *ff* and *f* are present.

Second system of musical notation, continuing the piece with similar complex textures in both staves.

Third system of musical notation, showing further development of the musical themes.

Fourth system of musical notation, maintaining the intricate harmonic and melodic structure.

Fifth system of musical notation, featuring a prominent *ff* dynamic marking and a large, sustained chord in the treble staff.

Sixth system of musical notation, concluding the page with a final *ff* dynamic marking and a complex melodic line in the bass staff.

# Aus: „Kinderleben“

## 1. Gehn lernen.

E. Esmarch.

Munter doch ruhig.

Victor Hansmann, Op. 34 N<sup>o</sup> 2.

Singstimme. *mf*

Eins zwei, eins zwei, heb' das Füsschen hoch da bei,

Pianoforte. *p* *mf*

eins zwei, eins zwei, bald geht mein Kind-chen frei,

*p*

eins zwei, eins zwei,

*mf* *f*

*mf* *mf* *f*

fällt es, giebt es gross

*mf*

Ge - schrei.

*cresc.*

*f*

*p*

Eins zwei, eins zwei, heb' das Füss-chen

*mf*

hoch da-bei. Eins zwei.

*p*

*mf*

2. A - B - C.

E. Esmarch.

Victor Hansmann, Op. 84 No 4.

Ruhig, weinerlich.

Singstimme.

*mf*

O du bö-ses A - B - C, werd ich dich er-ler-nen je!

Pianoforte.

*p*

Machst mir Noth und Pla - gen; nur das O und

nur das W! Weiss ich her zu - sa - gen!

O, du bö - ses A - B - C, werd ich dich er - ler - nen je!

*seufzend*  
O, o, o, o, Weh!

# „Hör' ich das Liedchen klingen.“

H. Heine.

Leicht bewegt. (Ruhig)

Victor Hansmann (Manuskript.)

Singstimme.

Hör' ich das Liedchen klingen das einst die liebste

Pianoforte.

sang, so will mir das Herz zer - sprin - gen vor wildem Schmerzensdrang.

Estreibt mich ein dunk - - les Seh - nen hin - aus zur Wal - des -

Ruhiger.

hö, dort löst sich auf in Tränen mein ü - bergrosses Weh.

Verklingend.



Moritz v. Schwind.  
Von ihm selbst gezeichnet.



M. v. Schwind (aus einer Humoreske).  
Von ihm selbst gezeichnet.



Lachner, Schubert und Bauernfeld abends beim Wein in Grinzing.  
Zeichnung von M. v. Schwind.



Lachner und Schubert bringen vor einem im Bau begriffenen Hause ein Ständchen.  
Zeichnung von M. v. Schwind.







M. v. Schwind inv.

Rossini: Der Barbier von Sevilla.



M. v. Schwind inv.

Weber: Der Freischütz.

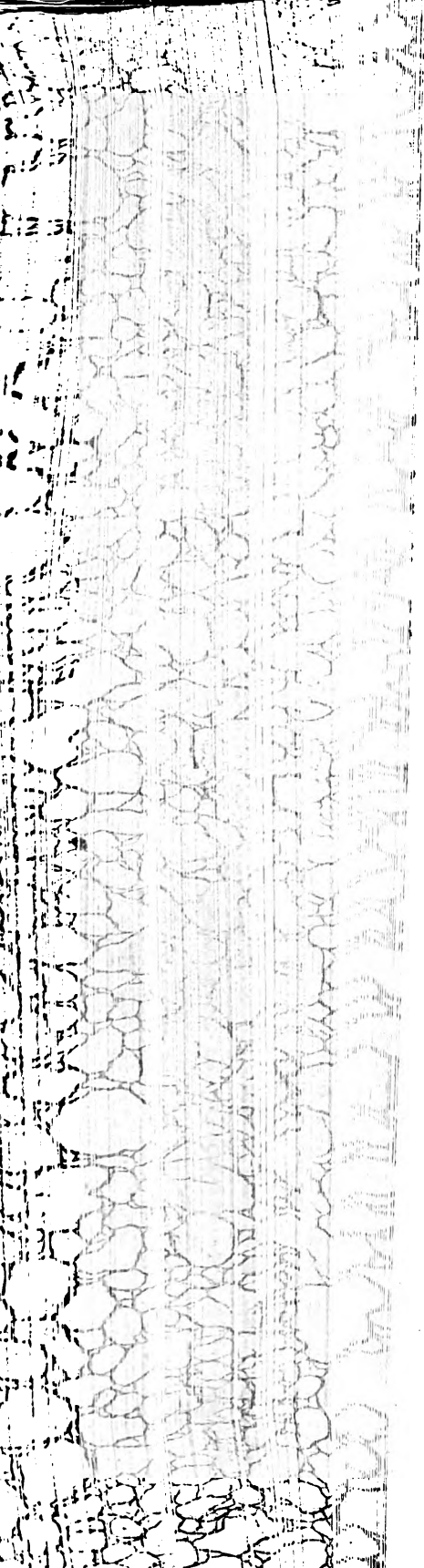


M. v. Schwind inv.

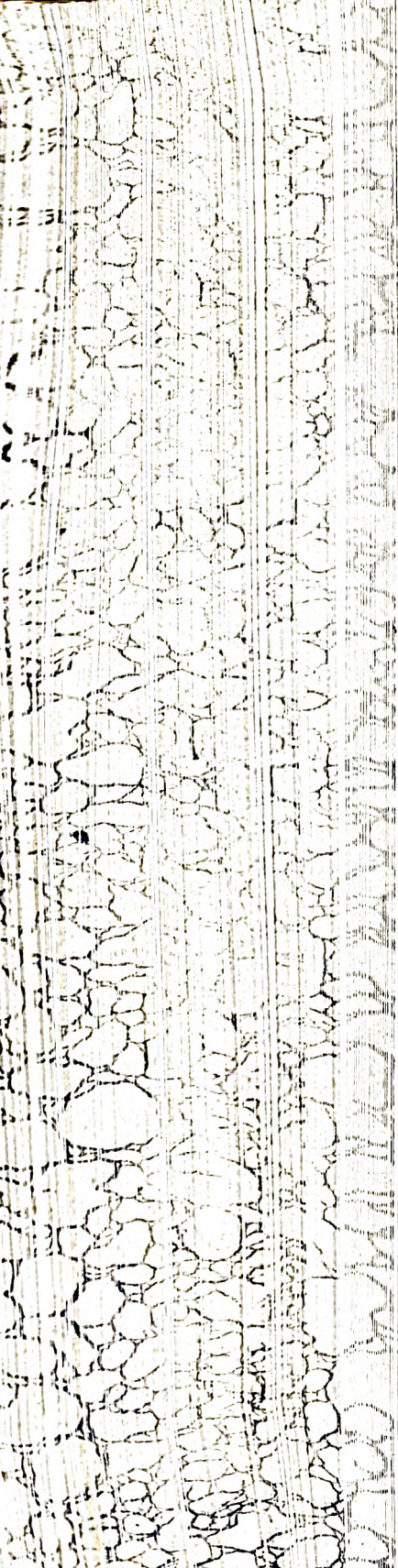
Haydn: Die Schöpfung.











Photogravure Bruckmann

Amsterdamer Reichsmuseum



JAN STEEN: KATZENTANZSTUNDE



VI. Jahrg.

Februar 1904.

Heft 5.

## Zur Erinnerung an Kant.

(† 12. Februar 1804.)

Von

Rudolf Eucken.

Als Kant am 12. Februar 1804, von unsäglicher Arbeit ganz erschöpft, sein müdes Auge schloß, war seine wissenschaftliche Stellung sicher befestigt, seine geistige Größe vollauf anerkannt. Aber bei aller Anerkennung glaubte man damals rascher über ihn hinauskommen zu können, als es in Wahrheit geschehen ist; man feierte in ihm den Durchbruchspunkt einer neuen Denkweise, aber man glaubte diese selbst ein gutes Stück über den Anfang hinausführen zu können. So war es die Stimmung bei Fichte, Schelling, Hegel. Das 19. Jahrhundert aber hat sich nicht weiter und weiter von Kant entfernt, sondern es ist immer von neuem auf ihn zurückgegangen, es hat sich aus unerträglich gewordener Lage immer wieder zu ihm gewandt, sei es als zu dem in der Hauptsache endgültigen Abschluß, sei es um bei ihm eine sichere Orientierung über die eigene Aufgabe zu gewinnen. So steht Kants Philosophie heute in lebendigster Gegenwart, sie erregt und entzweit die Gemüter bis zur Leidenschaft, bei aller Empfindung einer starken Färbung des 18. Jahrhunderts fühlen wir uns bei ihr inmitten eigener Probleme. So eine augenscheinliche Bestätigung des Wortes, daß die

Könige zu ihren Lebzeiten, die großen Denker aber nach ihrem Tode zu herrschen pflegen.

Eine solche Stellung und eine so nachhaltige Wirkung hätte Kant nun und nimmer erreicht aus bloß gelehrter Forschung und durch Verdienste um die Fachwissenschaft; er muß vielmehr im Kern des Lebens und im Grundverhältnis des Menschen zur Wirklichkeit eingreifende Wandlungen und Weiterbildungen vollzogen haben, um mit dem Ganzen seiner Denkweise eine so lebendige Gegenwart behaupten zu können. Daß dies und wie es bei Kant der Fall ist, das sei in einigen Umrissen vorgeführt.

Der erste Eindruck zeigt Kant so stark mit gelehrtem Rüstzeug umpanzert, daß sich zu einfachen Grundwahrheiten kaum scheint durchdringen zu lassen; eine mühsame und weitschichtige Reflexion unterdrückt, so mag es dünken, alle ursprüngliche Intuition. In Wahrheit steht die Sache völlig anders. Jeder große Geist ist auch ein schöpferischer Geist, sein Wesen enthält innere Notwendigkeiten, die als Axiome der eigenen geistigen Existenz aller bewußten Arbeit vorangehen und ihr allererst eine bestimmte Richtung geben; ja die ganze Arbeit dient hier vornehmlich der Entwicklung und Durchsetzung solcher Notwendigkeiten. Die Sache bekommt dadurch eine gewaltige Bewegung und dramatische Spannung, daß die Forderungen des großen Mannes durch den vorgefundenen Stand des Geisteslebens weitaus nicht befriedigt werden, ja daß sie mit ihm unverföhnlich zusammenstoßen; um daher sich selbst treu zu bleiben, sich selbst voll zu gewinnen, muß der Held den Kampf mit seiner Umgebung unverzagt aufnehmen, muß er die vorgefundenen Größen und Maße verwandeln, darf er es selbst nicht scheuen, die ganze Welt einzureißen, um Platz für den Aufbau einer neuen, wahreren und wesenhafteren zu gewinnen. Das macht den Anblick des Lebenswerkes eines solchen Mannes so erfreulich und so erhebend, daß sich die geistige Notwendigkeit durch alle Hemmungen hindurch sicher und freudig ihren Weg bahnt, daß sie in Überwindung auch der härtesten Widerstände schließlich das Leben auf eine neue Grundlage stellt und es damit uns allen verwandelt. In Kant wirken von vornherein zwei geistige Notwendigkeiten, die ebenso sich selbst durchsetzen mußten als untereinander auszugleichen waren. Die eine Forderung ist die einer strengen Wissenschaft, einer Wissenschaft als eines Systems allgemeiner und notwendiger Sätze, die andere die einer kräftigen Moral, einer Moral, die es verschmäht, dem bloßen Glück zu dienen, die vielmehr darauf besteht, ein völliger Selbstzweck zu sein und aus dem Menschen etwas wesentlich Neues zu machen. Daß jedes von beiden sein volles Recht erhielt und sich zugleich beides zu gegenseitiger Verstärkung zusammenfand, das bildet den Haupttriumph seiner Arbeit und begründet das intellektuelle Glück seines Lebens.

Entsprechend solcher zweiseitigen Art wirkt das Gesamtbild Kants auf uns mit zwei Hauptzügen: er erscheint zugleich als der unerbittliche Serföhrer alles intellektuellen Dogmatismus und als der Erneuerer der Moral. Das Neue und das Große einer jeden Leistung liegt aber weiter zurück und

ist eigentümlicherer Art, als oft angenommen wird. Hatte denn nicht seit Jahrtausenden die Wissenschaft eine strenge Selbstkritik an sich geübt, hatte nicht schon Sokrates, indem er den Begriff der Wissenschaft steigerte, zugleich zur Bescheidenheit gemahnt, und hatte nicht aller Überspannung immer von neuem die Skepsis die Wage gehalten? Ist nicht namentlich der neueren Wissenschaft von Haus aus durch Descartes eine kritische Denkweise eingepflanzt? Ja, so steht es, und doch bleibt die Leistung Kants durchaus eigentümlich und umwälzend. Denn er reflektiert nicht, gewissermaßen außer und vor der Sache stehend, über das Vermögen und die Grenzen des Erkennens, sondern er versetzt sich in das Ganze der Wissenschaft und untersucht, was zu seinem Bestehen unerlässlich sei, welche Voraussetzungen und Forderungen es in sich trage; er untersucht dann weiter, wie weit der Mensch diesen Forderungen zu entsprechen vermöge, und gewinnt daraus ein präzises Bild der eigentümlichen Wissenschaft und Wahrheit des Menschen. Bei Durchführung dessen erfährt die eingewurzelte Schätzung gewaltige Verschiebungen, ja Umwälzungen; viel schmerzlicher Verzicht wird dem Menschen zugemutet, und ob ein völliger Ersatz dafür geboten wird, mag zweifelhaft erscheinen; aber ob Gewinn oder Verlust, das steht hier in zweiter Linie, das kommt kaum zu Gehör gegenüber der strengen Wahrhaftigkeit, die das Ganze durchdringt, gegenüber dem Zusammenbrechen alles Scheins, das sich hier mit überwältigender Wucht vollzieht. Dem Menschen verfährt sich nunmehr alles Erkennen der Dinge, aller Einblick in letzte Gründe und Zwecke, seine eigene Vorstellungswelt hält ihn in festem Bann, das Gebiet der Erscheinungen kann er nun und nimmer überschreiten. Wohl wächst in der Zurückwerfung des Subjekts auf sich selbst die innere Leistung des Denkens; da es nicht eine vorgefundene Welt abbildet, sondern von kleinsten Elementen her sich seine Welt nach eignen Gesetzen aufbaut, so muß es bei sich selbst ein unvergleichlich feineres Gewebe enthalten, als man ihm bis dahin zuschrieb; es trägt mehr Abstufung, mehr innere Bewegung, mehr Streben zum Ganzen in sich, es zeigt namentlich eine großartige Architektur; auch erscheint darin eine unvergleichliche Größe des Menschen, daß er bei dieser Arbeit nicht ein bloßes Stück der Welt bildet, sondern daß er sich ihr entgegenzustellen und sie als ein Ganzes zu überdenken vermag, daß er ihren letzten Gründen nachforschen, über alles Endliche hinaus zum Unendlichen streben kann. Auch im Bilde unserer Welt vollzieht sich hier die bedeutsamste Umwandlung dadurch, daß es die bisherige sinnliche Nähe, Handgreiflichkeit und Selbstverständlichkeit aufgeben muß; wo einleuchtet, daß wir die Welt nicht unmittelbar, sondern durch unsre eigene geistige Organisation hindurch sehen, sie nicht finden, sondern sie von uns aus gestalten und aufbauen, da tritt das logische Element vor alles sinnliche, da kann kein Zweifel darüber walten, daß ein Gedankengerüst unsere ganze Welt trägt, da ist der plumpe Materialismus in der Wurzel gebrochen. Aber soviel wir mit dem allen an Feinheit und an innerem Leben gewinnen: sobald die Frage auf das Letzte und Ganze gestellt wird, ist ein

Überwiegen des Nein unverkennbar. Wohl gewinnen wir eine Welt und eine Wahrheit, aber sie sind und bleiben bloß menschlicher Art; den Kreis unserer Erfahrung können wir nie überschreiten, so gewiß uns ein unabweisbares Verlangen darüber hinaustreibt; mag das Erkennen der Schranken eine gewisse Größe enthalten, es bleibt das eine herbe Größe, eine Größe voller Resignation; erst die Wendung zur praktischen Vernunft bringt darin eine Wandlung und gibt dem Ja den Sieg über das Nein.

Auch diese Wendung ist keineswegs völlig neu. Von altersher war die Erschütterung des Wissens oft der Weg zur Verstärkung der Moral, auch innerhalb der Aufklärung war eine solche praktische Tendenz stark verbreitet, und zwar nicht nur bei den Engländern, die hier allerdings voranstehen, auch Friedrich II. wollte die Wissenschaften als Mittel zur Erfüllung unserer Pflichten betrachtet wissen (*les sciences doivent être considérées comme des moyens qui nous donnent plus de capacité pour remplir nos devoirs*). Was also ist das Neue und Umwälzende bei Kant? Es ist vor allem dieses, daß hier zuerst die Überlegenheit der Moral auch wissenschaftlich gesichert wird. Und zwar eben durch jene Verwandlung und Einschränkung des Wissens hindurch, welche wir sich vollziehen sahen. Denn alle bisherige Beteuerung des einzigartigen Wertes der Moral hatte nicht den Zweifel überwunden, ob denn für die Moral mit der ihr notwendigen Freiheit des Handelns in unserer Wirklichkeit überhaupt ein Platz sei; namentlich mußte die Verstärkung, die der Gedanke einer durchgängigen Kausalverketzung durch die neuere Wissenschaft erhalten hatte, einer Selbstständigkeit der Moral schroff entgegenwirken. Nun aber hatte Kant die Kausalverketzung aus einer eignen Ordnung der Dinge in ein Gesetz unseres Denkens verwandelt; erstreckte sich damit ihre Gültigkeit nicht über unseren Vorstellungskreis, nicht über das von uns entworfene Weltbild hinaus, so blieb ein freier Platz für andere Entwicklungen, so konnte sich ein Reich der Moral ungehemmt entfalten, wenn zwingende Tatsachen dafür vorhanden waren. Daß sie aber vorhanden sind, das hat Kant mit der ganzen Kraft und Tiefe seiner Seele darzutun gesucht, nirgends hat er mehr seine ganze Persönlichkeit eingesetzt. Seine Arbeit aber gewinnt dadurch eine unvergleichliche Größe, daß er in der Moral ein neues Grundverhältnis des Menschen zur Wirklichkeit, den Ausgangspunkt einer neuen Welt entdeckt. Moral, so zeigt er, ist nicht ein Mittel zum bloßen Glück; sie als ein solches behandeln, das heißt sie von innen her zerstören; sie ist wie aller Selbstsucht so auch aller Willkür weit überlegen, sie spricht zu uns als ein unbedingtes Soll, als strenge Pflicht. Aber zugleich liegt in ihrem Begriff, daß sie nie von draußen auferlegt, nie durch eine fremde Macht geboten werden kann. Denn dann würde sie nur durch die Vorhaltung von Lohn und Strafe wirken, damit aber unter die Macht eben der Beweggründe zurücksinken, über die sie hinausheben sollte. So bleibt nichts anderes, als daß der Ursprung der Moral im geistigen Wesen des Menschen selbst liegt; daß unser eigener innerster Wille es ist, der die sittliche Ordnung setzt.

Damit aber vollzieht sich eine große Umwandlung im Bilde des Menschen, er wird nun zum Träger einer neuen Welt, einer übersinnlichen Wirklichkeit, er gewinnt durch schöpferische Tätigkeit Teil an absoluter Wahrheit und wird damit über alle Maße der Erfahrungswelt weit hinausgehoben. Die Schätzung der Moral, die Kant von Haus aus in seinem Wesen trug, als dessen, was allein unserem Leben und Sein einen Wert gibt, sie erhält nun eine volle wissenschaftliche Begründung und innere Befestigung; die unfähliche Arbeit des Forschers sie läuft aus in eine Bestätigung seines innersten, reinmenschlichen Wesens. Daher der freudige Ton, der bei diesen moralischen Entwicklungen oft bei Kant hervorbricht und mit der Nüchternheit der sonstigen Untersuchungen so merkwürdig kontrastiert.

So erhält nunmehr und endgültig das Ja in Kant das Übergewicht. Er ist und bleibt ein kritischer Denker, aber er ist mehr noch ein Denker positiver Art; als ein solcher kann er selbst das Nein zur Förderung des Ja wenden und in letzter Abwägung unseres Lebens und Vermögens finden, „daß die unerforschliche Weisheit, durch die wir existieren, nicht minder verehrungswürdig ist in dem, was sie uns versagte, als in dem, was sie uns zuteil werden ließ“. Daß aber in Kants Gedankenwelt so starke Bewegungen nach entgegengesetzter Richtung laufen, und daß das Nein auch im Ja stets gegenwärtig bleibt, das gibt seiner Philosophie eine sehr eigentümliche Stimmung und erhält sie in unablässiger Bewegung. Nirgends träge Ruhe und bloßer Genuß, überall Tätigkeit, Arbeit, Kampf.

Suchen wir über den Gegensatz der theoretischen und der praktischen Vernunft hinaus Kants Leistung in Eins zusammenzufassen, so ist in ihm ein großer Wendepunkt der modernen Bewegung zum Subjekt unverkennbar. Diese Bewegung war schon mitten im Gange, Renaissance und Reformation hatten ihr die Wege gebahnt, in der Philosophie hatte Descartes sie zur Herrschaft gebracht. Kant hat diese Bewegung gewaltig verstärkt, indem er den Menschen in der Theorie vom Druck einer Außenwelt befreite, auf moralischem Gebiet aber alles Handeln auf bloße Autorität hin als eine Zerstörung sittlicher Freiheit verwarf. Aber er hat zugleich das Subjekt wesentlich vertieft und von aller bloßen Punktualität befreit, indem er in ihm beim Denken eine intellektuelle Struktur, beim Handeln eine ganze Welt erkannte; er hat es damit auf dem sichersten, nach unserer Überzeugung einzig möglichen Wege über alle bloße Scheit und Willkür kräftig hinausgehoben. Mag die Ausföhrung dessen vielfach unfertig geblieben sein, Kant hat das Streben auf den rechten und notwendigen Weg geleitet, er hat die einzige Möglichkeit gezeigt, Freiheit und Gesetz, Tätigkeit und Tiefe, Innerlichkeit und Weltleben zusammenzubringen, sie nicht in der üblichen Verfeindung zu lassen. Was er aber zur Verstärkung und Vertiefung des Subjekts gewirkt hat, das erhält namentlich dadurch eine gewaltige Eindringlichkeit, daß es sich nicht vom Subjekt selbst her, aus seinen Wünschen und Stimmungen, sondern von der Sache her und aus ihrer Notwendigkeit entwickelt. Der Denker versetzt sich in ihre Forderungen und



zeigt, daß sie, so streng genommen, wie sie genommen werden müssen, keine andere Lösung finden können, als durch Zurückverlegung der Sache in das Subjekt, durch Steigerung des Vermögens des Subjekts. So vollzieht sich die großartigste Umwälzung zugunsten des Subjekts ohne irgendwelche direkte Anrufung des Subjekts, ohne irgendwelche Liebedienerei gegen das Subjekt. Eben dadurch wird die Sache aufs sicherste bekräftigt, der Weg aufs zwingendste gewiesen.

Daß dieser Zwang für uns nicht erloschen ist, daß vielmehr die Hauptrichtungen der Kantischen Gedankenwelt immer von neuem zur Aufgabe werden, daß sie fortwährend unschätzbare Hilfen zur Überwindung problematischer oder verfehlter Richtungen bieten, das zeigt die flüchtigste Betrachtung des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart. Seine Erkenntniskritik hat zunächst nicht wenig dazu beigetragen, die Geister von der Überspannung unseres intellektuellen Vermögens in freischwebender Spekulation zu ruhiger Besinnung zurückzuführen; sie bildet noch immer eine besonders scharfe Waffe gegen jene „naturwissenschaftlichen“ Weltanschauungen, die bei ihrem Abschluß den Menschen mit allem, was bei ihm neu hervorbricht, vergessen, die im besondern vergessen, daß wir doch einmal die Dinge nicht direkt, sondern durch unsere Seele, durch unsere geistige Organisation hindurch sehen. Mag dieser Naturalismus, die unermesslichen Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft mit Unrecht in seinem Sinne deutend, sich noch so sehr als Führer der Zeit dünken, er ist und bleibt eine unkritische, eine vorkantische Denkweise. Nicht minder enthalten Kants moralische Überzeugungen die entschiedenste Abweisung der Verflachungen und Verfehrtheiten, die das moralische Problem, ja das moralische Leben im 19. Jahrhundert erfahren hat, von denen sie noch immerfort bedroht werden. Gegenüber dem wachsenden Verlangen nach Genuß und sinnlichem Glück, das eine hochgesteigerte materielle Kultur erzeugt, besteht siegreich seine Überzeugung, daß dieser Weg schlechterdings nicht zu echter Befriedigung führt, und daß, wer sich das Glück zum Ziele setzt, es sicher nicht erreichen wird; gegenüber allen Nützlichkeitsbestrebungen besteht seine in ihrer Schlichtheit gewaltige Verteidigung des absoluten Selbstwertes der Moral; gegenüber der Verwandlung der Moral in ein Handeln für bloß gesellschaftliche Zwecke, für das Wohlbefinden anderer (Altruismus), sein Gedanke, daß die Moral in erster Stelle nicht gegen andere, sondern gegen uns selbst gekehrt sei und die Erhebung zu voller Persönlichkeit erstrebe; gegenüber der Verunglimpfung der Moral als eines kleinmütigen und knechtischen Verhaltens in den Kreisen moderner „Übermenschen“ seine Überzeugung, daß nirgends der Mensch freier und größer ist, daß er nirgends mehr eine innere Unendlichkeit gewinnt, denn als Träger einer sittlichen Welt. Allem Schablonenhaftwerden, aller Erstarrung der Moral in gesellschaftliche Übungen und Vorurteile widersteht sicher die volle Ursprünglichkeit, mit der sie bei ihm aus dem tiefsten Grunde der Seele hervorbricht.

Der gewöhnliche Subjektivismus, der vom empirischen Einzelwesen

aus und für dies Einzelwesen die ganze Wirklichkeit gestalten möchte, hat im 19. Jahrhundert einerseits sich immer stärker entwickelt, andererseits aber auch einen wachsenden Widerstand gefunden. Das Bedürfnis nach stärkerer Zusammenfassung der Kräfte hat die gesellschaftlichen Zusammenhänge, hat namentlich den Staat wieder weit mehr hervortreten lassen. Aber der drohenden Zerstreuung und Auflösung wird sich mit Sicherheit nur begegnen lassen, wenn es auch gelingt, von innen her das bloße Einzelsein zu durchbrechen und in der Seele selbst große Zusammenhänge zu gewinnen. Der falsche Subjektivismus ist endgültig nur zu überwinden durch die Eröffnung und Aneignung einer wahrhaftigen und wesenhaften Welt in der eigenen Seele des Menschen. Wir sehen, wie uns auch dafür Kant den Weg zeigt.

So wirkt er durchgängig als ein Mahner zur Höhe des Lebens, als ein Mahner vom Inneren zum Äußeren, vom Einzelnen zum Ganzen, vom Schein zu Wesen und Wahrheit. Eine stärkende und aufrichtende Kraft geht überall von ihm aus; sollten wir heute, zugleich in den härtesten Kampf gegen einen flachen Naturalismus und einen auflösenden Subjektivismus verwickelt und zur Relle stets auch des Schwertes bedürftig, eine solche Kraft der Aufrichtung für überflüssig erachten?

Was immer aber aus Kants Arbeit zu uns spricht, es wird mächtig unterstützt durch den Gesamteindruck seines Lebens und seiner Persönlichkeit. Diese Persönlichkeit hat für den ersten Anblick gar nichts Glänzendes, sie kann beinahe als spießbürgerlich erscheinen. Aber sie erhält eine Größe durch den unendlichen Ernst und den unermüdblichen Eifer, den sie an eine einzige Lebensaufgabe gesetzt hat; aus der scheinbar starren und steifen Gelehrsamkeit bricht an Höhepunkten überwältigend eine Genialität hervor. Zur Größe der hier waltenden Art gehört wesentlich die Gewissenhaftigkeit im Kleinen, nichts wird im flüchtigen Umriß nur hingeworfen, sondern alles mit peinlichster Sorgfalt ausgeführt. Indem es aber nicht in die Vereinzelung aufgeht, sondern sich schließlich eng zu einem Gesamtbilde verbindet, sich gegenseitig stützt und stärkt, erwächst der Eindruck der Unwiderstehlichkeit, einer unabwiesbaren Wahrheit. Mehr als irgendwo sonst ist die Philosophie hier Arbeit, verschmäht sie alles, was außer der Arbeit liegt. Aber indem die Arbeit in die höchsten Zwecke der Menschheit einmündet und diese Zwecke durch ihren ganzen Verlauf gegenwärtig hält, wird sie selbst innerlich gehoben; ja es wird in einem inneren Aufklimmen auch die Persönlichkeit des Denkers durch den Fortgang der Arbeit mitgehoben. Dieser trieb z. B. den im Grunde wenig künstlerischen und im Geschmack einer absterbenden Zeit befangenen Mann schließlich zu Überzeugungen, die ein Goethe „seinem bisherigen Schaffen, Tun, Denken ganz analog“ finden konnte. Für die erhöhende Macht der Arbeit, die innere Steigerungsfähigkeit des Menschen bietet kaum ein anderer Denker ein so anschauliches Beispiel wie dieser. Auch von diesem Punkt her stärkt er den Glauben und das Vertrauen auf die sittlichen Mächte des Lebens. So hat er durchgängig in dem scheinbar Einfachen das Große und Tiefe erkannt, es mit gewaltiger

Kraft belebt und zur Wirkung gebracht, unser Leben dadurch innerlich erhöht und bedeutsamer gemacht. Er sei demnach auch in Zukunft uns ein wirksamer Bundesgenosse in den immer gewaltiger anschwellenden Kämpfen, eine überaus wertvolle Hilfe in dem Streben nach einem Geistesgehalt und einem Sinn unseres Daseins.



## Rückblick.

Von

Richard Zoozmann.

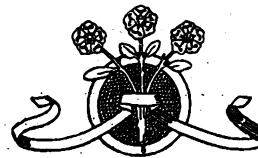
Oft fühl' ich mir's im Herzen brennen, Vorbei! Die Stunden sind zerronnen,  
Dann schau' ich rückwärts, ohne Gram: Die Ernte, die der Lenz versäumt,  
Wie alles hätte kommen können Wird nicht dem Herbst zurückgewonnen —  
Und alles so ganz anders kam. Du hast zu viel gehofft, geträumt.

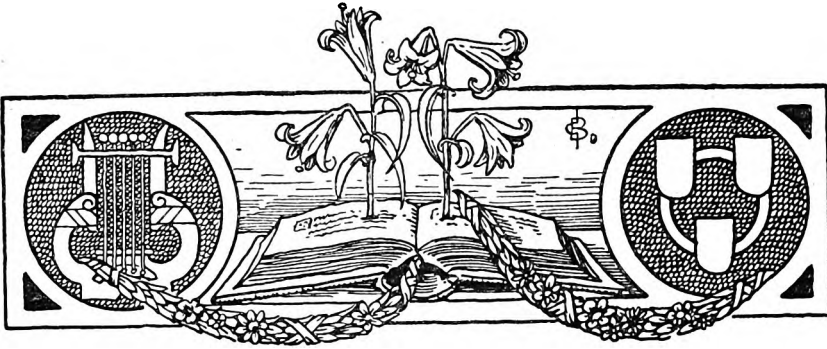
Wie manchen stolzen Traumgedanken Wohl ist es wahr: es hat dir nimmer  
Hat hoffnungsfühn mein Herz genährt, Erfolg und Lohn und Preis gewinkt —  
Aus engen, angeborenen Schranken Drum kehrt, wer kein waghalsiger Schwim-  
Hat heiß mein Geist hinausbegehrt. Ans Ufer oder er ertrinkt! [mer,

Der Schranken viele überwand ich, So sitz' ich nun in stiller Klause  
Die großen meistens, aber ach! Und seh' dem Strome zu, wie er  
Just vor den kleinen ratlos stand ich, Gemächlich bald, bald mit Gebrause  
Und an den schwachen ward ich schwach. Dahinfließt über Fels und Wehr.

Und lässig sanken mir die Hände, Nur ab und zu im kleinen Kahne  
Und tatlos sank ins Grab der Tag — Wag' ich auf seinen Spiegel mich,  
Anstatt am Werke ohne Ende Wenn mir ins Herz mit ihrem Wahne  
Rüstig zu hämmern Schlag auf Schlag. Die alte Sehnsucht wieder schlich.

Dann fühl' ich's seltsam in mir brennen,  
Doch lächelnd seh' ich ohne Gram:  
Wie alles hätte kommen können  
Und alles so ganz anders kam!





# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders.

Von

Peter Kofegger.

(Fortsetzung.)

In Galiläa unter dem Volk herrscht eine seltsame Erregung, die sich über Samaria und Judäa hin bis Jerusalem verbreitet. Ein neuer Prophet ist erstanden. Deren hat es manche gegeben in jenen Zeiten, aber dieser ist nicht von ihrem Schlage. Wie immer in solchen Zeiten: zuerst einzelne horchen fieberhaft auf, erregen durch ihre Unruhe andere, erregen Hütten und ganze Ortschaften, die bisher stumpf gewesen. Also horchen alle hin auf den neuen Propheten. Die Alten haben zur Zeit der Fremdherrschaft ja immer gesprochen von dem Könige und Retter, der das auserwählte Volk groß und mächtig machen wird. Von Geschlecht zu Geschlecht haben Ausleger der Schrift die Horchenden, Verlangenden vertröstet. So war nun unter unerträglicher Fremdherrschaft in den Gemüthern eine Ungeduld aufgestanden, ein nationales Begehren und ein religiöses Erwarten, wie es bisher in so hohem Grade nie gewesen.

Und siehe! Es gehen durch das Land seltsame Gerüchte. Wie Frühlingsföhn auf dem Libanon, so schmelzen sie Eis, wecken Keime und durchwühlen Herzen. Draußen in der Wüste ist ein Mensch, der predigt ein neues Wort. Lange predigt er den Steinen, weil diese, wie er sagt, nicht so hart wären wie der Menschen Sinn. Die Steine würden bald selbst reden. Die Berge würden stürzen und die Schluchten sich füllen, so daß ein ebener Weg sei für den heiligen Geist, der einzieht.

Solcher Kunde sind die Menschen begierig. Anfangs sagen einige: „Ich will hinaus und ihn hören, auf daß ich mich ergötze.“ Solche kehren gemendet zurück und rufen andere, daß sie auch hingehen, den absonderlichen Menschen zu sehen. Ein grobes Gewebe aus Kamelhaar habe er am Leibe hängen statt eines Mantels, mit einem Gurte zusammengebunden um die Lenden. Sein Haar sei schwarz, lang und wirr, sein Gesicht sei vom Sonnenbrand gebräunt und sein Auge lodere manchmal wie in hellem Wahnsinn. Aber er sei kein Araber und kein Amalekiter, er sei aus dem auserwählten Volke. In Nazareth will man diesen Menschen sogar näher kennen. Eines Leviten Zacharias Sohn, stamme er aus Galiläa, diesem wunderlichen Lande. Die Galiläer haben ihn denn als einen der Ihren anfangs lebhaft verspottet und im Nebenblick auf Jesus gesagt, was dieses Galiläa doch für ein gesegnetes Land sei, daß in ihm die neuen Tugendlehrer aufstünden wie Pilze in der Regenzeit! Jesus tritt ihnen lebhaft entgegen, ob sie nicht wüßten, was das besage von einem Volk, wenn aus ihm immer nur Bussprediger hervorgingen?

Des Wüstenpredigers Name ist — ich schreibe ihn — Joanes. Immer mehr Leute strömen zu ihm hinaus und jeder erzählt Wunderdinge. Nach Heuschrecken halte er Jagd und verspeise sie, den wilden Bienen nehme er Honig weg und verzehre ihn. Der Menschen gewöhnliche Nahrung und Sitten scheine er zu verachten. Seit dem betlehemitischen Kindermorde lebe er in der Wüste, eine Höhle bewohnend, die hoch am Felsenberge ist. Fast sei es, als liebe er mehr die wilden Tiere denn die Menschen, deren Tugendmantel er hasse, weil dieser gewoben sei aus übelriechender Heuschelei und Bosheit.

Sie nennen ihn den Rufer. „Er ist so,“ erzählen sie wörtlich, „daß es uns wundert, daß die Rabbinen und Oberpriester schweigen in Kapernaum, Tiberias und Jerusalem. Dem Tode könnten sie ihn überantworten, so redet er. Aber der Rufer fürchtet sich nicht. Eine neue Lehre ruft er aus, und wer sich ihr beigefellt, des Haupt begießet er zum Zeichen des Bundes mit Wasser.“

„Und was ist seine Lehr?“ fragen andere.

„Gehet nur selbst hin!“

Und so strömen viele und immer noch mehr aus Judäa und Galiläa gegen die Wüste hin. An den Jordan hat sich der Rufer gezogen, eine Strecke oberhalb, wo der Fluß in das Tote Meer eingeht. Die sonst so öde Gegend belebt sich mit allerlei Volk, auch Rabbinen und Schriftgelehrte darunter, die sich bußfertig stellen;

jedoch den Propheten überlisten wollen. Der Rufer steht auf einem Stein; in der Faust hält er den Zipf des Kameltuches an die behaarte Brust gepreßt, die andere Hand streckt er himmelwärts und also redet er: „Rabbiten? Wie, auch ihr seid hier? Grauet euch endlich vor dem Zorn des Himmels, den ihr kommen seht, daß ihr Zuflucht suchet bei dem, der Buße ruft? Ihr buchstabenfrommen Heuchler, die ihr den steinigt, der euch mit des Wortes Hauch ein Haar krümmt, und den preiset, der Menschenopfer bringt. Sehet zu, daß eure Buße nicht zum Gerichte wird. Ist sie wahr, so empfanget auf euer Haupt das Wasser, zum Zeichen, daß ihr rein sein wollet in der Gesinnung.“

Solche Worte spricht er. Die Schriftweisen lächeln höhniſch, andere murren ob der Herbheit seiner Rede, knien aber hin. Er nimmt eine steinerne Schale, taucht sie in das Wasser des Jordan und begießt die Häupter, daß die Bächlein niederrieseln über den Nacken und über die Stirn.

Ein Mann erhebt das Haupt und fragt den Rufer: „Gibst du uns Gebote?“

Der Prophet antwortet: „Du hast zwei Röcke und nur einen Leib. Dort an der Eiche steht einer, der hat auch einen Leib, aber keinen Rock. Ich sage kein Gebot. Aber du weißt es.“

Der Mann geht hin und gibt seinen zweiten Rock dem, der keinen hat.

Ein hagerer Alter, ein Zolleinnehmer aus Jerusalem, fragt, was er tun solle, da ja jeder, der an ihm vorbei die Straße wandle, einen Rock am Leibe trage.

„Du fordere nicht mehr des Zolles, als was Gesetz ist. Halte nicht die Hand auf nach Silberlingen und nicht die Augen zu, um verhehlte Sachen zu übersehen.“

„Und wir?“ fragt ein römischer Söldling. Wir sind unseres Lebens nicht Eigner, wir werden also doch kein Gebot haben.“

„Ihr habt das Schwert. Das Schwert aber ist die Gewalt, der Haß, die Begier, die Habsucht. Hütet euch! Euere Sünde und euer Gericht ist das Schwert.“

Als bald treten auch Weiber vor und tragen eine sieghafte Miene zur Schau. „Weiser du!“ rufen sie. „Wir haben keine Rechte, so haben wir wohl auch keine Pflichten? Sprich!“

Und der Prophet spricht: „Die Rechte nehmet ihr euch selbst und die Pflichten werden euch gegeben. Des Weibes Gebot ist: Du sollst nicht ehebrechen!“

„Und was sagst du zu den Männern?“ fragen jene.

„Die Männer haben außer diesem noch viele Gebote. Ihr sollet ihnen nicht nachstellen mit den Formen des Fleisches, denn sie haben wichtigere Dinge zu lösen auf Erden, als das Weib zufrieden zu machen. Ihr sollet sie nicht locken mit der Farbe eurer Wangen, nicht mit dem Neze eurer Haare, nicht mit der Fülle eurer Brüste. Ihr sollet der Männer Augen nicht auf euch ziehen durch buntes Gewand und gleißendes Geschmeide. Ihr sollet nicht schillern wie die Tauben, da ihr doch falsch wie die Schlangen seid.“

Deß sind die Weiber erboßt, und suchen ihm Fallstricke zu legen. Daher lächeln sie süß und fragen: „Dein weißes Wort, o Prophet, geht wohl nur die Frauen des Volkes an. Die Frauen der Könige sind ausgenommen?“

Da spricht der Rufer: „Die Frauen der Könige sind nicht aus anderem Stoffe als das Bettelweib, das ausfäzig an der Straße liegt. Nie und nimmer sind sie ausgenommen. Die Frauen der Könige sind gesehen von aller Welt, sie müssen das Gesetz doppelt und dreifach strenge befolgen. Wenn aber Herodes seine rechtmäßige Frau, des arabischen Königs Tochter, verstoßt und mit seines Bruders Weib offene Blutschande treibt, dann schlage sie der höllische Engel!“

„Ihr habt alles gehört“, sagen die Weiber und wenden sich der Versammlung zu. Dann ziehen sie den Saum ihres Kleides empor, weit über die Knöchel, steigen in den Fluß, dort wo er seicht ist, entblößen ihre braunen Nacken, um sich von dem wilden Rufer begießen zu lassen. Viel mannbar Volk drängt sich herbei, der Prophet aber reißt von der Zeder einen Zweig ab und treibt die heuchlerischen Büsserinnen zurück. Viele freuen sich deß, daß die Sünde über diesen heiligen Mann keine Gewalt habe.

Hernach haben sie einen Greis zu ihm gesandt, um zu fragen, wer er denn eigentlich sei. „Bist du der Messias, den wir erwarten?“

„Der Messias bin ich nicht“, antwortet der Rufer. „Aber er kommt nach mir. Ich sege nur seinen Weg, wie der Morgenwind, bevor die Sonne aufgeht. Um so viel, als der Himmel höher ist als die Erde, wird er größer sein, als ich bin. Mein Gebet ist, daß ich würdig werde, auch nur seine Fußriemen zu lösen. Ich besprenge euer Haupt mit Wasser, er wird es mit Feuer besprengen. Er wird euch sondern nach dem, ob ihr guten oder bösen Willens seid. Mit der Wurffchaufel wird er den Weizen legen in die Scheuer und den Spreu verbrennen. Bereitet euch, das Reich Gottes ist näher, als ihr glaubt.“

Die Menge wird unruhig. Über den Bergen von Galiläa steigen Wolken auf, deren Ränder wie Silber schimmern. Die Luft liegt wie eine Last über dem Tale des Jordans und in den Zedern regt sich kein Ast. Die Fremden aus Samaria und Judäa kennen ihn nicht, den Menschen, der zwischen Steinen herabgestiegen ist und jetzt hinschreitet gegen den Rufer. Er trägt einen Rock aus blauer Wolle, der niedergeht bis über die Knie, so daß man die Füße mit den Sandalen sieht. Für einen Handwerksmann hätte man ihn halten können, wäre sein Haupt mit der hohen, blaffen Stirn und den schweren Lockenwellen nicht so königlich gewesen. An der Oberlippe sproßt zarter Bart und sein großes dunkelblaues Auge hat ein so wunderbares Leuchten, daß mancher fast davor erschrickt. Und sie fragen sich untereinander: „Wer ist der, mit dem Feueraug?“

So ist dieser Mensch hingeschritten zum Propheten. Die eine Hand gleitet hinab, die andere hält er auf der Brust. Leise sagt er: „Joanes, auch über mein Haupt gieße Wasser!“

Der Prophet blickt dem jugendlichen Mann ins Gesicht und erschrickt. Zwei Schritte tritt er zurück — sie wissen nicht warum. Weiß es er selbst?

„Du?!“ spricht er fast tonlos. „Du willst von mir das Zeichen der Buße empfangen?“

„Ich will Buße tun — für sie alle. Beginne mit Wasser, was mit Blut vollendet wird.“ So glauben sie gehört zu haben. Eine nie gesehene Vergeistigung ist in dem Menschen, der so spricht. „Es ist ein Traumwandler! Es ist ein Verzücker!“ so flüstern die Leute zueinander.

„Nein, so ist er nicht, so ist er nicht!“ eifern andere.

„Hat er nicht von Blut gesprochen?“

„Wahrscheinlich. Ein so junges Blut und schon Buße tun!“

„Dabei stolz wie ein Römer.“

„Mit dem Glutauge des Arabers!“

„In Unbetracht seines Haares möchte man ihn eher für einen Germanen halten.“

„Das ist kein Römer und kein Araber und kein Germane“, ruft jemand lachend aus, „das ist der Zimmermann von Nazareth.“

„Der selbe, der aus Wasser Wein macht?“

„Dann glaube ich's, daß er sich so gerne mit Wasser begießen läßt.“

„Über den wäre manches zu sagen. Man weiß viel, nur nichts Genaues.“

„Es heißt, daß dieses Menschen wegen der Herodianische Rinder-mord geschehen sei.“



Wie die Menge das hört, wird sie still und betrachtet den Ankömmling mit einer Art von Ehrfurcht. Für den Messias-König hat ihn der alte Herodes gehalten. . . !

Ein Hauch von Andacht streicht durch das Volk. Denn Jesus steigt in den Fluß. Der Prophet taucht seine Schale in das Wasser und gießt sie aus über sein leicht geneigtes Haupt. Die Ränder der Wolken, die am Himmel stehen, leuchten im Purpur des Abends. Die Augen des Volkes richten sich jetzt nach einem weißen Punkte, der in der Scheibe klaren Himmels steht, zuerst wie ein Blütenflöckchen, dann wie ein zuckendes Fähnchen. Eine Taube ist's, die niederwärts schwebt und im Kreise fliegt über dem Haupte dessen, der getauft wird.

„Mein vielgeliebter Sohn . . . !“

Die Leute flüstern zueinander: „Wessen ist die Stimme, die da gesprochen: Mein vielgeliebter Sohn?“ — „Meint sie nicht den, der eben mit Wasser begossen worden?“ Vielen geht ein Schauer durch den Leib. Das ist ja gerade, als ob er von dem unsichtbaren Gott den Menschen vorgestellt worden wäre!

„Wir wollen ihn selbst fragen, wessen Sohn er ist“, sagen sie und drängen vor gegen den Fluß. Da ist er fortgegangen und über dem Flusse liegt die Wüsten-Abenddämmerung.

In derselben Nacht sitzt zu Nazareth in ihrer Kammer Maria und näht. Oft schaut sie zum Fenster hinaus, denn sie will nicht schlafen gehen, bevor Jesus kommt. Als er vor zwei Tagen zur Tür hinausgeschritten, hat er sich noch einmal umgewendet zu ihr, sie angeblickt und gesagt: „Mutter, ich gehe zum Vater.“

Sie hat gedacht, er wolle zur Begräbnisstätte hinüber gehen, um an Josephs Grab zu beten, wie er es schon oft getan. Denn die Totenstätte ist sehr einsam. Als er nun nicht heimkommt, nicht am ersten und nicht am zweiten Tage, da wird ihr bange. Also hat sie die ganze Nacht gewartet. Am nächsten Morgen ist es schon laut im Städtchen: „Den Zimmermann hat man beim Rufer gesehen. Er hat sich taufen lassen!“

„Das ist ihm ähnlich. Ein Schwärmer gefällt sich zum andern.“

„Sage doch klüger, zum falschen Propheten. Denn was ist es anders, wenn ein Mensch vorgibt, mit einer Handvoll Wasser Sünden abwaschen zu können?“

Darauf ein sydonischer Eseltreiber, der die Straße gekommen: „Das ist es ja! So weit kommt ihr Israeliten mit euren Waschungen. Das wäre freilich bequem.“

„Ach, was man doch jetzt für Dinge hört. Alles weist auf den baldigen Untergang der Welt.“

„Du“, zischelt dem ein anderer ins Ohr, „ich gestehe dir offen, es wäre kein Schade darum.“

„Auch den Johannes hat's ergriffen. Wisset, was er immer ruft?“

„Der junge Zimmermann, sein Lehrling? Der hat nie etwas Brauchbares gesagt.“

„Wisset, was er jetzt ruft? Er schreitet die Gasse entlang, sein Haar fliegt im Winde. Er breitet die Hände aus und redet immer vor sich hin: ‚Das Wort ist Fleisch geworden.‘“

Sie schütteln ihre Köpfe. Maria aber sitzt am Fenster und schaut hinaus.

\* \* \*

Nur eine kurze Weile nach diesen Tagen, und an den Jordan kommen zwei Söldner, nicht um sich mit Wasser begießen zu lassen, sondern um den Wüstenprediger gefangen zu nehmen und nach Jerusalem zu führen zu dem Fürsten Herodes. Dieser empfängt ihn mit Höflichkeit und spricht: „Ich habe dich zu mir beschieden, weil sie sagen, daß du der Rufer seiest.“

„Sie nennen mich den Rufer und den Täufer.“

„Auch ich will dich hören. Und zwar, daß du widerlegest, was deine Feinde gegen dich gesagt haben.“

„Waren es bloß Feinde, so werden sie leicht zu widerlegen sein.“

„Sie sagen, daß du mein königliches Haus beschimpft hättest. Du sollst gesagt haben, daß der Fürst mit seines Bruders Weib in Schande lebe. Hast du es gesagt?“

„Ich leugne es nicht.“

„Du bist gekommen, um das zu widerrufen.“

„Herr,“ sagt der Prophet, „ich bin gekommen, um es zu wiederholen. Du lebst mit deines Bruders Weib in Blutschande. Wisse, das gerechte Reich kommt. Es kommt mit seiner Gnade und es kommt mit seinem Gerichte. Entsage diesem Weibe!“

Herodes wird blaß vor Zorn, daß ein Mensch aus niedrigem Volke so zu ihm redet. Königliche Ohren vertragen das nicht, er läßt den Rufer ins Gefängnis führen.

Aber in der nächsten Nacht hat der Fürst einen schweren Traum. Er sieht von den Zinnen der Königsstadt Stein um Stein in den Abgrund stürzen, er sieht Flammen brechen aus Palast und Tempel und der Sturm eines grenzenlosen Wehklagens heult durch die Luft. Als er erwacht, kommen ihm die Worte zu Sinne: Ihr,

die ihr Propheten steinigt! — Da ist er entschlossen, den Rufer freizulassen.

Nun ist es zur Zeit, daß Herodes seinen Geburtstag begeht. Obschon morgenländische Weise einst geraten, den Geburtstag mit Trauer zu begehen, so hat dazu gerade ein Fürst keine Ursache. Herodes gibt zu Ehren des Tages ein Fest, zu welchem er die Vornehmsten des Reiches ladet, um ihnen allerlei Lustbarkeiten zu geben, und sich von ihnen huldigen zu lassen. Er ergötzt sich auf das königlichste, denn es ist Frau Herodias, seines Bruders Gattin, anwesend und deren Töchterlein, welches so reizvoll aufblüht, als die Mutter selbst. Der Reigen, den es vor seinen Augen tanzt, zeigt den geschmeidigsten Gliederwuchs, der vom weichen Kleide, das lose mit goldenen Spangen an den Leib geheftet, neidlos preisgegeben ist. Also tritt im Festrausche der Fürst jugendlichen Mutes zum Mädchen, legt seinen Arm, von dem der Purpurmantel zurückfällt, so daß er nackt ist, um ihren warmen Nacken, hält ihr einen Becher Weines an die Lippen und will, daß sie trinke. Sie lächelt, trinkt aber nicht, sondern sagt: „Mein König und Herr! Wenn ich jetzt tränke aus deinem Becher, so würdest du trinken an meinen Lippen. Diese unversehrten Rosen aber sind meinem Bräutigam zu eigen.“

„Wer ist der Mensch, der sich erkühnt, glücklicher zu sein als der König?“ fragt Herodes.

„Ich kenne ihn noch nicht“, flüstert das Mädchen. „Es ist derselbe, der mir die seltenste Morgengabe reichen wird —“

„Und wenn das Herodes ist?“

Das Mädchen hebt sein mandelrundes Auge zum Fürsten und schweigt. Vor dem lustfüßen Glanze dieses Auges vergehen ihm fast die Sinne. „Entzücken, du!“ flüstert er, „verlange von mir, was du willst!“

Nun ist die Schöne schon vorbereitet von ihrer Mutter, sie haucht also die Worte: „Ein Gericht an deiner Tafel, o König!“

„Ein Speisegericht? Sprich klarer!“

„In goldener Schüssel ein seltenes Gericht laß deine Morgengabe sein.“

„Ich weiß nicht, was du willst.“

„— — — Das Haupt des Rufers.“

Der König begreift, wendet sich ab und sagt: „Grausamkeit, dein Name ist Weib.“

Da weint sie und wimmert unter Schluchzen: „Ich habe es ja gewußt. Nichts als eine Blume des Feldes ist dir das Weib.“

Du brichst sie, daß sie Heu werde. Und ist sie Heu, dann kommen die Esel. Diesen Menschen, der dich und meine Mutter tödlich hat beschimpft, du liebst ihn mehr als mich.“

„Nimmermehr! Was du verlangst, soll geschehen, wenn er des Todes schuldig ist.“

„Wann ist der, den der König liebt, des Todes schuldig!“ stöhnt das Mädchen und sinkt in Ohnmacht. Er fängt es auf, zieht es zu seiner Brust heran — und was ihre Worte nicht vermocht, das hat diese Berührung getan — sie kostet dem RUFER das Leben.

Die Mahlzeit hat schwere Pracht. Aus allen Provinzen das Beste ist da an Leckerbissen und perlendem Wein. An marmornen Pfeilern stehen Harfenspieler und preisen in Gesängen den König. Herodes sitzt zwischen den beiden Frauengestalten und hat um die Stirn einen Kranz von roten Rosen. Er trinkt viel vom Weine und so hastig, daß der perlende Trank niedertriefte von seinem langen, dünnen Barte. Bangt er vor dem letzten Gerichte? — — Um Mitternacht erscheint es. Mit weißem Tuche ist es verhüllt, nur der Schüssel kunstreich geschmiedeter Rand steht hervor. Herodes schauert zusammen und winkt das Gericht dem jungen Weibe zu, das zu seiner Linken sitzt. Mit hastigem Griffe schlägt dieses das Tuch zurück, und siehe! In der Schüssel liegt eines Mannes Haupt mit schwarzem Haar und Bart im Blute, das aus dem Halse noch rinnt. Offenen Auges starrt es auf das Weib hin, welches wollüstigen Grauens voll sich an den Fürsten schmiegte. Da öffnet sich des Hauptes Mund und spricht die Worte: „Gottes Reich ist nahe!“

Entsetzen und Aufruhr: „Wer hat das gewagt?“ rufen mehrere Stimmen. „Es ist des Rufers Haupt, das im Tode noch ruft!“

Da erhebt sich ein Aufruhr im ganzen Palaste, denn dieser Greuel ist der unerhörteste von allem, was im goldenen Hause je geschehen. Lange verhaltene Wut plötzlich entfacht — so brandet es durch die Stadt, so rasen die Jerusalemiten. Die Frauen werden von Herodes Seite gerissen und auf die Gasse geschleudert zum Hohne des Pöbels. Der Fürst muß fliehen. — Weiter berichtet die Mär, daß er später auf seiner Flucht in die Hände des Araberkönigs gefallen ist, der seine verstößene Tochter schrecklich gerächt hat.

Also haben aus dem Hause Herodes' Ruchlose sich vergriffen an dem Zeugen dessen, der nun erscheinen wird.

\* \* \*

Jesús war, nachdem die Taufe vollzogen, dahingewandelt am Ufer des Jordans, lange und lange — an eine Zeit hat er nicht gedacht. Dann ist er die Steinberge hinangestiegen, und als in der

Dämmerung sein Auge zu sich kommt und Umschau hält, siehe, da ist er in der Wüste. Die Offenbarung bei der Taufe hat ihn der Erde entrückt. Im geheimnisvollen Gesichte ist der neue Weg betreten, den er verlangt hat zu wandeln. Doch er ist im kahlen Gestein nicht allein; nie im Leben so wenig einsam ist er gewesen, als hier in den nächtigen Schauern der Wüste. Ein großes Schweigen redet. Die Sterne am Himmel funkeln und funkeln und scheinen immer noch heftiger zu brennen, je länger sein Auge an ihnen haftet. Mählich niederwärts scheinen sie zu sinken und Sonnen zu werden, und immer neue Legionen rücken nach aus dem Hintergrunde, und immer fliegen sie heran, die großen und die kleinen und die kleinsten, und immer quellen neue hervor aus der Unendlichkeit — ein unverfiegbarer Lichtquell vom Himmel!

Jesus steht aufrecht. Und wie er sein Antlitz emporwendet, da ist es, als sei dieses Auge der Brennpunkt alles Lichtes . . .

So hat er der Welt vergessen und ist in der Wüste geblieben. Von Tag zu Tag tiefer geht er hinein, vorüber an Abgründen und heulenden Tieren. Die Steine rizen seine Füße, er merkt es nicht; die Schlangen stechen in seine Ferse, er merkt es nicht. Welcher Quell ihm Nahrung, welcher Felsenspalt ihm Obdach gegeben — wesenlos ist es für den, der in Gott lebt. — Sonst hat er die Welt und ihre Mächte für harte Herren gehalten, und jetzt dünken sie ihm nichts zu sein, denn mit und in ihm ist die ewige Kraft. Der alte, aus der Juden Seele hervorgegangene Jehovah ist es nicht mehr; es ist der Allumfasser, der Himmel und Erde in seiner Hand trägt, der die Menschenkinder ruft: Kommet wieder! und der zu jedem Samenkörnlein sich niederbeugt, um es zu wecken. Gottes ist er sich bewußt geworden — wem kann da noch etwas widerfahren!

Eines Tages ist er zwischen den Steinwuchten hinabgestiegen zur Küste des Toten Meeres, das schwarz und still dahinliegt und nur am Strande in weißkräuselndem Schäumen aufschlägt. Weit hin verliert die Wasserfläche sich in ein Dunkel, das schwer und schwül die Ferne zudeckt. Am Strande hier ragen zerklüftete Felsburgen auf, ihre Hochzinnen glühen so rot wie Eisen in der Esse. Es ist der Abendsonnenschein. Wie Riesenfackeln stehen diese Türme auf, und von ihnen kommt ein rosiger Schein herab auf den kahlen Steinschutt, an dem die Wasser lecken. Vom Gewände nieder ist seit viel tausend Jahren der feine gelbe Sand gerieselte, wie er nun am Strand in großen, steil absinkenden Feldern liegt. Es ist wie trockener, lockerer Steinschnee, und Jesus, der darüber hinschreitet,

hinterläßt die Spuren des Fußes. Der nächste Windstoß verweht sie, wirbelt den Steinschnee auf und legt die schwarzen Riffe kahl. In diesen steilen Sandfeldern, wie sie, von Felstanten unterbrochen, ins Endlose sich hindehnen, kann man verrutschen und versinken. Siehe die Knochen, die hier und dort hervorstehen, verendeter Tiere Nest, aber auch Gebein und Schädel von Menschen, die etwa als Einsiedler verschmachtet oder dem Löwen zum Raub geworden sind. Solche Schädel mit fleischenden Zähnen mahnen den Wanderer zur Umkehr, wenn er sein Leben lieb hat. Hier ist Tod! — Jesus legt seine Hände über die Brust. Hier ist Leben! Je größer die Einsamkeit, je lebhafter die Nähe Gottes.

Lieber als am Strande ist Jesus auf den Felsenhöhen, wo man die weiten Himmel sieht und die Wolken, die wie heimatlose Völker ziehen und sacht vergehen.

In solcher Steinwüste begegnet ihm eines Tages ein arabischer Häuptling. Ein reckenhafter Mann in dunklem Beduinenmantel, mit grauem Bartwusch und einer stumpfen Nase im knöchernen Gesicht. Aus den bebuchten Augenhöhlen lauern ein paar unstete Funken. Sein Gürtel strotzt von Waffen, auf seinem Haupt liegt ein eiserner Reifen, der die wüste Mähne zusammenhält. Nicht ohne Wohlgefallen blickt dieser Mann auf den jungen Einsiedler und nennt ihn einen Wurm, der wohl bitten werde, daß man ihn gnädig zerträte. Außer er wolle dem Wüstenkönig zuschwören oder im heißen Gestein verdorren.

Jesus beachtet die rohe Rede kaum. Er sieht in dem Fremdling nur einen Menschen, dem er am liebsten seiner Seele Seligkeit hätte ins Gesicht jauchzen mögen. So voller Liebe, daß er sie allein nicht tragen kann. Nun sagt er: „Ich bin kein Wurm, den man zertritt, ich bin der Menschensohn, der euch das neue Reich bringt.“

„Ah, der Messias! Der Jesus aus Nazareth, nicht wahr? Habe schon von dir gehört. Wo hast du deine Soldaten?“

„Ich werde nicht mit dem Schwerte siegen, sondern mit dem Geiste.“

Der Wüstenmensch schüttelt spottend das Haupt. „Der will mit dem Geiste siegen! — Aber ich will es nicht verachten. Du bist ein Wortgewaltiger, das ist auch etwas. Höre, Menschensohn, du gefällst mir. Ich will auch das neue Reich, wir sollten zusammengehen.“

Darauf sagt Jesus: „Mit mir gehe, wer will. Ich gehe mit keinem.“

„Freund, kennst du mich nicht?“ fragt der Fremdling. „Ich bin Barab, der Wüstenkönig. Dreitausend Araber folgen meinem

Wink. Siehe hinab in dieses Thal. Das ist der Schlüssel zum Messiasreiche!"

Was der Häuptling den Schlüssel zum Messiasreiche nennt, das ist eine Heerschar, die dort in der Ebene ausgebreitet liegt als ein dunkler, weit über die Wüste gebreiteter Fleck, in dem es sich regt und bewegt, wie in einem Ameisenhaufen. Der Häuptling weist darauf hinab und sagt: „Siehe, das ist mein Arm. Aber ich werde nicht siegen mit diesem Arm und du wirst nicht siegen mit deinem Wort. Denn mir fehlt zum Arm das Wort und dir zum Wort der Arm. Mir fehlt der Prophet und dir das Heer. Der König mit dem Prediger, und wir nehmen Jerusalem! Wisse, ich habe mich verrechnet. Viele Jahre lang ist mein Wähnen gewesen, alle Kraft läge im Körper. So habe ich ihnen die Leiber gefüttert, beständig gepflegt und gefüttert, auf daß sie stark werden sollten. Aber anstatt stark und verwegen zu werden, sind sie feist und feige geworden. Und als ich mit diesem Heer nun aus der Wüste ziehen will, um das Judenland von den Römern zu befreien, da lachen sie mir ins Gesicht und antworten mit dem, was ich selbst sie einst gelehrt: Wir haben nur dieses Leben, nur dieses eine einzige Leben, und das wollen wir nicht mehr auf das Spiel setzen. Und wenn ich frage: Auch für die Freiheit nicht? so sagen sie: Auch für die Freiheit nicht, weil wir von der Freiheit nichts haben, wenn wir totgeschlagen sind. Träge Bestien sind es, denen die Begeisterung abgeht. Mensch, und nun find' ich dich. Du bist ein Meister des Wortes und sagst, man siege mit dem Geist. Komm mit! Steige mit mir hinab und entflamme sie! Unser sind Legionen, unsere Waffen sind stark — nichts fehlt als der Feuergeist, und der bist du. Der König mit dem Eiferer, anders ist noch kein Reich erobert worden. Steige mit mir hinab, sage, du seiest der Prophet, sporne sie an gegen Jerusalem und rufe: Gott will es! Brennen sie erst, dann fahren sie hin wie der Satan, erwürgen die Fremden, und du predigst in Salomons Tempel den Messias. Predigst, daß er komme, oder bist es selbst, wie du willst. Dann hast du's erlangt, kannst dein Reich aufrichten und wie einem Gott liegt dir der Welt Herrlichkeit zu Füßen. — Komm, Prophet, gib mir das Wort, ich gebe dir das Schwert!"

„Verscheuche dich, höllischer Versucher!“ ruft Jesus aus, seinem Auge entfährt ein Strahl, den der Andere nicht verträgt. —

Und dann ist Jesus wieder allein zwischen stillen Felsen, unter dem freien Himmel.

Da jedoch unter diesem heiligen Wüstenhimmel, wo der Vater

zu ihm herabgestiegen, sein Geist ganz frei geworden ist, und sein Herz immer lebendiger, glühend vor Liebe — so hat es sich vollzogen. Er verläßt die Wüste und geht hinaus in das fruchtbare Land zu den Menschen. Groß und licht steht es vor ihm, was seines Amtes ist auf Erden.

\* \* \*

Im Osten von Nazareth, wo das Land sachte abfällt, zwischen Bergen und lieblichen Gefilden trautsamer Ortschaften liegen, breitet sich der See Genesareth, auch genannt das Galiläische Meer. Die Steinberge von Naphthali, die stellenweise steil aus dem Ufer aufsteigen, sollen zur Zeit Davids noch üppig gewesen sein. Allmählich, als fremde Kultur die Berge kahl geleckt, war die Fruchtbarkeit herabgesunken auf die Hügel und in die Täler.

Unweit dort, wo der Jordan in den See fließt, zur Linken des Flusses, unter der Sandhöhe von Bethsaida, prangt hart am Ufer des Sees ein Wäldchen von Zedern, dessen Samen einst herabgefliegen sein mögen vom Libanon. An einen der Stämme gebunden, im Schatten auf schwarzem Wasser sich wiegend, ein Fischerkahn. An morschen Stellen ist er mit Seegrass verstopft, die Balken sind mit Olivenzweigen aneinander gebunden. Zwei aufragende, gekreuzte Stangen sind bestimmt für das Segel, das jetzt im Schiffelein ausgebreitet liegt, weil der Schiffer darauf schläft. Dieses braune Gewebe aus Kamelhaar ist des Mannes treueste Habe. Fährt er auf dem Wasser, so ist es sein Windfänger, geht er über Land, so ist es sein Mantel, ruht er, so ist es sein Bett.

Ein Zedernzweig hat dem kleinen, ältlichen Mann mit dem Lockenschöpfchen auf der Stirn glase so lange ins Gesicht gefächelt, bis er aufgewacht ist. Da sieht er auf den Standsteinen ein junges Weib sitzen. Sie will mit ihrem runden Körbchen davoneilen, da ruft ihr der Fischer lebhaft zu: „Siehe da, Beka, Tochter Manassus“, wohin tragen dich deine elfenbeinweißen Füße?“

„Meine Füße sind gerade so braun wie die deinen“, antwortet Beka: „laß dein Spotten nur sein, Simon.“

„Was soll ich spotten, du bist Fischerkind wie ich. Nur trägst du mir zu schwer an deinem Korbe.“

„Ich trage meinem Vater das Essen hinüber.“

„Manassus hat heute einen guten Fang getan. Siehe, dort hinter den Palmen von Sium steigt Rauch auf. Er brät sich Fische. Ich aber habe seit gestern um die sechste Stunde nichts mehr gegessen.“



„Ich glaube es wohl, Simon. Die Fische des Sees von Genezareth schwimmen keinem gebraten in den Mund. Wer wie ein Kind in der Schaufel liegt und die Götter forgen läßt —!“

Simon ist aufgestanden und steht, mit weit ausgespreiteten Beinen das Gleichgewicht wählend, auf dem schaukelnden Rahn. „Beka“, sagt er, „laß die Götter sein, die sättigen uns nicht, sie essen den Menschen das Beste selber weg.“

„So halte dich an den einen Gott, der die Vögel speist.“

„Und die Juden unter die Römer wirfst. Nein, der Jehovah steht mir auch nicht an. So bin ich verlassen und stehe allein wie ein schwantes Rohr.“

„Kann ich dafür, daß du allein stehst?“ fragt Manassus' Tochter. „Gibt es nicht Töchter in Galiläa, die auch so allein stehen?“

„Beka, mich freut es, daß du so redest“, antwortet der Fischer.

„Aber wie könnte Simon ins reine kommen mit zweien, dreien und mehreren, die da sind und werden zwischen Himmel und Erde, solange er mit sich selbst nicht im reinen ist? Siehe, und so freut mich auch kein Fischen mehr. Alles ist mir leidig. Oft, wenn ich so daliege und ins Blaue schaue, da fällt mir ein: Wenn jetzt ein Sturm käme und den Rahn hinausjagte auf die hohe See — ins wilde, finstere Grausen hinein, Simon, da wolltest du liegen bleiben und die Arme weit ausbreiten: Götter oder Gott, machet mit mir, was ihr wollt!“

„Laß ein solches Reden, Simon! Der Herr läßt mit sich nicht spaßen. Da nimm!“

So spricht Beka und reicht ihm aus ihrem Korb eine schwellende Weintraube.

Er nimmt sie und sagt zu Dank: „Beka, heute übers Jahr wirfst du einen haben, der in dir das süß finden wird, was ich vergeblich bei den Propheten suche.“

Da geht sie brennenden Fußes weg und dem bläulichen Rauche zu, der aufsteigt hinter den Palmen von Sium.

Es ist kein Wunder, daß ihr der Fischer lange nachblickt. Findet er sich gleichwohl bei Menschen nicht heimlich, weil sie keine Tiefe haben für das, was seinen Geist beschäftigt, so spürt er doch eine trostlose Ode, wenn er allein ist. Von der Erde sieht er sich unverstanden, vom Himmel verlassen. Vor den Elementen fürchtet er sich und die Schrift beruhigt ihn nicht. Dann wirft der kleine Mann sich auf sein Angesicht, senkt seine Hand in das Wasser des Sees und benetzt damit seine Stirne. Dann setzt er sich auf seine Rahnbank zurecht, um das süße Geschenk der Beka zu verzehren.

In demselben Augenblick knistert am Ufer der Sand und ein schlanker Mann mit Reifestock und langem, braunem Mantel tritt heran. Sein schwarzer Bart geht bis an die Brust, wo ein Strick das Kleid zusammenhält; seine hohe Stirn wird durch die breite Decke eines Hutes beschattet, das Auge richtet sich auf den Fischer im Rahn.

„Schiffer, bist du bereit, drei Männer über den See zu fahren?“

„Der See ist groß“, antwortet Simon, auf die Gebrechlichkeit des Fahrzeuges hinweisend.

„Die Männer wollen heute noch nach Magdala.“

„Dann geht die Straße über Bethsaida und Kapernaum.“

„Die Männer sind müde“, spricht der andere. „Sie sind gewandert von der Wüste her, dann über Nazareth, Kana und Chorazin auf weitem Umweg.“

„Bist du einer von ihnen?“ fragt Simon. „Ich sollte dich ja kennen. Haben wir nicht zusammen den Fischzug von Samath mitgemacht?“

„Es wird wohl so sein, daß wir uns kennen“, sagt der andere ein wenig schalkhaft. Denn sie kennen sich freilich recht gut. Simon ist nur so sonderbar geworden.

Jetzt sagt er: „So euch wirklich gebient ist, fahre ich gerne. Daß mein Schiff schlecht ist, siehst du selbst. Du bist auch erschöpft, Freund, du bist weit gewandert, ich bin im Schatten gelegen den ganzen Tag. Ich habe nicht verdient, etwas zu genießen. Darf ich dir die Traube geben?“

Der Schwarzbärtige beugt sich vor, nimmt die Traube und verschwindet hinter den Zypressen.

Er geht einer schattigen Stelle zu, wo zwei andere Männer sind, beide in langen dunklen Wollenkleidern. Der eine ist noch gar jung und hat ein fast frauenhaft zartes Gesicht mit langem Haar. Er ruht hingestreckt auf dem Rasen, neben am Felsen lehnt sein Wanderstab. — Der andere sitzt aufrecht. Wir kennen ihn. Es ist Jesus, der Zimmermann aus Nazareth. Von der Wüste her ist er durch Judäa und Galiläa gezogen, wo sich ihm verwandte Gesinnungsgenossen angeschlossen haben, ein Rahner namens Jakobus und sein früherer Lehrling Johannes. — Nun stützt er das Haupt auf die Hand, während die andere Hand wie schützend auf dem Scheitel des schlummernden Johannes ruht.

Der Langbärtige kommt rasch herbeigeeilt und ruft lebhaft: „Meister, hier habe ich für dich eine Traube erhalten!“

Der Ungesprochene deutet auf den schlafenden Jüngling, daß der durch laute Worte nicht geweckt werde. Dann sagt er leise:

„Jakobus! Soll ich dir die Lüge verzeihen der Wohlthat willen, die du an mir zu üben gedenkst? Wer weiß von mir? Die Traube ist dir geschenkt worden.“

„So will ich sie auch genießen“, versetzt Jakobus; „gestatte nur, daß ich sie genieße, wie sie mir am besten schmeckt.“

„Tue das!“

„Mir schmeckt sie am besten, wenn ich sehe, daß du dich daran labest.“

Jesus nimmt die Gabe an und spricht: „Wenn wir, mein lieber Jakobus, uns beide daran sättigen, was bleibt für den armen Johannes? Wir sind die Abgehärteten, er ist der Mühsal noch ungewohnt. Ich glaube, daß es von uns dreien jedem am besten bekommt, wenn Johannes die Traube ißt.“

Weil der Langbärtige dagegen nichts einwendet, so hat Johannes nach seinem Erwachen die Traube bekommen. Jakobus berichtet von der Bereitwilligkeit des Fischers, so treten sie hin ans Ufer und steigen in den Rahn.

Simon betrachtet die drei müden Fremden mit Teilnahme und greift frisch zu den Rudern. Die Wellen plätschern und das Fahrzeug gleitet schaukelnd auf dem weiten Wasser, an dem gegen die Mittagsseite hin kein Rand und kein Ende zu schauen ist. Wie die beiden zum Meister reden, denkt er: Ein Rabite, und sie sind seine Schüler geworden. Auf des Meisters Frage nach seinem Leben und Gewerbe antwortet der Fischer mit Ehrerbietung und setzt nicht ohne Absicht bei, daß er sich eines allzu großen Glückes nicht zu beklagen hätte, da er manchmal tage- und nächtelang fische, ohne etwas zu fangen, ein Erfolg, den er auch erreiche, wenn er im Rahn liege und sich schaukeln lasse.

Der Meister fragt ihn lächelnd, was er wohl etwa zum Menschenfischen sage.

„Weiß nicht, wie das gemeint ist.“

„Du hast ja schon drei in deinem Netz!“ sagt Jakobus im heiteren Tone.

„Davor bewahre mich Gott,“ ruft der Fischer, „den wir heute noch um seinen Schutz werden bitten müssen. Seht ihr, dort über den Bergen von Sium tut sich etwas zusammen. Das ist jetzt so schön blau, daß man meint, es wäre sonniger Himmel. Aber die weißen Ränder, die weißen Ränder! In einer Stunde fährt ein anderer!“

„Hisse die Segel, Fischer, und hole aus!“ sagt Jakobus. „Ich verstehe auch was von dem Handwerk.“

„Dann würdest du heute nicht sagen: Hiffe die Segel!“ spricht Simon.

„Höre,“ sagt Jakobus, „du kennst den Fluß, der aus dem Gebirge von Golan den schwarzen Sand und die roten Fischlein mit den spitzen Köpfen herabträgt an diesen See. An jenem Fluß hat meine Hütte gestanden, du solltest es wohl wissen.“

„Steht sie denn nicht mehr dort?“ fragt Simon.

„Sie steht noch, aber sie gehört nicht mehr mein“, sagt Jakobus. „Ich habe sie verlassen, um dem Meister zu folgen. — Kennst du ihn, Simon?“

Die letzten Worte hat er hinter dem Rücken des Meisters ge-flüstert. Dieser sitzt schweigsam auf dem Brette und blickt hinaus auf die stille Wasserfläche. Die Rast scheint ihm wohlzutun, das Lüftchen weht gelinde um seine Locken. Johannes hat vorher wegen der Sonnenstrahlen aus dem Tuche eine Art von Turban gewunden und ihn sich um den Kopf geschlungen. Wohlgefällig schaut er diese Vermummung im Wasserspiegel.

„Für wen hältst du ihn?“ fragt Jakobus noch einmal.

Und der Fischer antwortet: „Für wen hältst du den?“ Er zeigt mit dem Finger ins Weite, er sieht den Sturm. Die Berge sind eingehüllt in graue Nebel, die, von Blitzen durchzuckt, heranwogen. Vor ihnen her wälzen sich die Gischtschlangen des Wassers, in weißen Rämmen sprizend. Ein Windstoß prallt an das Fahrzeug, und aus den Tiefen hervor beginnen die Wasser zu stoßen, so daß der Rahn wie ein Stück Holz hin und her geworfen wird. Weil Simon die Segel nicht gehißt hat, so braucht er sie jetzt nicht zu reffen. Schaumfetzen fliegen über die Segelstangen hin, die Balken ächzen. Nun wallt das Gewölk heran, vor sich herfegend die springenden, donnernden Wellen. Bald ist das Schifflein in der feuchten, wirbelnden Nacht, nur erhellt vom Geplacker der Blitze. Simon hat längst die Ruder losgelassen, die Arme ausgestreckt und ruft: „Jehovah“. Die Antwort von oben sind Donnerschläge, da fällt der Fischer auf sein Angesicht und jammert: „Er hilft nicht, ich hab' mir's ja gedacht.“

Jakobus und Johannes haben sich an den Meister geschmiegt und suchen den Traumversunkenen zu wecken.

„Was wollt ihr denn von mir?“

„Herr!“ ruft Jakobus, „du bist so ganz bei deinem himmlischen Vater, daß du nicht siehst, wie schrecklich wir untergehen.“

„Ich dachte es ja, ich dachte es ja!“ wimmert Simon immer wieder.

Jesus blickt ihn ernst an und spricht: „Wenn du immer sagst: Ich dachte es ja! dann muß es freilich kommen. Denke doch lieber, daß Gottes Engel mit dir sind! Und du, Jakobus! Hast du dein Gottvertrauen auf dem festen Lande vergessen? Gestern am friedamen Abend, als wir gegessen in der Herberge zu Chorazin, gesättigt und mit allem wohl versorgt, da hast du viel von Gottvertrauen gesprochen. In der Not vertraue. Lernet doch glauben, ohne zu sehen!“

Als er so gesprochen, blendet ein Blitz ihre Augen, und nach einer Weile, als sie wieder aufschauen, stößt sie zu Boden ein wilder Schreck. Der Meister ist nicht da! — Hat ihn eine Welle über Bord geworfen? Sie rufen, sie schreien laut seinen Namen. Johannes nur ist ruhig und schaut in die Dunkelheit hinaus, befangen in einer Betäubung oder in einer Verzückung.

Die Gischten springen ihnen ins Gesicht, daß sie, fast ohnmächtig, sich nur noch unwillkürlich festklammern an den wankenden Balken. „Leben oder sterben, ihn wollen wir nicht lassen“, sagt Jakobus. Simon ächzt nicht mehr und schreit nicht mehr, sondern betet: „In Gottes Willen habe ich mich ergeben.“ Aber der Meister ist dahin, als ob er nie gewesen wäre. — Mit dem Rute der Todesgefahr ergreifen sie neuerdings die Ruder und ringen mit dem Sturm. Nur Johannes, weit vorgebeugt über den Rand, starrt in die wilde, graue Anruhe hinaus. Da erblickt er im Nebel plötzlich einen lichten Kreis, in demselben erscheint eine Gestalt, die näher kommt, und siehe, auf dem Meere heran schreitet Jesus langsam dem Schiffe zu. Unter seinen Füßen glätten sich die Wogen, das Meer lichtet sich weithin, am fernen Ufer treten die Felsstürme von Sipoos hervor und hinter ihnen gleitet die Abendsonne nieder. — Jesus sitzt unter den Seinen und verweist ihnen mit gütigen Worten den Kleinmut.

„O wunderbar!“ ruft Jakobus aus, „als wir dich noch bei uns gehabt, sind wir Kleingläubig gewesen, und als wir dich nicht gesehen, haben wir geglaubt.“

„Und euer Glaube hat geholfen“, sagt Jesus. Dann seine Hand auf die Achsel des Jüngers legend: „Was hat mein verzückter Johannes geträumt? Ich war nicht dort in den Nebeln, ich war mitten unter euch. Ich sage euch, Freunde: Blind ist, wer sieht, ohne zu glauben, und sehend ist, wer glaubt, ohne zu sehen.“

(Fortsetzung folgt.)





## Von Ludwig Holbergs Schaubühne.

Von

Felix Dopperberg.

Er horcht und lächelt stets bei diesen trunkenen Klagen,  
 Gibt acht auf jedes Wort, das jener Mann tut sagen.  
 Er sieht sehr würdig aus; doch sieht man's ihm wohl an,  
 Daß er des Lachens kaum mehr sich enthalten kann;

sein eigenes Bild zeichnete Ludwig Holberg in diesen Versen; die Mischung aus Gravität und Menschenironie, das Lachen hinter dem ernstesten Mund, die forschenden, fast lauernden Augen, die, wenn Rausch und Narrheit ringsum toben, kühl und klug ihre Beute fassen und nicht wieder freigeben.

Im schweifigen, bombastischen Barockrahmen seiner Zeit, in den eigentlich die Allongeperrücke, die Emblematis der Spruchband-Putten und kurios mythologische Ornamentik gehörte, steht als ironischer Widerspruch die schwächliche Magistergestalt mit den schmalen, ironischen Lippen und der hohen, glatten Aufklärerstirn. Der „Göttin Pedanteria“ reißt er das geflickte Gelehrtenmäntelchen ab und klopft ihr die Perrücke, daß der Staub fliegt, und im Osten geht zu diesem Schauspiel, wie auf einem Stiche Chodowieckis, die Sonne auf, Morgenröte einer neuen Zeit.

In Holbergs dänischer Heimat kam sie spät, dichter war in ultima Thule der Nebelkluft, durch den sie sich durchringen mußte. Holberg ward Geburtshelfer des Lichtes, Lucifer; aber er kam nicht in der Maske, wie ihn die Alten gebildet, sondern er erschien als Mephisto. Er deckte den Leuten die Häuser ab, warf mit der Blendlaterne scharfes Streiflicht auf Torheit und Narretei. Er spiegelte mit witzig verzerrendem Glas die Gebrechen der Zeit. Er beschwor die Narren, reihte sie an eine Kette und ließ sie zu seiner spöttischen Flöte in Kopenhagen auf offenem Markte tanzen. Ein Zensor mit der Dritsche im Wappen, aber mit tiefem Ernst im Herzen war er, ihn jammerte des Volkes, durch Abbild aller Rückständigkeit und Lächerlichkeit wollte er heilsam wirken, er wollte das Menschentum seiner Dänen frei machen und reinigen von dumpfer, mittelalterlicher Verfinsternung.

Er wollte sie abbringen von Auslandsnachäfferei und sie zu ehrlicherer nationaler Selbständigkeit aufreizen. Luft und Licht sollten herein, munter flog der Flederwisch, und wer allzu schwerfällig im Wege stand und dem flott antrabenden Narrenzug mit wohlgefester, zielich verschnörkelter ciceronianischer Periode entgegentrat und seine Existenzberechtigung in allen Gangarten des Collegium logicum beweisen wollte, der wurde einfach über den Haufen gerannt.

\* \* \*

Man versteht diese Gestalt in ihrer Isolierung inmitten ihrer Zeit und ihrem Vorwärtstreiben ins Weitere und Lichtere, wenn man Holbergs Bewunderung für den Zar Peter sich klar macht. Georg Brandes (jest im II. Band der Ges. Schriften in der vortrefflichen Alb. Langenschen Ausgabe zugänglich) hat in seiner perspektivenreichen, staffagebelebten Studie über seinen großen Landsmann sehr anregend auf die Begeisterung des sonst so kalten Beobachters für Peter hingewiesen. Was ihn selbst so reizte, das fand er an ihm, das Zivilisatorische, das Baumeistertum einem rohen Stoffe gegenüber, die Berufsauffassung, „nicht allein zu wissen, sondern mit eigenen Augen zu sehen, wie es zuginge in diesen fremden Ländern, und danach das eigene zu reformieren“.

Ein Verwandtes, wenn auch im kleinen, sah Holberg in den Lebenszielen dieses Herrschers und seinen eigenen. Und wirklich hat er, so wie jener der „Mirakulöse“ „eine mächtige Hauptstadt auf einem Fischerhüttenstrand gründete“, so auf geistig ödem Boden „eine Schaubühne, eine vaterländische Geschichte und die Anfänge zu einer philosophischen, juridischen, ökonomischen und allgemein historischen Literatur“ geschaffen.

Gleich dem Saren lockte ihn früh Wißbegier in fremde Länder. Mit neunzehn Jahren (er ist 1684 geboren) machte er, ebenso arm als unternehmend, seine erste Reise, und wenn der Herrscher zum Schiffsarbeiter wurde, so ersang der Dichter sein Brot vor den Türen. Holberg suchte alle Kulturzentren auf. Er lernte in Amsterdam, Paris, Oxford, Rom, Leipzig, er sieht den Problemen der Zeit ins Auge, konfrontiert Descartes und Newton, prüft Bayle, bildet sich an Thomastus und Pufendorf.

Und nun begibt es sich, daß dieser vom Wissen seiner Zeit Befruchtete, der alles erprobt und mit sicher kritischem Sinn sich sein geistiges Rüstzeug geschmiedet, bei der Rückkehr aus dem klaren, hellen Licht der Forschung in seiner Heimat eine beklemmende Finsternis vorfindet. Er kam, wie Brandes es konkret ausdrückt, aus der Morgenröthe des achtzehnten Jahrhunderts und fand in Dänemark die immer noch währende lange Nacht des sechzehnten Jahrhunderts. Statt jener Geisteskämpfe, bei denen Funken stoben, sieht der Heimkehrende hier kopfschüttelnd geistesarme, spißfindige scholastische Klopffechtereien mit an; leere Disputationen über biblische Themen, Haarspalttereien und müßige Exkurse; auf den Universitäten ist die Philosophie „weder Philosophia moralis, noch naturalis, sondern allein logica und metaphysica, so sie Introduction oder Wegweiser zur Theologie nennen,

weshalb viele großen Wert darauf legen.“ Dialektik ist die Hauptsache; jene sophistischen Zweikämpfe, die dann der Dramatiker Holberg so grotesk parodiert, töten die Zeit. In weitschweifigen Wortgefechten wird gestritten, „ob ein Mensch sich auf natürliche Weise in eine Salzsäule verwandeln kann“, „ob Maria bei Jesu Geburt den Beistand einer Hebeamme bedurfte“. Es gab Kollegien über den „Koloß von Rhodos“ und die „Sichelwagen des König Darius“. Alle Wissenschaft war nach scholastischem Rezept auf biblischer Grundlage aufgebaut. So war „die Weltgeschichte, zufolge Daniels Weissagung von den vier Tieren, in die Geschichte vierer Monarchien eingeteilt, so daß die ganze neuere Geschichte als Fortsetzung von der des römischen Reiches galt; die Linguistik leitete die Verschiedenheit der Sprachen gemäß der Bibel vom babylonischen Turmbau her und ging davon aus, daß das Adamitische oder Hebräische die gemeinsame Ursprache sei. Man war nicht ganz einig darüber, ob Adam oder einer seiner ersten Nachkommen die Buchstabenschrift erfunden hatte; daß aber die Musik mit Jubal begann, darüber herrschte kein Zweifel“.

So lernte Holberg auf heimischem Boden die „Göttin Pedanteria“ in ihrer ganzen steifleinernen Gloria kennen, und in ihrer Suite sah er allerlei andere böse Geister, verstockten Aberglauben, das Anwesen der Beschwörungskünste, Himmelsbriefe, Satansverschreibungen, Vampyr-, Hexen- und Nachtmahrspuk.

Dann kränkte sein nationales Gefühl, das gerade durch die Verührung mit der fremden Welt erstarrt war und das dort Erlernte wohl nutzen, aber keinesfalls nur platt nachahmen wollte, das äffische Kopieren des Fremdländischen daheim. Das, was wesentlich und wirklich nacheifernswert in den geistigen Bewegungen der anderen Völker war, das blieb mißverstanden, unbeachtet, aber die à la mode Gesten, die Phraseologie der fremden Sprachen ward begierig aufgegriffen und schlecht nachgeplappert.

„Dänisch“ galt in Dänemark als minderwertig. Molestworth schrieb 1697: „Der König, hohe Personen, der Adel, viele Bürger sprechen gemeinlich hochdeutsch, französisch mit den Fremden. Ich hörte verschiedene hohe Beamte sich rühmen, daß sie nicht Dänisch sprechen könnten.“ Und der Franzose de Brigny äußerte 1707: „Der Hof spricht die deutsche Sprache, das Dänische hat man dem gemeinen Volke überlassen. Und der Name Däne wird heutzutage als ein Ausdruck der Verachtung betrachtet.“

Gerade weil Holberg durch seine Auslandskenntnis Maßstäbe für organische nationale Kultur gewonnen hatte, erkannte er, wie widersinnig und kulturhemmend eine solche äußerliche, ganz mißverständene Nachbetung fremder Art war.

Bei der scharf kritischen Umschau, in der Holberg sein Land und seine Leute musterte glaubte er ein buntscheckiges Narrenhaus zu entdecken, Alte und Junge agierten darin, beide Generationen standen sich erbittert gegenüber, und weder ist auf seiten der Alten Weisheit, noch auf seiten der Jungen Frische, Väter und Söhne sind jede in ihrer Art gleich schiefe



Charaktere: „die Väter mit ihrem gravitatischen Anstand, ihrer spießbürgerlichen Despotie, mit Professorenhochmut, Rangsucht, Aberglauben, Vorurteilen, Scheinheiligkeit — und die Söhne mit ihren Modetorheiten, ihren Pariser Reminiszenzen, ihrer Vergnügungssucht, ihrer Studentenwichtigkeit, ihrem zur Schau getragenen und sehr leicht ins Gegenteil umschlagenden Unglauben“.

Hier öffnete sich also ein weites Feld zum Narrentreiben.

Daß Holbergs Drang zum Bessern und zum Belehren nun diese Form der Narrenbeschwörung, der Satire und der Ironie annahm, das ward vielleicht bewirkt durch die ironische Situation, in die er selbst daheim geriet.

Durch seinen Abriß der Weltgeschichte war er 1714 Professor extraordinarius an der Universität geworden, ein Amt, das nichts trug und in dem er auf dürftige und demütigende Unterstützungen angewiesen war. 1717 aber wurde er dotierter Professor, und zwar durch einen Schicksalswitz Professor der Metaphysik, da dieses Fach gerade unbesezt war. Holberg hatte keine Wahl und nahm an. Jetzt war er selber Akteur im Narrenhaus geworden und mußte in den Disputationsfarcen, die er belächelte, ernsthaft mitwirken, und tief erkannte er nun die Tragikomödie menschlichen Wesens. Zum Sensor und Rato eignete er sich jetzt nicht mehr, aber den Zuschauer und ironischen sich selbst nicht schonenden Glossierer des Eitelkeits- und Gewinnjahrmarktes konnte er machen. Die spöttischen Geister wurden in ihm lebendig und verwandelten den lebernen Ernst der amtlichen Vormittage in ein spaßhaftes Satyrspiel. Durch die Culenspiegelbrille sah dieser Professor der Metaphysik nun auf die Gelehrtenrepublik und ihre dialektischen Orgien, er sah

Den ganzen Saal von Syllogismen beben,  
Sah die geballte Faust zum Kampfe hoch erheben,  
Und der gefalgne Schweiß, der von den Stirnen rann,  
Floß strömeweis, zumal von einem alten Mann,  
Der auf Kathedra stand. Griechisch-lateinische Pfeile  
Schoß jeder auf ihn los.

Er aber

Mit solchem wilden Grimm die Meinung ist verächt  
Für eine Sache, die wert keinen Basen nicht.

Aus dem humoristischen Epos „Peter Paars“ sind diese Verse, das aus jenen ersten Universitätsjahren stammt und einen Niederschlag all der Grimassen darstellt, die er in vielfältiger Verzerrung um sich sah. In diesem Peter Paars, scheinbar einer Vergilparodie, treffen wir die Urgestalten vieler Typen aus späteren Komödien. Hier ist sogar in der Ständesatire die Geistlichkeit nicht verschont, die in den Theaterstücken außer Spiel bleibt. In der Epopoe wirft er ihr Gewinnsucht und Ausbeutung des abergläubischen Volkssinns vor.

Auf dem Boden dieser episch-satirischen Dichtung erwuchs nun Holbergs Hauptwerk, das bis heute seine derbe, saftige Lebenskraft bewahrt, die „Dänische Schaubühne“. Eine Revue der gesamten satirischen Jagdbeute war sie. In den Komödien wurde sie jetzt im einzelnen vorgenommen. In der Zeit von 1722—1724 entstand die Mehrzahl. Auch regte die Eröffnung des dänischen Theaters in Kopenhagen 1722, dem es freilich bald schlecht genug ging, die geschwinde Produktion an. Wenn wir über diese dänische Schaubühne mit bedächtiger Schnelle wandeln, so begegnen wir all den Torheiten, die wir vorher in der Zeitcharakteristik verzeichnet fanden; in Typen lebhaftig und voll beweglichen Wises sind sie ausgestaltet. Und daß Holberg ein Dichter ist und künstlerisch schafft, merkt man hier bald. Wenn er auch pädagogische, bessernde und aufklärende Absichten verfolgt, in erster Linie kommt es ihm immer darauf an, daß seine Figuren rund und farbig dastehen, er pinselt ihr Narrentum fast liebevoll aus. Und in dieser Arbeit reinigt er sich von aller Gehässigkeit, und aus dem Mißvergnügten, Schmollenden wird der lächelnde Humorist. Und um ihn in seiner etwas kümmerlichen Hagestolzenwohnung „überm Zuckerbäckerladen neben Schulmeister Davids Hof“ schlingt sich ein buntscheckiger Maskenzug.

\* \* \*

In polterndem Triumph, randalierend, skandalierend, ziehen die Renommisten auf, man könnte sie auch mit dem Thackerayschen Worte die „Snobs“ nennen, die das Natürliche verleugnen und affektiert eine ihnen meistens schlecht sitzende Lebensrolle spielen. Da naht vor allem der Snob der Ausländerei, Monsieur Jean de France. Er hat in wenigen Monaten „fünfzehnhundert Taler in der galantesten Stadt Europas“ verzehrt und markiert nun daheim den Mann à la mode. Er führt, Französisch radebrechend, gar honnete und galante Diskurse, er sieht aus wie der Treffhube im roten Schlafrock; er zieht sich sofort den Rock verkehrt an und knöpft ihn auf dem Rücken zu, als ihm ein Spatzvogel das als die neueste Manier von Paris vormacht, die nach seiner Abreise angekommen. Er isst lieber „ne Suppe aus einer alten Schuhsohle gekocht, wenn sie nur von einem französischen Rock zurechtgemacht war, als die beste Kalbfleischsuppe auf dänisch“. Er will seine ganze Familie umerziehen und franzöfieren und wird schließlich — das ist der typische Gang in Holbergs Stücken — durch eine Komödie in der Komödie ad absurdum geführt. Zwei Lieblingshelden von der komischen Gestalt erscheinen dann: der militärische Snob und der gelehrte Snob.

Der militärische, Herr Jakob von Tyboe ist eine Variation jenes durch die gesamte Literatur der Zeit gehenden Typus des Prahlhanses, der durch Renommisterei seine Feigheit verbirgt. Er schlägt die Feinde durch wie einen Rohlftrunk, er macht „ein verfluchtes Gesicht wie ein isländischer Ewve“, an „seiner Augen Feuerstrahlen kann man sich eine Pfeife Tabak anzünden“, sein ganzer Anblick wirkt wie der „Trojanische Krieg oder die

Zerstörung von Jerusalem im Auszug". Und wie es ihm mit dem Mars glückt, so natürlich auch mit der Venus: „denn das darf man sagen, daß man zehn Hospitäler möblieren könnte mit den Frauenzimmern, die alle krepirt sind und haben die Gelbsucht gekriegt von wegen meiner Raltsinnigkeit". (Die Sitate werden nach der Übersetzung von Robert Prus gegeben.)

Mit noch viel drolligerem Ornament erscheint aber das Bild des Holberg so vertrauten gelehrten Narren ausgestattet. Er tritt als Liebesrivale gegen Jakob von Tyboe auf, und der Bramarbas wettet, als er seine stockflechtige Nähe wittert: „Es riecht hier so pedantisch, so lateinisch, so griechisch; wo auch nur ein Donat im Hause steckt, da juckt es mir gleich in der Nase. Wahrhaftig, hier muß sich irgend ein verschimmelter Magister wo versteckt haben." Und da schreitet er auch gravitatisch heran, der Dominus Magister Stygotius, der eigentlich Jörgen Hutmacher heißt, und klagt sein Liebesleid, daß er „zum eigenen Unglück et etiam maximo reipublicae literariae detrimento von Cupidos Pfeil getroffen ist". „Ach Fräulein Lucilia, das war eine unglückselige Stunde, da ich dich zuerst erblickte. Alle meine Ruhe hast du mir genommen. Du bist das Objectum, das mir jetzt allein vor Augen steht." Als er der Liebsten und dero Frau Mutter begegnet, expliziert er sich also: „Mein Herz im Busen hüpfet mir vor Freude, sie zu sehen meine tugendbelobteste Matrone und sie sammt Ihrer tugendgeschmückten Fräulein Tochter bei gutem Salute anzutreffen." Und statt seine Werbung anzubringen, verwickelt er sich in eine Dissertation über die „rarsten Materien".

Die Figur des gelehrten Renommisten kehrt auf dieser Schaubühne häufig wieder. Zum vollendeten Typus wurde sie im Erasmus Montanus ausgeprägt. Hier macht sie nicht nur theatralisch-lächerliche Wirkung, hier ist sie wirklich ein Zeitcharakter in satirischer Beleuchtung. Erasmus Montanus ist der Typus des dänischen Bauernstudenten, den seine Eltern haben studieren lassen. Er hat auch etwas gelernt, — darin liegt ein feiner Zug der Charakteristik, der den Typus aus der Region des Poffenhaften heraushebt und ihn in Gegensatz zu dem nur als Farceur erscheinenden Rüsler Peter setzt — er hat sich die Ergebnisse der neuen Weltanschauungen zu eigen gemacht und er weiß, daß die Erde sich um die Sonne dreht. Aber nicht als Bildung hat er das erworben, sondern nur als Wissensdünkel. Und als ihn die Leute daheim mit der Erdumdrehung auslachen, sucht er die alten dialektischen Kniffe heraus, um ihnen zu imponieren. Er bläht sich vor seinen Eltern und dem Bauernbruder mit lateinischem Schwulst, er verblüfft mit Sophismen, beweist mit der bekannten Trugschlußmethode, daß der Rüsler ein Hahn und seine Mutter ein Stein ist. Und er muß schließlich vor dem ihm überlegenen, natürlichen Menschenverstand der einfachen Leute klein begeben.

Snobs im eigentlichen Sinne kommen dann auch an die Reihe, rangsüchtige geringe Leute, die sich über ihren Stand erheben und falsche gesellschaft-

liche Präntionen haben. Die Familie des politischen Rannegießers macht sich hier breit, die den guten Ton nachaffen („wenn ihr gähnt, müßt ihr euch ja nicht den Mund zuhalten, das ist bei vornehmen Leuten nicht mehr Mode“), und die Kleinbürger aus der Komödie „Die Wochenstube“, die sich zu Sklaven der Mode machen und mit den Visiten, den Bewirtungen, dem Kopieren der reichen Gesellschaft sich ruinieren, zum Schaden außerdem den Spott haben und durch den Klatsch und die Mißgunst ihr häusliches Glück verlieren. Ein Diener (die Diener sind bei Holberg — gemäß dem Wort „Niemand bleibt Held vor seinem Kammerdiener“ — die überlegenen Zuschauer der Komödie, der glossierende Chor, und die listigen, alles besser und schneller erkennenden Regisseure des Durcheinanders, die die Drähte leiten) belehrt hier einen wißbegierigen Knaben folgendermaßen: „Weißt du nicht, daß die gemeinen Leute den allermeisten Luxus treiben. Sieh nur die Hochzeiten an! Kommt man bei einem Schneider oder Schuster zur Hochzeit, so wird man eingeholt mit Trompeten und Waldhörnern, wird an einen Tisch gesetzt, so lang wie von Lichtmeß bis Ostern und vollgerüttelt mit kostbaren Gerichten.“

Man könnte hier anmerken, daß Holberg, der Bettelstudent von einst und der Sitelspötter, als er in späteren Jahren durch ökonomische Wirtschaft wohlhabend geworden war, durch Frederic V. 1747 zum Baron erhoben wurde und so als Ludwig von Holberg in die Literatur einzog.

Das scheint aber weder vom König eine Gunst gewesen zu sein (denn amtliche Beförderung wurde dem unbequemen und verdächtigen Spötter vorenthalten) noch von dem Nobilitierten eine „honette Ambition“. Es war, wie Brandes ausführt, vielmehr eine bemäntelte spekulative Staatsaktion; die Landgüter Holbergs wurden zur Baronie gemacht, um so dem Staat gesichert zu werden.

Aus der Überhebungsfucht der Geringen folgerte Holberg weiter, daß niemand so tyrannisch, hochmütig, ja grausam sein würde, als der jäh Emporgekommene, und er behandelt dies Motiv in „Jeppe vom Berge“, der parallelenreichen Komödie vom verwandelten Bauer, deren jüngste Variation Gerhart Hauptmanns „Schluck und Jau“ ist. Aber auch das Falsche, Schiefe, Unmaßende in den oberen Ständen schonte Holberg nicht. Dafür zeugen, spanisch verummumt, aber dänisch gemeint, Don Ranudo de Colibrados, der Grand d'Espagne und seine Sippe. Hier verspottet Holberg den Bettelstolz des armen Adels, der, statt zu arbeiten, mit Fadenscheinigkeit und hohler Anmaßung Vorzugsrechte beansprucht, die er nicht verdient. Und was Holberg treffen will, das geht aus den Worten des Don Ranudo hervor: Ein zerrissener Sammetrock ist vornehmer als ein ganzer Tuchrock, „hätte ich bloß einen schlichten Tuchrock an, so könnte man mich ja für einen Bürgermann halten“.

Im Narrenreigen dürfen endlich die nicht fehlen, an denen sich die Übel der Zeit, Unfähigkeit mit Überhebung verbunden, am herrlichsten offenbaren, die Ärzte und die Advokaten, die ja auch der Molièreschen Komödie dankbarste Opfer waren.

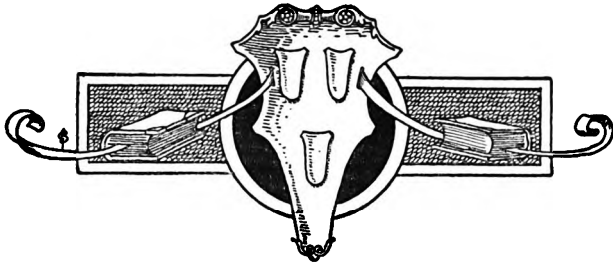
Die lateinische Verbrämung ist die Hauptsache, und die Patientin der „Wochenstube“ sagt daher zu dem Medikus, nachdem die seltsamsten Mißverständnisse in der Unterhaltung geschehen sind: „Es ist wohl das sicherste, mit Frauenzimmern dänisch zu sprechen.“ Und der Arzt ist stolz auf seine Kur an dem Patienten, der seiner Verordnung gemäß acht Tage lang nichts zu sich genommen und das Fieber dadurch verloren habe. Freilich ist er dabei gestorben, aber das Fieber wurde gewiß vertrieben, und darum handelte es sich ja auch nur. Und von den Advokaten gilt der Ruhm: „Monseigneur, ich kann jede Sache verdrehen, die ich will, mit subtilen Distinktionen und kann jedes Ding verteidigen, was ich will, auf zweierlei Manieren.“

Theologische Standesfatire findet sich in den Dramen nicht, aber der Aberglaube, der, wie zwischen den Zeilen zu merken ist, durch die Geistlichkeit genährt wird, empfängt dafür sein vollgerüttelt Maß. Namentlich in der „Bererei“ stellt Holberg sehr ergötzlich dar, daß der Aberglaube seuchengleich durch Ansteckung sich fortpflanzt und daß ein Narr tausend macht.

Wie ein Geist, der stets verneint, erscheint auf dieser Schaubühne Ludwig Holberg. Aber er ironisierte nicht nur und sah nicht nur spöttisch auf sein Gegenwartstreiben, er wies auch Zukunftswege. Wie Hippel im achtzehnten Jahrhundert schon das Recht der Frau auf Selbständigkeit betonte (in seinem Buch „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“), so hat auch Holberg, lebens- und menschenachdenklich, die Frauenfrage erwogen. Er beschäftigte sich mit Studien über bedeutende Frauen und schrieb die „Verglichene Geschichte verschiedener Heldinnen und anderer berühmter Damen“. In seinem „Niels Klim“, einer Utopie, zeichnet er den Musterstaat Potu, hier haben die Frauen Zulatz zu den gleichen Ämtern und Berufen wie die Männer. Ein weiblicher Gerichtspräsident ist sogar durch seine salomonischen Urteile berühmt. Und Holberg will dabei die Frau nicht etwa durch den Beruf ihrer natürlichen Bestimmung entfremden, er führt aus, daß eine Vereinigung beider möglich sei. Und die natürliche Bestimmung wird dabei ganz rousseauisch vor Rousseau betont. Eine Frau, der man Vorstellungen darüber macht, daß sie ihr Kind selbst stillt, erwidert: „Glaubst du denn, daß die Natur den Frauen Brüste bloß zur Zierde gegeben und nicht zur Ernährung der Kinder?“

So wird die Begegnung mit diesem Weisen, der die Narren tanzen läßt und als ein wahrhaft lustiger Rat seiner Zeit Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung schenkt, nicht nur eine literarische Pflicht, weil der hundertundfünfzigste Todestag auf dem Kalender angesagt ist, sondern eine Belustigung des Wises und des Verstandes und eine heiter-ernste Nachdenklichkeit, als hätte der alte Magister auch unserer Gegenwart noch einiges zu sagen.





## Zwei Gedichte von Johann Ludwig Runeberg.

(Geb. 5. Februar 1804.)

Deutsch von J. E. Frhrn. v. Grotthuß.



### Wie glücklich bin ich.

Wie glücklich bin ich! An des Lebens Morgen  
Durchschiffst der Hoffnung klare Seen mein Sinn —  
Dem Segler gleich, der jubelnd, fern von Sorgen,  
Auf leichtem Kahn im Sommer zieht dahin;  
Wohin er schaut —: nur grüne Hügel malen  
Voll Laubes zitternd, Blumen sich dem Blick,  
Und drüber wölbt der Himmel sich voll Strahlen  
Und lächelt strahlend aus der Flut zurück.

Wie glücklich bin ich! Sind der Erde Enden,  
Die weite Welt nicht offen meinem Zug?  
Hab' ich der Schätze nicht genug in Händen:  
Die reine Lyra mit des Liebes Flug?  
Hab' ich nicht eine Sprache, die verständlich  
Selbst zu des Südens nacktem Sohne spricht,  
Auf heller Stirn die frische Ruhe endlich  
Und Liebe in der freien Augen Licht?

Wie glücklich bin ich! In erneutem Spiele  
Umgaukelt mich das Ideal im Tanz;  
Die Ehre steht an meines Weges Ziele  
Und winkt mir lächelnd mit des Sieges Kranz.  
Die Sonne der Unsterblichkeit erhebt sich,  
Vergoldend mir mein heißersehntes Ziel,  
Und keines Zweifels niedre Furcht umwebt mich,  
Der in den stolzen, kühnen Busen fiel.

Wie glücklich bin ich! Denn ein Mädchen teilet  
Erinnerung, Hoffnung, Liebeslust mit mir!  
Gibt's noch ein Glück, das ferne von mir weilet,  
Das such' ich auf in ihrem Arm, bei ihr.

In ihrer Blicke unschuldsvoller Wärme  
Ist der Gefühle Lenz in mir erblüht,  
Und ihre Küsse sind mir Falterschwärme  
Im Paradies, das mit im Herzen glüht!

Wie glücklich bin ich! Wenn der Morgen bleichet,  
Bleibt mir zum Trost der Leiter süßer Ton!  
Wie glücklich bin ich! Wenn das Lied entweichet,  
Strahlt Ruhmesglanz um meinen Namen schon!  
Doch, wenn des Ruhmes Zungen er entflohen,  
Bleibt mir doch noch des Mädchens Augenpaar,  
Und, wenn auch sie sich meinem Blick entzogen,  
Bleibt die Erinnerung mir — an — was ich war!



### Der Schwan.

Vom purpurfarb'gen Wolkenrand  
Flog still ein Schwan zu Tal  
Und sang an eines Flusses Strand  
Im Juni-Abendstrahl.

Es preist sein Lied des Nordens Pracht,  
Die heitern Himmelsböhn,  
Wie dort der Tag die ganze Nacht  
Vergißt zur Ruh' zu gehn;

Wie dort der Schatten tief und weit  
Um Birn' und Erle ruht,  
Und jede Bucht wie goldbestreut,  
Küßl jeder Welle Flut!

Welch süß, unendlich süßes Wort  
Dort sei der Freundschaft Glück,  
Und wie die Treu' geboren dort,  
Dorthin sich sehnt zurück!

Von Well' zu Welle tönend wiegt  
Sich seines Liedes Klang,  
Doch als er sich ans Liebchen schmiegt,  
Da war's, als ob er sang:

„Wenn dem Jahrhundert unbekannt  
Mein Leben auch entflieht,  
Ich hab' geliebt am nord'schen Strand,  
Sang seinem Lenz mein Lied!“





## Neue Dichterbiographien.

Im Januarheft des Jahres 1902 habe ich den „Fürmer“-Lesern in längerer Ausführung meine Ansichten vom Wesen und von der Aufgabe der literarhistorischen Biographie vorgeführt. — Wenn wir auch in der Entwicklung geschichtlicher Perioden, in der verknüpfenden Darstellung großer Zusammenhänge das letzte Ziel unserer Wissenschaft zu erblicken haben, so bleibt ihre nähere und feinere Aufgabe, in liebevoller Vertiefung bei der einzelnen dichterischen Persönlichkeit zu verweilen, den inneren Zusammenhang zwischen ihrem Leben und Schaffen aufzuzeigen, die Bilanz ihres innerlichen Soll und Habens zu ziehen und nachzuweisen, wie sie aus ihren zeitlichen Vorbedingungen heraus, über ihre Zeit hinaus- und in die kommende Zeit hineingewachsen ist. Es ist das eine Aufgabe, die zu ihrer vollkommenen Lösung die Fähigkeiten des Philologen, des Kritikers, des Historikers und des Schriftstellers in ihrer Gemeinsamkeit erfordert, eine Aufgabe, die sich mit der des Künstlers berührt; der Biograph darf sich keineswegs damit begnügen, alle erreichbaren exakten Daten aneinanderzureihen, dem Dichter von Jahr zu Jahr durch sein Leben hin zu folgen, sondern nach dieser unumgänglichen Vorarbeit fängt die eigentliche, die künstlerische, erst an; er muß sichten und sondern zwischen dem Wesenhaften und dem Zufälligen, räumlich getrennte Erscheinungen als durch unsichtbare Ideenfäden zusammenhängend aufzeigen, und vor allem das Imponderable oder, wie Goethe es auch wohl nennt, das „Inkalkulable“ des künstlerischen Schaffens stets in Rechnung ziehen. Er muß die persönliche Note des Autors herauswittern kraft eines Sinnes für das Individuelle, der nur angeboren sein kann, und die Schöpfungen als organische Kristallisationen der Seele ihres Schöpfers nachweisen, ohne dabei je gewaltsam zu verfahren, vorgefaßten Meinungen und Tendenzen zuliebe die Linien zu biegen und durch eigenmächtige Zutaten oder Unterschlagungen das Verhältnis von Licht und Schatten zu verwischen. Bei aller dieser Kleinarbeit muß er aber auch Historiker genug sein, um die Dinge plastisch, stereoskopisch zu sehen, d. h. er muß von ihnen sich so weit entfernen können, so weit über ihnen stehen, daß er sie als Mittelpunkt einer größeren Umgebung sieht, in die sie unabweisbar gehören, und deren Betrachtung einzig die richtigen Maßstäbe der Beurteilung an die Hand geben kann.



Einige neuere Dichterbiographien, die uns heut vorliegen, leisten so hohen Ansprüchen nicht Genüge. Die erste gilt, an seinen hundertsten Geburtstag anknüpfend, Wilhelm Hauff, dem Verfasser des „Lichtenstein“. (Wilhelm Hauff, eine nach neuen Quellen bearbeitete Darstellung seines Werdeganges. Mit einer Sammlung seiner Briefe und einer Auswahl aus dem unveröffentlichten Nachlaß des Dichters. Von Dr. Hans Hofmann. Frankf. a. M. 1902, Moriz Diesterweg, 297 S.) Sie ist kein biographisches Kunstwerk, ja sie verdient den Namen Biographie im höheren Sinne überhaupt nicht, sondern sie stellt einen wenig erfreulichen Zwitter von einem gelehrten Quellenwert und einer fogen. „geschmackvollen Lebensbeschreibung für weitere Kreise“ dar. Das sorglos komponierte, schwer lesbare Buch ist durchaus keine abgerundete Leistung, und das ist um so mehr zu bedauern, als das ihm zur Verfügung stehende neue Material aller Beachtung wert ist. Hofmann hat keine Mühe gescheut, zu den Quellen zu steigen; er hat als ein Sohn der Stadt Ulm, die ja im „Lichtenstein“ ihre Rolle spielt, dort und anderweitig an Ort und Stelle eingehende Studien gemacht und erweist sich überall als guten Kenner. Auch manches Neue von Wichtigkeit hat er beizubringen gewußt, so den Nachweis einer ernstlichen Neigung Hauffs für Nane Klalber, die auch an seinem schriftstellerischen Schaffen nicht spurlos vorübergegangen ist. Hofmann gräbt ein umfangreicheres humoristisches Epos des jungen Hauff aus, das allerdings weniger ästhetisch als entwicklungsgeschichtlich von Wert ist, so daß sein Buch unsere Kenntnis des Dichters entschieden bereichert und als förderlich dankbar entgegenzunehmen ist. Aber dieser reiche Rohstoff ist leider nicht rein, nicht reiflos und abschließend aufgearbeitet; Hofmann bleibt bei der Wiedergabe des Urtextmäßigen stehen. Wir müssen ihn auf seinen Studien- und Forschergängen begleiten, anstatt fertige Resultate von ihm zu erhalten. Dazu entbehrt er der rechten philologischen Methodik. Die poetischen Fragmente im Anhang z. B. sind nicht mit textkritisch-diplomatischer Genauigkeit wiedergegeben, wie wir das verlangen müssen. Auch ist die Briefsammlung nicht nur unvollständig, sondern sie verschweigt auch, daß einige der Schreiben längst gedruckt sind, so das an Tiedt vom 30. März 1827 in der vierbändigen Publikation an Tiedt gerichteter Briefe, die Karl v. Holtei vor vierzig Jahren besorgt hat. Es fehlt dem Verfasser an exakter Schulung. Im Ich-Stil redend, der bei einer solchen bloßen Nebeneinanderreihung überhaupt nicht am Platze ist, objektiviert er die Dinge nicht genug. Auch geht die sonst wohlthuende Wärme, die das Buch durchdringt, nicht selten in unkritisch befangene Überschätzung über und schießt in dem Eifer, den sehr lebenswürdigen, aber doch weniger bedeutenden Dichter zu heben, zuweilen über das Ziel hinaus. Am nur eine Kleinigkeit herauszugreifen: wenn Hofmann des jungen Seminaristen Hauff „glückliches Gleichnis . . . vom Färbergaul, mit dessen ‚Kinglerrum‘ er das ewige Einerlei seines Blaubeurers Daseins vergleicht“, als besonders gelungen und originell rühmt, so übersieht er ganz, daß es doch offenbar aus „Wallensteins Lager“ angelesen ist.

Um es noch einmal zusammenzufassen: eine wichtige Stoffanhäufung, an der der Litterarhistoriker künftig nicht vorbeigehen darf, aber nicht eine ausschöpfende Hauff-Biographie, wie wir sie wünschen.

Wesentlich anders gearbeitet, aber ebensowenig eine Musterleistung, ist die von der Académie française preisgekrönte Grillparzer-Biographie des französischen Professors August Ehrhard, die Moriz Rexter verdeutscht

und im einzelnen selbständig überarbeitet vorlegt (Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Deutsche Ausgabe. München 1902, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 531 S.). Sie steht mit ihrem lebendigen, geschmackvollen, wenn auch nicht ganz einwandfreien Stil schriftstellerisch höher als Hofmanns „Sauff“, der aber an Eigenforschung den Vorzug vor ihr verdient. Ehrhard schöpft nicht aus erster Quelle, sondern es ist ihm darum zu tun, die im Laufe der Zeit zusammengekommenen Sonderuntersuchungen über Grillparzer in flotter Darstellung zusammenfassend zu verwerten. Das ist gewiß kein geringes Verdienst, aber dadurch erhält das Buch mehr den Charakter des Reproduzierens als des Produzierens. Ehrhard läßt den Dichter nicht in organischer Entwicklung Schritt vor Schritt heranreifen und werden, sondern er zeigt ihn uns als einen Fertigen aus der Vogelperspektive. Ohne Rücksicht auf die Zeitfolge trägt er seine Einzelbeobachtungen unter großen Rubriken zusammen, die das Buch in Einzelabhandlungen zerfallen lassen und nebenbei noch viele Wiederholungen nötig machen. Die Darstellung wird dadurch sprunghaft, die Entwicklungslinie verwischt und die Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Dichter kommen oft zu kurz. Grillparzers Werke werden in feinen, aber vielfach auch zu breiten und dabei nicht selten schulmäßig-schematischen Analysen vorgeführt und, wie bereits angedeutet, nicht in ihrer historischen Reihenfolge, sondern zu großen Stoffgruppen zusammengeschmiedet. Anstatt den Dichter innerlich auszuschnüpfen und in persönlicher Widerspiegelung historisch zu fixieren, begnügt sich Ehrhard vielfach damit, ihn nur auszuschreiben. Man merkt im Guten und im Schlechten, daß das Buch für Franzosen geschrieben ist: an Stelle geistiger Vertiefung flüchtige Form. Auch die gar zu sehr gehäuften Hinweise auf Racine zeugen davon. Sonst ist gerade das philologisch-literarhistorische Element anzuerkennen. Ehrhard baut sein Buch auf breitem historischen Fundament auf und löst den Dichter nicht aus dem Gesamtverlaufe der Literaturgeschichte heraus, um ihn, wie das leider so vielfach geschieht, im luftleeren Raum für sich zu betrachten und ihn anstatt als Mittelpunkt eines großen Zeitgemäldes in einem Genrebildchen zu porträtieren. Das Buch ist reich an fruchtbaren Vergleichen mit anderen Dichtern, wiewohl z. B. der Weg der individuellen Problemdramatik, der von Kleist über Grillparzer und Hebbel zu Ibsen führt, noch schärfer hätte bezeichnet werden können. Auf Ibsen hätte auch gelegentlich der „Ahnfrau“ und der Schicksalstragödie im allgemeinen hingewiesen werden sollen. Nur zweimal begegnet auffallenderweise in diesem stattlichen Bande der Name Lenau, des größten modernen Poeten Österreichs. Stets wird auch die Bühnengeschichte der Grillparzerschen Dramen berücksichtigt, und ein besonders gelungenes Kapitel behandelt eingehend des Dichters bedeutames Verhältnis zur Musik, wobei über Richard Wagner einsichtige Bemerkungen gemacht werden.

So fehlt es nicht an vielen guten Einzelzügen, nur das geistige Band, das sie alle umschließen sollte, vermiffen wir leider auch hier. Eine gewisse Parteilichkeit zeigt Ehrhard, um auch das noch zu sagen, wenn er Grillparzer den ersten Kritiker nach Lessing und — ohne etwa Kleists und Hebbels Anwartschaft auf diesen Titel zu prüfen — den ersten Dichter nach Goethe und Schiller nennt.

Das gut ausgestattete Buch ist mit einer Anzahl gelungener Abbildungen und Facsimiles geschmückt.

Als ein ebenfalls schönes und gut illustriertes Buch stellt sich weiterhin die Biographie dar, die Hermann Mosapp der Gattin Schillers gewidmet

hat (Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. Mit zwei Lichtdruckbeilagen und 21 Textbildern. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart, 1902. Verlag von Max Kiehlmann, 268 S.). Dieses Werk wendet sich nicht sowohl an den Gelehrten, als vielmehr an das deutsche Haus. Es will kein Quellenwerk sein, sondern eine populäre Darstellung, und fordert darum die Kritik weniger heraus. Es ist mit fleißiger und zuverlässiger Verwertung des im wesentlichen bereits bekannten Materials gearbeitet und gut und fesselnd, vor allem aber mit einer begeisterten Liebe geschrieben, deren enthusiastische Überschwänglichkeiten man als Fachmann wohl zuweilen etwas dämpfen möchte, die man aber in Ansehung des ethischen belletristischen Zweckes passieren lassen kann. Es ist ein schönes Handbuch, das man namentlich gern in den Händen vieler junger Mädchen sehen möchte.

Ein ähnliches liebenswürdiges, mit zahlreichen Bildbeilagen in sachverständiger Auswahl und trefflicher Wiedergabe geschmücktes Hausbuch echter Art, das aber kritisch höher steht, ist Karl Heinemanns Biographie von „Goethes Mutter“, ein Werk, dem der verdiente Erfolg nicht versagt geblieben ist, und auf dessen bevorstehende siebente Auflage hinweisen zu können uns aufrichtige Freude bereitet. (Leipzig und Berlin 1903, E. A. Seemann. 358 S.) Auf ihm fußt ein kleines biographisches Werk des Franzosen Paul Bastier, „La mère de Goethe“ (Paris 1902, Perrin & Co., 264 S.), das die uns allen teure Frau den Nachbarn jenseits des Rheines nahe zu bringen unternimmt. Es wird dort, zumal es gut stilisiert ist und die prächtigen Briefe der Frau Kat in großem Umfange und in meist ganz gelungener Übertragung wiedergibt, auch sicherlich Interesse erregen. Uns Deutsche geht es weniger an; den Versuch, das Wesen dieser echt deutschen Frau in ihrem (den Biographen doch allzu französisch anmutenden) Esprit zu erblicken, müssen wir ablehnen; auch sachlich bietet uns das Buch durchaus nichts Neues, vielmehr strotzt es von einer Anzahl bedenklicher Fehler und Versehen, die nicht gerade von wissenschaftlicher Durcharbeitung der deutschen Quellen und Vorbilder zeugen.

Wieder nach Schwaben weist das Büchlein, das Richard Weltrich einem leider zu wenig gekannten deutschen Dichter, seinem persönlichen nahen Freunde weihet: Wilhelm Herz (Zu seinem Andenken. Stuttgart und Berlin 1902, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., G. m. b. H., 92 S.). Es faßt eine ältere gelehrte Abhandlung über Herzens schönste Dichtung, den „Bruder Rausch“, zusammen mit einem überaus warm gehaltenen, an neuem biographischen Material reichen Nekrolog, den im März 1902 die „Münchener Neuesten Nachrichten“ gebracht haben.

Als kleine biographische Gelegenheitschriften, die ganz wohl ihrem Zwecke dienen, nenne ich nur noch kurz das „Klopstockbüchlein“, das Dr. G. Behrmann zum hundertsten Todestage des Dichters, dessen wir am 14. März vorigen Jahres gedacht haben, verfaßt hat (Hamburg 1903, Agentur des Rauhen Hauses. 72 S.), und einen etwas allzusehr referierenden und reproduzierenden Vortrag über „Albrecht Haller als Dichter“, den Dr. Otto von Greherz zugunsten des Haller-Denkmal in Bern gehalten hat (Verlag von Eugen Sutermeister, Bern, und Hans Schulze, Dresden, 1902. 51 S.).

Endlich sei noch eines bescheiden auftretenden Büchleins gedacht, das in ganz schlichter, aber sehr liebenswürdiger Weise das Andenken unseres trefflichen Wandsbecker Boten erneuert: Matthias Claudius. Von

Heinrich Möhn (Gütersloh, C. Bertelsmann. 112 S.). Sein Leben wird ansprechend dargestellt und eine glückliche Auswahl seines gemütvollen Schaffens dargeboten. Ein paar Original-Illustrationen versehen uns um so rascher in das traulich-idyllische Wesen und Weben des Dichters, dessen „Abendlied“ („Der Mond ist aufgegangen“) in all seiner Einfältigkeit und Beschränktheit des Sinnens und Wollens immerdar zu den Perlen deutscher Lyrik zu rechnen ist.

Dr. Harry Mayr.



**Untersuchungen über Hauptpunkte der Philosophie** von Julius Bergmann. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 483 S.

Das Buch enthält eine Anzahl von vorwiegend logischen Untersuchungen: „Über Glauben und Gewißheit“, „Zur Lehre Rants von den logischen Grundsätzen“, „Der Begriff des Daseins und des Ich-Bewußtseins“, „Die Gegenstände der Wahrnehmung und die Dinge an sich“, „Seele und Leib“, „Anforderungen des Willens an sich selbst“. Es ist offenbar das Ergebnis sehr gründlichen und ernstesten Nachdenkens, wendet sich aber nur an philosophisch systematisch geschulte Leser. Und selbst für solche wird sich noch genug darin finden, was ihnen unverdaulich bleiben wird. Teilweise mag das an der oft recht verwickelten Materie, teilweise aber auch an der Sprache und Behandlungsmethode liegen, durch die die erstere noch unzugänglicher wird. Es sind viele gute Gedanken in dem Werke; nur will mir scheinen, als habe der Verfasser manchmal die Anwendung einer rein logisch-deduktiven Behandlungsweise zu weit getrieben und bewege sich deshalb des öfteren im Kreise, bezw. gebe Definitionen für Erklärungen aus. Wir sind eben heute eine andere Art des Philosophierens gewöhnt, als die ist, die Sätze wie den folgenden bietet: „Zur Erklärung des Verhältnisses von Leib und Seele muß man weiter annehmen, daß der in der inneren Natur der Materie überhaupt enthaltene Grund einer einseitigen Einheit der Körperwelt in Verbindung mit dem zu ihm gehörenden bewußten Wesen eine bildende Kraft ist, die, wenn alle Bedingungen ihrer vollendeten Wirksamkeit erfüllt sind, einen einzelnen einheitlichen Körper, einen Tier- oder Menschenkörper, hervorbringt.“ Ich frage: Was ist da „erklärt“? So viel Worte, so viel Rätsel — für mich wenigstens. Der Autor faßt die Körperwelt als Inhalt eines absoluten Bewußtseins auf, sagt aber zum Schluß des betr. Kapitels: „Wie aber ein Wahrnehmungsakt des absoluten Bewußtseins, der die individuell eigentümliche Form eines einheitlichen Körpers . . . hat, das Dasein einer diesen Körper fühlenden und sich mit ihm identifizierenden Seele zur Folge haben könne und auf welche Weise die Seelen in dem absoluten Bewußtsein enthalten seien, diese Fragen vermag ich nicht genügend zu beantworten.“ Die Abhandlung über Glauben und Gewißheit leuchtet in manche Unklarheit, die gerade mit diesen beiden Begriffen sich so häufig verbindet, in erfreulicher Weise hinein; nur vermute ich, daß der Glaube, den der eigentlich religiöse Mensch mehr erlebt, als dauernd klar besitzt, etwas wesentlich anderes ist, als ein „Fürwahrhalten“. Von diesem letzteren gälte allerdings des Verfassers Satz: „Alles Glauben ist eine Tätigkeit des Verstandes.“ Eine „Tätigkeit“ in dem hier gebrauchten Sinne ist der Glaube eben überhaupt nicht.

In ethischer Hinsicht verteidigt B. den Determinismus mit Gründen, die teilweise recht einleuchtend sind. Wer Zeit und Geduld hat, kann in der Auseinandersetzung mit dem Verfasser vieles lernen. Dr. Fr. Mohr.





## Herbert Spencer.

(Gestorben am 8. Dezember 1903.)

Herbert Spencer war fast genau vier Jahre vor dem hundertjährigen Geburtstage Immanuel Kants geboren und ist fast genau zwei Monate vor Kants hundertjährigem Todestage aus dem Leben geschieden. Es geziemt sich, daß wir mit dem Gedächtnis des Sterbetags des einen zugleich die Totenfeier des andern verknüpfen, nicht bloß weil beider Leben mit gleicher Energie und Intensität der Philosophie geweiht war, sondern auch weil beide Philosophen, obwohl im Leben durch hundert Jahre voneinander getrennt, doch durch manche Grundsätze des Denkens miteinander verknüpft sind und beide ihrem Leben und Denken dasselbe Ziel gesteckt hatten, das ganze menschliche Erkennen in ein einheitliches System zusammenzufassen, dessen Umfang nur von den Schranken des menschlichen Geistes begrenzt sei.

Beide sind mit gleicher Festigkeit davon überzeugt, daß der letzte Grund alles Weltaseins, die Ursache aller Dinge, die absolute Bedingung alles Bedingten jenseits alles menschlichen Erkennens und Wissens liegt und von der Vernunft in keiner Weise weder in seinem Wesen noch in seinem Sein und Wirken erfaßt werden kann. Beide sind auch gleichermaßen davon überzeugt, daß eben deswegen weder die Welt im ganzen noch im einzelnen und auch unsere eigene Existenz nicht restlos begriffen werden kann, und daß die letzten und höchsten Fragen, welche Welt und Leben uns vorlegen, von keiner Wissenschaft gelöst werden können, weil alles Wissen und Erkennen gerade bis zu der Schranke führt, jenseits der erst die Lösung des Mysteriums des Seins möglich wäre. Das Absolute und Unendliche, das Ding an sich, das aller Erscheinung zugrunde liegt, ist für beide gleich unerkennbar. Nur die Welt der Erscheinung, wie Kant sagt, die Welt des Symbols, wie Spencer sich ausdrückt, ist erkennbar und Gegenstand der Wissenschaft.

Und noch weiter sind beide verwandt. Kant ist der erste Erfinder der Entwicklungstheorie, und Spencer ist ihr Vollender. Kant begann seine wissenschaftliche Laufbahn mit der Theorie von der allmählichen Entstehung und Entwicklung der Weltkörper aus dem gasförmigen Urnebel der Materie durch

Bewegung. Spencer bringt die Entwicklungstheorie auf ein bestimmtes Gesetz und wendet es nun an auf das gesamte organische Leben bis zu den höchsten, geistigen Lebensäußerungen. Kant würde sicherlich mit dem größten Interesse dem Aufbau und der Darlegung des gesamten Systems gefolgt sein und der Großartigkeit der Leistung die vollste Anerkennung gezollt haben.

Aber trotz all dieser Ähnlichkeiten sind die Systeme beider doch ungeheuer verschieden, und Kant würde wohl von Spencer gesagt haben, er habe „einen andern Geist“. Das ist ja schon für die äußerliche Betrachtung beider richtig. Die Systeme beider sind so total verschieden, wie ihrer Urheber Geistesanlage und Persönlichkeit, Lebensgang und Nationalität, und das Milieu, in dem jeder lebte. Zwar ist beiden die philosophische Begabung der Abstraktion und Generalisation, der Analyse und Synthese gleichermaßen eigen, aber Kants Geist ist durch und durch idealistisch gesinnter Denker, Spencer dagegen ist praktischer Engländer, dessen Geist bloß auf handgreifliche Tatsachen gerichtet ist. Dies begründet den Unterschied beider Systeme. Es dürfte gewiß sein, daß, wenn Kant sich durch die zehn Bände des Spencerschen Systems mit höchstem Interesse durchgearbeitet hätte, er doch ohne innere Befriedigung das letzte Buch geschlossen hätte. Diese reine Diesseitigkeitsphilosophie würde ihn keineswegs befriedigt haben. Er würde bemerkt haben, daß der eigentliche Sinn der Welt und der Sinn des Lebens doch nicht offenbar geworden sei. Wir wüßten nun zwar, wie das Bestehende gesetzmäßig geworden sei und gesetzmäßig so weitergehe, aber wir seien dadurch nicht weiser geworden bezüglich unseres eigenen Daseins, denn das Bedingte und Endliche schwebt haltlos und bedeutungslos in der Luft, wenn ihm nicht einmal die Möglichkeit seiner Verknüpfung mit dem Unbedingten und Unendlichen gezeigt wird, und wenn das Unbedingte und Absolute, dessen Sein man als unbestreitbar anerkannt hat, dann doch rücksichtslos ignoriert und als quantités négligeable ausgeschaltet wird. Mag die Bedingung noch so unerkennbar an sich selber sein, so ist doch die Bedingtheit des Bedingten erkennbar, und in der Erkenntnis seiner Bedingtheit kommt ihm dann seine Verknüpfung mit dem Unbedingten zum Bewußtsein. Das Bedingte erkennt dann den Sinn und die Bedeutung seines Daseins eben in dieser seiner Verknüpfung mit dem ihm an sich unerkennbaren Unbedingten. Kants praktische Philosophie hat den einzigen Zweck, eben diese Verknüpfung nachzuweisen, und er bestimmte sie als moralischer Natur. So ist Kants Philosophie idealistisch transzendental.

Davon zeigt Spencer keine Spur. Und das ist das Unbefriedigende daran. Es ist das der tiefere Grund, warum der deutsche Geist, dessen Lehrer und Erzieher nicht umsonst hundert Jahre hindurch Kant gewesen ist, der Spencerschen Philosophie trotz der Großartigkeit dieser Leistung ziemlich kühl gegenübersteht, und warum wir Deutsche im großen und ganzen zwar das Richtige in Spencers Leistung bereitwillig anerkennen, aber diese Philosophie als das letzte System aller menschlichen Weisheit zu preisen den Engländern und Amerikanern, den Japanern und Chinesen überlassen. Wir vertauschen den Früheren nicht mit dem Späteren, sondern haben noch allen Grund, bei Kant zu bleiben.

Nichtsdestoweniger ist Spencers Philosophie allzu bedeutend, als daß sie nicht der eingehendsten Beachtung würdig wäre. Spencer wird für lange hinaus der größte Denker Englands bleiben, der mit der unermüdblichen Energie und unbeugsamen Konsequenz eines echten Engländer's seinen Gedankenbau genau so, wie er ihn projektierte, auch zu Ende geführt hat. Mit derselben

Präzision, womit er im 40. Lebensjahr das ganze Programm seines Werkes dem Publikum vorlegte, mit derselben Bestimmtheit hat er im 82. Lebensjahr erklärt: „Ich kann mit Gewißheit sagen, daß der hier erscheinende Band mein letzter sein wird.“ Dabei ist Spencer, was der Engländer besonders hoch anschlägt, sowohl ökonomisch wie auch intellektuell durchaus ein self made man, der mit staunenswerter Charakterstärke alle Demniffe und Beschwernisse seiner ökonomisch beschränkten Verhältnisse, seines unregelmäßigen Unterrichts, seines schwächlichen und siechen Körpers glänzend besiegte, so daß er an seinem 80. Geburtstag in glücklichen Verhältnissen bei leidlicher Gesundheit als eine der hervorragendsten Geistesgrößen Englands die Glückwünsche nicht bloß seiner Nation, sondern, was noch keinem Philosophen je begegnet war, die aus fünf Weltteilen entgegennehmen konnte; wie auch seine Werke noch bei seinen Lebzeiten in 14 fremde Sprachen übersetzt worden sind, darunter die japanische fast die vollständigste Ausgabe ist. Aber auch darin zeigte er sich als echter Engländer, daß er zeitlebens jegliche Ehrung und Auszeichnung, die ihm sein Vaterland oder das Ausland darbot, mit stets gleicher, fast eigensinniger Beharrlichkeit ablehnte, eine Seelengröße, wodurch er viele seiner Berufs- und Fachgenossen weit überragt. Dieselbe Charakterfestigkeit bewies er bis an sein Lebensende, denn zum letztenmal erhob er in der Öffentlichkeit seine Stimme zu einem kräftigen Protest gegen die gewalttätige, imperialistische Politik, in welche seine Nation mit ihrem Minister Chamberlain an der Spitze sich verstrickt hat. Von diesem Gesichtspunkte zäher Charakterstärke aus wird auch Spencers Autobiographie großes Interesse bieten, denn wenn auch sein Lebensgang eigentlich recht einfach, ohne große Verwicklungen oder tragische Ereignisse dahinsfloß, so ist es immerhin erhebend und kräftigend zu betrachten, wie ein starker Geist und auf hohe Ziele gerichteter Wille über alle Kleinlichkeit und Mühsal des Lebens triumphiert und zum glücklichen Ziele kommt. Wir sehen darum den zwei Bänden, die schon in den neunziger Jahren zum Abschluß kamen, aber erst nach dem Tode veröffentlicht werden sollen, mit Spannung entgegen.

Herbert Spencer, geb. am 20. April 1820 in Derby, entsproß einer Lehrerfamilie; Vater, Großvater und Oheim übten diesen Beruf. Von der Mutter wird nur berichtet, daß sie liebenswürdig und mittheilbar, eine große Bewunderin ihres Sohnes gewesen sei, ohne aber für sein Streben und seine Schriften Verständnis zu besitzen. Sein Vater jedoch soll ein geistig regsamer, selbständig denkender Mann gewesen sein. Der Sohn selbst ist der Ansicht, daß er „die tiefgewurzelte Neigung, überall nach Ursachen zu forschen und zwar nach Ursachen physischer Natur“ von seinem Vater geerbt habe. Der Knabe, zuerst von seinem Vater, dann vom Oheim unterrichtet, war nicht nur sehr zarter Natur und diffiziler Gesundheit, sondern galt auch als geistig „zurückgeblieben“, da er über 7 Jahre alt wurde, bis er die ihm lästige und langweilige Kunst des Lesens sich angeeignet hatte. Dem Auswendiglernen besonders setzte er seinen ganzen Eigensinn entgegen. Dagegen interessierte er sich bald für Physik und Chemie, für Zeichnen und Sammlungen von Naturdingen, auch besonders für die politischen und religiösen Gespräche, welche Vater und Oheim als geistig regsame Männer zu führen pflegten. Die religiöse Erziehung war wenig günstig. Der zu den Quäkern neigende Vater nahm ihn Sonntags am Morgen in die Quäkerversammlung, am Abend dagegen mußte er die Mutter zu ihrer methodistischen Versammlung begleiten, und die vielen Liederverse und Bibelsprüche, die er dazwischen noch auswendig lernen mußte, verleiteten ihm voll-

ends alle Religion. — Vom 13. bis 16. Lebensjahre war er bei einem Oheim, einem Geistlichen in Sinton bei Bath, um sich da zum Universitätsstudium vorzubereiten. Allein Griechisch, Latein und Französisch interessierten ihn so wenig, daß er sich aufs hartnäckigste gegen den Besuch einer Universität sträubte; nur in Mathematik und Mechanik war er seinen Mitschülern voraus, und wie sehr er allem sprachlichen und grammatischen Gedächtniskram feind war, so lebendig war er dabei, wenn es galt, aus Prinzipien alle möglichen logischen Konsequenzen zu deduzieren. Spencer hat also absichtlich keine Universität besucht und sein Leben lang sein Vorurteil gegen Universitätsstudien und Universitätsbildung in Wort und Schrift kundgetan, auch eine charakteristische Eigenheit des Mannes, die auch auf den Charakter seiner Philosophie nicht ohne Einfluß war.

Mit 17 Jahren nahm er den Posten eines Ingenieurs an beim Eisenbahnbau und arbeitete sich so rasch in diese Tätigkeit ein, daß er bereits im Civil Engineer Journal Aufsätze über verbesserte technische Methoden und Konstruktionen veröffentlichte. Seine Erfindungsgabe aber bewies er durch seinen Velozimeter zur Feststellung der Fahrgeschwindigkeit der Lokomotiven. Beim Bau der Bahnlinie legte er eine Sammlung der gefundenen Fossilien an und kam so zum Studium der Geologie. Als er nun Sir Charles Lyells Prinzipien der Geologie in die Hände bekam, da machte die von Lyell bekämpfte Entwicklungstheorie Lamarcks, die er aus diesem Buche zum erstenmal kennen lernte, den tiefsten Eindruck auf ihn. Sie wurde der Mittelpunkt seines Geisteslebens. Die folgenden Jahre nach 1840 widmete er allerlei Studien und Erfindungen mechanischer Natur, wurde auch in die politische Tätigkeit bei Wahlen hineingezogen und schrieb schon 1842 seine Briefe über „The Proper Sphere of Government“. Den hier schon geäußerten, freiheitlichen, die Staatsgewalt beschränkenden Gedanken blieb er auch zeitlebens treu. Nachdem Spencer ohne Erfolg seine patentierte Erfindung einer Säge- und Hobelmaschine praktisch hatte verwerten wollen, gab er den Ingenieurberuf auf. Sein Freund Youmans urteilte damals über ihn: „Spencer ist der geschickteste, anpassungsfähigste und nützlichste Mensch, den ich kenne. Er ist wunderbar praktisch und erlebte alles, was zu besorgen ist, mit der ganzen Tatkraft und Gewandtheit eines erfahrenen Geschäftsmannes.“

Diese durchaus praktische Natur führte nun ein innerer Drang zu literarischen, sozialpolitischen und endlich naturphilosophischen Studien! Den Übergang machte die Stellung als Interredakteur bei der angesehensten finanziellen und ökonomischen Wochenschrift „Economist“. Bald veröffentlichte er sein erstes größeres Werk „Social Statics“, das ihm die Freundschaft der bedeutendsten Männer Englands verschaffte. Mit Huxley, Laves, George Elliot, Lyndall, Stuart Mill, Groote, Hooker blieb er zeitlebens in regem geistigen Verkehr; nur Carlyle war und blieb ihm zeitlebens unsympathisch. Er tagierte ihn als Schwärzer, gegen den kein Mensch, nicht einmal seine Frau, aufkommen könne. Nachdem er noch eine Reihe von Essays veröffentlicht hatte, beschloß er, sich ganz den philosophischen Studien zu widmen. Schon 1853 erschienen seine „Prinzipien der Psychologie“, in denen er mit außerordentlichem Scharfsinn die Entwicklungstheorie auf das Seelenleben anwandte. Aber die Überanstrengung überstieg seine Körperkräfte. Er wurde nicht nur für 1½ Jahre vollständig arbeitsunfähig, sondern seine Gesundheit war so gestört, daß er von da an höchstens drei Stunden im Tag für geistige Arbeit fähig war. Schlaflosigkeit, Verdauungsstörungen und nervöse Abspannung verließen ihn nicht



mehr. Nur seine eminente Geistes- und Willenskraft erhielten ihn noch ein halbes Jahrhundert am Leben.

Schon die „Psychologie“ hatte in ihm den Gedanken gezeitigt, daß das Gesetz, dem gemäß das Seelenleben sich entwickle, allgemeinerer Natur sei und das ganze Weltleben umspanne; es wurde ihm zum Weltgesetz der ganzen organischen Natur. So reifte in ihm bis zum Jahre 1858 die Idee eines Systems, das die gesamte Entwicklung alles physischen und geistigen Lebens der Welt einheitlich darstellen solle. Und im Jahre 1860 faßte er den Entschluß, dieses System selbst auszuarbeiten unter dem Titel: „System der synthetischen Philosophie“. Trotz seiner Körperschwäche fühlte er in sich die Kraft, das gewaltige Werk, dessen Plan schon klar und deutlich vor seinem Geiste stand, auszuführen, obwohl alle seine Freunde ihm abrieten, weil seine Kräfte es nicht gestatteten, weil er weder die Mittel noch einen Verleger finden werde, und weil den Zeitgenossen noch das Verständnis fehle. Aber Spencers Entschluß wankte nicht.

Er erließ einen ausführlichen „Prospectus“, in dem der ganze Plan übersichtlich dargelegt war. Das Ganze sollte 10 Bände umfassen, die in 20 Jahren zu erscheinen hätten; sie kosteten ihn aber 36 Jahre, und die Schwierigkeiten der Veröffentlichung waren beinahe unüberwindlich. Spencer mußte sein eigener Verleger sein und Subskribenten sammeln. Er opferte alle seine Ersparnisse, auch die Erbschaften von Oheim und Vater, mußte Schulden machen und mitten in der Arbeit erklären, daß er der Kosten wegen die Herausgabe sistieren müsse. Nur mit großer Mühe und auf die zarteste Weise gelang es seinen Freunden, ihn zur Annahme ihrer Hilfe zu bestimmen. Prof. Youman in Amerika und John Stuart Mill haben das Verdienst, daß das Werk beendet werden konnte. Der erstere verschaffte ihm Hilfsmittel aus Amerika, wo durch seine Agitation die Zahl der Anhänger und Bewunderer Spencers sich außerordentlich mehrte. Mill war der Mittelpunkt der helfenden Freunde in England. Als das ganze Werk beendet war, war auch die Situation gänzlich verändert. Spencers Ruhm war über den ganzen Erdkreis verbreitet. Die Nachfrage nach seinen Schriften stieg immer mehr; nun lohnte sich der Selbstverlag, er brachte ihm die Mittel zu einer sorgenfreien Existenz ein. Auch hier hatte Spencers Ausdauer und Willenskraft gesiegt. Nur einmal noch warf ihn die Krankheit so nieder, daß er vier Jahre lang, 1886—1890 zu aller Arbeit unfähig war. Von da an besserte sich seine Gesundheit, so daß er nicht bloß zwei Reisen nach dem Süden, sondern auch eine längere nach den Vereinigten Staaten machen konnte. Die übrigen Jahre verlebte er in London. Obgleich nie verheiratet, liebte er doch nicht die Einsamkeit, sondern besuchte gerne seine großen Freundeskreise, und wenn es seine Gesundheit gestattete, war er täglich im Athenäum bei einer Partie Billard zu finden. Auch amüsierte er sich gern im Theater, besonders bei komischen Opern. Über die politischen Tagesfragen war er bis an sein Ende auf dem Laufenden und unterhielt sich lebhaft darüber, nur daß er oft in dozierenden Ton verfiel, wozu ihn seine logische Neigung zum Generalisieren verführte. Nachdem er sein Lebenswerk vollendet, seine Lebensaufgabe fast programmäßig gelöst und auch noch einige Jahre der Ruhe genossen hatte, sah er mit Ruhe seinem Ende entgegen.

Spencers System ist, wie der Mann selbst, aus einem Guß, bis zur Einseitigkeit streng durchgeführt und abgeschlossen, durchsichtig klar, nüchtern und

verständlich ohne jegliche Mystik oder Enthusiasmus, aber breit und weitläufig bis in alle Einzelheiten, wie der Engländer seine Geschäfte abzuwickeln liebt.

Gleich der erste Band „First Principles“ legt uns den Gedanken vor, der in den übrigen Bänden auf das biologische, psychologische, soziologische und ethische Gebiet angewandt wird. Sein ganzes System erbaut sich auf der einen Idee der Evolution und besteht im Nachweis, daß das Gesetz der Entwicklung das ganze Universum und all sein Leben beherrscht.

Um sich den Weg zu den wahren Prinzipien des menschlichen Erkennens und der Wissenschaft zu bahnen, muß Spencer erst die falschen Prinzipien entfernen. Der Gottesbegriff kann nicht Prinzip der Welterklärung sein, denn Gott ist selbst unerkennbar. Deswegen schiebt Spencer seiner Prinzipienlehre den Abschnitt über das „Unerkennbare“ voraus.

„Von allen Gegensätzen in den Ansichten ist der älteste, verbreitetste, tiefste und wichtigste der zwischen Religion und Wissenschaft.“ Er zeigt sich überall in allen Gebieten des menschlichen Wissens und hat begonnen, als die Erkenntnis der Dinge dem allgemeinen Aberglauben eine Grenze setzte. Aber der Kampf und Streit darf nicht bleiben. Dieser Widerspruch im Denken und Leben muß beseitigt werden, und das ist möglich, weil es keine Behauptung gibt, die nicht irgendeine Wahrheit enthält. So ist auch in der Religion und in der Wissenschaft Wahrheit. Der Kampf zwischen beiden wird aufhören, wenn die gemeinsame Wahrheit beider entdeckt ist. Man muß also „die höchste Wahrheit suchen, zu der sich beide mit vollständiger Aufrichtigkeit ohne Vorbehalt bekennen können“. Diese Wahrheit kann weder ein religiöses Dogma noch ein wissenschaftlicher Lehrsatz sein. Es muß die abstrakteste, allgemeinste Wahrheit sein, die beide bekennen. Religion und Wissenschaft kommen darin überein, daß „die Welt einer Erklärung bedarf“. Alle Religionen stimmen mehr oder weniger darin überein, daß die Welt „ein Mysterium ist, das immerfort eine Auslegung heischt“. Die Religion erklärt nun alles aus Gott. Aber je entwickelter sie wird, um so mehr kommt sie dazu, Gott zu entmenslichen. Er wird ihr selbst zum allergrößten Mysterium, das sie nicht erkennen kann und das unerkennbar ist. „Hier haben wir eine Grundwahrheit von der größtmöglichen Gewißheit.“ Da ist Religion und Philosophie im Einklang. Denn auch die Analyse der Wissenschaft ergibt, daß ihre „Grundbegriffe“ wie Raum, Zeit, Bewegung, Kraft, Stoff usw. unergründlich und unerkennbar sind. „Die religiösen Grundbegriffe, wie die wissenschaftlichen sind nur Symbole der Wirklichkeit, nicht Erkenntnisse derselben.“ Da ist die Grenze unsres Erkennens. „Stellen wir uns die Wissenschaft als eine stets wachsende Kugel vor, so können wir sagen, jede Vergrößerung ihrer Oberfläche bringt sie nur in umfangreichere Berührung mit dem sie umgebenden Nichtwissen.“ „Objektive und subjektive Dinge findet der Mann der Wissenschaft gleich unerforschlich ihrer Substanz und ihrem Ursprung nach, und immer mehr versteht er, daß es ein unlösbares Rätsel ist.“

So kann nun Friede zwischen Religion und Wissenschaft entstehen, dauernd und ehrlich, wenn nämlich die Religion aufhört, sich ins Geschäft der Wissenschaft zu mischen, um das natürlich Wißbare durch das Unerkennbare erklären zu wollen, und wenn die Wissenschaft zur Überzeugung kommt, daß ihre Erklärungen immer nur relativ sind, daß sie das „Was“ und das „Wie“ zwar wohl erklären, aber nie das „Wozu“ und „Warum“, obgleich gerade diese Fragen für Herz und Gemüt des Menschen am wichtigsten wären.

Dies ist Spencers viel verschrieener Agnostizismus. Es ist die Erklärung der menschlichen Unfähigkeit, das Wesen und Wirken der letzten Ursache, des Anfangs und Endes aller Dinge, des Absoluten oder Gottes zu erkennen. Kant hatte dies schon hundert Jahre früher behauptet. Während Spencer diese Existenz eines solchen Absoluten aufs festeste behauptet, hat Kant sogar Gottes Dasein behaupten zu können unsrer Vernunft gänzlich abgesprochen. Also Spencer geht nicht einmal so weit wie Kant. Warum hat also Spencers Lehre so viel Aufsehen erregt? Darum weil bei Spencer dann im System keine Kompensation dieser Negation eintritt, während Kants Moral, ohne die Negation der theoretischen Vernunft aufzuheben und ihr zu widersprechen, doch auch unsre positiven Beziehungen zu diesem Unerkennbaren zur Geltung bringt. Das ist bei Spencer nicht der Fall, und darum ist sein Agnostizismus so trostlos und ungenügend.

Was sind denn nun aber die wahren Prinzipien einer wissenschaftlichen Welterklärung? Gegeben ist zweierlei: Materie und Bewegung. „Überall im Universum, im allgemeinen wie im einzelnen geht eine unaufhörliche Andersverteilung von Materie und Bewegung vor sich.“ In dieser beständigen Andersverteilung besteht die Entstehung der Dinge und der Verlauf ihrer Veränderungen, wie auch ihr Vergehen und ihre Auflösung. Haben wir das Gesetz dieser stetigen Andersverteilung von Materie und Bewegung erkannt, so haben wir die Formel und die Methode, um das Universum im ganzen und jegliches Einzel Ding im besondern nach seinem Werden, Dasein und Verlauf erklären und uns begreiflich machen zu können, denn der Wechsel alles Geschehens im Universum geschieht nach diesem Gesetze. Spencer glaubt das Verdienst und den Ruhm zu haben, dieses letzte und höchste, allgemeinste und allherrschende Gesetz alles Werdens und Seins entdeckt und richtig formuliert zu haben.

Es ist das Gesetz der Entwicklung. Aber worin besteht es? Was ist sein Inhalt? Alle Veränderung und Andersverteilung von Materie und Bewegung besteht entweder in Integration oder Desintegration. Das heißt: entweder sammelt oder häuft sich die Materie zu einem zusammenhängenden Ganzen, wobei zugleich Abgabe und Zerstreuung (Dissipation) von Bewegung statthat; oder die Veränderung besteht in der Auflösung eines Materieganzen, wobei immer Bewegung aufgenommen und absorbiert wird. Aber dies ist noch keine Entwicklung. Die Integration wird zur Entwicklung, wenn dabei nicht bloß ein Übergang aus einem zusammenhangsloseren in einen mehr zusammenhängenden Zustand stattfindet, sondern auch ein Übergang von einem mehr gleichartigen Zustand der Materie in einen weniger gleichartigen. Also die Materie, aus der unser Sonnensystem besteht, war zuerst eine gleichartige Nebelmasse, die sich durch Bewegung zu festen Körpern konsolidierte, die der Nebelmasse ungleichartig sind. Zugleich gab die glühende Masse Bewegung ab durch ihre allmälige Erköhlung. Jede Pflanze wächst, indem sie Stoffe in sich konzentriert, die früher in zerstreutem Zustand existierten. Daselbe findet im sozialen Leben statt. Die Familien integrieren sich zu Stämmen, indem sie sich zugleich ausbreiten, dann zu Völkern und Nationen, wobei aber zugleich Differenzierung in Ungleichartigkeit statthat. Ganz daselbe findet auf allen Gebieten des menschlichen Geistes statt, in Künsten und Wissenschaften, in Sprachen und Sitten, sozialen und religiösen Verhältnissen. Überall sehen wir Integration, Bildung und Zusammenordnung zu einem Ganzen und zugleich Differenzierung in ungleichartige, voneinander verschiedene Gebilde immer kom-

plizierterer Art. Die Veränderungen sind also nicht gleichbleibend dieselben, sondern sie sind ungleich, und ihr Resultat sind immer ungleichartigere Produkte. Es ist Entwicklung durch Differenzierung aus Einfacherem zu Komplizierterem, Aus demselben Sprachstamm entwickelt sich eine Mannigfaltigkeit von Sprachen und Dialekten sehr verschiedener Art, und aus den einfachsten Sprachformen entstehen die verschiedensten grammatischen Wortarten und Wortformen. So findet Entwicklung zu immer verschiedenartigen Formen komplizierterer Natur auf allen Gebieten des Lebens statt.

Dazu kommt dann noch eins. Die Entwicklung des Gleichartigen zum Ungleichartigen ist immer zugleich Entwicklung vom Unbestimmten zum Bestimmteren. Die Ungleichartigkeit tritt immer schärfer bestimmt auf; so entsteht Ordnung, Struktur. Die Teile der Integration und die Organe des Ganzen scheiden sich immer mehr voneinander. Die Produkte der Entwicklung werden immer reicher an Struktur und komplizierter in der Organisation.

Mit der Ungleichartigkeit verbindet sich Vielfältigung der Wirkungen. Wenn eine Kraft auf ein differenziertes Produkt einwirkt, beeinflusst sie seine verschiedenen Teile verschieden und wird von ihm verschieden beeinflusst, und so differenziert sich auch die Kraft in immer zahlreichere und verschiedenartige Kräfte.

Diese Differenzierung und Vervollkommnung, Vermannigfaltigung und Höherentwicklung von Materie und Kraft geht aber nicht ins Endlose fort, sondern führt zu einem Gleichgewichtszustand. Es muß einmal ein Zustand eintreten, wo keine weitere Kraft mehr kann abgegeben werden. Damit hört die Entwicklung auf. Auch für die menschliche Natur wird ein Zustand der Harmonie und des Gleichgewichts aller ihrer Kräfte kommen, ein Zustand höchster Vollkommenheit und höchsten Glückes.

Freilich folgt dann auch für das Universum wieder ein Prozeß der Auflösung und Desintegration, wie für jedes Einzelwesen, wenn es auf den höchsten Entwicklungsstand seiner Kräfte gekommen ist, ein Zustand der Auflösung und Absorption seiner Kraft folgt. Aber aus dem Zustand des allgemeinen Todes wird wieder neues Leben sich entwickeln, denn die Masse der Materie und die der Bewegung nehmen nicht ab, vergehen nicht, sondern verändern nur immer ihren Zustand. Der Weltprozeß beginnt dann nur eine neue Epoche, denn die unendliche Kraft, deren Offenbarung das Universum ist, hört nie auf, sich zu manifestieren.

In der Schlußbetrachtung dieses äußerst interessanten Wertes über die „ersten Prinzipien“ erklärt Spencer, daß der Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus nur ein Wortstreit sei. Denn „die Interpretation aller Phänomene in Ausdrücken von Materie, Bewegung und Kraft ist nur eine Reduktion unsrer komplizierten Denksymbole auf die einfachsten Symbole: wenn aber die Gleichung auf ihre einfachsten Ausdrücke gebracht ist, bleiben die Symbole doch immer Symbole.“ Spencer will sagen, daß die Ausdrücke Materie, Bewegung, Kraft doch nur für unser Denken die Symbole des Wesens und Wirkens der unbekanntenen Realität des Absoluten sind.

Die folgenden Bände, welche erst die Darstellung des Systems enthalten, zeigen, daß durch das Gesetz der Entwicklung alle Phänomene des physischen und psychischen, sozialen und moralischen, künstlerischen und religiösen Lebens erklärt werden können.

Wir bewundern diese auf breitester Basis eines ungeheuren empirischen Materials angestellten Induktionen, Analysen und Synthesen, wir empfangen

die gediegensten und überraschendsten Belehrungen, es werden uns Entwicklungs-zusammenhänge enthüllt, die unsre Einsichten in diesen Prozeß bereichern und erweitern, — und doch, wenn wir alles durchgearbeitet haben, wir werden des Ganzen nicht froh. Wir fragen uns: Ist das das Ende alles unsres Ringens und Strebens, daß einmal ein Zustand vollkommenst entwickelten Industrialismus entstehen soll, der den Menschen möglichst reiche Mittel bieten kann, um durch höchste Steigerung des Altruismus möglichst allen die Übel und das Elend des Lebens wegzuschaffen und Glück und Wohlstand, Harmonie und Frieden an die Stelle zu setzen? Ist das letzter Zweck des Lebens? höchster Sinn des Daseins? Und wenn die Religion aus Toten- und Ahnenverehrung entstanden ist und in ihrer höchsten Vollendung damit endet, daß das Absolute als absolutes Rätsel und Mysterium muß erkannt werden, was hat diese ganze Entwicklung für einen vernünftigen Sinn? Und wie diese Philosophie das Gemüt nicht befriedigt, so findet der Verstand eine Menge von Fragen, deren Untersuchung keine rechte Lösung findet. Es ist doch höchst ungenügend, wie Spencer die Zweckmäßigkeit, Ordnung, Harmonie und Schönheit der Dinge erklärt. Denn das alles läßt sich durch sein Gesetz der Evolution weder begründen noch erklären.

Aber so einseitig Spencers Welterklärung ist, sie ist doch ein so hervorragendes Denkmal menschlichen Forschens und ein so großartiges Geistesprodukt, daß ihr Urheber immer einen ehrenvollen Platz in der Reihe der großen Denker der Menschheit einnehmen wird. — Wer Spencers Gedankenbau näher kennen lernen will, dem sei empfohlen: Otto Gaupp, Herbert Spencer. Stuttgart, Frommann, 1897.

J. Herman.



## Schäffle †.

**A**n Albert Schäffle hat die nationalökonomische Wissenschaft einen ihrer hervorragendsten Vertreter verloren.

1831 zu Nürtingen geboren, wurde er von der 48er Bewegung erfaßt und betätigte sich politisch in demokratischem und großdeutschem Sinne. Seine volkswirtschaftlichen Abhandlungen verschafften ihm 1860 eine Professur in Tübingen, die er 1868 mit einer Wiener vertauschte. Hier sollte er als Handelsminister des Hohenwart'schen Ministeriums in die Praxis des wirtschaftlichen Betriebes einen tiefen Einblick tun. Nach seiner nur einige Monate dauernden Ministertätigkeit zog Schäffle sich nach Stuttgart zurück, um sich dort ganz einer ungemein reichen schriftstellerischen Tätigkeit zu widmen. Nichts kann den Erfolg dieses seines Lebenswerkes besser bezeichnen als die warmen Worte, mit denen Bücher ihm zu seinem 70. Geburtstag die Festschrift überreichte, zu deren Abfassung sechs akademische Lehrer verschiedener Fachdisziplinen sich vereinigt hatten, und die Widmung, mit der Adolf Wagner dem verehrten Meister den letzten Band seiner Finanzwissenschaft darbrachte.

Das umfangreiche, in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen niedergelegte literarische Wirken Schöffles wäre vielleicht noch wirkungsvoller gewesen, hätte er es nicht so „weitwendig“ gestaltet.

Sein Hauptwerk ist sein „Bau und Leben des sozialen Körpers“, 1875 bis 1878 in erster, 1896 in zweiter Auflage erschienen. In ihm stellt er sich als Soziologe Comte und Spencer zur Seite. Die Fülle der sozialen Erscheinungen sollte naturwissenschaftlicher Betrachtung unterzogen werden. Schöffle hielt die menschliche Gesellschaft für ein Forschungsgebiet, das über der organischen Natur sich aufbaue wie diese über der unorganischen, allein dasselbe Gesetz der Entwicklung, das wir im Aufsteigen von den Protozoen zu den Wirbeltieren verfolgen können, gälte auch für die soziale Welt. In der Volkswirtschaft, dem Sozialstoffwechsel, glaubte Schöffle dies Gesetz durch die fortschreitende Arbeitsteilung, durch die wachsende Differenzierung und Integration, wie er sich ausdrückte, und die dadurch ermöglichte steigende Intensität der wirtschaftlichen Tätigkeit belegt zu sehen.

Die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf die Lehre vom menschlichen Handeln hatte schon die Aufklärung des 18. Jahrhunderts erstrebt: Die Physiokraten wollten eine Naturlehre der menschlichen Wirtschaft geben. Im 19. Jahrhundert schien es darauf anzukommen, die durch die Entwicklungslehre erzielten Fortschritte der Naturwissenschaften auf die Gesellschaftslehre zu übertragen. Allein wie Locke das Privateigentum als natürlich, Rousseau es als den Grund aller Unnatur erklärte, so schieden sich Spencer und Schöffle. Während jener in der Ausbildung des Individualismus das Ziel der Entwicklung sah, galten Schöffle die sozialen Gebilde, „die kollektivistische Führung des Daseinskampfes“ am höchsten.

Die naturwissenschaftliche Methode, so fruchtbringend ihre Anwendung auf das soziale Leben ist, vermag doch seinen Erscheinungen nicht voll gerecht zu werden. Das menschliche Handeln unterliegt der Beurteilung nach seinem Werte, die Soziallehre und als ihr Glied die Nationalökonomie ist somit eine ethische Wissenschaft, die durch diese Art der Beurteilung von den Naturwissenschaften sich scheidet.

Schöffle war größer als sein System, er gleicht darin Smith, der von dem Boden des individualistischen Naturrechts aus doch Gesellschaft und Kultur zu würdigen wußte. Schöffle erkennt an, daß die Gesellschaft kein Naturerzeugnis, sondern gemacht sei durch „die verbundene Geistesätigkeit der Individuen“; das Handeln ist ihm Willensvollzug, dem „die verstandesmäßige Erwägung nach Mitteln und Verfahren, verbunden mit der Feststellung des Wertes der Handlung“ vorausgeht, und einen Fortschritt der Gesittung sieht er nur dort, wo die Macht der Gesellschaft über Konjunktion und Konjunktur (äußere Umstände und Zufall) wächst.

Allein Schöffle übersah, daß er damit die empiriologische Auffassung, auf deren Boden zu stehen er sich rühmte, verließ; denn solcher Fortschritt der Gesittung läßt sich wohl glauben, hoffen, fordern, nimmermehr aber empirisch beweisen. Halten doch viele dafür, gerade die wachsende Differenzierung und Integration der Volkswirtschaft, das Komplizierterwerden unserer Daseinsbedingungen erleichtere nicht, sondern erschwere die Herrschaft des Menschen über den Stoff, indem, was als Mittel der Herrschaft dienen soll, den ungeschickten Handhaber doppelt knechtet. Schöffle übersah, daß, wenn er schon früh eine ethische Nationalökonomie verlangte, er damit etwas anderes forderte,

als die Naturlehre der Gesellschaft, die er später in seinem „Bau und Leben“ gab; er verkannte, daß seine Lebensart von einer „ethisch-anthropologischen Nationalökonomie“ oder seine Auffassung von der Volkswirtschaft als „Stoffwechsel ethischer Art“ Widersprüche in sich enthielten, die das Mißverstehen seines Werkes erklären, über das er sich noch in seiner letzten Abhandlung beswert hat.

\* \* \*

In der Wissenschaft hat jeder Anspruch auf Anerkennung, der einen in sich begründeten Standpunkt vertritt, auch wenn dieser nicht der Fülle der Erscheinungen gerecht wird. Als Theoretiker steht Schäffle als der Vertreter eines Standpunktes da, der auf die Dauer unhaltbar ist, den verdient ist. Vielleicht hätte Schäffle ohne die ange deuteten Widersprüche gegen seine eigene Theorie nicht so energisch eingreifen können in die Fragen der Praxis, in denen er nicht nur aufklärend, sondern als Rater und Mahner seines Volkes auftrat. Wenn Plato nur dem Philosophen, dem wissenschaftlich Gebildeten, den Beruf zum Staatsmann zuschrieb, so war kein anderer wie Schäffle zu dem Geschäfte der Politik geeignet. Die Tagesfragen brachte er in Zusammenhang mit den Grundsätzen seines Systems; seinen soziologischen Gedankenbesitz suchte er an den Problemen der nationalen Politik zu erproben.

Beleuchten wir kurz Schäffles Stellung zu den nach seiner Meinung wichtigsten Fragen der Gegenwart, zum Sozialismus und Agrarismus!

Die Verständnislosigkeit, der das soziale Problem der Arbeiterbewegung begegnete, drückte ihm die Feder in die Hand, um in seiner „Quintessenz des Sozialismus“ gegenüber den Vorurteilen und der Selbstbelügung auf der einen Seite, den Schlagworten und Vorspiegelungen auf der andern seine Leser an „konkretes Denken und Urteilen in dieser ungeheuren Frage“ zu gewöhnen.

Schäffle erkannte an, daß die gewöhnlichen Stichwörter gegen den Sozialismus nicht ausreichten, daß er vielmehr zahllose und schreiende Mißstände mit der Wurzel ausreißen wolle und ein höchst konsequentes und folgenschweres Sozialprinzip vertrete. In einer späteren Auflage wies er nicht minder scharf auf die theoretische und praktische Bedeutung des demokratischen Sozialismus hin. Er habe die Frage angeregt, unter welchen Bedingungen die öffentlich rechtliche Güterproduktion gedacht werden könne, und habe sich durch die kritische und politische Anregung der positiven Sozialreform ein wesentliches Verdienst erworben.

Mit dem gleichen Freimuth trat aber Schäffle auch den Ansprüchen des Marxismus entgegen, die Lösung des sozialen Problems gefunden zu haben. Er wies auf die Unmöglichkeit hin, in dem komplizierten Getriebe einer auf Arbeitsteilung beruhenden Volkswirtschaft den Anteil der Arbeit des einzelnen an dem Gesamtertrage zu berechnen und dementsprechend eine Organisation durchzuführen, bei der jeder im Verhältnis seines Arbeitsbeitrages Anteil erhielte an den Erzeugnissen der Kollektivproduktion. Gegen jeden Staatssozialismus führte Schäffle an, der Staat könne nicht so wirtschaftlich produzieren, umsetzen und zuteilen wie eine durch das Privatinteresse belebte Volkswirtschaft, und vor allem könne der Staat seiner Hauptaufgabe des zentralen Willens- und Machtlebens der Nation nicht gerecht werden, wenn er den ganzen sozialen Ernährungsprozeß mit allen seinen Einzelheiten und widerstreitenden Interessen selbst übernehme.

Als Minister hatte Schäffle das Bedeuliche staatlicher Einmischung in das Wirtschaftsleben zu genau kennen gelernt, um sich von der Leitung der Wirtschaft durch den Staat, einerlei ob er absolutistisch oder demokratisch, allzuviel versprechen zu können. Sein Ideal war dezentralistischer Kollektivismus, d. h. eine Organisation der Volkswirtschaft in beruflich und territorial gegliederten Gemeinschaften, denen öffentlich rechtliche Gewalt zu geben wäre, die aber ähnlich wie die Kirche selbständig neben dem Staat und den Kommunen dastünden. Diesem Ziel schien ihm die Wirtschaft in langsamer Entwicklung zuzustreben, doch hielt er Kapitalismus und Kollektivismus nicht für einander ausschließende Gegensätze, sondern betonte die Möglichkeit des Nebeneinanderbestehens und Sich-ergänzens beider. Später bezeichnete er geradezu als das Ziel nächster Fortbildung des Wirtschaftsrechts, „die großen Errungenschaften der liberalen Epoche, die Freiheit der Konkurrenz nicht aufzuheben, sondern durch die allgemeine und unantastbare Freiheit der Koalition unter Kontrolle der Öffentlichkeit zu ergänzen“. Schäffle konnte darauf hinweisen, wie die deutsche Arbeiterversicherung seinen Gedanken kollektivistischer Zwangsverbände verwirklichte. So hoch er die gemeinschaftliche Selbsthilfe achtete, erwartete er doch von ihr nicht alles Heil, sondern hielt gelegentliche staatliche Eingriffe zum Schutze der arbeitenden Klasse für notwendig, die er besonders energisch in der Wohnungsfrage verlangte. Er meinte, es würde einen weltgeschichtlichen Fortschritt der Besitzung bedeuten, wenn es gelänge, die Arbeit überall zur Selbstverwaltung mit heranzuziehen, allein einer Herrschaft des Massenwillens sei sogar die kapitalistische Führung vorzuziehen.

Von Anfang seiner Laufbahn an hatte Schäffle den Problemen der Handelspolitik besonderes Interesse zugewandt. Sah er die großdeutschen Pläne scheitern, so hielt er um so zäher an dem Gedanken einer mitteleuropäischen Zollunion fest, die ihm gegenüber den Eventualitäten eines britischen, russischen, amerikanischen und französischen Handelsweltreiches von mehr oder weniger Geschlossenheit zu immer dringenderer Notwendigkeit zu werden schien.

Die neueste Phase der deutschen Handelspolitik erfüllte ihn mit großer Besorgnis. Er vermischte in der Debatte über den Posadowskyschen Zolltarif die wissenschaftliche Höhe. Das veranlaßte ihn trotz seines hohen Alters, auf die Mitteilung der „Ergebnisse seines bedeutend erweiterten soziologischen Denkens“ zu verzichten und bei dem „fürchterlichen Ernst der agrarischen Gefahr“ noch einmal den Boden der politischen Tageskämpfe zu betreten. In der Frankfurter Zeitung veröffentlichte er sein „Votum gegen den Zolltarif“, und in seiner Zeitschrift schrieb er über „die Notwendigkeit exakt entwicklungsgeschichtlicher Erklärung und exakt entwicklungsgesetzlicher Behandlung unserer Landwirtschaftsbedrängnis“.

Schäffle, der so manche Klinge gegen den Freihandel gekreuzt, der immer auch mäßige Schutzzölle für landwirtschaftliche Produktionszweige für zulässig gehalten hatte und nicht nur für Erziehungs-, sondern auch für Sicherheitszölle eingetreten war, konnte mit besonderem Nachdruck darauf hinweisen, wie bei dem vorliegenden Tarif sämtliche Grundsätze der alten Schutzpolitik durch ihre Abwesenheit glänzten. Er, der als einer der ersten auf die positive Bedeutung der Arbeiterbewegung hingewiesen hatte, zeigte in wichtigen Sätzen, daß die geheime Triebkraft dieses Tarifs nicht das Schutzbedürfnis der nationalen Arbeit, sondern der „Rentenhunger des Großkapitals und Großgrundbesitzes“ sei.



Die Krisis der Landwirtschaft schien Schäffle eher in einem Entwicklungs-unbehagen als in einem Notstand zu bestehen, und er führte aus, wie der Versuch, ihr durch den Tarif zu helfen, nicht nur die Konsumenten schwer schädige, sondern gerade auch die kleinen Landwirte bedrohe durch die allgemeine Gefährdung des Arbeitseinkommens und die Gefahr des Verlustes guter Preise auf dem städtisch-industriellen Markte. Hat doch für unsre Zeit der Satz: „Hat der Bauer Geld, so hat es die ganze Welt“ seine Bedeutung verloren, da nicht mehr die Bauern, sondern die städtischen Arbeiter die Hauptmasse der Konsumenten unserer Volkswirtschaft darstellen.

Allein nicht nur für die Volkswirtschaft, sondern auch für das Staatsleben schien Schäffle der neue Tarif verhängnisvoll zu sein. Die durch ihn bewirkte allgemeine Preiserhöhung würde die Ausgaben des Staates erhöhen, wie das ja schon unsere Militärverwaltung bei ihren Fleischeinläufen gemerkt hat, den vermehrten Ansprüchen des Staates würde aber eine geschwächte Steuerkraft gegenüberstehen. Die Begünstigung einer Gruppe durch den Tarif würde eine allgemeine Begehrlichkeit hervorrufen, die die Reibungen der innern Politik ungemein erschweren müßte. Durch den Tarif würden einer Expansionspolitik des Reiches die größten Hindernisse in den Weg gelegt.

Was Schäffle bei aller Anerkennung der Arbeiterbewegung und der Landwirtschaft, deren positiver Förderung er umfangreiche Studien widmete, so scharfe Worte gegen die Sozialdemokratie und den Agrarismus finden ließ, war die Überzeugung, daß sie den Staat an seiner wichtigsten Aufgabe hinderten, dem ganzen Volke seine Unabhängigkeit den mächtigsten Sonderinteressen gegenüber zu behaupten. Gegen den „praktischen Anarchismus der großen Sonderinteressen“ erhob er im Namen der Gesamtheit seine warnende Stimme.

Möge es uns nie an Männern fehlen, die wie Schäffle der Wissenschaft dienen und dem Vaterlande!

Hrnr. Bierking.



## Stoff und Schicksal.

Ein interessantes Beispiel für dramaturgisch-kritische „Übungen am Phantom“ liefert das neue Stück Max Halbes „Der Strom“. Es verdankt den allgemeinen Erfolg (an dem Berliner Erfolg im „Neuen Theater“ hatte allerdings auch die Sorma großen Anteil) den erregten Situationen, die hier fast in jeder Szene auf die Bühne gebracht werden, und der gewissen Illusionsmache, die mit äußerlicher Ibsen-Nachahmung katastrophische Schicksalsstimmung zu verbreiten versucht.

Wie es Ibsen liebt, so wollte Halbe einen tragischen Ausgang zeigen, eine Situation, über der schwere, düstere Schatten der Vergangenheit lagern, Anheilsgeheimnisse, die nicht von allen Beteiligten gewußt werden, die sich langsam enthüllen und die Menschen in einen klaffenden Abgrund ziehen. Er wollte jene kluge dramatische Erkenntnis ausnützen, daß die tragische Furcht, etwas könnte geschehen sein und käme nun schreckensvoll an den Tag, viel spannender und packender wirkt als die Furcht vor einem erst Eintretenden. Zum Stoff

nahm er die Unterschlagung eines Testamentes durch den ältesten von drei Brüdern. Peter Dorn unterschlägt das Testament, in dem sein Vater die Kinder zu gleichberechtigten Erben eingesetzt hat. Nicht aus Gewinnsucht nur, sondern um das Familiengut, das durch die Auftheilung entwertet würde, ungeschmälert zu erhalten. Mitwisser sind die Großmutter, eine spukhaft gezeichnete Ahnfrau, der alte Knecht, und Mitwisserin wird auch Peter Dorns Frau Renate, der ihr sonst so harter Mann die Tat gebeichtet, als die beiden kleinen Kinder ihrer Ehe durch einen schrecklichen Unglücksfall an einem Tage den Tod fanden. Die um ihr Erbrecht betrogenen beiden Brüder, Heinrich und Jakob Dorn, sind ahnungslos. Heinrich Dorn, der ältere, ging früh aus dem Hause und gründete sich ein eigenes selbständiges Leben, er ist Strombaumeister geworden. Der jüngere, Jakob, steht als Unterdrückter da, man hat ihn nichts lernen lassen, er muß dienen im Hause seines Vaters. Ein wilder Groll wütht in ihm, ein Haß gegen den ältesten Bruder.

Natürlich kehrt zu Beginn des Stückes Heinrich zurück, und der Kampf und die Abrechnung der Brüder miteinander liegt nun in der Luft. Zu dem Motiv der feindlichen Brüder kommt noch die Beziehung der drei zu Renate, Peters Frau. Mit ihm selbst lebt sie nur äußerlich noch zusammen, sie verweigerte ihm jede innigere Gemeinschaft, als sie von seiner Tat erfuhr, denn in dem Tod ihrer Kinder sah sie die strafende Folge für das Verbrechen. Zu Heinrich trägt sie eine heimliche Jugendneigung, die bei seiner Rückkehr neu erwacht, und an dem vergewaltigten Jakob hängt sie mit mütterlicher Sorge. Heinrich und Jakob lieben sie natürlich beide und — das ist noch eine neue Komplikation — Jakob erbittert sich, da er Heinrichs Begünstigung merkt, auch noch gegen den Bruder, der es so gut mit ihm meint.

Hier liegt, wie man sieht, eine Fülle von Erregungsmotiven, um Menschen in ihrem Widerspiel, den Konflikten, die aus innerem Widerstreit erwachsen, zu zeigen. Allein ein Drama für sich gibt schon das Motiv Peter Dorns, der, getrieben von der alten Großmutter, wie von einem Schicksalsgeist seines Hauses, einen Frevel in einer höheren Absicht begeht, und dessen Gewissen bei aller Härte doch nicht robust genug ist, um in dem Selbstbewußtsein trotzig und stolz zu beharren, daß er als Ältester das Familiengut geschützt hat und daß dafür Opfer fallen mußten. Dazu kommen die Ehemotive, Renates Schicksale, die Lebensläufe der Brüder, des Lebensüchtigen und des in seiner Lebenskraft Ersticken, schließlich dazu noch die konfliktreichen Verschlingungen zwischen ihnen und Renate.

Das drängt und stößt sich nun in diesem Stück durcheinander, und dabei klappt trotz der scheinbaren Fülle Leere. Halbe hat nämlich — damit entlarvt sich die Hohlheit seines Dramas — all jene so reichlich angeflagelten dramatisch-tragischen Motive gar nicht aus den Charakteren der Menschen heraus zum Ausdruck gelangen lassen. Gesprochen wird nur von ihnen, aber sie gestalten sich nicht vor uns. Man sieht viel weniger die seelischen Wirkungen der Ereignisse sich spiegeln, man hört vielmehr nur die Auseinandersetzungen über diese Ereignisse. Rein äußerlich ist die Spannung, und die Hauptsache dabei wird die Enthüllung jener Testamentsunterschlagung und das leidenschaftliche Aneinandergeraten der Beteiligten. Gewissermaßen ein privater Gerichtstag über eine cause célèbre findet statt, und an seinem Schluß werden die beiden dramatisch unbequemsten Personen, der Älteste und der Jüngste, aus der Welt geschafft: sie stürzen beim Eisgang im wütenden Ringkampf — Jakob hat

tüchtig den Damm durchstochen, und Peter, der Weichhauptmann, kommt im letzten Moment zur Rettung des Walles — in den Strom, Heinrich und Renate bleiben zu einem neuem Leben übrig.

Man empfängt deutlich den Eindruck, daß der Dramatiker hier nicht von den Menschen ausgegangen ist, sondern von dem Stoff, nicht von einer Tragik, die aus den Charakteren quillt, sondern von den unglücklichen Folgen eines Ereignisses. Die Figuren scheinen hier nur dazu da, um in theatralisch wirkamen, heftig gesteigerten Situationen einen Kriminalfall auszutragen.

Das Wesen eines Dichters zeigt sich darin, daß er Menschen, Charaktere tiefer und innerlicher zur Aussprache ihrer besonderen Wesenheit bringt, als wir es in den Zufallsituationen des Lebens beobachten können. Von den Charakteren geht er aus, und aus ihnen heraus gewinnt er sich die stofflichen Handlungsmotive, die dann im dramatischen Verlauf diese Wesen in Schwingung, in spielende Funktion versetzen und sie so zur scheinbar unbewußten, indirekten Enthüllung ihrer inneren Menschlichkeit, ihres wesentlichen Schicksals treiben.

Davon merkt man bei Halbe nichts, sein Stück bietet nicht die Enthüllung von Menschlichkeiten, sondern nur die Enthüllung eines Vergangenheitsverbrechens, dargestellt durch Personen, denen die Charakteristik nur als äußerliches Kostüm, als Seelen-Etikett angehängt ist.

Dies Drama verdient eigentlich den Titel: „Das Familiengeheimnis oder Schuld und Sühne“. Halbe aber nannte es den „Strom“. Wie er der Renate etwas Ibsenpsychologie zum Schmuck ins Haar steckte, ebenso äußerlich hat er auch der an sich nichts weniger als mythischen, eher bürgerlich-trivialen Handlung Ibsensche Symbolikschleier übergehängt. . . . Vom Strom wird geraunt und gewispert, wie von der lauernnden Schicksalsgotttheit. Aber bei Ibsen ergibt sich solch symbolisch-ahnungsvolles Erfassen der Wirklichkeit stets organisch-natürlich aus der Gefühlswelt, der träumerisch-nachdenklichen Art der Menschen, hier erscheint es nur als äußerlich aufgesetzt; es huscht nicht wie ein dämmernder Gedankenhauch durch den Raum, wie der Schimmer eines zweiten Gesichts. Es wird — fast zum Parodistischen steigert sich das — redselig, breit ausgekramt, mit einer demonstrativen, kommentatorischen Deutlichkeit. Und den Stil, in dem diese Rebuslösung-Symbolik gehalten ist, erkennt man aus den Worten Jakobs, der den Eisgang beschreibt und dazu die ihm von Halbe eingeblasene beziehungsvolle Deutung produziert: „Auf einer Scholle haben zwei Rehe gestanden, die sind wer weiß wie weit von oben gekommen und haben mit müssen runter zur See. Da hab' ich mir gesagt, was du da siehst, ist wie ein Bild. Der Strom, der ist das Leben oder das Schicksal oder so was, und die Menschen, das sind die Eisschollen, die ziehen so reihenweise runter zur See! Und wie die beiden Rehe vorübergetrieben sind, weißt du, woran ich da gedacht hab'? Ich hab' gedacht, das ist der König und die Königin . . .“

Hier ist deutlich zu merken, wie auf das bürgerliche Drama faustdick ein melodramatischer Firnis gestrichen ist.

Ein gutes Demonstrations-Gegenbeispiel zu diesem Stück, das seine Figuren braucht, um einen bestimmten Fall vorzuführen, ist ein kleines Drama, das scheinbar noch betonter einen Fall behandelt, aber diesen Fall nicht als Ereignis-selbstzweck wählt, sondern nur als einen Ausgangspunkt für die Darstellung menschlichen Schicksals. Der Fall ist ein an sich unbeträchtlicher und das Schicksal ein geringes aus der Niederung. In der Zeitung würde es kaum

auffallen, während die Affäre Dorn sicher gesperrte Sensation entzünden mußte. Der Dichter aber hat es erreicht, gerade durch die Alltäglichkeit des Vorgangs, durch die daraus sich ergebende Abwesenheit von Pathos indirekt eine desto tiefer gehende Wirkung zu üben. Ein J'accuse-Stück ist es; für Menschenrecht gegen tötendes Buchstabenrecht tritt es ein, und doch fällt kein emphatisches Wort.

Anatole France hat dies Stück geschrieben. Es heißt „Crainquebille“. Ursprünglich war es Novelle, die Dramatisierung hat viel von der Feinheit eingebüßt, Nöhte und Einschlag sind gröber geworden, auch die Absichtsbetonung kommt stärker heraus. Viel ließe sich auch sonst gegen das dramatische Gefüge einwenden, aber dem nachdenklichen und gütigen menschlichen Geist, der hier spricht und in einer rührenden, durchaus unsentimentalen Gestalt ein Bild der „leidenden Kreatur“ gestaltet, kann man sich doch nicht entziehen.

Was Brieux in der „Roten Robe“ bombastisch mit Effektf Feuerwerk ans Lampenlicht bringt, was Courteline in seinen Bureaukratie-Satiren (*percat mundus fiat justitia*) in die Stiefelflamme seines beißenden ironischen Wises setzt, die Klippen und Fußangeln der Justiz, davon spricht Anatole France mit einer melancholischen Ruhe und Einfachheit, wie von etwas Selbstverständlichem, und gerade dadurch wirkt er am eindringlichsten.

Er will — und er meint die französischen Gerichte — das erstarrte papierne Recht in seinem Gegensatz zum menschlich-natürlichen Recht zeigen, die Geringschätzung des Individuums und die unanfechtbare Majestät eines infalliblen juristischen Begriffs, den scharfen Unterschied zwischen dem Menschen, der Beamter, und dem, der nur Mensch ist.

Anatole France wählte, um das zu exemplifizieren, den Fall eines kleinen Mannes, die Polizeiübertretung eines schwerfälligen, gutmütigen aber beschränkten Straßenhändlers, des alten Crainquebille. Er dachte sich aus, wie es einem Armen im Geiste gehen könnte, der redeungewandt und langsam in der Auffassung ohne sein Verschulden in das umständliche Getriebe eines Gerichtsverfahrens gerät. Crainquebille hat, weil er auf die Bezahlung einer Kundin wartete, seinen Wagen angehalten, und der Schutzmann Nr. 64 will ihn nach mehrmaliger Aufforderung zur Wache bringen. Ein Auflauf entsteht, der den heißblütigen Wachtmann noch mehr aufregt, ein Schimpfwort fällt in der Menge. Der Polizist bezieht es auf sich, und natürlich kann es nur Crainquebille gebraucht haben; der ist so entsetzt darüber, daß er ganz fassungslos das Schimpfwort wiederholt, als wollte er sagen: „Das soll ich gerufen haben“. . . Man führt ihn ab, und die Szene wird zum Tribunal.

Anatole France charakterisiert nun fein und überzeugend die Hilflosigkeit des Einfältigen vor Gericht. Ein echter Zug ist es, wie sich Crainquebille im Inneren, bei aller Angst, doch etwas geschmeichelt fühlt über die feierliche Handlung im Gerichtssaal, deren Mittelpunkt er doch bildet. Aber sein ungeschultes Gehirn kann der Verhandlung nicht folgen, und noch weniger kann er seine Antworten richtig einstellen, er ermüdet den Gerichtshof durch seine Weiterschweifigkeit, durch das nicht zur Sache Gehörige, das er vorbringt. Der offizielle Verteidiger langweilt sich auch und gibt sich für die belanglose Sache keine Mühe. Wachtmann Nr. 64 beschwört die Nichtigkeit seiner Aussage. Also ist die Sache für den Richter erledigt. Es hat zwar auch ein Zeuge für Crainquebille geschworen, aber das war nur ein Zivilzeuge. Der Richter zweifelt nicht, was er zu tun hat. In der Novelle wird es deutlich in der „Apologie des Präsidenten Bourriche“ ausgesprochen: „Trägt ein Mensch, der als Zeuge

figuriert, einen Säbel, so soll der Richter auf den Säbel hören, nicht auf den Menschen. Der Mensch ist unvollkommen und kann sich irren, — ein Säbel nicht, er hat immer Recht. Die Autorität des Schuzmanns Nr. 64 zu untergraben, heißt so viel als den Staat schwächen.“

Crainquebille wird also verurteilt. Die Strafe ist nicht sehr hoch, ihm gefällt es sogar in dem sauberen Gefängnis ganz gut. Erst als er herauskommt, merkt er, daß seine Lage in der menschlichen Gesellschaft eine ganz andere geworden. Man meidet ihn, weil er gefessen hat, sein Handelsbetrieb gerät ins Stocken, ein Jüngerer und Flinkerer hat ihm das Revier abspenstig gemacht. Er ist nicht frisch genug, sich ein neues Feld zu erobern. Und nun grübelt er vor sich hin, wie in so kurzer Zeit alles ganz anders geworden, bloß dadurch, daß er damals ein bißchen auf seine Bezahlung hat warten müssen. Er war doch eigentlich in seinem guten Recht, keiner hat es geschützt, im Gegenteil, gerade durch sein Recht kam er ins Unrecht. Darin findet er sich nicht zurecht, er fühlt nur dumpf, daß irgendwie etwas Anklares, Übermächtiges über ihn weggegangen und ihn in den Graben geschleudert hat.

Eines Abends aber leuchtet in seinem Nebel ein Blitz auf; wie gut und warm war es in dem Gefängnis, da brauchte man nicht zu frieren, da hatte man Ruhe und Ordnung, so leicht ist's hineinzukommen, man braucht nur einem Wachtmann ein kleines Wörtchen zuzulüftern, dann geht das andere alles von selbst.

Er flüstert es nicht, sondern er schreit es dem ersten Polizisten, dem er in der Nacht begegnet, zu. Aber diesmal gerät er nicht an einen Cholikerer, sondern an einen Phlegmatiker, der ihn ruhig vermahnt weiterzugehen: „Wenn wir alle Krakeeler einstecken wollten, hätten wir viel zu tun.“

Nun versteht Crainquebille die Welt nicht mehr. Als er nichts getan, da hat man ihn bestraft und ihn aus seinem bescheidenen, engen Leben gerissen, daß er nicht mehr aus noch ein wußte. Als er das aber wirklich tut, weswegen er fälschlich und unschuldig verurteilt wurde, kimmert sich keiner darum.

Tragische Konsequenz ist natürlich Crainquebilles menschlicher Untergang. Die Novelle schließt auch damit, das Stück endet stilloserweise mit einer philanthropischen Rettung, die, stofflich betrachtet, dem Armen sehr zu gönnen ist, aber, angesehen von der künstlerisch-geistigen Auffassung dieses Stoffes als menschliche Schicksalspiegelung, das Werk verwässert.

Felix Poppenberg.



## Stimmen des In- und Auslandes.

### Ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Seitdem vor mehr als 50 Jahren Alexander von Lengerke die erste Enquete über die landwirtschaftlichen Arbeiterverhältnisse veranstaltet hat, sind die Klagen über die „Landflucht“ nicht mehr verstummt; und schon die Statistik hat inzwischen längst gezeigt, daß die Entvölkerung des flachen Landes, das immer

weiter um sich greifende Abwandern der Landbewohner nach den Großstädten und Industriezentren zur sozialen Gefahr auszuwachsen droht. 1871 waren ca.  $\frac{1}{5}$  aller Einwohner Preußens Landbewohner, 1900 nur noch  $\frac{2}{5}$ . Nach der amtlichen Statistik für das Königreich Sachsen ist der Prozentsatz der dortigen Bevölkerung, die sich von Land- und Forstwirtschaft nährt, allein in dem Zeitraum von 1882—1895 um 5 Prozent herabgegangen, der Prozentsatz der zum Bergbau, zur Industrie, zum Handel und Verkehr gehörigen Bevölkerung dagegen um 4 Prozent der Gesamtbevölkerung gestiegen. Auf Grund dieser Statistik hatte die sächsische Regierung schon 1897 einen Erlaß veröffentlicht, worin es u. a. heißt: „Diesem Zuge in die Städte und in die Industrie kann und darf zwar nicht durch künstliche Erschwerungen entgegengetreten werden. Wohl aber erscheint es zweckmäßig und durchführbar, dem Abströmen der Bevölkerung aus den Dörfern und der Landwirtschaft dadurch entgegenzuwirken, daß das Landleben und die ländlichen Beschäftigungen im Sinne einer nach festen Zielpunkten wirkenden Wohlfahrtspflege planmäßig gefördert werden. Das Ministerium des Innern hat es daher mit Freude begrüßt, daß sich im Anschlusse an die vom Staatssekretär a. D. Wirkl. Geh. Rat Herzog in Berlin geleitete ‚Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen‘ ein ‚Aussschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande‘ bilden soll, der, unabhängig von parteipolitischen Standpunkten, diese wichtige Aufgabe durch Sammlung und Verwertung von Erfahrungen, durch Anregung und Belehrung zu lösen hat.“

Der darin erwähnte „Aussschuß“, der namentlich auf das Betreiben Heinrich Sohnreys ins Leben getreten war und in dem Ministerialdirektor des preussischen Landwirtschaftsministeriums, Geh. Oberregierungsrat Dr. Thiel einen tatkräftigen Förderer gefunden hatte, hat sich neuerdings zu einem „Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege“ erweitert. Wie Dr. Thiel in seiner Ansprache auf der vorjährigen Hauptversammlung des Vereins ausführte, kann es sich in heutiger Zeit nicht mehr darum handeln, durch gesetzliche, polizeiliche und sonstige Zwangsmaßnahmen die Freizügigkeit aufheben zu wollen, wenn sich auch einzelnen schädlichen Begleiterscheinungen, etwa durch schärfere und bessere Wohnungspolizei, entgegenwirken ließe. Dagegen soll versucht werden, „die Leute auf dem Lande dadurch festzuhalten, daß wir das Land ihnen lieb und wert und angenehm machen, daß wir das Land ihnen wieder zu einer teuren Heimat machen, die mit tausend sichtbaren Banden den Menschen festhält und in ihm den Gedanken gar nicht aufkommen läßt, daß es anderwärts schöner sein könne, so daß es der Mühe wert wäre, seine Heimat zu verlassen, um anderwärts ein besseres Glück zu finden. . . Deswegen wollen wir nicht nur einen gesicherten Nahrungsstand für unsere ländliche Bevölkerung, sondern auch eine Summe freudigen Lebensgenusses. . . wollen wir das Landleben wieder nach den Seiten ausbilden, die seine eigentümlichen Reize und Vorzüge bilden und ausbildungsfähig sind, um aus dem Lande wieder eine fröhliche Heimat zu machen.“ In diesem Sinne haben die jährlichen Versammlungsberichte des vorgenannten Ausschusses, die unter dem Titel „Ländliche Wohlfahrtsarbeit“ auch im Druck erschienen sind, eine Fülle von Beispielen gebracht; und ein umfangreicher „Wegweiser für Ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege“, von Heinrich Sohnrey herausgegeben, fast in zweiter, vermehrter Auflage (458 Seiten, Preis geh. 5 Mk., geb. 6 Mk. Berlin SW. 11, Dessauerstraße 14) alles zusammen, was diese Bestrebungen

an „Wohlfahrtswissenschaft“ heraufgefördert haben zur Schaffung eines heimfesten und heimfrohen Landvolkes. Da finden wir Kapitel über Wohlfahrtsvereine, über Besserung der wirtschaftlichen und sozialen Zustände durch Genossenschaftswesen, durch Bekämpfung des Wuchers und der Güterschlächtereien, durch Aufklärung über das Erbrecht, durch Hebung des Dorfhandwerks, der Hausindustrie, des „Hausfleißes“, durch Spartaseneinrichtungen und Versicherungswesen für die Landbevölkerung, das sich bis auf die „Bienenversicherung“ erstreckt, durch Hinweise auf die vielfach vernachlässigten Zweige der Landwirtschaft und Nebenerwerbsquellen, wie Flachs-, Obst- und Gemüsebau, Korb- und Schälweidenkultur, Champignonkultur, Geflügel-, Bienen-, Fisch- und Kaninchenzucht, durch Verwertung kleinerer Naturerzeugnisse (wildwachsender Pflanzen, Früchte zc.) und Regelung ihres Absatzes in Genossenschaften und Raiffeisenvereinen, ferner durch rationellere Wasser-, Licht- und Kraftversorgung, durch Besserung der ländlichen Arbeitsverhältnisse, der Arbeiterwohnungen, verbilligte Lebensmittelbeschaffung, organisierte gemeinnützige Arbeitsnachweisanstalten, Hinterbliebenen- und Invalidenfürsorge; weiterhin Kapitel über innere Kolonisation, wie Ansiedlungs- und Rentengutswesen, Allmende, Waldgerechtigkeit, Wald- und Heckenchutz; es wird aufmerksam gemacht auf die Bedeutung des Waldes und der Hecken auch für das Landschaftsbild, als Heimstätte der Singvögel, als Vieh- und Fruchtchutz, auf die Erhaltung der landschaftlichen Schönheit, der „Naturdenkmäler“, seltener Bäume zc., die sich trotz industrieller Unternehmungen durchführen ließe. Der Gemeindepflege, dem Erziehungs- und Bildungswesen (Gemeindehaus, hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen und Frauen, Krankenpflege, Bekämpfung der Trunksucht, Sonntagsruhe und Sonntagsfröhlichkeit, Dorfkirchhofspflege und -schmuck, Geselligkeitspflege durch Gemeindeabend, Theaterpiel, Gesang- und Musikvereine, Volksbibliotheken, Lesevereine, Fortbildungsschulen, Schulgärten zc.) ist natürlich ein breiter Raum gewährt, und nicht minder dem Volkstum und der Volkskunst (volkstümliche Bauweise, bäuerlicher Kunstfleiß, Volkstrachten, Volksfeste, Erntefeiern, Volks- und Jugendspiele, Spinnstube, Volkslied), sowie der Volks- und Heimatkunde (Ortsgeschichte, Dorfmuseum, Anknüpfung des Schulunterrichts an die Heimatkunde).

Aus diesem Verzeichnis schon geht hervor, an wie vielen Punkten man einsehen kann, um der Verödung des flachen Landes entgegenzuarbeiten und die Sehhaftmachung der Landarbeiter zu erzielen auch ohne irgendwelche Zwangsmaßnahmen. „Denn“, wie einer der Redner auf der Ausschußversammlung von 1900, Regierungsrat von Behr-Frankfurt a. O., betonte, „ist bei der inneren Kolonisationsarbeit überhaupt alles bürokratische Wesen, Schablonisieren und Schematisieren zu verwerfen, so bedarf es für die erfolgreiche Betätigung der Wohlfahrtsbestrebungen noch mehr der liebevollsten Rücksichtnahme auf die Eigenart des Ortes und auf die Volkssitte.“

Wie sehr u. a. auch mit der Schwerfälligkeit der Landbewohner gerechnet werden muß, dafür nur einige Beispiele. Ein Landrat im Siegerland, der festgestellt hatte, daß sich dort die regelmäßige Kost auf Kaffee, Bratkartoffeln und saure Milch beschränkte, wogegen Hülsenfrüchte fast ganz unbekannt waren und frisches Fleisch selten, veranstaltete gemeinsame Bezüge von Seefischen. Die Frauen setzten die Fische morgens, ehe sie zur Kirche gingen, aufs Feuer und ließen sie bis zum Mittag kochen, worauf dann einmütig erklärt wurde, „daß Fische doch kein passendes Essen für unsre Gegend seien“. Nun wurde

eine Haushaltungsschule geschaffen, und zwar derart, daß die Schule von Dorf zu Dorf zog und überall wöchentliche Kurse gab, und die Folge war die Einbürgerung einer bessern und für die Widerstandsfähigkeit der Bergarbeiter viel zuträglicheren Kost. Hätten die Mädchen zur Haushaltungsschule nach der Kreisstadt hin müssen, so hätte das gar nichts genutzt, die Armen und Ärmsten hätten davon nichts gehabt.

Der Landrat des Kreises Westerbürg, der die Bauern zum Pflanzen von Obstbäumen anregen wollte, erhielt meist die Antwort: „Wir haben mehr Äpfel, als wir brauchen, sie liegen am Boden und faulen, was sollen wir mit dem Zeug machen, wir haben schon die Schweine damit gefüttert.“ Auf die Frage: „Ja verkauft ihr denn die Äpfel nicht?“ erhielt er die Antwort: „Nein, dazu ist keine Gelegenheit; es sind zwar schon in manchen Jahren Händler gekommen, aber die paar Groschen, die die zahlen, können uns auch nicht glücklich machen. Auf die Händler ist auch gar kein Verlaß. Einmal kommen sie, das andere Mal nicht. Auch ist es schon oft vorgekommen, daß sie uns die gekaufte Ware nicht abgenommen haben“ — nämlich dann, wenn die Preise inzwischen gefallen waren — „ja wir haben es sogar schon erlebt, daß sie überhaupt nicht gezahlt haben.“ — Der Landrat richtete darauf einen gemeinschaftlichen Obstverkauf ein, noch keinen genossenschaftlichen, da er den Widerstand der Bauern gegen jeden genossenschaftlichen Zusammenschluß kennen gelernt hatte, und schon im Jahre 1897 wurden 5025 Zentner Äpfel verkauft, die 27 431,16 Mark erzielten, 5000 Mark mehr als das gesamte Staats-Einkommensteuer-Soll der Landgemeinden dieses armen Kreises. — In Nordschleswig ist aus solchen Bestrebungen eine glänzende Wiederbelebung der Holzschneiderei wie der Spitzenklöppelei und Teppichweberei erfolgt, derart, daß auf der genossenschaftlichen Kunstwebeschule zu Scherrebek vorgebildete Bauernmädchen Teppiche arbeiteten, die nicht nur auf den Kunstausstellungen von Hamburg, Berlin und München Aufsehen erregten, sondern auch zu sehr hohen Preisen für Museen, z. B. das Kopenhagener Indusriemuseum, angekauft wurden.

Wie sehr man bei all solcher „Wohlfahrtspflege“ eben mit den Instinkten des Landvolkes rechnen soll, geht am drastischsten aus einer Äußerung des Geheimrats Thiel bezüglich der Unterdrückung der Schauerliteratur hervor. Nach einer Schätzung beschäftigt der Kolportagehandel ca. 43 000 Menschen mit Herstellung und Vertrieb seiner Schundprodukte. Auf ca. 20 Millionen Leser in Deutschland und Österreich läßt sich sein Abnahmegebiet schätzen. Die Kolportageromane übertreffen mit ihren Auflagen bei weitem die Schriften unserer Klassiker und besten Volkschriftsteller. Sie werden in Auflagen von 150 000 bis 500 000 Exemplaren gedruckt und jeder dieser Romane erscheint in 100 bis 150 Heften oder Lieferungen zu 10 Pfg. So hatte z. B. der Roman „Mädchenmörder Schenk“ eine Auflage von 200 000 Exemplaren. „Der Scharfrichter von Berlin“ wurde binnen Jahresfrist in 260 000 Exemplaren vertrieben und erschien in 130 Heften zu 10 Pfg. Er brachte einen Barumsatz von drei Millionen Mark ein. „Der Schinderhannes“ erzielte seinem Verleger Werner Große einen Umsatz von zwei Millionen Mark. Schon diese Romantitel lassen darauf schließen, was für eine traurige geistige Speise hier unserm Volke geboten wird. Und „Müllers Lieschen“ oder „Die Gräfin im Irrenhaus“, „Der Seelenverkäufer von Amsterdam“, „Die Geheimnisse von Berlin“, „Die Totenfelder von Sibirien“ u. a. m. reihen sich ihnen würdig an. Sie finden ihren Weg bis in die entlegensten ländlichen Orte. Will man nun die Leute an das



Lesen von wirklich besseren Sachen gewöhnen und sie von dieser schädlichen Rost entwöhnen, so wird man, wie Dr. Schiel ausführte, sehr gewandt vorgehen müssen. Man wird „in die Sache tiefer hineinblicken und herauszukriegen suchen müssen, welche Gewürze dem Volke diese Schauerliteratur so schmackhaft machen. Von diesen Gewürzen müssen wir anfänglich noch ein gut Teil gebrauchen, und erst langsam immer weniger, wie man auch wohl Gewohnheitstrinkern langsam den Schnaps abgewöhnt. Wir können ja auf dem Gebiete der platten Sinnlichkeit und in bezug auf den Reiz des Schrecklichen und Grausamen schwer mit dieser Literatur rivalisieren, aber soweit es mit unseren Grundsätzen irgendwie vereinbar ist, könnten wir doch in der ersten Zeit auch minderwerte Schriftsteller durchgehen lassen, wenn sie nur besser sind als diese Schundliteratur, und so allmählich das Volk an bessere Schriften und reinere und eblere Anschauungen gewöhnen, auch dürfen wir zunächst die niederen Seiten des Volkslebens nicht ganz vernachlässigen, selbst wo sie an das Verbsinnliche streifen, ohne in die Gemeinheiten der Schauerromane zu verfallen.“

Was aber der „Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege“ und sein rühriger Geschäftsführer, der bewährte Volkschriftsteller Heinrich Sohnrey, dem Volke an Massenschriften bietet (die Volkserzählungen Sohnreys, sein neuerdings in Berlin mit großem Erfolge aufgeführtes Volksstück „Die Dorfmusikanten“, die Zeitschrift „Das Land“ als Vereinsorgan, das Jahrbuch „Landjugend“, Sohnreys „Dorfbote“ und „Dorftalender“ — Verlag von Erowitzsch & Sohn, Berlin), weist bereits lange über ein solches Vermittlungsstadium hinaus in die reineren Sphären einer wirklich gediegenen Volksliteratur.



## Menschliche Bestialitäten.

Schier an das Unglaubliche grenzt, was die vom Berliner Tierschutzverein herausgegebene „Korrespondenz“ über „Tierquälerei in Italien“ berichtet. „Weder die Liebe zu der herrlich prangenden Natur,“ so schreibt das Blatt, „noch die Ehrfurcht vor den weltgeschichtlichen Stätten, noch die Bewunderung der vielen Kunstschätze kann die unangenehmen Empfindungen auslöschen, die sich durch die Roheit der Bewohner dort jedem Menschen, der Augen im Kopfe und ein Herz in der Brust trägt, bemerkbar machen. In Norditalien steht es in dieser Beziehung schon schlimm, aber die Tierquälerei wird immer noch mehr landesüblich, je weiter man nach Süden kommt; in Unteritalien erreicht sie ihren Gipfel und läßt alles hinter sich, was wir Deutschen an Tierschinderei gewohnt sind.“

Im 3 bis (Berlin 1902, Nr. 2) beschreibt ein Reisender anschaulich seine Erlebnisse in Italien. Wir lesen da: „Schon lange hätte ich Ihnen gern mein Herz ausgeschüttet über all die Schmerzen, die einem die rohe Bevölkerung Italiens tagtäglich macht mit ihrer Tierquälerei . . . Diesen Sommer verbrachte ich in den pistojischen Bergen, den italienischen Alpen. Des Nachts, hauptsächlich an Markttagen, wenn die Landleute mit ihren Waren nach der Stadt fuhren, konnte ich nicht schlafen vor Aufregung und Ärger über das

fortwährende Schlägen der Bauern auf ihre Zugtiere. Sie haben dazu dicke Prügel oder vielfach verknotete Treibriemen. Sie sitzen auf ihren schauderhaften Karren und schlagen mit aller Wucht auf das rennende oder schwer ziehende Tier herunter. Die Tiere stöhnen oft, daß es einem das Herz zerreißt. Ich habe täglich so viel Rohheit gesehen, daß mir nicht viel Lust für die Schönheit von Land und Leuten übrig blieb. Die meisten Esel hatten an den Hinterteilen statt der Haare wundes Fleisch und brüchige, zerrissene Haut vom unsinnigen Schlagen. Ich übertreibe nicht! Ganz zu schweigen von dem schlechten Geschirr, das den Tieren an allen Körperteilen die tiefsten Wunden drückt, auf die immer wieder dasselbe Lederstück oder Holz geworfen wird. Die Halfterriemen über der Nase sind von Eisen, das innen scharf und zackig ist. Der Mann oder Unmensch zieht nun in Ermangelung einer anderen Beschäftigung immer an dem Leitseil; das arme Tier mag laufen oder gehen, es wird geschlagen und gezerrt. — Es ist eine irrige Meinung, daß die Esel nur langsam gehen oder störrig sind; wenigstens läßt der Italiener dem seinen keine Zeit zum Trottdeln. Ich habe ein kleines, zartgliedriges Maultier gesehen, das, in einen schwerbeladenen Karren eingezwängt, von demselben in die Höhe gehoben wurde, während der Leibgurt ihm derartig in den Körper einschneidet, daß es dahing wie das Lammfell im goldenen Bließ. Statt abzuladen, setzten sich zwei Männer auf die Scherenarme!

Vor einigen Tagen habe ich gesehen, was mich jetzt noch Tag und Nacht verfolgt. Ein vielleicht sechzehnjähriger Bursche verkaufte in der Straße Geflügel, Puten. Mehrere lagen gerupft auf seinem Wagen, und die Frauen kamen und suchten sich aus, während er eine große Puthenne rupfte. Sie lebte, war weder gestochen, noch erschossen oder ihr der Hals umgedreht; sie schrie, bis sie heiser war. Mittlerweile war sie auch beinahe nackt. Ich stand starr, glaubte nicht recht zu sehen, dann ging ich hin, fragte, ob das Tier lebe. Er bejahte es, ich sagte ihm, daß es ein Tier sei. Er grinste mich lachend an und rief ein etwa fünfjähriges Mädchen, das den Kopf des zuckenden Tieres hielt, damit dies Scheusal weiterrupfen konnte.'

Einer sehr sachkundigen Abhandlung über das gleiche Thema von W. Hörstel (Tägliche Rundschau Berlin, Juni 1903) entnehmen wir folgende Stellen: Entsetzt ist der Fremde in Neapel über die fürchterlichen Peitschen- und Stockhiebe und noch mehr über das grausame Stechen in die wunden Stellen der armen, mageren Tiere; doch noch viel schlimmer sind die Leiden derselben, von denen er nichts ahnt, von denen er aber einen Beweis gewinnt, wenn man hört, daß die wenigen Tierschutzbeamten bis zum Jahre 1899 bei 263 481 Lastkarren für Vorspann sorgten, von 96 186 Karren einen Teil der in keinem Verhältnis zu den Kräften der Zugtiere stehenden Last abluden, auf vielen Tausenden die Last besser verteilen ließen und ferner 174 848 Knüppel, 16 510 Pfähle, viele eiserne Spizhacken, Peitschenstiele mit scharfen Nägeln, die als Stachel dienen, Messer und lange Nägel, welche Gemüseverkäufer, auf der Deichsel sitzend, in eigens zu diesem Zweck geschnittene Wunden ihres armen Esels bohren, und viele andere grausame Folterwerkzeuge beschlagnahmten. Darunter waren mehr als 4000 krumme Eisenstücke, deren Ränder nach oben gebogen und wie eine Säge gezahnt sind, und die den Pferden, Maultieren und Eseln statt der Kinnkette unter das Maul gelegt und so mit den Bügeln verbunden werden, daß bei jedem Anziehen derselben die Spitzen in das Fleisch der armen Tiere eindringen . . .

Eine ähnliche Grausamkeit hat man in der Provinz Salerno ausgedenkt, wo drei bis vier Pferde und Maultiere im Gänsemarsch in langer Reihe die Karren ziehen. Da befestigt der Fuhrmann zwischen dem führenden Tiere und dem Rücken des zweiten und ebenso zwischen diesem und dem dritten und so fort Seile, an denen drei bis sechs Holzklugeln mit Eisenspitzen angebracht sind. Er selbst geht neben dem ersten Tiere, und wenn er dieses in seiner rohen Weise antreibt, so wird natürlich der Strick angezogen, und jene Eisenspitzen dringen in den Rücken des unglücklichen hinteren Tieres, und wenn dieses dann in seinem Schmerz aufspringt und schneller schreitet, ebenso in das Fleisch des ihm nachfolgenden Leidensgefährten ein. Dasselbe geschieht einem erschöpften oder alten Pferde, das langsamer geht als die vorderen. Im Neapolitanischen, wo man meist drei Zugtiere nebeneinander spannt, und wo nur das mittlere in der Deichsel geht, befestigt man vielfach außen an deren Stangen riesige Sporen, damit sich die Pferde nicht zu nahe kommen. In den engen Gassen oder beim Fallen reißen sich die Unglücksgeschöpfe natürlich gräßliche Wunden an den scharfen Spitzen . . .

Sehr lästig wirkt auch der in ganz Italien verbreitete ‚Aletto‘, der zwischen Zaum und Sattelzeug befestigte kurze Zügel, der bei etwaigem Stolpern den Kopf hochhalten und das Fallen verhindern soll, jedenfalls aber bei Steigungen, wo er den Zaum in das Maul hineinpreßt und das überladene Geschöpf an der vollen Entfaltung seiner Kräfte hindert, große Qual bereitet. Die Karrengäule werden nämlich in Italien gewöhnlich nicht am Zügel gelenkt, sondern folgen ängstlich und eilig, wie es jeder Riviera-Reisende gesehen hat, den Zurufen des oben auf dem Wagen liegenden Fuhrmannes, der ihnen auch wohl durch wuchtige Hiebe mit schwerer Peitsche an die rechte oder linke Seite des Kopfes die einzuschlagende Richtung vorschlägt . . .

Empörend ist auch die Überladung der Omnibusse und ähnlicher öffentlicher Fuhrwerke. — Eine Eingabe des Florentiner Tierschutz-Vereins an den Magistrat vom 22. Mai 1902 beginnt mit den Worten: ‚Ein Herr, der die Via del Ponte alle Mosse entlang ging, traf Montag den 12. d. M. bei der Barriera Daziaria dort ein barroccio, von einer abgetriebenen, lahmen Mähre gezogen, mit der ungeheuren Last von 21 Personen einschließlich des Kutschers. Wenn man solche Bilder noch innerhalb der Städte sieht, in denen Tierschutzvereine wirken, so kann man sich denken, wie es draußen auf den Landstraßen zugeht. Die Aufseher des neapolitanischen Vereins ließen im Jahre 1900 von 21 088 Wagen, deren jeden ein einziges, grausam angetriebenes Pferd mit etwa 20 Insassen steile Straßen hinaufziehen mußte, die des römischen Vereins in  $\frac{3}{4}$  Jahren von 1620 Wagen einen Teil der Fahrgäste absteigen . . .

Und wie geht es auf den Märkten zu? — Welcher Fremde wäre noch nicht entsetzt gewesen beim Anblick der an den zusammengebunden Füßen aufgehängten Lämmer, die den Kopf nach unten, ihr Mark und Bein durchdringendes Schmerzensgeschrei ausstoßen und an allen Gliedern zucken! Wer das gesehen und gehört hat, der wird die Tierschutzvereine segnen, wenn auch mindestens noch ein Menschenalter vergehen wird, bis völliger Wandel eintritt . . .

Wie in den römischen Museen, so sieht man noch heute in Frascati und Civitella bei Rom manchen ‚Knaben mit einem Vogel‘, und die kleinen Schlingel haben genau wie ihre Altersgenossen am Golf von Neapel, namentlich auf Ischia und der forrentinischen Halbinsel, die reizenden Vögelchen mit den

Beinen an langen Fäden gebunden, werfen sie in die Luft und ergözen sich an den vergeblichen Versuchen der Gefangenen, aus der grauenhaften Nähe ihrer Peiniger zu entkommen. In derselben Weise quälen italienische Kinder Nachtfalter und andere fliegende und hüpfende Tiere, die das Unglück haben, in ihre Hände zu fallen, langsam zu Tode . . .

Kein Mensch hindert die Kinder an dem grausamen Spiel; und es ist daher begreiflich, daß sie sich über das Entsetzen der Fremden wunderten, und daß ihre angeborene Pffiffigkeit sie auf den Gedanken brachte, dasselbe geschäftig auszubeuten, indem sie nun versprechen, die gefangenen Vögelchen gegen ein Lösegeld freizugeben. Sobald sie dann den Preis empfangen haben, binden sie die Gefesselten auch wirklich los; doch sind diese so erschöpft durch Hunger und Durst und die erlittenen Qualen, daß sie bald wieder in die Hände ihrer Peiniger fallen . . . Solange die Fremden in blindem Mitleid fortfahren, das geforderte Lösegeld zu zahlen, wird diese Barbarei immer schlimmer werden. Am schnellsten wäre sie jedenfalls durch eine gehörige Bearbeitung der Erziehungsfläche mit ungebrannter Asche zu beseitigen; aber körperliche Züchtigung eines Kindes gilt in Italien als brutal, während man bei Tieren gar kein Maß darin kennt . . .'

Kann den beschriebenen Greueln überhaupt abgeholfen werden? Von vornherein muß gesagt werden, daß in Italien besonders schwierige Umstände vorliegen. 48 Prozent der Einwohner sind des Lesens unfähig, also mit gedruckten Belehrungen nicht zu erreichen. Dazu kommt, daß allenthalben in Italien die überlieferte Meinung herrscht, die Tierquälerei sei belanglos, weil die Tiere keine Seele hätten und daher nichts fühlten. (?? Ist wohl mehr Vorwand der Bestialität! D. L.) Aus diesem Grunde schreiten auch die italienischen Behörden blutwenig gegen die Tierquälerei ein, und genau so wenig kümmert sich die italienische Geistlichkeit darum, obwohl sie unendliche Macht auf das Volk besitzt und das allermeiste zur Beseitigung der Greuel tun könnte. Freilich haben Jesus und die Apostel vom Tierschutz nichts gesagt, aber es liegt doch in der christlichen Religion das Gebot, die Tiere nicht zu quälen und keine Tierquälerei zu dulden, unausgesprochen mit darin. Tierschutzvereine gibt es im ganzen Italien nur 16; sie sind schwach, weil sie im italienischen Volkscharakter noch keinen Anklang finden.

Man muß sich wundern, daß in der gebildeten Welt, die so viel kluge Köpfe und feurige Herzen zählt, welche alles mögliche besprechen und untersuchen, diese wichtige Humanitäts- und Kulturfrage, bei der es sich um etwas so Großes handelt, bisher gar kein Gegenstand der allgemeinen Diskussion gewesen ist. Vielleicht lag es an der Unbekanntschaft mit den Tatsachen, vielleicht aber auch daran, daß ein zündender Gedanke fehlte, der, indem er auftauchte, zugleich andere Gedanken weckte. Ein solcher Gedanke liegt aber jetzt vor. Bekanntlich wurde auf dem letzten Kongreß des Weltbundes zum Schutze der Tiere etc., der im August v. J. zu Frankfurt a. M. tagte, der Beschluß gefaßt, zur Hebung des Loses der armen Tiere in Italien die Hilfe der zahllosen Fremden in Anspruch zu nehmen. Es wurde der Berliner Tierschutzverein beauftragt, sich zuerst mit den italienischen Tierschutzvereinen in Verbindung zu setzen und sich darauf mit einem Rundschreiben, das sowohl Auszüge aus Reiseberichten, als auch die geplanten Neuerungen enthält, an die Tierschutzvereine von ganz Europa und Amerika behufs Einleitung eines ge-

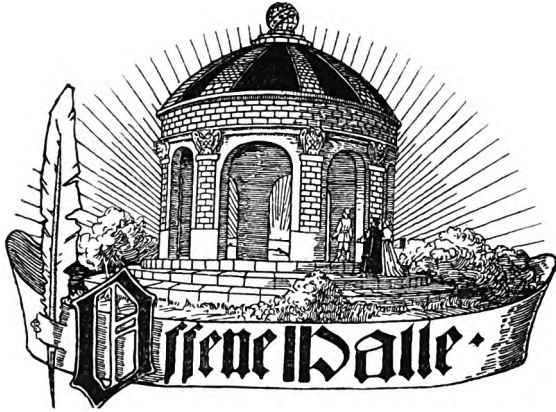
meinsamen Vorgehens zu wenden. Die Zustimmung der wichtigsten italienischen Tierschutzvereine zu folgendem ist nun eingegangen:

Die Reisenden sollen möglichst noch vor der italienischen Grenze vier-sprachig gedruckte Flugblätter in die Hand bekommen, damit sie wissen, worin sie durch ihren Einfluß helfen können. Sie sollen nämlich an unarmherzige Kutscher und Eseltreiber kein Trinkgeld geben, nicht auf überladenen Fuhrwerken mitfahren, nicht auf sattelwunden Tieren reiten, nicht Tiere benutzen, die oberhalb der Nase oder unterhalb des Kinnes oder im Maule selbst Marterwerkzeug tragen, nicht in den Gasthäusern gebratene Vögelchen bestellen oder essen, nicht den bettelnden Kindern zur Freilassung gefangener Vögel ein Trinkgeld geben zc. Die Fremden sollen hingegen überall da, wo sie Schreckliches sehen, sich (möglichst zu mehreren) brieflich bei der Ortsobrigkeit darüber beschweren, daß so etwas in Italien geduldet sei, und daß ihnen durch die vielen Tierquälereien der Aufenthalt in Italien verleidet werde. Die katholischen Reisenden sollen sich noch außerdem bei den Geistlichen schriftlich darüber beklagen. In jedem Flugblatt soll schließlich die Adresse sämtlicher italienischen Tierschutzvereine angegeben sein und soll darum gebeten werden, sie auch mit Geld zu unterstützen, damit mehr Tierschutzaufseher angestellt werden können, wie solche in Neapel und Rom so segensreich tätig sind. — Dies ist kurz der Plan, welcher die deutschen, englischen, amerikanischen, französischen zc. Fremden als Retter der Tiere in Italien zu benutzen suchen will, und in der Presse aller Länder soll jetzt diese Frage aufgerollt werden.

Ob der Plan gelingen wird, hängt von vielen Einzelheiten ab. Die Eisenbahnverwaltungen werden gebeten werden, die Anheftung von Schildern in den nach Italien fahrenden Schnellzügen zu gestatten. Die Züge sollen an gewissen Stationen auch mit Flugblättern belegt werden. Würden hier Schwierigkeiten gemacht, die unüberbrückbar sind, dann blieben nur kleinere Mittel übrig: Besuch an die großen Reisebureaus, den bei ihnen gekauften italienischen Fahrkarten jedesmal ein Flugblatt beizufügen; ferner Versand der Flugblätter an die in den Hotels abgestiegenen Fremden, soweit deren Namen veröffentlicht werden; außerdem häufige Ankündigungen in den Blättern zur Reisezeit, daß jedem nach Italien fahrenden Reisenden gern einige solcher Flugblätter unentgeltlich übersandt würden. Mit so kleinen Eingriffen ließe sich freilich Großes nicht erreichen.

Aber, wenn jetzt die Presse aller Kulturländer sich dieses Planes rührig annimmt, so wird der Ausdruck der öffentlichen Meinung ein so starker sein, daß gewiß die etwaigen Befürchtungen zc. an den maßgebenden Stellen vor der Einsicht in die Notwendigkeit und Güte der Sache zurücktreten. . . . Die Flugblätterausgabe hat inzwischen begonnen. Wer einen guten Wink oder Adressen von Personen, die solche Flugblätter verteilen würden, angeben kann, wolle sich an den Berliner Tierschutzverein (Berlin SW., Königräherstraße 108) wenden.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einblendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

## Eine Weihnachtsbetrachtung nach dem Felt.

Es gibt wohl kaum eine herzlosere, grausamere Einrichtung als die Weihnachtszeugnisse unserer Kinder. Wenige nur sind ja so glücklich, ein solches stolzen, erhobenen Hauptes nach Hause tragen zu können. — Schon seit Wochen empfinden wir den Alltag weniger hart, liebe Vorbereitungen aller Art beschäftigen uns, es gilt ja Freude zu bereiten allenthalben. Aus der Ferne sendet schon der lichtergeschmückte Tannenbaum seine Strahlen in unsere Herzen, und mit Sehnsucht harren wir der stillen, trauten Weihnachtstage. Frieden und reine Freude im Herzen, gehen Eltern und Kinder dem unvergleichlichen Christfest entgegen.

Da tappt mit plumpem Fuß das Angetüm „Zeugnis“ heran und tritt hinein in die glücklichen, freudig bewegten Kinderherzen, bitteres Leid und Tränen schaffend. Die Lichter verlöschen, die Freude weicht, ein Mistton klingt durch die harmonisch gestimmten Seelen und drückt sie nieder. O wie grausam! — Nun ist aber das Kind nicht nur Schüler mit mehr oder weniger Verstand und Begabung, mit mehr oder weniger Energie und guten Eigenschaften, es ist vor allen Dingen ein Menschenkind mit Herz und Gemüt. — Solch ein Menschenkind stand heute vor mir, das unglückselige blaue Heft in der zitternden Hand. Sein ungezügelt, lebhaftes Temperament, sein leichter Sinn haben ihm wieder diesen Streich gespielt, und es hatte sich doch so sehr auf Weihnachten gefreut. Das kleine Herz tut so weh, und endlich mildert ein Strom von Tränen die Angst und Qual ein wenig. — Und das mitten hinein in die schöne Weihnachtsfreude, da doch alle Herzen jubeln und singen: „O du fröhliche, selige Weihnachtszeit!“ —

Da faßte mich eine tiefe Bitternis, und wenn ich mir eine recht herzliche Weihnachtsfreude hätte bereiten dürfen, so hätte ich sie gesammelt, alle die braunen und blauen Hefte, und hätte sie draußen in Gottes freier Natur geschichtet, hoch und immer höher, und ihre Flammen wären emporgestiegen zum klaren Dezemberhimmel, ein Sühnopfer für so viele gequälte Kinderherzen. — Gönnet doch den armen kleinen Verbrechern auf der Schulbank diese eine Gnadenfrist, gönnet ihnen ihr Fest, das heilige Christfest! —



## Einjährig und zweijährig.

(Vgl. Heft 11 des vor. Jahrgs.)

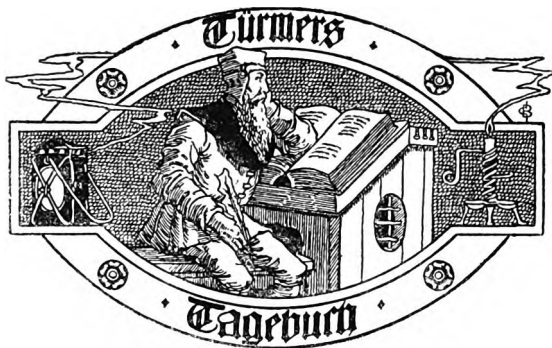
Im Augusthefte des Lärners, das ich wegen einer Reise erst jetzt gelesen, wird in der „Offenen Halle“ ein sehr interessantes Gebiet gestreift. Ich selbst habe kürzlich einen Fall erlebt, der beweist, wie eingewurzelt die gezeigten Zustände sind. Als in diesem Frühjahr mein Freund während einer Übung seine Eltern besuchte, war seine Schwester sehr erstaunt, daß er als „einfacher“ Unteroffizier sich zeigen mochte, und nur mit Mühe konnte er sie zu einem Spaziergange mit ihm bewegen. Das in einem Städtchen, in dem zwei Drittel der Einwohner meinen Freund und seinen Lebenslauf kennen!

Leider vermiße ich in dem Artikel den naheliegenden Vorschlag, jegliches Abzeichen für Einjährig-Freiwillige überhaupt abzuschaffen. Sobald der Einjährig-Freiwillige nicht mehr äußerlich auf hundert Meter als solcher zu erkennen ist, wird nach meiner Ansicht das Streben, einjährig zu dienen, bedeutend nachlassen. Besitzt der Einjährig-Freiwillige mehr Bildung und bessere Umgangsformen als der „gemeine“ Mann — oft genug ist es nicht der Fall —, dann wird man in ihm auch den gebildeten Mann sehen, wenn er die Schnur nicht trägt. Ist er aber ein unmanierlicher Mensch, — unter den mit mir zusammen eingetretenen 48 Einjährig-Freiwilligen befanden sich mindestens acht, von denen ich dies behaupten darf, — dann schädigt er durch sein Auftreten wenigstens den Ruf seiner Kameraden nicht, denn dann wird niemand in ihm den Einjährig-Freiwilligen vermuten. Andererseits wird m. E. der Fortfall des Abzeichens den größten Teil aller Soldaten veranlassen, sich außerhalb der Kaserne so gefittet wie möglich zu betragen; denn welcher junge Mann wäre nicht eitel genug, für einen Einjährig-Freiwilligen angesehen zu werden? Dem Ansehen des Soldatenstandes würde ein solches Streben keinesfalls schaden. Da der Unteroffizier und Vizefeldwebel der Reserve ein besonderes Abzeichen nicht tragen, wird es für die Einjährig-Freiwilligen auch zu entbehren sein.

Verwerflich ist auch das Tragen der sogenannten „Extra-Uniform“. Nach Pferden oder der Kaserne, wie Herr v. Wang meint, duftet der „Ausgeh-anzug“ und erst recht der „Urlaubsanzug“ in der Regel nicht. Jeder Soldat wird das bestätigen können. Warum soll der gelieferte Rock schlechter sein, als der mit so und so viel Pfund Watte ausgepolsterte Extrarock, der die Figur des Trägers oft entstellt? Wieviel Neid und Eifersucht hat schon der Extrarock in die Kasernenstube gebracht! Der Besitzer eines solchen Rockes dünkt sich immer mehr als die anderen. Oft entbehrt ein eitler Soldat, wo nur möglich, spart sich das Geld gleichsam am Munde ab, nur um einen Extrarock sich anschaffen zu können. Mancher Soldat ist schon mit Arrest bestraft worden, weil er einen unvorschriftsmäßigen Rock trug. Das Streben nach unvorschriftsmäßigen „Sachen“ ist besonders unter Einjährig-Freiwilligen groß. Fort mit dem durchaus überflüssigen Extrarock, und viel Ärger ist beseitigt, viel Geld ist gespart.

H. E.





## Kulturbilder.

**A**uch unter mancher Zipfelmütze beginnt es so fachte zu tagen, dämmert fahl die Erkenntnis auf, daß etwas faul ist in Staat und Gesellschaft. Die Wahrheit läßt sich nicht dauernd abweisen. Mit dem ehernen Hammer der Tatsachen pocht sie je länger desto dreister und drohender an die Pforten unserer Erkenntnis, und je früher wir Einlaß ihr gewähren, um so besser für uns. Denn es könnte Abend werden! Es könnten Ereignisse eintreten, deren Ernst wir in unserer fortgesetzten Hurra Stimmung und Selbstberäucherung nicht gewachsen wären. Auch solche Zeiten hat es schon in unserer Geschichte gegeben. Sie hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit der unsrigen.

Es soll das kein Bangemachen, keine Schwarzmalerei sein. Ich glaube an die innere Kraft und Tüchtigkeit unseres Volkes. Ich bin auch überzeugt, daß es allen inneren und äußeren Gefahren trohen kann, ja, daß ihm noch „herrliche Tage“ bevorstehen, wenn es den ehrlichen Mut hat zur Wahrheit und sich selbst, nicht nur seinen „Vorgesetzten“, vertraut. Aber eben diesen Mut und dieses echte Selbstvertrauen gilt es zu schärfen und zur Tat zu härten. Und daran gebricht's.

Über schöne Worte kommen wir nicht hinaus. Wer es wagt, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, den Führenden und Geführten, oft Genasführten, den Spiegel vorzuhalten, der hat mit Mißverständnissen und Verdächtigungen, mit Verkennung und Anfeindung aller Art zu kämpfen. Werfen ihn die einen zu den „Roten“, so die anderen zu den „Junkern und Pfaffen“. Daß ein Deutscher sich auch frei von dem Banne irgendeiner Partei oder Rasse fühlen und entfalten könne, scheinen viele Deutsche nicht für möglich zu halten. Es wird immer nach irgendeinem persönlichen oder sonst außerhalb der Sache liegenden Beweggrunde gesucht. Und da nun niemand den anderen hinter dem Busche sucht, der nicht selbst dahinter gesteckt hat, so ist solche Mutmaßung oft auch — ein Selbstzeugnis.

Die Arbeit am deutschen Volke ist entsprechend seiner ganzen Anlage und Eigenart an sich schon eine schwere und wenig dankbare. Schwer ist es, den Deutschen aus dem gewohnten Geleise, und ließe es auch auf



noch so abschüssiger Bahn, herauszuheben und in ein anderes, der Zeit und den veränderten Bedürfnissen gemähes, zu setzen. Es sind meist die Fehler seiner Tugenden, die beim deutschen Volke mit Liebe, aber auch mit heiligem Zorn zu bekämpfen sind, und es leuchtet ein, daß dieser Kampf wohl der schwerste ist. Einsichtige sollten ihn also nicht noch mehr erschweren, sofern sie ihm nur im Grunde ihres Herzens zustimmen. Es ist nicht immer möglich, für das Gute zu wirken, dem Volke zu nützen, und dabei eitel angenehme Gefühle auszulösen. Auch der „Zorn der freien Rede“, ja selbst, wo andere Mittel versagen, die Geißel der Satire müssen sich in den Dienst der guten Sache stellen. Wo es den Kampf für das Gute und gegen das Böse gilt, da soll der wahre Volksfreund nicht nach dem eiteln Ruhme Ciceros geizen, sondern nach dem tatkrohen des Demosthenes:

Wenn Cicero von der Tribüne stieg,  
Rief alles Volk: „Kein Sterblicher spricht schöner“.  
Entstieg ihr Demosthen', so riefen die Athener:  
„Krieg gegen Philipp! Krieg!“

Weite Kreise sind durch ihre Presse daran gewöhnt worden, daß sie ihnen nach dem Munde redet, ja Honig um ihn streicht; daß sie behutsam alles vermeidet, was bei dem einen oder anderen Teile der Leser Anstoß erregen, deren wirtschaftliche oder Klasseninteressen peinlich berühren könnte. Das kann aber unmöglich die Aufgabe eines ehrlich für Volk und Vaterland bemühten Blattes sein, das die Interessen der Wahrheit und der Gesamtheit des Volkes allezeit und in jeder Frage über die der einzelnen Stände, Gruppen und Grüppchen zu stellen von Amtes und Rechtes wegen verpflichtet ist.

So manches in diesen Blättern mag zunächst nur mit zweifelndem Befremden und innerem Widerstreben aufgenommen worden sein. Inzwischen ist es allgemeine Erkenntnis, landläufige Münze geworden, an deren Echtheit niemand mehr zweifelt. Wenn der Türmer darob manchen Angriff über sich hat ergehen lassen, so lag das wesentlich daran, daß er diese Veröffentlichungen früher brachte als die „staatserkhaltende“ Presse. Denn damals wurden die vorgebrachten Dinge von den „Staatserkhaltenden“ noch nicht als diskutierbar tolerieret, ja, es galt als Zeugnis umstürzlerischer, brandroter Gesinnung, wenn nicht gar als „Hochverrat“, sie zur Sprache zu bringen. Und jetzt wetteifern die „Staatserkhaltenden“ in der Erörterung gewisser sozialer Erscheinungen, vor denen sie sich noch gestern in der Furcht des Brotherrn bekreuzigten. So mochte sich das merkwürdige Begebnis ereignen, daß eine Monatsschrift unter Umständen „aktueller“ sein konnte als die 2—4 mal täglich erscheinende Tageszeitung. —

Schärfer als der konservative Gewährsmann der konservativen „Schlesischen Zeitung“ hat der Türmer gewisse gesellschaftliche, man kann schon sagen soziale Schäden auch nicht beleuchtet. Die Ausführungen des konservativen Mannes unterscheiden sich vorteilhaft von den sonst aus diesen Kreisen stammenden Jeremiaden. Bekommt man sonst bis zum Überdruß die Klagen über die „Verrohung und Unsitlichkeit“ der „unteren Klassen“

zu hören, was doch in Anbetracht der Verantwortlichkeit der „führenden Klassen“ einer schweren Selbstbeschuldigung gleichkommt, so packt der Mann der „Schlesischen Zeitung“ den Stier bei den Hörnern, d. h. von oben an. Denn ohne daß von oben der Anfang gemacht wird, ist auch an ein „großes Reinemachen“ unten nicht zu denken. Im deutschen Bürgertum, das sich zu seinem Schaden im Guten und Bösen peinlich nach den oberen Klassen richtet, schon gar nicht. Auch ist das Schicksal der unteren Klassen wesentlich abhängig von den moralischen und intellektuellen Eigenschaften der Führenden, nicht zuletzt von deren Befähigung zur Führung.

Der Gewährsmann der „Schlesischen Zeitung“ setzt also mit seiner Kritik bei den Spitzen der Gesellschaft ein. „Wie sieht es denn heutzutage mit der Tätigkeit der Minister aus?“ so fragt er. „Ich lese jeden Tag den offiziellen Hofbericht. Da finde ich schon so und so oft die Nachricht von der Anwesenheit von Ministern bei Enthüllungen von Denkmälern, bei Einweihungen oder Grundsteinlegungen von Kirchen, bei höfischen Festlichkeiten und sonstigen ‚repräsentativen‘ Vorkommnissen aller Art. Das alles zusammen kostet den Ministern eine Masse wertvoller Arbeitszeit, Kraft und Erholung. . . . Aber das ist heutzutage nicht das Schlimmste. Weit gefährlicher sind die nicht mehr rein dienstlichen, sondern gesellschaftlichen Pflichten. Beinahe den ganzen Winter hindurch, vom Herbst bis zum Frühjahr haben unsere höchsten Staatswürdenträger jeden Abend ein Diner zu geben oder einzunehmen. Zwischen gleichgültigen, beliebigen Nachbarn sitzt seine Excellenz bei Tafel, raucht nachher eine ‚Bock‘ oder ‚Upman‘ zum Kaffee und Rognat, äußert huldvolle Worte, wird umdrängt von Strebern; kann vielleicht nicht umhin, dort oder hier Berücksichtigung eines Wunsches, einer Empfehlung zuzusagen, und denkt bei sich: Wenn ich nur endlich wieder zu Hause wäre. Wenn nur alle Gäste fort wären, denken auch Hausherr und Hausfrau, denen das ‚Fest‘ unfägliche Kosten, Schererei aller Art gebracht hat. Aber: der Minister mußte eingeladen werden. Und dieser selbst? Nachmittags hat er durch ‚Repräsentation‘ oft viel Zeit verloren. Abends war er auf dem Diner. Er hat Zeit, Kraft und Geist nutzlos vergeuden müssen in ‚gesellschaftlichen Verpflichtungen‘.

„Schon die sog. ‚Wohltätigkeit‘ bedingt heutzutage eine große Zersplitterung der Kräfte. Da gibt es unzählige Vereine, Bazare u. dergl., an deren Spitze die Excellenz-Frauen stehen, und die Minister selbst können sich dann natürlich nicht ausschließen. Eines zieht das andere nach sich. Alles in allem genommen ist die Folge: ein preußischer Minister kann sich heutzutage kaum noch persönlichen intimen Einblick in die Geschäfte verschaffen. Er steht unter dem Einfluß des Geheimrats, des ruhenden Pols in der Erscheinungen Flucht. Einst war es anders. Der ‚eiserne‘ Kanzler hielt nichts von repräsentativen Pflichten und beteiligte sich auch an solchen nicht. Das schlechte Beispiel von Berlin wird in den Provinzen nachgeahmt.“

Und an einer anderen Stelle in demselben Blatte:

„Man sehe sich nur unsere moderne Gesellschaft an: in allen Schichten wimmelt es von Leuten, die nicht an ihrem Plaze, in ihrem Stande bleiben, vielmehr krampfhaft klettern, höher hinauf verkehren, etwas anderes vorstellen wollen, als sie sind. Weiß der Himmel, wie es bei dem sonst doch der Hohlheit abgewandten Wesen unseres Volkes gekommen ist, daß so viele Deutsche in eine närrische Sucht des Scheinwollens verfallen sind! Wie viele greifen am Kletterbaum der Gesellschaft unablässig nach dem nächsten Ast, machen den Klimmzug und den Bauchaufschwung und setzen den Fuß darauf, um wieder höher hinauf zu langen! Von Stufe zu Stufe gibt es eine Anzahl von Leuten, die von Höherstehenden beehrt sein wollen und es schließlich als eine unumgängliche Repräsentationspflicht betrachten, sie einzuladen. Nicht bloß in Beamten- und Militärkreisen! Das geschieht in der ganzen Gesellschaft; nur springt es bei jenen, deren Rangunterschiede äußerlich schärfer abgestuft sind, stärker in die Augen. Und all der Unfug ist neueren Datums! Früher war es nicht Brauch, daß der Leutnant seinen Obersten, der Regierungsrat seinen Oberpräsidenten zu Tische lud. Natürlich lebt man über seinen Stand und meistens auch über seine Mittel. . . .

„Wer einen Minister zu Tische hat, glaubt seinen Gästen besonders zu imponieren. Freilich hätten Staatsmänner etwas Besseres zu tun, als die Rolle von Tafelauffäßen zu spielen, aber das ist Sache des Geschmacks, und allzusehr verargen darf man es ihnen nicht, wenn sie mit lächelnder Philosophie die Eitelkeit ihrer Nebenmenschen befriedigen, die ihnen selbst doch schmeichelt. Minister bei Tische! Wer einmal die Sittengeschichte unserer Zeit schreibt, muß diese typische Erscheinung mit allen ihren sozialen Untergründen schildern, auch den Minister beim Vereinsfest, bei der Grundsteinlegung, bei der Denkmalweihe, bei den unzähligen Festen, die jetzt gefeiert werden. Denn was feiert man jetzt nicht alles? Ein Verein, der sein 25jähriges Stiftungsfest begeht, will seinen Minister dabei haben; das Denkmalskomitee, das zur Enthüllung schreitet, tut es nicht ohne Excellenzen und womöglich nicht ohne ein paar Prinzen. Noch nie haben die Deutschen so viel gefeiert wie in der neuesten Zeit, die in Wirklichkeit nur wenig Anlaß zum Feiern gibt und tatsächlich die wenigsten unter uns in Feierstimmung versetzt.“

Dasselbe sagt die — „Berliner Zeitung“ auch, nur mit ein bißchen andern Worten: „In den altfränkischen Zeiten, wo es noch so sparsam und einfach bei Offizieren und Beamten herging, da fiel es keinem Bürger auch nur im Traume bei, sich selbst innerlich auf eine Stufe mit den Trägern und Vollziehern der Staatsautorität zu stellen. Der Herr Geheimrat war ein Wesen höherer Art; ging er durch die Straßen, so sprang der Kaufmann vor die Ladentür, um ihm submissiv seine Reverenz zu machen. Sprach der Herr Geheimrat ihn an — er brauchte ihm gar nichts abzu-

kaufen —, so war das eine Auszeichnung, an der Kind und Kindeskind noch wochenlang zehrten. Der Herr Geheimrat hatte es nicht nötig, in einem guten Rock auf der Straße zu gehen; je einfacher er sich äußerlich gab, um so glänzender strahlte seine innere Würde. Denn er stand turm- hoch über dem Bürgermann, der damals eben noch keine Vorstellung davon hatte, daß ein Beamter, im Grunde genommen, ein besoldeter Arbeiter im Dienste der Gesamtheit ist und auf eine besondere Achtung vor allen anderen Bürgern, die gleichfalls ihre Pflicht tun, keinen Anspruch hat. Die Exklusivität war damals begründet in der tiefen Demut, die jeder Bürger einem hohen Beamten freiwillig und gewohnheits- mäßig entgegenbrachte. Noch deutlicher ergab sich das aus dem Ver- hältnis des Steuerzahlers zum Offizier. Dieser stand nahezu jenseits von gut und böse. Es war selbstverständlich, daß der Offizierstand der erste Stand der Welt sei. Nach ihm kam erst, wie der Berliner sagt, eine ganze Weile gar nichts, dann kamen die hohen Beamten, dann kam wiederum eine ganze Weile gar nichts, und dann kam das Bürgerpack, das sich irgend einer Wertschätzung nicht erfreute und in seinem frommen Sinne sich auch selbst nicht für besonders schätzenswert hielt.

„Damals also brauchten weder Offiziere noch Beamte durch ihr äußeres Auftreten eine Grenzlinie zwischen sich und den übrigen Volksklassen zu ziehen. Aus jener Zeit aber hat sich bis in die Gegenwart hinein die an- maßende Auffassung erhalten, als seien Offiziere und Staatsbeamte etwas Besonderes, das sich haarscharf von der Bürgerklasse abcheiden müsse. Aber unser heutiges Bürgertum teilt diese Auffassung nicht (Na, na? D. L.), es achtet einen pflichttreuen Staatsdiener im bunten Rock, nicht weil er Staatsdiener ist, sondern weil er seine Pflicht tut; es achtet ihn aber nicht mehr als irgend einen anderen, der auch seine Pflicht tut. Vielleicht läuft sogar bei vielen Angehörigen der freien Berufsarten heute schon eine ge- wisse Geringschätzung mit unter gegen den beamteten Bürger, der niemals frei ist, immer Vorgesetzten zu gehorsamen hat, einer selbständigen schöpferischen Tätigkeit sich enthalten muß und in allem nicht seines eigenen Glückes Schmied sein kann. — So sehr man sich auch in unseren höheren Beamtenkreisen und in den Kreisen der Offiziere den Anschein gibt, als ob man diesen Stand der Gesinnung nicht kenne und nicht beachte, so wenig läßt sich in Abrede stellen, daß dieser Zustand von den Betroffenen häufig mißmutig empfunden wird. Viele ertragen ihn mit gutem Humor und sagen sich wohl auch mit Recht, daß es zum mindesten nicht mindertwertig sei, dem Staate besoldete Dienste zu leisten, da der Staat deren bedarf. Bei anderen aber macht sich ein nervöses Streben geltend, das alte Prestige künstlich aufrecht zu erhalten. Sie versuchen, den Leuten zu impo- nieren, und geraten dabei auf die schiefe Ebene der Poseure, die mit immer stärkeren Mitteln arbeiten, je mehr sie empfinden, daß man sie überhaupt nicht beachtet.

„Es wäre ganz verkehrt, die Sucht nach Wohlleben allein als die

Quelle des Luxus im Offizierkorps hinzustellen. Die gesteigerte Genusssucht ist allen Volkskreisen gemeinsam, in denen gegenüber dem leiblichen Bedürfnis nicht ein starkes geistiges Leben als Gegengewicht zur Geltung kommt. Auch wird jeder, der die Lebensformen der gutsituierten Gesellschaft kennt, beobachtet haben, daß der Offiziers- und Beamtenluxus keineswegs den Charakter eines verfeinerten Lebensgenusses trägt, sondern vielfach nur ein deutliches Streben nach Repräsentation oder Renommee bekundet. Daß dagegen keine Kabinettsorders helfen können, liegt auf der Hand; das einzige, was wirklich helfen könnte, wäre das Aufgeben eines Prestiges, an das keiner mehr recht glauben will. Solange aber der Offizierstand und gewisse Kreise unserer Beamenschaft daran festhalten, daß sie etwas Besonderes im Gegensatz zu den übrigen Teilen der Bürgerschaft sein wollen, bleibt sicherlich alles beim alten, denn die Sucht, sich durch Außerlichkeiten von der Mittwelt deutlich erkennbar abzuheben, ist das natürliche Korrelat einer Exklusivität, die ihren Boden in den Anschauungen der Welt verloren hat.

„Nebenbei bemerkt, steht es mit dem Duellwesen in der Armee nicht viel anders. Wie die Offiziere nicht ausnehmend genussüchtig sind, so sind sie auch nicht außergewöhnlich blutdürstig. Im Gegenteil ist den meisten der Duellzwang ein höchst unbequemes Institut. Trotzdem hält man allgemein daran fest, weil es einen Wall bildet, hinter dem die Ritterbürtigen ihre Exklusivität vor der modernen bürgerlichen Gleichmacherei noch eine Zeitlang fristen können. . . .“

Und der Extrakt aus allen diesen Erscheinungen? Das kleine Wörtchen: — Eitelkeit! Ja, wir wollen es uns nur ruhig eingestehen: wir sind ein gar eitles Volk geworden. Wir hängen unser Herz an die nichtigsten Dinge; Orden, Titel, gesellschaftliches Ansehen und Neid füllen das Dichten und Streben so manches deutschen Viedermannes aus. Daher der Dünkel auf der einen, und der Servilismus auf der anderen Seite. Daher auch die Kastenwirtschaft und das lächerliche Bemühen, den vermeintlich niedriger Stehenden die eigene eingebilbete Überlegenheit empfinden zu lassen.

Sehr zu leiden hat unter diesen sozialen Wahnvorstellungen ein Stand, der sich doch wirklich im deutschen Vaterlande sowohl, wie auch im Auslande sehen lassen kann, den uns fremde Völker schwerer nachmachen können, als unser Offizierkorps. Ich meine den deutschen Volksschullehrerstand.

„Auch die gesellschaftliche Stellung des Lehrers“, schreibt ein rheinischer Volksschullehrer an die „Kölnische Zeitung“, „ist eine Quelle der Unzufriedenheit und Lebensverbitterung. Er wird als seminaristisch Gebildeter weder vom Akademiker noch vom Adeln oder Reserveoffizier als gesellschaftsfähig angesehen. Nun findet man im Osten die einzigen gebildeten Menschen im Gutsherrnhause und im Pfarrhause. Der Pastor

geht bei der Herrschaft ein und aus. Er trinkt ihren Wein und spielt mit ihr seinen Stat. Wo bleibt der Lehrer? Gendarmen und Förster werden seine Genossen. Mag er diesen Verkehr nicht, so hat er eben niemand. Ein Festtag ist es für ihn, wenn er sich jeden Monat einmal mit den weit zerstreut wohnenden Kollegen zur Konferenz zusammenfindet. Im Westen würde es keinem Lehrer einfallen, derartige Wege zu machen, nur um einige Stündchen unter Kollegen nach ernster Arbeit fröhlich zu sein und sein Herz auszuschütten. Im Osten fragt man nichts nach Entfernungen. Das Vereinsleben blüht reicher als bei uns. Das knappe Gehalt gestattet zwar nur einige Gläser Bier, und wenn der Lehrer aus der Stadt heimkehrt, schleppt er noch allerlei Waren mit, die in seinem Krähwinkel nicht zu haben sind. Doch das hindert ihn nicht, einen Tag im Monat die rauhe Wirklichkeit zu vergessen, die sich freilich nachher um so mehr bemerkbar macht. Es ist nicht zu sagen, wie sehr die Kasten- und Sippenwirtschaft sich dadurch versündigt, daß sie sich mit einer hohen Mauer umgibt und dem Lehrer die Tür hartnäckig verschlossen hält. Der Lehrer sieht sich verstoßen und ist deshalb verbittert.“

Zu welchen grotesken Erscheinungen sich derartige Anschauungen auszuwachsen können, hat vor einiger Zeit der königliche Seminarlehrer B. erfahren, der seit zwanzig Jahren im Amte ist und sich nun öffentlich beklagen muß, daß er „durch den königlichen Landrat des Kreises Gronau als königlicher Beamter und ruhiger Bürger, der nie politisch oder agitatorisch hervorgetreten ist, öffentlich beleidigt worden“ ist.

In der „Alfelder Zeitung“ vom 17. November legt Herr B., durch die Notiz einer hannoverschen Zeitung bewogen, ausführlich den Sachverhalt dar. Danach spielte sich die Affäre bereits vor einigen Wochen im Wartezimmer zweiter Klasse des Bahnhofes Brüggen ab. Der Lehrer hatte für sich und seine Familie Fahrkarten dritter Klasse, wartete aber in den etwas behaglicheren Räumen des Wartezimmers zweiter Klasse. Hierdurch fühlte sich der zufällig anwesende Landrat des Kreises Gronau in seiner Standesehre offenbar gekränkt und ließ ihn hinausweisen. Dieser Landrat ist königlicher Kammerherr, Vorsitzender der Landwirtschaftskammer für die Provinz Hannover, Rittergutsbesitzer, aus Allerhöchstem Vertrauen Mitglied des preussischen Herrenhauses, also gewiß ein Mann von Distinktion und feiner Erziehung.

In der Erklärung des Lehrers heißt es: „Als ich bei regnerischem Wetter abends 8<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr mit meiner sonntäglich gekleideten Familie, — meiner Frau und vier wohlherzogenen Kindern im Alter von 11<sup>1</sup>/<sub>2</sub> bis 14<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahren —, das Zimmer betrat, war es absolut leer. Meine Jungen, wie ich, hängten die Kopfbedeckungen an die Garderobe. Meine Frau, meine Tochter und ich setzten uns in eins der Sofas; die drei Jungen hatten ihre Stühle dicht an unsern Tisch gerückt, so daß auch der mittlere Durchgangsraum völlig frei war. Gleich nach uns trat auch ein gut gekleideter älterer Landmann ein, entblößte sein Haupt und setzte sich ruhig auf einen am

Fenster stehenden Rohrstuhl. Ich konstatiere also ausdrücklich, daß sieben Personen, nicht eine mehr, in dem ziemlich großen Raume in halblautem Gesprächston sich anständig plaudernd unterhielten, und daß ein Sofa von 1,75 m Sitzlänge mit einem davorstehenden Tische, sowie zwei Stühle zur freien Benutzung für ferner eintretende Reisende zur Verfügung standen. In das Zimmer trat, solange wir dort weilten, der Landrat, um sofort zurückzuweichen. Noch einmal unmittelbar darauf wurde die Tür geöffnet, und es zeigte sich im Rahmen derselben eine junge Dame, die aber mit dem Landrat augenblicklich wieder auf den Flur trat. Der Stationsvorsteher forderte artig Einblick in meine Fahrkarten; ebenso artig forderte er uns auf, das Zimmer zu verlassen. Auf meine Frage: „Wie kommen Sie zu solcher Maßnahme?“ antwortete der Mann: „Ein Mitreisender fordert es.“ Auf eine zweite Frage meinerseits nannte der Beamte mir ausdrücklich den Baron von R. als den Urheber der fatalen Situation. Der besonnenen Ruhe meiner Frau verdanke ich es, daß wir, allerdings unter meinem Protest, das Zimmer verließen.“

Auf die Beschwerde des Lehrers wurde wenigstens der allzu devote Stationsvorsteher gerüffelt. Auf seine Eingabe erhielt er von der Eisenbahn-Betriebsinspektion I. in Göttingen folgenden Bescheid: „Wenngleich selbstverständlich ein Recht, das Wartezimmer 1./2. Klasse zu benutzen, nur den mit Fahrkarten dieser Klasse versehenen Reisenden zusteht, so wird doch in dieser Beziehung die weitgehendste Rücksicht geübt und die Räumung dieses Wartezimmers von Reisenden niedrigerer Wagenklasse nur dann angeordnet, wenn aus ihrer Anwesenheit für die zum Aufenthalte berechtigten Personen Anzuträglichkeiten entstehen. Ich habe in dem von Ihnen zur Sprache gebrachten Falle nicht die Überzeugung gewonnen, daß es notwendig war, die Reisenden der 3. Wagenklasse aus dem Wartezimmer 1./2. Wagenklasse herauszuweisen. Ich mißbillige deshalb auch das Vorgehen des Stationsbeamten in Brüggen und habe ihm diesertwegen Vorhalte gemacht.“

„Wahrlich, ein treffliches Kulturbild aus dem Preußen des zwanzigsten Jahrhunderts!“ bemerkt hiezu das Blatt, dem ich den Bericht entnehme. „Ein Bild, wie aus dem ‚Simplizissimus‘ geschnitten! Man spricht jetzt so viel von Simplizissimus-Stimmung in Deutschland und beklagt sie. Hier ist ein Musterbeispiel dafür gegeben, wer sie schafft. In Süddeutschland, wo ein demokratischer Zug auch die höheren Beamten beherrscht, wäre eine solche Szene nicht möglich, aber auch ein solcher Landrat nicht einen Tag länger im Dienst. Er könnte sich auch auf offener Straße nicht sehen lassen.“

Auch die „Wohltätigkeit“ wird der Eitelkeit, der Sucht zu glänzen, andere in den Schatten zu stellen, dienstbar gemacht. „Wenn die Saison beginnt“, so schildert ein Wissender diese Art von „christlicher Barmherzigkeit“, „gibt es alsbald ein Rennen und Jagen unter den Veranstaltern beiderlei Geschlechts, einander in der größeren Entfaltung der Wohl-

tätigkeitsfeste den Rang abzulaufen. Frau Gräfin X. und Frau Professor Z. rufen, und alle, alle müssen sie kommen, die zu den Kreisen der Patronessen-Dame zählen. Die Komtessen und Geheimratsstöchterlein werden in Aktion gesetzt, und es gilt das Wort: Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt! Der verfällt der gesellschaftlichen Acht, der nicht dem Rufe folgt, er hätte denn ganz triftige Gründe, sich nicht zu zeigen. Tu' Geld in deinen Beutel! ist das Lösungswort. Denn es geht nicht an, daß Frau Geheimrat Meyer einen größeren Erfolg für ihr Krippenheim davonträgt, als Fürstin Schloßfurth-Weserstein für ihr Erholungsbaus für verarmte Hottentottkinder in Südwestafrika. So wird das Wohlthun Mittel zum Zweck. Und das ist der peinliche Beigeschmack. Denn wieviel mehr Tränen könnten getrocknet werden durch die Mittel, die dem Vergnügen gewidmet werden, und die ohne Verquickung mit letzterem dem Wohlthun ungekürzt zugute kommen könnten“.

Und in dem Bericht über einen Wohlthätigkeitsbazar zugunsten der Kinderasyle heißt es:

„Es war eine wahre Pracht. Wundervolle Toiletten wogten durcheinander, brechende Büffets, duftende Blumenstände boten die erlesensten Sachen. Die Italiener konzertierten, und in den Wandelhallen regte die diskrete Musik der Kapelle des 3. Garde-Regiments z. F. zum Flirten an. Es war alles sehr stilvoll arrangiert. Nur eines fiel aus dem Rahmen, das leider einmal zu solchem Feste und an solchem Abend zum ‚guten Ton‘ gehört: das ist der aller Ästhetik ins Gesicht schlagende Anblick, wenn die jungen Damen der Herrenwelt ihre Blumen, Karten und Zigarren aufdrängen. Geht es wirklich nicht ohne diese Beigabe? . . . Amüsiert hat man sich jedenfalls vorzüglich.“

Es gibt für edle Frauen keine schönere Aufgabe, als sich armer Kinder anzunehmen. Ist es ihnen ernst darum, so bietet sich ihnen hier ein Gebiet des Wirkens, das ebenso fruchtbar, als der Pflege dringend bedürftig ist. Was den Staatsbehörden nicht zu gelingen scheint, würde vielleicht mit deren Hilfe edlen Frauen gelingen: die Rettung verlassener, dem Verbrechen preisgegebener Kinder.

Zum abscheulichsten Abschraum der menschlichen Gesellschaft gehören die sogenannten „Engelmacherinnen“, die fremde Kinder in „Pflege“ nehmen, und sie dann langsam unter ausgesuchten Qualen zu Tode foltern, um in den möglichst ungeschmälerten Besitz des vorausgezahlten Pflegegeldes oder der vereinbarten Abfindungssumme zu gelangen. Von Menschentum kann da eigentlich nicht mehr die Rede sein: es heißt die Bestie beleidigen, wenn man sie diesen Scheusalen gleichsetzt. Kein Tier ist solcher Bestialität fähig. Eine Vertreterin dieses, wie es scheint, rentablen Gewerbes, eine Wittve R., ist kürzlich in Berlin verhaftet worden. Die Untersuchung hat bisher neun Todesfälle von Säuglingen, die der R. anvertraut waren, festgestellt. Zu erwarten wäre, daß noch weitere Fälle gemeldet werden, nachdem die Mütter der Säuglinge durch die Veröffentlichungen auf den Charakter der Pflegerin



aufmerksam gemacht worden sind. Ob jedoch das Treiben der K. in vollem Umfange festgestellt werden kann, erscheint zweifelhaft, da viele Mütter, die bei der K. geboren und ihr die Kinder zur Pflege überlassen haben, in eigenem Interesse sich nicht bei der Polizei melden werden. Welch entsetzliche Behandlung die armen hilflosen Wesen erdulden mußten, zeigt die Tatsache, daß ein Säugling, welcher der K. abgenommen und einer anderen Pflegerin übergeben wurde, sich in einem furchtbaren Zustande befand. Der ganze Körper war mit einer Schmutzkruste überzogen, die förmliche Löcher in die Haut eingefressen hatte. Mehrere andere Pflegerinnen, welche die unmenschliche Behandlung der Kleinen beobachtet hatten, veranlaßten, daß ihnen die armen Geschöpfe übergeben wurden, doch war dies leider manchmal schon zu spät; die Kinder, die infolge Hungers an Darmkatarrh erkrankt waren, konnten nicht mehr gerettet werden.

Auch in der Provinz scheint das schändliche Gewerbe betrieben zu werden. In Anklam hatte eine Arbeiterwitwe K. zwei uneheliche Kinder eines Dienstmädchens im Alter von fünf und dreiviertel Jahren in Pflege genommen. Das jüngste Kind war ihr Liebling und wurde sehr gut gehalten, während sie das ältere schon seit Monaten so schlecht behandelte, daß die ganze Nachbarschaft davon sprach; aber keiner wagte eine Anzeigel! Nach entsetzlichen Qualen starb das Kind endlich; jetzt wurde die kleine Leiche von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt. Das entmenschte Weib muß das Kind noch in seiner Sterbestunde unmenschlich geschlagen haben, denn der Kopf der Leiche zeigte schwere Verwundungen, das Gesicht ist vollständig wund geschlagen, das Fleisch unter dem Kinn gespalten, die Beine und der ganze Körper sind blutunterlaufen und von frischen und älteren Wunden bedeckt. Wie sittlich verkommen und gefühllos das Weib war, kann man noch aus folgender Äußerung schließen. Als die Mutter des Kindes die kleine Leiche noch einmal sehen und das Bettuch hochheben wollte, rief das Weib: „Wat wißt den Düwel noch mal sehen, wäß man froh, dat sei dot ist!“ Bei ihrer Verhaftung gebärdete sie sich so unbändig, daß man sie fesseln mußte.

Wenn es der Polizei nicht immer gelingt, den Dieb oder Mörder, der sich nach vollbrachter Tat unter Anwendung wohlvorbereiteter Listen schleunigst aus dem Staube macht, hinter Schloß und Riegel zu setzen, so ist das immerhin durch die Anzulänglichkeit alles menschlichen Könnens zu verstehen. Sollte es aber wirklich nicht möglich sein, gewisse greifbare Übel, die sich jahrelang an Ort und Stelle fortpflanzen, rechtzeitig auszurotten? Den Berliner Polizeirevieren sind doch die Einwohner eines jeden Hauses und einer jeden Wohnung in ihrem Bezirk bekannt, ebenso auch der Beruf und Erwerb der Leute. Da ist es doch nur erforderlich, daß ein Beamter, besser ein Polizeiarzt oder am besten eine bevollmächtigte Dame den Personen, welche fremde Kinder berufsmäßig in Pflege nehmen, von Zeit zu Zeit einen wißbegierigen Besuch abstattet, um nöthigenfalls sofort einzugreifen.

\*

\*

\*

Was unter den Augen mancher Obrigkeiten möglich ist, grenzt zuweilen an das Unglaubliche. Man meint Schauer geschichten aus Kolportageromanen zu lesen. Da ist ein Mensch in Jännersdorf in der gesegneten Ostprignitz einundzwanzig Jahre lang eingemauert gewesen, ohne daß sich eine Hand für den Unglücklichen gerührt hätte, trotzdem die Gerüchte über sein entsetzliches Los nicht verstummen wollten und allgemein verbreitet waren. Endlich, endlich, nach langem inneren Kampfe, hat man den heroischen Entschluß gefaßt, der Sache nachzuforschen. Eine Gerichtskommission aus Meyenburg begab sich nach Jännersdorf, um festzustellen, ob das seit langer Zeit umhergehende Gerücht, daß die Bauer P. schen Eheleute ihren Sohn seit 21 Jahren eingemauert haben, auf Wahrheit beruhe. Die Gerichtskommission sah sich einem über 90 Jahre alten Manne und seiner 86jährigen Frau gegenüber, die aus sagten, daß ihr 46 Jahre alter Sohn seit langer Zeit „wild“ sei und schwachsinzig und darum in sicherem Gewahrsam gehalten werden müsse. Sie gestanden, daß ihm das Essen durch eine kleine Öffnung wie einem Tiere in seinen Käfig zugeschoben worden, er sonst aber mit niemanden in der Außenwelt in Verbindung gekommen sei. Die Gerichtsherren verschafften sich Eingang zu dem Gelaß des Unglücklichen und fanden diesen in einem bejammernswerten Zustande auf. Das Haar hing ihm wirt vom Kopfe, er starrte von Schmutz. Doch machte er nicht den Eindruck eines gemeingefährlichen Irren, da er ihm gereichtes Geld und Gegenstände erkannte. Es ist eine Untersuchung in der Angelegenheit eingeleitet worden, ob der Unglückliche bei seiner Einkerkung wahnsinnig war oder ob sein Verstand erst infolge des jahrelangen Verweilens in seinem Kammergefängnis gelitten hat. Er ist aus diesem befreit worden und soll unter ärztliche Behandlung gestellt werden. —

Ein ähnliches „Kulturbild“ entrollte eine Verhandlung, die vor dem Landgericht Bamberg stattfand. Im vergangenen Sommer starb im Armenhause des oberfränkischen Dorfes Teuschnitz die 73jährige Gemeindearme F. Bei der Leichenschau wurde die Leiche in einem entsetzlichen Zustande vorgefunden. Das Bett war durch Rot in einen Misthaufen verwandelt, an dem Körper hatten sich durch Aufliegen und Verwahrlosung viele brandige Wunden gebildet, in denen es von Maden wimmelte, der Kopf war von Ungeziefer bedeckt. Die Pflege der alten Frau lag den Nachtwächters-Eheleuten F. ob. Die Ehefrau F. war die leibliche Tochter der im Armenhause Verstorbenen!!! Sie hatten sich nicht im geringsten um die Erkrankte gekümmert, keinen Arzt herbeigezogen und die Gaben, die ihnen von wohlthätigen Leuten für die Kranke übergeben wurden, für sich verwendet. Deshalb wurden sie wegen fahrlässiger Tötung in Anklagezustand versetzt. Vor Gericht wurde festgestellt, daß sich der Ehemann F. wiederholt in roher Weise geäußert hatte: „Die Alte ist nicht mehr wert, als daß sie die Würmer fressen; die kann man lebendig begraben.“ Er wurde jedoch

freigesprochen (11), da für den Schwiegersohn keine gesetzliche Pflicht zur Verpflegung der Schwiegermutter (11) bestehe, dagegen wurde die Frau lediglich wegen Vernachlässigung zu 14 Tagen (11) Gefängnis verurteilt.

Es war also nicht, wie wir (mit der Anklagebehörde) glaubten, „fahrlässige Töbung“, und es gab auch keinen anderen Paragraphen, der angewandt werden konnte? Das gerichtliche Urteil sagt es und stellt damit fest, daß solche Unmenschlichkeiten nach deutschem Recht und Gesetz keine entsprechende Sühne zu befürchten brauchen. Das derbe Wort, das ehrliche Arbeiter in begreiflicher und subjektiv berechtigter Erregung Streikbrechern zuriefen, ist von deutschen Gerichten schon öfter unvergleichlich härter gestraft worden, als die Taten dieser Tochter, die ihre leibliche Mutter bei lebendigem Leibe verfaulen, vom Ungeziefer auffressen ließ. Ganz zu schweigen von dem völlig straflos durch die Maschen des Gesetzes geschlüpfen Egeherrn. —

Vor dem Schöffengericht zu Mannheim erschien der politische Redakteur der dortigen „Volksstimme“, als Beklagter in der Beleidigungssache des Bürgermeisters und der Gemeinderäte der Gemeinde Weisbach im Odenwald. Den Gegenstand der Privatklage bildet ein Ende März v. J. erschienener Artikel der „Volksstimme“, der an der Hand des Briefes einer Weisbacher Armenhüuslerin die geradezu grauerregenden Zustände im dortigen Gemeinde-Armenhaus schilderte. Die Verhandlung bestätigte die tatsächlichen Angaben des Artikels in vollem Umfange, ja, es gelang dem Beklagten mittels der aufgebotenen Zeugen ein solch haarsträubendes Bild von den in Frage stehenden Verhältnissen zu entwerfen, daß schon nach kurzer Verhandlungsdauer der Gerichtsvorsitzende an den klägerischen Vertreter — allerdings vergeblich — die Mahnung richtete, den Strafantrag zurückzunehmen.

Eine als Zeugin geladene Weisbacher Ortsarme, die Verfasserin des oben erwähnten, an einen Verwandten in Ludwigshafen gerichteten und in der „Volksstimme“ verwendeten Briefes, insbesondere aber der protestantische Ortspfarrer H. entwarfen in ihren eidlichen Aussagen ein Bild von den in Frage stehenden Zuständen, das die zahlreiche Zuhörerschaft im Gerichtssaal des öfteren zu Ausdrücken der Entrüstung veranlaßte. Das Armenhaus, das der Pfarrer lieber einen Stall nennen möchte, steht ohne Unterkellerung direkt auf dem Boden. Die untere Stube hat nur einige Dielen, sonst ist der blanke Erdboden zu sehen, und die Maulwürfe stoßen lustig unter der Bettstelle der Insassin, einer 93jährigen hilflosen Greisin. Diese lag, als der Pfarrer ins Armenhaus kam, in furchtbar verwahrlostem Zustand im Bett. Auf dem Boden stand ein Eßnapf, um den in Scharen die Mäuse liefen, einige waren auch wohl hineingefallen. Den schauderhaftesten Anblick bot jedoch die Frau selbst. Sie hatte sich eine Rute verschafft, mit der sie nach den Mäusen und Ratten schlug, die ihr unge-

niert übers Bett liefen, und an den Armen zeigte sie jammernnd die schwärenden Wunden die von den Bissen der hungrigen Rager herrührten. „Was die ‚Volksstimme‘ schrieb, — so meinte der Herr Pfarrer — beruht alles auf Wahrheit, die Zustände sind noch weit schlimmer, als sie dort geschildert wurden. Der Brieffschreiberin kann man es unter solchen Umständen gewiß nachfühlen, wenn sie sich dagegen wehrte, nach dem Tode jener Armen in dasselbe Loch gesperrt zu werden. „Schlagt mich lieber tot!“ — flehte sie den Bürgermeister an — „damit ich weg bin; aber sperrt mich nur nicht ins Armenhaus!“ Ganze 3,50 Mark waren es pro Monat, die die Gemeinde für dieses unglückliche Weib auswarf; dafür mußte sie sich — Brennholz gab man ihr — alle Nahrungsmittel beschaffen. Die Kleider, in denen sie zum Verhandlungstermin erschien, hatte die Frau leihen müssen, um überhaupt der Ladung Folge leisten zu können. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die dem Weisbacher Armenamt vorgesetzte Behörde bei ihren Ortsbesichtigungen stets alles in „bester Ordnung“ vorfand!!

Das Urteil des Gerichtshofes erachtete den Wahrheitsbeweis als in vollem Umfang erbracht, sprach den Beklagten von der Beleidigungsklage frei und bürdete die Kosten den Privatklägern auf. —

In manchen ländlichen Gegenden scheint auch die Lynchjustiz frisch und fröhlich geübt zu werden. Und zwar kann es vorkommen, daß die hohe Obrigkeit selbst daran glauben muß. Einem bestialischen Akte dieser Art ist Ende vorigen Jahres der Gemeindevorsteher des Dorfes Hermannsdorf bei Runeschowitz zum Opfer gefallen. Die Bauern, die den Gemeindevorsteher eines ungerechten Vorgehens bei der Verteilung von Notstandsubventionen beschuldigten, rotteten sich zusammen und prügelten ihn mit Knüppeln und Stöcken zu Tode. In bewußtlosem Zustande wurde er in das Saazer Krankenhaus transportiert, er starb aber bereits während des Transportes.

Ländlich — sittlich! „Des Hannele Heimathaus“, schreibt die „Zeit am Montag“, „ist kein Phantasiegemälde mehr seit der Schilderung eines ostpreussischen Armenhauses, welche die Blätter aus dem Dorfe Zohpen bei Pregelsswalde im Kreise Wehlau bringen. Dieses Haus hat eine Wohnstube 4 1/2 Meter lang, 3 1/2 Meter breit, 1,72 Meter hoch. Darin wohnen 9 Personen, 4 Erwachsene und 5 Kinder, mit allem ihrem Hausrat, sogar den Kartoffeln, von denen sie leben. Zur Verfügung sind 3 Betten. In einem schlafen 4 Personen, 2 Erwachsene und 2 Kinder als eines der letzteren krank wurde, mußte eine 77 Jahre alte Frau, statt im Bett zu liegen, auf einem Stuhle sitzen. Der Ofen wird nicht geheizt, teils weil kein Brennmaterial geliefert wird, teils weil er mit Sachen dicht umstellt ist. Die ‚Stube‘ hat ein kleines Fenster, die Balken sind so morsch, daß sie gestützt werden müssen. Von den Wänden läuft das Wasser

herab, das Stroh fault in den Betten. Um nicht zu verhungern, müssen die Leute betteln. Als eine Frau nach der Ernte noch einige Ähren las, erhielt sie vom Amtsvorsteher nach Recht und Gebühr ein — Strafmandat über zehn Mark! Einer der Insassen muß die Miete für dieses jämmerliche Obdach als — Nachtwächter abdienen. Er ist 83 Jahre alt, an der linken Seite gelähmt und hat einen doppelten Leistenbruch. Er muß die ganze Nacht herumlaufen und durch Pfeifen seine Wachsamkeit erweisen. Wenn er im Dunkeln hinfällt, kann er nicht wieder aufkommen und bleibt liegen, bis ihn jemand findet. Klagt der Alte, so hört er die Worte: „Na, Hans, seid man zufrieden, Ihr werdet's ja doch nicht lange machen!“ Auch ein Trost!

War es freundlich Veröhnen-wollen oder abgründige Bosheit, was daselbe Blatt bewog, neben dieses düstere Kulturbild ein — sagen wir — farbenreicheres zu bringen? „Vierzehn Tage lang“, so erzählt das Blatt, „war der berittene ‚Brautbitter‘ unterwegs, um die in näherer und weiterer Entfernung von Isernhagen (Kreis Burgdorf) wohnenden Verwandten und Bekannten des Brautpaares zur Hochzeit zu laden. Nach der Stadt Hannover waren die Einladungen brieflich ergangen, da das Erscheinen des Brautbitters in seinem mit bunten Seidenbändern und Talerstücken benährten Zylinderhut sicherlich Aufsehen erregt und eine Menschenansammlung im Gefolge gehabt hätte. Über 400 Personen waren der Einladung gefolgt und im Hause des Hofbesizers und Gastwirts M. in Isernhagen eingetroffen, um an dessen Hochzeit mit des Nachbars schmuckem Töchterlein teilzunehmen. Bei dem Kirchzuge wurde der Brautwagen von dem Brautbitter zu Pferde begleitet. In geschützter Lage zwischen zwei Häusern war ein Zelt errichtet, das mit dem Wohnhause in Verbindung stand. Trotz der Kälte wurde im Zelt gegessen und getrunken, nachher getanzt . . . Und was wurde alles verzehrt und getrunken von den 400 Geladenen? Ungeheure Mengen der erlesensten Speisen und Getränke wurden aufgetischt.“

Derartige Festlichkeiten, zu denen Hunderte von Gästen geladen und oft tagelang gespeist, getränkt und beherbergt werden, sind in manchen ländlichen Distrikten keineswegs seltene Vorkommnisse. Neulich wurde im Kreise Friedland a. M. eine Hochzeit gefeiert, an der 150 Gäste teilnahmen. Diese verzehrten: 1 Rind, 4 Schweine, 3 Kälber, 5 Schafe, 30 Gänse, 25 Enten und 20 Hühner. An Getränken wurden verbraucht: 5 Tonnen Bier, 30 Liter Rum, 25 Liter Rognak, 20 Liter dänischer Korn, 100 Flaschen Wein, 200 Flaschen Limonade und Selters, während 15 Kisten Zigarren das Rauchbedürfnis befriedigten. Bei der dreitägigen Feier spielten zehn Musikanten zum Tanze auf.

Man sieht, es wohnt und „notleidet“ sich auch unter „strohgeflickten Dächern“ ganz behaglich.

\* \* \*

Des Betruges angeklagt, erschienen vor der Strafkammer des Landgerichts in Straubing (Bayern) die Kleinbauersleute Johann und Therese G.

und ihre einundzwanzigjährige Tochter. Sie hatten der Tochter einer verstorbenen Bäuerin vorgeredet, ihre Mutter befinde sich verschiedener Sünden wegen im Fegefeuer, allwo sie unter fürchterlichen Qualen den bekannten Läuterungsprozeß durchzumachen habe. Um Rettung zu suchen, habe sie einen Ausflug ins Diesseits gemacht, indem sie in lichterloh brennendem Gewande einer Klosterfrau erschienen sei und gesagt habe, die Tochter möge sie doch durch eine Spende von fünftausend Mark zu gottwohlgefälligen Zwecken aus ihrem schrecklichen Aufenthaltsort befreien. Das gute Mädchen gab ohne langes Besinnen das Geld her.

Daß die betrügerischen Bauersleute zu Gefängnis verurteilt wurden, ist selbstverständlich und kann uns nicht über die beschämende Tatsache hinweghelfen, daß solche Fälle religiösen Idiotismus in gewissen Gegenden des Reiches nicht einmal nur vereinzelt vorkommen. Auf dem geistigen Niveau jenes so gutherzigen wie bedauernswerten Mädchens stehen mehr „fromme“ Seelen, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. —

In Ludwigshafen wirken an den dortigen gemischten Schulen zwei Handarbeitslehrerinnen, die zufällig beide protestantisch sind. Das Seelenheil der katholischen Schulkinder ist in Gefahr, der katholische Stadtpfarrer geht darob bis zum Kultusminister. Der gibt dem Pfarrer vom Standpunkt der Parität aus recht, erklärte aber, angesichts der vollzogenen Tatsache könne jetzt nicht gut etwas geändert werden. Der Minister spricht die Erwartung aus, daß bei künftigen Neubesetzungen der Parität Rechnung getragen werde. —

Als man in Hochheim a. M. evangelische Kirchweih feierte und auch ein Karussell aufgeschlagen wurde, verbot der Herr Kaplan W. im Religionsunterricht und in der Kirche den katholischen Kindern aufs strengste den Besuch des bösen evangelischen Karussells! —

Evangelische Strümpfe, katholische Strümpfe; katholische Karussells, evangelische Karussells: so mußte es kommen!

Als Musterknaben der Parität haben sich die Inhaber der Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen, vorm. Epple u. Burgbaum, A.-G. in Augsburg erwiesen. Sie haben das Problem in klassischer, ja in geradezu idealer Vollkommenheit gelöst. Nach der „Frankf. Ztg.“ verbreiten sie in Ober- und Niederbayern eine gedruckte Geschäftsempfehlung, die am Schlusse den Satz enthält: „Die Firma ist christlich (!), unser Herr Burgbaum ist Katholik.“ Und im evangelischen Mittelfranken kursiert dasselbe Schriftstück mit der Schlußbemerkung: „Die Firma ist christlich, unser Herr Epple ist Protestant.“

Ein katholischer Geistlicher aus Breslau stellt der „Schles. Volksztg.“ folgenden eingeschriebenen Brief aus Berlin zur Verfügung: „Berlin, 26. August 1903. Ew. Hochwürden! Von verschiedenen, anscheinend gut unterrichteten Persönlichkeiten wurde mir wiederholt erzählt, daß die katholische Kirche Damen, die zum Katholizismus übertreten, in generösester Weise durch oft bedeutende Geldmittel weiter hilft. Ew. Hoch-

würden bitte ich, mir Auskunft zu geben, inwieweit dies auf Wahrheit beruht. Mein Mann ist Katholik, ich mit meinen beiden Kindern, welche  $4\frac{1}{2}$  und  $1\frac{1}{2}$  Jahre alt sind, evangelisch. Falls sich die Kirche bereit erklärt, mir ein Kapital von 10000 bis 12000 Mk. (!), das mein Mann dringend braucht, zur Verfügung zu stellen, würde ich mit meinen Kindern zur katholischen Kirche übertreten. Ew. Hochwürden sollen in solchen Fällen bereits öfters hilfreich vermittelt (!) haben und bitte auch ich um Ihre Unterstützung. Sollten sich Ew. Hochwürden mit dieser Sache nicht befassen wollen, bitte ich herzlich, mir eine Persönlichkeit zu nennen, welche sich meiner annehmen würde, oder mir gütigst mitzuteilen, wie ich den Papst, an den ich mich dann persönlich wenden (!) würde, anzureden hätte. Ew. Hochwürden voraus herzlich dankend, bin ich Ihre ergebene B. R." —

In der obersten Klasse einer höheren Schule in Westdeutschland hat ein Protest der Schüler gegen die Ausführungen des Lehrers der Naturwissenschaften stattgefunden. Als dieser Herr über die Gestalt und die Bewegungen der Erde, über ihre Stellung im Sonnensystem und über die Entstehung des Weltalls nach der Kant-Laplaceschen Hypothese sprach, fingen die Schüler zu lärmern an und erklärten, daß der Herr Pastor ihnen bereits im Religionsunterricht gesagt habe, daß alle diese Behauptungen unwahr seien.

Das Verfahren des Geistlichen ist mindestens sehr unpädagogisch. Was sollte aus dem Unterricht werden und wo sollte das Vertrauen der Schüler zu ihren Lehrern bleiben, wenn die eine Lehrkraft das, was die andere vorträgt, für Unwahrheit erklären wollte? In der Sache selbst ist zweierlei zu unterscheiden: die feststehenden Ergebnisse der Wissenschaft, wie Gestalt, Bewegungen und Stellung der Erde im Sonnensystem, von den noch unbewiesenen Theorien über die Entstehung des Weltalls, wie die Kant-Laplacesche Hypothese. Hat der Lehrer der Naturwissenschaften, wie anzunehmen ist, diesen Unterschied seinen Schülern dargelegt, so hat er getan, was seines Amtes ist. Denn auch die wichtigsten naturwissenschaftlichen Hypothesen und Theorien muß jeder, der auf Bildung Anspruch macht, kennen, mag er sich von ihnen überzeugen lassen oder nicht. Eine „höhere Schule“, die ihre Schüler aus der „obersten Klasse“ ohne Ahnung von der Kant-Laplaceschen Theorie entließe, wäre ein recht bedauernswertes Institut.

Die Bekenner beider Kirchen, die schon genug angefeindet werden, brauchten doch ihren Gegnern nicht immer neue Waffen liefern. In einem in Barmen erscheinenden Blatte war leider folgendes Eingefandt zu lesen:

„Angesichts der schrecklichen Katastrophe des Brandunglücks in Chicago wäre es wohl zu erwägen, ob es notwendig sei, ein Stadttheater in Barmen zu bauen. Die Statistik hat nachgewiesen, daß in den letzten 100 Jahren durchschnittlich 11 Theater in jedem Jahre abgebrannt sind. Da es in Barmen eine Menge Bürger gibt, die auch

gute Steuerzahler sind, jedoch dem Theaterleben nicht hulldigen können, weil es keine Gott wohlgefällige Einrichtung ist, so fühlt sich Einsender gedrungen, da auch das Barmer Theater im Laufe der Jahre schon zweimal abgebrannt (!) ist, den Herren Stadtvätern die Frage vorzulegen, ob der Bau eines neuen Theaters ein unumgängliches Bedürfnis sei."

Da kann der Spötter natürlich nicht ausbleiben: „Hoffentlich macht der fromme Einsender bald eine Statistik über Kirchenbrände, Blitzschläge in Kirchtürme usw. auf.“

Der Spott ist wohlfeil, — um so schlimmer, wenn er trifft. Durch solche Rundgebungen wird nur das törichte, aber weitverbreitete Vorurteil genährt, daß „das Christentum“ kunst- und bildungsfeindlich sei. —

Wer auch die Randbemerkungen im Buche des Lebens liest, das Kleine und Kleinste beachtet, wird daraus manchmal mehr lernen, als aus den großen Haupt- und Staatsaktionen, die doch alle mehr oder weniger „gemimt“ werden, die wahre Natur der Dinge also verbergen. Da schreibt z. B. ein Leser an sein Berliner Blatt:

„Am Montagnachmittag gegen 3/4 2 Uhr bestieg am Anhalter Bahnhof ein Eisenbahnbeamter einen Straßenbahnwagen der Linie 93 und nahm im Innern des Wagens Platz. Plötzlich holte der neue Fahrgast ein Päckchen Traktätchen hervor und verteilte sie an die übrigen Fahrgäste. Die Frage einiger entrüsteten Fahrgäste, ob er als Beamter von seiner Behörde dazu autorisiert sei, beantwortete er bejahend, und suchte sein Verhalten unter Hinweis auf ‚unsern religiösen Kaiser‘, unsern ‚Heiland‘, auf den wir getauft sind, usw. zu rechtfertigen. Die Fahrgäste verbateten sich energisch die Belästigung und verlangten, daß der aufdringliche Fahrgast aus dem Wagen gewiesen werde. Der Schaffner ersuchte den Herrn, auf der Hinterplattform Platz zu nehmen, erklärte aber, nicht berechtigt zu sein, ihn zum Verlassen des Wagens aufzufordern.“

Ich habe nun für das Werben mit Traktätchen u. dgl., so herzensgut es auch gemeint sein mag, wenig übrig. Diese Schriftchen haben meist einen unangenehm frömmelnden Beigeschmack und sind nach ihrer ganzen Art wenig geeignet, religiös indifferente oder gar feindlich gestimmte Seelen zu gewinnen. Auch die Art der Verteilung mit der Berufung auf den Kaiser ist mir wenig sympathisch. Macht sie nicht fast den Eindruck, als solle man aus „Loyalität“ gegen den irdischen Machthaber an Gott und Jesum Christum „glauben“? Aber wozu nun die große Aufregung, die „Entrüstung“ über die Verteilung der doch niemand beleidigenden Schriftchen? Da schaut doch geradezu aufgespeicherter Haß, angesammelte Galle gegen das Christentum, richtiger: die Kirche, heraus. Hätte Einer unter diese so empfindlichen Fahrgäste das „Kleine Wigblatt“ oder irgend ein Extrablatt verteilt, so hätten sie mit beiden Händen zugegriffen und dem gütigen Spender noch einen schönen Dank gesagt. Aber etwas von der Kirche, von den „verfl. . . . . Pfaffen“? — „Raus mit dem Kerl!“



Noch ein sehr bezeichnender Zug in der Psyche des deutschen Spießers läßt sich aus dem Bericht herausdestillieren: die subalterne Gesinnung, die sich in die Frage des „entrüsteten“ Fahrgastes ergießt, ob der Schriftverteiler denn auch „als Beamter von seiner Behörde dazu autorisiert“ sei. Am liebsten würde er ihn seiner „vorgesehenen Behörde“ denunzieren. Er kann in seiner Knechtseligkeit nun einmal nicht anders, er muß ständig, im Wachen und Schlafen, an „Vorgesetzte“ und „Behörden“ denken. Und dieser „freigesinnte“ Bürger wird jederzeit bereit sein, nach der Polizei und dem Staatsanwalt zu rufen. Überdies: gegen Kirche und Religion darf man — mutig sein, wenn man sich nur grober Gotteslästerungen enthält. Da schwillt dem „freien“ Bürger trutzig die Mannesbrust. Wenn statt der religiösen Schriften ein Bild des Kaisers verteilt worden wäre, der Rädte hätte seine „Entrüstung“ zu zügeln gewußt.

Und doch bleibt die „Stadt der Intelligenz“ im blödesten Aberglauben hinter dem platten Lande nicht zurück. Blüht doch in Berlin ein geradezu gemeingefährlicher Schwindel, dem weder Polizei, noch Staatsanwälte und Richter etwas anzuhaben vermögen. Die Gesundheitserei wird, trotz aller Feststellungen im vorigen Jahre, frech und fromm weiter betrieben, und das Schönste an der Sache ist, daß der Betrieb von den „höheren“ Kreisen, den Kreisen von „Geburt, Bildung (!) und Besitz“, gefördert wird. Vielleicht halten sich die Behörden zurück, weil sie meinen, daß es sich hier um jene Macht handelt, gegen die „Götter selbst vergebens“ kämpfen. Aber sie haben wohl andere Gründe.

Fünf Damen sind es, die in dem Hause Augsburgersstraße 100 das ebenso einfache wie einträglich Geschäft ausüben. Sie gehen dabei mit äußerster Vorsicht zu Werke. Kein Firmenschild prangt an der Tür. Nichts verrät dem Uneingeweihten, daß sich in der Augsburgersstraße 100 die „erste Kirche der Christian Science“ befindet. Auf einem einfachen Schild an der Korridorüre steht „Seal“, und nur der Vertraute weiß, daß dieses der Name der Leiterin ist; die Frau Frances Thurber Seal, C. S. B. Lehrerin und Praktikerin der Heilkraft, hat die Wohnung gemietet, bildet junge Mädchen im Beten aus und betreibt nebenbei einen schwunghaften Handel mit Christian Science-Lektüre. Wenn ein hilfeschuchender Kranker den Damen in die Hände gefallen ist, so wird ihm zuerst versprochen, daß er bald wieder völlig gesund sein würde. Mag die Krankheit noch so weit vorgeschritten sein, er erhält den Trost, schnell und völlig geheilt zu werden. Aber er muß vorerst ein Buch kaufen, das die „Erfinderin der christlichen Wissenschaft, die ehrwürdige Mrs. Eddy“ verfaßt hat. Das Buch steht im Format und Ausführung einer Zweimarkfünzig-Bibel gleich, kostet aber — siebenzehn. Außerdem ist die Anschaffung mehrerer Broschüren à 50 Pfg. und ein Abonnement auf den „Christian Science Herald“, eine Monatschrift für 10 Mark, sowie auf das vierteljährlich erscheinende „Bibeltext-Verzeichnis“ à Heft 1 Mark — Ehrenpflicht. Die Behandlung kostet jedesmal mindestens 3 Mark,

jedoch sind der Wohltätigkeit keine Schranken gesetzt. Die „Behandlung“ geht in folgender Weise vor sich: Der Patient nimmt in einem eleganten Sessel Platz, die behandelnde „junge“ Dame ihm gegenüber. Man spricht und plaudert ein Weilchen, dann schließt die Jungfrau die Augen, Zehn Minuten Pause, — und der Patient kann gehen, um am nächsten Tage wiederzukommen. Und jede dieser Behandlungen kostet „nur“ 3 Mark. Kein Kranker darf einen Arzt konsultieren, sobald er sich in der Augsburgersstraße 100 behandeln läßt, weil sonst das Beten dem Kranken nichts hilft. Wenn dem Kranken endlich die Augen aufgehen und er zu einem Arzt kommt, so verschweigt er aus Scham, so töricht gewesen zu sein, die üble Erfahrung, und aus diesem Grunde können die fünf „Heilkünstlerinnen“ unbeanstandet weiter beten. Wer aber etwa unbequem werden will, wer Rechenschaft wünscht und sich beklagen möchte, der wird nicht mehr vorgelassen. Daß es auch überzeugte Anhänger, also Geheilte gibt, darf nicht Wunder nehmen. Wem ist es nicht bekannt, daß sich oft die Natur selbst hilft, daß nach einiger Zeit die Krankheit oftmals wieder verschwindet? Das sind dann „Heilerfolge“! Jedenfalls ist es Sache der maßgebenden Behörden, einer Gesellschaft auf die Finger zu sehen, die schlimmer als der ärgste Kurpfuscher ihr Wesen treibt.

Auch der Wahrsagerunfug steht in der „Stadt der Intelligenz“ in Blüte, wie folgender Reklamezettel zeigt, der jetzt in dem Stadtteile Moabit in den Wohnungen alleinstehender Damen abgegeben wird. Er lautet: „Achtung! Durch Beschluß des königlichen Amtsgerichts (!) und des hohen Landgerichts (!) I vom 30. Januar und 14. Febr. 1902 ist das Verteilen meiner Zirkulare nicht strafbar — und meine Kunst gerichtlich erlaubt. Kartenkünstlerin Frau Chiromantin A. (folgt Wohnung) sagt nur Damen gewissenhaft bevorstehendes Schicksal, Glücksfälle und Zukunft! Sie ist durch nachweisbar große Erfolge, Anerkennungen und Zeitungsberichte als Chiromantin weltbekannt. Wurde von Tausenden Klienten konsultiert aus: Berlin W., Charlottenburg, Schöneberg und Potsdam und Umgebung. Sprechzeit täglich von 10—2 Uhr und 4—9 Uhr. Sonntage und Feiertage ist dieselbe Sprechzeit. Zur besonderen Beachtung: Wegen der vornehmen und besseren Mieter im Hause kann ich nur Damen in anständiger Garderobe zur Konsultation zulassen. Herren finden von jetzt ab bei mir keinen Zutritt (!) mehr. Die Damen werden im Sprechzimmer einzeln vorgelassen. Das Mitbringen von Sunden ist nicht gestattet.“

Gänse müssen gerupft werden: damit mag wohl das Orakel von Berlin W. sein Gewissen, sofern es noch über ein solches verfügt, beschwichtigen. Und in bezug auf die Beschaffenheit der Kundschaft täuscht es sich ja auch nicht. Und so müssen halt die armen Gänschen Federn lassen. Und sie tun's so gern, es ist ja so süß, wenn ihnen aus Karten und Kaffeesatz der so heiß ersehnte Zukünftige in nahe Aussicht gestellt wird.

\* \* \*

Unter den mancherlei unerfreulichen Erscheinungen, die unsere überhitzte, mehr äußerliche als innerliche Kulturentwicklung namentlich in den Großstädten züchtet, drängt sich eine dem Beobachter je länger, desto unabweisbarer auf: Entartung des Willens. Was alles wir auch vor unseren Vorfahren voraus haben mögen, — eine solche Menge von Schwächlingen und entnervten Individuen haben sie nicht hervorgebracht. Die Selbstmorde aus den denkbar wichtigsten Gründen häufen sich in unheimlicher Weise. Man kann kaum eine Berliner Zeitung aufschlagen, ohne auf etliche Selbstmorde zu stoßen. Vielleicht springt uns das jetzt, infolge der größeren Öffentlichkeit, mehr in die Augen als früher. Es ist aber weniger die Zahl das Besondere und gleichzeitig Typische dieser Seitererscheinung, sondern deren psychologische Beweggründe.

Selten liest man, daß bittere, verzweifelte Not oder unheilbare Krankheit, diese immerhin menschlich-verständlichen Motive, der Grund zum Selbstmord waren. Vielfach sind es ganz unbedeutende, im Verhältnis zu der Tragweite und Widernatürlichkeit der Tat geradezu lächerliche Anlässe. Da geht z. B. ein junges Mädchen, dem die Mutter den Besuch eines Balles verboten hat, auf den Boden und erhängt sich. Kaum den Rinderschuhen entwachsene Knaben, die eine schlechte Zensur nicht nach Hause bringen wollen, töten sich aus Furcht vor Strafe. Was sind das für Knaben! Eine seelische Verstimmung, ein bloßer Ärger hat schon oft genügt, denkende und fühlende Wesen in den freiwilligen Tod zu treiben.

Am häufigsten lesen wir in den großstädtischen Lokalberichten von Selbstmorden aus „unglücklicher Liebe“. Was man so „Liebe“ nennt! Diese „Liebe“ hat wohl nur in den seltensten Fällen eine entfernte Verwandtschaft mit der christlichen Nächstenliebe oder auch nur mit wahrer Freundschaft. Sie ist vorwiegend sexueller Natur. Versagt sich die oder der „Geliebte“ dem oder der „Liebenden“, so glaubt der oder die „Geliebte“, daß dieser Zustand nicht zu ertragen sei, und vernichtet sich selbst. Die Selbstmorde dieser Art sind in den meisten Fällen nur Akte einer durch gewisse Instinkte erzeugten Selbsttäuschung, der keine irgend ausreichende Willenskraft Widerstand entgegensetzt. Sentimentalität ist also hier kaum am Platze. Welcher Art diese Liebe ist, erkennen wir sofort, wenn Zank, Eifersucht, Verlassen des oder der „Geliebten“ im Spiele sind. Dann offenbart sich gar herrlich die Bestialität zwischen den Liebenden, und jene typischen Raßbalgereien und Schießereien beginnen, von denen die Blätter voll sind und die leider nur selten vor Gericht die gebührende Ahndung finden.

Aus welchen Gründen die „Krone der Schöpfung“, der homo sapiens, unter Umständen sein Leben fortwirft wie einen schmutzigen Lappen, mögen einige Fälle veranschaulichen.

Ein junger Mann, der bei einem Molkereibesitzer in Berlin in Stellung war, verliebte sich auf dem Tanzboden in eine Näherin, die fünf Jahre älter ist als er. Weil er noch so jung war, gab er sie jedoch überall für seine Schwester aus. Eines Tages berichtete er einem Arbeitsgenossen, daß

das Mädchen nicht seine Schwester, sondern seine Braut sei. Den Abend vorher habe er mit ihr einen Ärger gehabt, den er nicht überleben könne. Abends vermifste man den jungen Rutscher, suchte nach ihm und fand ihn auf dem Heuboden als Leiche an einem Balken hängen. —

Nach einem Zanf mit der Hausfrau versuchte sich das 19 Jahre alte Dienstmädchen Martha Sch., das bei dem Oberpostassistenten L. in Stellung war, mit Leuchtgas zu vergiften. Als die Hausgenossen morgens Lärm in der Wohnung hörten, erzählte ihnen das Mädchen später, die Hausfrau habe ihr gekündigt und wolle ihr das Weihnachtsgeschenk wieder abnehmen. Als nun Frau L. nachmittags mit ihrer Tochter ausgegangen war, verriegelte das Mädchen die Rükchentür, drehte die Hähne der Kochmaschine und der Gaslampe auf und legte sich angekleidet auf den Fußboden der Küche, um sich durch Einatmen des Gases zu töten. Um 6 Uhr kehrte Frau L. nach Hause zurück und mußte die Rükchentür durch einen Schlosser öffnen lassen. Das Mädchen war bewusstlos und wurde, dem Tode nahe, auf Veranlassung eines Arztes von der Revierpolizei nach der Charité gebracht. —

Das Ehepaar L. in Berlin ist erst seit etwa einem Jahre verheiratet und lebte im besten Einvernehmen. Beide sind noch sehr jung, L. ist 24, seine Frau 23 Jahre alt. Ein dem Ehepaar vor drei Monaten geborenes Kind befestigte das Familienband nur noch stärker. Das Einkommen des Mannes, eines kleinen Postbeamten, wurde durch Nebenverdienst der Frau, die für ein Konfektionsgeschäft Mäntel nähte, noch um 10—12 Mk. pro Woche vergrößert. Nichts schien also dem Glück des Paares entgegenzustehen, bis vor einiger Zeit das Kind zu kränkeln anfang. Es litt an allgemeiner Schwäche und hatte in den letzten Tagen Brechdurchfall. Die Mutter machte sich selbst über die Krankheit die schwersten Vorwürfe und klagte sich an, das Kind ungenügend genährt zu haben. Der behandelnde Arzt und Bekannte der Frau suchten sie nach Möglichkeit zu beruhigen, aber sie war untröstlich. Als der Arzt das leztmal die Wohnung der Frau L. verlassen hatte, äußerte er zu der Frau des Portiers, daß die Krankheit des Kindes in Kürze behoben sein werde. Frau L., die durch diesen Trost keineswegs beruhigt war, faßte unterdessen den Entschluß, mit ihrem Kinde zusammen in den Tod zu gehen. Sie verschloß ihre Wohnung, nahm das Kind auf den Arm und ging in die 5. Etage des Hinterhauses, in der sich die Boden befinden. Dort versuchte sie zunächst das Flurfenster zu öffnen. Dies war aber vergeblich, da die Fenster stets geschlossen bleiben. Kurz entschlossen schlug die Unglückliche eine der großen unteren Scheiben ein. Das herunterfallende Glas hatte aber einige auf dem Hofe beschäftigte Personen aufmerksam gemacht, und als sie die verstört aussehende Frau sich zum Fenster herausbeugen sahen, ahnten sie Unheil und liefen die Treppe hinauf, um die Unselige an ihrem Vorhaben zu verhindern. Aber es war zu spät. Frau L. hatte das Kind in ihre Schürze eingebunden und — als wenn sie ihren Sturz nicht sehen wollte — sich rückwärts vom Fenster

n den Hof hinabfallen lassen. Die Wucht des Sturzes hatte das Kind sofort getötet, die Mutter lebte noch einige Minuten. —

Der 32 Jahre alte, aus Rudolstadt gebürtige Kanzleigehilfe Richard B., der bei einer Unfallversicherungsgesellschaft in Berlin angestellt war, machte eines schönen Tages eine „Bierreise“, auf die er seine Ersparnisse von 60 Mk. mitnahm. Spät in der Nacht kam er ohne Geld nach Hause und sagte seiner Wirtin, daß er seine Barschaft verloren habe oder daß sie ihm gestohlen sein müsse. Bald darauf erschoss er sich. Man nimmt an, daß der Mann nicht imstande war, seiner Braut ein Weihnachtsgeschenk zu kaufen, und nicht den Mut hatte, sich ihr zu offenbaren! —

Aus Furcht vor Strafe wegen Belästigung einer Frau hat sich ein 27 Jahre alter Eisenbahnarbeiter das Leben genommen. Er war ledig und wohnte in Schlafstelle. Bei den Hausgenossen galt er als ein ruhiger und anständiger Mensch. Am 16. Juni 1903 aber spielte ihm der im Übermaß genossene Alkohol einen schlimmen Streich. Als er angetrunken durch die Straße ging, machte er einer anständigen Frau unsittliche Anträge. Die Belästigte rief ihren Mann, der ihr mit seiner Schwägerin in geringer Entfernung folgte, zur Hilfe und der unschöne Auftritt endete nun damit, daß E. auf der Revierwache festgestellt wurde. Die Folge war eine Anklage vor dem Landgericht I. Die Hauptverhandlung mußte auf längere Zeit hinausgeschoben werden, da der Ungeschuldigte fünf Wochen krank lag. Jetzt erhielt er die Nachricht, daß sie anberaumt war, und geriet in große Aufregung. Scham und Furcht vor der Bestrafung, die ihm bevorstand, veranlaßten ihn, sich zu erhängen. —

Aus Abneigung gegen die zukünftige Schwiegertochter (!) hat sich die 65 Jahre alte Witwe des Fuhrherrn E. das Leben genommen. Ihr 25jähriger Sohn Otto verlobte sich vor einiger Zeit mit einer Näherin, die in demselben Hause wohnt und der alle Hausgenossen das beste Zeugnis ausstellen. Frau E. aber hatte eine Abneigung gegen das Mädchen, und sie äußerte mehrmals, daß sie sich an dem Tage, an dem die Papiere zum standesamtlichen Aufgebot einliefen, aufhängen werde. Sie machte diese Drohung wahr, nachdem die Papiere angekommen waren. Als die Braut ihre zukünftige Schwiegermutter besuchen wollte, sah sie zu ihrem Entsetzen, daß sich die alte Frau in der Wohnstube mit einem Strick an der Türklinke erhängt hatte.

Was ist das alles anderes, als völlige Widerstandslosigkeit, völliges Versagen der Willenskräfte gegen Härten und Schrockheiten des menschlichen Lebens, an denen wir uns doch alle stoßen müssen, ohne daß uns deshalb der Gedanke an Selbstvernichtung auch nur einfiel. Ob es sich nun um klägliche Waffenstreckungen vor jeder Unbill des Lebens handelt, oder um die willenlose Hingabe an die eigenen Instinkte und Leidenschaften um den Preis der Würde, Ehre und Selbstachtung —: es ist immer derselbe morsche, innerlich ausgehöhlte Baum, auf dem diese faulen Früchte reifen.

Unter der Spitzmarke „Schwachheit, dein Name ist — Mann“ wird dem „Frankf. Gen.-Anz.“ folgender Fall fortgeschrittener Kultur berichtet: „Mit dem Frankfurter Schnellzug traf auf dem Kasseler Bahnhof eine kleine Reisegeellschaft ein: ‚Er‘ ein junger Mann, sehr brünett, sehr fein, ‚sie‘ eine gut erhaltene kleine Frau. ‚Zubehör‘: drei Rindlein im Alter von 3—8 Jahren. Man mietet sich in einem Gasthof ein. Im Fremdenbuch ist ganz ehrbar zu lesen: Herr X. nebst Frau und Kindern aus W., einer Stadt, die nicht weit von Frankfurt liegen soll. Die Flitterwochenzärtlichkeit des Paares erregt einiges Aufsehen; Hochzeitsreisende mit drei Kindern im Schlepptau ist man noch nicht gewöhnt. Ubrigens scheinen die Kleinen etwas gedrückt. Am nächsten Tage trifft wiederum mit dem Frankfurter Schnellzug ein junger Mann ein, der sehr übernächtigt, sehr aufgereggt aussieht, in eine Droschke fällt und zehn Minuten darauf bei der Kriminalpolizei stürmisch die kleine Reisegeellschaft von gestern für sich in Anspruch nimmt. Er müsse sie finden — tot oder lebendig. ‚Sie‘ sei seine Frau, ‚er‘, mit dem sie durchgegangen, sei erster Gehilfe, die Kinder seien die seinen. Die Polizei glaubt ihm alles. Eifrige Nachforschungen folgen, endlich gibt’s ein Wiedersehen. Der Herr Gemahl tobt wie ein Berserker, aber die kleine Frau bleibt ruhig und kühl bis ans Herz hinan. Er droht mit Verhaftung, gewaltsamem Rücktransport, sie lacht ihn einfach aus. Jetzt verlegt er sich aufs Bitten; alles soll vergeben und vergessen sein. Umsonst bleibt sein Flehen, nichts rührt das harte Herz der Treulosen. Da greift er — nicht zum Revolver, sondern zu einem viel durchschlagenderen Mittel: der Herr Gehilfe darf mit zurückfahren, er darf weiter im Geschäft bleiben. Darauf Veröhnung und Rückreise im besten Einvernehmen. Und die Moral von der Geschichte: Schwachheit, dein Name ist — Mann! Das Firmenschild aber soll eine kleine Änderung erfahren. Hinter dem Namen werden zwei inhaltschwere Worte erscheinen: und Co.“ —

Man muß gewisse, viele Spalten füllende Anzeigen im offiziellen „Berliner Lokal-Anzeiger“ lesen, in denen „Damen besserer Stände“ (bitte: nur „besserer“!) „liebevoller Aufnahme“ und „kein Heimatsbericht“ in Aussicht gestellt wird, und man wird das nachstehende Kulturbild aus Berlin W. zu würdigen wissen.

Einem „eigenartigen Treiben“, wie’s in den Blättern sehr gewählt heißt, ist man in Berlin W. soeben auf die Spur gekommen. Eine Frau E. und deren Tochter, die als Soubrette unter dem Namen Cleo de Vitè auftrat, mieteten in der Rollendorfstraße 28 eine herrschaftliche Wohnung. Da der Wirt sich in der früheren Wohnung in der Moxstraße beim Portier nur über die Zahlungsfähigkeit Auskunft einholte, wurde ihm ein günstiger Bescheid zuteil. Nach dem Einzug der neuen Mieter liefen beim Wirt zahllose anonyme Briefe über die Qualität der Mieterinnen und das Treiben in ihrer Wohnung ein. Der Wirt, der zuerst nichts darauf geben wollte und dies nur für Verleumdung hielt, mußte sehr bald zur Erkenntnis der Wahrheit

gelangen, da er bei einem Besuche, den er zum Zweck einer Information bei den Damen machte, eines Besseren belehrt wurde. Als er gegen Abend Einlaß begehrte, wurde ihm von einem Herrn geöffnet, der sich nach seinen Wünschen erkundigte. Als er sich diesem als Wirt zu erkennen gab und den Zweck seines Besuches mitteilte, stellte sich ihm der andere als Kriminalkommissar vor mit der Erklärung, daß das Treiben der Damen bereits zur Kenntnis der Kriminalpolizei gelangt sei, und deshalb in dieser Sache von ihm Ermittlungen angestellt würden. Die jüngere Dame war bereits verhaftet, während die Rückkehr der Mutter noch erwartet wurde. Die Verhaftung der Frau E. ist inzwischen erfolgt, während die Tochter wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Eine vorgenommene Haussuchung bestätigte den Verdacht, daß hier Verbrechen gegen das Leben gewerbmäßig verübt wurden. Die Sache muß sehr rentabel gewesen sein, da man auch eine Summe von tausend Mark vorfand. Während der Haussuchung meldete sich eine vornehme französische Dame, die noch 300 Mk. zahlen wollte, nachdem sie schon vorher 600 Mk. angezahlt hatte. Auch eine jüngere Dame aus Mannheim wurde bei ihrer Visite abgefangen und verhaftet. —

In dem Flur eines Hauses in der Berliner Chausseestraße fand man abends ein etwa 24jähriges junges Mädchen in total betrunkenem Zustande auf, in dessen Begleitung sich eine „Dame“ befand, die die Umstehenden unter Tränen hat, ihr doch beim Transport der Bewußtlosen nach ihrer gemeinsamen Wohnung behilflich zu sein. Auf Befragen erzählte die Begleiterin folgende romantisch klingende Geschichte. Ihre „Freundin“, welche sie erst seit einem Vierteljahr kenne und die eine verhängnisvolle Vorliebe für alkoholische Getränke habe, sei die Tochter eines hohen ostpreussischen Verwaltungsbeamten. Die Familienverhältnisse im Elternhause waren aber sehr unglückliche, denn die Mutter, die nebenbei dem Alkohol auch sehr zugetan war, unterhielt ein unerlaubtes Verhältnis mit einem Regierungsassessor. Der kränkliche Vater, der bedeutend älter war als seine Frau, konnte die Schande nicht überleben und beging Selbstmord, indem er sich auf dem Futterboden seines Pferdestalles aufhing. Diese trüben Familienverhältnisse blieben nicht ohne Einwirkung auf die Kinder, und die älteste Tochter, eine pikante Schönheit, sank schließlich tief. . . Bemerkt wird in dem Bericht noch, daß der Liebhaber der Mutter, der damalige Assessor, gegenwärtig in Berlin Geheimer Rat sei und eine sehr bevorzugte Stellung einnehme!

„Opfer fallen hier, Weder Lamm noch Stier, Aber Menschenopfer unerhört!“ Hat denn das arme Geschöpf niemand, gar niemand auf der weiten Welt gehabt, der ihm Stütze und Hilfe hätte sein können? In welchen Abgrund von Ruchlosigkeit, Strebertum läßt uns dies Kulturbild blicken!

In die sogenannte Gesellschaft spielt auch der folgende „soziale Roman“ hinein. Der Kellner S. waltete im Sommer 1902 als Oberkellner

im Hotel Royal in Dresden-Neustadt. Dort wohnte in der Zeit vom 21. bis 24. August 1902 eine Frau M., die Ehefrau eines reichen Kaufmanns in Hamburg. Sie fand Gefallen an dem schmucken jungen Mann, und obwohl sie verheiratet ist, einen Sohn, der Offizier ist, und zwei an Offiziere verheiratete Töchter hat, fing sie mit ihm ein Liebesverhältnis an. Sie siedelte in das Grand Hotel Union über, ging mit S. wiederholt aus und empfing ihn auch in ihrem Zimmer. Von Dresden ging sie nach Wiesbaden, schrieb von dort eine Reihe von Liebesbriefen an S. und schickte ihm ihre Photographie. Als S. wieder nach Berlin zurückgekehrt war, wohnte er bei der Angeklagten R. Diese las eines Tages aus der Zeitung eine Mitteilung vor, wonach eine hochgestellte Dame mit einem Kellner durchgebrannt sei, und als sie zweifelte, daß so etwas vorkommen könne, brüstete er sich mit seinen eigenen Eroberungen und erzählte haarklein seine in Dresden erlebten Liebesabenteuer mit Frau M. Zum Beweise der Wahrheit holte er deren Briefe und ihre Photographie hervor und übergab beides der Frau R. Diese übersah mit einem Blick, daß die Briefe unbezahlbares Material zu Erpressungen böten, und ging unter Zustimmung des S. bald ans Werk. Nachdem sie sich bei einem Auskunftsbureau über die guten Vermögensverhältnisse der Frau M. unterrichtet hatte, schrieb sie an diese und drohte ihr, die Liebesbriefe ihrem Ehemann auszuhändigen. Frau M. war in tausend Ängsten und wurde in der Folge in einer erbarmungslosen Weise drangsaliert. Es begannen briefliche Auseinandersetzungen, und mündliche Besprechungen in Hamburg und Altona, wohin Frau R. wiederholt reiste, um ihrem Opfer noch nachdrücklicher die Pistole auf die Brust zu setzen. Zweimal hat Frau M. der Blutsaugerin je 100 Mk. in die Geldtasche gesteckt. Die R. war aber damit nicht zufrieden. Sie erschien noch einmal in Hamburg und verlangte 8—10000 Mk. — Die Unterredung war von dritter Seite in einem Versteck mit angehört worden. Auf ein verabredetes Zeichen kam der Ehemann der Frau M., dem diese inzwischen gebeichtet hatte, aus einem Nebenzimmer hervor und stellte die dreiste Erpresserin nachdrücklich zur Rede. Sie verpflichtete sich, die Liebesbriefe im Original einzuschicken, tat dies aber nicht. Endlich erfolgte die Anzeige und die Verhaftung der Angeklagten. Beide waren im ganzen geständig. — Der Staatsanwalt kennzeichnete die Handlungsweise der Angeklagten als eine grenzenlose Gemeinheit und beantragte zwei Jahre Gefängnis. Die 4. Strafkammer des Landgerichts I, Berlin, verurteilte die Angeklagte R. zu 2 Jahren, S. zu 8 Monaten Gefängnis. Beiden wurden je drei Monate auf die Untersuchungshaft angerechnet.

\*     \*     \*

„Ein zweites Forbach gibt es nicht!“ erklärte hochgemut vor versammeltem Kriegsvolke der Kriegsminister von Einem. Und nun, nach einigen Wochen, haben wir — Pirna! Die Toten reiten schnell.



„Oberleutnant R. vom Feldartillerie-Regiment Nr. 64 in Pirna,“ so wird von dort geschrieben, „ein tüchtiger und allgemein beliebter Offizier, verheiratete sich vor einigen Jahren mit einer Tochter des Geh. Medizinalrats W. Der Ehe entsproß ein Kind, um das sich die Mutter jedoch nicht viel gekümmert haben soll. Oberleutnant R. vertraute seiner Gemahlin vollkommen, und allerlei ungünstige Gerüchte über deren Lebenswandel, die schon im vorigen Sommer entstanden, drangen nicht bis zu ihm. Kurz vor Weihnachten reiste die ganze Familie zu den Eltern des Offiziers nach Lübeck, von wo dieser am 3. d. M. nach Pirna zurückkehrte, während seine Gemahlin bei den Verwandten blieb. Bald nach seiner Heimkehr wurde nun der nichts ahnende Gatte von Vorgesetzten in kameradschaftlicher Weise von dem unterrichtet, was man besonders in den Kreisen der Offiziersdamen bisher beobachtet hatte. Weitere Nachforschungen führten zur Auffindung von Brieffschaften der Frau, aus denen ihre Schuld sowie die Namen dreier Verführer (oder Verführter?) klar hervorgingen. Oberleutnant R. forderte bald nach dieser Entdeckung von Oberleutnant G. vom Artillerie-Regiment Nr. 64 eine Erklärung; dann folgten Verhandlungen vor dem Ehrenrate des Regiments und weiterhin vom 1. Januar ab unter scharfen Bedingungen im Graupaer Forste und im Boeser Holze innerhalb einer Woche die Zweikämpfe, aus denen der Beleidigte, der als ausgezeichneter Pistolenschütze bekannt ist, unverfehrt hervorging, während seine Gegner schwer verwundet wurden. Oberleutnant R. hat in dieser schlimmen Zeit mit Überwindung seiner seelischen Leiden Tag für Tag Dienst getan. Das Scheidungsverfahren ist bereits im Gange. Frau R. steht in den 20er Jahren und ist durchaus keine Schönheit.“

Nun muß der mißhandelte Gatte sich auch noch durch die ganze Reihe der Schänder seiner Hausehre durchschießen. Wie viele es sind, ist noch nicht festgestellt. Nach den „Informationen“ eines Berliner Montagsblattes hat Oberleutnant R. nicht drei, sondern acht Duelle bereits ausgefochten. Eines, das neunte, stehe noch bevor. Das bisherige Ereignis sei: 2 Schwerverletzte, 3 Leichtverletzte, 3 Unverwundete. Im achten Duell habe R. einen Schuß in die Ohrmuschel erhalten.

Anderer Blätter wußten zu erzählen, daß die Frau noch unverheiratet und die Offiziere erst Fähnriche waren, als sie die Verfehlungen begingen. Bei einem Teile der Fälle mag das zutreffen, bei anderen sprechen die bisher bekannt gewordenen Tatsachen nicht dafür. „Das Schlimmste steht schon heute fest“, so schreibt der „Vogtländische Anzeiger“: „eine Anzahl von Offizieren hat es mit der Ehre ihres in jeder Weise bevorzugten Standes vereinbar gehalten, einem Kameraden die Ehre seines Hauses zu stehlen. Das ist ein Vorwurf, so traurig schwer und wahr, daß jedem wirklichen Vaterlandsfreunde schweiß zumute wird. Fortwäh mit seinen entsetzlichen Enthüllungen; dann das stolze Wort im Reichstag: 'Ein zweites Forbach gibt es nicht', und wenige Wochen darauf Pirnal“

Und wenn wir noch weitere Forbachs erleben sollten? Wir müssen uns halt so nach und nach an die Wahrheit gewöhnen. Es hilft nicht, wir müssen. —

Hauptmann a. D. E. Clausen ist Soldat mit Leib und Seele, tief durchdrungen von der Herrlichkeit und Notwendigkeit des Militarismus. Wenn er gleichwohl in seiner Broschüre „Stillgestanden“ an den Zuständen im deutschen Heere freimütig Kritik übt, so begründet er das, bezeichnend genug, durch die Erklärung: „... Ich weiß, daß bei der ganzen Lage der Verhältnisse aus den Reihen der Armee heraus nie jemand aufstehen kann, um mit lauter Stimme nach Reformen zu rufen... Der Führende stellt mit Recht nicht gern an die Öffentlichkeit, was in seinem Einflußbereich ihm als Schaden entgegentritt, weil er damit fraglos zugleich seine eigene Existenz gefährden würde. Jeder Versuch, Schäden abzustellen, würde ihn aus der Stellung entfernen, in der seine Autorität gesichert stand...“

Der Gegensatz zwischen reichen und armen Offizieren trete immer klaffender in die Erscheinung. Infolge des stetig steigenden Luxus in der Armee können die Söhne der früheren, an vornehme Einfachheit gewöhnten und größtenteils arm gebliebenen Berufs-Offiziersfamilien den finanziellen Anforderungen nicht mehr gerecht werden. „Man muß allerdings zugeben, daß von oben her auch nicht das Geringste geschieht, um ganz unnütze Ausgaben zu vermeiden.“ Erinnert wird hier an die Offizierskasinos, an den „Anflug kostspieliger Abschiedsgeschenke“ für scheidende, schnell wechselnde Kommandeure, an Theater, Kostümfeste und Bälle zc. zc. „Auf diesem Gebiete wimmelt es von unfreiwilligen Standeslasten, denen sich keiner entziehen kann... und die sich zum Teil als nichts anderes darstellen als ein verachtenswertes Prunken und Prozen.“

Mitmachen können derartiges nur die durch Finanzheiraten reichen Abligen, „die heutzutage wegen der Unmöglichkeit (?), ihren Landbesitz zu halten, meistens aber aus Furcht vor Werte schaffender Arbeit sich ihre Gattinnen von den Parketts der Finanzleute holen, also mit den rein äußerlich noch bestehenden Privilegien ihres Namens Prostitution treiben“. Ihnen gesellen sich die Söhne der vielleicht erst seit einer Generation oder noch später in Wohlstand geratenen Fabrikanten- oder Kaufmannsfamilien zu, und gerade diese stellen gegenwärtig das Hauptkontingent der Offiziersaspiranten. Von frühester Jugend an verwehlicht, haben diese Herren „keine Ahnung von den besonderen Verhältnissen in einem Offizierkorps“. Sie kennen von der ihnen ungewohnten Welt nur, „was alle kennen, also den Leutnant, wie er Sonntags Besuche macht, und den Soldaten nur von den Paraden her“. Solch Offizier kennt weder den Arbeiter noch den Bauern; „sie sind ihm Masse, ja, er hält sie im Grunde für eine unjivilisierte Horde, zu der ihn der Luxus und die Verfeinerung

seines eigenen Lebens in unüberbrückbaren Gegensatz stellen." Er wird Offizier, „weil ihn der äußere Glanz anzieht, weil ihm zugleich mit dem Offizierspatent sich gesellschaftlich die Kreise öffnen, die ihm sonst verschlossen sind. Bedenken wir, daß ihm diese rein äußerlichen Annehmlichkeiten doch leicht zu Kopfe steigen, ihm ein übertriebenes, durch nichts kontrolliertes Selbstgefühl geben... bedenken wir, daß dieser oberflächliche Dünkel sich naturgemäß äußert im Verkehr mit anderen Gesellschaftsklassen und ganz besonders als lächerliche Überhebung gegenüber dem Soldaten, und daß dafür gegen höher Bestellte eine Befangenheit und Unsicherheit des Benehmens, ein naturnotwendiger Mangel an echtem Selbstgefühl, an wahrer Manneswürde in oft kriechender Unterwürfigkeit sich offenbart, so können wir uns über manche Dinge nicht wundern, die jetzt unliebsam empfunden und vom großen Publikum dem Offizierstand als solchem vorgeworfen werden." Natürlich soll sich diese Schilderung nicht auf alle aus jenem Milieu hervorgegangenen Offiziere beziehen. Dennoch, die Kameradschaft leidet unter solchen Ungleichheiten, und das Offizierkorps „genießt tatsächlich nicht mehr die Achtung, die es früher genoß, auch nicht mehr in der Truppe“.

Auch die Diensterteilung und die ganze Art der Ausbildung benachteiligt den inneren Wert nicht nur des Offizierkorps, sondern der ganzen Armee. Mindestens ein Sechstel der Dienstzeit muß mit Besichtigungen und Vorstellungen aller Art zugebracht werden, ohne daß diese Zeit einen erzieherisch bildenden Wert für das Waffenhandwerk hätte. „Aber sicher werden Offiziere und Mannschaften durch dies Anwesen nervös gemacht, ganz abgesehen davon, daß die Vorstellungsaufregung als chronische Krankheit der Armee eine Anzahl von Soldatenmißhandlungen und von Strafen herbeiführt.“ Diese ganzen Veranstaltungen nehmen nach und nach den Charakter „sportartiger Konkurrenzvorstellungen“ an, die ein „heilloses Strebertum“ im Offizierkorps erzeugen, weil sich jeder mit seiner Truppe vor dem besichtigenden Vorgesetzten hervortun will. „Es wimmelt im Dienst von Brigade-, Regiments-, Bataillons- und Kompagnie-Konkurrenz-Unternehmungen und Examenmädchen.“

Es folgt alsdann eine Schilderung der Drangsalierungen weniger begabter Mannschaften bei den stetig gesteigerten Anforderungen im Schießdienst. „So ein armer Mensch, der vielleicht weder die Körperkräfte noch sonst das Talent für einen guten Schützen hat, führt ein Hundeleben. Man mißhandelt ihn nicht, Gott bewahre, aber wenn alles andre sich ruht, dann steht er und macht Übungen fürs Schießen. Er kann sonst der brauchbarste, pflichttreueste Soldat sein, schießt er schlecht, so hilft ihm alles nichts, während ein Lump, der zufällig Talent für diesen Dienst zeigt, sich freier Zeit und eines gewissen Wohlwollens erfreut. Bei solcher übertriebenen Anspannung wird dann auch von Leutnants und Unteroffizieren

oft Unerhörtes gefordert, und es ist wahrlich kein Wunder, daß die Mißhandlungen nicht abnehmen trotz aller schönen Ermahnungen, denn unerhörte Leistungen können nur mit unerhörten Ansprüchen an den Untergebenen erreicht werden . . . Was liegt näher, als daß (bei Kompanie- und Bataillonschefs) ein Bemühen sich zeigt, bei jedem neuen Vorgesetzten dessen oft unberechtigte Liebhabereien und dienstliche Steckn-pferde auszuwitern und diesen sich anzubequemen als sicherstes Mittel, eine günstige Meinung zu erwecken."

Neben einer Kritik der „Spielereien mit unpraktischen teuren Uniformen und dem jetzt herrschenden steten Wechsel der Bekleidungsvorschriften“, sowie der „sinnlosen Formalität“ der Heiratskonsenserteilung äußert sich der Verfasser dann über das Unteroffizier-Personal folgendermaßen: „Jetzt bildet das im Durchschnitt viel zu junge Unteroffizierkorps ein erschreckend unzulängliches Material; denn das muß gesagt werden ohne alle Vertuschung: Zwei Drittel aller Kapitulanten besteht aus Leuten, die verzweifelnd, in einem Zivilberuf gut vorwärts zu kommen, oder auch aus Scheu vor dem Suchen einer neuen Lebensstellung nach vollendeter Dienstzeit, zunächst kapitulieren.“ So also zeichnet ein Offizier die „Stellvertreter Gottes auf Erden“, von denen mancher später berufen wird, als Schuhmann die staatliche Autorität zu markieren.

Lange genug war es fast ausschließlich die Sozialdemokratie, der man die gesamte Kritik unserer sozialen und politischen Zustände überließ. Auch wo offene Mißbräuche und Schäden gen Himmel schrien, fühlte man sich nicht nur selbst nicht betrogen, sie zur Sprache zu bringen, sondern es wurden auch „die wenigen, die was davon erkannt, die töricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,“ verlästert und verdächtigt. Es scheint sich nun darin eine gewisse Wandlung zu vollziehen. Schon lassen sich auch Stimmen aus dem anderen Lager in Zeitungen und Broschüren vernehmen. Und man muß sagen: es gibt da auch noch Männer, die kein Blatt vor den Mund nehmen und es grundehrlich mit ihrem Volke meinen.

„Wer ist heute nicht Reserveoffizier?“ ruft Freiherr v. Gahlen in seiner Schrift „Sine ira et studio“ aus. — „Jeder muß nach ihr (dieser Charge) streben, wenn er nicht über die Achsel angesehen, wenn er ohne Schwierigkeiten vorwärts kommen will . . . Rein Reserveoffizier kann (aber) eine von den Auffassungen der Regierung abweichende Ansicht öffentlich bekunden, ohne befürchten zu müssen, daß er sofort mit dem Bezirkskommandeur zu tun bekommt . . . Man schweigt lieber, als daß man es mit den Leuten oben verdirbt . . . So entwickelt sich unter den Reserveoffizieren sehr schnell jener moderne Royalismus, der sich am deutlichsten in dem Bestreben kundgibt, mit den Regierenden jederzeit durch dick und dünn zu gehen, ohne Rücksicht auf den Kurs, der zufällig gesteuert wird. Das Schlimmste aber ist dabei, daß die politische Unfreiheit der Reserve-

Offiziere auch noch dann weiter besteht, wenn er schon längst das Waffenkleid für immer an den Nagel gehängt hat. Wer wird sich selber gern untreu? So sehr die Gesinnungslosigkeit auch heute im Schwange sein mag, so zögern doch noch viele gebildete Leute, sie offen zur Schau zu tragen. Die überwiegende Mehrheit der ehemaligen Reserve-Offiziere zieht es daher vor, in dem Fahrwasser eines offiziellen Royalismus zu bleiben; und sie hat um so weniger Anlaß, diesem zu entsagen, je größer in der Familie der männliche Nachwuchs ist, der, um vorwärts zu kommen, auch einmal nach den Epulettes des Reserve-Offiziers wird trachten müssen.“

Es wird manchem nicht gerade Behagen bereiten, was alte Offiziere hier mit dem Freimut, der gerade dem Soldaten so wohl ansteht, offenbaren. Und doch kann kein Zeitungsartikel und keine Flugschrift in solche Tiefen hineinleuchten, wie zuweilen trockene und nüchterne Tatsachen. Unter — „Vermischtes“ (!) war im „Reichsboten“ diese Notiz zu lesen:

„Magdeburg, 31. Dezember. Der Rekrut Becker vom 66. Infanterieregiment, Sohn eines hiesigen Kaufmanns, beging dem ‚B. L.‘ zufolge Selbstmord. Innerhalb Jahresfrist (!) ist dies der siebente (!) Selbstmord, der in der Magdeburger Garnison vorgekommen.“

Die kurze Notiz spricht ganze Bände. Ein nur sehr unvollständiges Inhaltsverzeichnis mag folgende Statistik darstellen:

Vom Ende September bis Ende Dezember 1903 wurde die gerichtliche Aburteilung von 47 militärischen Vorgesetzten wegen Mißhandlung, vorschriftswidriger Behandlung und Beleidigung von Untergebenen bekannt. An Strafen wurden ausgesprochen: 19 Jahre 4 Monate 6 Tage Gefängnis, 11 Monate 20 Tage mittlerer Arrest, 2 Monate 1 Tage gelinder Arrest, 2 Monate 22 Tage Stubenarrest. Im ganzen 20 Jahre 8 Monate 29 Tage.

An Ehrenstrafen wurden ausgesprochen: 1 Dienstentlassung, 7 Degradationen. Auf Preußen treffen: 18 Jahre 3 Monate 22 Tage Gefängnis, 7 Monate 3 Tage mittlerer Arrest, 1 Monat 27 Tage gelinder Arrest, 2 Monate 22 Tage Stubenarrest, 1 Dienstentlassung, 6 Degradationen; auf Bayern: 9 Monate 14 Tage Gefängnis, 15 Tage mittlerer Arrest, 14 Tage gelinder Arrest, 1 Degradation; auf Sachsen: 3 Monate Gefängnis, 4 Monate 2 Tage mittlerer Arrest.

Auch in diesem Quartal sind die größten Quälereien in Preußen vorgekommen . . .

Die Haupthelden des letzten Quartals 1903 waren der Unteroffizier Reizel und der Unteroffizier Franzky. Jener mißhandelte seine Opfer am liebsten, wenn sie im Hemd waren. Er zwang sie dabei zu unsittlichen Handlungen. Dieser folterte seine Leute nicht nur mit den üblichen Mitteln“ der „kameradschaftlichen Erziehung“, sondern pumpte sie außerdem an, was nach Lage der Sache einer Erpressung in der Wirkung gleichkam. Die Knüppel, mit denen dieser „monarchische“ Mann die un-

glücklichen Soldaten schlug, nannte er „Friedrich Wilhelm“ und „Friedrich der Große“.

Im Jahre 1903 überhaupt gelangte zur Kenntnis der Öffentlichkeit die Beurteilung von 206 Vorgesetzten. An Freiheitsstrafen wurden verhängt 71 Jahre 6 Monate 28 Tage.

Zu beachten ist dabei, daß der preussische Kriegsminister v. Einem im Reichstage erklärt hat, daß vom 1. Juli 1902 bis 30. Juni 1903 in der deutschen Armee nicht weniger als 627 Vorgesetzte, darunter 50 Offiziere (!), wegen Mißhandlung gerichtlich bestraft wurden. Und wie viele Mißhandlungen mögen überhaupt nicht gemeldet werden und somit überhaupt nicht zur gerichtlichen Ahndung gelangen?!...

\* \* \*

... Ein Kulturbild von erschütternder Wirkung war ohne Zweifel auch die Crimmitschauer Aussperrung oder, wenn man will, der Crimmitschauer Streik. Die Frage, auf wessen Seite das formelle Recht gelegen habe, ist schon über Gebühr und auf Kosten der entscheidenden Fragen der Kultur und Moral, des politischen und sozialen Fortschrittes nach bekannter deutscher Art breitgetreten worden. Wir können sie hier auf sich beruhen lassen, da formell der Standpunkt beider Parteien gleichberechtigt ist, und es auch gar nicht darauf ankommt.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Streit zur beiderseitigen Zufriedenheit und ohne den peinlichen Rest, den er jetzt wohl auf lange zurücklassen wird, beigelegt worden wäre, hätten nicht die Fabrikanten von Hause aus jeden Versuch zu einer gütlichen Einigung auf der Grundlage der Gleichberechtigung von der Hand gewiesen und hätte nicht andererseits das Eingreifen der Staatsregierung, deren Maßnahmen einer offiziellen Parteinahme und Interessenvertretung verzweifelt ähnlich sahen, eine tiefgehende Erbitterung erzeugt.

Nicht wenig zur Vergiftung des Kampfes beigetragen hat aber auch die Presse beider Parteien. Bemühten sich die sozialdemokratischen Organe, durch siegestrunkene Schilderungen der Lage der Arbeiter, schwülstig-sentimentale Hymnen auf sie und faustdicke Übertreibungen der Unternehmerründen ihre Leute bei der Stange zu halten, so taten die Goldschreiber des anderen Lagers das Mögliche, ihren Brotherren nach dem Munde zu reden und sie gegen jeglichen Versöhnungsversuch mit bemerkenswerter Ruchlosigkeit scharf zu machen. Die publizistischen Hezer auf bürgerlicher Seite stehen dabei leider auf einem tieferen sittlichen Niveau als die sozialdemokratischen, bei denen doch immer noch ein gut Stück Idealismus obwaltet, für das sie auch fähig sind Opfer zu tragen.

Wenn während der 22 Wochen langen Aussperrung die stetig steigende Erbitterung der Arbeiter sich nicht immer im Rahmen des Gesetzes Luft gemacht hat, so liegt doch die Erklärung sehr nahe, daß den Arbeitern

die gesetzliche Wahrnehmung ihrer Interessen in der Hauptsache einfach abgeschnitten war. Aber wie verhältnismäßig selten und harmlos waren doch, bei Licht besehen, die so furchtbar ausgestaffierten Ausschreitungen der Arbeiter. Im Ernste glaubt ja auch niemand an den fürchterlichen Männergrosß der Crimmitschauer. Es gibt kaum friedlichere und botmäßiger Leute, als die sächsischen Weber. Das wird auch durch die neuesten Berichte außer allen Zweifel gestellt. So schreibt z. B. ein Mitarbeiter des „Dresdener Anzeigers“ auf Grund eigener Studien und Beobachtungen:

„Von den . . . Begleiterscheinungen, die im Anfange des Streiks von mancher Seite befürchtet worden sind, ist die Stadt vollständig verschont geblieben. Niemand kann von Unruhen sprechen und die Haltung der Bevölkerung wird allseitig als musterhaft anerkannt. Die Unternehmer selbst betonen: Wir haben hier eine gute und ruhige Arbeiterschaft.“ Daß beim Bürgermeister und bei dem Rechtsanwalt der Fabrikanten einmal über Nacht ein paar Fensterscheiben zerschlagen worden sind, will als dummer Streich einiger roher Burschen nicht viel sagen. Die Anwesenheit des Gendarmerie-Aufgebots wird nur noch so begründet: Ja, wenn die Polizei nicht so verstärkt worden wäre, wer weiß, was wir da erlebt hätten! Es ist selbstverständlich über solche Irrealitäten keine Diskussion möglich. . . .“

Ein Anlaß zur Strapazierung der Staatsgewalt hat also bis zu ihrem Eingreifen nicht vorgelegen. Das wird durch zahlreiche einwandfreie Zeugnisse bestätigt. In der „Täglichen Rundschau“ schrieb ein Berichterstatter aus Crimmitschau: „Ich bemerkte nur, daß mir während der ganzen langen Wanderung und Besichtigung und der ununterbrochenen Unterhaltung mit meinem Führer nicht eine finstere Miene, nicht ein gehäßiges, hämisches oder boshaftes Wort begegnete. Und doch würde ich das bei den letzten Maßnahmen der Behörden durchaus verständlich finden. Der Eindruck, den man gewinnt, ist beinahe der, daß aller Krieg und Kampf, alle Verbitterung und Verhetzung in den auswärtigen Blättern, sozialdemokratischen und gegnerischen, sich austoben, während man hier in aller Ruhe eine Kraftprobe macht und die Motive des Gegners schätzt. Mein Führer selbst erzählte mir nur von einem einzigen Fabrikanten, bei dem die meisten ‚Streikbrecher‘ angestellt seien. Und gerade von dem erzählte er mir in einer Weise, die vollkommene Achtung ausdrückte und die gleichzeitig bewies, wie dankbar die Arbeiter sind, sobald sie irgendwo nur einem bißchen Verständnis und Achtung ihrer eigenen Gefühle begegnen. . . .“

In einem Crimmitschauer Schöffengerichtsurteil, in dem Streikposten freigesprochen wurden, heißt es wörtlich: „Zumal da die Streikpostensteller sich regelmäßig ruhig verhalten haben gemäß den ihnen erteilten Anordnungen des Streikkomitees.“

Aber es war eben von vornherein auf eine Kraftprobe abgesehen, und die Forderung der Arbeiter wurde zum Anlaß genommen, die Machfrage ein für allemal zum Austrag zu bringen.

Wie sagte doch das Berliner Organ des Zentralverbandes der Industriellen, die „Berliner Politischen Nachrichten“: „Der Sozialdemokratie soll diesmal mit Hilfe des Zentralverbandes deutscher Industrieller eine Niederlage bereitet werden, wie sie noch nicht dagewesen ist, und an die die Sozialdemokratie lange denken soll.“

Dem Vorsitzenden des Gewerbegerichts wurde durch den Crimmitschauer Stadtrat die gesetzliche Möglichkeit zur Erzwingung von Verhandlungen abgeschnitten. Der Stadtrat beschloß, an den zwischen den Parteien vermittelnden Professor Böhmer zu schreiben:

„Wir teilen Ihnen ergebenst mit, daß für das hiesige Gewerbegericht zur Zeit um deswillen kein Anlaß vorliegt, als Einigungsamt zusammenzutreten, weil sich aus der . . . Befragung des Vorsitzenden des hiesigen Spinner- und Fabrikantenvereins ergibt, daß die Arbeitgeber ihren auch Ihnen gegenüber eingenommenen ablehnenden Standpunkt auch weiterhin festzuhalten entschlossen sind.“

In einer Versammlung des nationalliberalen Reichsvereins in Dresden hat sich denn auch Prof. Böhmer dahin geäußert, daß die Verständigung an Nebenpunkten (!) durch die Schuld der Unternehmer gescheitert sei. Ein Hauptfehler sei auch die Ablehnung des Gewerbegerichts als Einigungsamt durch die Unternehmer gewesen. Er habe sich bemüht, einen ehrlichen Frieden herbeizuführen, und habe die Arbeiter dabei „sehr vernünftig“ gefunden, während er bei den Unternehmern auf großen Widerspruch gestoßen sei. Er habe sich auch unter vier Augen mit Arbeitswilligen unterhalten, von diesen aber eine Klage über Belästigung nicht gehört. — Weiter wandte sich Herr Böhmer gegen die bürgerliche Presse, die seine Vermittlungsversuche, als er Crimmitschau kaum den Rücken gekehrt, ganz entstellt wiedergegeben habe. Jede Scharfmacherei sei das größte Verderben. Weder die Unternehmer noch die Arbeiter dürften sich einbilden, „Herr im Hause sein zu wollen“.

Sehr richtig, da es sich nach Gesetz und Verfassung doch nur um einen freien Arbeitsvertrag, nicht um Herren und Sklaven handeln kann!

Wie die Behörden in diesem Kampfe Licht und Schatten unter die Parteien verteilten, mögen einige weitere Tatsachen beleuchten. Eine Versammlung, die nach Verdau einberufen war, wurde unter folgender Begründung amtlich verboten:

„Verdau, am 2. Januar 1903. (!)

„Wie aus den Berichten über die in den letzten Monaten hier abgehaltenen öffentlichen Versammlungen, in welchen der Streik der Crimmitschauer Textilarbeiter behandelt worden ist, hervorgeht, haben diese Ver-



Sammlungen keinen anderen Zweck gehabt, als die Bevölkerung zu beunruhigen, zwischen Arbeitern und Arbeitgebern Unfrieden und Haß zu säen, die in Sachen des Crimmitschauer Textilarbeiterstreiks von den städtischen und staatlichen Behörden getroffenen Maßregeln in mißfälliger Weise zu kritisieren, die Anordnungen der Obrigkeiten herabzuwürdigen und den Begriff von Recht und Unrecht bei den Zuhörern so zu verkehren und zu verwirren, daß Mißachtung gegen die Gebote der Gesetze und der Moral (!) entsteht. . . ."

Folgt Hinweis auf das staatsumstürzende Thema der zu genehmigenden Versammlung: „Der Heldenkampf der Crimmitschauer Textilproletarier und die famose Rede des Herrn Reichmann-Werdau im Landtag“, und die vielleicht richtige, aber keineswegs rechtskräftige Vermutung, daß der Vorzug weniger für die Arbeiterschaft Werdaus als diejenige der Stadt Crimmitschau bestimmt sei. Dann heißt es wörtlich in diesem amtlichen Dokument:

„Nach alledem verfolgt die am 3. Januar, nachmittags  $\frac{1}{2}$  5 Uhr, im Saale des ‚Bergkellers‘ hier einberufene Versammlung den Zweck, Gesetzesübertretungen (welche?) und unsittliche Handlungen (!!)

zu begehen, dazu aufzufordern oder doch dazu geneigt zu machen.  
„Diese Versammlung wird daher auf Grund des § 3 des Vereinsgesetzes vom 22. November 1850 in der Fassung vom 21. Juni 1898 verboten.

Der Stadtrat.

Seidel, Stadtrat.“

Wäre die ganze Sache nicht so überaus traurig, so könnte ein solches Dokument mit seinen einerseits an die zehn Gebote, andererseits an den Unzuchtsparagrafen erinnernden Wendungen auf frivole Gemüter fast humoristisch wirken. Zweifellos hat aber der Stadtrat gewissenhafte Arbeit und Überlegung an das Schriftstück gewandt, denn es kleben ihm noch sozusagen die dabei vergossenen Schweißtropfen an. Ja, es ist nicht so leicht! —

In der städtischen Gasfabrik wurden nach der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ zwei Arbeiter entlassen, weil sie sich weigerten, ihre Frauen, die auch bisher nicht in der Textilbranche gearbeitet hatten, als Arbeitswillige in die Fabrik zu schicken. Ein Expedient, der über 30 Jahre in seiner Vertrauensstellung war, wurde mit Herauszahlung eines Monatslohnes sofort entlassen, weil er sich außerstande erklärte, seine erwachsenen Söhne, die in den Reihen der Zehnstundenkämpfer standen, zu Arbeitswilligen zu machen.

Hätte man doch wenigstens in der Armenpflege vom Streite der Parteien abgesehen oder vielmehr mit ihm — gerechnet. Jeder, der das Empfinden dazu hat, wird mich verstehen, wenn er sich den folgenden Fall überlegt. Eine Frau, die mit den übrigen 7000 brotlos auf die Straße geworfen war und dann die Stadt unter Zurücklassung ihres Kindes verlassen mußte, hatte sich um eine Unterstützung für ihr Kind an das Armenamt gewandt. Sie erhielt folgenden Bescheid:

III 801.  $\frac{2}{0}$  / 1903.

Crimmitschau, den 10. Dezember 1903.

An Frau Ernstine verw. Möckel, Afscherleben.

Auf Ihr Gesuch vom 16. November 1903 um Gewährung einer Erziehungsbeihilfe für Ihren hier bei Ihrem Bruder in Pflege befindlichen Sohn werden Sie hiermit abfällig beschieden.

Der unterzeichnete Stadtrat geht hierbei von der Ansicht aus, daß sich, nachdem die hiesigen Fabriken für Arbeitswillige geöffnet sind, auch für Sie ausreichende Gelegenheit zur Wiederaufnahme der Arbeit und somit auch zur Übernahme Ihres Kindes in eigene Pflege bietet.

Der Stadtrat.

Armenamt.

Dr. Schneider.

Herr Stadtrat Dr. Schneider, der diese Abfertigung unterschrieben hat, ist auch der Vorsitzende des Gewerbegerichts. —

Der Weber Paul Otto hatte sich beim Stadtrat über das polizeiliche Vorgehen bei der Ankunft „Arbeitswilliger“ auf dem Bahnhofe beschwert. Während es Otto unter sagt wurde, auf die Arbeitswilligen einzureden und die Gendarmen jede Annäherung unmöglich machten, gestatteten diese den Agenten der Fabrikanten alles mögliche. Anstatt nun die Beschwerde für berechtigt anzuerkennen und die Behörde anzuweisen, keine Ausnahme maßregeln zuzulassen, mochte man dem Beschwerdeführer noch den Prozeß machen. Nach Ablehnung der Beschwerde mit den sattsam bekannten Gründen schließt der Bescheid:

„Im übrigen wird nur noch zu erwägen sein, ob die Angelegenheit nicht an die königliche Staatsanwaltschaft zwecks strafrechtlichen Einschreitens gegen Sie abzugeben ist.

An den Weber

Herrn Paul Hugo Otto  
in Crimmitschau.

Königliche Amtshauptmannschaft.

J. U.: Dr. Seyfarth.“

Ein Arbeiter hatte sich von einem Hauswirt einen schriftlichen Kontrakt verschafft, laut welchem er ungehindert in der Haustür stehen dürfe. Der Gendarm hat diesen Streitposten von der Tür verwiesen, und als er nicht gleich ging, ihn sistiert und angezeigt. Das Schöffengericht hat ihn freigesprochen, aber das Landgericht verurteilte ihn zu 10 Mk. Geldstrafe und Tragung der Kosten, weil man durch einen solchen Kontrakt nicht die Straßenpolizeiordnung umgehen dürfe.

Ist die Haustür eine Straße? Ist die Straße eine Haustür? Was hat das Verweilen in einem Hause mit der Straßenpolizeiordnung zu tun? Erst hätte der Polizist doch abwarten müssen, ob der Mann die Straßenpolizeiordnung auch wirklich verletzte, was er jedenfalls nicht getan hätte, da er nur beobachten wollte. Das konnte er aber in der Haustür ebensogut wie auf der Straße. Wieso der Mann dafür verhaftet und noch gar bestraft werden konnte, daß er in einem von ihm gemieteten

Raume stand, werden wohl nur ganz feine Juristenköpfe zu würdigen wissen. Preisfrage: Wenn der Mann nun aber auf einem — Balkon gestanden hätte, wäre er dann auch verhaftet und verurteilt worden? Ein Gesetz, das nicht strafbare Handlungen bestraft, gibt es meines Wissens im Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich nicht. —

Auf das tiefste bedauern muß jeder ehrliche Anhänger des Christentums die einseitige Parteinahme der Crimmitschauer evangelischen Geistlichkeit für das Kapital. Schon die Rundgebung des Pfarrers Schink in der „Christlichen Welt“ wirkte um so unerquicklicher, als sie einfach nur die oft gehörten Behauptungen der einen Partei wiederholte, ohne auch nur den Versuch zu wagen, diese Behauptungen durch irgendwelche tatsächlichen Beweise zu stützen oder dem Standpunkte der Arbeiter irgendwelches Verständnis abzugewinnen. Der Erguß hat eine unangenehme Ähnlichkeit mit den offiziellen und offiziellen Veröffentlichungen des Arbeitgeberverbandes, in denen auch sehr viel behauptet und sehr wenig bewiesen wurde. Aber was bei den Arbeitgebern als bei der beteiligten, in ihren wirtschaftlichen und Machtinteressen bedrohten Partei immerhin erklärlich und bis zu einem gewissen Grade auch verständlich erscheint, das wirkt bei einem Verkünder der Lehre Christi geradezu abstoßend. Es hat nur den Erfolg, gerade in den ehrlichsten Bekennern des Christentums die schon durch viele andere Zweifel begründete Frage auszulösen, ob das Institut der Landeskirchen nicht vielleicht doch mehr berufen und bestimmt ist, dem Staate und den herrschenden Klassen ein nützliches Werkzeug zu sein, als in weltüberwindender Hoheit über allen menschlichen Anmaßungen, in Demut allein vor Gott, des Heilands Lehre in Staat und Gesellschaft zur Geltung zu bringen.

Und nun vergleiche man mit dieser Aufgabe, was aus geistlichen Kreisen geschrieben wird: „Der offene Brief des Pfarrers Schink in der Christlichen Welt hat dadurch noch einen besonderen Nachgeschmack bekommen, daß die Crimmitschauer Fabrikanten ihn als Flugblatt in ihrem — jetzt ja beendeten! — Kampfe verbreitet haben. Sie haben mit sicherem Instinkt herausgefühlt, welche Stärkung ihre Lage erfahren hat, wenn ein Geistlicher zu ihrem Interessenkampfe seinen kirchlichen Segen gibt. Wir haben nicht gehört, daß Herr Schink gegen diesen Mißbrauch seines Zeugnisses protestiert hat. Im Gegenteil, soeben hat die aus zwölf Geistlichen bestehende Crimmitschauer Pastorenkonferenz zu Schinks Ausführungen ihre ausdrückliche Zustimmung erklärt und betont, daß die Angriffe, die er, besonders von nationalsozialer Seite, erfahren hat, gegen die unverfälschte christliche Sittlichkeit verstößen. Demnach haben sich alle Streitenden und die mit ihnen sympathisierenden Kreise — das ist der größere Teil des deutschen Volkes — mit der christlichen Sittlichkeit in Widerspruch gesetzt. Die christliche Sittlichkeit verlangte also den schroffsten, unnachsichtlichen Unternehmerruß. Wir hoffen, daß die evangelische

Geistlichkeit und die sonstigen kirchlichen Kreise gegen eine derartige grausame Verfälschung der christlichen Sittlichkeit energischen Protest erheben!"

Anderen Geist, als ihn dieses allein echte, konfessionierte und privilegierte Brotherrn-Christentum „unverfälscht“ ausströmt, atmen die Betrachtungen, die der Herausgeber der „Christlichen Welt“ der daselbst zuerst veröffentlichten Epistel widmet:

„Wenn die Fabrikanten nicht von selbst eine Herabminderung der Arbeitsstunden bewilligen wollten oder konnten, so scheint uns die sittliche Berechtigung für die Arbeiterschaft, ihrerseits diese Forderung aufzustellen, unanfechtbar. Unter den lokalen Verhältnissen mag man die Art, wie sie gefordert und auf ihrer Forderung bestanden haben, noch so hart empfinden, das große zuschauende Publikum darf und wird nicht vergessen: für den Kulturfortschritt sind unter allen Umständen die Arbeiter eingetreten. Daß dabei ihr eignes Interesse sie leitete, ist kein Unrecht, und wenn der Anstoß dazu etwa von außen kam, von der großen Organisation, der sie angehörten, nicht aus der Mitte der Crimmitschauer Arbeiter selbst, so liegt auch darin kein Unrecht. Über das moralische Recht der Arbeiter nach dieser Seite hin wird auch Sieg oder Niederlage am Ende nicht entscheiden. Wie denkt man sich denn, daß Fortschritte in dieser Richtung zustande kommen sollen? Durch Kampf der Interessierten gegen die Privilegierten. So ist es unzähligemal geschehen in der Weltgeschichte, und so wird es immer wieder gehen. Auch eine augenblickliche Niederlage macht da vielleicht gar nicht so viel aus. Oder meint denn wirklich jemand, dieser Zehnstundentag werde den Arbeitern plötzlich einmal vom Zentralverband deutscher Industrieller geschenkt werden? Oder das Reich werde ihn demnächst durch seine Gesetzgebung ihnen schenken? Da ich daran nicht glaube, verdenke ich den Arbeitern ihren Versuch nicht, beklage herzlich, daß der Staat ihnen nicht in der richtigen Weise vermittelnd zu Hilfe gekommen ist, und werde sie bedauern, wenn sie unterliegen. Das hindert mich nicht, auch der Arbeitgeber mit Teilnahme zu gedenken, sofern sie sich nicht in der Geschäftslage befanden, den Arbeitern entgegenzukommen; aber das höhere Kulturideal können jedenfalls die Arbeiter für sich in Anspruch nehmen...“

Einige Blätter hielten es für opportun, Herrn Pfarrer Schink als „national-sozialen Pastor“ ihren Lesern vorzustellen, jedenfalls doch um ihnen naheulegen, daß er von starkem „sozialen“ Empfinden erfüllt sei. Nun, was „national-sozial“ ist, wird wohl der Gründer der ehemaligen Partei, Herr Raumann, am besten wissen. Der schreibt aber in der Hilfe:

„Der Pastor kann zwar, wenn er es auf eigene Rechnung und Gefahr tun will, parteipolitisch hervortreten, dann muß er aber natürlich auch die Folgen tragen wollen. Pfarrer Schink soll sich nicht wundern, wenn er auf seine Stellungnahme hin als Parteipastor angegriffen wird. Das kann nicht anders sein. Diejenigen von uns, die früher ‚sozialistische Pastoren‘ waren, kennen das von der anderen Seite her. Wir aber haben

ie Konsequenz gezogen: weil wir parteipolitisch sein wollten, verließen wir den Kirchendienst. Pfarrer Schink aber ist parteiisch und bleibt im Kirchendienst. Wer Gemeindepastor sein will, darf nicht einfach Herrenrecht verkündigen.

„Daß die Arbeitgeber ihre Interessen verfechten, ist ihr gutes, von niemand bestrittenes Recht. Dasselbe aber soll und muß vom Arbeiter gelten. Auch er hat nur ein Leben, auch er ist eine lebendige Seele. Aber selbst wenn sie ganz unklug gehandelt hätten, der Pastor ist zwischen beiden Seiten nicht der ‚Erbshlichter‘, nicht der Richter, sondern nur der Mann, der das Gewissen zu vertreten hat und der im Namen Gottes protestiert, wo Menschen nicht als gleichwertige sittliche Größen behandelt werden . . .“

Auch einer von Bismarcks hervorragenden Mitarbeitern, der frühere Chef der Reichskanzlei, jetzige Universitäts-Rurator Dr. Frhr. von Rottenburg wendet sich in der „National-Zeitung“ entschieden gegen die Darlegungen des Pfarrers Schink:

„Bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse einer Arbeiterbevölkerung darf die Erwägung nicht außer acht gelassen werden, daß eine zehn Stunden überschreitende Beschäftigung in einer Fabrik die Frau gesundheitlich schädigt und damit auch die Rasse gefährdet. Herr Pfarrer Schink beruft sich in der Christlichen Welt darauf, daß sowohl die Ärzte in Crimmitschau als auch die Gemeindefrömmen die sanitären Verhältnisse wie auch die allgemeine Sterblichkeit daselbst ‚schlechterdings nicht schlimmer als anderwärts‘ finden. Was unter ‚anderwärts‘ zu verstehen ist, bleibt dabei unklar, und schon um deswillen ist dieses Gutachten wertlos. Reinenfalls können die Verhältnisse in Crimmitschau befriedigend sein . . . Die Crimmitschauer Arbeiterschaft behauptet, auch für den männlichen Arbeiter in der Textilindustrie sei der 11stündige Arbeitstag zu lang; die schnelle Gangart der Maschinen schädige die Gesundheit. Mit dieser Behauptung steht sie nicht allein . . . Man sieht: die Herren in Crimmitschau sind sich über die allerdings sehr bedeutungsvolle Frage der Konkurrenz keineswegs klar; einmal ist es das Inland, das andere Mal Italien und Osterreich, noch ein anderes Mal Belgien, was sie fürchten . . . Also auch dieser Versuch, die Forderung des zehnstündigen Arbeitstages als eine unberechtigte hinzustellen und dadurch den Beweis für die Frivolität des Crimmitschauer Streiks zu erbringen, muß als mißglückt gelten. Willkürlich ist ferner die Zurückführung jener Forderung auf die Agitationen der Sozialdemokraten in Crimmitschau. Wenn die Crimmitschauer Industriellen glauben, daß, wie es in ihrer Erklärung heißt, ‚alle rechtlich und vaterländisch gesinnten Kreise in Deutschland mit ganzem Herzen auf ihrer Seite stehen‘, so sind sie in einem Irrtum befangen. Jeder rechtlich gesinnte Mann wird sich notwendig dafür entscheiden, daß der Zehnstundentag sich für Arbeiterinnen gleicher, für Arbeiter sehr wahrscheinlich durchzuführen läßt . . .“

Eine einzige solche Erklärung, wie die des Herrn Schint und der übrigen Pastoren Crimmitschau schadet dem Christentum, insbesondere aber der evangelischen Kirche und allen ihren sozialen Bestrebungen mehr, als die unausgesprochene Überzeugung vieler anders gesinnter evangelischer Pfarrer ihr nützen kann. So kann man z. B. in der „Berliner Zeitung“ lesen, die unter ihrer neuen Leitung (H. von Gerlach) nicht christentumsfeindlich ist:

„Wieder einmal ist es die Kirche, die in ihrer Stellung zum Crimmitschauer Streit an der Spitze der Reaktion marschiert. Die katholische Kirche zwar, soweit sie sich in Zentrumsblättern geäußert, hat eine bemerkenswerte Objektivität, ja sogar eine entschiedene Verurteilung des Vorgehens der sächsischen Behörden laut werden lassen. Evangelisch-kirchlichen Kreisen dagegen ist es vorbehalten geblieben, die Gewaltpolitik der sächsischen Behörden und die va banque spielenden Crimmitschauer Unternehmer zu verteidigen . . .

„Man sollte meinen, daß dergleichen scharfmacherische Veranstaltungen alle bürgerlichen Sozialpolitiker von der trügerischen Hoffnung befreien müßten, die sie zuweilen noch den evangelischen Arbeitervereinen entgegenbringen. Der Geist des Frankfurter sog. Arbeiterkongresses stand solcher Politik gegenüber hoch da. Die Elite bildeten damals nicht die evangelischen, sondern die katholischen Gewerkschaftler. In den evangelischen Arbeitervereinen findet sich meist alles zusammen, was den ‚Staat‘, d. h. die Reaktion, erhalten will. Wenn man hier das Christentum vorschützt, um reaktionäre Politik zu machen, so ist das ein Mißbrauch der Religion, wie er nicht schlimmer gedacht werden kann, und solange die Geistlichen sich vorwiegend als Staatsbeamte betrachten, werden sie die Feindschaft aller emporstrebenden Elemente auf sich ziehen . . .“

Daß die katholische Presse einen freieren und sagen wir's nur frei heraus: christlicheren Standpunkt zum Crimmitschauer „Streit“ (oder zur Crimmitschauer „Ausperrung“) eingenommen hat, ist Tatsache. So schreibt z. B. das Hauptblatt des Zentrums:

„Hätten nun nicht die Behörden, als der Kampf immer mehr in die Länge sich zog, ernstlich Versuche zur Vermittelung machen müssen? Statt dessen haben sie in den Dienst der Fabrikanten sich gestellt und alles, was in ihren Kräften stand, getan, um diesen Erfas für die streikenden und ausgesperrten Arbeiter zu sichern. Sie sollen für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung sorgen; aber sie haben nicht die Aufgabe, in einem solchen Streite Partei zu ergreifen. Es hört sich doch ganz seltsam an, wenn Minister v. Mesch im sächsischen Landtage sich hinstellt und entrüstet schildert, wie die Arbeiter im Vertrauen auf ihre Organisation den Zeitpunkt für günstig gehalten hätten, ihre ‚Streikforderung‘ durchzusetzen, und wie Crimmitschau das Versuchsfeld habe sein sollen und ein allgemeiner Textilarbeiterausstand geplant gewesen sei, wenn er dort geglückt wäre. Abgesehen davon, daß der Plan eines all-

gemeinen Streiks nicht nachgewiesen ist, geht der Minister ohne weiteres von der Voraussetzung aus, daß der Streik ein Verbrechen sei und die Arbeiter etwas Unrechtes begingen, die ihre Forderungen nötigenfalls mit Hilfe des Streiks durchzusetzen suchten. Ist es den Fabrikanten gestattet, eine Kraftprobe zu veranstalten und Tausende von Arbeitern auszusperrern, nur um andere gefügig zu machen, so muß man auch den Arbeitern zugestehen, daß sie der gleichen Mittel sich bedienen, solange nicht gesetzliche Einrichtungen getroffen sind, welche eine billige Erledigung der Lohnstreitigkeiten ermöglichen. . . .

„Werden die Fabrikanten nicht auch ‚verhext‘? Eine Versammlung von Fabrikanten aus 25 Städten hat sie zum Ausharren aufgefordert und sie zu unterstützen beschlossen. Der Zentralverband deutscher Industrieller hat das gleiche getan. Die Textilindustriellen drohen sogar mit der Aussperrung aller Arbeiter, wenn die Crimmitschauer sich nicht fügen. Wenn in der sozialdemokratischen Presse der Vorschlag eines allgemeinen Streiks zugunsten der Crimmitschauer auftaucht, entsteht sofort große Entrüstung über diese Heze und diesen Terrorismus. Drohen die Fabrikanten mit einer allgemeinen Aussperrung von Arbeitern, die sich nichts haben zuschulden kommen lassen, dann ist das höchst löblich und zeigt von einem bewunderungswürdigen Solidaritätsgefühl!“

Die „Berliner Zeitung“ ist übrigens objektiv genug, den Brief eines „evangelischen Geistlichen“ abzudrucken, der ihren eigenen Auffassungen in der Hauptsache widerspricht. „Vielleicht“, so führt er aus, „wird es viele nicht überraschen, wenn das Schreiben des Pfarrers Schint von der ersten bis zur letzten Zeile eine Verteidigung alles dessen ist, was in dem Streik von Arbeitgebern, städtischen und staatlichen Behörden geschehen ist, und die Verurteilung aller derer gefunden hat, die nicht in jedem Streik eine Frivolität sehen und es für die Pflicht der Behörden halten, nicht einseitig Partei zu ergreifen, sondern in wirtschaftlichen Kämpfen strengste Neutralität zu bewahren. Überraschen wird dies weder diejenigen Kreise, welche eine solche Stellungnahme für die Pflicht kirchlicher Organe halten, noch auch die Bevölkerungsschichten, welche der Kirche gleichgültig oder feindselig gegenüberstehen, weil sie in ihr lediglich den Anwalt der Interessen der herrschenden Klassen sehen. Aber gerade dies, daß man es für so selbstverständlich ansieht, die Kirche auf der Seite zu sehen, wo die Macht und das Geld ist, halten wir für das Unerfreuliche an der Sache. . . .“

„Den vier (12!) Crimmitschauer Geistlichen stehen hundert andere gegenüber, die einen völlig anderen Standpunkt einnehmen. Pfarrer Rade spricht es, im Anschluß an den Brief, mit aller Deutlichkeit aus, daß er auf Seiten der Arbeiter steht. Und er wird unter seinen mehr als 4000 Lesern die Mehrzahl auf seiner Seite haben. Das darf man mit Sicherheit aus den Artikeln schließen, die er anläßlich der letzten Reichstagswahl über die

Stellung der Kirche zur Sozialdemokratie veröffentlicht hat, und die im Blatte selbst keinen Widerspruch erfuhren, denen aber Dr. Barth — gewiß ein unverdächtiger Zeuge — seinen ungeteilten Beifall gab. Das wiegt den Crimmitschauer Brief zehnmal auf, und es wäre ungerecht und unbillig, diesen Brief zum Kronzeugen zu nehmen, gegen- teilige Äußerungen kirchlicher Kreise aber einfach zu igno- rieren. Es ist Tatsache, daß ein großer Teil der evangelischen Geistlichkeit weiß, daß er von Gottes und Rechts wegen auf die Seite der Mühseligen und Beladenen, Bedrückten und Enterbten gehört, und darnach handelt . . .“

Betrachten wir nun die tatsächlichen Lebensverhältnisse der Crimmitschauer Arbeiter, so finden wir, daß von beiden Parteien in geradezu kolportagehafter Weise übertrieben worden ist. In einer Berliner Versamm- lung, die von den Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung einberufen war, sprach darüber Alice Salomon, Verfasserin eines sehr maß- vollen Buches „Soziale Frauenpflichten“. Sie ist selbst in Crimmitschau gewesen, hat sich von den Verhältnissen dort eine eigene Anschauung ge- bildet und versicherte, daß sie bei ihren Untersuchungen nicht einseitig zugunsten der Arbeiter vorgegangen sei. Man darf dieser Versiche- rung insofern Glauben schenken, als sie die kraßesten Fälle von Arbeiter- elend in der Tat nicht berücksichtigt, vielmehr nur bemüht ist, die durch- schnittliche Lage der Arbeiterfamilien festzustellen. Der Ton ihres Vortrags kann uns in diesem Vertrauen nur bestärken, er ist ruhig und sachlich.

Die Dame ist zu dem Ergebnis gekommen, daß die Arbeiterfamilien in Crimmitschau im allgemeinen nicht schlechter wohnen und leben, als die meisten Berliner Arbeiterfamilien. Aber der Unterschied zwischen Berlin und Crimmitschau ist der, daß in Crimmitschau Mann und Frau in der Fabrik arbeiten müssen, um soviel zu ver- dienen, wie zum Unterhalt der Familie notwendig ist. Fräulein Salomon hat festgestellt, daß ein Crimmitschauer Textilarbeiter 13—16 Mark, eine Arbeiterin 8—10 Mark verdient, so daß also die Familie (nicht der Familienvater allein) ein wöchentliches Einkommen von durchschnittlich 23 Mk. hat. Von einem Familienleben kann bei den Crimmitschauer Textil- arbeitern natürlich keine Rede sein, da ja auch die Frau von früh 6 Uhr an 11 Stunden lang in der Fabrik arbeiten muß. Eine Crimmitschauer Arbeiterin hat ihr Los dem Fräulein Salomon so geschil- dert: Als ich 12 Jahre alt war, ging ich als Halbzeiterin in die Fabrik. Vom 15. Jahre an arbeitete ich den ganzen Tag in der Fabrik, und als ich mich verheiratet hatte, ging ich weiter in die Fabrik. Als das erste Kind kam, gab ich es für 4 Mk. wöchentlich in „Ziehe“, weil ich wieder in die Fabrik mußte, und aus demselben Grunde mußte ich auch das zweite Kind für 3 Mk. wöchentlich in „Ziehe“ geben. Dieses „in Ziehe geben“ ist charakteristisch für Crimmitschau. Nachdem die Arbeiterkinder geboren sind, werden sie, damit die Frau



ihre Fabrikarbeit nicht zu unterbrechen braucht, zu Eltern oder Großeltern des Ehepaares gegen Bezahlung in Pflege gegeben, oft außerhalb der Stadt, so daß die Mutter ihre Kinder höchstens des Sonntags, mitunter aber noch seltener zu sehen bekommt. Die Crimmitschauer Arbeiterin hat zwar eine Wohnung, aber kein Heim; sie hat Kinder, aber sie kann ihnen nicht Mutter sein; sie hat einen Lebensunterhalt, aber sie führt kein Leben. Der elfstündige Arbeitstag zerstört das Familienleben. Deshalb, so schloß die Rednerin, haben die Frauen, welche den Kampf für die Verkürzung der Arbeitszeit aufgenommen haben, unsere Sympathien. Die Verkürzung der Arbeitszeit ist nicht ein Klasseninteresse, sondern ein Kulturinteresse für die ganze Nation.

In der „Sozialen Praxis“ hat die Dame dann das Thema weiter ausgeführt:

„Wie spielt sich nun die Existenz solcher Familien ab, bei denen Mann und Frau gemeinsam den Unterhalt durch Fabrikarbeit verdienen? Professor Bruber hat in seinem Gutachten über die Berechtigung des Zehnstunden-tages die Frage aufgeworfen: ‚Welche Zeit bleibt bei elfstündiger Arbeitszeit den Frauen zum Kochen, zur Besorgung des Haushalts, zur Fürsorge für die Kinder?‘ Dieses Problem wird in Crimmitschau auf eine sehr einfache Weise gelöst: die arbeitenden Frauen halten eben nicht aus, weil sie gar keine Gelegenheit dazu haben. Die meisten heizen am Tage überhaupt nicht, kochen das Essen in der Fabrik oder wärmen es selbst, und gehen nur zur Mahlzeit nach Hause. An dieser nehmen aber keine Kinder nur selten teil. Allgemein entledigen sich diese Frauen ihrer kleinen Kinder und geben sie ‚in Ziehe‘. . . . Nach Hause kommen diese Kinder in den ersten Lebensjahren kaum, auch Sonntags nicht, da die Frauen meist der Ansicht sind, daß die Ungleichmäßigkeit der Verpflegung den Kindern schadet. Vielleicht sind sie auch selbst der Kinderpflege zu sehr untwöhnt. . . .

„Die Versorgung der Kinder durch die Mutter oder durch Fremde ist in Crimmitschau ausschließlich ein Rechenexempel. Eine Frau mit zwei Kindern sagte mir, sie arbeite in der Fabrik und schicke die Kinder, seit sie schulpflichtig seien und seit die Großmutter, bei der sie früher in Ziehe waren, verstorben, tagsüber zu ihrer Schwester. Diese habe drei kleine Kinder. Da komme das Fortgehen der Kinder zu teuer, und sie arbeite deshalb zu Hause für die Fabrik und verdiene sich noch etwas durch Beaufsichtigung fremder Kinder. Sie zahle der Schwester dafür 1,50 Mk. pro Woche. Eine andre Frau, die nur ein Kind von zehn Jahren hat, sieht dieses Kind höchstens einmal jährlich, da es mehrere Stunden von Crimmitschau entfernt bei ihren Eltern untergebracht ist. Sie zahlt dafür 3 Mk. wöchentlich. Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren; sie sind typisch. Die meisten Arbeiterinnen können sich gar keine andre Versorgungsmöglichkeit für ihre Kinder vorstellen. Sie kennen es nicht anders.

„Ihre Arbeitszeit ist meist von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends mit einstündiger Mittagspause; aber bis 1/27 Uhr abends in einzelnen Fabriken, in denen noch eine halbstündige Frühstückspause hinzukommt. Ein Teil der Arbeiter arbeitet ohne jede Pause von 6 bis 12 Uhr. Die Fabrikanten weisen zwar darauf hin, daß die Arbeiter bei den betreffenden Maschinen, die keine Unterbrechung durch Pausen gestatten, so wenig angestrengt seien, daß sie während der Arbeit frühstücken, sogar Zeitung lesen können. Aber die Frauen halten an ihrer Forderung nach Arbeitszeitverkürzung mit unbeschreiblicher Zähigkeit fest. Vor allem fordern sie die Verlängerung der Mittagspause auf 1 1/2 Stunden, die bei den immerhin beträchtlichen Entfernungen des Ortes absolut nötig erscheint. ‚Wir gehen nicht wieder in die Fabrik, bis uns das nicht bewilligt wird‘, das kann man von allen Frauen hören. Wenn die Fabrikantenfrauen nur einmal spüren würden, wie einem des Abends beim Heimweg die Knie zittern, dann würden sie ihren Männern sagen, daß 11 Stunden zuviel ist‘, sagte mir eine Arbeiterin. Die Frauen lassen sich anscheinend von Nachfragen, von dem Gedanken des Klassenkampfes viel weniger beeinflussen, als von den rein materiellen Forderungen. Das ist für sie das A und O des Kampfes, dafür wollen sie zusammenhalten und darben.

„Und darben müssen sie tatsächlich. . . Die Unterstützung beläuft sich für einen Familienvater, der Verbandsmitglied war, auf 9 Mk. nebst Zuschlägen von 75 Pfg. pro Kind bis zur Höhe von 3 Mk. für vier Kinder. Frauen und alleinstehende Arbeiter erhalten 6—7 Mk.; in der ersten Zeit waren die Unterstützungen geringer. . .“

Ich kann in der ganzen Frage nach reiflichster Selbstprüfung zu keinem anderen Ergebnis gelangen, als Professor Delbrück in den „Preussischen Jahrbüchern“:

„. . . Ihr (der sozialdemokratischen Partei) schließlicher Existenzgrund wurzelt nicht in der Doktrin und nicht in der rastlosen Tätigkeit einer Anzahl von Führern und Agitatoren, sondern in der Tatsache, daß ein großer, aufstrebender, tüchtiger, idealistisch gestimmter und opferwilliger Stand, die industrielle Arbeiterschaft, von dem bestehenden Staat mit Zurücksetzung und Ungerechtigkeit behandelt wird und von der bürgerlichen Gleichberechtigung fort und fort ausgeschlossen bleibt. Ein wahres Schulbeispiel, weshalb wir in Deutschland, und fast nur in Deutschland, jedenfalls bei uns in unendlich viel höherem Maße als in irgend einem anderen Volke, die revolutionär-sozialdemokratische Bewegung haben, bietet heute der Weberstreik in Crimmitschau. Was geht uns andere, was geht den Staat, was geht die Behörden der Zwist zwischen den Fabrikanten und Arbeitern über Lohn und Arbeitszeit an, solange die Rechtsordnung nicht gestört wird und keine sozialen Mißstände sich zeigen, die ein Eingreifen der Gesetzgebung notwendig machen? Eine königlich sächsische Regierung aber, nachdem sie es bereits glücklich fertig gebracht hat, fast das ganze Land so-

demokratisch zu machen, hat abermals nichts Besseres zu tun gewußt, als mit dem ganzen Aufgebot von Staatsgewalt und Polizei für die Unterthmer Partei zu ergreifen. Durch die Verhandlungen im Reichstag und die ausführlichen Erklärungen des sächsischen Bundestagsbevollmächtigten, sowie des sächsischen Ministers von Meßsch selber, ist diesmal jedermann den Stand gesetzt, sich nach authentischem Material ein Urteil zu bilden. Ein Unbefangener, der sich die Mühe gegeben hat, dieses Material zu prüfen, kann zu einem anderen Schluß kommen, als daß die angeblichen Ausschreitungen, durch die das Verhalten der sächsischen Regierung beündet worden ist, viel zu geringfügig waren, um ein solches Auftreten zu rechtfertigen. Die Regierung hat nicht etwa bloß den Arbeitwilligen durch außergewöhnliche Kräfte Schutz gewährt, wozu sie natürlich berechtigt wie verpflichtet war, sondern sie hat den Ausständigen undweg alle Versammlungen verboten, das heißt also, ihnen das einzige Mittel, die Masse zusammenzuhalten und zu dirigieren, gegen das in Deutschland bestehende Recht, genommen. Ja, sie hat schließlich diesen Leuten, die doch nichts tun, als mit gesetzlichen Mitteln um das kämpfen, was sie für ihr Recht halten, verboten, ihre Weihnachtsfeiern mit Weihnachtsbescherungen zu halten, und der Minister hat eine Deputation, die sich über offenes Unrecht beschweren sollte, nicht einmal empfangen. . . . In was für Rechtszuständen leben wir, wenn es in das Belieben einer Polizeibehörde gestellt ist, Weihnachtsfeiern zu verbieten, bloß weil sie meint, es könnten dabei öglicherweise aufreizende Ansprachen gehalten werden? Dann ist ja unser ganzes Versammlungsrecht in das Belieben der Polizei gestellt. Kann ein Kulturvolk sich ein solches Regiment gefallen lassen? Immer und immer wieder muß darauf hingewiesen werden, daß hier der eigentliche Sitz der sozialen Krankheit ist. Die Behörden selber sind es, die die Masse der Arbeiter der Sozialdemokratie zutreiben, weil sie die Leute verändern, auf gesetzlichem Wege in den gewerblichen Kämpfen ihre Interessen zu verfechten. . . ."

Ehrlicher Friede zwischen den Parteien wird nicht früher einziehen, als bis der Cäsarenwahn von der Alleinherrschaft im Hause aufgegeben wird. Gesetz und Verfassung kennen keine Herrenrechte und Sklavenpflichten; sie haben es nur mit freien Verträgen zu tun. Und was davon die private Initiative und Übereinkunft bei gutem Willen und einiger Einsicht zu leisten vermag, das lehrt ein Rundschreiben des Tarifamtes der Buchdrucker an den Reichstag:

„Das Mitbestimmungsrecht über die Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen ist im deutschen Buchdruckgewerbe für Prinzipale und Gehilfen das gleiche; beide Parteien haben hierüber innerhalb des für bestimmten Parlamentes das Recht einer freien Diskussion und ein gleiches Stimmrecht. Der beschlossene Tarif hat den Charakter eines

freiwillig geschaffenen, aber darum nicht minder hoch gehaltenen Gesetzes, dem sich Prinzipale und Gehilfen, die den Tarif für sich als verbindlich anerkannt haben, gern und bestimmt unterordnen. Streitfälle über die Auslegung dieses tariflichen Gesetzes unterliegen der Rechtsprechung von Schiedsgerichten, die zu gleichen Teilen aus Prinzipalen und Gehilfen zusammengesetzt sind. Als Berufungsinstanz für diese Schiedsgerichte fungiert das Tarifamt der deutschen Buchdrucker, das in derselben paritätischen Weise zusammengesetzt ist, wie alle Organe der Tarifgemeinschaft. Paritätische Arbeitsnachweise vermitteln nur zu den Bedingungen des Buchdruckertarifs. Die Stelle eines Arbeitsamtes vertritt das Tarifamt der deutschen Buchdrucker. Von hier aus wird die gesamte tarifliche Organisation in ihrer Zusammenarbeit überwacht und gefördert. Unter solchen Verhältnissen ist dem deutschen Buchdruckgewerbe seit Inzestretreten der Tarifgemeinschaft (1896) ein gewerblicher Frieden beschieden. Der im Jahre 1901 revidierte und mit fünfjähriger Gültigkeit versehene Tarif garantiert diesen Frieden bis zum Jahre 1906, zu welchem Zeitpunkte es aber ganz sicher gelingen wird, dem Friedenszustande eine weitere Dauer zu geben. Das Buchdruckgewerbe ist in früherer Zeit vielfach der Schauplatz schwerer beruflicher Kämpfe gewesen, bis die Erkenntnis auf beiden Seiten dazu geführt hat, daß der Ausgang aller Kämpfe doch immer wieder das Nachgeben beider Parteien, das Vereinbaren über aufgestellte Forderungen und bewilligte Zugeständnisse ist und sein muß. Im Interesse der deutschen Arbeit, der Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes aber dürfte es liegen, wenn in allen Gewerben an die Stelle des rohen, wirtschaftlichen Kampfes das Recht auf die Mitbestimmung am Lohnvertrage treten würde, und dazu ist am besten Gelegenheit gegeben durch die Zusammenarbeit beider Teile innerhalb einer gemeinsamen tariflichen Organisation, wie solche im Buchdruckgewerbe vorhanden ist, und wie nach deren Muster auch andere Gewerbe ähnliche Einrichtungen getroffen haben.“

So eröffnen sich uns doch auch wieder tröstliche Ausblicke, zumal sich die Tarifbewegung nicht auf das Buchdruckgewerbe beschränkt. Einer Statistik der „Sozialen Praxis“ entnimmt die „Tägl. Rundschau“, daß Ende Dezember 1903 im ganzen 295 korporative Tarifverträge abgeschlossen wurden. Zwei davon, die der Chemigraphen und der Lichtdrucker, dehnen sich über das ganze Reichsgebiet aus, einer — er betrifft das Buchbinder-gewerbe — erstreckt sich über drei Städte. Die übrigen Abmachungen haben örtliche Gültigkeit. Im Mittelpunkte der Vereinbarungen, die zwischen Prinzipalen und Gehilfen im Buchdruckgewerbe getroffen sind, steht die Tarifgemeinschaft; ein paritätisches Bestimmungsrecht über die Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen, ein paritätisches Schiedsgericht zur Entscheidung von Streitfällen mit einer ebenfalls paritätischen Berufungsinstanz, paritätische Arbeits-

nachweise — das sind die wesentlichsten Mittel, mit denen der Friede im Buchdruckgewerbe seit 1896 gewahrt worden ist. Die „Soziale Praxis“ weist im Anschluß an die Eingabe des Tarifamts der Buchdrucker darauf hin, daß solche Gemeinschaft der Interessen auf den beiden Grundpfeilern starker, gut geleiteter und wohl disziplinierter Organisationen der Prinzipale und der Gehilfen ruht, und daß ohne diese Verbände die Tarifgemeinschaft weder zustande gekommen noch lebensfähig wäre.

Wäre es nicht in jeder Hinsicht zweckmäßiger, derartige, in der Praxis bereits bewährte Bestrebungen zu unterstützen, als den Forderungen der fortgeschrittenen Kultur einen Herrentroz entgegenzusetzen, der sich auf die Dauer doch nicht behaupten läßt? Es ist ja richtig: die Crimmitschauer Arbeiter haben sich diesmal noch bedingungslos, auf Gnade und Ungnade, den „Herren im Hause“ unterworfen. Aber was beweist das? Etwas, daß sie im Unrecht, oder daß ihre Forderungen nicht erfüllbar waren? Der Zehnstundentag wird kommen, und der Neunstundentag auch. Und später auch der Achstundentag. Dann aber werden die Arbeiter sich diese Errungenschaften, wie alle anderen, in schärfster Gegnerschaft zu ihren Arbeitgebern und — was noch schlimmer: — zur Staatsautorität erkämpft haben, und dieses Bewußtsein wird nicht dazu beitragen, die sozialen Gegensätze zu versöhnen oder den Staat zu stützen.

Das steht wohl schon heute fest, daß der Ausgang des Crimmitschauer Kampfes, so berauschend er auch im Augenblicke des Triumphes auf die Sieger wirken mag, diesen nicht zu dauerndem Nutzen gereichen wird. Vornehmer und — klüger wär's gewesen, wenn man es nicht bis zur äußersten Demütigung hätte kommen lassen und durch goldene Brücken noch zuletzt den Arbeitern den Stachel genommen hätte, der nun in ihren Gemütern stecken bleiben muß. Die Arbeitgeber brauchten sich deshalb weder aufzuopfern, noch etwas zu vergeben.

Staat und Gesellschaft aber haben erst recht kein Interesse an der Verschärfung der sozialen Gegensätze, wie solche durch den äußersten Gebrauch der Macht einer überlegenen Klasse über die schwächere erzielt wird. Machtverhältnisse können sich durch allzu straffe Spannung der Macht leicht verschieben, und dann liegt das Recht des Stärkeren auf der anderen Seite. Wo aber dieses Recht erst das herrschende wird, da sind der so gefürchtete Umsturz, die anarchischen Zustände auch nicht mehr ferne. Die bloße Macht ist vergänglich und treulos. Nur wo sie sich auf das Recht stützt, aus dem Wohle der Gesamtheit ihre sittliche Kraft herleitet, hat sie Bestand. *Justitia fundamentum regnorum.*





## Die Geschichte der Programmusik.

Von

Dr. Karl Stork.

### II. Wie die Musik zu Beethovens „Dichten in Tönen“ kam.

Es ist leicht begreiflich, daß die Programmusik im großen Stil auf die Instrumentalmusik beschränkt ist. Denn für alle Musik, in der sich das Wort mit dem Ton verbindet, ist es ja selbstverständliches Gebot, daß beide nach Möglichkeit eins seien. Alle gesungene Musik ist also in jenem Sinne Programmusik, als sie einen gegebenen Inhalt auszudrücken sucht. Lied, Kantate, Oper und Oratorium werden ihren Höhepunkt naturgemäß dann erreichen, wenn die Verbindung zwischen Dichtung und Musik so innig geworden ist, daß beide einander wechselseitig durchdringen, daß sie eins sind. Für das, was wir aber nun als eigentliche Programmusik bezeichnen, bieten gerade diese Kunstformen nur wenig Raum. Das Wort sagt uns ja stets den Inhalt der Musik. Das ausgesprochen Musikalische wird hier also sich zumeist auf Tonmalerei beschränken und sich in engem Rahmen halten müssen.

Ich möchte hier wieder einmal darauf hinweisen, daß uns die jüngste Entwicklung der Musikgeschichte zu leicht das Gefühl wachruft, als sei die Verbindung der verschiedenen Künste der Schlußstein der Entwicklung. Ich will mich hier natürlich nicht aufs Prophezeien verlegen und etwa das Gegenteil für die Zukunft behaupten. Es handelt sich nur um die vergangene Entwicklung bis heute. Und da zeigt uns die Geschichte der Musik als Kunst am Anfang die Musik nur in Verbindung mit Dichtung und Bewegung. Und diese Verbindung der Musikkünste, als die die Griechen sie zusammenfaßten, erfährt erst für sich in dieser geschlossenen Einheit die Entwicklung bis zur Höhe des griechischen Musikdramas in Aeschylus, Sophokles und Euripides.

Es bedeutet im entwicklungsgeschichtlichen Sinne hier nun zweifellos einen Fortschritt, daß die einzelnen Künste sich von dieser Verbindung frei machen und jede für sich ihren Weg sucht. Denn darin liegt die Erkenntnis, daß jede Kunst für sich eine Welt bedeutet, genauer, daß in jeder einzelnen Kunst das seelische Leben der Menschheit sich offenbaren kann, vorausgesetzt, daß die Ausdrucksmittel der Kunst dazu ausreichend ausgebildet sind. Die Poesie hatte das zuerst erreicht, für unser Gefühl bereits in der griechischen Dichtung, hier sogar für das Drama, wo uns höchstens der Chor ohne Musik Schwierigkeiten macht. Andererseits wird man der Mimik kaum zugeben, daß sie für sich allein schon diese Macht der Ausdrucksfähigkeit erreicht hat. Es ist das unbestreitbare Verdienst Isadora Duncans, daß sie auf diesem Gebiete die Entwicklung, die in den Formen des heutigen Balletts völlig erstarrt war, überhaupt erst wieder in Fluß gebracht hat.

Die Musik ihrerseits hat zwei volle Jahrtausende gebraucht, bis sie ihre Ausdrucksmittel vollauf entwickelt hatte. Das ist lange, aber sie war in jener Verbindung des griechischen Musikdramas auch noch sehr schwach gewesen. Das erfuhr sie gleich bei den ersten Schritten, die sie für sich allein versuchte. Diese Schritte fielen in die Zeit des Verfalls der griechischen Welt. Neues hatte man nicht zu sagen, und so verfiel die Musik dem Irrtum, daß sie das, was sie bisher in Verbindung mit Dichtung und Mimik gesagt hatte, allein würde ausdrücken können, wenn sie es möglichst umständlich und verzerrt sagte. Statt sich also zu verinnerlichen, veräußern sie sich. Statt Kunst wurde sie Gewandtheit, Virtuosität; die griechische Instrumentalmusik, wie sie sich seit dem Verfall des griechischen Dramas entwickelte, war entweder Massenentfaltung in Riesenorchestern oder akrobatenhafte Virtuosität in äußerer Beherrschung des Instruments. Das war bösester Verfall. Daß es so schnell dahin kam, lag allerdings nicht bloß am Mangel tieferen Gehalts, sondern vielleicht noch mehr daran, daß die Musik an sich noch ein ganz unbeholfenes Kind war, daß sie erst stammeln, noch nicht sprechen konnte. Gewiß, die griechische Musiktheorie gilt für hoch entwickelt. Sie ist es in bezug auf alle rhythmische Erkenntnis. Aber diese ist doch keineswegs rein musikalisch, sondern eben das bindende Glied der Musenkünste. Sie war es ferner in der Erkenntnis des einzelnen Tonwertes. Völlig versagt aber war auch der griechischen Musiktheorie, nicht bloß der Praxis, jegliches Verständnis für die Beziehungen der Töne zueinander. Der griechischen Musik fehlte mit einem Worte das, was für uns die Musik erst zur Musik macht: die Mehrstimmigkeit. Man ließ wohl eine Unmenge auch verschiedener Instrumente miteinander spielen, aber diese spielten alle dasselbe (oder höchstens in verschiedenen Oktaven). Das war also bloß eine Verstärkung oder Umsfärbung der einzelnen Weise, aber keine Mehrstimmigkeit in dem Sinne, wie er heute den Volksliedsängerinnen der abgelegensten Dorfspinnstube geläufig ist.

Für alle Kunst wichtiger als ihr Körper, d. i. die Form, ist die Seele. Für keine Kunst gilt das mehr, als für die Musik, die man so oft

als die Seelensprache des Menschen erklärt hat. Die Seele der Musik ist erst durch das Christentum geweckt worden, weil überhaupt das Seelenleben der für die Musikentwicklung wichtigen Völker erst durch das Christentum zur Entfaltung gebracht wurde. Erst jetzt, wo für den Menschen das Verhältnis (religio) zu einem Wesen, das außerhalb aller Begriffsmöglichkeit lag, zum Wichtigsten wurde, entwickelten sich die Fähigkeiten der Seele. Es ist bezeichnend, daß das Christentum, das den heidnischen Künsten zunächst mit Bangen oder abwehrend entgegenstand, die Musik sofort in seinen Dienst nahm. Es hatte in ihr seine Sprache erkannt.

Der Musik aber war auf diese Weise als neuer Inhalt gegeben: Aussprache des inneren, des seelischen Empfindens. Das blieb naturgemäß nicht auf das religiöse Gebiet beschränkt. Nun hatte ein Gott dem Menschen, der in seiner Qual verstummt, die Sprache gegeben, in der er sagen konnte, was er litt. Und diese Sprache fand sich auch dann, wenn die Freude wortlos wurde.

Es ist erstaunlich und ein Beweis für die Glut des religiösen Lebens, von dem die junge Christenheit beseelt war, daß diese so schnell eine vollkommene musikalische Aussprache ihrer Gottfreudigkeit und Gottessehnsucht fand. Der gregorianische Choral ist ein in sich abgeschlossenes und ganz vollkommenes Kunstwerk. Es ist leichtverständlich, wenn die katholische Kirche für ihren Gottesdienst ihn noch heute jeder andern Form vorzieht. Denn die katholische Kirche legt ja ein Hauptgewicht darauf, noch immer dieselbe zu sein, wie in jenen ersten Jahrhunderten; ihr Verhältnis zur Gottheit, ihr Erfassen des göttlichen Begriffs bleibt immerdar gleich.

Aber damit, daß die Musik nun für einen bestimmten Zweck ein Vollkommenes gegeben hatte, hatte sie als Kunst doch noch keineswegs die Höhe erreicht. Vom Standpunkt der rein technischen Entwicklung bedeutete der Choral sogar einen gewissen Rückschritt gegen die letzte Phase der altgriechischen Musik. Zwar in der Fähigkeit der Melodiebildung, in der freien Bewegung derselben war er dieser gewiß weit voraus, aber er hatte wiederum die Selbständigkeit der Musik als Kunst aufgegeben. Von neuem war die Verbindung der Musik mit dem Worte hergestellt; nur in dieser tritt sie durch das ganze Mittelalter hindurch vor uns. Dafür aber gewinnt das Mittelalter der Musik die Mehrstimmigkeit. Allerdings erst im zweiten Jahrtausend beginnt diese, und es ist wohl wahrscheinlich, daß das Volk eine naturalistische Art der Mehrstimmigkeit gefunden hatte, bevor dann die Theorie im 12. bis 14. Jahrhundert sie durchbildete und endlich im 15. und 16. Jahrhundert ihre Herrschaft in der Praxis begann. Diese kontrapunktische Polyphonie wird bald reine Formenkunst, Künstelei und Spielerei. Wenn man auf höherer Warte steht, wird man diese Entwicklung nicht nur erklärlich, sondern sogar notwendig finden. Es war ja ein völlig Neues, was man hier lernte und ausübte, diese selbständige Führung verschiedener Stimmen, die doch zusammen etwas Ganzes ergaben. Man mag daran denken, wie fleißige Mönche in unermüdlicher



Schreiblust um die Grundzüge eines Buchstabens ein buntes Rankenwerk als Verzierung schlangen.

So führten die Kontrapunktiker mit drei und vier und mehr verschiedenen Melodien ein Rankenwerk um eine gegebene Grundmelodie aus. Und das Ganze stimmte zusammen. Man merkt dieser Musik der Niederländer und Italiener die Freude an der Kunstfertigkeit an. So ganz weit ist der Geist dieser Art des Musiktreibens von der allernmodernsten Orchester-technik nicht entfernt. Im Grunde ist diese polyphone Kontrapunktik ja auch Instrumentalmusik, nur daß die Instrumente zufällig Menschenstimmen sind. Hier war die Musik nun in der That das, als was sie seltsamerweise auch heute noch manchen Aesthetikern erscheint: tönend bewegte Form. Wo war die Seelensprache geblieben?

Es ist höchst bezeichnend, daß mit der Höhe dieser polyphonen Kunst der Verfall des Chorals zusammengeht. Es ist für den Wandel der Zeiten bezeichnend, daß jetzt die Befreiung der Seele vom weltlichen Empfinden vollzogen wurde. Wohl hatten Palestrina und andere der auf eine höhere Schätzung der heiligen Worte drängenden Kirche bewiesen, daß auch in der kontrapunktischen Polyphonie eine allen liturgischen Anforderungen entsprechende Kirchenmusik möglich sei. Aber das genügte der Welt nicht mehr, deren Empfinden durch die Renaissance umgestimmt, ja gewissermaßen frei geworden war. Und so knüpfte auch die Musik dieser Zeit wieder dort an, wo die schöne Weltlichkeit beherrschende Weltanschauung gewesen war: beim Griechentum.

Nun war es ein Glück, daß man keine griechische Musik, sondern nur die Theorie derselben hatte. Denn in diese las man hinein, was das eigene Empfinden verlangte. Die kontrapunktische Polyphonie war bloßes Formenpiel geworden; das Wort und sein Inhalt, damit also auch der seelische Gehalt war gleichgültig geworden. In der griechischen Musikgeschichte fand man, daß die größten und erhabensten Dichtungen in Musik gesetzt waren, daß diese also nur eine Steigerung des Wortes gewesen sein konnte. Nun ist es klar, daß nur der einstimmige Gesang die Deutlichkeit oder gar die Erhöhung des Textes geben kann. Nur die einstimmige Melodie vermag jedem Stimmungswechsel, jedem Empfindungsgang so zu folgen. Hätte man das Vorbild griechischer Musik nun wirklich besessen, wahrscheinlich hätte man sich diesem so völlig untergeordnet, daß wenigstens zunächst die Herrschaft der Vieltimmigkeit wieder zurückgetreten wäre. So aber behielt man diese formale Bereicherung bei, versetzte sie aber aus der Stellung des künstlerischen Selbstzweckes in die der Unterordnung als technisches Hilfsmittel. Man verwertete jetzt die Erkenntnis der Wechselbeziehungen der verschiedenen Töne, um so die das Ganze beherrschende Melodie zu unterstützen und musikalisch zu bereichern. Waren vorher die Stimmen, die den Melodietenor umspielten, diesem eigentlich gleichwertig, so wurden sie jetzt um Hintergrund, aus dem jene als Bild herauswuchs. Und — auch dafür fand man bei der griechischen Musik die theoretische Unterstützung — diesen

Sintergrund bildeten Instrumente. So erhielt man den vom Instrument begleiteten Gesang. Daß dieser trotz der langen Vernachlässigung alles Seelischen während der Herrschaft der kontrapunktischen Polyphonie sogleich wieder fähig war, befehlte Melodie zu geben, das war dem ja nicht verlorenen Choral, vor allem aber dem Volkslied zu danken, das in den letzten Jahrhunderten, während derer die Musik als Kunst in der Kirche weilte, in Wald und Feld als wilde Blume herangeblüht war.

Es brachte also auch diese „Renaissance der Musik“ noch nicht die Musik als selbständige Kunst; auch sie beruhte auf der Verbindung mit der Dichtung, ja diese wurde viel enger, als sie in der kontrapunktischen Polyphonie gewesen war. Aber wenn wir erfahren, daß der einstimmige Gesang, vor allem in der am Ende des 16. Jahrhunderts erstehenden Oper von Instrumenten begleitet war, erkennen wir, daß auch die Instrumentalmusik im Mittelalter immer mehr herangeblüht war, trotzdem die Kunstmusik sie fast völlig vernachlässigte. So war es in der Tat. Wie sich die ehedem so verachtete Klasse der Spielleute zur ehrfamen Musikantenzunft entwickelt hatte, so war auch ihre ursprünglich grobe Musikübung immer mehr vervollkommenet worden. Einer der vielen Beweise dafür, daß auch die Zeitgenossen diese Steigerung der instrumentalen Spielkunst fühlten, gibt die Limburger Chronik vom Jahre 1360: „auch hat es sich also verwandelt mit dem pfeffenspiel und hatten aufgestigen in der Musica, das die nicht also gut war bishero, als nun angangen ist, denn wer vor fünf oder sechs Jahren ein guter Pfeiffer war im Lande, der dauchte ihn jzund ein slichten“.

Es kam hinzu, daß der Charakter der überkünstelten Polyphonie im Grunde ein instrumentaler war. Man verfiel denn auch frühzeitig darauf, die verschiedenen Singstimmen einfach von Instrumenten spielen zu lassen. Hinzu kam ferner die Pflege der Hausmusik, die naturgemäß sich rasch vom begleiteten Gesang auf das bloß instrumentale Spiel ausdehnte. Da übrigens die Instrumente eine viel größere Beweglichkeit ermöglichten als die Menschenstimme, nutzte man sie aus (Kolorierung u. dgl.) und schuf so ganz allmählich auf Laute und Klavier jenen Instrumentalstil, der in den Klavierwerken Johann Sebastian Bachs die höchste Vollkommenheit erhielt. Andererseits brauchte man nur in dem von andern Instrumenten begleiteten Gesang die Singstimme etwa von einer Geige spielen zu lassen, um eine Art Orchester oder Kammermusikspiel zu erhalten. Vorbedingung für diese Entwicklung war die Ausbildung der Instrumente, wie sie in der zweiten Hälfte des Mittelalters und im 16. Jahrhundert große Fortschritte gemacht hatte.

So hatte sich etwa um 1600 eine für unser heutiges Gefühl allerdings bescheidene Instrumentalmusik entwickelt. Wenn diese Instrumentalmusik auf die begleitete Vokalmusik zurückging, so erfuhr die Musik die letzte Förderung zur absoluten Musik durch die Verbindung mit der dritten der musischen Künste, der Mimik in der Form des Tanzes, der seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts seiner höchsten Blüte entgegenging. Hier ent-

stand nun eine Musik, die ohne alle Fesseln außer der „goldenen“ eines scharf geprägten Rhythmus gestaltet wurde. Abgesehen vom Wohlklang erstrebte sie rein durch die Töne, ohne erklärende Worte der Stimmung um Ausdruck zu verhelfen, die in dem betreffenden Länze lag.

Nun man so weit war, nachdem man das Wesen der Begleitung dahin erkannt hatte, daß sie allen harmonischen Inhalt der Melodie ausdeutete und vertiefte, ging es mit Riesenschritten vorwärts. Wenn wir auf diese kurze Übersicht zurückblicken, erkennen wir, daß die Instrumentalmusik jener Teil der Musik ist, dem die natürlichste und geschlossenste Entwicklung zuteil wurde. Ihre Aufgabe war zunächst die Ausbildung von Formen. Diese erwuchsen sehr natürlich aus der Zusammensetzung von kleineren, in der Stimmung verschiedenen Stücken. Es gab gerade damals eine große Menge der nach Tempo und Charakter verschiedensten Tänze. Dadurch, daß man mehrere derselben aneinanderreichte, erhielt man instrumentale Stücke von einer großen Mannigfaltigkeit der Stimmung.

Freilich, was hätte das alles genützt, wenn der Himmel nicht in ununterbrochener Folge der Welt eine Reihe gewaltiger Genies geschenkt hätte: Händel, Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven. Darin, daß sie, die Größten, alle Deutsche sind, ist es deutlich ausgesprochen, daß in dieser Musik das Gemüt, die Seele herrscht. Gerade die deutsche Musik hat immer wieder eingegriffen, wenn eine ähnliche Gefahr drohte, wie sie die mittelalterliche Polyphonie ergriffen hatte: nämlich daß man im Glück, im Laumel über die formale Pracht den Gehalt vernachlässigt hätte. Deutschem Wesen aber ist es auch eigen — ein Blick auf die bildende Kunst und die Literatur beweist es —, daß es sich auflehnt gegen bequeme Überlieferung, daß es der Macht der Tradition sich nicht beugt. Gerade weil uns alle Kunst so durchaus persönliches Bekenntnis ist, suchen wir auch immer nach einer persönlichen Form, es auszusprechen.

Derjenige, dem so die Musik zur Aussprache seines innersten Erlebens wurde, war Beethoven. Johann Sebastian Bach hatte die Musiksprache im großen geschaffen; Gluck, Haydn und Mozart hatten aus all den willkürlichen und kleinlichen Förmchen die großen Kunstformen der Ouvertüre, Sonate und Symphonie geschaffen. Ihnen genügte es aber im wesentlichen, durch den wunderbaren Ausbau dieser Formen Stimmungen und Gefühlen allgemeinerer Art zum Ausdruck zu verhelfen. Der Wechsel dieser Stimmungen war das Leitgesetz für die Form. Nun kam Beethoven und gab nicht Stimmung, sondern subjektives Erlebnis. Die Schilderung eines solchen aber erheischt die Darstellung der Entwicklung von Stimmungen und Gefühlen. Lange erst zwang er, was er zu sagen hatte, in die überbrachten Formen ein, indem er diese dehnte und bis in ihr letztes ausnusste. Aber schließlich barst die Form vor der Fülle des Gehaltes. Wer Unerhörtes zu sagen hat, bedarf auch einer unerhörten Sprache. Wer in Tönen ein Leben dichten will, der muß mit diesen Tönen ein freies Bauwerk aufführen können, eigenartig und individuell, wie dieses Leben selber ist.

Auch des größten Genies Wirken unterliegt den Gesetzen des menschlichen Beschränktheits, und sei es nur jenes, das in der Kürze des Lebens liegt. Beethoven starb im 57. Lebensjahre. Sein Schaffen beweist, daß er sich der souveränen Gewalt des Künstlers über alle Form voll auf bewußt war, daß es ihm selbstverständlich erschien, sich die Formen zu schaffen, die der Gehalt dessen verlangte, was er in Tönen dichten wollte.

So ist in der That die Vollendung dessen, was Beethoven wollte, die symphonische Dichtung. Denn der Unterschied dieser von der Symphonie beruht darin, daß sie keine gegebene Form annimmt, sondern sich diese dem jeweiligen Inhalt gemäß neu gestaltet. Wie das getan wurde und wer dazu beigetragen, das soll ein Schlußartikel beleuchten.



## Johann Friedrich Reichardt als Erzieher zu einer gefunden Hausmusik.

Unsere diesmalige Notenbeilage bringt einige Lieder von Johann Friedrich Reichardt (1752—1814), dessen Vertonungen seiner Gedichte Goethe außerordentlich einschätzte. Das geht schon daraus hervor, daß der Komponist die von uns ausgewählten Lieder nach Goethes Handschrift komponieren konnte, und daß der Dichter diese Lieder dann der ersten Ausgabe seines Meisterromans beilegte. Aber wir brauchten für unseren Abdruck nicht auf eine der alten Originalausgaben zurückzugreifen, wir konnten vielmehr einen soeben erschienenen Neudruck benutzen. Im Berliner Verlag von Eissoldt & Rohrämer hat Hermann Wegel eine Auswahl Goethescher Lieder, Oden, Balladen und Romanzen, die Reichardt komponiert hat, veranstaltet. Der Band zählt 31 Nummern, das ist nicht ganz der vierte Teil der Gesänge, die der fruchtbare Komponist allein nach Goetheschen Texten geschaffen hat.

Reichardt ist eine der bedeutendsten Erscheinungen in der Geschichte des deutschen Liedes. Aber auch nur in einer solchen kann man seine Bedeutung genau darlegen. Darum sei heute darauf verzichtet, was um so lieber geschehen kann, als eine Darstellung der Entwicklungsgeschichte unseres deutschen Liedes zu den Aufgaben gehört, die sich die „Hausmusik“ schon für die nächste Zeit vorgenommen hat. Dabei wird des deutschen Liedes im 18. Jahrhundert besonders zu denken sein, denn es scheint für dieses eine neue Zeit der Vollständigkeit heranzukommen. Und gerade das „musikalische Haus“ wird davon den größten Gewinn haben, denn alle diese Tonsetzer haben für ihre Lieder nicht an den Konzertsaal, sondern an das musikalische Haus gedacht; sie haben Hausmusik im besten Sinne des Wortes geschrieben, denn jenes Zeitalter war zu seinem Glück noch vom „Salon“ befreit, hatte noch keine „Gesellschaften“, dafür eine um so reichere und feinere Geselligkeit.

Für den, der tiefer sieht, gibt es in der Kulturgeschichte keine Zufälligkeiten. Wenn neuerdings die Zahl der wissenschaftlichen Arbeiten über jene älteren Liederkomponisten, die vor dem glänzenden Gestirn Schuberts so ganz verblaßten, in stetem Wachsen begriffen ist, so ist ein äußerer Grund dafür die Tatsache, daß die Berliner Universität in Dr. Max Friedländer einen Lehrer erhalten hat, der seine Hörer gerade auf dieses vernachlässigte Gebiet hinweist. Aber für die lebendige Musikübung ist es nun ein besonderes Glück, daß dieser Forscher, dem wir ein hochbedeutungsvolles Werk über das „deutsche Lied im 18. Jahrhundert“ verdanken, nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein hervorragender Sängerkünstler ist. Darum sieht er diese alten Lieder auch nicht als günstige Objekte für kritische Tätigkeit, sondern als lebendige Geschöpfe an, die nur im Schlafe liegen und leicht zu wecken sind. Gerade unsere Zeit ist dafür günstig. Das neuere deutsche Lied hat eine Entwicklung genommen, die es fast völlig aus dem Hause verbannt. Die Lieder von Hugo Wolf, Richard Strauß u. a. sind zumeist in der Begleitung so schwierig, daß auch der gebiegene Dilettant nicht imstande ist, sie zugleich zu singen und zu begleiten. Wo aber finden sich zur häuslichen Musikübung immer gleich zwei zusammen? Einfachheit muß überhaupt wieder mehr die Lösung unseres heutigen Musiktreibens werden. Und dazu helfen uns eben diese älteren Lieder, deren Gewand man ja zur Not hie und da etwas auffrischen könnte.

Reichardt, der ein akademisch gebildeter und lebenserfahrener Mann war, hatte ein starkes Gefühl für Hausmusik und eine gute Einsicht in das, was ihr not tut. Fast alle seine Liederhefte erschienen mit Vorreden. Aus einer derselben sei hier ein kurzes Stück herausgehoben. Was darin gesagt wird, gilt noch heute, und nicht bloß für Reichardt; der Leser wird die Anwendung von selber machen.

\* \* \*

Ich habe bemerkt, daß man, so hübsch man auch meine Lieder sang, doch fast nie den rechten Gang dazu traf, und da ich dem Dinge nachspürte, fand ich, daß all die, die den rechten Gang der Lieder verfehlten, erst die Noten davon als ein melodisches Stück für sich gespielt, und dann erst die Worte dazu genommen. Das ist der Art, wie ich die Lieder komponiere, gerade entgegen. Meine Melodien entstehen jederzeit aus wiederholtem Lesen des Gedichts von selbst, ohne daß ich darnach suche, und alles was ich weiter daran tue, ist dieses, daß ich sie so lang mit kleinen Abänderungen wiederhole, und sie nicht eh' aufschreibe, als bis ich fühle und erkenne, daß der grammatische, logische, pathetische und musikalische Akzent so gut miteinander verbunden sind, daß die Melodie richtig spricht und angenehm singt, und das nicht für eine Strophe, sondern für alle. Soll man das nun aber so gut im Vortrage fühlen und erkennen, so muß der Sänger vorher die Worte ganz lesen, und so lange lesen, bis er fühlt, daß er sie mit wahren Ausdruck liest, und dann erst sie singen. Schon allein der Stärke und Schwäche wegen, die der Sänger, bei vielen Strophen, verschiedenen Stellen verschieden beilegen muß, ist es nötig, daß er das ganze Lied, eh' er's singt, mit Überlegung gelesen habe. Wären dies nicht meine eignen Gesänge, so würd' ich noch hinzufügen, daß der Sänger, der nicht imstande ist, Verse völlig gut zu lesen, durch die Akzente solcher Musik nachher seine Deklamation berichtigen könnte, und so durchs richtige bedeutende Singen richtig und bedeutend lesen lernen könnte. --

\* \* \*

Ich hatte eine Zeitlang die Gewohnheit, die viel andre gute Leute auch haben, daß ich eine jede neue Liedersammlung, der ich etwas zutraute, von Anfang bis zu Ende durchspielte, und dann urtheilte ich gemeinhin davon, wie viel andre gute Leute auch zu urteilen pflegen; ein paar Lieder ausgenommen, die mir sehr gefallen, taugt die Sammlung eben nicht viel. Und dann konnt' ichs nicht begreifen, wie der Schöpfer von solch einem paar Liedern das übrige so kalt und unbedeutend hatte hinschleudern können. Bis denn einmal ein liebes Weib oder ein lieber Mann, die meinem Herzen wert waren, ganz andere Lieder aus derselben Sammlung ihre Lieblingslieder nannten. Wenn ich das wieder nicht begreifen konnte, so sangen sie mir ihre Lieder, und ich erstaunte, wie ich die so ganz hatte verkennen können. Das geschah mir öfter; ich faßt' es und zog mir die gute Lehre daraus, die ich euch hier zu eurem und meinem Frommen hinschreiben will:

„Wählt euch, wenn ihr die Liedersammlung in die Hand nehmt, nach den Worten nur gerade die Lieder aus, die eben zur Zeit auf euren Gemüths-zustand passen, da werdet ihr euch so ganz hineinsingen, daß es eine Freude für euch und mich sein wird. Zu einer andern Zeit werden wieder andere Lieder euch das sein, was euch jene vorher waren, und so könnt ihr mir und euch sehr leicht das Vergnügen verschaffen, daß euch zuletzt die ganze Sammlung gefällt!“



## Neue Bücher und Musikalien.

**Karl Wilhelm.** 72 Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. — 62 Lieder für die heranwachsende Jugend. (Beide Hefte bei Breitkopf & Härtel in Leipzig. 2 bzw. 1 Mt.)

Das „Freiwerden“ der Musikalien, das heißt das Ablaufen der gesetzlichen Schutzfrist von dreißig Jahren nach des Komponisten Tode, ist auch für das musikalische Haus von großer Wichtigkeit, weil sie dann auch für bescheidene Mittel zugänglich werden. Nun sind auch die dreißig Jahre seit dem Tode Karl Wilhelms, des Komponisten der allbekanntnen „Wacht am Rhein“, verfloßen, und seine Werke sind „frei“. Es sollte kaum der Versicherung bedürfen, daß einem Komponisten, der lange vor der durch den Krieg geweckten Begeisterung ein Lied schuf, zu dessen Klängen Tausende freudig ins Feld zogen, auch noch anderes gelungen sein mag, das der Beachtung wert wäre. Aber die Versicherung ist in der That notwendig, denn man hat sich offenbar um die übrigen Lieder Wilhelms gar nicht bekümmert. Denn sonst wären sie bekannt und vor allem für den Hausgesang beliebt. Frisch, frei, kräftig, ungezwungen melodisch und voll echter Empfindung, verdienen sie lebendig erhalten zu werden. Für 2 Mark erhält man die ganze Sammlung; für eine weitere Mark kann man ihr einen Band beifügen, der der Jugend Freude bereiten und ihre musikalischen Fähigkeiten entwickeln wird.

Des Komponisten äußeren Lebensgang schildern die „Mitteilungen“ von Breitkopf & Härtel in einer kurzen Darstellung, die wir hier folgen lassen. Karl Wilhelm wurde am 15. September 1815 zu Schmalkalden als Sohn des dortigen Stadtmusikus Georg Friedrich Wilhelm geboren. Er wurde von seinem Vater frühzeitig in die Tonkunst eingeführt, mußte zwar bei Tanzmusikern mit aufspielen, aber die Kunst öffnete ihm auch manches angesehenere Haus der kleinen Stadt. 1832 ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Kassel, wo ihn Baldewein und Bott unterrichteten und auch Spohr, in dessen Haus er eingeführt war, ihn durch Rat und Belehrung förderte. Wilhelm gab seiner Ausbildung als Klavierspieler die letzte Feile durch den Unterricht des berühmten Frankfurter Meisters Aloys Schmitt, während er seine gebiegenen Kenntnisse im Konfak und Generalbaf dem Offenbacher Hofrat André verdankt. Im Herbst 1840 siedelte Karl Wilhelm nach Crefeld über. Das musikalische Leben der aufblühenden Fabrikstadt lag damals ziemlich darnieder, so daß sich für ihn ein reiches Feld der Arbeit bot. Er hat denn auch in den 25 Jahren seiner dortigen Wirksamkeit viel zur Hebung der musikalischen Verhältnisse beigetragen, war Leiter des Singvereins und der Liedertafel, gab Unterricht und widmete sich der eigenen schöpferischen Arbeit. 1860 wurde er zum königlichen Musikdirektor ernannt. Er veröffentlichte vornehmlich Lieder und Männerchöre, die durchweg die Hand des gebiegenen Musikers verraten, leider aber viel zu wenig bekannt geworden sind.

Mit einem Schlage wurde Wilhelm berühmt durch das bereits 1854 komponierte Schneckenburger'sche Gedicht „Die Wacht am Rhein“, welches 1870 eine förmliche Auserkennung feierte. Es wurde zum Soldatenlied draußen im Schlachtfelde und wirkte mit seiner einfachen, kraftvollen Weise zündend auf Hunderttausende. Noch heute ist es bei jung und alt lebendig und wird es ewig bleiben. Wilhelm, der unverheiratet geblieben war, hatte im Jahre 1865 die Leitung der Crefelder Liedertafel niedergelegt, er tränkete öfter, war nervenleidend und glaubte sich in seinem Wirkungskreise nicht mehr recht verstanden. So eilte er ohne Abschied, verbittert, zurück in seine Thüringer Berge zu seiner hochbetagten Mutter. Der Verkehr mit dem Sohne verschönte ihr die letzten Lebensstage.

Da kam der Krieg von 1870; das Lied, welches seit 16 Jahren nur im Konzertsaal erklingen, die Wacht am Rhein brauste wie ein hunderttausendstimmiger Völkchoral durch die Welt, und die erstaunte Welt fragte: Wer ist Karl Wilhelm? Wo ist er? Die Antwort lautete, wenn auch nicht ganz, doch halb richtig: Er verweilt alternd, einsam, vergrämt, krank, amtlös, dürftig in einer kleinen Stadt des Thüringer Waldes. Da ging ein rührender Zug der Dankbarkeit durch alles Volk, vornehmlich durch die Herzen der Sängergenossenschaften, die sich an dem Liede erfreut hatten. Von allen Seiten kamen huldigende Briefe mit Ehrengaben, je nach den Verhältnissen bescheidenster Art oder sehr beträchtlich. Geldspenden, Orden und Ehren wurden ihm zuteil, so daß sein Lebensabend gesichert war. Indessen ging Wilhelms Leiden seinen Gang. Die zunehmende Lähmung machte ihn zu jeder Übung seiner Kunst unfähig, zwei Jahre verbrachte er noch in treuester Freundesföge in Crefeld, und als am 26. August 1873, bei einem Besuch seiner Heimat, ein neuer Schlaganfall diesem Künstlerleben ein Ende setzte, trug Schmalkalden seinen gefeierten Mitbürger mit seltenen Ehren zu Grabe. Seinem Andenken wurden daselbst und in Crefeld Denkmäler errichtet, doch das schönste Denkmal hat er sich im Herzen des deutschen Volkes selbst gesetzt durch seine unvergeßliche „Wacht am Rhein“.



**Dramaturgie der Oper.** Von Heinrich Vult Haupt. 2 Bände. 2. Aufl.  
Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Ein wertvolles Buch, trotzdem man im einzelnen sehr oft zum Widerspruch gereizt wird. Gegenüber den zahlreichen rein musikalischen Führern ist es sicherlich von Wert, daß bei der Beurteilung der Oper einmal der dramatische und theatrale Maßstab angelegt wird. Aber natürlich, einseitig ist auch das, da die Oper ja ebenso stark der Musik angehört. Immerhin zur Klärung der so verwickelten Frage über das Wesen der Oper vermag das Buch reichlich beizutragen. Mehr noch ist es ein guter Begleiter, wenn sich der Leser den Klavierauszug des betreffenden Werkes zur Hand nimmt und gleichzeitig mit der Lektüre spielt.

Im allgemeinen muß ich ja offen gestehen, das ich Bücher dieser Art nicht liebe, wo an großen Kunstwerken herumkritisiert wird: Das hätte wegbleiben können, das ist unlogisch, das hier ist ganz schön, ist musikalisch wertvoll, aber undramatisch. Der schlimmere Mangel des Buches ist des Verfassers einseitige Auffassung des Begriffes „Handlung“ im Drama. Für ihn ist Handlung gleich äußerem Geschehen, und so kommt er zu der mehr als seltsamen Behauptung, daß z. B. die Handlung im 2. Akt von „Tristan und Isolde“ stillestehe. Ebenso oberflächlich ist, was er über die Verwendung der Zaubertränke in der „Götterdämmerung“ sagt. „Ihre Wirkung gestehen wir an und für sich gern zu, und nur darüber sind wir empört, daß sie von dem Helden (Siegfried) vollständig unabhängig und ungewollt, also nichts weiter als eine von außen eindringende, mechanische Beeinflussung seiner Freiheit sind. Immer zur rechten Zeit, wenn die Handlung sich aus den Charakteren nicht so weiter entwickeln könnte, wie der Dichter [nein, der Mythos! D. Reb.] will, mischt er seinen Balsam, der schlimmer als alle Maschinengötter aus dem freiesten und größten Heros der deutschen Sage einen Hampelmann macht. Die Anatomie hebt ja bei Versuchstieren durch Operationen am Gehirn gewisse Funktionen auf und gibt ihnen eine einseitige Richtung. Ein solches Versuchsobjekt ist unter Wagners Händen in der „Götterdämmerung“ (leider!) auch sein herrlicher Siegfried geworden.“ (II. 283.)

Das heißt denn doch die Bedeutung des Wunders im Mythos in einer Weise verkennen, wie sie nur die platteste Nüchternheit fertig bekommt. Gewiß waltet hier ein über allen stehendes Geschick. Dafür heißt ja aber auch die Tetralogie nicht „Siegfried“, sondern „Ring des Nibelungen“.

Wertvoll ist sehr vieles, was über Inszenierung und Regie gesagt wird. Am liebsten sähe ich das Buch in der Hand unserer jüngeren Opernkomponisten. Sie könnten daraus einen Begriff gewinnen, was dramatisch ist, und würden dann nicht so unsagbar ungünstige Texte vertonen. Denn darin hat Vult Haupt ja zweifellos recht, daß die Schwäche der neueren Opernproduktion weniger in der Musik, als im Text liegt. Das Buch ist, wie es sich bei Breitkopf & Härtel von selbst versteht, gut ausgestattet. 140 Seiten Notenbeispiele sind ihm beigegeben und wirken wie die Bilder in einer Kunstgeschichte. St.





## Jan Steen.

Zu unserer Photographie.

Das ist nun schon so, daß man gerade bei den fröhlichsten Künstlern so oft zur Trauer gestimmt wird. Mir wenigstens geht es auch bei Jan Steen so, der doch einer der lustigsten ist, die es je gegeben. Und das kommt nicht etwa bloß daher, daß seine Lebensgeschichte hauptsächlich vom Verbummeln eines Genies handelt, sondern weil auch seine Bilder davon reden. Einmal wenn wir ihn selber sehen; gewiß ein fröhlicher Bursch, ein köstlicher Unterhalter, aber doch eben heruntergekommen. Oder sage ich besser: nicht hinaufgekommen zu jener Höhe, zu der er berufen war. Und er war zu Großem berufen. Er ist einer der schärfsten Beobachter seiner Nebenmenschen. Als Physiognomiker, der für alle Stimmungen und Gefühle den richtigen Gesichtsausdruck fand, kommen ihm nur ganz wenige gleich. Und was für ein goldiges Gemüt hatte dieser Mann von Mutter Natur erhalten, daß er mit seinen scharfen Augen nicht Satiriker wurde, sondern Humorist. Echter Humorist, der auch Verständnis für Ernst und Schmerz hatte, beiden aber ein mildes Lächeln abzugewinnen wußte. Endlich aber: Jan Steen konnte sehr viel. Er war ein Meister der Komposition, so daß auch überfüllte Bilder noch einen übersichtlichen und natürlichen Eindruck machen. Und wenn er sich einmal Mühe gab, konnte er so volle, sammetweiche Töne malen, wie nur einer. Dabei bewahrten ihn seine Phantasie, seine immer offenen Augen vor jenen ewigen Wiederholungen gleicher Vorwürfe und Stimmungen, die uns so oft auch bei bedeutenden Holländern ermüden.

Das alles blühte in Jan Steen; aber nur wenige der Blüten sind zu Früchten gereift. Und gar eine Pflege, eine Veredelung, eine Steigerung der angeborenen Gaben suchen wir umsonst. Er war eben ein Dummler, und nicht einmal immer einer von der liebenswürdigen Sorte. Etwas spielte wohl die Vererbung mit, wenn der etwa 1626 in Leyden geborene Bierbrauerssohn als heruntergekommener Gastwirt endigte. Zwischen 1660 und 1670 hatte er eine bessere Arbeitsperiode gehabt. Was danach kommt, ist zumeist so nachlässig gemacht oder so unschicklich im Stoff, daß man es am liebsten nicht ansehen möchte. Das war die Zeit, wo er der beste Gast seiner Kneipe war und nur malte, wenn er nichts mehr zu vertrinken hatte. Das hat bis 1679 gedauert; mit dreiundfünfzig Jahren ist er gestorben.

Unser Bild stammt aus des Meisters bester Zeit und zeigt ein Stück köstlichen Humors. Es ist dabei nichts zu erklären; es sei nur gesagt, daß man in diese Bilder lange hineinsehen muß, um sie in ihrem ganzen Reichtum sich zu eigen zu machen. Es sind natürlich Jans eigene Kinder, die sich der Pflege dieser bei der Jugend immer so hochgeschätzten Hausmusik hingeben. Der Junge, der die Rase hält, ist des Vaters treues Ebenbild. Die Laute, auf der Jan gern spielte, hängt an der Wand. Auch ohne sie ist diese Musik vielstimmig genug.

St.



## Baltische Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts.

Unter diesem Titel liegt mir ein stattlicher Quartband vor aus dem Verlag von Alexander Groffet in Riga, nach Ausstattung, Druck und Illustration ein schönes Zeugnis für deutschen Gewerbesleiß im alten Baltenslande. Aber das Buch ist noch in viel höherem Maße ein Zeugnis deutschen Geistes. Man hat bei uns diesem wackern abgesprungen Volksteil niemals die Bewunderung versagt, für die Zähigkeit, mit der er sieben Jahrhunderte hindurch deutschen Geist und deutsche Kultur bewahrt hat. Aber man hat sich doch wohl nie recht klar gemacht, daß diese Arbeit niemals durch bloßes Beharrungsvermögen oder Zähigkeit hätte geleistet werden können, daß dazu vielmehr ein lebendiges Mitschaffen an der gesamten deutschen Kultur nötig war. Es ist das Verdienst des vorliegenden Buches, für ein Gebiet zu zeigen, daß auch lange nach dem Untergang ihrer politischen Selbständigkeit die Ostseeprovinzen ihrem geistigen Mutterlande nicht bloß geistige Gefolgschaft geleistet, sondern ihm sogar eine Fülle schöpferischer Kräfte zugeführt haben. Um sich davon zu überzeugen, genügt ein Blick ins Namenverzeichnis der in diesem Buche besprochenen Künstler. Erstauslich ist bereits die Zahl der Genannten. 152 Künstler im 19. Jahrhundert, wobei keineswegs Vollständigkeit beabsichtigt war, sondern nur jene hervorgehoben wurden, die wenn nicht durch ihre Werke so doch als Lehrer hervorgetreten sind. Von denen, die in Deutschland zu besonderer Wirkung gelangt sind, nenne ich nur einige. Allen voran steht da der Meister biblischer Malerei Eduard von Gebhardt. Er hat viele seiner Landsleute nach Düsseldorf gezogen; zu ihnen gehört der als Lehrer und Künstler gleich geschätzte Eugen Dücker. Bezeichnend für die Art, wie sich diese Balten in deutschen Verhältnissen zuhause fühlen, sind die „Berliner Witze“ B. Dörbecks, die zu den wichtigsten und dabei auch humorvollsten Karikaturen des Berliner Lebens gehören; in anderer Art bezeugen den deutschen Zug Wilhelm Karl Junders verbreitete Genrebilder.

Noch größer ist die Zahl der Plastiker. Das viel bewunderte Mainzer Gutenbergdenkmal ist ein Werk des Balten Eduard von der Launiz. Die prächtige Quadriga auf dem Berliner Kaiser-Wilhelm-Denkmal ist eine Schöpfung des Begaschülers Karl Hans Bernerwiz. Auch die edle Christusstatue der Berliner Lutherkirche stammt von einem Balten, Karl Starck. Balte war auch der kürzlich in München verstorbene Alexander von Wahl, dessen „tanzende Mänade“ zu den besten plastischen Arbeiten der letzten Jahre gehört.

Die Reihe ließe sich weiterführen und könnte ein lehrreiches Gegenstück durch die Aufzählung der in Rußland zu großen Aufgaben herangezogenen Balten erhalten. Hier würde sich dann zeigen, daß auch da die baltische Kunst das deutsche Empfinden und Fühlen vertritt.

Noch für alles das, wie für die geschichtliche Entwicklung sei auf das Buch selbst verwiesen. Dieses hat einen reichen, sehr gut ausgeführten Bildschmuck von beinahe 250 Bildern und Bildnissen. Dem Entgegenkommen des Verlages danken wir die Möglichkeit, hier einige Blätter wiederzugeben, die hoffentlich dazu beitragen, daß sich recht viele unserer Leser das schöne Buch kaufen. Der Preis von Mk. 7. 50 ist für das Gebotene sehr mäßig. St.



## Briefe.

H. L., R., H. D. — W. R., B. — W. G., G. — F. F., W. — F. F., R. a. G. — B. J., D. — F. G., E. — M. W., R. (W.). — A. G. B. — A. F. B., Bonn. — E. G. H., G. — C. W., R. — F. G., W. i. D. — G. M., W. — G. S., E. — Agricola. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im *E.* selber nicht geeignet.

E. J., A. — G. H., Gr.-L. — Graf. L. H., M. Herzlichen Dank für das freundliche Gedenten zum Jahreswechsel!

H. Anf., M. Man merkt es den Gedichten wohl an, daß sie aus einer erlebten Stimmung heraus geboren sind; aber wie diese poetische Stimmung sich in dichterisch empfundenen Ausdruck umgesezt hat, entspricht doch noch nicht recht den Ansprüchen des *E.* — Für Ihre weiteren freundlichen Zeilen herzlichsten Dank! Da auch dem *E.* Anfeindungen nicht erspart bleiben, erfüllen ihn Zuschriften wie die Ihrige mit aufrichtiger Freude.

L. A., R. Wie Sie sehen, mit bestem Dank verwendet. Freundl. Gruß!

P. W., G. Zur ersten Einführung in die Psychologie empfehlen wir Ihnen die „Psychologie“ von Fr. Kirchner aus Webers illustrierten Katechismen (Leipzig, 3 Mk.), oder aus der Sammlung Büchsen (Leipzig) die beiden Bändchen: „Psychologie und Pögil“ von Th. Eisenhans und „Psychophysik“ von G. F. Lipps (je 80 Pfg.). Sie erhalten hier einen Überblick über das gesamte Gebiet, der die beste Vorbereitung für eine eingehendere Beschäftigung ist, zu der Sie die beste Literatur in den genannten Büchern verzeichnet finden. — Auf Ihre zweite Frage können wir Ihnen keine bestimmte Antwort geben, da wir die betreffenden Veröffentlichungen nicht kennen. Wir raten Ihnen aber in jedem Falle erst aus dem Studium der genannten Schriften eine feste Grundlage zu gewinnen.

de Langet. In den Gedichten entspricht die Form nicht immer den Anforderungen; manches ist Füllsel. Vielleicht aber können wir einige der „elektrischen Funken“ in unseren Blättern aufleuchten lassen.

Louis M. M. Uns scheint die Übersetzung die Anteilnahme der Natur, wie sie sich in Lucien Patés Gedicht so schön ausdrückt, nicht voll herauszubringen. Vergleichen Sie Ihr „Der murmelnde Quelle hab' ich's gesagt und rauschend floß sie durch das Waldesdickweigen“ mit Patés Versen: „J'al dit mon mal à la fontaine Et la fontaine en a pleuré.“

H. R., Lehrer, Schm. Besten Dank für Ihre freundliche Geste. Unter dem Titel „Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Eyon“, erscheinen im Verlag Teubner in Leipzig Abhandlungen über einzelne Werke neuer Dichter, die Ihren Bedürfnissen wohl entsprechen werden.

J. F. in St. Klapp und Willermont haben allerdings bewiesen, daß Willy nicht der rohe Wüterich war, als der er in der Volksanschauung Norddeutschlands noch immer lebt. In einem geschichtlichen Artikel hätten wir auch den gerügten Satz nicht durchgehen lassen. In der Erzählung wirkt das Ganze jedoch mehr als Stimmungswert, und da ist es zwar schroff, aber schließlich leider nur die Wahrheit, daß — freilich auf beiden Seiten — religiöse Stimmungen und grausame Härte eine oft recht seltsame Verbindung miteinander eingingen.

H. H., J. Die Spatepeare-Übersetzung von Schlegel-Tied hat wohl viele Mängel; als Ganzes ist sie aber noch immer die beste. Wir raten Ihnen zu der Ausgabe, die Professor Brandl im Bibliographischen Institut in Leipzig veranstaltet hat. Für Dante ist Gildemeister neben dem alten Phylalethes am besten.

v. S., R. — G. D., L. a. W. — C. D., M. i. G. — G. H., M. — H., J. (D.-Pr.). — W. R., D. i. M. Für Ihre freundlichen Zuschriften, die auch dort warme Anteilnahme bekunden, wo sie abweichende Meinungen zum Ausdruck bringen, sagt Ihnen der Eürmer aufrichtigen Dank. Da es sich mehrfach um grundsätzliche Fragen handelt, deren Erörterung mehr Raum und Zeit beansprucht, als dem *E.* für dies bereits abgeschlossene Heft zur Verfügung steht, so bittet er die verehrten Briefschreiber sich bis zum nächsten Heft gedulden zu wollen. Freundlichen Gruß!

Aufsuß. Prof. Dr. S. Waßinger in Halle a. S. regt aus Anlaß des Kant-Gedenktages die Gründung einer „Kantgesellschaft“ an nach Art der Goethegesellschaft, der Komensusgesellschaft und ähnlicher, sowie die Errichtung einer „Kantstiftung“. Beide sollen zunächst die Erhaltung und Förderung der von Prof. Waßinger seit 1887 unter Mitwirkung erster Autoren herausgegebenen „Kantstudien“ bezwecken, von denen bis jetzt 8 Bände von je ca. 500 Seiten erschienen sind. Das nächste Heft, mit dem der 9. Band beginnt, soll als Festheft besonders reichhaltig und mit einem hier zum ersten Male mitgeteilten Kantbildnis ausgestattet werden. Für einen Jahresbeitrag von 20 Mk. erhalten die Mitglieder der Gesellschaft die Studien gratis, für den einmaligen Beitrag von 400 Mk. auf Lebenszeit. Sollten die „Kantstudien“ eingehen, so werden die vorhandenen Mittel Eigentum der Universität Königsberg mit der Bestimmung, sie zur Förderung des Studiums der Kantischen Philosophie zu verwenden. Ständiges Mitglied des Verwaltungsausschusses ist der Kurator der Universität Halle, die beiden andern Ausschussmitglieder wählt die Generalversammlung, die jährlich am 12. Februar, dem Todestage Kants, in Halle zusammentritt. Beiträge werden entweder an Prof. Waßinger in Halle, Reichardtstraße 15, oder an das dortige Bankhaus S. F. Lehmann erbeten. Selbstverständlich widmet Prof. Waßinger seine Zeit und Kraft den „Kantstudien“ ohne jede Entschädigung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin W., Bornsersfr. 3.  
Satzmuß: Dr. Karl Stord. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



# Drei Lieder aus Goethes „Wilhelm Meister.“

## 1. Mignon.

I.

Mit Affect.

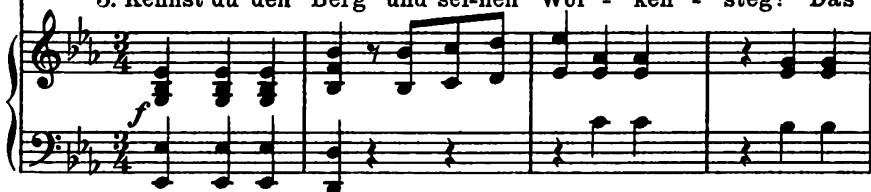
J. F. Reichardt (1752 - 1814).

Singstimme.



1. Kennst du das Land, wo die Ci - tro - nen blühn, im  
 2. Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach, es  
 3. Kennst du den Berg und sei-nen Wol - ken - steg? Das

Pianoforte.



dunk - len Laub die Gold - O - ran - gen glühn, ein sanf - ter  
 glänzt der Saal, es schimmert das Ge - mach, und Mar - mor -  
 Maul - tier sucht im Ne - bel sei-nen Weg; in Höh - len



Wind vom blau-en Him-mel weht, die Myr - te still und hoch der  
 bil - der stehn und sehn mich an: was hat man dir, du ar-mes  
 wohnt der Dra-chen al - te Brut; es stürzt der Fels und ü - ber



Lor - beer steht, kennst du es wohl? Da - hin! Da -  
 Kind, ge - tan? Kennst du es wohl? Da - hin! Da -  
 ihn die Flut, kennst du ihn wohl? Da - hin! Da -

*pf* *cresc.*

hin möcht' ich mit dir, o mein Ge - lieb - ter ziehn.  
 hin möcht' ich mit dir, o mein Be - schüt - zer ziehn.  
 hin geht un-ser Weg! O Va - ter\_ lass\_ uns ziehn!

*f*

## 2. Mignon.

II.

Langsam.

Singstimme. Nur wer die Seh - sucht kennt weiss, was ich lei - de! Al -

Pianoforte. *p*

lein und ab-getrennt von al - ler Freude, seh' ich an's Fir - ma -

ment nach je - ner Sei - te Ach! der mich liebt und kennt ist in der

Wei - te. Es schwin - delt mir, es brennt mein Ein - ge -

*cresc.* *f*

wei - de. Nur wer die Sehnsucht kennt, weiss, was ich lei - de!

*p* *ff*

### 3. Harfenspieler.

Gehalten und leise.

Singstimme.

Andie Tü - ren will ich schlei - chen, still und

Pianoforte.

sitt - sam will ich stehn; from - me Hand wird Nah - rung

rei - chen, und ich wer - de wei - ter gehn, ich

*p* wer - de wei - ter gehn. Je - der wird sich glück - lich

schei - nen, wenn mein Bild vor ihm er - scheint; ei - ne

Trä - ne wird er wei - nen, und ich weiss nicht was er

weint, ich weiss nicht was er weint.



Ⓟ

Immanuel Kant.

Nach dem Gemälde von Döbler.







G. Schlichting: Die ehemalige Säufternpforte in Reval.  
(Museum Reval.)

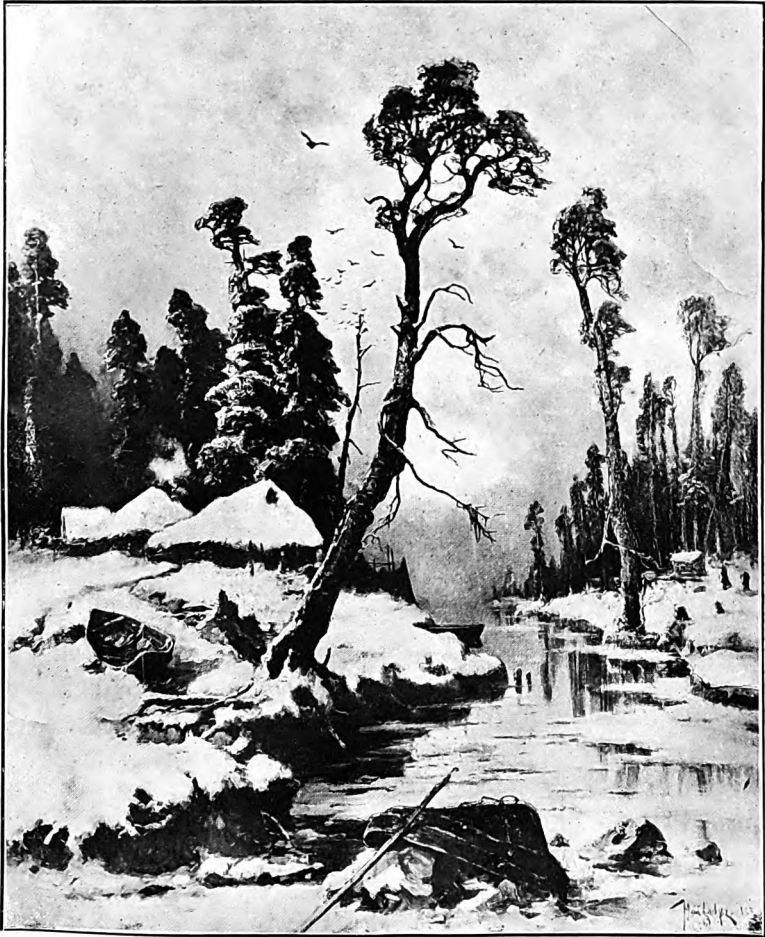


L. v. Pezold: Hausandacht auf einem estländischen Edelhofe  
im 16. Jahrhundert.



(Museum Reval.)





Ⓣ

J. v. Klever: Finnländische Fischerhütten.





Alph. Spring: Die Polsticker.











Burne Jones, pinx.

Photo T. & R. Annan & Sons.



DANAE UND DER EHERNE TURM







VI. Jahrg.

März 1904.

Heft 6.

## Gibt es eine Offenbarung?

Von

Prof. Wilhelm Holtau.

1.

Die Frage, ob es eine Offenbarung gibt, d. h. ob dem Menschen durch einen höheren Einfluß, der doch nur der des göttlichen Geistes sein könnte (die spiritistischen Offenbarungen sind hier beiseite gelassen. Die Geschichte des Schwindels und des Mystizismus gehört nicht in eine ernste Erörterung über die Realität einer göttlichen Offenbarung), Aufklärungen über das Gebiet zuteil werden können, welches der menschlichen Erkenntnis verschlossen ist, ist eine solche, die zurzeit wieder zu aktueller Bedeutung gekommen ist.

Auf der einen Seite wird offen zugestanden, daß die materialistische Welterklärung Fiasko gemacht hat. Die Hauptvertreter der Naturwissenschaft erklären ihr „Ignoramus et ignorabimus“. Sie erkennen an, daß die wissenschaftliche Forschung nicht nur für unsere Zeit, sondern für alle Zeiten Grenzen hat. Damit ist zugleich dem Gebiete des religiösen Glaubens ein wichtiges Zugeständnis gemacht und ein weites Feld eröffnet worden. Das Ende der Philosophie ist, wie Geibel vor 50 Jahren treffend sang, „zu wissen, daß wir glauben müssen“.

Auf der andern Seite aber ist der geistlose Glaube oder richtiger der traurige Aberglaube von einer wörtlichen Inspiration mehr und mehr abgetan. Um so schärfer tritt in das Bewußtsein zahlreicher Menschen die Wahrheit, daß das menschliche Seelenleben nicht ohne einen Einfluß eines Gottes denkbar ist, und daß ein Gott den Menschen, die ihn suchen und die er sich erkoren hat, auch Kunde über ein höheres Wissen zuteil werden lasse.

Ist diese Annahme, diese Sehnsucht wirklich begründet und wissenschaftlich haltbar?

Die wissenschaftliche Bibelforschung hat mehr und mehr die natürlichen Ursprünge der biblischen Tradition nachgewiesen. Kein klar urteilender Forscher kann die große Bedeutung der Funde in den ägyptischen, assyrischen, babylonischen Ausgrabungen leugnen. Sie zeigen uns vielfach die Elemente, aus denen die Vorstellungen des israelitischen Volkes gebildet worden sind. Kein vorurteilsfreier Denker kann auch den Wert der religionsgeschichtlichen Resultate für das bessere Verständnis der Entstehung des Christentums und seiner Schilderung im Neuen Testament geringschätzen. Erst das rechte historische Verständnis erschließt hier die tiefere Kunde der religiösen Wahrheiten.

Ist es nun dennoch gestattet, von einer göttlichen Offenbarung zu sprechen? Werden wir offen eine Verwerfung des Offenbarungsglaubens oder eine göttliche Offenbarung in irgendeiner Form festhalten dürfen?

Auf diese Frage pflegt schließlich meistens ein jeder „nach eigener Glaubensüberzeugung“ seine besondere Antwort zu geben. Das ist aber nicht unbedenklich. Die Erwägung, daß „Religion Sache des Herzens und Seins aus dem Verkehr des einzelnen mit Gott ist“, ist gewiß richtig. Aber sie sollte nicht verwandt werden, um in dieser Frage allein den Ausschlag zu geben. Denn zu leicht täuscht der einzelne sich selbst über die Qualität und die Ausdehnung der als Offenbarung empfundenen inneren Stimme, und es ist recht eigentlich das Erbübel jeder positiven Religion, daß sie das Gebiet der Offenbarung zu weit ausdehnt und ihr kritiklos alles mögliche menschliche Beiwerk zurechnet.

Viel sicherer ist es daher, den Weg der religionsgeschichtlichen Betrachtung einzuschlagen, eine Durchforschung des den Menschen zuteil gewordenen Offenbarungsstoffes vorzunehmen. Wenn es sich bestimmt zeigen ließe, daß dieses Wissen etwas ganz Neues enthielte, und was das Eigenartige desselben sei, so würde sehr bald aller Einwand gegen eine Offenbarung verstummen; und andrerseits würde sehr bald die törichte Anmaßung der kirchlichen Orthodorie, welche auch das gewöhnlichste Menschenbeiwerk für Gottes Wort ausgibt, aufhören von Einfluß zu sein, wenn es sich herausstellen sollte, daß die sog. offenbarten Wahrheiten nichts Neues enthalten.

## 2.

Gibt es keinen Gott, dann gibt es auch keine Offenbarung, das ist natürlich klar. Aber umgekehrt ist gerade aus der Empfindung, daß eine

Offenbarung bestehe, vielen Menschen erst die Sicherheit geworden, daß ein Gott sei.

Es hat sich daher der Materialismus nicht nur gegen die Existenz Gottes, sondern ganz besonders gegen die Möglichkeit einer Offenbarung gewandt.

Zwei seiner Einwände, die besonders oft dagegen vorgebracht sind, sollen hier einer Prüfung unterzogen werden.

„Eine Offenbarung ist ein Unding“, so lautet das Verdikt eines modernen Naturforschers (vgl. Deutsche Rundschau von 1897, S. 410); „denn entweder liegt das zu Offenbarende jenseits unserer Sinne und Vorstellungen: dann kann es uns nicht offenbar werden; oder es liegt diesseits derselben, dann braucht es uns nicht offenbar zu werden“.

Diese Einwände sind, wie gezeigt werden soll, nicht stichhaltig. Schon die Begründung ist verfehlt.

Die erste Hälfte ist schon nach den Voraussetzungen der Naturforscher selbst unhaltbar. Denn eben diese selbe Naturforschung (vgl. die Worte desselben Forschers ebendaf. S. 411: „Es gibt, wie sich erweisen läßt, Töne, die wir nicht hören, Strahlen, die wir nicht sehen können. Vieles werden wir noch in den Hunderttausenden von Jahren, die der Menschheit bevorstehen, begreifen lernen. Wir sind ja erst im Beginn unserer Entwicklung. Ein Rest aber wird immer bleiben. Das Ignorabimus eines unserer vorgeschrittensten Denker und Forscher wird für uns immer Geltung behalten“) leugnet nicht, „daß es Dinge gibt, die jenseits unseres Begriffsvermögens liegen“; und wenn manches bisher durch die wissenschaftliche Untersuchung nicht ergründet werden konnte, so lebt sie doch der Überzeugung, daß mit der Zeit der Schleier bei vielen Fragen sich mehr und mehr lüften werde.

Noch unrichtiger aber ist die zweite Behauptung, daß das, was diesseits unserer Erfahrungsgrenze liegt, „uns nicht offenbar zu werden brauche“!

Gerade das Umgekehrte ist der Fall. Tagtäglich streben wir danach, uns dasjenige, was, innerhalb des Bereiches unserer Erfahrung liegend, bisher nicht genügend von uns erkannt worden war, anzueignen. Soweit dieses Tatsachen der Sinneswahrnehmung betrifft, ist der Vorgang des Verstehens und Einprägens allerdings so alltäglicher Art, daß den meisten die eigentümliche und merkwürdige Fähigkeit unseres Geistes, das Wahrgenommene festzuhalten, durch Schlußfolgerungen die Erkenntnis zu erweitern und mit Hilfe unserer Phantasie neue Kombinationen vorzunehmen, nicht als besonders wunderbar erscheint, und mit Recht wird diese Art der Erkenntniserweckung derjenigen, die als Offenbarung im engeren Sinne bezeichnet wird, gegenübergestellt. Gleichwohl ist sie nicht generell verschieden.

Der Philosoph Pythagoras, dem plötzlich die Wahrheit seines berühmten Lehrsatzes aufging, hat gewiß durch consequentes Denken stufenweise die Erklärung des Problems vorbereitet; aber er hätte nicht sein *Heureka* ausgerufen, wenn ihm die Wahrheit nicht plötzlich wie eine Art Offenbarung in den Sinn gekommen wäre.

Alle bedeutenden Dichter und Künstler haben die Ideen und Vorstellungen, welche ihnen plötzlich und oft unerwartet kamen, meist nicht als Produkt ihres eigenen Nachdenkens, sondern vielmehr als höhere Eingebungen hingestellt. Man mag behaupten, daß sie alle dabei in einer Selbsttäuschung befangen waren, aber die Tatsache selbst darf nicht hinweggeleugnet werden, daß ihnen das, was innerhalb des Bereiches menschlicher Erfahrung lag, doch als eine höhere Gabe erschienen ist, die sie sich nicht willkürlich selbst verleihen konnten. Es ist das ein unwiderlegbares Zeugnis dafür, daß der menschliche Geist eine ganz eigenartige Erkenntnisquelle besitzt, die nicht durch absichtliche Geistesstätigkeit allein erzeugt werden kann, sondern aus einer dem Menschen verborgenen Herkunft entstammt. Scharfes Nachdenken, geistiges Versenken, Lebhaftigkeit der Phantasie sind gewiß einer derartigen „Offenbarung“ förderlich, können aber aus sich nicht diese Produktion gebären.

Hören wir hierüber das Selbstbekenntnis, welches uns Goethe am Ende seiner Dichterlaufbahn eröffnet hat (in Eckermanns „Gesprächen mit Goethe“ III, 166): „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Vergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses. Ich sage dieses, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte.“

Dieses Urteil Goethes — mag es nun im einzelnen richtig sein oder nicht — zeigt doch jedenfalls, wie haltlos der Einwand ist, es brauche uns nicht das offenbart zu werden, was innerhalb des Bereiches unserer Erfahrung liege. Gerade hier hegen wir den lebhaften Wunsch, daß auf diesem Gebiet unsere Kunde möglichst erweitert und unser redliches Bemühen, unser Wissen auszudehnen, auch von anderer Seite unterstützt werde.

Ob diese Wünsche, wie das Goethe meint, erfüllt werden, oder ob das nicht der Fall ist, das werden wir im folgenden sehen. Die Vernünftigkeit dieses Bestrebens sollte nicht in Abrede gestellt werden.

### 3.

Nachdem so einige Haupteinwände des Materialismus gegen die Möglichkeit einer Offenbarung zurückgewiesen sind, ja umgekehrt darauf hingewiesen ist, daß gewisse geistige Vorgänge für materialistische Erklärungs-

versuche unerklärlich erscheinen müssen, soll an der Hand der geschichtlichen Tatsachen über den Offenbarungsstoff, wie ich das auch schon in meinem Buch „Ursprüngliches Christentum in seiner Bedeutung für die Gegenwart“ versucht habe, die Frage beantwortet werden, ob es eine Offenbarung gibt, oder ob die darauf hinweisenden geistigen Phänomene eine andere Erklärung zulassen.

Diese Frage ist, wie gesagt, meist nach subjektivem Ermessen, nach den Erfahrungen des religiösen Glaubenslebens beantwortet worden, und natürlich ebenso oft bejaht wie verneint worden, jedenfalls aber dadurch nie so entschieden worden, daß die Andersgläubigen überzeugt wurden.

Eine objektive Entscheidung ist nur auf historischem Wege zu gewinnen, und zwar zunächst durch Erörterung der Frage, ob durch die Offenbarung, welche die Propheten und religiösen Helden bis auf Jesus erhalten haben, der Menschheit materiell neue Wahrheiten zuteil geworden sind, d. h. eine derartige Kunde, auf welche sie ohne diese Männer nicht hätte kommen können.

Gegenüber den immer wiederkehrenden Versuchen, eine höhere Offenbarung der religiösen Wahrheiten festzuhalten, wird es nicht unpassend sein, hier das Urteil eines Mannes hinzustellen, welcher selbst zwar die göttliche Inspiration religiöser Wahrheiten prinzipiell anerkennt, ihre Ausdehnung aber auf ein mehr als bescheidenes Maß reduzieren mußte, nachdem er einen genauen Vergleich zwischen der „geoffenbarten Religion Jesu“ und den vorher bestehenden religiösen Ideen angestellt hatte.

Eduard Spieß hat in seinem verdienstlichen Werke „Logos spermaticos“ (d. i. der „Same“ christlicher Wahrheit, welcher zerstreut schon in einzelnen Äußerungen der Heiden anzutreffen ist) Parallelstellen zum Neuen Testament aus den Schriften der alten Griechen, „die Keime der Wahrheit“, „die Strahlen des Lichts“ aus den antiken Philosophen sammelt und damit ein wichtiges Hilfsmittel für die religionsgeschichtliche Forschung und für die Offenbarungsfrage überhaupt geschaffen.

Spieß nun hat es zwar als seine persönliche Überzeugung ausgesprochen (S. III), „der Humanismus stehe so tief unter dem Christentum, wie der natürliche Mensch zurücksteht hinter dem neuen Menschen, dem Menschen Gottes“ (2 Tim. 3, 17). Nichtsdestoweniger verhehlt er sich aber nicht (S. XXVI), „daß aus der Übereinstimmung des Logos spermaticos in der Heidentwelt mit der positiven Offenbarung in unsern beiden Testamenten der Schluß gezogen werden könne, „daß eine besondere, übernatürliche Offenbarung unnötig und darum undenkbar sei, weil der Mensch schon auf natürlichem Wege zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen könne“.

Es darf also nach einem religionsgeschichtlichen Vergleich der christlichen Lehren mit denen der alten Philosophie und Religion festgehalten werden, daß, selbst wenn man zugestehet, daß die Hl. Schrift uns ein höheres



Maß von Wissen über die ewigen Dinge gewähre, und daß sie eine vollkommeneren und tieferen Einsicht in die unsichtbaren Geheimnisse gestatte, dieses Zugeständnis noch nicht zu der Folgerung berechtigt, daß diese in den heiligen Büchern niedergelegte Offenbarung Gottes auf wunderbare, den Gesetzen des Geistes nicht immanente Weise habe geschehen müssen.

Wenn die Idee von einem höchsten göttlichen Wesen, von Unsterblichkeit, von einer sittlichen Verantwortlichkeit, wenn die Grundlagen unsres religiösen Lebens in den Schriften der heidnischen Religionsstifter und Philosophen, wie in denen der Propheten enthalten sind, so kann auch die Offenbarung, welche diesen letzteren zuteil geworden ist, nicht generell verschieden sein. Etwas völlig Neues, noch nie Dagewesenes kann sie nicht geboten haben.

Allerdings statuiert Spieß Eine gewichtige Ausnahme; gerade diese aber führt, richtig erwogen, nur zur Bestätigung des Urteils, daß es eine materiell neue Offenbarung neben der unserm Geiste immanenten nicht gebe.

„So vieles und Großes“, sagt Spieß, „der natürliche Mensch auch erkannt hat, Ein Rätsel konnte er nie lösen. Ungeklärt, unbeantwortet blieb ihm die Frage aller Zeit, das schmerzliche Sehnen aller Herzen: Wie werde ich meine Sünden los? Hierauf hat erst Christus die Antwort gegeben, hierüber Botschaft gebracht, hierfür die ewige Lösung gefunden. Das ist das Zentrum, das der Kardinalpunkt: diese Offenbarung des Weges zum Frieden, der wunderbaren Erlösung, der von dem Vater gestifteten Versöhnung und unserer Rechtfertigung vor Gott ist eigentlich das einzige dem Wesen nach Neue, was das Christentum der Menschheit gebracht hat.“ „Dieses Geheimnis ist nie in eines Sterblichen Sinn gekommen und ist höher als alle Vernunft.“

Leider aber müssen wir schon diese Behauptung, daß in dieser einen Beziehung zuerst das Christentum eine nur durch höhere Offenbarung gewordene Einsicht geboten habe, als einen Traum bezeichnen, welcher bei den Forschern über den Logos spermatikos nicht hätte aufkommen sollen.

Sie selbst gehen ja so weit, zuzugestehen (Spieß a. a. O. XXVIII), daß „das Bewußtsein der Sünde und das schmerzliche Gefühl der Ohnmacht ihr gegenüber dem Altertum nicht gefehlt habe“. Sie selbst bezeugen es, daß „nicht nur die Juden sich lange des kommenden Erlösers getröstet haben“, sondern daß „auch bei den Heiden ein Sehnen und Hindrängen zu dem ihnen unbekanntem Lichte, ein Hoffen und Verlangen nach Rettung und Trost“ geherrscht habe. Unzählige heidnische Kulte beschäftigten sich mit der Frage, wie der Zorn der Götter zu bejähnen, wie die menschliche Schuld zu sühnen sei. Die jüdische Religion hatte ihren Mittelpunkt in dem großen Versöhnungssopfer, durch welches der Hohepriester die Schuld Israels Gott gegenüber gleichsam ablöste. Daß also eine Vergebung der Sünden, eine Erlösung von allem Leid und Bösen zu erstreben, zu erhoffen sei, war auch den Heiden ohne besondere Offenbarung in die Seele geschrieben.

Aber mehr noch. Nicht nur die Hoffnungen und die sehnsüchtigen

Erwartungen von einer Veröhnung mit Gott bestanden schon zur Heidentumzeit in großer Lebendigkeit; auch die Gewißheit, daß eine Veröhnung erfolge, daß eine Erlösung von der Sündenschuld durch göttliche Gnade zugesagt werden könne, bestand bereits in einer dem Christentum durchaus verwandten Weise.

Schon die Propheten verkündeten Vergebung der Sünden aus göttlicher Gnade. „Waschet, reiniget euch,“ ruft Jesajas (1, 16) aus, „tut euer böses Wesen von meinen Augen, laffet ab vom Bösen. Lernet Gutes tun, trachtet nach Recht, helfet dem Unterdrückten, schaffet den Waisen Recht und helft der Unterdrückten Sache. So kommet dann und laffet uns miteinander rechten, spricht der Herr. Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden.“ „Ich vertilge“, spricht Deuterosefajas (d. i. der Bearbeiter der alten Jesajasweisfagungen in der Zeit des Exils) 44, 22, „deine Missetat wie eine Wolke und deine Sünde wie den Nebel. Kehre dich zu mir, denn ich erlöse dich.“ Und mit welcher erbarmenden Liebe spricht Gott nach Jesajas (3, 12; 7, 3) selbst noch dem „abtrümmigen Israel“ die Hoffnung auf Erbarmen und Veröhnung aus! Stammt nicht das herrlichste Veröhnungswort aus Jes. 54, 8: Mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser; denn es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer!

Und wer könnte gar gegenüber den zahllosen Stellen der Psalmen, welche von Frieden und Veröhnung, von Buße und Erbarmen reden, behaupten wollen, daß der Glaube an göttliche Gnade und Veröhnung zuerst durch die Offenbarung Gottes in Christo in die Welt gekommen sei?

Die Gewißheit, welche das Christentum über einen Gott der Liebe, über eine veröhnende und erlösende Liebe brachte, ist damals sicherlich als etwas Neues, besonders Lebenspendendes empfunden worden.

Aber dasselbe Verhältnis bestand auch zwischen den früheren Vorstellungen von einem göttlichen Geist und den christlichen Anschauungen von einem Gott der Liebe. Der Abstand war beidemal der gleiche. Der gleiche Gegensatz, wenn nicht ein noch größerer, bestand zwischen den mehr abstrakten, trübseligen Vorstellungen, welche das Heidentum von einer geistigen Fortdauer hatte, und jener echt christlichen Lust, „abzuscheiden“ und „Gott von Angesicht zu schauen“.

#### 4.

Wenige Dinge haben so sehr darauf hingewirkt, den ganzen Offenbarungsbegriff in Mißkredit zu bringen, wie das Vorurteil, daß eine Offenbarung den Menschen ganz neue, ungeahnte, alle Erfahrung und alles Denken überschreitende Dinge mitteilen solle, und daß der geoffenbarte Stoff sich notwendigerweise durch einen ganz eigenartigen Inhalt von den sonstigen Produkten unfres geistigen Lebens unterscheiden müsse. Dieser Zwiespalt, welcher zwischen offenbarter und nicht offenbarter religiöser Erkenntnis her-

austronstruiert worden, ist vor den Resultaten religionsgeschichtlicher Forschung nicht haltbar.

Mag immerhin die große Masse der Bibel- und Offenbarungsgläubigen so weit gehen, daß sie voraussetzt, ein sich dem Menschen offenbarender Gott müsse ihm seinen Heilsplan mitgeteilt haben. Sie dürfen mit diesen Vermutungen keine ernstliche Beachtung beanspruchen, wenn anders das Ergebnis der religionsgeschichtlichen Betrachtung richtig ist, daß es eine Offenbarung, welche dem Menschen materiell Neues darbietet, überhaupt nicht gibt.

Alle derartigen Religionsvorstellungen unsrer kirchlichen Kreise sind deshalb so bedenklich, weil sie eine ernstliche Prüfung darüber erschwert haben, ob es denn nicht eine würdigere Auffassung gibt über die Art und Weise, wie sich ein göttlicher Geist im Menschen dokumentieren und mächtig erweisen könne.

Es ruht ja wie ein Fluch auf den meisten Theologen und Dogmatikern, daß sie das Geistige nicht geistig erfassen können. Sie können sich kein Wirken des göttlichen Geistes ohne Zungenreden und Pfingstwunder, keine wunderbaren Einwirkungen eines göttlichen Geistes ohne Allmächts- und Kulissenwunder, keine Offenbarung — ohne wörtliche Soufflierung und Zuspruch denken. Und doch ist Vorbedingung bei Erfassung des Göttlichen, daß man von derartigen dogmatischen Beschränktheiten abfieht und sich der erhabenen Auffassung vom Göttlichen nähert, wie sie ein Goethe nach Spinoza so unvergleichlich in den Versen niedergelegt hat:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stehe,  
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!  
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,  
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,  
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,  
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

##### 5.

Also: wer die Existenz einer materiell neuen Offenbarung mit gutem Grund leugnet, braucht darum noch nicht so weit zu gehen, die Realität einer subjektiven Offenbarung des Göttlichen im einzelnen, die sog. natürliche Offenbarung, zu verwerfen.

Umgekehrt ist es eine der unbestreitbarsten Tatsachen unsres geistigen Lebens, ein Ergebnis unsrer geistigen Selbstwahrnehmung, daß bei dem Edelsten und Trefflichsten, was wir geistig schaffen und empfinden, der Anteil der eignen Persönlichkeit nur gering ist. Wir empfinden es als eine Gabe von oben. Das Gewissen wird empfunden als Gottes Stimme. Alle wahren Dichter des Altertums empfanden ihre Dichtungen als Eingebungen, sei es des Apoll oder der Mufen.

Und heutzutage?

„Alle Naturen von genialer Anlage, so weit sie auch in Theorie und Praxis auseinandergehen, so leidenschaftlich sie sich beflehen, in einem Punkt

sind sie sich einig, verstehen sie sich, würdigen sie einander, beten sie denselben Gott an. Die heilige Stunde des stillen Harrens, der Empfängnis, des Schauens einer inneren Welt, in der sie einander begeisterungsvoll begegnen, ist ihnen allen bekannt und gemein. Sie wissen, daß sie nichts sind ohne jene Eingebungen und Mitteilungen einer Stimme, die aus einer andern Welt zu ihnen scheint, sie sind überzeugt, daß diese Stimme niemals trügt, daß alle, die sie hören, aus ein und demselben Born empfangen, und was sie vernehmen, das halten sie für die Offenbarung der Wahrheit, die keinen Zweifel und Widerspruch duldet." (Vgl. Lothar v. Runowski, „Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens" in „Durch Kunst zum Leben" VI. 1. Leipzig, Diederichs Verlag.)

Wie ist dieses zu erklären?

Wir stehen hier vor einem Wunder nicht nur unserer geistigen Natur, nein, des Geistes selbst. Beim Gewissen tritt klar in unser Bewußtsein der Gegensatz der eigenen Triebe und der höheren Wahrheit, der wir uns manchmal selbst wider unsern Willen unterwerfen. Auch der Künstler ist sich oft genug bewußt, wie viel Außerliches und Minderwertiges seinen Ausführungen und seinen Vorstellungen innewohnt, und wenn er auch nicht so scharf, wie beim Gewissen, die Gedanken idealer Herkunft von ihnen zu trennen vermag: daß sie einen andern, einen tieferen Ursprung haben, daran zweifelt er nicht.

Dichter und Weise haben sich bemüht, dieses Wunder geistigen Lebens, an dessen Existenz sie nicht zweifelten, auch durch Bilder klar und anschaulich zu machen.

Der verborgene Ursprung alles neuen geistigen Lebens und doch seine himmlische Herkunft hat ja seinen klassischen Ausdruck in den Worten an Nikodemus gefunden: „Der Wind bläset, wo er will, und du hörst sein Säusen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“

Ganz ähnliche Saiten schlägt Schiller an, wenn er den geheimnisvollen und doch höheren Ursprung des dichterischen Schaffens zu schildern sucht:

„Wie in den Lüften der Sturmwind sauft,  
Du weißt nicht, von wannen er kommt und braust,  
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,  
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt  
Und wecket der tiefsten Gefühle Gewalt,  
Die im Innern wunderbar schliefen.“

Moderne Dichter und Komponisten haben diese Vorstellungen von einem traumartigen künstlerischen Schaffen oft genug breit getreten und durch ihre Übertreibungen wohl auch gezeigt, wie wenig echt und wahr ihre Eindrücke gewesen sind. Aber selbst Goethe spricht (Gespräche mit Eckermann III, S. 215) von Eindrücken, „die plötzlich über ihn kommen“, die er „fast instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben sich gedrungen fühlte“.

Nicht generell verschieden von dieser Art höherer Offenbarung, welche alle Menschen im Gewissen, der fromme Väter im Herzen, der Künstler in seiner Gemütswelt, der Dichter in seinem Gedankenflug zu verspüren meint, ist die Offenbarung, die manchem Propheten zuteil geworden ist.

Sie hatten die veralteten Auffassungen von beschränkten Nationalgöttheiten aufgegeben, und erfüllt von der Einheit und Unendlichkeit eines die ganze Welt beseelenden Gottes predigten sie die neue Lehre mit dem Gefühl einer nun erst offenbarten Wahrheit. „Ihr religiöses Gemüt, völlig davon hingenommen, Gott als die einzige wahrhafte Existenz anzusehen und in allem menschlichen Tun Gottes Rathschluß als das einzige, was sich wirklich vollzog, zu betrachten. (Langhans, Biblische Geschichte und Literatur 1, 203.)

„Ihr Gottesbewußtsein ließ sie alle weltlichen Faktoren gering achten, die sonstigen Gesetze des Natur- und Weltlaufs vergessen.“ Sie fühlten sich persönlich von Gott berufen, als seine Diener aufzutreten und seinem Willen ihre Stimme zu leihen.

Das Charakteristische des jüdischen Prophetentums auf seiner Höhe ist, daß der Prophet sich klar bewußt ist des Gegensatzes zwischen seinem Willen und einer höheren Macht, zwischen seiner Meinung und der Weisheit des Allerhöchsten. „Höret, ihr Himmel! Und Erde, nimm zu Ohren! Denn der Herr redet“, so beginnt Jesajas 1, 2. (Vgl. hier und im folgenden mein Buch: „Ursprüngliches Christentum“, Leipzig, Dieterich, S. 120 f.)

Hier gibt es bloß zwei Möglichkeiten:

Entweder jene Propheten waren Schwindler, welche den Namen Gottes mißbrauchten, oder sie waren wirklich überzeugt, daß sie als Mandatäre der Gottheit auftraten, und daß die innere Stimme, die ihnen Hoffnungen, Weissagungen, Worte der Drohung und Worte des Friedens verkündete, einer Kraft entsprang, in deren Besitz sie für gewöhnlich nicht waren.

„Der Prophet eilt auf den Ruf seines Gottes auf den Markt, in die Volksversammlung, in die Rathsäle der Großen, in die Gemächer der Könige, um jede Angelegenheit, welche freudig oder beängstigend die Gemüther erfüllte, in das Licht der göttlichen Führung zu stellen. Durchaus nur als Gottes Stimme tritt er auf, denn nicht er, der Mensch, hatte überlegt, sondern überwältigend und jede Überlegung niederschlagend war die ewige Wahrheit über ihn gekommen, nicht er hatte sich entschlossen, sondern über sich selbst hinausgehoben, tut er, was er nicht lassen kann.“ „Ein Hirte bin ich,“ sagt Amos 7, 10 f., „kein Prophet; aber Jehova nahm mich von der Herde weg und sprach zu mir: Geh, weis sage meinem Volke Israel!“

Diese Art der Offenbarung, d. h. der festen Zuversicht, daß die empfundenen Gefühle und der Ausdruck derselben in Worten nicht eigene Weisheit sei, sondern einer höheren geistigen Macht entstamme, ist nicht zu trennen

von allen jenen Offenbarungen, welche dem gläubigen Christen, dem frommen Väter, dem duldbenden Märtyrer, dem treuen Vorkämpfer für Wahrheit und Recht zuteil werden.

Kein Vertreter des Materialismus kann erklären, wie es kommt, daß oft der schwächsten Regung unsres Herzens eine Macht verliehen wird, die alle andern Impulse siegreich niederschlägt. Kein Determinist kann es erklären, woher es kommt, daß ganz unvermittelt ein Gedanke auftritt, welcher ganz neue Bahnen einschlägt und allen Nützlichkeits erwägungen ins Gesicht schlägt und dennoch stärker wirkt als alle Erwägungen des Verstandes und des Egoismus.

Gleichwohl ist es eine der unbestrittensten historischen Tatsachen, daß alle großen Gedanken und alle bedeutamen Ideen solchen Männern entsprungen sind, die sich der höheren Herkunft derselben bewußt gewesen sind. Das Gottesbewußtsein und sein unmittelbarer Ausfluß, das Gebet, sind die Schwingen gewesen, durch die sich die historisch bedeutamen Charaktere gehoben gefühlt und gestärkt sahen, manches durchzusetzen, wozu den meisten andern die Kraft, die Ausdauer, das Selbstvertrauen fehlte.

## 6.

Nie wird es allerdings, wie vorher betont ward, an Kurzsichtigen fehlen, welche gegen die engen Grenzen, die einer solchen natürlichen Offenbarung gesetzt sind, Einspruch erheben. Ein freier göttlicher Geist sollte keine andre Weisheit zu offenbaren haben, als die, welche der Mensch schon durch eigenes Zutun gewinnen könnte? Und wenn man auch vielleicht bei der geringen Fassungskraft des menschlichen Geistes hinsichtlich einer Mitteilung von Dingen himmlischer Art eine weise Selbstbeschränkung des göttlichen Geistes als erklärlich ansehen könnte, so doch niemals, daß nicht doch zuweilen bei besonders gottbegnadeten Geistern eine Ausnahme gemacht, ihnen weitgehendere Enthüllungen überirdischer Dinge zuteil geworden sein sollten.

Dieser Einwand, so berücksichtigungswert er auch erscheinen mag, beruht gleichwohl auf einer völligen Verkennung des Wesens eines göttlichen Geistes, ja des Geistigen überhaupt.

Die große Mehrzahl aller Christen, vorab alle Anhänger der „reinen“ Kirchenlehre, Ultramontane wie Lutheraner, kann sich das Wirken eines heiligen Geistes nur substantiell vorstellen. Der heilige Geist, der Jesum erzeugt, sich auf Jesum bei der Taufe gesenkt, beim Pfingstwunder auf die Gläubigen mit Windesbrausen herabgefahren sein soll, ist eine Erfindung jener kleinen Geister, die den Geist Gottes nie verspürt haben.

Die in zahlreichen kirchlichen Kreisen gehegte Vermutung, daß der heilige Geist plötzlich in sie gefahren und eine geistige Wiedergeburt in ihnen erzeugt habe, ist eine krankhafte Ausgeburt pietistischer Phantasie, die eines der tiefsten Worte Jesu gründlich mißverstanden hat.

Wer Ernst machen will mit dem Grundsatz, daß ein höchstes geistiges

Wesen in der Welt ist, lebt, wirkt, der darf Gott nicht zu einem Puppenspieler, nicht zu einem Wundertäter oder gar zu einem von menschlichen Leidenschaften erfüllten Wesen machen. „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Diese Worte des Evangelisten Johannes sollten über der Pforte stehen, durch welche jeder mit Ernst Suchende dem Wesen der Gottheit näher zu kommen sich bestrebt. Ist Gott Geist, so kann er, wo nicht allein, so doch vorzugsweise geistig auf das Leben der Menschen Einfluß ausüben, er muß dieses aber auch, wenn anders er eine geistige Macht ist. Die höhere geistige Kraft, die sich im Gewissen der einzelnen äußert, ist allgemein anerkannt. Noch keiner aber hat die Lehren derselben aus allgemeinen Formeln herleiten können. Der „kategorische Imperativ“ Kants ist nur das versteckte Eingeständnis, daß der Inhalt dieses Sittengebotes jeder Definition spottet. Noch weniger vermag einer die als mächtige Einwirkung von oben empfundene Beeinflussung der Religionsstifter, der Propheten und Seher auf eine bestimmte Formel zurückzuführen. Am allerwenigsten aber den Trost, den dem Menschen der geistige Verkehr mit der Gottheit bietet, den Frieden der Seele, welcher höher ist als alle Vernunft.

Die Einwirkung eines geistigen Wesens zeigt sich nicht im Durchbrechen aller natürlichen Ordnungen. Nicht daran erkennen wir seine Einwirkung, daß der Mensch die Grenzen des menschlichen Könnens durchbricht, die Zukunft vorausschauend oder in spiritistischer Weise über die Grenzen des Räumlichen sich hinweghebt. Nur in der Vertiefung des seelischen Lebens können wir wahrhafte Spuren desselben erkennen.

Einem genialen Dondichter vergleichbar ist auch der göttliche Geist, der sein Wesen in der ganzen Welt offenbart hat. Sein Wirken beginnt innerhalb der gesetzlichen Ordnung und mit feinsten Beachtung der Gesetze. Erst da, wo innerhalb der bestehenden Ordnungen und Schranken geistiges Leben erblüht, vermag er mit seinem Wesen hervorzutreten, erst da verspürt das Geschöpf den Einklang mit den Ideen des Schöpfers.

Wer keine Ahnung von den weisevollen Stunden künstlerischen Schaffens hat, wer sich nicht in die Seele eines von der Erhabenheit seines Gegenstandes durchleuchteten Predigers versetzen kann: der wird auch hier, trotz aller theoretischen Anerkennung mancher dieser Gedanken, den Kopf schütteln und Mangel an Verständnis vorschützen.

Wer dagegen es erfahren hat, welche Kraft dem wahren Gebete des Herzens innewohnt, welchen Frieden das Eintreten für die Wahrheit, das Ringen nach Klarheit dem Menschen verleihen kann, ja wer auch nur die historische Tatsache anerkennt, daß alles Große und Erhabene im Menschenleben nur von solchen Menschen ausgegangen ist, die sich so eins fühlen mit einer höheren geistigen Macht, daß sie als Mandatare der Gottheit zu reden und zu handeln glaubten, der wird die Realität einer solchen höheren Offenbarung der Gottheit nicht gering anschlagen können.

## 7.

Wer aber trotz alledem nicht an eine höhere Offenbarung glauben will, falls sie nicht zugleich auch dem Menschen materiell Neues mitteilt, den verweisen wir zum Schluß auf zwei historische Beispiele, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen: auf Christus und auf Goethe.

Wenn irgend etwas, so ist Jesu Lehre mit der elementaren Gewalt einer neuen Himmelsmacht in die Herzen der Menschen eingedrungen. Die Bergpredigt kann nur als eine lebenspendende Offenbarung von höchster Einfachheit und göttlicher Tiefe aufgefaßt werden. Jesu Predigt von einem Reiche Gottes hat ja eine ganze Welt verjüngt.

Und dennoch! Gerade das, was wir als das Eigenartigste und Größeste in Jesu Werk bewundern, als „ursprüngliches Christentum“ noch heute festhalten, ist in allen seinen Elementen bereits vor Jesu Gemeingut der edelsten Menschen gewesen!

Man hat mit Grund hervorgehoben, daß „fast alle Elemente der christlichen Sittenlehre schon im Alten Testament oder in den Lehren der griechischen Philosophie enthalten gewesen seien“. Insbesondere bei der Bergpredigt ist der Nachweis unschwer zu erbringen, daß sich ähnliche Worte im Alten Testament und im Talmud, wenn auch zerstreut, finden. Selbst die Auffassung des Verhältnisses vom Menschen zu Gott, als des Kindes zu seinem Vater, sowie die Idee eines Reiches Gottes auf Erden sind nicht erst durch Christus erfunden worden.

Treffend hat hiergegen Wellhausen in seiner „Israelitischen und jüdischen Geschichte“ (S. 317) bemerkt: „Die jüdischen Gelehrten meinen gar, alles, was Jesus gesagt habe, stehe auch im Talmud. Ja, alles und noch viel mehr. Wie hat er es nur angefangen, das Wahre und Ewige aus diesem Wust der Gesetzgelehrsamkeit herauszulesen?“ Das Wunderbare in dieser höheren Einsicht Jesu ist nicht das Niedagewesene, nicht das Unerhörte und Unglaubliche, nicht „das kein Auge gesehen, das kein Ohr gehört hat“, nein, „das ist das wahre Wunder, was uns beständig umgibt“.

Das ist die höhere Offenbarung, welche aus dem Wust menschlicher Meinungen und Hoffnungen das Göttliche herauserkennet und mit Flammenschrift hervorhebt. „Nicht daß Jesus ewige Wahrheiten neu erfunden hätte, sondern daß er ihnen vor allen andern gegen Pharisäismus und Glaubenslosigkeit, gegen irdische Messias Hoffnungen und alle sonstigen Versuchungen zum Siege verholfen hat“, darin liegt das neue Leben, dadurch ist die höhere Herkunft seiner Lehre verbürgt.

Hunderte von Philosophen haben geredet von der Fortdauer der Seele nach dem Tode. Aber bei wie wenigen ist diese Lehre zu einem festen Grund geworden, auf dem sie ihr ganzes Leben erbaut haben? Jesu Leben und Sterben hat der Welt, den Millionen der Armen und Schwachen die Gewißheit einer höheren Welt erschlossen und begründet. Ist dies alles deshalb nichts Neues, kein neues Leben, weil das früher auch schon einmal erkannt und gefühlt worden ist?



Also: „Die Offenbarung ist kein Traum.“ Wir verdanken das Höchste und Beste einer geistigen Macht, deren Realität nur der verleugnen kann, der sie nie empfunden hat oder der sich absichtlich ihr verschließt. Die Offenbarung stammt „objektiv von Gottes Geist, kann aber subjektiv nur im Menscheng Geist empfunden werden“. Sie teilt dem Menschen nicht etwas völlig Neues, Niedagewesenes mit, sondern sie weckt in dem Menschen das Gefühl für das ewig Wahre, für die höchsten Ideale, für die tiefsten Seiten des Gemütslebens. Wo der Mensch in seinem Innern den Einklang mit jener höheren Weisheit fühlt, da fühlt er sich geadelt, gegen eine Welt voll Gegner gekräftigt und trotz aller Widerwärtigkeiten beseligt.

Wer, der bisher noch auf seinen Schein von der objektiven Inspiration hingewiesen, wagt es ernstlich, diese Art der subjektiven Offenbarung gering zu achten! Demjenigen, welcher jetzt noch geringschätzig auf dieses „kleine Licht der Offenbarung“ hinweisen kann, rufe ich zu: Das ist die Macht, welche die Welt überwunden hat und für alle Zeit überwinden wird!

Es ist schwer verständlich, weshalb auch verständige Theologen immer wieder geneigt sind, für die religiöse Offenbarung eine besondere Art der Inspiration zu statuieren. Da sollen die Aussagen der alttestamentlichen Propheten bei ihren Weissagungen „mit unmißverständlicher Bestimmtheit auf eine Quelle in der überirdischen Sphäre hinweisen“ (vgl. Ed. König, Das Berufungsbewußtsein der alttestamentlichen Propheten. Barmen 1900) oder das einer höheren Stufe der Offenbarung angehören, bei dem ein „direktes Eingreifen Gottes“ bemerkbar ist, wie bei dem Wirken der großen Religionsstifter, vor allem aber bei Jesus selbst.

Die geschichtliche Betrachtung führt darauf hin, nur eine Art der Offenbarung anzunehmen, die allerdings in einem erleuchteten Weisen eine ganz andere Gestalt und Tiefe erhält, als in dem nur obenhin von ihr Berührten. „Der denkende Geist“, sagt Harnack (Preuß. Jahrb. 1903, Märzheft), „kann sich unmöglich bei der Annahme zweier gleichsam nebeneinander bestehender Offenbarungen beruhigen.“ Es gibt nur eine Offenbarung, „deren Träger freilich nach Art und Größe, Beruf und Aufgabe oft genug verschieden sind“.

Diese subjektive Art der Offenbarung, die sowohl die Realität einer göttlichen Einwirkung als auch die freie subjektive Tätigkeit des der Gottheit sich nahenden Menschen voraussetzt, wird immer wieder den Versuchen, eine grobförnigere Auffassung des Geistigen an ihre Stelle zu setzen, ausgesetzt sein. Je mehr aber der Mensch lernen wird, das Geistige geistig zu erfassen, wird er diese Bestrebungen als minderwertig beiseite lassen.

Gott, der seine Ideen in der ganzen Welt, in dem Menschenleben und in den Menschenherzen zum Ausdruck bringt, gleicht einem großen Künstler.

Wie die größten Kunstwerke, die tiefsten Dichtungen und erhabensten Kompositionen erst bei verständnisvollen Seelen den beabsichtigten Eindruck machen können, so auch hier. Nur die Menschen, welche sich zu den Ideen eines Gottes erheben und in sie vertiefen, können ihren Wert empfinden.

Erst wer diese Ideen verständnisvoll erfährt, in künstlerischer Wiedergabe zu neuem Leben erweckt hat, wird eine wirkliche Offenbarung der schöpferischen Tätigkeit dieses großen Künstlers verspüren. Der aber empfindet auch dort, wo seine Auffassung mit derjenigen ihres Urhebers übereinstimmt, ganz das Beseligende, was eben das Bewußtsein, Gott nahe zu sein, gibt. Dieses Gefühl ist höher und reiner zwar, aber doch vergleichbar demjenigen, welches der genießt, dem es gelungen ist, bei der Wiedergabe eines großen Kunstwerks ganz die Ideen des Meisters zum Ausdruck gebracht zu haben.

## 8.

Fassen wir kurz das Ergebnis zusammen.

Es gibt keine materiell neue Offenbarung, welche den Menschen in objektiver Weise Mitteilungen über die Ideen, den Heilsplan oder die zukünftigen Absichten Gottes gemacht hat. Was wir in der Beziehung früherer Religionsstifter und Geistesheroen in Erfahrung gebracht zu haben glaubten, ist nicht generell verschieden von der subjektiven Offenbarung, die allen Menschen — natürlich in sehr verschiedenem Grade — zuteil geworden ist oder zuteil werden kann. Aber die Tatsache ist wahrlich erfreulich genug, daß sich das Wesen des göttlichen Geistes in dem einzelnen Menschen dokumentieren kann, daß es sich — durch die Besonderheiten der subjektiven Auffassung vermittelt — in mannigfacher Strahlenbrechung dem menschlichen Geiste offenbaren kann, indem es das geistige Leben, welches sich zu ihm erhebt, fördert und ihm die Gewißheit verleiht, daß ein Einklang zwischen Menschlichem und Göttlichem bestehe.

Nur dem redlich Suchenden wird eine solche Offenbarung zuteil. Nicht mit Zungenreden und Pfingstwundern, nicht im Traumwandeln und in geheimnisvollen Verzückungen wird eine solche Offenbarung dem Menschen geboten. Das nach Gott ringende Herz, die im Leiden nach Trost von oben suchende Seele, der nach dem Höchsten strebende Genius: die werden eine solche Offenbarung erfahren haben und werden, auch wenn sie ihren Inhalt nicht in Orakeln und Glaubenssätzen niederlegen können, an ihrer Realität nicht zweifeln. Dagegen wird sie denen stets verschlossen geblieben sein, welche sich rühmen, im Besitze höherer Weisheit zu sein und gar mit ihrem Wissen von höheren Dingen selbstfüchtige Ziele verfolgen. Wer gar glauben kann, daß er als besonders von Gott begnadetes Werkzeug das zu tun befugt sei, was andern Sterblichen versagt ist, dem fehlt das Abc für die Entzifferung der Rätzel jenes geistigen Lebens, dessen Tiefen nur in einem gotterfüllten und gotterleuchteten Gemüt zu finden sind.

## Nachschrift des Herausgebers.

Der Türmer stellt diese ehrliche, kritisch klärende Arbeit seinen Lesern zur Erörterung. Der Auffas ist bedeutend genug, um trotz aller Widersprüche, die er wohl erfahren wird, im T. gebracht zu werden. Auch der Herausgeber kann den Ausführungen nicht in allen Stücken zustimmen. Die

Person und das Wirken Jesu scheint ihm in dieser Darstellung nicht ganz zu ihrem herrlichen Rechte zu kommen. Stellen wir uns selbst auf den Boden des Verfassers, so ragt doch, recht verstanden, auch dessen rationalistisch gesehener Jesus so hoch, so unendlich erhaben über alle seine Vorläufer mit ihrem Stückwerk empor, daß schon dieser graduelle Unterschied ihn über das rein Menschliche erhebt. Auf dieses Ergebnis laufen am Ende auch Wellhaufens, vom Verfasser zitierte Worte hinaus: „... wie hat er es nur angefangen, das Wahre und Ewige aus diesem Wust der Gesezgelehrsamkeit herauszulesen?“

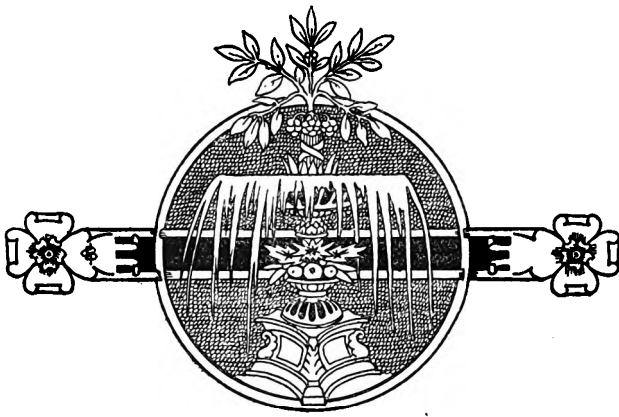
Gott offenbart sich auch uns. Wir könnten also nach der Darlegung des Verfassers behaupten, daß auch der göttliche Geist nur eine unendliche Potenzierung des Göttlichen im Menschen sei, Gott also sich dem Wesen nach vom Menschen nicht unterscheide, sondern nur graduell, stufenmäßig. Es ist das auch in gewissem Sinne richtig, denn sonst wären wir ja nicht Gottes Kinder. Es gibt aber ein Gesez, nach welchem die zunehmende Quantität die Qualität verändert, also auch das Wesen des Dinges. So sagt Christus über alle seine Vorgänger und Nachläufer in solcher Höhe, in solcher Potenzierung des göttlichen Geistes empor, daß er nicht nur gradverschieden, sondern auch wesensverschieden von ihnen wird, nicht mehr das, was wir menschlich meinen, sondern was göttlich ist. Goethe, der 18 Jahrhunderte menschlicher Entwicklung, Wissenschaft, Erkenntnis und Kultur vor Jesus voraus hatte, beugt sich doch in Demut vor dem Göttlichen in Jesu und bekennt den Glauben, daß der Geist der Evangelien allezeit menschliche Weisheit und Wissenschaft überstrahlen werde.

Nicht den Allbegriff Gottes, nicht den ganzen Gott faßt Christus in sich zusammen, noch will er das. Sondern er gibt dem Vater die Ehre. „Was nennet ihr mich gut? Niemand ist gut, denn der Vater allein.“ Er nennt sich Gottes Sohn, und wenn er sagt: „Wer mich siehet, der siehet den Vater“, so sagt er damit in seiner bildlichen Sprache, die sich an bildlich denkende Zuhörer richtet: Wer mich siehet, der siehet den Geist Gottes.

Auch manches, worin der Herausgeber dem Verfasser im Grundsatz zustimmen könnte, hätte er doch anders ausgedrückt. Es handelt sich dabei nicht um eine unmögliche Begrenzung durch Worte, sondern gerade um ein Offenlassen unendlicher göttlicher Möglichkeiten, die in menschliche Worte und Begriffe nie zu fassen sind. Daß der Verfasser einen solchen Versuch dennoch unternimmt, scheint dem Herausgeber der Irrtum.

Wir haben also, auch wenn wir uns verstandesmäßig ausdrücken, ein volles Recht, in Jesu Christo ganzer und geschlossener Persönlichkeit eine besondere, in dieser Fülle, Klarheit und Reinheit nie vor ihm oder nach ihm dagewesene göttliche Offenbarung zu verehren. Und wenn die Gläubigen ihn im Gebete anrufen, so rufen sie in ihm nicht die vergängliche menschliche Erscheinung an, nicht das Fleisch, das er selbst der Geißel, dem Kreuze und dem Grabe überantwortet hat, sondern die göttliche Offenbarung in ihm: — den Vater.





# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders.

Von

Peter Kasegger.

(Fortsetzung.)

**A**us heiligem Dunkel hebt sich wieder ein irdischer Schein und zeigt mir das Leben zu Magdala am See. Dort geht es bewegt her. Fischer und Schiffer, Hirten und Handwerker aus der Stadt und Leute aus den umliegenden Ortschaften und Gebirgen sind zusammengekommen auf dem Plage, wo die Schiffe landen. Denn es ist die Mär verbreitet, daß der neue Prophet komme. Und so geht wieder der Menge klapperndes Gerede: ein morgenländischer Magier sei es, der eine große Wunderkraft in sich trage und Kranke heilen könne. So habe sich zu Kapernaum eine ergötzliche Sache zugetragen. Wäre der Prophet dort gewesen und dem habe man einen gichtkranken Menschen auf dem Bette zugeschleppt, einen Bettler, der von seinen lahmen Beinen gelebt hat. Nun sei es, daß der Prophet keine Bettler leiden könne, die immer nur ihr Gebrechen zur Schau tragen, Armut heucheln, sich um nichts kümmern und doch gut leben wollen. Solchen soll der Prophet gerne das Bettlerwerkzeug wegnehmen, nämlich das Gebrechen, daß sie dann gezwungen sind zu arbeiten. Hat also den Gichtkranken geheilt und gesagt: „Nehmt geh und nimm dein Bett mit.“ Und soll der Kranke gar verblüfft gewesen sein über die Wendung: hin habe das Bett ihn getragen und zurück müsse er das Bett tragen.

Anderere wollen wissen, der Prophet sei ein Ägypter und könne wahr sagen. Worauf jemand meint, wenn er nicht wahr sagen könnte, so wäre er kein Prophet.

„Beim Vater Abraham!“ ruft ein alter Fährmann aus, „wenn die Propheten immer wahrgeſagt hätten, wäre die Weltscheibe ſchon längst verſunken und ertrunken im Meer! Ich kann auch wahrſagen: Wenn er kommt, ſo wird er da ſein.“

„Dann wird er bald da ſein,“ lacht ein Fiſcherknabe, „denn er kommt ſchon.“

Ein Kahn ſchwankt heran, auf und nieder wuppt er, und drinnen ſitzen vier Männer.

„Welcher iſt es?“

„Der mit dem ſchwarzen Bart.“

„Ei, füttere du Eſel mit deinem Beſcheid. Der mit dem Bart iſt Jakobus, der Kahner vom Jordantal.“

„So iſt es der mit der Glaſe.“

„Aber Aſſam! Ihr werdet doch den Fiſcher Simon aus Bethſaida kennen, der allmonatlich einmal auf den hieſigen Markt kommt, um mit ſeinen Spottpreiſen anderen das Geſchäft zu verderben.“

Als ſie ans Land ſteigen, vermögen es die Fahrgeſellen kaum, dem Meiſter den Weg zu bahnen durch das Gewühle. Die Leute ſehen ihn und einige ſind enttäuscht. Dieſer Prophet ſei ihnen nicht weit genug her. Wenn er's wirklich ſein ſoll. Der Zimmermann aus Nazareth. Alſo doch! „Na, dann werden wir hübsch umſonſt zuſammengelaufen ſein. Was er ſagt, das wiſſen wir ſchon, und was er kann, das tut er nicht.“

„Er wird's ſchon tun. Hat's in Rana auch getan. Waſſertrüge tragt herbei — luſtig wird's heute.“

Immer lebhafter drängt die Menge heran, denn etliche ſind weit hergekommen und wollen ihn in der Nähe ſehen und auch ſprechen hören.

Dazu nun hat ſich gute Gelegenheit ergeben an dieſem Abend. Es war ſchon dunkel geworden; auf den Strandpfahl haben ſie eine Pechfacel geſteckt, die gießt ein trübes rotes Licht über die wirbelnde Menge hin. Jeſus will raſch voran und kann nicht. Ein verfolgtes Weib hat ſich hingeworfen vor ſeine Füße: Ein junges Weib, das Haar aufgelöſt, die Glieder zuckend vor Angſt, ſo kniet es da und umſchlingt ſeine Beine. Er neigt ſich zu ihr nieder, will ſie aufrichten, ſie bleibt an ſeinen Füßen feſtgeklammert und kann ſich nicht laſſen. Jezt heben ſie an zu rufen: „Was will denn die Verführerin bei ihm, dieſe ſamaritanische Schlange?“

Jeſus legt ſeine Hand auf ihr Haupt. Er ſteht aufrecht und fragt laut: „Wer iſt dieſes Weib, daß ihr ein Recht haben wollet, ſie zu beleidigen?“

„Wer sie ist? Da frage nur einmal den Jobsohn. Eine Ehebrecherin ist sie. Erst seit wenigen Wochen verheiratet mit dem alten braven Jobsohn, dem Freunde ihrer Eltern. Hintergeht ihn und läuft einem jungen Fant nach! Diese Dirne!“ Man kann nicht alles anführen, was sie hingezetert haben auf das hilflose Wesen. Gerade die Weiber haben am lautesten geschrien; ganz besonders eine, die Frau eines Nessflechters, ist der sittlichen Entrüstung so voll gewesen, daß sie ihr Kleid zerreißt und die Fesen hinschleudert auf die Sünderin. Was wilder Geifer je an bösen Wörtern erfunden, das sprudelt schrill hervor aus dem Mund der Anklägerin, in bitterer Klage, daß ein solches Geschöpf den heiligen Namen der Frau schände, und in leidenschaftlichem Verlangen, daß die Missetäterin gesteinigt werde. Bald schreit es die Menge nach: „Steinigt sie!“ und ein junger Lastträger, der nahe der Frau des Nessflechters steht, bückt sich schon nach dem Stein auf der Straße, um nach der Sünderin zu werfen. Jesus schützt sie mit der Hand und ruft: „Berührt sie nicht! Wer von euch ist ohne Fehl? Der komme und werfe auf sie den Stein.“ — Verdrossen senkten sie ihre Arme, die schon Steine in der Faust haben, lassen diese unbemerkt zu Boden fallen. Jesus aber wendet sich zum gehetzten Weibe.

„Herr!“ wimmert sie und umschlingt neuerdings seine Füße, „gesündigt habe ich! Gesündigt habe ich!“ Und schluchzt und weint, daß sein Fuß feucht wird von ihren Tränen.

„Gesündigt hast du!“ sagt er mit einer Stimme, deren milder Klang vielen ins Herz geht. „Gesündigt. Und nun tut es dir leid. Und du versuchtest es nicht, dich zu rechtfertigen. Steh' auf, steh' auf! Deine Sünde wird dir vergeben sein.“

„Wie? Was?“ murrte das Volk, „was haben wir verstanden? Der Ehebrecherin redet er gut? Ihre Schmach verzeiht er? Wahrlich, der Prophet wird Anhang finden.“

Als Jesus ihre Anzufriedenheit hört, spricht er laut: „Wisset, ich bin wie ein Hirte. Der Hirte geht aus, um verlorene Schäflein zu suchen. Er verscheucht sie nicht zu den Wölfen, er führt sie freundlich in seinen Stall heim, damit sie gerettet seien. Nicht über die Hochmütigen kann man sich freuen, nur über die Bußfertigen. Sene sinken nieder, diese steigen hinan. — Höret, was ich euch sage. Da ist einmal ein Mann gewesen mit zwei Söhnen. Der eine Sohn ist wohlgeartet und hütet den Besitz. Der andere ist unfügsam und sagt eines Tages zu seinem Vater: ‚Gib mir von dem Besitz meinen Teil, ich will in die Fremde gehen! Des ist der Vater betrübt, aber da der junge Mensch darauf besteht, so gibt er ihm seinen Teil und

Der Sohn zieht fort. Während daheim der eine Bruder arbeitet, erwirbt und spart, lebt jener in Lust und Freuden, vergeudet in der weiten Welt sein Vermögen und wird so arm, daß er sich als Schweinehirt verdingen und mit den Säuen die Trebern essen muß. Wird krank und elend und verachtet über die Maßen. Da erinnert er sich seines Vaters, dessen geringster Knecht im Überfluß leben kann. Verkommen und zerrissen kehrt er heim, kniet nieder vor seinem Vater und sagt: ‚Vater, ich habe schwer gefehlt! Dein Sohn zu sein, bin ich nicht mehr wert, so lasse mich dein niedrigster Knecht sein.‘ — Da hat ihn der Vater aufgehoben, hat ihn an seine Brust gedrückt, hat ihn bekleiden lassen mit kostbarem Gewande, hat ein Kalb schlachten und die Weinschläuche füllen lassen, um ein Festmahl zu geben, und hat all die Seinen zusammengerufen, daß sie sich mit ihm freuten. Alle sind gekommen, nur sein anderer Sohn nicht. Der läßt sagen, er hätte zeitlebens seinem Vater treu gedient, doch wäre feinestwegen weder Kalb noch Bock geschlachtet worden. Er finde mehr Ehre darin, in der Kammer allein Brot und Feigen zu essen, als mit dem Müßiggänger und Verschwender am Festtische zu sitzen. Dem läßt der Vater sagen: Scheelsüchtiger Mensch! Dein Bruder war verloren und ist gerettet. Siehe zu, daß deine Mißgunst nicht auch dich verloren macht! Komm und freue dich mit mir! — Also sage ich euch, hat auch der Vater im Himmel mehr Freude an einem reumütigen Sünder als an einem hoffärtigen Gerechten.“

Jetzt ist ein Pharisee vorgetreten aus der Menge, hat seinen Mantel würdevoll um den stattlichen Leib geschlagen und spricht den Satz eines jüdischen Weisen: „Nur der Gerechte besteht vor Gott!“

Darauf antwortet Jesus: „Wisset Ihr nichts von jenem Zöllner, der ganz rückwärts im Tempel gekniet ist und sich nicht vorgewagt hat zum Altar, weil er ein armer Sünder ist? Am Altar aber ist stolz ein Pharisee gestanden und hat also gebetet: ‚Herr Gott, wie danke ich dir, daß ich nicht so schlecht bin, wie der dort im Winkel!‘ Als sie aus dem Tempel gehen, ist des Zöllners Herz voll Gnade und des Pharisen Herz ist leer geblieben. Habt Ihr das verstanden?“

Darauf sind ihrer etliche zurückgewichen. Jesus langt nieder zur Bützerin und sagt: „Stehe auf, demütige Magd, und gehe in Frieden heim!“

Die Leute sind im Äußeren nun etwas stiller und im Innern unruhiger geworden und haben angefangen, sich ein wenig zu befeiden.

Dieweilen will Jakobus mit dem Fischer verhandeln um den Preis der Überfahrt. Simon verhüllt mit dem Mantel das Gesicht

und sagt leise verweisend: „Spotte nicht. Ich habe Strafe genug. Ich schäme mich meiner Verzagtheit. Jetzt sehe ich es wohl, daß ich kein Fischer und kein Schiffer bin, sondern ein unnützer Mensch. Dieser Mann, den ihr Meister nennt — weißt du, was er in mir angerichtet hat? Wer ihn im Sturm gesehen hat und wer seine Rede über die Sünder gehört hat, der geht nicht mehr von ihm. Nein, so einen habe ich noch nicht gesehen. Wären nur auch der Fischer Manassus und seine Tochter Beka da und mein Bruder Andreas!“

„Sie werden schon kommen“, sagt Jakobus.

„Wie ist denn das, Jakobus“, fragt der Fischer, „daß du bei diesem Manne sein und mit ihm wandern darfst?“

„Das ist einfach, Freund. Ich folge ihm bloß. Mein kleines Gut soll haben, wer will. Ich folge ihm.“

„Aber wohin, Jakobus, wohin geht die Reise?“

Und Jakobus antwortet: „Ins Reich Gottes zum ewigen Leben.“

Jetzt tastet der Fischer mit unsicherer Hand nach dem Arm des Jakobus und sagt: „Ich will auch mit.“

Noch ist die Stunde kaum vergangen und es entsteht neuer Lärm. Vom Hause des Netzflechters kommt er her. Der Netzflechter und ein Nachbar zerren des ersteren Weib heran, dasselbe, das vorhin so entrüstet gegen die Sünderin gewesen ist. Zum Propheten will es der eine schleppen, doch der Netzflechter sagt: „In solchen Dingen ist das ein schlechter Richter!“ und will gegen den See mit ihr. Die Leute aber drängen sie an Jesus heran und erzählen, was vorgefallen ist. Mit dem Lastträger Joel habe man dieses Weib ertappt . . . Die Beschuldigte schlägt um sich und leugnet heftig und beißt den Ehemann, der sie festhält, in die Hand. Andere kommen und bestätigen die Anklage, das Weib lästert, was vom Munde geht, und bringt den Ehegatten durch Aufrufung seiner Laster zum Schweigen.

Jesus glüht vor Zorn. Laut ruft er aus: „Fluch den Heuchlern und Treulosen und Unzüchtigen! Ihrer ist das Gericht!“

Da kreischt die Ertappte auf: „Vom Gericht sprichst du? Der du selbst keine Gerechtigkeit hast! Oder ist das gerecht, wenn du von zwei Liebenden die eine segnest und der anderen fluchest?“

Und Jesus: „Ich sage es euch: Der Reumütige wird angenommen, der Unbußfertige wird verworfen.“ —

Dann wendet er sich ab und schreitet nachdenklich dem Ufer entlang, dahin in der lauen Nacht. Doch wer ihm folgt, das ist



Simon der Fischer. Der berührt seinen weiten Ärmel und fleht: „Herr, nimm auch mich an!“

Fragt ihn Jesus: „Was suchest du bei mir, Fischer Simon? Wenn jemand einen geschliffenen Kristall sucht und einen rauhen Diamant findet, so wird er unmutig, weil er den Wert nicht kennt. Siehe dieses verstockte Weib, sie sagt, daß ich keine Gerechtigkeit hätte, weil ich strenge bin. Morgen können zehn der Verderbten so rufen, übermorgen hundert, und in kurzer Zeit kann der, den sie heute preisen, von grimmigen Feinden umgeben sein und mit ihm die, so zu ihm halten. Mein Wort verdirbt es den Weltgierigen und meine Sanftmut reizt die Gewaltigen. Den Samen, den ich säe, werden sie mit Feuer und Schwert zerstören. Simon, dich habe ich nicht als den stärksten gesehen auf dem Meere. Ich verlange nicht wenig. Willst du mit mir sein, so mußt du alles lassen, was jest dein ist. Die Welt haben und mich zugleich, das kannst du nicht. Kannst du entsagen, kannst du vergessen, kannst du leiden, so komm mit mir. Kannst du auch sterben für mich, so komm.“

„Herr, ich gehe mit dir.“

„Kannst du das, dann ist die Last leicht. Dann hast du den Frieden, den in der Welt niemand findet.“

„Herr!“ ruft Simon laut, „ich gehe mit dir!“

Diese Annahme haben auch andere gehört, die ihm nachgegangen waren am Ufer entlang. Sie staunen über die Worte, die sie da vernehmen, und die Sünderin, die er beschützt hat, will nicht mehr von ihm gehen. In der Ferne hört man noch das Gezeter der Verworfenen. Dann zerstreut sich die Menge allmählich. Jesus sucht eine Herberge für sich und seine Jünger.

\* \* \*

Einige Zeit nach diesem Tage sind mehrere, die unter jener Menge zu Magdala gewesen, beisammen im Hause des Rabbinen Jairi. Es ist eine Totenwache. Mitten im Saale auf einem langen Tische, in weißes Linnen gewickelt, liegt das Töchterlein des Rabbinen. Dieser ist so trostlos, daß seine Freunde sich nicht zu raten wissen. Er schreit vor Pein und lästert Gott und flucht den Menschen, die ihm nicht helfen können. Da meinen einige, man solle Jesus aus Nazareth rufen, den sie vorher mit seinem Gefolge ruhend gesehen unter den Zedern von Hirah. Sie erzählen sich Wunder, die er in jüngsten Tagen gewirkt hätte. An der Straße nach Kapernaum sei ein Mann gelegen mit seinem Söhnlein, das vom Geiste der Starrheit befallen gewesen. Das Kind sei hingefallen, habe an den Lippen

Schaum gehabt und die Zähne und die Finger so ineinander getrampt, daß es der Vater aus Verzweiflung hätte erdroffeln wollen. Er sei mit dem Knaben schon bei den Jüngern Jesu gewesen, die wären auch ratlos. So hätte er den Meister aufgesucht und ihm zornig zugerufen: „Kannst du was, so hilf ihm!“ „Lasse doch verhüten, daß wir nicht alle um ihn leiden“, soll der Prophet gesagt haben, und dann habe er das Kind heil gemacht. — Und sie erzählen noch anderes. Jenseits des Sees habe er einen Taubstummen sprechend und zu Bethsaida einen Blinden sehend gemacht. Vor allem aber drüben zu Naim, das wüßten doch alle, wie er den jungen Menschen, den sie schon auf der Totenbahre aus dem Hause getragen, aufgeweckt hat! — Ein Weinkelterer ist da, der weiß etwas von jener alten Frau, die den Propheten mit aller Heftigkeit gebeten habe, sie aus ihrem Siechtum zu erlösen. Darauf habe Jesus gesagt: „Alte seid Ihr und wollt noch leben! Was gefällt Euch denn an dieser Erde so sehr?“ Und hätte sie geantwortet: „Auf dieser Erde gefällt mir nichts. Aber ich will nicht eher sterben, als bis der Heiland kommt, der mir den Himmel aufschließt.“ — Und er: „Wenn dein Glaube so stark ist, Weib, den Heiland sollst du erleben.“ Darauf sei sie aufgestanden und gewandelt. Solches habe er getan, aber er liebe es nicht, daß viel davon gesprochen werde. — So erzählen die Leute einander, die da versammelt sind an der Leiche des Mägdeleins.

In der Gesellschaft ist auch ein alter Mann von der Art derer, die gerne allenthalben ihre Weisheit dartun. Der meint, zu solchen Wundern gehöre Glaube und Liebe, weiter nichts. Wer nicht glaube, dem helfe kein Wundermann; aber einer, den das Volk lieb habe, der wirke leicht Wunder. „Alles, was ihm mißlingt, vergessen sie, und alles, was gut wird, merken sie auf und machen es groß. Was ist da weiter dabei?“

Dem antwortet einer: „Wichtig ist's, daß man ihn liebe, und dazu zwingt eine geheimnißvolle Kraft. Geliebt zu werden, das kann keiner von selbst machen, das muß ihm gegeben sein.“

Auf solcherlei Gespräche — Wahrheit und Irrtum vermengend — beschließen sie, den Propheten ins Haus zu bitten.

Als Jesus eintritt, sieht er die trauernde Versammlung und den Rabbinen, der vor Schmerz an seinem Kleide zerrt, bis es reißt. Er sieht das Kind, das aufgebahrt ist auf dem langen Tisch, und er fragt: „Was liehet Ihr mich rufen? Wo ist die Tote?“

Der Rabbinen schlägt das Linnen auseinander, daß das Mädchen offen daliegt. Jesus sieht es an, hebt ein wenig das Händchen, be-

hlt es und legt es sanft wieder hin. „Das Kind ist nicht tot,“  
 sagt er, „es schläft nur.“

Da heben ihrer etliche zu lachen an. Sie würden doch er-  
 innern, was lebendig und was tot ist!

Er tritt an sie hin und spricht: „Was ließe ihr mich rufen,  
 wenn ihr mir nicht glaubt? Wenn ihr zusammengekommen seid,  
 um bei Toten zu sein, so habt ihr hier nichts zu tun. Hier ist  
 Leben.“

Sie schleichen ärgerlich hinaus. Er wendet sich zu Vater und  
 Mutter: „Seid nicht betrübt. Bereitet Eurer Tochter etwas zu  
 essen.“ Dann nimmt er das Kind an der kühlen Hand und haucht  
 in's Ohr: „Mägdlein! Mägdlein! Wache auf, es ist Morgen.“

Die Mutter stößt einen Schreckensruf aus vor Freuden, denn  
 das Kind schlägt die Augen auf. Er steht noch dabei und sie wollen  
 nicht hören, wie er sagt: „Stehe auf, junges Menschenkind. Du  
 bist ja noch zu jung, als daß du dir den Himmel schon erworben  
 hättest. Der Vater läßt sich lange suchen, damit man ihn um so  
 mehr lieb habe. Gehe nun deine Straßen und suche ihn.“

Als das Mädchen, an die zwölf Jahre ist es alt, auf den  
 Straßen steht und über die Dielen wandelt, da fallen die Eltern fast  
 vor Jesus her, um ihn mit Dank zu erdrücken. Er ist abweisend:  
 „Ich kenne euere Dankbarkeit. Ihr werdet tun, was ich nicht will.  
 Ihr werdet hingehen an die Straßenecken und ausrufen: Er hat  
 unser Kind vom Tode erweckt! und sie werden kommen und ver-  
 langen, daß ich ihre Leiber heile, da ich doch gekommen bin, die  
 Seelen zu heilen. Und sie werden begehren, daß ich tote Körper  
 erwecke, da ich doch da bin, ihre Geister zum ewigen Leben zu führen.“

„Herr, wie sollen wir das verstehen?“

„Wenn es Zeit ist und ihr erfahren habt, wie wenig irdischer  
 Ruhm und zeitliches Leben bedeutet, dann werdet ihr es verstehen.  
 Denn ich euer Kind, wie ihr sagt, vom Tode erweckt hätte, welchen  
 Dank wäret ihr mir schuldig? Wisset ihr wohl, was der tut, der  
 den Zufriedenen zurückruft in das Elend? Welcher Heiland soll  
 es tun?“

„Du hast selbst gesagt, Meister, daß dieses Kind noch zu jung  
 ist, um sich den Himmel schon erworben zu haben.“

„Es hat ihn nicht erworben, es hat ihn umsonst gehabt im  
 ungeschuldbigen Herzen. Es wird eine Jungfrau werden und ein Weib  
 und eine Greisin. Es wird den Himmel verloren haben und wird  
 ihn suchen mit Angst. Wohl ihm, wenn es dann zum Heiland kommt  
 und bittet: „Meine Seele ist mir gestorben, Herr, erwecke sie zum

ewigen Leben.' Wenn es aber nicht kommt — dann wäre ihm besser, heute nicht wach geworden zu sein."

Die Mutter sagt in Demut: „Was du tuft, Meister, das wird schon recht sein."

Er geht an den Tisch, wo das Kind mit Behagen eine Speise verzehrt, legt ihm die Hand aufs Haupt und sagt: „Aus dem Himmel bist du auf die Erde gekommen, nun gib die Erde für den Himmel hin; der erworbene ist größer als der geschenkte."

Solches will das Weib des Rabbinen Jairi vernommen haben, da geht Jesus zur Tür hinaus. Sie sind seine Anhänger geblieben bis nahe zu den Tagen der Verfolgung.

\* \* \*

Zur selben Zeit ist an der Straße nach Tiberias dem Mautner Levy nicht wohl gewesen. Eines Morgens haben seine Ortsgenossen ihm ein etwas mißharmonisches Ständchen gebracht, von oben herab. Auf dem Dache seines Hauses haben sie mit Bretterklapper, Fahnengeklirr dem Levy lebhaft angedeutet, in welchen Ehren er bei ihnen stünde, seit er im Dienste der Heiden den Straßenzoll einhebt und selbst am Sabbate noch Geld heischt.

Der hagere Mautner sitzt in einer Ecke seines Gemaches und sieht, wie der Staub niederfliegt von der Decke, die unter dem Gepolter zu schwanken scheint. Er sieht auch, wie die zum Fenster hereincheinende Morgen Sonne durch den Stubenraum ein lichtiges Band zieht, in welchem die Staubteile gleich kleinen Sternchen tanzen. Er hört und sieht und schweigt. Als die auf dem Dache sich ausgetobt haben, springen sie zur Erde, machen noch mancherlei ausdrucksvolle Gebärden gegen das Fenster und gehen davon.

Jetzt tritt aber aus dem Nebengemach ein kleines bewegsames Weib hervor, huscht gegen den Mann hin und sagt: „Levy, dir geschieht recht!"

„Ich weiß es, Judith“, antwortet er und steht auf. Seine Gestalt ist so schlank, daß er das Haupt nach vorne beugen muß, um nicht an die Decke zu stoßen. Sein Bart hängt in einer dünnen Strähne erdwärts, er hat noch keinen grauen Faden, so fahl und und müde das Angesicht auch ist.

„Sie werden dich steinigen, Levy, wenn du ein Römerknecht bleibst!“ ruft das Weib.

„Sie haben mich auch früher gehaßt, solange ich kein Römerknecht gewesen“, sagt der Mann. „Seit jenem Laubhüttenfest zu Tiberias, da ich gesagt, der Mammon und die Genußsucht hätten das

„Ihr erwählte Volk dem Gott Abrahams entfremdet und dem Jupiter unterworfen, seit jenem Tage hassen sie mich.“

„Dann sammelst dir doch selber Mammon!“ wirft sie ihm vor.

„Eben weil sie mich hassen, muß ich mir gegen sie eine Macht gründen, auf daß ich bestehen kann, wenn niemand mit mir ist. Es gibt eine Macht, mit der der Verachtete seine grimmigsten Feinde besiegt. Du verstehst mich nicht? Siehe da!“ Er bückt sich in die dunkle Ecke des Gemachs, lüftet dort einen alten Lappen, so daß er an ein steinernes, mörserähnliches Gefäß erblicken kann. „Lauter Römer!“ setzt er schmunzelnd bei, „bald eine kleine Armee. Und es ist sie groß genug ist, werden die Nachbarn nicht mehr auf das Dach steigen, um mit Scherben dem Levy ein Loblied zu singen. Sie werden dazu Zimbeln und Harfen wählen.“

„Levy, ich will dir sagen, was du bist“, ruft das Weib und ihre Muskeln zucken in ihrem roten Gesichte.

„Ich bin ein Zöllner, das weiß ich,“ antwortet er gelassen und deckt den Lappen wieder sorgfältig über den Geldtopf. Ein verachteter Zöllner, der dem angestammten Volke die Münzen aus dem Sack nimmt, um sie an die Fremdlinge abzugeben, der Straßenzins erhebt von den Juden, die doch ihre Straßen selbst gebaut haben. „Wohin ich bin ich, meine Judith! Und warum bin ich römischer Zöllner geworden? Weil ich mir Geld erwerben will, um mitten unter den Hassern bestehen zu können.“

„Levy, du bist ein Geizhals“, sagt sie. „Du begräbst das Geld in ein steinerne Loch, anstatt mir den griechischen Mantel zu kaufen, den ich Rebekka trägt und wie ihn Amala trägt.“

„Dann werde ich ein Geizhals bleiben,“ antwortet er, „denn den griechischen Mantel kaufe ich dir nicht. Fremde Kleiderzier führt uns Juden weit tiefer ins heidnische Verderben, als mein römisches Amt und meine römischen Münzen es tun können. Puschel, Hoffart und Lustleben, das ist Abgötterei, mein liebes Weib, und nicht das Zollamt an der Straße. Die Straßenschranke ist gar nicht schlecht zu einer Zeit, da unser Volk so sehr anfängt, seines Landes Flüchtling zu werden, in Handel und Wandel das Gute hinaus- und das Übel hereinzuschachern. Seit Moses Gesetz vom Ackerbau ist keine bessere Einrichtung geschehen, als die des römischen Straßenzolles. Was haben die Juden auf der Straße zu tun?“

„Das wirst du bald sehen“, sagt Judith. „Wenn ich von dieser Stunde in zwei Tagen den griechischen Mantel nicht habe, dann sollst du mich auf der Straße sehen, aber von hinten.“

„Du bist auch von hinten nicht übel“, antwortet Levy schallhaft.

Draußen pocht der Hammer. Der Mautner blickt durchs Fenster und befiehlt seinem Weibe, die Straßenschranke aufzumachen. Sie geht hinaus, erhebt ein schallendes Geschrei und öffnet die Schranke nicht. Mehrere Männer waren des Weges gekommen, die stehen da und das Weib fordert den Zoll. Ein kleiner Mann mit Stirngläse tritt hervor. Es ist der Fischer aus Bethsaida. Er gesteht, Münzen besäßen sie nicht. Darüber wird das Weib sehr aufgebracht, denn insgeheim ist ihre Absicht, von jetzt an auf eigene Faust den Pfennig einzuziehen, um so zu ihrem griechischen Purpur zu kommen, wie ihn die Rebekka trägt und die Umala.

Als Levy ihr Geschrei hört, geht er hinaus und sagt: „Lasse sie ziehen, Judith. Du siehst, daß es keine Händler sind. Sie werden den Weg nicht arg abnutzen, haben sie doch kaum Sohlen an den Füßen.“

Darauf schweigt Judith, guckt aber verstohlen auf einen der Männer hin, der in seinem blauen Mantel mit den über die Achseln niedervallenden Locken schlank aufrecht dasteht, ihr sein blaßes Gesicht zuwendet und sie ernst anblickt. Welch ein Mensch! — Ist ihm, denkt sie, etwas an mir nicht recht? Vermißt er nicht etwa den griechischen Mantel, wie ihn andere Frauen schon häufig tragen?

„Woher des Weges?“ fragt der Mautner die Männer.

„Seute aus Magdala“, antwortet Simon, der Fischer.

„Dann ist es wohl Zeit, daß Ihr ein wenig rastet in meinem Schatten. Die Sonne ist früh heiß geworden.“

Als Judith merkt, sie täten sich wirklich anschicken zur Rast, eilt sie rasch in ihr Gemach, behängt sich mit bunten Tüchern, mit einer glänzenden Armspange und mit einer Perlschnur, die sie vor kurzem von einem sidonischen Händler erstanden hat. Sie kommt wieder hervor und bringt ein Brett mit Feigen und Datteln. Der schlanke, blaße Mann — Jesus ist's — gibt das Brett schweigend weiter, ohne von der Erfrischung etwas zu nehmen. Sein durchdringender Blick beunruhigt sie. Vielleicht ließe er sich wenden. Noch auffallender und dreister in ihrem Glanze stellt sie sich vor ihn hin.

„Weib,“ sagt er plötzlich, „dort am Rain steht eine Distel. Sie hat ihre Stacheln am Stamm und an der Blüte, sie ist bedeckt vom Staub der Straße und zerfressen von den Insekten. Aber sie ist schöner als ein hoffärtiges Menschenkind.“

Judith zuckt heftig zusammen. Sie läuft ins Haus und schlägt hinter sich die Türe zu, daß die Wände ächzen. Der Mautner hat auf den Sprecher einen beifälligen Blick geworfen und seufzt.

Da spricht zu ihm Jesus: „Hast du sie lieb?“

„Sie ist doch sein Nächster!“ bemerkt ein heiter dreinschauendes Männlein in der Wandergesellschaft. Das schallhafte Wort bezieht sich auf des Meisters gestrige Rede von der Nächstenliebe.

Levy nickt nachdenklich mit dem Haupte und spricht: „Ja wohl, ihr Männer, sie ist mein nächster — Feind.“

„Sie ist Euer Weib?“ fragt Simon.

Ohne darauf zu antworten, sagt der Mautner: „Ich bin ein Zöllner — also gesegnet mit Mißwollen, soweit mein Auge reicht. Jedoch alle zusammen, die da draußen sind, machen mir nicht so viel Widerwärtigkeit, als der eine Nächste in meinem Hause.“

Einer der Männer legt ihm seine Hand auf die Achsel: „So gehe zu, Freund, daß sie nicht mehr dein Nächster ist. Geh' mit uns. Auch wir haben unsere Weiber verlassen und sonst noch allerlei und sind mit dem gegangen. Kennst du ihn denn nicht? Es ist der Mann von Nazareth.“

Der Zöllner stutzt. Dieser Mensch, von dem das ganze Land spricht, der Prophet, der Wundermann? Dieser junge, freundliche Mensch soll es sein? Der so herbe predigt gegen die Juden! Habe ich, denkt Levy, nicht selbst einmal beinahe so gesprochen bei jenem Raubhüttenfeste? Und damit die Leute nur gereizt. Und diesem hören sie mit Andacht zu und laufen ihm nach. Ob auch ich es tue? Was hält mich? Kann mir, dem Verlästerten, nicht jede Stunde der Dienst gekündigt werden? Kann ich nicht heute so gut wie morgen aus dem Hause gejagt werden? Und das Weib, will es sich nicht immer von hinten besehen lassen auf der Straße? — Nur eines ist, von dem ich mich nicht trennen mag, aber das kann man mitnehmen. —

Nun wendet er sich an den Nazarener, hält ihm das Brett hin mit dem Rest von Obst: „Lieber Meister, nimm!“

Dieser spricht leise und sanft: „Hast du mich lieb, Zöllner?“

Der Mautner beginnt zu zittern, daß ihm beinahe das Brett von den Händen fällt. Dieses Wort! Und dieser Blick! Er vermag nicht zu antworten.

„Wenn du mich lieb hast, so komme mit mir und trage mit uns wie Beschwerden.“

„Die Freuden, Herr, die Freuden!“ ruft Simon drein.

Zur Stunde ist des Weges heran ein Troß von Maultieren gezogen. Die Treiber schlagen mit geknoteten Stricken roh auf die Tiere los und fluchen darüber, daß schon wieder eine Zollschranke da sei. Der Mautner nimmt ihnen die vorgeschriebene Anzahl von

Münzen ab und verweist ihnen die Mißhandlung der Tiere. Die Antwort ist ein Peitschenhieb über sein Gesicht. Zornig erhebt Levy seinen Arm gegen die Treiber. Da tritt Jesus hinzu, drückt ihm den Arm sachte nieder und spricht: „War es ein Unrecht, was jener tat?“

„Ein Unrecht!“

„So mache ihm's nicht nach!“

Da ruft das vorwitzige Männlein dazwischen: „Wenn du mit uns gehst, Zöllner, so magst du wohl zwei Wangen haben, eine rechte und eine linke. Aber keinen Arm, hörst du?“

Diese Bemerkung hat sich beziehen sollen auf einen Spruch des Meisters, den er gerne sagt, wenn er waffenlos und wohlgenut einem grimmen Gegner gegenübersteht. Mehrere rügen die Anspielung mit strafenden Blicken.

„Aber es ist ja wahr!“ lacht das Männlein. Der Meister sagt: „Lasset den Thaddäus sprechen, was er will. Hat er doch gestern die Wut eines Arabers geduldig über sich ergehen lassen.“

„Sawohl, weil sie kein Geld gefunden, haben sie den Thaddäus geschlagen.“

„Wenn sie fürder eines bei uns finden sollten, so wollen wir uns darum wehren“, sagt der Zöllner, „sonst hieße es den Raub billigen.“

„Mautner, man merkt es dir an, daß du den Meister noch nicht lange kennst“, sagt das Männlein, welches sie Thaddäus genannt haben. „Wir und Geld, he!“

Da sagt der Meister: „Einer freien Seele tut der Mammon nichts. Aber er ist nicht wert, um darüber zu sprechen, geschweige, um feinewegen zu streiten. Mit Gewalt wirft du den geschehenen Raub nicht ungeschehen machen. Widersetzest du dich, so kannst du den Räuber leicht auch zum Mörder machen.“

Nachdem sie also gesprochen haben, tritt der Zöllner in sein Haus. Der Entschluß ist gefaßt. Friedfertig will er von seinem Weibe Abschied nehmen, dann das Geld in einen Sack tun und an seinen Leib binden. — Es ist das eine nicht geschehen, denn Judith war durch eine rückwärtige Tür geflohen, und es ist das andere nicht geschehen, denn Judith hatte den Steintrog geräumt und das Geld mit sich genommen.

Betrübt ist Levy aus dem Zöllnerhause hervorgekommen, vor Jesus hingetreten und hat seine Hände gegen Himmel erhoben: „Ich bin fertig, Herr, nimm mich an!“

Der Meister sagt: „Levy-Matthäus, auch du bist mein.“



Thaddäus kommt mit dem Obstbrette: „Bruder, sättige dich das letztemal an deinem Tische. Fürder halte dich an den, der die Vögel nährt und die Blumen kleidet.“

Als sie zusammen die staubige Straße fürbaß gehen und der neue Jünger ihnen seinen Verlust mitgeteilt hat, ruft Simon heiter: „Ein Glückspilz bist du, Levy-Matthä! Was anderen so schwer geworden hinzugeben, dir ist es von selbst davongegangen.“

Das Zollhaus ist an demselben Tage verlassen gestanden und die Vorüberziehenden haben sich gewundert darüber, daß heute der Weg frei liegt zwischen Magdala und Tiberias.

(Fortsetzung folgt.)



## Nächtliche Wanderung.

Von

Reinhard Volker.

Gespensisch gleißt der Schnee.  
Blutrot am Waldessaume  
Verglomm der Mond. Mit Haaren kummerweiß  
Kauert ein Busch am Weg und schauert leis  
In dunklem Traume.

Der Wind schleicht müd heran  
Und harft in seinen Zweigen  
Mit Geisterhand und schluchzt ein Lied, so weh,  
So bang, als wollten klagend aus dem Schnee  
Die Toten steigen.

Und nun ich scheuen Blicks  
Den Kreuzweg überschreite,  
Wächst lang empor ein blasses Frauenbild  
Und gibt mir, schwebend über dem Gesild,  
Das Nachtgeleit.





## Ein Moderner aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.

Von

Dr. Carl Enders.

Ist Johann Christian Günther noch lebendig oder noch lebendig zu machen? Diese Frage hat Wilh. von Scholz durch sein reizvolles Büchlein („Strophen“. Leipzig, Eugen Diederichs) bejaht, andere, wie der Rezensent der Deutschen Literaturzeitung in einer leider persönlich gefärbten Besprechung verneint. Ich selbst habe mich in der Beilage zur Allgem. Zeitung auf Scholz' Standpunkt gestellt und die Tatsachen geben uns recht. Seit über hundert Jahren ist das Interesse für ihn nicht größer gewesen als heute. Die Originalausgaben werden übermäßig gesucht und bezahlt, und allerorten zeigt sich in weiteren Kreisen Kenntnis seiner Dichtung und Verlangen nach Wissen über ihn. So hat das Türmer-Jahrbuch 1904 gewiß vielen zu Dank eine Reihe seiner Gedichte abgedruckt.

Ist diese Wandlung aber nicht ganz natürlich? Wie lange hat man davon gehört, Günther sei in der modernen persönlichen Lyrik Goethes Vorläufer. So wahr der Satz ist, viel war damit nicht zu machen. Es fehlte eben trotz Lizmanns verdienstlicher Reclam-Ausgabe eine Zusammenstellung, die das statt vieler Worte, die doch keine Zeitung gedruckt hätte, kurz und bündig bewies. Die Scholz'sche Ausgabe hat wie ein modernes Büchlein gewirkt, dem höchstens eine augenblickliche Vorliebe für Alttertümliches noch zustatten kam. Und doch ist das alles in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts geschrieben! Ein gewisses Pflichtgefühl, das manchen zuerst angetrieben haben mochte, das Bändchen in die Hand zu nehmen, belohnte sich bald.

Weshalb spricht Günther so lebendig zu uns Modernen aus einer Zeit heraus, an die wir nur mit gelindem Grausen denken? Das neue Interesse ging aus von einer Gruppe von Lyrikern, die die Pflege des Per-

önlichen ganz in den Vordergrund stellte; was sie anzog, war die unbeschreibliche Subjektivität Günthers, die tatsächlich Analoga nur findet in der Romantik und in Zeiten, die deren Ideale wieder pflegen, und die um so erstaunlicher ist, entschieden großartig wirkt, wenn man den Dichter mit allem, was um ihn herum lebte und dichtete, vergleicht. Es ist der erste neudeutsche Dichter, der seine Persönlichkeit in seinen Dichtungen ausgesprochen hat, aber noch mehr, nicht nur sein Wesen, sondern auch seine äußeren Erlebnisse in dem Umfange, daß es dem Literaturhistoriker ermöglicht wird, nach chronologischer Anordnung der Gedichte aus ihrer Interpretation die Lücken seiner Biographie mit Sicherheit auszufüllen. Das habe ich in einem demnächst bei Fr. W. Ruhfus in Dortmund erscheinenden Buche versucht. Es ist alles strömendes Bekenntnis, und das in einer Zeit, wo das Klischee herrschte und slavische Nachahmung von Form und Inhalt als höchstes Kunstprinzip galt, wo z. B. ein deutscher Originalroman sich nicht besser einführen konnte, als wenn er sich als Übersetzung aus dem Französischen auf dem Titel ausgab. Ist es doch bezeichnend genug, daß fast alle Situationen, die der Affekt bedingt, schon bei den Alten so vorkommen oder aus der romanischen Schäferdichtung stammen und nie der wahre Name einer Geliebten oder ein persönliche Beziehung verratendes Pseudonym genannt wird. Die Flora, Phyllis, Lysimene, sie sind alle gleich.

Das moralische Prinzip, das Günther theoretisch durchaus anerkennt, beherrscht die Poesie und hat sie ja bis zu Goethe beherrscht, hat den lächerlichen Zwiespalt zwischen Poesie und Leben bei den biederen Anacreontikern geschaffen und schließlich in Klopstock noch einmal einen großen Triumph gefeiert. Günthers Zeitgenossen aber ging die „Reputation“ in Leben und Literatur über alles, und Heuchler und moralische Schmutzfinfen wie Menantes oder der harmlosere Corvin kamen in den Geruch anerkannter Dichter von großem Nutzen, wenn sie nur zur rechten Zeit auf ihre die unterdrückte Sinnlichkeit kitzelnden Erotika nach dem Muster der zweiten schlesischen Schule geistliche Lieder erscheinen ließen. So hatte man innerlich und äußerlich etwas von ihnen. Das naive Bekennen eigener Herzenerlebnisse aber war dieser Zeit äußerst anstößig, und wenn man die verschiedenen Urteile selbst von guten Freunden des toten Dichters in den „Gelehrten Neuigkeiten“ Schlesiens (Scharf) nachliest, so kommt immer wieder heraus, daß man das am wenigsten verstand und verzieh. Von einem Recht der Liebe wußte man nichts.

Wo Günther auf diese Unwahrhaftigkeit sieht, wendet er sich stets von neuem in glühendem Protest dagegen und verfeindet sich mit aller Welt, die sich nie eine Tugend zum Laster machen läßt, ohne sich auf das grauamste zu rächen. Auch diese geharnischten und beißenden Auslassungen gegen das Philisterium zu einer Zeit, wo es noch Alleinherrscherin war, sprechen uns lebendig an, sobald es uns gelingt, sie aus ihrer bombastisch-triviale Verkleidung zu lösen.

Unter dem, was Günther wirklich geleistet hat, steht im Vordergrund seine liedmäßige Lyrik, neben die bis auf Goethe nur wenig deutsche Lieder treten können. Man muß, um ihm nahe zu kommen, drei Gruppen seiner Gedichte unterscheiden: einmal diejenigen, in denen er ganz als der Sohn seiner Zeit in Form und Inhalt nach dem Muster arbeitet, dann diejenigen, in denen sich eigenes Erlebnis und eigene Anschauungen in die alte Form zwängen, und schließlich diejenigen, in denen sein Erlebnis und seine Stimmung, sein eigenster Stoff die Form gefunden hat, die ihm entspricht, die „innere Form“. Die erste Gruppe ist gering an Umfang und hat fast nur Jugendgedichte, die zweite ist bei der gehäuften Produktion die äußerlich umfangreichste und die dritte immerhin noch etwas ausgedehnter als die Scholz'sche Ausgabe, in der ich persönlich noch manche besonders schöne Strophe vermissen. In der letzten Gruppe finden sich fast nur sangbare und z. T. viel gesungene Strophen (s. darüber Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert).

Günther wollte freilich noch viel mehr; er wollte ein großes Zeit-epos schreiben; dazu hätte ihm das Talent nicht gefehlt. Wie er erzählen und charakterisieren konnte, zeigt er in dem Gedicht auf den Passarowitzer Frieden: . . . .

Die Regung macht mich ungeschickt,  
Das frohe Deutschland abzureißen (zeichnen).  
Wohin des Adlers Aussicht blickt,  
Da muß dies Jahr ein Halljahr heißen.  
Der Friedensherold bläst und jagt  
Und wird von groß und klein gefragt;  
Der Greis läßt Stock und Schwachheit fallen;  
Die Jugend spielt, die Kindheit singt,  
Und das, was noch aus Brüsten trinkt,  
Erklärt sich durch ein holdes Lallen.

Hier kommt ein junger Ritter an  
Und findet in dem nächsten Garten,  
Der alle Straßen zeigen kann,  
Sein schönes Kind mit Schmerzen warten.  
Da geht es an ein Zärtlichkeitun.  
Da läßt der Kuß den Mund nicht ruhn,  
Da stockt das zitternde Willkommen,  
Da wird, was immer schmeicheln mag,  
Als wär' ein andrer Hochzeitstag,  
Mit Hand und Mienen vorgenommen.

Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr  
Und horcht, wie Nachbars Hans erzähle;  
Hans ißt und schneidet doppelt vor  
Und schmiert sich dann und wann die Kehle;  
Da, spricht er, Schwäger, seht nur her,  
Als wenn nun dies die Donau wär',

— Hier macht er einen Strich von Biere —  
 Da streiften wir, da stand der Feind,  
 Da ging es schärfer, als man meint;  
 Gott straf! Ihr glaubt mir ohne Schwüre.

Dort muß ein tapfrer Witwensohn  
 Der Mutter neuen Trost erwerben,  
 Und schliesse nicht der Vater schon,  
 So müßt' er jetzt vor Freude sterben.  
 Das gute Weib ist froh und rennt  
 Und ändert gleich ihr Testament  
 Und flucht dem falschen Totenscheine  
 Und denkt: Nun hab' ich einen Stab  
 Und weiß, wer einmal um mein Grab  
 Aus treu- und reinem Herzen weine.

Er wollte auch in himmlische Regionen hinaufsteigen und vom Lauf der Sterne einen „geisterfüllten Chor“ singen, aber er dachte dabei an ein Lehrgedicht nach Ovids Fasten. Seine Weltanschauung war dazu wohl noch nicht fertig. An „ätherische Regionen“, in die sich erst Pyra 1732 erhob, darf man nicht denken.

Auch nach einer anderen Seite ist Günther seiner Zeit voraus. Er ist ein kritisches und stilistisches Talent ersten Ranges, das erweist er nicht nur in der treffenden, kulturhistorisch interessanten Sachlichkeit seiner Satiren, sondern in einigen kritischen Auslassungen gegen Gegner und ihre Schriften, die in Prosa geschrieben sind, besonders in seiner Fehde gegen den genannten Menantes, für die ich auf das angekündigte Buch verweisen muß. Einer seiner Biographen, Kalbeck, hat seinen Prosastil mit dem Lessings verglichen. Auch da hat er seinen Blick vorwiegend auf Lyrisches gerichtet. Mit überraschendem Verständnis z. B. für Anschaulichkeit, um gerade eine moderne Forderung zu nennen, verbindet er einen heißenden Witz in der Darstellung, der alles Falsche und Unwahre dem Fluch der Lächerlichkeit preisgibt.

Das Passarowiser Gedicht fand auch damals Beifall, im übrigen fast alles, was wir heute nicht mehr mögen. Seine für die Zeit glänzenden Verse und die Freude am literarischen Streit, die ihr eigentümlich ist, sicherten ihm weitverbreitetes Interesse; da aber zu seinen Lebzeiten kein Buch zustande kam (er starb mit 28 Jahren 1723) und er, nicht zum Dienen in Herrngunst geschaffen, sich jede „Beförderung“ im ersten Augenblick verdarb, ist er nahezu verhungert, während seine Bücher wenige Jahre später Auflagen um Auflagen erlebten.

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen auf sein Leben und die Anregungen zu seiner Produktion einzugehen. Ich nehme nur die Resultate meiner Untersuchungen vorweg, um Goethes bekanntes Urteil zu modifizieren. Günthers Dichtung ging ganz auf in Bekenntnis, im reinen Bekenntnis, das lediglich durch Aussprache befreit. Die meisten Lieder sind in der

Situation selbst geworden und darin geblieben und deshalb so unendlich unmittelbar. Schon am anderen Tage wären sie meist so nicht mehr möglich gewesen. Das Leben hat ihm nicht die Ruhe gegönnt, das Erlebnis anders als in flüchtiger Erinnerung wiederzuleben, wenn auch die Beständigkeit eines gleichen Gefühls in den verschiedensten Situationen seinen Erlebnissen mehr als momentanes Sein und momentane Bedeutung gibt. So ist er nie zur Herrschaft über das Erlebte gekommen und hat nie vermocht, es in einer künstlerischen „Schöpfung“ neu zu gestalten, wie es ein höheres, einem großen Kunstwerk innewohnendes Prinzip verlangt hätte. Hier war die Grenze seines Könnens, aber wer sagt, daß es die Grenze geblieben wäre? Die äußeren Bedingungen waren zu ungünstig, um ihm eine harmonische Entwicklung zu ermöglichen.

Dazu nehmen wir das Urteil Goethes in „Dichtung und Wahrheit“, II., Buch 7: „Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtnis, Gabe des Fassens und Vergewärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Überlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben und sein Dichten.“ Ein eigentümliches Urteil! Ist es nicht, als gehörte der Schlusssatz gar nicht zu dem übrigen? So lobend, liebevoll, erschöpfend das Urteil über den Dichter ist, so hart — und nicht ohne Ungerechtigkeit — ist der Schluß, der geradezu eine scharfe Formel zu suchen scheint. Man kann sagen, daß kein Wort dem Dichter mehr genügt hat, indem es die Aufmerksamkeit für immer auf ihn lenkte, aber auch keins dem Menschen mehr geschadet hat, indem es seinem Charakter einen Makel anhängte, den er in der allgemeinen Meinung seither behielt, der aber doch nur zum kleinsten Teil berechtigt ist. Günthers Leben zerrann gewiß auf die traurigste Weise, auch nicht ohne Schuld. Wo wäre ein Unglück, dem man nicht von einer Seite die Schuld nachweisen könnte, und erst wenn man die Tiefe der Leidenschaften untersucht, die als das Gefährlichste für den Menschen doch auch das Beste sind für den Dichter. Neben den Menschen, die aus Stärke von großer Schuld frei bleiben, wie Goethe, gibt es Legionen, die ein „zu wenig“ davor bewahrt. Günther stand in der Mitte, aber sein Dichten zerrann nicht, es ist nicht fertig entwickelt.

Es ist der ältere Goethe, dem alle verworrenen Verhältnisse neben seinem Ideal der stetigen Entwicklung unsympathisch waren, der „lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen“ möchte, und der die Un-

gunst des Objekts nie hatte fühlen müssen, welcher den harten Schluß an ein Urtheil anfügt, das er sich allmählich gebildet hat, nachdem er in der Leipziger Zeit den Einfluß Günthers gern und entschieden empfunden haben mag. Denn vor allem im Leipziger Lieberbuch können wir den Spuren dieses Einflusses nachgehen. Es kommt hinzu, daß Goethe von dem Leben Günthers zu wenig wußte und wissen konnte, um ihm trotz dieser Antipathie gegenüber dem Unharmonischen gerecht werden zu können.



## Zuversicht.

Von

M. A. von Stern.

Wie sollt' ich dich nicht lieben,  
Die du mir treu geblieben,  
Du fromme Seele du!  
Auf meinen dunklen Bahnen  
Dein Friede ließ mich ahnen  
Die Wonnen künst'ger Sabbatruf'.

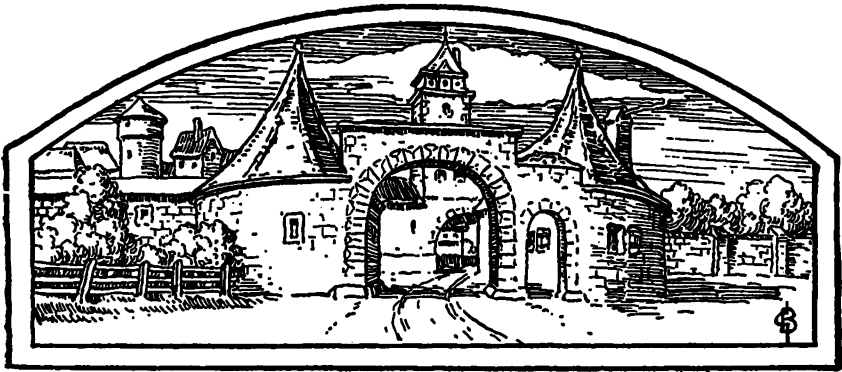
Wenn alle Lichter schliefen,  
Erspäht' in Himmelstiefen  
Ich dein gewisses Licht.  
Und ist der Tag auch ferne.  
Ich weiß, auf schön'rem Sterne  
Sich' wieder ich dein Angesicht.

Zum Trost im lauten Leben  
Hat Gott dich mir gegeben.  
Wir gehen Hand in Hand.  
Mich schreckt kein Weltgewimmel,  
Denn droben strahlt der Himmel  
Sein ew'ges Licht ins dunkle Land.

Die Lieb' kann alles sehen,  
Kann alle Wege gehen  
Und stößt an keinen Stein.  
Bis an des Himmels Enden  
Reicht sie mit ihren Händen  
Und fängt sein Licht im Herzen ein.

Was kümmern mich die andern,  
Ich weiß, du würdest wandern  
Mit mir zur Welt hinaus.  
Und sollt' ich ihn nicht finden,  
Den Weg, du führst den Blinden  
An deiner Hand ins Vaterhaus.





## Die Festungsgefangenen.

Eine Skizze von Johann Ludwig Runeberg.

Deutsch von W. Eigenbrodt.

**I**n einer nördlichen Bucht des Saima-Sees (im Osten von Finnland) liegt die kleine Stadt Nysslott und in ihrer Nähe, auf dem jenseitigen Ufer eines schmalen Sundes, eine uralte Festung mit hohen Mauern und mehreren runden Thürmen. In friedlichen Zeiten wurde dieser feste Platz als Gefängnis für schwere Verbrecher benützt. Doppelt traurig war der Ort für die Unglücklichen wegen seiner eigenen Düsterei und der Schönheit seiner Umgebung. Wie mancher sehnsuchtsvolle Blick mag nicht aus diesen „Gräbern der Lebendigen“ hinüber geschweift sein über die sonnenbeglänzten Wasser des Saima, nur um ein verwildertes oder gebrochenes Herz mit desto tieferer Bitterkeit den Dunst des Gefängnisses und die Bürde der Ketten fühlen zu lassen!

In einem der erwähnten Thürme, in einem Raume, wo zwölf bis fünfzehn Gefangene hinter Schloß und Riegel saßen, hatte sich an einem Sommerabend, als eben die untergehende Sonne ihre Strahlen durch das niedrige Fenster zu werfen begann, etwas für diesen Ort Ungewöhnliches ereignet: jedes freche Geräusch hatte für eine Weile aufgehört. Die meisten Bewohner dieser engen Zelle lauschten aufmerksam einem siebzehnjährigen Jüngling, der seine Schicksale beschrieb, und bei den übrigen, welche noch ihre bleichen Gesichter gegen das Gitter des offenen Fensters preßten, hielt die Schönheit des Abends und wohl auch die von ihr geweckte Trauer jeden Ausbruch von wilderer Sinnesbewegung nieder.

Seltam genug stand diese Stille ganz in Widerspruch mit dem, was man von Anfang an beabsichtigt hatte.

Die Lage war folgende: in der Absicht, eines der gewöhnlichen abendlichen Spiele zu veranstalten, nämlich eine Gerichtsverhandlung, hatte man



den jungen Burschen vor einen grauhaarigen Alten geführt, welcher an der Wand festgeschmiedet war und wegen der Würde, mit der er Sitzungen abzuhalten wußte, den Namen eines Richters erhalten hatte. Der Prozeß nahm seinen Verlauf. Zuerst war alles Wildheit und Verstockung. Der Süngling, obgleich er erst seit kurzem eingekerkert war, hatte sich schon hinreichend an den hier herrschenden Ton gewöhnt, um mit Geschick seine Rolle durchzuführen zu können. Aber nachdem er, von dem würdigen Richter ermahnt, alles zu bekennen und sich der Milde des Gesetzes würdig zu machen, versucht hatte, eine Geschichte von seinen Abenteuern zusammenzuschmieden, hatte ihn bald seine Einbildungskraft im Stich gelassen, so daß er allmählich seine Zuflucht zur Wirklichkeit nehmen mußte. Diese Wirklichkeit war doch gar zu traurig. Wieder im Gedächtnis erwacht, nahm sie allmählich des Sünglings ganzes Denken gefangen, und aus dem Spiel wurde Ernst. Selbst auf die wilden Zuhörer übte die Veränderung, die sich in dem Wesen des Knaben vollzog, ihre Wirkung, und sie wurden aufmerksam. Vielleicht fand sich einer unter ihnen, dessen Herz für einen Augenblick weich wurde wie das seine.

„Und du warst damals zehn Jahre alt?“ fragte der Richter bei einem Punkte im Bericht des Sünglings.

„Ich war damals zehn Jahre alt und hütete die Rüste meines Mutter-Vaters auf dem Strande gegenüber dem Pungarharju-Grat.“ (Mit „Grat“ ist das schwedische Wort „ås“ nur unzureichend übersetzt. Es bezeichnet einen schmalen, meist bewaldeten Höhenkamm, wie sie sich in Finnland oft viele Meilen lang quer durch die Ebenen ziehen oder breite Seen überbrücken. Der Pungarharju-Grat ragt vom Ostufer des Saima mehrere Meilen weit in den See hinaus. Er bietet nach beiden Seiten hin eine unendliche, wunderbare Aussicht auf die ausgedehnten Gewässer des Saima mit seinen zahllosen bewaldeten Buchten, Landzungen und Inseln.)

„Nun, Junge, hast du dir in deinen Lehrjahren einige Fertigkeiten angeeignet?“ fragte der Alte mit lächerlicher Wichtigkeit und erweckte damit noch ein schallendes Gelächter unter den Zuhörern.

Aber der Süngling antwortete träumend: „Ich lernte schwimmen wie eine Ente, und wenn es mich so über den klaren See hintrug, so ließ ich schließlich das Vieh am Strande zurück, schwamm zu dem Grat hinüber und sprang dort, nackt wie ein wildes Tier, während der warmen Sommertage im Sonnenschein umher.“

Der Alte sah auf seine Ketten nieder und sah empor an den schwarzen Wänden. Ein wahnsinniger Ausdruck des Schmerzes flog über sein eben noch so prunthafes Antlitz, und seine Zähne knirschten für einen Augenblick aufeinander. Das Bild von dem nackten Knaben im Sommer Sonnenschein auf dem Pungarharju-Grat hatte zu brennend in das Herz eines für Lebenszeit Gefangenen gestrahlt. Und so sagte er: „Erzähle, Knabe, wie du da nackt umhersprangst.“

Aber dieser folgte schon seiner eigenen Vorstellung und fuhr fort: „Da begann der Dunkle sich zu zeigen.“

„Der Teufel?“ fragten viele Stimmen zugleich, und neugierige Blicke fielen auf den Erzähler.

„Eine Rede ging im Dorfe,“ sagte dieser, „daß der alte Fischer-Johann zuweilen im Sonnenuntergange von der Bucht aus einen grauen Mann auf der Höhe des Grats gesehen habe. Eines Abends trieb dann des Fischers Boot leer und umgestülpt an den Strand; es hieß, der dunkle Mann habe diese That vollbracht. Aber ich war ein wildes Kind, haßte das Leben und fürchtete nichts. Zweimal sprang ich fort, als der Dunkle kam; aber das drittemal blieb ich stehen und erwartete ihn.“

„Und was tat er dir an, als er dich zu fassen bekam?“

„Er küßte meine Stirn und weinte. Das tat er zuerst. Dann sah er mich an und fragte: Hast du mich schon verraten und erzählt, was du hier gesehen hast? Weiß der gnädige Herr Richter, wie er aussah, als er dieses sagte? Er sah aus wie der Saimavessi in einer blauen Herbstnacht, wenn Dunkel und Sterne in der Tiefe liegen, schrecklich und mild.“

„Achtung vor dem Gerichtshof, Knabe!“ sprach der Alte. „Nichts weiter von blauen Nächten und von Sternen in der Tiefe des Saima! Solche Worte gehören nicht hierher.“

„Aber als ich ihm sagte,“ fuhr der Jüngling fort, „ich habe niemandem zu entdecken gewagt, daß ich auf dem Grat gewesen sei, da ging das Dunkel hinweg von der Tiefe, und es wurde Tag. Diesmal waren wir lange beieinander, und von nun an trafen wir uns täglich. Ich saß dann auf den Höhen und sah über das Wasser hin, und er saß dicht neben mir und blickte mich an, und sein Auge war froh und treu wie das eines Hundes. Zuweilen gab er mir Silber und lehrte mich, mir Nachts ein Pferd zu holen und nach der Stadt zu reiten. Von dort her holte ich allerlei für ihn und für mich. So ging der Sommer allmählich hin, und eine dunklere Zeit hob an. Eines Morgens, als ich aufstand, hörte ich die Hofleute sagen, in der Nacht habe sich ein Mann mit Feuer in der Hand bei unserm Hause gezeigt; als aber die Hunde begonnen hätten, ihn anzufallen, habe er das Feuer gelöscht und sei entwichen. Mein Mutter-Vater war ein alter Mann und fast erblindet; aber er wurde nun wild vor Zorn über den unbekanntenen Mann mit dem Feuer. Er nannte mich ein Mordbrennerkind und trieb mich mit Fußtritten aus dem Hause, daß ich meinen Weidengang beginne. Diesmal kam ich spät auf den Grat, denn das Wasser war kalt, und ich wartete, bis die Sonne hoch stand. Aber als ich den Dunklen traf, gingen wir den Weg entlang auf dem Ramm des Grats hin, wohl über eine Meile weit. Mitunter hielten wir eine Weile still und sahen zwischen den Birken am Wege hindurch und über die Wipfel der Ufertannen hin auf die Wasserbreiten hinaus. Und es war das Vergnügen des Dunklen, zu sehen, wie ich mit einem geschleuderten Stein das Wasser weit draußen zu beiden Seiten des Grats erreichte.

Aber als wir an das Ende des Grats gelangten, setzte sich der Dunkle auf den Boden nieder und nahm mich bei der Hand und nöthigte mich, zu sitzen. Und als wir eine Weile in Schweigen gefessen hatten, begannen seine Augen zu strahlen, und er fragte mich und sagte: ‚Weißt du, Kind, wie ein Gemüth ist, das liebt?‘

„Aber ich wußte es nicht, sondern schwieg.

„Da streckte er die Hand aus und führte sie langsam in die Runde über die blanken Seen hin und sagte:

„So ist es!“

„Nach einer Weile fuhr er fort: ‚Wehe, wehe, daß du solches nicht gesehen hast! Einmal lagst du an einer Brust, da du es hättest sehen können, aber da war dein Auge noch umdämmernd. Wehe über ihn, der dich von dieser Brust trennte! Hilf mir, Knabe, ihn zu verfluchen!‘ Und ich half ihm und nannte den, welchen man mich gelehrt hatte zu verfluchen. ‚Wehe über meinen Vater,‘ sagte ich, ‚den Räuber, den Mörder, den Mordbrenner!‘ Da packte mich der dunkle Mann über den Nacken herüber und wollte mich ersticken mit seiner harten Hand. ‚Vete für deinen Vater,‘ rief er, ‚für den Mörder, den Räuber, den Mordbrenner!‘

„Ich war erschreckt, gnädiger Herr Richter, und wollte entfliehen; aber da richtete er sich auf, nahm mich auf seinen Arm und drückte mich hart an seine Brust; doch dies geschah nicht im Zorn, und nie im Leben ist mir so wohl gewesen, wie mir da war. Als ich so auf seinem Arm saß, deutete er wieder mit seiner Hand über die Gegend hin und sagte: ‚Mehr als dieses hat man dir geraubt. Du hast eine Mutter gehabt, du wie andere, wo ist sie? Wenn es Winter wird, so verwehlt der Strand und die Seen erstarren; aber ein Mutterherz wäre warm für dich geblieben bis in den Tod.‘ Ich begann zu weinen. Das war das erstemal, daß ich milde Worte aus Menschenmund vernahm. Und der Dunkle fuhr fort: ‚Brot hast du bekommen in der Welt, aber nicht Liebe; Schläge und harte Worte, aber nicht Unterweisung. Gelehrt hat man dich, deinen Vater zu verfluchen, und zu verehren den, der deiner Mutter Herz zermalmt hat. Willst du dich rächen?‘

„Gnädiger Herr Richter, darf ich jetzt schließen?“

„Bist du müde?“ sagte der Alte mit einem öden Lächeln, „so ruhe aus, und ich will dir helfen. Am selben Abend floh der Rachegeist fort vom Pungarharju-Grat, aus Furcht, daß man ihn dort ertappe. In derselben Nacht weilte er auf dem höchsten Hügel des Festlandes und sah durch die Dunkelheit hinüber nach deines Mutter-Vaters Hof; und nicht eher schlossen sich seine Augen, als bis sie den Hof in Flammen hatten aufgehen sehen.“

„Und wessen Werk war der Brand?“ fragte der Jüngling.

„Den Hof“, sagte der Alte, „zündete ein zehnjähriger Knabe an, der eines Mordbrenners Sohn war.“

„Ja, ich!“ sagte der Jüngling. Es entstand eine lange Stille.

„So war der Reiche ein Bettler geworden“, fuhr der Richter fort;  
 „wie er dem Feuer entramm, weiß niemand.“

„Einert weiß es,“ rief der junge Gefangene, „der, welcher der Rache  
 vergaß, als er seine grauen Haare sah.“



## Das dunkle Tal.

Von

Ernst Prezgang.

Sch weiß ein dunkles, dunkles Tal,  
 Wohin kein Himmelsauge sieht,  
 Wo scheu vorüber jeder Strahl  
 Des Sonnenblickes zitternd flieht.  
 Wo, wie von Flören überhängt,  
 Der Tag nur graue Dämmerung,  
 Wo Wolke sich an Wolke drängt  
 In stummer, schwerer Wanderung.

Hier schleicht die Stunde wie ein Dieb  
 Um Elendsstätten lauernd her  
 Und murmelt gierig fordernd: Gib!  
 Und: Gib! Noch mehr! Noch immer mehr!  
 Was frägt die Welt nach dir, nach dir;  
 Sie geizt nicht nach Erlösferuhm!  
 Verachte sie! Und opfre mir  
 Den letzten Tropfen Menschentum.

Hier führt die Nacht kein leuchtend Heer,  
 Das silbern durch den Äther blinkt;  
 Hier ist die Nacht ein schwarzes Meer,  
 Darin der letzte Stern ertrinkt.  
 Hier stieß ein finstres Geschick  
 Des Menschen Hoheit in die Not,  
 Und alles Leben, alles Glück  
 Bewegt sich nur um Brot, um Brot!

Die Stunde zehrt. Es sinkt die Kraft.  
 Tyrannisch herrscht die Fürstin Not,  
 Bis die verirrte Leidenschaft  
 Auf dunklen Wegen sucht ihr Brot.  
 Bis das Gewissen trotzig schweigt  
 Und aller lichten Genien Huld, —  
 Bis rächend aus den Tiefen steigt  
 Das Schreckgespenst der Nacht: die Schuld!

In diesem Tale geht ein Strom,  
 Der funkelnd durch den Abgrund schwimmt  
 Und in dem düstervollen Dom  
 Wie stilles Opferfeuer glimmt.  
 Aus tausend Augen sieht's dich an  
 Wie Schmerz und Klage, Haß und Groll,  
 Weil es von müden Wimpern rann  
 Und aus erzürnten Seelen quoll.

Die Schuld! Sie wächst im Sorgental,  
 Wohin kein Himmelsauge sieht,  
 Wo blind und scheu an Not und Qual  
 Der feige Mensch vorüberflieht.  
 Wo nie ein Ohr der Klage lauscht,  
 Die zürnend aus dem Strome quillt  
 Und fragend durch den Abgrund rauscht:  
 Sind wir nicht euer Ebenbild?!

Die Blumen, die am Ufer stehn,  
 Die Blüten, die so rot, so rot,  
 Erwachsen nicht im Frühlingswehn —  
 Sie keimten auf aus Grab und Tod.  
 Es flammt in ihnen wie von Blut,  
 Die man aus heißen Pfannen goß;  
 Sie alle düngte Märtyrblut,  
 Das aus erlösten Herzen floß. —

Wer hier hinab aus freien Höhn  
 Gestürzt, der steht das Licht nicht mehr;  
 Wer hier aus bangen Mutterwehn  
 Erstanden, der ist freudenleer.  
 Von Scheiterhaufen rings umflammt,  
 Folgt die Vergeltung seiner Spur —  
 Doch, wo die Menschheit stolz verdammt,  
 Weint still die trauernde Natur.





## „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.“

In einem vielgenannten Buche („Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“, Berlin-Leipzig, F. Fontane & Co.) hat der bekannte Finanzier Ludwig Max Goldberger „Beobachtungen über das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten von Amerika“ veröffentlicht, in dem offenbaren Bestreben, darzutun, daß die politische und wirtschaftliche Entwicklung der Deutschen und der Amerikaner beide Völker auf die Pflege nicht nur konventioneller Höflichkeit, sondern gegenseitiger Freundschaft verweise. Zur Begründung seiner Behauptung entrollt der Verfasser ein Bild von dem amerikanischen Wirtschaftsleben, von dem Charakter, der Arbeits- und Denkweise des Amerikaners, vor allem von seinen Empfindungen Deutschland und dem Deutschen gegenüber, das in vielen Punkten überraschend von der in Deutschland üblichen Auffassung der amerikanisch-deutschen Beziehungen abweicht. Der rote Faden, der sich durch das interessant und flüssig geschriebene Buch hindurchzieht, geht dahin, daß das Bestreben beider Völker, die sich auf dem Weltmarkte als Rivalen gegenüber treten, dahin zielen müsse, sich gegenseitig zu ergänzen, nicht aber sich zu bekämpfen. „Das ewige und laute, in alle Welt dringende Reden von der ‚amerikanischen Gefahr‘ ist des deutschen Volkes unwürdig.“ Wenn auch bedingungslos zugegeben werden müsse, daß keine Nation der Welt so konkurrenzfreudig und wettbewerbsfähig sei, wie zurzeit die amerikanische, so könne dies für Deutschland nur ein Ansporn sein zu vermehrter Tätigkeit, zu weiterer Ausgestaltung seiner technischen und maschinellen Einrichtungen und zu der Forderung, „daß im ebenmäßigen Interesse unserer Ausfuhr wie unserer Einfuhr ausgleichende, gerechte und langdauernde Tarifverträge, wie mit allen übrigen Kulturstaaten, so auch mit Amerika, möglichst bald zum Abschluß gelangen“.

Diese Worte können in einer Zeit, in der Deutschland vor einer vollständigen Neugestaltung seiner Handelsbeziehungen zu den meisten Kulturstaaten steht, nicht ungehört verhallen, sie fallen doppelt ins Gewicht, wenn man dem Verfasser in seiner Schilderung und Beobachtung des Gesehenen folgt.

Goldberger nennt die Vereinigten Staaten das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. „Die wirtschaftliche Entdeckung Amerikas, heute in Texas und Kansas, morgen in Idaho und Kalifornien, macht von

Tag zu Tag neue und ungeahnte Fortschritte. Die Schätze, die der Boden erzeugt, und die Schätze, die unter der Erde gehoben werden, sind märchenhaft. Die maschinell-technische Ausrüstung der Industrien scheint unübertrefflich.“ Hierfür einige Ziffern. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, die heut etwa 5 % der gesamten Erdbevölkerung nach der höchsten Schätzung ausmacht, hat zur Zeit allein 25 % alles bebauten Areal der Erde in Kultur genommen, 160 von 640 Millionen Hektar Ackerlandes. Auf dem Gebiete der Maiserzeugung beherrschen die Vereinigten Staaten mit 75 % der Weltproduktion den Weltmarkt vollständig; ihr Anteil an der Weizen- bzw. Haferernte der Welt stellt sich auf 25 % bzw. 25,5 % der Gesamtproduktion. Noch günstiger gestalten sich die Verhältnisse auf dem Gebiete der Erzförderung. An der Kupferproduktion der Erde sind die Vereinigten Staaten mit nahezu 55 % beteiligt, sie steigerte sich von 12 000 Tons im Jahre 1870 auf 270 000 Tons an der Wende des Jahrhunderts. An der Welterzeugung von Roheisen waren sie im abgelaufenen Jahre mit 39,3 % beteiligt, während sie in den letzten Jahren in der Blei- und Quecksilberproduktion dem bis dahin führenden Spanien den Rang abgelaufen haben. Die Edelmetallproduktion der Erde wird für 1901 mit je 265 Millionen Dollar in Gold und Silber angegeben, nicht weniger als 31 % bzw. 33 % entfallen allein auf Amerika. Es mutet geradezu wie ein Märchen an, wenn man die Entwicklung eines Bezirks, Cripple Creek in Colorado, die aber gewissermaßen typisch für die Gesamtentwicklung und Entwicklungsmöglichkeit des Landes ist, überblickt. In einem Dezennium, von 1891 bis 1901, steigerte sich hier die Ausbeute an Golderzen von 200 000 Dollar auf 25 514 090 Dollar. Das Kohlenareal Europas hat eine Ausdehnung von etwa 11 000 engl. Quadratmeilen, das der Vereinigten Staaten hat 50 000 Quadratmeilen. An der Kohlenförderung der Erde waren in den letzten beiden Jahren die Vereinigten Staaten mit nahezu 33 % beteiligt, Großbritannien mit 30 %, Deutschland mit 19,6 %. In welchem Maße jene die Baumwollproduktion beherrschen, beleuchtet die Tatsache, daß sie von 1895—1900 zu der Welterzeugung von 68,7 Millionen Ballen 58,1 Millionen oder 84,5 % beisteuerten, während Ägyptens Anteil in keinem Jahre über 13 % hinausging, der Anteil von Ostindien und China auf 5 % sank. Noch auf vielen anderen Gebieten, im Hopfen-, Hanf-, Flach-, Tabak- und Kartoffelbau ließe sich der Nachweis steigender Produktionsziffern führen. Die gegebenen Zahlen genügen, um die „unbegrenzte Möglichkeit“ der Produktion zu belegen. Nur eines gewichtigen Faktors im Nationalreichtum, der Petroleumgewinnung, muß noch gedacht werden. „Mit einer Steigerung auf 81 Millionen Barrels übertraf sie jetzt sogar die Petroleumproduktion Russlands, das bis dahin an der Spitze der Welterzeugung gestanden hatte.“ Zu den alten Petroleumstaaten Pennsylvania, Ohio, Indiana und Westvirginia ist im Januar 1901 eine gewaltige Öllager enthaltende im Südwesten von Texas, die sich bis in den Staat Louisiana hinein erstreckt, entdeckt worden. Daneben haben sich auch die Hoffnungen erfüllt, die auf die kalifornischen Quellen gesetzt wurden. Weiter werden aus dem Westen die Petroleumfelder von Kansas, Wyoming und Colorado immer stärker herangezogen. Als neuester Petroleumstaat kommt endlich Alaska mit hervorragenden Aussichten in Frage.

In diesem „gigantischen“ Produktionsgebiet steht ein eigenartiges, dem deutschen Empfinden vielfach fremdes Arbeiter- und Unternehmertum. Jeder persönlichen Rücksichtnahme bar, gibt es nur ein herrschendes Prinzip: den

**Geldwerb.** Persönliche Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern sind nahezu ausgeschlossen, Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter fehlen vollständig. Die Tatsache liegt weniger an dem bösen Willen der Arbeitgeber, als an der absoluten Verständnislosigkeit der Arbeiter wie der Arbeitgeber für soziale Fürsorgeeinrichtungen, die in den Rahmen des allein herrschenden Erwerbsprinzips nicht hineinpassen. „Wer nicht mehr im vollen Umfang zu arbeiten vermag — selbst wenn er in dem gleichen Betrieb alt geworden ist — muß gehen; rücksichtslos erhält er seinen Laufpaß, er hat jüngeren Kräften zu weichen, die arbeitsfähiger sind. So erfordert es das Interesse des Geschäfts und etwas anderes darf nicht in Frage kommen. ‚Sihf dir selbst‘, so heißt es auch hier. Wir haben gute Löhne und Honorare gezahlt, — davon hätte genügend zurückgelegt und für Alters- und Lebensversicherungsprämien verwandt werden können.“

Der Stellung des Erwerbsprinzips im Wirtschaftsleben entspricht es, wenn einmal die Kämpfe der Arbeiter zur Erlangung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen in den Vereinigten Staaten besonders scharfe Formen annehmen, und wenn andererseits die Arbeiterorganisationen stetig zunehmend erstarken und im politischen und wirtschaftlichen Leben eine immer bedeutsamere Stellung erringen. Die *„American Federation of Labor“* stellt die Zentralorganisation der amerikanischen Arbeitervereinigungen dar. Während die Zahl der so organisierten Arbeiter im Jahre 1900 noch 900 000 betrug, war sie Ende 1901 schon auf 1 500 000 gestiegen und hat Ende 1902 2 000 000 erreicht. Bezüglich der Arbeitskämpfe zeigen die amtlichen Angaben, „daß in den Jahren 1881—1901 die Zahl der Streiks, die Aussperrungen nicht mitgerechnet, in den Vereinigten Staaten 22 793 betragen hat, und daß die hierbei in Betracht kommende Zahl der Fabriken sich auf 117 509 beläuft“. „Die Arbeiter haben dabei an Löhnen 258 Millionen Dollar eingebüßt, die beteiligten Fabriken haben ihren Verlust auf 123 Millionen Dollar eingeschätzt.“

Auf die Arbeitskämpfe und das durch sie geweckte Solidaritätsgefühl ist es wesentlich mit zurückzuführen, wenn auch politische Bestrebungen innerhalb der organisierten Arbeiter neuerdings Boden gewonnen haben. Noch vor zwei Jahren sprach sich der Präsident der Federation of Labor dahin aus, „daß die amerikanischen Arbeiter sich jeder selbständigen politischen Betätigung enthielten und daß ein bemerkenswerter Unterschied der deutschen und amerikanischen Arbeiterschaft darin bestehe, daß die Organisation der Arbeiter in Deutschland eine politisch-wirtschaftliche sei, während die amerikanischen Arbeiter weiter nichts im Auge hätten, als die Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen“. Neuerdings ist dies wesentlich anders geworden. Im Jahre 1901 bildete sich in Kalifornien eine lokale Arbeiterpartei ohne ausgesprochen sozialistisches Programm, die in einer Reihe von Staaten Nachahmer fand, während in den Mittel- und Oststaaten die sozialistische Partei wachsenden Anhang gefunden hat. „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich in nicht allzuferner Zukunft die sozialistische Partei der Vereinigten Staaten mit der jüngeren Arbeiterpartei . . . verschmelzen wird . . . zunächst unter einem Kompromißprogramm . . . aus dem dann ein strikt sozialistisches Programm und eine strikt sozialistische Arbeiterpartei hervorgehen dürfte.“

Die Entstehung der Arbeiterpartei und ihrer Bestrebungen stellen dasjenige Moment dar, welches dem gegenwärtig herrschenden Wirtschaftssystem der — nahezu prohibitiven — Schutzzollpolitik und der in der Hauptsache auf

dieser fußenden großkapitalistischen Wirtschaft, wie sie durch die zahlreichen Trusts in allen Industriezweigen verkörpert wird, entgegenwirkt.

Die Trusts bilden einen Faktor im heutigen amerikanischen Wirtschaftsleben, dessen Bedeutung man begreift, wenn man erfährt, daß von dem gesamten, in der amerikanischen Industrie investierten Kapital von 9,874 Milliarden Dollar allein 6,2 Milliarden oder 63 % von jenen in Anspruch genommen werden. Es leuchtet ein, welche gewaltige Verantwortlichkeit für die Volkswirtschaft der Vereinigten Staaten unter diesen Umständen auf ihren Schultern ruht, welche Gefahr sie aber in sich schließen, wenn sie ohne sichere finanzielle Fundierung in der Hauptsache auf äußeren Momenten fußen, wie sie der gegenwärtige Schutzzolltarif und eine aufsteigende Konjunktur darstellen. „Die Bildung von Trusts ist wirtschaftlich da gerechtfertigt, wo ihre Einrichtung tatsächlich einen wirtschaftlichen Nutzen verspricht, wo sie die Verwaltung durch Konzentration wesentlich verbilligt, wo sie die unnützen Ausgaben, die mit der Konkurrenz verbunden sind, erspart, ohne gleichzeitig die unentbehrlichen Segnungen der Konkurrenz aufzuheben.“ Diese Faktoren sind in den Vereinigten Staaten nicht die Triebkräfte gewesen. „Die Bildungen von Industrie- und Warentrusts sind durch den Hochschutzzolltarif großgezogen und gefördert worden.“ Einer der angesehensten New Yorker Anwälte, den Goldberger zitiert, spricht sich ganz ähnlich aus: „Viele der jüngst gebildeten Trusts sind von einem Zolltarif abhängig, der ursprünglich nur bezweckt hatte, eine in den Anfängen befindliche Industrie zu entwickeln, nicht aber Monopole zu schaffen.“ Es entspricht diesem Grundcharakter der Trusts, wenn ihre finanzielle Basis vielfach eine anfechtbare ist. „Die Kapitalisation ist oft eine unechte und fiktive; zumeist stellen die gewöhnlichen Aktien, sehr oft auch die Vorzugsaktien, nicht im entferntesten den wahren Wert der eingebrachten Objekte dar. Darum und aus dem Umstand, daß die Mehrzahl dieser Werte nur auf die Ertragsfähigkeit bezw. auf den Ertrag gestellt sind, ergibt sich die große Gefahr für das Publikum, das diese Werte zur Anlage gekauft hat oder kauft.“

Aus allen diesen Tatsachen ergibt sich jedenfalls, daß die Trusts nahezu als die Achillesferse des amerikanischen Wirtschaftslebens bezeichnet werden können. „In dem finanziellen Fundament der Industrie und der Trusts liegt die Stärke des amerikanischen Gewerbestrebes wahrlich nicht! Und da dies ein sehr wesentliches Moment ist, so hat man denen entgegenzutreten, die, sei es in der Nähe oder in der Ferne, die rechte Maßabschätzung verlieren. Solches Fehlurteil findet sich häufig drüben in ‚titanischem‘ Übernehmen; bei uns sind es die gelehrtesten Männer vom grünen Tisch, die bereits den Eroberungszug des Amerikanismus durch die ganze Welt als eine Tatsache hinnehmen und sie mit suggerierender Wirkung weithin verkündigen.“

Infolge der verteuernenden Wirkung der Trusts auf den Preis der meisten Fabrikate ist es erklärlich, wenn allmählich die Strömung gegen sie an Stärke zunimmt. „Die Situation ist die. Die Amerikaner zahlen die Fabrikate nicht bloß nach den inneren Bedingungen der heimischen Produktion, sondern mit dem vollen Zuschlag des Schutzzolls. Der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung ist aber zurzeit so mächtig, daß der einzelne an den erhöhten Lasten keinen Anstoß nimmt, weil die glänzende Gesamtlage auch auf ihn selbst einwirkt und ihm ermöglicht, Leistungen zu erschwingen, die von ihm unter anderen Verhältnissen, bei rückgängiger Konjunktur, als sehr drückend empfunden würden oder vielleicht überhaupt nicht getragen werden könnten.“ Der „Antagonis-



mus gegen das moderne Erbstwesen“ richtet sich allerdings nicht gegen die prinzipielle Form der Bildung, wenn sich diese auf ehrlicher Grundlage vollzieht. „Gegensätzlichkeit und Gegnerschaft richten sich . . . gegen die finanziellen Unklarheiten und Unregelmäßigkeiten, gegen die Kapitalöverwässerungen, gegen die Auswüchse, die hinter dem Wall des Hochschutzzolltarifs die Kosten für die Lebenshaltung der Nation aufs höchste verteuern anspannen.“

So weit die Ausführungen über die Hauptpunkte des amerikanischen Wirtschaftslebens. Für manche interessante Punkte, wie die spezielleren Abhandlungen über Eisenbahn- und Steuerwesen, große industrielle Unternehmungen, günstige klimatische Verhältnisse muß der Leser auf das bedeutsame Werk selbst verwiesen werden. Nur die Ansichten des Verfassers über die „deutsch-amerikanischen Beziehungen im Handelsverkehr und in der Presse“ mögen wegen der Aktualität dieses Themas noch berührt werden.

Durch das Handelsabkommen vom 10. Juli 1900 sind die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten auf den Boden der Gegenseitigkeit gestellt worden. Den Hauptvorteil aus dem Gegenseitigkeitsverhältnis ziehen zurzeit die Vereinigten Staaten. In allen Artiteln, bei denen durch das Abkommen von 1900 die Zollsätze zugunsten Deutschlands vermindert worden sind, erreichte die deutsche Ausfuhr nach der Union 1901 nur einen Wert von 5 $\frac{3}{4}$  Millionen Mark, gleich einer Gesamtersparnis an Zöllen von 900 000 Mark, während sich für Amerika die Einfuhrziffer auf 290 Millionen Mark, die Zollerparnis auf 25 Millionen Mark belief. Die Einfuhr der Union nach Deutschland erreichte im Jahre 1902 die Höhe von 893 Millionen Mark, die Ausfuhr Deutschlands nach der Union 449,1 Millionen Mark. Diese Ziffern tun jedenfalls dar, daß beide Staaten ein erhebliches Interesse an der Schaffung gegenseitiger freundschaftlicher Handelsbeziehungen haben, ihr Verhältnis zueinander beweist, daß Deutschland, das von amerikanischen Erzeugnissen nahezu für 1 Milliarde Mark aufnimmt, bei Abschluß eines Vertrages keineswegs der schwächere Kontrahent ist, der sich nur Bedingungen diktieren lassen muß, wie vielfach in bedauerlichem Mangel an Selbstgefühl oder aus Unkenntnis der Verhältnisse behauptet wird. Auch ist man, wie Goldberger mehrfach mit Nachdruck hervorhebt, in den Vereinigten Staaten durchaus geneigt, die wirtschaftliche Stärke des Deutschen Reiches anzuerkennen. Wenn trotzdem die beiderseitigen Handelsbeziehungen für Deutschland vieles zu bessern übrig lassen, so führt der Verfasser dies einmal auf unverständige Preßverheerung und ferner auf die in Deutschland im allgemeinen unzureichende Kenntnis des Wirtschaftslebens der Vereinigten Staaten zurück. Zur Abhilfe der wirtschaftlichen Unkenntnis schlägt er eigene „wirtschaftliche Abteilungen“ bei den Konsulaten vor, die mit Spezialfachverständigen aus den verschiedensten Zweigen der Industrie und der Volkswirtschaft zu besetzen sind und laufende Berichte über alle wichtigen Vorgänge auf dem Gebiete der Produktion wie der Absatzverhältnisse zu erstatten haben. Die Presse ermahnt er zu größerer Zurückhaltung und sachlicherer Beurteilung namentlich der Schwächen des amerikanischen Volkscharakters. „Es ist unfraglich und wird von niemandem, der Land und Leute auf beiden Seiten des Ozeans kennt, bestritten werden können, daß der Presse und dem Nachrichtendienst beider Länder eine der größten Aufgaben in der Gestaltung der deutsch-amerikanischen Beziehungen zugewiesen ist in weittragender Bedeutung und in schwerer Verantwortlichkeit.“ Wenn auch eine berechtigte Kritik nicht beschränkt und be-

stritten werden darf, so bleibt doch immer zu beachten, „daß lediglich eine vorsichtige, besonnene und ausgleichende journalistische Tätigkeit den Einfluß der amerikanischen „Jingo“-Presse zu mindern und den Glauben an die Richtigkeit ihrer häufigen Satarenmeldungen zu erschüttern vermag“.

Mag man sich zu den Schlüssen und Folgerungen stellen, wie man will, mag man sie bisweilen für etwas zu optimistisch halten, den sachlichen Inhalt wird man als ein sicheres Quellenmaterial ansehen dürfen. Denn die Sachkenntnis des Verfassers sowie seine Beziehungen zu den leitenden Persönlichkeiten der amerikanischen Finanz- und Industrielwelt machten ihm einmal ein anderes Forschern unerreichbares Material zugänglich, sie bieten ferner eine Gewähr für die Richtigkeit seiner Angaben. Insofern wird das Buch zur Grundlage vieler neuen Untersuchungen über das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ werden.

Dr. B.



## Liliencron's „Bunte Beute“.

Der alt-junge Liliencron hat aus Welt und Zeit eine „Bunte Beute“ (Berlin 1903, Schuster & Löffler, 225 S.) zusammengerafft, und sie bescheinigt ihm die „strahlende Jugend und erstaunliche geistige Rüstigkeit“ schon jetzt, die im nächsten Sommer, wenn er sein sechzigstes Lebensjahr vollendet hat, von Jubiläumsfedern gerühmt und gesungen werden wird. Was er in der frechfrohen Stanzenburleske „Des großen Kurfürsten Reitermarsch“ von Shakespeare sagt: „Nichts ist Tendenz in allen seinen Werken . . . sein Genie siegt über jeder ‚Schule‘ Konvenienz; der heiligen Sterne Himmelszenerien holt er herab — und pflanzt Geleucht und Lenz in unsere Raps- und Runkelrübenprosa: Nam haec est nostra vita dolorosa —“ das gilt von ihm selbst! Allerdings will es mir scheinen, als ob die lebens- und jugendbrausenden Rhythmen ab und zu ein Alterswehmuts- und Resignationston durchschwirrt — im eben angeführten Gedicht kämpft er ihn schließlich allerdings durch ein dröhnendes: Hurra das Leben! nieder, metallisch-schmetternd wie eine Posaunenfanfare; aber doch fühlt er sich „an der Grenze“ und fragt nachdenklich: Was nähert sich? was schaukelt dort? Die Habeszfähre? Ankunft: Wann? — Solche Stimmungen aber, die sich wie Nebel an ihn heranschleichen wollen, bläht er mit einem derben Lachen auseinander, faßt das rotwangige, vollbusige Leben in Gestalt der „schlanken Emma mit der Gräfinnennase“ um die Taille und ruft: „Pedde wi een as!“ Ja, seine Muse ist noch immer das taufrische, dralle Bauernmädchel, das mit sonnenbraunen Waden durchs Kornfeld läuft — und er hinterdrein. So ist er helläugig geblieben draußen in Wald und Feld, kräftig und knorrig in der Anschaulichkeit seiner Bilder, neuschöpferisch in Worten, und in Vergleichen keine Rangordnung anerkennend. Mag er in seinem Drang nach Originalität auch manchmal übers Ziel schießen, wie in dem „Friedensengel“, wo er

Die Erde im System Merkators,  
Doch besser, wie 'nen Pfannekuchen,  
Der glatt, mit kleinen Knubbeln, vor mir lag —

durch ein Opernglas betrachtet, oder in der „Gänsehautballade“ und einigen anderen Gedichten — was tut's? und vor allen Dingen, was macht er sich selbst

daraus? Er will prägnant sein, suggestiv wirken — und er erreicht seinen Zweck. Eine Probe seiner herzerfrischend volkstümlichen Sangeskunst wird den alten „Vershufaren“ am besten charakterisieren:

Nis van Bombell.

Das ist der Nis van Bombell,  
Ein Seemann harsch und hell.  
Er war eines Friesenbauern Sohn,  
Diente auf Bombell in Clangbüttion  
Mit Greden um targa'n Fraß und Lohn  
Und blieb ein frischer Gesell.

Da kam der Steenbock marschirt  
Und hat sich dort einquartiert  
Von seinen Dragonern ein frecher Hund,  
Dem stieß Nis sein Messer in den Schlund,  
Weil er sein Greden fand zu rund.  
Und Nis ist eschappiert.

Nach Holland floh er dann,  
Ward Matros und Steuermann,  
Nach Indien fuhr er hin und her,  
Durchfurchte die Meere kreuz und quer  
Im Orlogsmars, in Jack und Seer,  
Immer obenan.

Die Flotte, ohne Wahl,  
Macht' ihn zum Admiral.  
Da blieb er fürder auch nicht faul,  
Schlug den Englißman neunmal aufs Maul,  
Entschlopfte jedem Nez und Knaut  
Geschmeidiger als ein Mal.

Nis nun der Friedenstag,  
Schreibt er beim Festgelag:  
„Mien Greden, kenns mi noch? Man to,  
So mat di gichts man op de Schoß  
Und kam to mi und war mien Fro.  
Dien Admiral inne Saag.“

Und Greden segelt geschwind  
Mit dem nächsten Norberwind.  
Dann taten sich zusammen die Zwei,  
Das gab eine Hochzeit, he, juchhei,  
Der König schenkte sein Ronterfel,  
Und bald kam 's erste Kind.

Aber auch das Einfach-lieberartige gelingt ihm nach wie vor:

Müchtige deutsche Pappel.

Vor meinem Fenster steht ein Baum,  
Ich sah ihn manche Jahre grün.  
Das Leben steigt, das Leben fällt,  
Was kummert das den alten Sünen.

Im Herbst, da taumeln nach und nach  
Müde die Blätter von den Zweigen.  
Doch schlägt die Drossel, dann erwacht  
Der Winterwald aus Schlaf und Schmelgen.

Und wieder Herbst. Es stirbt das Laub,  
Das noch vor Wochen sommergrüne,  
Doch nächstes Jahr, im Ostertraum —  
Was raunt der alte finstre Sünen?

Viele der Sachen in „Bunte Beute“ sind schon vorher bekannt und beliebt geworden; so das vom Vortragsaal her berühmte „Der Blitzzug“ u. a. m. Hier hat man sie nun alle beisammen, vermehrt durch Kabinettstücke moderner Lyrik, besonders durch die lebendigen, waffenklirrenden Balladen aus der nordischen Vorzeit und durch Naturbilder, wie die geradezu klassischen „Sizilianen“, die Lillencron als Formentünfeler allerersten Ranges zeigen, und um deren willen man ihm so gerne vergißt, daß er auch einmal falopp sich gehen läßt und „Gedichte dichtet“, die man ihm nicht zutraut. Ein so reicher Künstler kann sich eben erlauben, was sich ein anderer „Singer“ nicht gestatten dürfte, ohne an Renommee zu verlieren. Hoffentlich findet er wiederum Anerkennung und Dank — obwohl er selbst klagt: „Dank heißt die Rose, die kaum einer kennt auf Erden, weil sie blüht im Waldesdunkel — nachts im tiefsten Waldesdunkel!“





## Johann Ludwig Runeberg.

**M**änner, die Runebergs Werke aus der Urschrift kennen, wie Konrad von Maurer, Wilhelm Bolin u. a. m., haben diesen finnländisch-schwedischen Dichter als eine der ersten Dichtergößen der Weltliteratur bezeichnet, und daß er aus einer großen Weltanschauung heraus schuf, hat ein bekannter Philosoph, Rudolf Eucken, dargetan (Runebergs Lebensanschauung. In Euckens Gesammelten Aufsätzen zur Philosophie. Leipzig, Dürr, 1903). Georg Brandes nannte ihn zudem den frühesten Realisten des 19. Jahrhunderts. Man darf wohl hinzufügen, daß er auch der früheste Heimatdichter gewesen sei und ein Nationaldichter im höchsten Sinne insofern, als er das innerste Wesen seiner Nation so klar und schön verkörpert hat, daß sie einerseits aus diesem Spiegelbilde ihrer selbst ein ganz neues Kraftbewußtsein empfing und andererseits in ihrer Eigenart und Sichtigkeit der Welt bekannt wurde und immer mehr bekannt werden wird. — Runeberg hat seelenvolle Lieder gedichtet und eine erhabene Tragödie (Die Könige auf Salamis), kraftvoll-innige Idyllen und einen Heldengesang von ergreifender Macht der Idee und edler Pracht der Darstellung (König Fjalar). Er hatte den „wunderbaren Formsinne, sich nacheinander drei epische Stile auszubilden, von denen jeder so rein herauskommt, als sei er ein Überlieferter“ (Max Kieger), und dabei war ihm doch eine solche Freiheit der Kraft eigen, daß keine Form ihn hemmte, den ganzen Gehalt in unmittelbarer Wärme zum Ausdruck zu bringen. Mit dieser Wärme hat er sein Volk dargestellt, sowohl zu Friedenszeiten in schwerem Ringen wie ungebundener Daseinsfreude (Die Elchjäger; Hanna; Der Weihnachtsabend), als auch zur Zeit der höchsten Spannung seiner edelsten Kräfte in jenem letzten der zahllosen Verteidigungskriege gegen Rußland, durch dessen Ausgang Finnland von seinem Mutterlande Schweden losgetrennt wurde (1808—9). Die Dichtung, die von diesem Kriege handelt, führt den Titel „Fähnrich Stahls Erzählungen“. (Deutsch vom Verfasser dieses Artikels, Halle 1891, 1900 und in Reclams Universal-Bibliothek 1904). Wie schon der Titel sehen läßt, hat sie nicht die geschlossene Kunstform der oben genannten anderen großen Dichtungen Runebergs; sie besteht vielmehr aus einer Reihe einzelner Gedichte, deren jedes ein anderes

ist an Form, Ton und Stimmung. Aber jedes derselben ist in sich ein vollendetes Kunstwerk; und es lebt in ihnen eine Kraft und Tiefe, die in ihrer Verbindung mit dem nationalen Gegenstande auf Finnländer und Schweden einen mächtigen Eindruck machen mußte, zugleich aber auch den Ausländer innig bewegt und hinreißt. Was immer und ewig die Herzen am höchsten schlagen lassen wird: unerschütterlicher persönlicher Mut, heldenhaftes Erdulden schwerer Leiden, freudige Hingabe von Glück und Leben für höhere Güter, das ist in diesem Werke in einem großen Reichtum von Tönen ergreifend dargestellt. Der Urquell aller dieser Kraft aber ist eine heiße Liebe zur Heimat, zum Vaterlande. Wie der Dichter, als Student auf einem Gute im inneren Finnland, als Hauslehrer lebend, zum ersten Male näheres hört von diesen Taten und Leiden, ruft er selbst erschüttert aus:

Wie konntest, armes Vaterland,  
Du sein so heiß geliebet,  
Daß für dich gingen in den Tod  
Die du genährt mit Rindnbrot?

Mit Rindnbrot! Das ist mit Brot aus gemahlener Baumrinde, wie es in den früher so häufigen Hungersnöten in Finnland gegessen wurde. Doch der Veteran aus jenem Kriege, der alte Fährnich Stahl, weist vom Hügel hinaus auf die weite, herrliche Seenlandschaft und fragt leise mit umflortem Blick: „Sprich, kann man sterben für dies Land?“ Dann erzählt er dem Jüngling von dem Heere:

Ich sah es bluten Tag für Tag,  
Im Sieg und ach, als es erlag;  
Doch keiner trog die Ehre!  
Wo nie erschien der Sonne Rand,  
In Eis gehüllt der Kämpfer stand,  
Entschlossen noch zur Wehre,  
Obwohl ihm Heim und Hoffnung schwand.

Die letzten Worte deuten auf die Tragik dieses Krieges: das kampfbereite, todesmutige Heer hatte auf Befehl eines feigen Anführers in bitterer Kälte bis nahe zur Nordgrenze zurückweichen müssen, ohne jeden Kampf die Heimat preisgebend. Als dann auf eigene Verantwortung der Generalstabschef standgehalten und das Heer seinen ersten und bald seinen zweiten schönen Sieg gewonnen, ward der Jubel hierüber jählings unterbrochen durch die Nachricht von der kampflosen Übergabe der Meeresfestung Sveaborg, des stärksten Bollwerks Finnlands. Solche ungeheuerlichen Dinge würden den Leser peinvoll berühren, fänden sie nicht ihre Versöhnung in dem tiefen Weh des Heeres und Volkes über solche Schmach, welchem Weh der Dichter erschütternden Ausdruck gegeben hat. Wie den Feigling, den Verräter, so hat er auch den Heraufbeschwörer dieses Krieges, den beschränkten, eigen sinnigen, abergläubischen König Gustav IV. von Schweden gebrandmarkt, mit einem fast grausamen Hohn. Doch dieser dunkle Hintergrund tritt ganz zurück vor der Reihe von Heldengestalten, die ihn überstrahlen. Es sind nicht Helden, die weltbewegende Dinge vollbringen und eine Auroreole um's Haupt tragen, sondern vom General herab bis zum gemeinen Soldaten schlichte Gestalten, die nur todesmutig für ihr armes Vaterland und für ihre Ehre kämpfen und ihr Heldentum empfangen von dem Adel ihrer Seele. Wohl war Runeberg vielleicht der erste, der so schön das Gold aus der Seele auch der Geringsten emporzuheben verstand; aber er tut das nicht tendenziös auf Kosten der Höheren, der Menschenwert

ist bei ihm gleich verteilt unter alle. Wohlthuend berührt das vertraute Verhältnis zwischen Oberen und Niederen, das freilich manchmal gar wunderbar erscheint, dann aber seine Erklärung darin findet, daß der Offizier auf staatlichem Landfise inmitten seines Rekrutierungsbezirkes wohnte und so aus Friedenszeiten seine Bauern, die dann im Kriege seine Soldaten waren, persönlich kannte. So nur versteht man Männer wie von Konow, von Fieandt und von Törne, welsch letzterer im Kugelregen seine Leute beobachtet unter Ausrufen wie die folgenden:

Brav, Korp'ral Flint, du triffst wie sonst so wohl!  
 Et sieh, beim Teufel, da fiel Per Pistol!  
 Ja, schad' um ihn, den armen ledern Knaben!  
 Sein Alter soll bei mir sein Leben haben.

Rührend ist es, wie der General mitgeht zur Bestattung des greisen Soldaten, der im Korps berühmt gewesen wegen seines seltenen Mutes und seiner späßhaften Wortkargheit. Als er nach tapfrem Tat das Ehrenzeichen erhalten, sagt er nur: „Sieh mal einer!“ Und wie er eine Granate heraus trägt, die in den Offiziersraum während des Kriegsrates eingeschlagen ist, und diese nun platzt und ihn zerschmettert, murmelt er nur: „So ein Racker!“ Als man ihn dann schmerzlich beklagt ob der Verstümmelung durch die Kugel, sagt er im Sterben ohne Klage: „Der Satan plagte!“ So findet denn auch der General ihm zur letzten Ehre ein Schlagwort, das alles einschließt: „Er war ein Finne.“ — Lachen und Tränen zugleich erweckt die komisch-heroische Gestalt des baumstarken Sölpels Sven Dufva, der nicht rechts und links zu unterscheiden weiß, aber unverdrossen in allem Gespötte seinen Gang geht und seine Zeit abwartet, bis er auf dem Stege, nachdem alle gewichen, allein dasteht und mit gewaltigen Schlägen den Feind am Übergang hindert, so seine Truppe rettend. Nun liegt er mit durchschossener Brust verblutet auf dem roten Rasen:

„Die Kugel wußte, wie sie flog, sitrwahr, das sieht man hier,“  
 So sprach gedämpft der General, „die wußte mehr als wir.  
 Der Stirne, die so schwach und arm, der tat sie keinen Schmerz,  
 Sie suchte das, was besser war, sein tapfres, edles Herz.“

Eine merkwürdige, in aller Verbheit erhebende Gestalt ist der greise Trostkutscher, der auf dem schmachvollen Rückzuge träge, gebeugt, ungewaschen, verspottet das Land durchzogen und dann nach dem ersten Kampf und Siege beim frühesten Morgen zuerst bei seiner sofort südwärts umgewandten Karre dasteht und verjüngt, reingewaschen, mit erhobenem Haupte dem staunenden Junker, den auch der glühende Eifer herausgetrieben, zuruft:

„Jetzt wird Finnlands Ehre rein von jedem Flecken,  
 Jetzt darf rein und klar der Mann die Stirne recken.  
 Ruft die Leute auf, laßt Trommeln rühren schnell!  
 Schon verging die Nacht, der Tag erglänzt schon hell.  
 Eilig war man, als es wahrlich galt zu weiten,  
 Edler junger Herr, jetzt ist es Zeit zu eilen.“

Ein heimloser Landstreicher, wohl ein durch Frostunglück Verarmter, wie es deren so viele in Finnland gab, hat in der Schlacht die Waffe eines Gefallenen aufgerafft und kühn allen voran die feindliche Batterie mit erstürmt. Scheu und still steht er nun abseits in seinem zerfesten Bettlergewande. Doch der General winkt ihn heran, läßt ihn einkleiden in die Uniform des Tapfersten der Gefallenen, verleiht ihm dessen ehrenvollen Namen und stellt ihn an seine

Stelle ins Glied ein. Die Brust des so Geehrten wogt von Bewegung, ein Strom von Tränen entquillt ihm, und er stammelt nur den einen Wunsch hervor, Gott möge ihn schon morgen im Kampfe den Tod der Tapferen sterben lassen. Nicht minder lebensvoll stehen Offiziere und Heerführer in der packenden Darstellung des Dichters vor uns da: der tapfere Leutnant Ziden, der immer im Sturmlauf allen voran ist und mit seiner ganzen Truppe stolz und freudig, mit einem letzten lauten Hurra, den Heldentod stirbt; der greise Oberst Lode, dem bei allem äußeren Ernst immer noch der Knabe und Schelm aus den Augen lacht, der im Kugelregen das Vaterunser beten läßt, um dann erst im hellen Jugendeifer vorzustürmen, und der dann, während die andern beim Bivak ruhen, bis in die Nacht über das Schlachtfeld wandelt und verwundete Feinde wie Freunde verbindet; der heldenmütige, aber oft leichtfertige General Sandels, der, mit echt schwedischem Behagen schmausend, sich nicht durch den Beginn der Schlacht vom Frühstück aufstören läßt und dann doch im rechten Augenblick eintrifft, um in größter Kaltblütigkeit, von seinen Truppen umjubelt, den Feind zurückzuwerfen. Als ein Mann ganz anderen Schlags erscheint neben dem heiteren Sandels der „freidenkerische“, leidenschaftliche General von Öbels mit dem beständig um die nie heilende Stirnwunde getragenen Verbanne, welcher, tief erregt durch den fernen Kanonendonner, in schwerem Fieber vom Bett aufspringt, an die Spitze seiner zurückgeworfenen ratlosen Truppen eilt und sie zum Siege führt, um dann nachher in seiner stolzen Frömmigkeit nachts in Einsamkeit auf dem düstern Schlachtfelde Gott zu danken für den von ihm allein verliehenen Sieg, da doch er selbst, der Feldherr, nur ein schwaches Werkzeug des höheren Willens gewesen sei. Schön und ergreifend stehen in diesem inhaltreichen Gedichte hohen Stiles wiederum einige Soldatengestalten da: der alte, zum Angriff drängende Korporal, dem es gleich gilt, daß er ohne Schuh mit blutendem Fuße laufen muß, da doch sein Gewehr noch unverfehrt ist; der alte Trommler, der mit den erstorenen Fingern nicht mehr auf der Haut „trillern“ kann, darum aber den Sturmwirbel um so gelender, weithin hörbar, schlägt; der vom Pfluge hergerufene junge Bauer, der sofort schwerverwundet niedergeworfen worden war, nun aber beim Anblick des Feldherrn sich emporgerafft hatte und blutend freudig mit den andern vorrängt. Auch einer Reihe von tapfern Offizieren ist ein Denkmal gesetzt in diesem Gedichte, das so viele verschiedene Gestalten in sich versammelt und alle einst vereinzelt angeschlagenen Söhne zu einem großen starken Akkord vereinigt. Doch „wächst Eatenruhm nur auf des Kampfes Markt?“ Nein, der Dichter führt uns auch einen „im Friedensamt“ rastlos für die leibliche Wohlfahrt von Freund und Feind ringenden und sorgenden Landeshauptmann vor, der mit einem Heldenmut den feindlichen Oberbefehlshaber entwaffnet, indem er lieber ein Leben lassen will, als dessen harten, dem Gesetze widersprechenden Befehl zu erkünden. Und neben den Männern begegnen uns edle Frauen jeden Standes: die alte, einst so schöne Marktenderin, die dem feigen reichen Prahler den Trunk verweigert, aber dem tapfern, verwundeten armen Rätnersohn ohne Bezahlung das Glas hoch vollschenkt und dabei mit Tränen ihres ebenso tapfern, rüh gefallenen Gatten gedenkt; die greise Edeldame, die nach dem Kriege Abends, ehe sie zur Ruhe geht, vor die Bildnisse ihrer in früher Jugend gefallenen Söhne hintritt, ihnen gute Nacht zu sagen; das Bauernmädchen, das an der Leiche ihres Bräutigams, des Retters der Gegend, als alle anderen wehklagen, die Worte spricht:

Lieb mir war er, an mein Herz geschlossen,  
 Mehr als alles in der Welt mir teuer.  
 Doppelt lieb doch ist mir jetzt der Edle,  
 Kalt an kalter Erde Schoß geschlossen.  
 Mehr als leben, fand ich, war doch lieben,  
 Mehr als lieben ist — wie dieser sterben.

Das Werk wird eingeleitet von dem Liede *Unser Land*, der Nationalhymne Finnlands. Von ihrer Schönheit und Wärme gibt die hier folgende Übersetzung freilich keine volle Vorstellung.

O Heimat, Heimat, unser Land,  
 Kling laut, du teures Wort!  
 Kein Land, soweit der Himmelstrand,  
 Kein Land mit Berg und Tal und Strand  
 Wird mehr geliebt als unser Nord,  
 Hier unsrer Väter Hort.

Dies Land ist arm und mag so fein  
 Für den, der Gold begehrt.  
 Kehrt auch kein stolzer Fremdling ein,  
 Wir sind es, die das Herz ihm weihn,  
 Uns ist mit Wald und Fels und Weert  
 Ein Goldland doch besichert.

Wir lieben unsrer Ströme Schall  
 Und unsrer Bäche Sprung,  
 Des dunklen Waldes düstern Hall,  
 Das Sommerlicht, das Sternen-All,  
 Ja, Schein und Schall, den ewig jung  
 Umfängt Erinnerung.

Hier ging der Väter Kampf und Streit  
 Mit Schwert und Geist und Pflug.  
 Im Licht e wie in Dunkelheit,  
 In rauher wie in milder Zeit  
 Hier unsres Volkes Serge Schlag,  
 Hier trug es, was es trug.

Wer zählte seiner Kämpfe Zahl,  
 Bekämpft mit Todesmut,  
 Wenn Kriegsnot schrie von Tal zu Tal,  
 Wenn Kälte kam mit Hungersqual;  
 Wer mähle sein vergoßnes Blut  
 Und seinen Daudermut?

Einst ringt sich deine Blüte los  
 Reif aus der Knospe Zwang.  
 Ja, einst aus unsrer Liebe Schoß  
 Geht auf dein Hoffen, Licht und groß,  
 Und unser Vaterlandsgefang  
 Erhallt in hellerem Klang.

Und hier, auf diesem Grunde, floß  
 Dies Herzblut, uns geweiht.  
 Hier war es, wo es Glück genoß,  
 Hier war es, wo es Tränen goß,  
 Der Väter Volk, für uns im Streit  
 Lang, lang vor unsrer Zeit.

Hier ist uns alles traut-bekannt  
 Und alles hier besichert.  
 Was auch verhängt des Schicksals Hand,  
 Uns ward ein Land, ein Vaterland!  
 Was wäre mehr auf Erden wert,  
 Daß man es liebt und ehrt?

Und um uns her lacht dieses Land,  
 Dem Blick so traut und nah.  
 Wir heben freudig unsre Hand  
 Und weisen rings auf See und Strand  
 Und rufen: Seht, dies alles da  
 Ist unsre Heimat, ja!

Und würd' uns Wohnung hoch im Glanz  
 Am lichten Himmelstrand  
 Und unser Sein ein Sternentanz  
 In tränenloser Wonnen Kranz —  
 Wir sehnten doch uns unverwandt  
 Nach diesem armen Land.

O Land, der tausend Seen Land,  
 Des Sangs, der Treue Mart,  
 Im Sturm des Lebens unser Strand,  
 Der Vorzeit und der Zukunft Land —  
 Sei stolz, ob auch dein Boden karg,  
 Sei frei, sei froh, sei stark!

Als 1856 Kaiser Alexander II. Finnland besuchte, äußerte er zu Runeberg, daß er dieses Lied liebe. Doch die Zeiten haben sich geändert. Vor einigen Jahren konnte in Finnland das Gerücht entstehen, Fährlich Stahls Erzählungen sollten von der Zensur verboten werden. Aber sofort wetteiferte nun jung und alt im Lande, das Werk, soweit es nicht schon längst auswendig gewußt war, dem Gedächtnis einzuprägen. So würde es, selbst wenn es sich wirklich verbieten ließe, doch immer lebendig bleiben, so daß man es von den



Lippen des Volkes wieder sammeln könnte, wie Runebergs Freund Lönnrot das alte finnische Volksepos Kalevala sammelte.

Runeberg wurde am 5. Februar 1804 zu Jakobstad am Bottnischen Meerbusen geboren als Sohn eines ehemaligen Theologen und späteren See-Kapitäns. Den frühzeitig in Krankheit verarmten Vater unterstützte er als Student aus seinen durch Privatunterricht gewonnenen Einkünften, selbst mit Not kämpfend und manchmal darbdend, dabei aber stets unbekümmert und oft überbrausend in Jugendkraft. Als Hauslehrer im Inneren Finnlands lernte er das finnische Landvolk und das Urbild seines Fährtrichs Stahl kennen. Im Verkehr mit dem hochgebildeten Bischof Tengström und seinem Kreise ging ihm das feinere geistige Leben auf. Hier fand er auch seine ihn innig verstehende Lebensgefährtin. Nachdem er in Helsingfors zugleich als Universitätsdozent, Pädagoge und Leiter einer Zeitung gewirkt hatte, siedelte er, schon hoch angesehen als Dichter, 1837 als Gymnasialprofessor nach dem herrlichen alten Borgå am Finnischen Meerbusen über. Hier, wo er bis zu seinem Tode verblieb, schuf er seine bedeutendsten Werke und wurde ein Mittelpunkt für das geistige und nationale Leben Finnlands, wiewohl er dem politischen Leben fernblieb. Sein einziger kurzer Besuch in dem alten Mutterlande Schweden (1851) wurde für ihn zu einem Triumphzuge. Überall scholl ihm sein Lied „Unser Land“ entgegen. Man wollte ihn als Nachfolger Segners in die Akademie aufnehmen und durch ein Amt an Schweden fesseln; aber er wehrte ab mit den Worten: „Finnland ist eine arme Mutter, die keinen ihrer Söhne entbehren kann.“ Im Jahre 1863 wurde er auf der Jagd von einem Schlaganfall getroffen und blieb fortan, wenn auch ungetriebten Geistes, ans Krankenlager gefesselt, ohne jede Klage leidend bis zu seinem Tode am 6. Mai 1877. In ergreifender Feier wurde er unter der Teilnahme seines Volkes und des ganzen Nordens bestattet; in allen Häfen Finnlands sanken die Flaggen auf Halbmast, wie bei der Bestattung eines Fürsten. Er, den Monarchen und Akademien mit hohen Ehren ausgezeichnet hatten, war doch zeitlebens ein schlichter Mann gewesen. Sein bester Freund war ein einfacher Zollverwalter. Von diesem sagte er: „Erst durch ihn, den Zöllner und Sünder, habe ich gelernt, Mensch zu sein.“

Nachdem der vorliegende Aufsatz schon geschrieben war, hat inzwischen am 5. Februar d. J. Finnland den 100. Geburtstag Runebergs doch öffentlich feiern können, und es hat dies getan in großartiger und wahrhaft rührender Weise. Erhöht wurde die Stimmung noch durch warme, oft begeisterungsvolle Grüße und Wünsche von Einzelnen, Gesellschaften, Universitäten und Akademien des Auslandes, nicht zum mindesten Deutschlands und Rußlands selbst. Bei dem Festakte der finnländischen Hochschule zu Helsingfors fielen die Worte: „Runebergs Sang erwarb unserm Volke die Sympathie und Freundschaft der Edlen in der Welt.“

Runeberg pflegte seine Freizeit auf Segelfahrten und Waldwanderungen zu verbringen. Hierbei ist manche seiner Schöpfungen entsprungen; so auch die an anderer Stelle in diesem Hefte mitgeteilte Skizze, nach einem Besuche der Feste Nyflott. Sie ist vielleicht die überhaupt früheste Skizze ihrer Art, denn sie wurde schon 1838 verfaßt. Und doch mutet sie so modern an, als sei sie gestern geschrieben! Freilich hat sie ihre besondere Weise darin, daß sie mit naturalistischer Erfassung Stil verbindet. Zugleich ist sie ein gutes Beispiel von der Konzentrationskraft des Dichters und von seinem Vermögen, den

Menschen in tiefem Zusammenhange mit der Natur darzustellen. Und der Schluß zeigt das Roneberg kennzeichnende Bestreben, auch trostloses Dunkel aufzuhellen durch einen Lichtstrahl aus dem oft verhüllten Göttlichen im Abgrunde der Seele.

Dr. Wolrad Eigenbrodt.



## Immanuel Kant als deutscher Pädagog.

**K**ant als deutscher Pädagog — mit starkem Nachdruck auf dem bedeutungsvollen Worte „deutsch“! Es ist ein anziehendes Bildchen aus der deutschen Erziehungsgeschichte, wie der Junggefelle Kant am Schreibtisch darüber nachdenkt oder sich bei verheirateten Freunden und medizinischen Universitätskollegen Rats erholt, ob die allererste Muttermilch dem Kinde zuträglich sei, ob man einen Säugling mit Mehlbrei aufziehen dürfe, ob der Gebrauch kalter Bäder der Natur der Neugeborenen entspreche, das Wickeln den Körper der Kleinen verbiege oder gerade halte, das Wiegen schade oder nütze. Das alles mußte er ganz genau wissen, um es seinen Studenten im pädagogischen Kolleg beim Abschnitt von der physischen Erziehung vortragen zu können: der deutsche Professor mit der großen, eindringenden Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der naiven Selbstvergeffenheit des ganz in sein Thema Vertieften, mit einem kleinen Anflug harmloser, von aller Philisterhaftigkeit freier Pedanterie steht vor uns. Und doch — Kant als deutscher Pädagog? Es gibt Männer und auch Frauen, bei denen man gewöhnt ist, vor allem anderen das Deutsche an und in ihnen zu sehen, einen Justus Möser, Friedrich Ludwig Jahn, Paul de Lagarde oder die Königin Luise. Aber noch keiner hat im Philosophen Kant den deutschen Mann gesucht, noch keiner seine Erkenntnistheorie, seine Ethik, seine Psychologie auf ihren Deutschthumsgehalt ernstlich geprüft. Gelegentlich hat man vielleicht seinen Universalismus, seine starke Betonung alles Ethischen, seine Bodenständigkeit hervorgehoben. Ist jedoch letztere nicht einmal als wirkliche Wesenseigenheit Kants in Anspruch zu nehmen, denn 1769 war er recht gern bereit, Königsberg zu verlassen und an die Universität Erlangen überzusiedeln, so reichen auch Universalismus und ethische Veranlagung bei weitem nicht aus, Kant als Deutschen zu charakterisieren. Das Bild wird erst farbiger, wenn wir es mosaikartig aus all den kleinen und intimen Zügen zusammensetzen, die oberflächliche Betrachtung gemeinhin überfieht.

Kants deutscher Gründlichkeit wurde schon gedacht; sie äußert sich auch in dem streng methodischen und besonnen vorwärts schreitenden Forschen, das überall bis zu den letzten Quellen und Elementen der Erkenntnis hinabsteigt und in diesem Sinne mit den großen „Kritiken“ durchaus elementare Werke ans Licht stellt. Der hohe Geist der Kritik, aus deutscher Skepsis geboren, aber fruchtbar und produktiv, erfüllte Kant zugleich mit einem beinahe fanatischen Haß gegen alle Unwahrheit und machte aus ihm einen begeisterten Vorkämpfer für die Freiheit des Forschens und Denkens. Deutsch war an Kant das tiefe Verständnis für die Natur und eine gewisse satirische Ader, die seine Lieblings-

lektüre in naturwissenschaftlichen und satirischen Werken bestehen ließen, deutsch der unermüdlische Fleiß, mit dem er täglich sein Wissen zu bereichern suchte, die strenge Regelmäßigkeit der Lebensordnung, die ernste Gewissenhaftigkeit, mit der er Vorlesungen über Fortifikation und Pyrotechnik ebenso sorgfältig vorbereitete wie solche über Logik oder Moral. Der Mann, der in jähem Konserwativismus nur ungern Neuerungen in akademischen Angelegenheiten duldete, ja, alle Wandlungen der Mode verachtend, stets mit einem kleinen dreieckigen Hut ältesten Datums sein Haupt bedeckte, der Goethes und Schillers Meisterwerke unbeachtet ließ, seine Korrespondenz aufs äußerste einschränkte und auf Feinerlei literarischen Angriff antwortete, um aus seinem konsequenten Gedankengange nicht herausgerissen zu werden, über dessen Mystik E. von Dancelmann, über dessen Humor D. Witten besondere Schriften veröffentlichten konnten — gewiß, dieser deutsche Mann verdient es, daß auch seine Erziehungslehre einmal vom Deutschtumsstandpunkt aus gewürdigt wird.

Eins freilich wird man dabei an Kant auf alle Fälle und schmerzlich vermiffen: der scharfe Kopf, der seine Lebensarbeit als „kritisches Geschäft“ bezeichnete, der ein Feind aller „schmelzenden weichherzigen Gefühle und das Herz eher well als stark machenden Anmaßungen“ war, schweigt völlig von der Ausbildung eines zarten Gemüts. Das ist entschieden undeutsch, und es hängt mit ihm zusammen, wenn Kant, ganz im Gegensatz zur Konstreubigkeit des Deutschen, die Musik nicht als Veredelungsmittel des kindlichen Herzens gelten läßt. Er, der selbst höchstens für Militärmusik ein oberflächliches Interesse hatte, kam zu dem dürftigen Satze: „Einige Geschicklichkeiten sind in allen Fällen gut, z. B. das Lesen und Schreiben; andere nur zu einigen Zwecken, z. B. die Musik, um uns — beliebt zu machen.“ Daß der methodisch strenge Denker das deutsche Erbteil Phantasie nur in geringem Grade besaß, fällt nicht sonderlich auf, aber bedauerlich bleibt es doch vom pädagogischen Standpunkte, daß er die Phantasie auch bei Kindern viel mehr zu zügeln und unter Regeln zu bringen als anzufeuern riet; ein gutes Mittel, die Jugend von phantastisch planlosem Schwärmen abzuhalten, sah er in der Beschäftigung mit der Geographie. Endlich entspricht auch das dem deutschen Wesen nur schlecht, daß in Kants Pädagogik das Weib eine ganz auffällig geringe Rolle spielt. Es ist das um so verwunderlicher, als Kant selbst starke Einwirkungen seitens seiner trefflichen Mutter erfahren hatte, und als er im Umgange mit sicherem Urteil diejenigen Frauen bevorzugte, die sich durch gesunde Vernunft, Natürlichkeit und häuslichen Sinn auszeichneten.

Aber diese Mängel bestätigen nur die eigentlich selbstverständliche Regel, daß nicht in jedem Menschen alle Wesenseigenheiten seines Volkes sichtbar werden; sonst müßten wir ja auch alle einander vollkommen gleich sein. Das Gesagte braucht uns also durchaus nicht davon abzuschrecken, das Deutsche in Kants Pädagogik aufzusuchen: wir werden sehen, daß das Ergebnis jene erste Enttäuschung weit überwiegt.

Nur im Vorübergehen sei zunächst einiger deutscher Züge in Kants Pädagogik gedacht, die weniger kräftig in die Augen fallen. Daß der strenge Mann, der den Ausdruck tat: „Ein Mensch, der lügt, hat gar keinen Charakter“, auch vom Zögling lauterste Wahrhaftigkeit forderte, verstand sich von selbst. Auch die Gründlichkeit, die er selbst besaß, verlangte er vom Knaben; sie muß allmählich zur Gewohnheit werden, sie ist „das Wesentliche zum Charakter eines Mannes“. Deutsch ist ferner bei Kant der Nachdruck, den er auf

die körperliche Ausbildung des Kindes legt. Dabei gilt stets die Regel: „Das Kind soll sich immer selbst helfen“, d. h. das Prinzip der Selbsttätigkeit, eine der charakteristischsten Erscheinungen der gesamten deutschen Erziehungsgeschichte, kommt auch bei Kant zur Anwendung. Das Kind soll ohne Hilfe gehen lernen, sich sein Spielzeug selbst erfinden und anfertigen, in Leibesübungen und Bewegungsspiel seine körperliche Ausbildung ohne besondere Unterweisung selbst gewinnen. Und auch die „Gemütskräfte“ — ein Begriff, der bei Kant alle aktiven Äußerungen des psychischen Lebens umfaßt, — „werden am besten dadurch kultiviert, wenn man das alles selbst tut, was man leisten will“. Es erinnert das unmittelbar an das Lob, das Herder der Methode des Universitätslehrers Kant spendete: „Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken.“ Auch als Hochschulpädagog suchte eben Kant bei seinen Zuhörern reifere eigene Einsicht zu wecken: es handelte sich für ihn nicht darum, Philosophie zu lehren, sondern das Philosophieren; nicht Gedanken, sondern das Denken sollte der Student lernen. Endlich gehört auch die in Kants Anweisungen für die Disziplin zugute tretende harmonische Verbindung von gemessenem Ernst und weitgehender Freiheitsgewährung zu dem Deutschen in der Pädagogik des Philosophen. Aber viel wichtiger als das bisher Erwähnte sind in dieser Beziehung drei Züge, die aufs eindringlichste den deutschen Charakter der Kantschen Erziehungslehre zeigen: Entwicklungsgedanke, ethische Vertiefung und Individualismus. Diese Dreieit muß herausheben, wer das Deutschtum in Kants Pädagogik zu analysieren unternimmt.

Kant ist, genau wie Herder, ein Anhänger des Glaubens an eine fortschreitende, auf Überlieferung gegründete Entwicklung der Menschheit zum Höheren und Besseren. Von diesem Gesichtspunkte aus ist ihm die Erziehung „eine Kunst, deren Ausübung durch viele Generationen vervollkommenet werden muß. Jede Generation, versehen mit den Kenntnissen der vorhergehenden, kann immer mehr eine Erziehung zustande bringen, die alle Naturanlagen des Menschen proportionierlich und zweckmäßig entwickelt und so die ganze Menschengattung zu ihrer Bestimmung führt.“ In engstem Zusammenhang mit dieser Lehre, die uns zugleich Kants Ansicht über die Geschichte der Pädagogik enthüllt, steht der Satz: „Es ist entzückend, sich vorzustellen, daß die menschliche Natur immer besser durch Erziehung werde entwickelt werden, und daß man diese in eine Form bringen kann, die der Menschheit angemessen ist. Dies eröffnet uns den Prospekt zu einem künftigen glücklicheren Menschengeschlechte.“ Direkt zu einer pädagogischen Regel aber wird dieser Gedanke in dem scharfgeprägten Verlangen: „Kinder sollen nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftig möglich besseren Zustande des menschlichen Geschlechts, das ist: der Idee der Menschheit und deren ganzer Bestimmung angemessen erzogen werden.“ Freilich nicht das Individuum, sondern nur die Gattung kann am letzten Ende die menschliche Bestimmung erreichen, aber doch mag immerhin eine Reihe näherer, auf jenes höchste Ziel in stetiger Entwicklungsfolge hinführender Einzelziele vom Individuum erstrebt und errungen werden: Entwildnerung (Disziplinierung), Bildung der Geisteskräfte (Kultivierung), Verfeinerung von Anstand und Sitte (Zivilisierung) und Gewinnung sittlicher Lebensgrundsätze (Moralisierung). Dabei ist bei der Kultivierung wiederum in der Hauptregel, daß keine Geisteskraft einzeln für sich, sondern jede nur in Beziehung auf eine höhere geübt werden müsse, z. B. das Gedächtnis als Hilfsmittel für die Beurteilungskraft, eine deutliche Einwirkung des Entwicklungsgedankens zu erkennen, nicht minder in

dem, was Kant über die Aufeinanderfolge der Lehrgegenstände sagt: „Mit dem Botanisieren, der Mineralogie und Naturbeschreibung kann man den Anfang machen. Von diesen Gegenständen einen Abriss zu machen, gibt dann Veranlassung zum Zeichnen und Modellieren, wozu man der Mathematik bedarf. Der erste wissenschaftliche Unterricht bezieht sich am vorteilhaftesten auf die Geographie, die mathematische sowohl als die physikalische. Reiseerzählungen, durch Kupfer und Karten erläutert, führen dann zur politischen Geographie. Von dem gegenwärtigen Zustande der Erdoberfläche geht man dann auf den ehemaligen zurück und gelangt zur alten Erdbeschreibung und alten Geschichte.“

In der Entwicklungsreihe des durch erzieherischen Einfluß im Individuum hervorgerufenen oder doch unterstützten Bildungsfortschrittes steht bei Kant, wie wir gesehen haben, die Moralisierung obenan. Ethische Vertiefung im Zögling zu befördern, ihn zu einem sittlichen Charakter heranreifen zu lassen, ist denn auch die letzte und wichtigste Aufgabe des Erziehers; eine Erziehung, die nur Unterweisung gewährte, nicht zugleich moralische Bildung, wäre nach Kant, wie später nach Herbart, schlechterdings wertlos. Der Charakter besteht nach der Definition des Philosophen in der Fertigkeit, nach Maximen zu handeln, nach festen sittlichen Lebensgrundsätzen, die der Erzieher zwar vorbereiten, anregen und stärken kann, die aber im letzten Grunde völlig frei im Zögling selbst entstehen müssen. Daß sich der Heranwachsende nur moralische Zwecke, d. h. nur solche setze, die von allen gebilligt werden können und zugleich jedermanns Zwecke sein dürften, wird das Ergebnis solcher fester in ihm sich bildender Grundsätze sein, er wird stets nach dem Pflichtbegriff handeln. Wie streng dieser von Kant gegenüber allen zarteren Regungen des Gemütes in den Vordergrund geschoben wird, geht z. B. aus folgendem hervor: Man soll die Kinder nicht dadurch zum Wohltun bringen, daß man ihr Herz weich macht für das Mitgefühl mit dem Schicksal anderer, sondern daß man sie auch hier ganz besonnen nach nüchtern überlegter Pflicht handeln läßt; ihr Herz soll „nicht voll Gefühl, sondern voll von der Idee der Pflicht“ sein. Pflicht gegen sich selbst aber ist es, daß man die Würde der Menschheit in seiner eigenen Person wahre; daher erniedrigt sich das Kind z. B. durch die Lüge unter die Würde der Menschheit, und das muß verhindert werden. Auch die Religion ist für Kant nur das sittliche Gesetz in uns, insofern es durch einen Gesetzgeber und Richter über uns Nachdruck erhält oder als eine auf die Erkenntnis Gottes angewandte Moral begreiflich gemacht wird. Das Gesetz in uns ist das Gewissen; dessen mahnende und strafende Stimme würde von den Einflüsterungen unserer sinnlichen Neigungen übertönt werden und wirkungslos bleiben, wenn es nicht als Stellvertreter Gottes in uns empfunden würde. Ohne Moral hätte die Religion keinen Zweck; eine Veredelung der Jugend durch die Religion kann nur bei engster Vereinigung der letzteren mit der Moral stattfinden, kurz, die Bedeutung der Religion ist bei Kant völlig auf ihre sittliche Wirkung eingeschränkt, und ganz folgerichtig läßt Kant daher die moralische Bildung auch zeitlich der religiösen Unterweisung vorangehen.

Kants Individualismus endlich gipfelt in den beiden Sätzen: „Man soll die Natur nicht stören“ und „Kinder müssen nur in solchen Dingen unterrichtet werden, die sich für ihr Alter schicken“. Der erste bezieht sich auf die leibliche, der zweite auf die geistige Heranbildung. Wenn Kant es befürwortet, kleinen Kindern nicht gleich den Willen zu tun, sondern sie ruhig schreien zu lassen, wenn er Wiege, Leitband und Gängelwagen verwirft, Schnürbrust und

andere „Instrumente“ widerrät, immer läßt er sich bestimmen von einer genauen Beobachtung der kindlichen Naturveranlagung und des kindlichen Seelenzustandes. Aber ebenso muß man, soll im Knaben ein Charakter gebildet werden, nicht den eines Bürgers, sondern den eines Kindes bilden wollen. Ganz falsch wäre es, einem Kinde zu sagen: „Schäme dich!“, denn es weiß noch gar nicht, was Scham ist. Ein Kind soll klug sein wie ein Kind, nicht listig auf männliche Art. „Ein Kind, das mit altklugen Sittensprüchen versehen ist, ist ganz außer der Bestimmung seiner Jahre.“ Und wie charakteristisch ist endlich, namentlich im Hinblick auf das, was oben über den Religionsunterricht zu sagen war, der Satz: „Kann wohl etwas verkehrter sein, als den Kindern, die kaum in diese Welt treten, gleich von der andern etwas vorzureden?“

Nur dem Kenner der Erziehungs geschichte wird es zum Bewußtsein kommen, daß Kant bei alledem nicht unbeeinflusst geblieben ist von seinem Lieblingschriftsteller Montaigne, von Jean Jacques Rousseau und in geringerem Grade auch von den deutschen Philanthropinisten; interessant ist daran eigentlich überhaupt nur der Umstand, daß sich selbst ein so nüchternen Denker wie Kant der Einwirkung des großen französischen Schwärmers Rousseau nicht zu entziehen vermochte. Aber wohl jeder Leser wird fragen: Wie hängt denn nun Kants Pädagogik mit seiner Philosophie zusammen? Darauf ist rund und glatt zu antworten: Kants Pädagogik hängt mit seiner Philosophie so gut wie gar nicht zusammen.

Von der Zeit an, wo Kant, um seinen Unterhalt zu verdienen, neun Jahre lang als Hauslehrer wirkte, befaß er pädagogische Interessen empirischer, anthropologischer Natur. Als er dann, einem durch sein Alter geheiligten Brauch der Universität Königsberg gehorsam, pädagogische Vorlesungen zu halten hatte, legte er zwar, wie seine unter demselben Zwange stehenden Kollegen von der philosophischen Fakultät, ein Lehrbuch zugrunde, stattete aber seinen Vortrag an der Hand kleiner Notizzettel mit einer Fülle eigener Gedankenzutaten aus. Diese Notizzettel gab er später an seinen jüngeren Kollegen Rink, der sie zu einem Werkchen „Kant über Pädagogik“ zusammenstellte und 1803 veröffentlichte. Mag man nun die Entstehung der diesem Buche zugrunde liegenden Notizzettel mit Hollenbach in die achtziger oder mit anderen schon in die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts setzen, sicher ist jedenfalls, daß Kants große kritische Werke und die in ihnen sich aussprechende Gedankenwelt ohne irgend wesentlichen Einfluß darauf geblieben sind: Kant hielt in bezug auf die von Rink herausgegebene Schrift wie auf seine Vorlesungen auch dann noch seinen empirischen Standpunkt fest, als die Ergebnisse seiner kritischen Philosophie ihn zu einer grundstürzenden Umgestaltung hätten veranlassen können oder sogar sollen. Reineswegs bloß in seinem hohen Alter und in zunehmender Kränklichkeit lag der Grund hierfür, sondern in einer inneren Schwierigkeit. Man hat mit eindringendem Scharf sinn den interessanten Versuch gemacht, aus Kants System des transzendentalen Idealismus unter Benutzung gelegentlicher Andeutungen und Ausführungen in den „Kritiken“ eine Art pädagogisches System wissenschaftlicher Natur zusammenzustellen, aber dabei ergab sich im letzten Grunde weiter gar nichts, als daß nach Kants Philosophie eine Pädagogik überhaupt nicht denkbar ist. Durch eine intelligible, vor aller Erfahrung liegende motivlose Tat stellt sich der freie menschliche Wille entweder auf die Bahn des Guten oder auf die des Bösen, und immerfort muß der Mensch nun auf dem damals eingeschlagenen Pfade wandeln: man

sofort, daß für den, der auf dem Wege des Guten einhergeht und nie abkommen kann, jede Erziehung überflüssig ist, daß sie aber bei dem, der immer auf der Bahn des Bösen beharren muß, mag man ihn noch vor unter den Einfluß pädagogischer Bemühungen stellen, geradezu zwecklos und ganz erfolglos sein würde. Nun läßt sich zwar eine notdürftige Brücke von Kants Philosophie und Pädagogik schlagen, wenn man davon aus- geht, daß nach Kant auch der vermöge jener früheren intelligiblen Tat seines Willens auf bösem Wege Wandelnde durch eine plötzliche kraftvolle Revolution in seinem Inneren sich auf die Bahn des Guten heben, die Erziehung aber eine solche Revolution vielleicht vorbereiten helfen kann. Aber diese Brücke ist eine gekünstelte Konstruktion, und Kant selbst hat sie nicht gebaut: wir müssen uns vielmehr nicht an den Erkenntnistheoretiker und kritischen Philosophen, sondern an den Empiriker Kant halten, wenn wir den Pädagogen suchen. Daß uns aber auch dieser empirische Pädagog manches Näher- und speziell vom Deutschtumsstandpunkte aus für eine zukünftige „deutsche“ Pädagogik gut zu Verwendende zu sagen hat, haben wir ja gesehen.

Hans Zimmer.



## Bunte Dramen-Reihe.

Maeterlincks „Schwester Beatrice“, die in diesem Februar etwas verspätet auf die Bühne kam, kann im Werke ihres Dichters nur einen kleinen Platz beanspruchen. Sie ist die dramatische Paraphrasierung einer Legende über persönliche Physiognomie; sie könnte in einer katholischen Kirche in der Form eines mittelalterlichen Mysteriums aufgeführt werden. Diese Dichtung leidet an Schwäche — ihre Mittel aus einem anderen Reich.

Wohlvertraut ist uns der Stoff. Wir kennen ihn aus Gottfried Kellers weltlichem Andachtsbuch der „Sieben Legenden“. Der erdfeste schweizer Meister erkannte voll weisem Humor, wie oft in frommen Erzählungen der Vergangenheit ein menschlicher Kern steckt. Es reizte ihn, dies Menschliche zu lösen, und das Gesicht dieser Fabulierungen einmal nach einer anderen Richtung zu wenden, als die Überlieferung es bestimmte.

Im weltlichen Reigen der Heiligen erschien auch Schwester Beatrice. Sie ist die Nonne, die von unwiderstehlicher Lockung zur Welt getrieben, eines Tages der Madonna ihre Rutte und ihren Schlüssel übergibt und aus dem Kloster flieht. Maria aber nimmt die Gestalt der Entfernten an, und während Beatrice das irdische Glück in Liebe und Ehe erprobt, tut die Madonna ihren Pflichten im Kloster, so daß niemand das Verschwinden merkt. Nach Jahr und Tag kehrt Beatrice, des irdischen Lebens satt, in den Klosterfrieden zurück. Aber hat sie vermißt, sie steht wie vordem an ihrer Stelle, und selig beugt sie sich vor der Jungfrau, die ihre Stellvertreterin war. Doch die Jungfrau hat umsonst gedient, es kommt der Tag, da Beatrice ihr dankbares Opfer bringt und da der verborgene Sinn ihres Schicksals sich enthüllt. Ein Dankfest wird der Madonna gefeiert, alle legen ihre Gabe nieder, nur Beatrice hat nichts zu haben, da sprengt ein greiser Rittersmann mit seinen acht Knechten vor die Gottespforte und tritt ein. Es sind die Söhne der Beatrice

aus ihrer irdischen Ehe, die in den heiligen Krieg ziehen als Marias Streiter. Nun wird das Wunder offenbar, „und so mußte nun jedermann gestehen, daß Beatriz heute der Jungfrau die reichste Gabe dargebracht; und daß dieselbe angenommen wurde, bezeugten acht Kränze von jungem Eichenlaub, welche plötzlich an den Häuptern der Jünglinge zu sehen waren, von der unsichtbaren Hand der Himmelskönigin darauf gedrückt“.

Die Gestalt der Beatrice rief nun auch Maeterlinck herauf. Er aber sieht und deutet sie nicht mit solch frohherziger deutscher Waldesstimmung, von Walters von der Vogelweide Sandarabei umschallt. Er malt sie in Weibrauchdämmer auf Goldgrund. An die Autos des Calderone wird man erinnert.

Auf alle psychologische Nuancierung verzichtet Maeterlinck. Er nimmt die legendarische Vorzeichnung und konturiert sie in matten Farben. Er selbst sagte, daß er nur einen Canevas für die Musik geben wolle.

Die dekorativen Stimmungsmittel des katholischen Kultus scheint er für die Bühne anwenden zu wollen, die Magie der Glocken, der Chöre, der hohen flackernden Kerzen, der goldstarrenden Heiligenbilder, über deren Züge scheu das ungewisse Licht der ewigen Lampe huscht.

Das Bildliche, Dekorative wird zur Hauptsache, und die Personen sind eigentlich nur Staffage, die Bewegung und Vorgang hineinbringen. Lebende Bilder mit Musik und Text.

Drei Szenen sind es. Die erste bringt die Entführung. Schwester Beatriz entflieht mit dem Ritter, nachdem sie Rutte und Schlüssel der Madonna anvertraut hat. Das zweite Bild ist die Erfüllung des Mirakels. Im Frühschein belebt sich das Marienbild, steigt herab, nimmt die Gewänder der Flüchtigen an und tut ihren Dienst. Doch noch ein Wunder begibt sich. Da die Schwestern kommen und entsetzt auf den leeren Altar sehen, von dem ihre Patronin verschwand, stürzen sie sich voll Empörung auf die Hüterin, auf die, die sie für Beatriz halten. Und noch wilder entflammt ihr Zorn, als sie durch das schwarze Gewand die goldgestickten Madonnenkleider leuchten sehen. Kirchenschändung, geht es, Frevel und Sodsünde. Mit Stricken und Geißeln soll die Sünderin zum Gericht. Da strömen von der Kuppel in unendlichem Regen Rosenbluten hernieder; die Geißeln wandeln sich in Palmen und Blütenzweige, Ekstase und Wonnerausch ergreift die Nonnen: „Schwester Beatriz ist heilig!“ braust es nun durch den Raum.

In der dritten Szene folgt die Rückkehr der wirklichen Beatriz als reuige Sünderin. Eine eigene Idee hat Maeterlinck auch jetzt nicht für seine Gestalt. Sie ist eben nur die typische magna peccatrix, die weh und wund, vom Leben zerfleischt, wankenden Schrittes die Gnadenstätte sucht und die ewige Heimat. In einer viel zu lang und schwerfällig ausgepönten Szene legt Beatriz eine sehr allgemein gehaltene Lasterbeichte ab und merkt allmählich, was sich während ihrer Abwesenheit zugetragen, daß die Jungfrau für sie eingetreten, und so stirbt sie entführt.

Weder einen tieferen religiösen, noch einen tieferen künstlerischen Sinn hat dies Spiel. Die Bedeutung von Marias Stellvertretung wird hier nicht recht klar, die Heiligprechung der Sünderin noch weniger.

Man bekommt den etwas fatalen Eindruck, daß für eine an sich leere Handlung die assoziationskräftigen Zeichen und Requisiten eines prunkenden, auf die Sinne wirkenden Kultus geliehen sind. Das gibt der Sache etwas Schielendes, diese dekorativ-religiöse Ausstaffierung. An dem Rosenwunder im



zweiten Bild können wir innerlich gar keinen Anteil nehmen, nur ein äußerlich sinnlicher Reiz, von Farben und Tönen durchwoben, spielt hier, keine Gefühlstimmung wirkt, nur ein Stimmungseffekt durch Ausstattung.

In solchen Künsten malerisch-bildlicher Art hat das Neue Theater Meisterhaft. Unvergessen sind die Pelleas- und Meltsandenträume; hier war die dekorative Kunst wirklich ein Echo innerer Vorgänge, hier war das Landschaftsbild wirklich ein Symbol der Seelenzustände. Auch neulich, da man hier eine Aufgabe aus einer ganz anderen Sphäre erprobte, Lessings Minna von Barnhelm im Chodowieski-Stil, deckte sich innerer Vorgang und äußere Einleitung. Deutsches Rotoko, die Amoretten des Vieux Saxe wurden lebendig, Musen und Grazien sicherten um das „mutwillige Mädchen“ Minna, die mit lachendem Munde so tapfer ist, und aus innerem Ernst Sonne und Heiterkeit ausstrahlt.

Bei der „Schwester Beatrice“ fehlt die innere Resonanz, sie ist eben nur ein „Canevas“, nicht nur ein Canevas für die Musik, sondern überhaupt nur ein Canevas, ein Vorwand, um alle dekorativen Mittel spielen zu lassen.

Bilder voll Farbenzauber zogen vorüber. Das schönste war in der ersten Szene. Die Ruppelkapelle mit ihren goldblauen Mosaiken schwamm in Dämmerung, mattrot glühte die ewige Lampe, aus dem Dunkel leuchtete elfenbein hell das Madonnenantlitz und die schmalen, langen, im Gebet sich streckenden Heiligenhände. Rosses-Hufschlag von fern, die Pforte springt und draußen liegt die Sternennacht, Bäume und Sträucher schimmern wie eine Wunderwelt; aus ihr taucht der schwere Schatten eines riesigen Pferdes, und vor ihm glitzert die stählerne Rüstung des Ritters. Thomastische Stimmung hatte dies Bild des Geharnischten auf dunklem Roß in der Frühlingsnacht.

In jauchzenden Farben erblühte das Rosenwunder. Die Erinnerung an strahlende, blumenprangende Auferstehungsfeste in Rom und Florenz stieg auf, an Palmengrüße und an das flammende Blütenmeer auf der spanischen Treppe. Und als dies gelungene künstliche Abbild religiöser Stimmungsergaltation im Publikum einen tobenden Beifall entfesselte, einen Beifall, der nur dem Bühnenbild, aber nicht dem Maeterlinckschen Inhalt galt, mußte ich an jenes Pilgerfest in St. Peter denken, wie da der Papst gleich einer byzantinischen Heiligensstatue hoch auf seiner Bahre über der blumen- und fahnen-schwingenden ortonbrausenden Menge schwebte und plötzlich sich der Überschwang in einem rasenden Händeklatschen entlud.

\* \* \*

Die weihrauchumschwebte Heilige erschien — das Theater ist so bunt wie das Leben — auf demselben Boden, auf dem zuvor ein Mephisto spöttische Erkenntnistheorie getrieben.

Das war Bernard Shaw, der an diesem Abend zum erstenmal in Berlin mit einer Probe seiner Art eingeführt wurde, mit dem Einakter „Der Schlachtenlenker“. (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin.)

Shaw, der einer der eigenartigsten Köpfe des modernen Englands ist, wird uns wohl in nächster Zeit noch öfter begegnen. Seine drei Dramen, Candida, Helden, Der Teufelskerl (die Siegfried Trebitsch überfetzt hat und die bei Cotta als Buch erschienen), sind von Berliner Bühnen angenommen und kommen voraussichtlich noch in diesem Winter heraus, man wird ihn im Zusammenhang dieser Hauptwerke vielseitiger betrachten können.

Doch schon an diesem Einakter erkennt man seine Physiognomie. Shaw ist eine überscharfe, skeptische Intelligenz; er hat gleich Stirner „sein Sach auf

nichts gestellt“; er geht an alle Erscheinungen und Dinge voraussetzungslos heran und prüft sie. Er rüttelt am Autoritativen und vergnügt sich boshaft daran, die Rehrseiten der Medaillen zu zeigen. Er zuckt die Achseln über alles generalisierende Etikettieren, über alles Dekretieren allgemeiner und absoletter Wahrheiten; das Vielfältige, das Relative betont er. Ein Witterer menschlicher Schwächen ist er, mit brennender Neugier stößt er sie auf, all die Verkappungen, Posen, Bemäntelungen. Die Schauspielerei des Lebens interessiert ihn; aber nicht die bewußte, grobe, sondern jene Cabotinage in Worten und Werken, an die der Cabotin selber glaubt. Das Rollenspielen vor sich selbst, das ist ihm ein unerschöpflicher Stoff der Beobachtung. Er studiert das nicht als Ethiker, sondern als Psycholog. Tief und resigniert sieht er in die umnebelte Unbewußtheit der Menschen, und er erkennt die Wahrheit, daß niemand eigentlich sein eigenes Wesen überfieht oder zu ihm den Schlüssel hat. Das Getriebe der inneren Vorgänge, der rein physischen wie der geistigen, ist ihm verschlossen. Er kann nur aus Erfahrungstatsachen kombinieren und aus Selbstbeobachtung. Kritische Situationen entbinden die wahre Natur, in ihnen lernt man sich erst kennen, alles andere ist nur Vermutung und Annahme. So sind die Dramen Shaws meistens auf starkgespannte Situationen gestellt, sie spielen gleichsam in zwölfter Stunde; Demaskierungszwang wird geboten; das wahre Angesicht kommt heraus, und am meisten überrascht sind nun die Träger dieses Antlitzes selbst, wenn man ihnen den Spiegel vorhält.

Hebbel spricht einmal davon, daß Schiller seine Personen stets als festgelegte, geschlossene Einheiten nimmt, während Goethe die „unendlichen Schöpfungen des Augenblicks“ im Individuum zur Darstellung bringt.

Das reizt auch Shaw: die unendlichen Schöpfungen des Augenblicks, die mannigfaltigsten, überraschendsten Reaktionen des Menschen in die Erscheinung zu zwingen und sie außerdem noch von den verschiedensten Seiten zu spiegeln.

Ein Menschen- und Lebenskenner ist er, ein Dialektiker und ein Experimentator, aber seine zerebralen Fähigkeiten sind stärker als seine bildnerischen. Nicht als ein gestaltender Künstler, begierig Menschen zu schaffen, tritt er an sein Werk, sondern als ein Chemiker, der bestimmte Analysen machen will. Seine Personen sind, trotzdem sie die Gesetze der Wirklichkeit haben, doch immer nur die Demonstrationsobjekte, um gewisse Affekte und Komplikationen zu exemplifizieren. Sie sind geistreich und subtil konstruierte Schachfiguren mit dem Schein des Lebens, man merkt aber immer die Absichtshand des Lenkers, der mit ihnen verwegene und unerhörte Züge macht, spannende, verwickelte Konstellationen fügt. Fesselndes Gehirnvergnügen ist es, diesen Spekulationspartien zuzusehen, aber Gefühlsanteil für die Personen kommt selten dabei auf. Shaw beabsichtigt das auch wohl kaum, sein behender, negierender Geist, der seine Gedankenarchitekturen schwindelnd spitz zu Pyramiden baut, haftet nicht an seinen Einzelheiten. Seine Wesen sind ihm nur der Stein, aus dem er die Funken schlägt. Er ironisiert sie selbst. Eine große Bedeutung spielen bei ihm seine szenischen Bemerkungen. An ihnen merkt man den Schachspieler, der die Akteure als Nebenpersonen und sich als die Hauptperson betrachtet. Er kommentiert ironisch und satirisch die Situationen und hängt den Personen ein boshaftes Papierschwänzchen an den Rücken. Sophistische Hybris entdeckt man hier manchmal, die sich selbst forcierend übertrumpft, die ihre wagehalsigen Gedanken-Saltomortales bis zum Genickbrechen steigern will.

Shaw und sein Werk bieten nicht reine Kunst, die sich selbst genügt; es ist hier eher eine Gedanken- und Einfalls-Arena, in der Gehirn-Spezialitäten geistige Parterre-Gymnastik treiben.

Eine charakteristische Probe gerade dieser Art bietet der Schlachtenleiter, eine Napoleonstudie.

Shaw bekennt in der Einleitung — einem Novellenanfang, den er paradoxenfrohen und eigenfönnig an den Beginn eines Dramas stellt — gleich Farbe. Was später in den Helden und im Teufelskerl noch variiert wird, das kommt schon hier in Anschlag.

Den großen Worten und den illuminierten Begriffen, den Statuen-Devisen will er zu Leib. In schneidendem Ahwasser will er sie auflösen. „Die Welt liebt Wunder und Helden,“ sagt er geringschüssig; diesen stilisierten Monumentalauffassungen will er die Menschlichkeiten mit all ihren Erdenresten entgegensehen und sie belauern und belauschen bis in die allergeheimsten Winkel, wo die Furcht sitzt und alle Schwächen. Ein Theristesstemperament von böshheitsfrohem Geist verrät sich, an die skeptische Heroen-Beleuchtung in Shakespeares Troilus und Cressida wird man erinnert.

Das ist aber nur der Hintergrund, auf dem nun eine hohe Schule der Dialektik in allen Gangarten geritten wird.

Shaw bringt einen atemlos spannenden Florettkampf zweier Intelligenzen in Gang.

Im Vorwort sagt er von Napoleon, „daß er mit den klugen Künsten des Schauspielers und Bühnenleiters die Ideale der anderen ausnütze, um das Spiel seines Lebens zu gewinnen“.

Das wird im Kleinen an einem Intermezzo vorgeführt. Napoleons Partner ist ihm dabei gewachsen. Eine intrigante Kofette, gewandt, lazen-schmiegsam ist der Gegner in dem Spiel. Ein Paket wichtiger kompromittierender Briefe der Einsatz.

Und nun blöhen die Stöße herüber, hinüber. Jedes Stadium des Kampfes hat eine andere Signatur, in jedem spielen die Gegner sich eine andere Rolle vor, und immer ist die Pointe, daß einer den anderen (das Weib gerät schließlich in den Vorteil) in seiner Schauspielerei entlarvt. Alle Posen werden probiert, der Edelmut und die Bewunderung; Schmeichelei- und Einschüchterungsversuche reihen sich aneinander. Zwei Naturen erproben sich in immer neuen Masken und reißen sie sich gegenseitig ab, sie durchsuchen sich und requirieren mit sondierenden Worten nach ihren Schwächen. Sie stellen sich Fallstricke, und die Spannung kommt dadurch, daß bald der Mann, bald die Frau mit einem Fuß hinein gerät, strauchelt, aber im letzten Moment noch einen Ausweg findet. Eine Pause der Erschöpfung, in der die Feinde sich mit den Blicken stumm messen, und dann geht der Kampf aus einer andern Tonart von neuem los.

Dieser Kampf ist nun (darin triumphiert Shaws Böshheit) ein unfreiwilliger Häutungsprozeß; diese Debatten reißen schließlich alle Hüllen von den Posen und der Rollenspielererei ab, und die beiden durchschauen sich in den nackten Eigennustrieben ihrer wahren Natur, sie sind einander wert, sie imponieren sich gegenseitig, da sie sich nichts vormachen können, zwei Auguren lächeln sich verständnisvoll an. Und als dritter grinst Shaw höhnisch dazu: Hab' ich doch meine Freude dran.

\* \* \*

Wie die Legende bei Maeterlinck, wie der Napoleonismus bei Shaw eigentlich nur ein Vorwand ist, um hier dekorative Stimmung, dort ein jeu d'esprit spielen zu lassen, so ist in Bierbaums „Stella und Antonie“ ein Menschenschicksal nur der Vorwand, um eine präziöse Stiletübe aufzuführen.

Bierbaum, der sich wie Arno Holz gern in Liedern auf der alten Laute versucht, wollte diese Manier für das Drama nützen, er wollte Leidenschaften mit dem Mummenschanz und der Maske alter Stilformen bekleiden und eines Menschenlebens schwankte Fahrt in einen kurioseu Barockrahmen fassen. Nur schade, daß die Kostümierung fadenscheinig geriet und die Leidenschaft, die darunter schlagen sollte, hohl und blechern klang. Doppelt schade, als es sich hier wirklich um einen Stoff von stark menschlich-künstlerischem Reize handelt.

Johann Christian Günthers Schicksal wird hier nämlich beschworen, das flackernde Irrlichtschicksal des fahrenden Schülers und wüsten Gesellen, der in den verschändeltesten poetischen Ziergarten seiner Zeit seinen wild empörrischen Naturschrei ruft. Er ist verdorben, gestorben. Sein Leben zerrann ihm und sein Dichten, sagt Goethe von ihm. Wir aber sehen ihn umwittert von der erschütternden Tragik der Unvollendeten, die in verkürzter Zeit zu früh geboren, taumelnd und unftet, zerfallen mit sich und den Menschen, schwankte Bahnen ziehen und des Elends und der Verwüstung tiefste Bitternis trinken müssen, um aus zerrissenem Fühlen ein paar ewige Verse zu stammeln. In dem liebevoll und feinfühlig gesammelten Güntherbrevier, das Wilhelm von Scholz herausgegeben und das Heinrich Vogeler zart schmückte, ist dieser Echtheit uns neu geworden. Liebeslyrik voll wunden Sehnsens klingt; Trost und Verzweiflung wühlen; in Liedern vom Wein und volksliebhaften Weisen duftet Goethescher Vorfrühling; und ergreifend — Verlaineschen Bußpsalmen vergleichbar — sind die Beichten und Deprofundisklagen der müden Seele, die, vom Leben und Leiden zerbrochen, sich vor der göttlichen Gnade geißelt und um Erbarmen fleht:

Er hat kein Blut mehr zu den Tränen  
Und kann vor Schwachheit nicht mehr schreien,  
Mein Selland, laß das stumme Sehnen  
Ein Opfer um Erbarmung sein.

Diese wirr gemischte Menschlichkeit, im Genuß verschmachtend vor Begier, voll vibrierenden Fühlens, eine Künstlerseele voll eigenen herzensgeborenen Ausdrucksvermögens, mag wohl zum Nachschaffen reizen, obwohl das Selbstporträt aus den Trümmersarkiten seiner Verse doch nicht zu überbieten ist.

Bierbaums Johann Christian ist jedenfalls nur ein blasser Theaterschatten seines Urbildes, und opernhafte begibt sich hier die Handlung. Zwischen zwei Frauen stellt Bierbaum den Dichter, zwischen die Gräfin Antonie und die Komödiantin Stella. Antonie ist eine mit Rhetorik mühsam ausgestopfte Puppe, und Stella, die ungeschickterweise als ein elementares, wildes Naturwunder exponiert wird, ist ein mäßiges Harfenmädchen, für deren Wesensausstattung Bierbaum gar nichts einfiel. Daß Johann Christian ihr so rettungslos verfällt und an ihr zugrunde geht, dafür sieht man keine andere Notwendigkeit, als seine kontraktliche dramaturgische Verpflichtung Bierbaum gegenüber, als der höchsten Instanz in dieser kümmerlichen Bretterwelt.

Die unfähigen Regenten sind auch immer die grausamsten und willkürlichsten.

**Felix Poppenberg.**



# Stimmen des In- und Auslandes.



## Entartungen in Medizin und Jurisprudenz.

Wiel wird neuerdings über Verrohung gesprochen und geschrieben, von Verrohung in der Schule, im Geschäftsleben, in Kunst, Literatur, Theater und Kritik. Aber selten wird dabei auf zwei Gebiete verwiesen, in denen es auch bisweilen recht sehr an Feinheit gebricht: auf das Zimmer des Arztes und den Gerichtsraum. Arzt und Richter bekleiden eine Stellung, welche Takt in besonders hohem Maße erfordert. Der Kranke sucht beim Arzte sein Bestes: eine Gesundheit; Kläger und Beklagte wünschen vom Richter ihr Heiligstes: ihr Recht, d. h. zugleich den Ausdruck ihres Ehrgefühls. Und wie ist es in Wirklichkeit? Hier wie dort findet man die allerbesten Menschen; zumal habe ich unter den Ärzten Leute von größter Liebenswürdigkeit und weitem Blicke gefunden; bei den Juristen mag ich weniger Glück gehabt haben, gewöhnlich begegnete mir ein Zug von Hochmut, von Juristendünkel, der keineswegs immer der Bildung und der geistigen Bedeutung des Trefflichen entsprach. Neben achtbaren Vertretern der Stände gibt es solche, über die man leider anders urteilen muß.

Bei den Medizinern lassen sich zwei Arten von Roheit unterscheiden, solche in der Behandlungsweise und wörtliche Ungehörigkeiten. Zu ersteren rechnen wir, wenn der Arzt beim Massieren dem Kranken auf den Bauch kniet, oder sich ihm dabei auf den Bauch wirft u. dgl. Doch kommt für uns mehr die zweite Gruppe in Betracht. In dieser zeichnen sich namentlich unreife Jugendliche und Autoritäten aus. Den Leidenden, der hilfeschend und hoffend zu ihnen kommt, fahren sie barsch an, hören kaum hin, was er sagt, und geben Auskünfte, die an Roheit einem Schlächtergesellen Ehre machen würden. Es lagte ein Arzt einmal einem jungen Mädchen: „Das Beste, was Ihnen zuteil werden kann, ist, daß Sie Ihr lebelang hysterisch bleiben“; ein Mann bekam zu hören: „Ein Mensch wie Sie hat überhaupt keine Existenzberechtigung mehr.“ Einer Frau verkündete der kundige Nachfolger des Gottes Askulap: „Sie werden nur noch zwei Monate leben“; es sind seitdem 20 Jahre verflossen, und die Totgeweihsagte lebt noch immer und befindet sich ganz munter. Einmal wurde eine Frau operiert, als der Arzt sie am nächsten Tage besuchte, äußerte sie: „Ach, Herr Doktor, ich muß Ihnen leider gestehen, daß die Schmerzen noch ganz die gleichen sind.“ „Unsinn,“ war die Erwiderung, „das ist unmöglich, denn die Nerven sind durchschnitten.“ Frauenärzte beleidigen ärmere Patientinnen bisweilen durch freche und zotige Bemerkungen. Dazu gesellt sich eine lage Auffassung der Pflichten, die keineswegs den hohen Preisforderungen entspricht. So z. B. folgender alltägliche Fall. Ein Spezialist wird zu einem schwer kranken Mädchen mit der Bitte gerufen, möglichst sofort noch am Vormittage zu kommen. Er erscheint aber erst am Mittage des folgenden Tages, untersucht die Patientin nicht, sondern erklärt, er könne sie in keine Klinik nicht aufnehmen; ob wegen Überfüllung in den Zimmern oder wegen mangelnden Reichtums der Kranken, ist uns nicht bekannt. Für diesen Besuch liquidiert der Arzt 20 Mark. Die Mutter findet den Preis zu hoch und läßt

sich verklagen. Der Richter nimmt den Standpunkt ein, der Besuch sei gemacht, und 20 Mark für einen Spezialisten nicht zu hoch. Juristisch wird dies richtig sein. Aber betrachten wir den Fall menschlich. Der Arzt erscheint einen vollen Tag später, während die Kranke und ihre Angehörigen von Stunde zu Stunde hoffen, und die Kranke inzwischen längst hätte gestorben sein können. Wäre dies geschehen, so würde der Arzt sich nicht im geringsten darüber beunruhigt, sondern seine Rechnung ebensogut gesandt haben. Wir nehmen zu seiner Ehre an, daß er zu der weniger bemittelten Patientin nicht früher kommen konnte; wenn das aber der Fall, so hätte er es sie wissen lassen müssen.

Nun die Richter, insbesondere die Berlins. Schon das alte finstere Gerichtsgebäude mit seinen langen, schmutzigen Gängen und seinen aufgeregten Menschen, in der Gasse, die den verdächtigen Namen „Jüdenstraße“ trägt, muß auf empfindlichere Gemüther von vornherein einen wenig erbaulichen Eindruck machen. Und diesem äußeren Eindrucke können dann gerade bei ihnen nur zu leicht die Erlebnisse im Innern des Hauses entsprechen. Auch hier gibt es selbstverständlich ganz vortreffliche Richter, die dem weniger Bewanderten helfen und sich nicht irreführen lassen durch das bisweilen sehr plausible Gewäsch der Anwälte über Dinge, von denen sie tatsächlich keine Ahnung besitzen. Daneben fällt dann eine Gruppe von Leuten auf, die von Natur eine Neigung zu menschlichen Angehörigkeiten hat, und eine zweite, weit größere, die sehr nervös und selbstüberzeugt ist und diese Nervosität in einer Weise zeigt, welche bei jedem anderen Beamten die Entlassung herbeiführen würde.

Zur Bequemlichkeit der Richter und zum Wohle der Advokaten ist ja das deutsche Volk in größeren Sachen mundtot gemacht, der deutsche Staatsbürger darf da nicht selber seine Sache führen, sondern muß sich von einem Anwalte vertreten lassen. In Bagatellsachen hingegen darf er selber reden; das ist sein gutes Recht. Tut er es aber, so muß er gewärtig sein, vom Richter angefahren oder pikiert gefragt zu werden, weshalb er keinen Anwalt nähme. Es wird auf solche Weise unwillkürlich ein indirekter Zwang ausgeübt, weshalb die Bessergestellten möglichst dem Gerichte fernbleiben, schon um den Lebenswürdigkeiten aus dem Wege zu gehen, denen sie sich dort leicht ausgesetzt finden. Die weitere Folge ist, daß das Gericht verpöbelt. Es erscheinen vor den Schranken außer Anwälten überwiegend Angehörige der unteren Stände; die der höheren tun es nur, wenn sie müssen, und dann auch noch hinter dem Regenschirme des Anwalts. Diese Verpöbelung des Forums drängt naturgemäß bisweilen auch zu einer Verpöbelung des Tons, der sich leicht gegen die sich selbst vertretende und dadurch leichter Verstöße machende Partei wendet, während der Richter sich gegen Anwälte, namentlich gegen angesehene Anwälte, ungemein höflich und vorsichtig benimmt; — wohl bemerkt, derselbe nervöse Mann, der sich gegen die unvertretene Partei anzüglich gehen läßt. Dieser Unterschied der Behandlung wird natürlich tief und bitter von den Betroffenen empfunden. So hörte ich einen Beklagten aus dem Zimmer gehen, der sein gutes Recht zu verteidigen glaubte und dem gleich über den Mund gefahren war: „Das ist ein Richter, der gibt nur der Partei recht, die einen Anwalt hat.“ Juristisch war dies kaum richtig; das Benehmen des Richters hatte aber dieses Gefühl in ihm erzeugt, mußte es in ihm erzeugen; und das ist unseres Erachtens ein schwerer Fehler, von der Angehörigkeit ganz abgesehen. Ein anderer Bellagter will den Sachverhalt darlegen; eben hat er angefangen, da wird ihm barsch mitgeteilt, er solle sich kurz fassen, denn man habe nur

0 Minuten für seinen Fall. Der Mann ist dadurch so verwirrt, daß er anfangt zu stottern und längere Zeit gebraucht, bevor er überhaupt wieder verständig reden kann. Es ist eine Tatsache, daß viele Leute ihre Sache zu breit vortragen und Dinge erzählen, die nicht zur Sache gehören und dadurch die Geduld des Richters auf eine harte Probe stellen. Aber aus dieser Tatsache hat sich bei einigen Richtern eine Anlust zum Anhören von Nichtanwälten überhaupt gebildet, und die Gewohnheit, jeden, der sprechen will, sofort anzufahren. Solch ein Fall war der beregte, der Mann sprach von vornherein kurz und sachlich, ich habe es mit eigenen Ohren gehört.

Oder ein Angeklagter tritt an die Rampe und stellt sich vor: „Oberbibliothekar von Meyer.“ Die Antwort des Richters ist barsch: „Welche Nummer?“ Der Oberbibliothekar sieht den Fragenden betreten an; — da donnert's ihm entgegen: „Welche Nummer?“ Noch einmal stottert er seinen Namen. Der Richter: „Na, Herrgott! welche Nummer haben Sie?“ Nun öffnet der Oberbibliothekar seine Vorladung und äußert: „Hier stehen verschiedene Nummern.“ Der Richter reißt sie ihm halb aus der Hand, sieht nach und sagt: „Also Nr. 1450.“ Es zeugt von tiefer Verrohung, dem Rechtuchenden so ins Gesicht zu schleudern, er sei in den Augen des Richters nur eine Nummer, um so mehr als derselbe tatsächlich keine Nummer, sondern ein deutscher Staatsbürger ist. Ein anderer Hergang: Eine Zeugin wird vernommen; hierbei handelt es sich um eine adlige Dame aus den besten Ständen. Da sie nicht gewohnt ist, vor Gericht zu stehen, antwortet sie auf die übliche Frage nach dem Alter: „Am 10. Mai 1874.“ Der Richter diktiert: „Also 74 Jahre alt.“ Die Frau bemerkt betreten: „Nein, ich bin 30 Jahre alt.“ „Na, warum sagen Sie das nicht gleich? Ihr Geburtstag geht mich gar nichts an.“ Natürlich ist die Dame von vornherein unruhig und aus der Fassung gebracht. Solche Fälle lassen sich in den Berliner Gerichtsräumen täglich massenhaft feststellen. Noch weit schlimmer aber ist es, wenn der Richter den Anwalt gewähren läßt, so daß dieser vorwiegend redet und schließlich den Beklagten oder einen Zeugen als eigentlich ganz gemelnes, verlogenes Subjekt hinstellt, so daß dieser kaum noch weiß, was er sagen soll. Als einmal ein Anwalt auf eine 16jährige Zeugin anredete und ihr geschickt die erwünschten Antworten nahelegte, sagte die Gegenzeugin: „Aber, Herr Anwalt, machen Sie das Mädchen doch nicht verwirrt.“ Sofort fuhr der Richter auf sie ein und drohte mit gerichtlicher Bestrafung. Gerade der sich seines Rechts Bewußte kommt leicht ohne Anwalt und benimmt sich eben im Gefühle seines Rechtes juristisch ungeschickt; wird letzteres nun noch durch Geseier des Rechtsanwaltes und ausfallende Bemerkungen des Richters gesteigert, so steht der Unglückliche schließlich rat- und hilflos da und wird trotz seines Rechtes elendiglich verdonnert. Welch innere Bitternis, welche Verachtung gegen das Gerichtswesen im Herzen solch eines Unglücklichen erzeugt wird, braucht nicht erst bemerkt zu werden.

Empörend aber ist es, wenn ein Richter sich Urteile über Personen erlaubt, die er nur aus einer Verhandlung von wenigen Minuten, im besten Falle einer Viertel- oder halben Stunde kennt. So hatte ein Herr einen Prozeß mit der Frau eines unteren Postbeamten, die sehr geschickt gekleidet vor den Schranken erschien. Er erzählte Dinge, die im Hause vorgekommen waren, da fuhr der Richter auf ihn los: „Wie können Sie so etwas von einer Dame sagen!“ Der Schreiber dieser Zeilen wohnte in demselben Hause und wußte, daß jedes Wort der Wahrheit entsprach. Es sei bemerkt: dies trug sich nicht

in Berlin zu. Dagegen geschah folgendes in der Stadt der Intelligenz. Ein Ehemann hatte einen Prozeß mit einem Dienstmädchen, wobei seine Gattin als Zeugin auftrat. Er verteidigte sich selber, wogegen das Dienstmädchen mit einem „sehr geschickten“ Anwalt auf Armenrecht erschien. Das zweite inzwischen entlassene Dienstmädchen des Beklagten war von diesem als Zeugin vorgeschlagen, sagte aber jetzt genau das Gegenteil aus von dem, was es vorher unterschrieben hatte. Der Richter, er war gewiß unverheiratet, glaubte nicht bloß den beiden Dienstmädchen, — das war sein gutes Recht —, sondern äußerte in deren Gegenwart, die Aussage der Dame erscheine ihm völlig unglaubwürdig, und wenn sie vereidigt wäre, so könnte sie einen Meineidsprozeß gewärtigen. Wohl bemerkt, dies sagte ein preußischer Richter in Gegenwart zweier bisheriger Dienstmädchen über eine Dame, die in ihrem ganzen Bekanntenkreise als fleckenloser Charakter geachtet wird und die persönlich überzeugt war, daß sie nicht ein unwahres Wort geredet hatte.

Wohl ist uns bekannt, daß die Richter in Berlin vielfach durch Überbürdung mit Arbeit und die ganze Art ihres Berufes leicht in eine gereizte Stimmung geraten. Das berechtigt sie aber weder menschlich noch als Staatsbürger zu Dingen, die Schlechterdings ungehörig sind.

Jedem Beobachter ist bekannt, wie gering der Glaube an Recht noch im deutschen Volke, zumal in der Berliner Bevölkerung ist. Recht ist da nicht mehr Gewissens-, sondern Geschäftssache; deshalb wird immer möglichst auf Vergleich gedrängt, dann braucht der Richter kein Urteil zu fällen, und die Parteien haben sich „freiwillig“ geeinigt. Daß es noch dumme Menschen gibt, gottlob sogar noch öfters gibt, denen das Recht Gewissens- und nicht Geschäftssache ist, die ihr Recht und keinen Vergleich wollen, dieser Gedanke ist einem großen Teile der Richter vollständig abhanden gekommen. Welch einen Eindruck macht nicht selten solch eine Verhandlung in Berlin: ein gelangweilter, müde aussehender Richter, der gestern abend augenscheinlich spät nach Hause kam, und vor ihm zwei keifende Israeliten, die gleich nachher vergnügt miteinander lachen. Es ist, als ob einige Richter, zumal jüngere, glaubten, das Gewicht, welches der Staat ihrem Amte beigelegt hat, durch Flegelei persönlich zum Ausdruck bringen zu müssen. Die Unverantwortlichkeit ihres Amtes wird ihnen zu einem unverantwortlichem Betragen, dem gegenüber das Publikum schutzlos ist, weil es die Grenzen seines Rechtes nicht kennt, und nicht einmal weiß, daß es sich beschweren kann, und wenn es dies weiß, es doch gewöhnlich unterlassen wird. Bisweilen könnte man meinen, viele Richter hätten die souveräne Empfindung, das Volk sei für sie da, für sie, die unverantwortlichen Selben zweier oder gar dreier Examina, während doch umgekehrt der Richter für das Volk da ist.

Die beregten Dinge widersprechen entschieden dem Wohle der Bürger und der Gesundheit eines Rechtsstaates. Es wäre Zeit, mit Ernst und Vorurteilslosigkeit das Auge darauf zu lenken.

**Prof. Dr. Julius von Plügg-Harttung.**





## Allerlei Seltsames aus Japan.

Ein Engländer namens Douglas Gladen, der lange in Japan gereist ist, hat soeben ein Buch veröffentlicht: »Queer things about Japan«, aus dem das neueste Heft der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ (A. Hartlebens Verlag, Wien) „Allerlei Seltsames“ mitteilt. Das Haus des Japaners, das weder Türen noch Fenster hat, vergleicht er mit einer bloßen Schale, weil es nichts von dem besitzt, was wir Möbel nennen. Nicht einmal eigentliche Zimmer hat es, denn diese werden erst durch Schiebwände je nach Bedarf hergestellt. Z. B. wird so zur Nacht der gemeinsame Wohnraum in die nötige Anzahl von Schlafräumen abgeteilt. Statt der Tische, Stühle, Betten und sonstigen Möbel enthält das japanische Haus nur Matten, ein oder zwei Kissen und eine Steppdecke zum Schlafen, einen Kohlenofen zum Wärmen der Finger, eine Teekanne; als Kleiderschrank dient ein Haufen übereinander getürmter Kisten. Im Gastzimmer findet sich dann noch ein Ofenschirm, ein »Rakemono«, eine Blumenvase und, wenn das Haus schon 30 Jahre besteht, ein Schwertgestell. Der reichste Japaner schmückt sein Haus nie mit mehr als einem Kunstgegenstande gleichzeitig. Prunkvoll sind allein die öffentlichen Gebäude, auf deren prächtige Ausstattung großer Wert gelegt wird.

Die Japaner haben keine Stiefel und Schuhe, die Männer auch keine Beinkleider, und die Frauen keine Unterröcke. Beide Geschlechter tragen statt dessen mehrere Röcke übereinander, die »Rimonos«.

Die Japaner essen kein Brot. Und merkwürdigerweise auch keine Kirschen und Pflaumen, trotzdem das Land voller Kirschen- und Pflaumenbäume ist. Aber die ersteren werden nur wegen der Blüten gebraucht, die letzteren zum Anhängen von Gedichten.

Unübertroffen ist die Höflichkeit der Japaner, die nicht nur bewirkt, daß sie keine Flüche kennen und selbst die Kinder schon keine Launen, sondern sogar so weit geht, daß sie auch keine Worte für „ja“ und „nein“ haben: es ist nicht höflich, so bestimmt zu sein. Diese Förmlichkeit macht es zu einer ernststen Angelegenheit, wenn man in einen japanischen Laden geht, Taschentücher zu kaufen. „Man steigt aus der ‚riksha‘. Dann wird man von allen Dienern im Laden begrüßt, bis man wünscht, sie möchten aufstehen und sich sagen lassen, was man will. Wenn sie dann aufstehen, bitten sie, daß man den Auftrag wiederholt, und bieten fünf Tassen Tee an, der nach japanischer Sitte ohne Milch und Zucker getrunken wird. In einem guten Geschäft kann man auch gesalzene Kirschenblüten haben. Wenn man dem Besitzer des Ladens endlich erklärt hat, was man will, so gibt er den Dienern Befehle. Die Diener zischeln, wie wenn sie ein Pferd striegeln, reiben sich die Knie und bewegen die Köpfe. Dann laufen sie fort und kommen mit den Waren wieder, die in verschlossene grüne, seidene oder baumwollene Tücher gebunden sind. Niemals wird der Kunde in die Warenniederlage geführt, denn dann würde er gleich wählen und schnell fertig sein, statt daß er einen halben Tag der Etikette gemäß behandelt wird und so viel Tee erhält, daß er darin baden könnte. . . Die japanische Höflichkeit verlangt, daß man bei einem Mahle für jede Speise, die man nicht essen kann, eine besondere Entschuldigung vorbringt. Das nützt aber nicht im mindesten, denn wie man in seine ‚riksha‘ steigt, so überreicht die ‚musmi‘, die aufgewartet hat, einen Turm von weißen Holzschachteln, in die sie sorgfältig

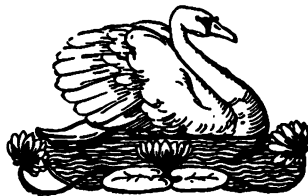
alles eingepackt hat, was man nicht essen konnte, damit man es seiner Familie mitbringt, und die Etikette verlangt, daß man sie nimmt, wenn man sie auch, so bald man außer Sicht ist, dem Riksha-Burschen gibt.“ Das Seltsamste aber, was diese übertriebene Höflichkeit gezeitigt hat, ist die Anschauung, daß es nicht nur als keine Erniedrigung gilt, zu dienen, sondern sogar als eine Ehre, und zwar in dem Grade, daß sie den Rinriksha-Burschen, die die zweirädrigen Wagen ziehen, überhaupt nicht die Ehre zugestehen, Diener zu sein, sondern sie als Händler betrachten, was das Niedrigste in Japan ist und fast schon zur Klasse der Ausgestoßenen gehört.

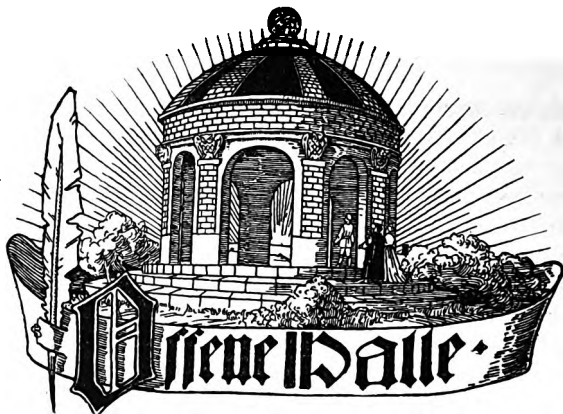
Natürlich ist es höchst wichtig, daß ein höherer Bedienter in Japan gute Manieren habe; denn man erwartet von ihm genügend Kenntniß der Etikette, die Gäste seines Herrn zu unterhalten, wenn der Herr nicht zuhause ist. „Nachdem er seine Knie aneinander gerieben hat, gezischt und mit der Stirn den Boden berührt hat, fordert er den Gast auf, Platz zu nehmen — auf der Diele oder, um genauer zu sprechen, auf den Hacken, mit einem flachen Rissen zwischen den Knien und dem Fußboden, um die Lage weniger unbequem zu machen. Er bietet darauf fünf Tassen Tee an — es kommt auf die Zahl der Tassen und nicht auf die Zahl der Besucher an, — und indem er sich leicht und anmutig auf seine eigenen Hacken niederläßt, beginnt er eine liebenswürdige Konversation, bis zu einem Grade unterwürfig, aber völlig vertraulich, bis sein Herr kommt, um ihn abzulösen. Selbst dann kann er im Zimmer bleiben und sich eventuell in das Gespräch mischen.“

Danach wäre Japan eigentlich das Dorado für Servilismus. Und der geheime Zug von Sympathie, der weite Kreise unseres Volkes in diesen Sagen des Kampfes zwischen der weißen und der gelben Rasse es mit letzterer halten läßt, fände eine eigenartige völkerpsychologische Erklärung!

Im übrigen ist Japan auch noch das Dorado der Schwiegermütter. Denn man hält dort die europäische Eheschließung für unmoralisch, weil der Mann aufgefordert wird, „Vater und Mutter zu verlassen und seinem Weibe anzuhängen“, vielmehr ist die Hauptbestimmung einer Frau, die Bediente ihrer Schwiegermutter zu sein; wenn diese nicht zufrieden mit ihr ist, kann sie ihrem Sohne befehlen, sich von der Frau zu scheiden.

Bei alledem bringen europäische Moden vielfach ein, zumal Japan neuerdings England stark nachahmt, weil es hofft, das England Asiens zu werden. Gladen erzählt u. a., wie er auf einem Ball eine sehr hübsche Hofdame in elegantestem Pariser Ballkleide, mit feinsten französischen Schuhen an den kleinen braunen Füßen antraf — „man konnte nämlich sehen, daß die Füße braun waren, denn die Hofdame hatte keine Strümpfe an . . .“





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungs-austausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

## Zur Frage des modernen Strafvollzuges.

„Im Gefängnis bessert sich niemand“ ist eine unsern Strafanstaltsstammgästen höchst geläufige Redensart, die auf den Fachmann schon keinen großen Eindruck mehr macht; denn er sieht, daß sie den Bösen nur als Vorwand dient, nicht besser werden zu wollen. Ernster ist dasselbe Urteil zu nehmen, wenn wir es von Beobachtern und wissenschaftlichen Beurteilern bestätigt hören, wenn die Presse verschiedenster Richtungen sich damit befaßt und es bald wohl gar als eine ausgemachte Erfahrungstatsache hinzustellen beginnt, daß „im Gefängnis sich niemand bessert“. Auch der unter obiger Rubrik im Januarheft des *Lärners* veröffentlichte Aufsatz von Max Treu nimmt dies Verdikt als schon bewiesen an und bringt auch zu seiner weiteren Begründung einige recht einleuchtend erscheinende Momente vor. Wenn nun auch Unterzeichneter zu „den Herrschenden, d. h. den Beamten und Geistlichen“ gehört, deren Veröffentlichungen über Leben und Treiben in den Gefängnissen der genannte Verfasser mit grundsätzlichem Mißtrauen begegnen zu müssen glaubt, so fühlt er sich in seinem Beruf doch durchaus nicht als „Herrschender“, sondern als, wo nicht „Leidender“, so jedenfalls Mitleidender. Jedenfalls behandle ich mein Thema nicht, wie Herr Treu von uns durchweg annimmt, unter dem irrigen Leitfaden: „Wie so herrlich weit wir es gebracht, und wie trefflich alles bei uns ist.“ Ich glaube vielmehr, das, was zu wünschen übrig bleibt, ziemlich genau zu kennen, und hoffe, daß meine Nichtigstellungen nicht den Eindruck der selbstgenügsamen Voreingenommenheit machen werden.

Unser Strafvollzug, so wird behauptet, kann schon deswegen nicht bessern, weil er die zu Bessernden unter dem Zwang einer undurchbrechbaren, nach der Schablone zugeschnittenen Hausordnung hält, während „doch nur der freie Mann erziehungsfähig ist, der, ohne daß fortwährende Aufsicht, Strafen und Entbehrungen ihn dazu nötigen, das Rechte tut, weil es das Rechte ist und das Schlechte läßt, weil es das Schlechte ist“. Nun, das ist gewiß eine treffende Charakteristik echter Mannesfreiheit. Aber solch ein wahrhaft freier Mann pflegt eben auch nicht ins Gefängnis zu kommen. Er bedarf auch keiner Erziehung und Besserung von außen mehr, weil er schon erzogen ist und die

Selbsterziehung in die Hand genommen hat, um selbst an sich zu bessern, wo es noch fehlt. Wer aber noch erzogen werden und gebessert werden muß, der muß auch irgendwelchem Zwange unterworfen werden. Eine Erziehung ohne allen Zwang hat es noch nicht gegeben und wird es nicht geben. Wo die Beschränkungen der Familien-, Schul-, Lehrherrn- und Militär-Erziehung aufhören, da fängt die Zucht des Lebens, des Berufs, der häuslichen und öffentlichen Pflichten an, und deren Zwang beschränkt die freie Selbstbestimmung oft noch weit mehr, als jene geffentlichen Erziehungsformen taten. Man darf doch wohl zugeben, daß in unsern Kasernen nicht nur gedrillt, sondern auch erzogen wird: nun, mir sind Fälle bekannt, wo junge Leute, aus dem Gefängnis zum Militär kommend, den dort herrschenden Zwang weit weniger erträglich empfanden als den Zwang der Strafanstalt, daß schwierige, belastete Naturen, die unter der geschickten Leitung einer einsichtigen Gefängnisdirektion drei Jahre lang vor schweren Ahndungen und Repressionen ihres ungezügelter Wefens bewahrt worden waren, nach sechs Wochen ihrer Dienstzeit schon die schwersten Strafen sich zugezogen hatten, eben weil sie sich der Disziplin nicht fügen wollten. Tatsache ist, daß im Zellengefängnis die Bedingungen zu einer individualisierenden Behandlung der Inhaftierten besser gegeben sind als beim Militär, schon infolge der Isolierung, die ja zur Einzelbehandlung herausfordert. Das Zusammenwirken von Anstaltsleitung, ärztlicher Pflege und Seelsorge kann sich viel inniger, zielbewußter und erfolgreicher gestalten als in irgendwelchen andern Erziehungsinstituten — wie ja in den Kasernen der Geistliche nur sehr mittelbar auf den Einzelnen und seine Behandlung einzuwirken vermag.

Wie steht es aber mit dem Erziehungspersonal in der Strafanstalt? Da hapert's doch wohl sehr!

Ja, es ist freilich leicht, über die Erzieher und Besserer, in erster Linie also die Aufseher die vollen Schalen des Hohnes auszugießen. Die Strafanstaltsbeamten wissen in dieser Beziehung selbst am besten, wo sie der Schuh drückt. Aber es wäre ungerecht und undankbar, zu verschweigen, daß sich unter den vielgeschmähten Aufsehern ein Stamm der gewandtesten, zuverlässigsten, ihrer schweren Aufgabe voll gewachsenen Männer findet; ein kerniges, bildsames Unterbeamtentum, das unter verständnisvoller Leitung seines sauren Dienstes in aller Stille mit preußischer Treue erfolgreich zu warten geeignet ist und dem man auch einmal öffentlich, statt immer nur zu schelten, eine Anze Anerkennung zollen dürfte! Natürlich fehlt noch vieles. Aber die maßgebenden Behörden wissen, wo es fehlt, und sind bemüht, je länger, je besseres Material für diesen verantwortlichen Dienst heranzuziehen, soweit die knappen Mittel das erlauben! In bezug auf die Aufseherinnen für die Frauengefängnisse ist dies Ziel in Preußen mit Hilfe der inneren Mission so ziemlich schon erreicht.

Diese Aufseher haben ja nicht im eigentlichen Sinne „erziehlich einzuwirken“, aber ihr ganzer Verkehr mit den Gefangenen, der sich zunächst auf die Sauberkeit, Pünktlichkeit, Akkuratesse, den Fleiß, kurz die ganze äußere Disziplinierung richtet, übt doch, richtig gehandhabt, einen nicht zu unterschätzenden erziehlichen Einfluß auf die unerzogenen Leute aus. Schon die äußere Gewöhnung an diese mittelbaren Tugenden ist ein Element von grundlegender erziehlicher Bedeutung. Man muß es sehen, wie so ein verkommener junger Tüchtling allmählich Freude gewinnt an seiner sauberen Zelle, seinem blank-

epuisten Geschirr, an der Steigerung seiner Arbeitsleistung, und hört dann auf, über diese Erziehungskriterien zu spötteln. — Sodann fehlt es an Gelegenheiten zu erziehlicher Vertiefung und Verinnerlichung nicht. Die Vergehen gegen die Hausordnung müssen natürlich gerügt werden, denn der Rechtsbrecher — das ist ja der Zweck der Strafe — soll sich eben beugen lernen unter die Rechtsordnung und dadurch, wenn man nun einmal den Ausdruck vorzieht, „sozial gemacht“ werden. Wie unendlich verschieden aber kann diese Ahndung vor sich gehen! Wie hat gerade der Vorsteher im Zellengefängnis die Möglichkeit, seine Rüge dem einzelnen Fall, der eigenartigen Persönlichkeit anzupassen; welche mannigfaltige Mittel hat er in der Hand, die Bosheit empfindlich zu züchtigen, den frechen Eros zu brechen, dem Reuigen die wohlverdiente Strafe auf Wohlverhalten ganz oder teilweise zu schenken, des Schwachen Milde zu schonen. Nur wer die Gefängnismauern lediglich von außen kennt, wird leugnen, daß in alledem „erziehlicher Einwirkungen“ von allergrößtem Belang enthalten sind. Wieviel Gelegenheit gibt es noch, den Gefangenen empfinden zu lassen, daß er nicht nur einem undurchbrechbaren Zwange unterworfen ist, sondern daß auch sein Menschentum respektiert, daß er nicht bloß als Nummer behandelt wird, wie in den großen Fabriken, kurz, daß er nicht bloß niedergedrückt, sondern auch persönlich gehoben wird zur Selbstachtung und zum Vertrauen in die Menschheit. Er lernt's zu seiner Verwunderung und zu seiner Läuterung erfahren, daß es auch in der Strafanstalt Leute gibt, die ein Herz für ihn haben. Sollte das ganz ohne bessernde Wirkung sein?

Von dem erziehlichen Faktor der Seelsorge des weiteren zu reden, ist hier wohl nicht der Ort. Nur eines: Es ist so unsäglich wohlfeil und für den Kenner so unsäglich albern, wenn von Außenstehenden alle Wirkungen der Seelsorge von vornherein mit dem Stichwort „Heuchelei“ in Frage gestellt und abgetan werden. Natürlich, wer außerhalb der Religion steht, kann auch an eine rechten Seelsorgeerfolge in der Strafanstalt glauben. Daß die Anstaltsgeistlichen sich gerade mit Vorliebe auf die große Zahl der Abendmahlbesucher berufen, um ihre erfolgreiche Tätigkeit zu beleuchten, ist mir, der ich das wissen möchte, noch nicht bekannt; ein erfahrener Seelsorger hat Mittel genug, die Heuchelei matt zu setzen. Aber das weiß ich, daß jeder treue Gefängnisgeistliche Begegnungen mit ehemaligen Inhaftierten hat, die jeden Verdacht der Heuchelei ausschließen. Wenn ein junger Milchkutscher sein Pferd in vollem Lauf auf pariert, vom Wagen herabspringt, um seinen ehemaligen Anstaltsgeistlichen, den er so nach Jahren zum erstenmal wiedersteht, aufs herzlichste zu begrüßen; wenn einem Strafanstaltspfarrer im D-Zug eine feine Visitenkarte aus dem Abteil gereicht wird und der sich vorstellende Herr in vertrauensvollster Weise gegen seinen früheren Seelsorger ausspricht, so sind das Erlebnisse, — und zwar nicht etwa vereinzelte! — angesichts deren der Gefängnispastor jenen Diskreditierungen seiner Tätigkeit recht wohlgenut entgegentreten kann! Sie beweisen auf jeden Fall, daß das Mißtrauen der Gefangenen gegen den Geistlichen keineswegs unüberwindlich ist.

Nun ist es ja richtig, was eingeworfen wird, daß die umsichtige und eingehende geistliche Versorgung von 3—400 Inhaftierten — in großen Justizgefängnissen leider noch mehr! — schon die physischen Kräfte auch eines eifrigen Seelsorgers übersteigt, zumal, wenn die Inhaftierten häufig wechseln. Aber es ist bei diesem Einwurf eins völlig übersehen, daß der Geistliche eine nicht zu unterschätzende Ergänzung seiner Arbeit einerseits in der Tätigkeit des Lehrers,

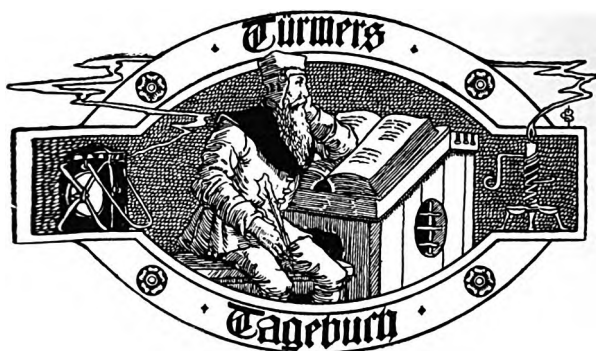
andererseits in der Bedienung der Gefangenen mit geeigneter Lektüre findet. Die Schule ist in der Strafanstalt ein Faktor von tiefgehendster erziehlicher Wirkung; die Unterhaltungslektüre kann bei vielen lernbegierigen Leuten unter geeigneter Leitung dazu gemacht werden. Wie oft hört man ungesucht das Zeugnis von Gefangenen, daß sie jetzt erst den Wert guter Bücher schätzen lernten, daß sie bisher beim Lesen der Hintertreppenromane und anderen gemeinen Schundes nie geahnt hätten, daß es so schöne Bücher gibt!

Als ein besonders schweres Hindernis der „Sozialmachung“ stellt nun der Kritiker die strenge Absperrung von der Außenwelt hin. Er ruft emphatisch aus: „Ist es zu verantworten, daß man den Gefangenen von allem ununterrichtet läßt, was für ihn zu den ernstesten Lebensfragen gehört?“ Nun, würde er Gelegenheit haben, im Gefängnisse sich genauer umzutun, so würde er bald erkennen, wie sehr er mit diesem Vorwurf daneben getroffen hat. Keinem Gefangenen, der dessen bedarf und fähig ist, wird die angemessene Selbstvervollkommnung in seinem Fach verwehrt; da steht man in der Zelle des Schneiders ganze Bände von Fachzeitschriften und hübsche Zeichnungen, die er zu seiner Fortbildung anfertigt, da ist Zeichnen überhaupt eine sehr beliebte Nebeschäftigung. Bekannt ist, daß mit den in Gefängnissen erworbenen Kenntnissen Erfindungen gemacht werden, auf die bei gutem Glück die Leute hernach wohlhabend geworden sind zc. Das Halten von Zeitungen und Zeitschriften ist nicht grundsätzlich verboten, sondern wird in vielen Fällen erlaubt! Stehen die Leute hernach ratlos und hilflos da, so war nicht der Strafvollzug daran schuld, sondern dieselbe Unbesonnenheit und Energielosigkeit, die sie eben ins Gefängnis gebracht hatte; und „greift die Mehrzahl energielos und haltlos dann aufs neue zum Verbrechen“, so sollte man nicht so kurzfristig sein und den Strafvollzug dafür verantwortlich machen oder eine unzureichende Entlassenenfürsorge zum Prügelknaben ausersehn. Bequem ist das freilich und durchaus im Sinn dieser charakterlosen Naturen selbst, die stets die Schuld ihres Falles und Rückfalles außer sich suchen. Falsch ist auch, daß die Leute wegen ihrer Zukunft nicht schreiben dürfen. Im Gegenteil, sie werden aufgefordert, sich recht fleißig um ihre Rehabilitierung direkt durch schriftliche Eingaben, Besuche zc. zu bemühen!

Doch wir können nicht auf alle vorgebrachten Einzelheiten eingehen. Das Mitgeteilte zeigt, daß der Strafvollzug vielleicht doch nicht ganz so schlimm ist, wie sein Ruf. Nur dem wird er zu hart und unzweckmäßig erscheinen, der der Obrigkeit überhaupt das Recht bestreitet, zu strafen. Da scheiden sich die Weltanschauungen. Eine bloße Verwahrungsanstalt und Krankenhaus kann das Gefängnis freilich nicht sein. Die ihre Freiheit nicht zu gebrauchen verstanden, müssen eben den Wert dieses Gutes schätzen lernen durch die empfindlichste Freiheitsentziehung. Mancher ist doch im Gefängnis zum Verständnis und zum Ringen um die innere Freiheit durchgedrungen, mancher hat sich gebessert! Gewiß hat man's in unsern Anstalten mit den „schwierigsten und kompliziertesten Naturen“ zu tun, aber es sind doch noch alles Menschen, Menschen, denen man menschlich nahe kommen, deren Vertrauen man erwerben, auf die man erziehlich einwirken kann. Wo da im Strafvollzug die rechten Leute auf dem Posten sind, da gibt es auch Erfolge. Nicht Maßregeln haben wir nötig, sondern Männer!

Dr. von Rohden.





akland, Japan und Wir. — Auch eine Kulturmission,  
 und ein Krieg. — Helgoland. — Ayle für politisch  
 hdachlose. — Das Hurra-Muh-Muh oder das neue  
 Byzanz. — Der Störenfried.

Was einst mit Fug und Recht behauptet werden durfte: daß kein  
 folgenschwerer politischer Vorgang sich ereignen könne, ohne daß  
 das Deutsche Reich sein gewichtiges Wort und sein noch gewichtigeres  
 Schwert in die Waagschale wüfse, — das ist heute zur leeren, ruhmredigen  
 Phrase zerdrofchen. Sie wird dadurch nicht glaubwürdiger, daß sie bei  
 patriotischen Festgelagen und Denkmalsenthüllungen bis zur Bewußtlosigkeit  
 die ungläubige Welt gehurra wird. Selbst dem kürzer Gestirnten mit  
 dem weh- und demütigen Zug um das schmiegsame Rückgrat entlockt sie  
 nur noch ein höfisch-verbindliches Lächeln. Nichts kann uns den ungeheuren  
 Abstand zwischen jener großen Zeit und unserer — gernegroßen so  
 eindringlich zu Gemüte führen, wie unserer „modernen“ Staatskunst völlig  
 einfluß- und fassungslose Haltung vor und bei dem Ausbruch des russisch-  
 japanischen Krieges.

Ist es wohl denkbar, daß unter Bismarck und seinem „alten Herrn“  
 die deutsche Auslandspolitik sich derart von den Ereignissen hätte überrumpeln  
 lassen können, wie es unserer gegenwärtigen, so glücklich im Glanze ihrer  
 Selbstzufriedenheit blühenden und strahlenden Staatsweisheit — gelungen  
 ist? Dem Glücklichen schlägt keine Stunde, und so segnete man noch immer  
 Fried- und Friedenszeiten, als hinten weit in der Mandchurei die Völker  
 schon aufeinander schlugen.

Klassische Beweise dieser grotesken Tatsache hat, wenn auch gewiß  
 nicht mit Absicht, das offizielle Organ der preußisch-deutschen Regierung,  
 die „Norddeutsche allgemeine Zeitung“ verblichenen Bismarckschen Glanzes,  
 geliefert. Am 3. Januar offenbarte das Sprachrohr moderner deutscher  
 Staatsraison:

„Der Unterschied in der Auffassung, wie sie in der deutschen Presse einerseits und in der englischen andererseits zum Ausdruck gelangt, besteht aber darin, daß jenseits des Kanals in der Öffentlichkeit die Meinung vorherrscht, die Katastrophe sei nahezu unvermeidlich, während bei uns noch immer an der Hoffnung auf eine Verständigung festgehalten wird.“

Am 6. Januar läßt das Blatt die Friedensausichten noch steigen. Am 9. Januar sieht es keinen Anlaß, seinen Standpunkt zu ändern. Gegenüber den „ängstlichen Gemütern“, die von nahen Seeschlachten träumen, scherzt es beruhigend: „Es ist doch nicht Fasching.“ (!)

Am 11. Januar bestätigt sich die „Norddeutsche“ selbst die „Richtigkeit ihrer Auffassung“. Am 24. Januar hofft das Regierungsorgan weiter. Am 5. Februar konnte man lesen:

„Wir sehen keinen Grund, der die deutsche Presse veranlassen könnte, ihre bisher im allgemeinen ruhige und korrekte Haltung aufzugeben und den Wünschen derjenigen Stellen vorzuarbeiten, die eine Übertragung des in der englischen Presse hervortretenden Pessimismus auf Deutschland gern sähen.“

Auch am 6. Februar ist die „Norddeutsche“ noch nicht im mindesten beunruhigt. Und am Sonntag den 7. Februar, morgens, läßt sie sich also vernehmen:

„Solange keine Rundgebung solcher Absichten vorhanden ist, hat niemand das Recht, Rußland oder Japan kriegerische Absichten zu unterstellen (!), vielmehr führt eine loyale Abwägung aller beglaubigten Willensäußerungen jeder der beiden beteiligten Regierungen zu der Auslegung, daß haben wie drüben der aufrichtige Wunsch obwaltet, bei der Verfolgung der beiderseitigen Ziele in den aneinanderstoßenden Interessensphären es nach Möglichkeit bei den diplomatischen Mitteln bewenden zu lassen.“

Unmittelbar darauf wurde das Telegramm verbreitet, welches den Abbruch der „diplomatischen Mittel“ ankündigte. . . .

Kleinmütig brach die norddeutsche Staatsraison in sich zusammen, bescheiden gab sie nur noch Telegramme, aber keinen Senf dazu. Doch nur ein Weichen. Dann straffte sie sich wieder zu ihrer ganzen weltumschauenden und -gebietenden Höhe empor und verkündete dem atemlos aufhorchenden Erdkreise folgendes stupende Ergebnis staatsmännischer Einsicht: „Die strategische Tragweite dieses Vorgangs“ — des Angriffs auf die russischen Schiffe — „ist nicht zu überschätzen.“ Und nun mußte notwendig jener weltgeschichtliche Augenblick eintreten, wo der ruhmvollen Großtat der obligate selbstverfertigte Lorbeer fällig wird: — „Die von Deutschland eingenommene, nach beiden Seiten ehrlich neutrale Haltung wird von den Organen der öffentlichen Meinung fast ohne Ausnahme gebilligt.“ Triumph! Zwar wiederholen sich derartige staatsmännische Triumphe heutzutage so häufig wie nie zuvor in der Weltgeschichte; zwar bleibt den blöden Augen der stumpfsinnigen Plebs ihre erhabene Bedeutung in grauenvolles



Dunkel gehüllt. Aber wir leben nun einmal in einer seltsamen Zeit, die es fertig bringt, auch ungelegte Eier mit freudigem Erzeugerstolze zu begackern und ungepflückte Lorbeern auf Vorschuß zu nehmen. Und so dürfen wir uns heute schon einer Großtat rühmen, wenn wir — überhaupt nichts getan haben. Denn mindestens hat man dann — nichts Dummes oder Schlechtes getan.

Auf den Krieg selbst einzugehen, ist nicht meines Amtes. Das besorgt schon reichlich die Tagespresse, die allein den sich überstürzenden Ereignissen folgen kann. Und in Konjunkturalpolitik möchte ich nicht machen. Sie läuft doch immer auf leeres Geschwätz hinaus, und ihrer Weisheit letzter Schluß ist meist die abgründige Erkenntnis, daß es so oder anders kommen müsse. Das ist dann freilich ein unanfechtbares Ergebnis, das auch die „Tägliche Rundschau“ ihren Lesern darzureichen in der Lage war, als sie vor Ausbruch des Krieges nach reiflichem und angestrenghem Nachdenken zu der unerschütterlichen Überzeugung gelangte: „Die russisch-japanische Krisis, die nun allmählich zu ihrem Höhepunkt gediehen ist, muß sich nach menschlichem Ermessen entweder lösen oder gewaltsam entladen.“ ... „Wenn der Bahn kräht auf dem Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt wie es ist.“

Etwas anderes möchte ich zur Sprache bringen: das Verhalten der deutschen Regierung und der deutschen öffentlichen Meinung zu den beiden kriegführenden Staaten. Da muß nun anerkannt werden, daß die Reichsregierung den vollendeten Tatsachen gegenüber vom deutschen Interesse aus den einzig richtigen Standpunkt einnimmt, indem sie sich zwar neutral verhält, aber doch — wenn nicht alle Anzeichen trügen — mit einer Rußland wohlwollenden Nuance. England läßt freilich seine Sympathien für Japan bei aller „Neutralität“ nicht nur durchschimmern, und Amerika geniert sich ebensowenig. Nur völlige Verblendung durch Partei-Egoismus und Fanatismus kann verkennen, daß Rußlands Freundschaft für das Deutsche Reich unendlich wertvoller ist als die des europäisch übertünchten Mongolenvolkes. In den Tiefen der russischen Volkssee schlummert noch eine unverwüßliche Kraft und eine Entwicklungsfähigkeit, die sich trotz aller äußeren und inneren Krisen dereinst mit Naturgewalt Bahn brechen müssen. Wer den Russen bloß vom Hörensagen kennt und alle die landläufigen Märchen über ihn nachschwätzt, als bestünde das ganze russische Volk aus lauter Schnapsäufern, kann freilich keine Ahnung von der außerordentlichen Entwicklungsfähigkeit dieses an Gemüt und Geist reich begabten Volkes haben. Der Russe, der deutsche Bildung genossen hat, ist manchem modernen Deutschen an wissenschaftlicher Gründlichkeit und sittlichem Ernste überlegen, ganz zu schweigen von der lebenswürdigen Vornehmheit seiner gesellschaftlichen Formen, die man vielleicht am besten als *politesse du cœur* bezeichnen könnte, und die vielen gebildeten Deutschen noch so sehr mangelt, daß sie im Auslande öfter höchst unliebsam aufallen.

Ist nun Japan — denn mit der Zukunft muß bei beiden Staaten gerechnet werden — auch eine solche reinmenschliche Entwicklungsfähigkeit zuzutrauen? Denn darauf kommt es an, auf die erreichbare Vertiefung und Erhöhung des reinen Menschentums. Das allein ist wahre, zukunftverbürgende Kulturmacht. Wie weit dem japanischen Volke die Grenzen der Entwicklung nach diesen Richtungen gezogen sind, dafür hat es uns noch keinerlei Anhaltspunkte gegeben. Der Rassencharakter an sich spricht kaum für weit gezogene. Die Reiser, die Japan vom europäischen Kulturbaume auf den eigenen nationalen gepfropft hat, sind doch vorwiegend geschickt mit — ausgesprochenem Nachahmungseinstinkt angeeignete technische Fertigkeiten. Ob diese Reiser dauernd lebensfähig bleiben? Ob sie den alten Stamm mit ihrem Saft wirklich bis zu den Wurzeln durchdringen oder nach kurzer Scheinblüte wieder absterben werden? Jedenfalls kann germanischem Volkstum der nüchterne, beschränkte Atheismus, der als die eigentliche „Volksreligion“ der Japaner gelten darf, nur in tiefster Seele unsympathisch sein.

Siehen wir auch die Geschichte zu Rate. Da läßt sich nun die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Geschicke Preußens und Deutschlands mehr als einmal in der Hand Rußlands gelegen haben und von ihm zu Deutschlands Gunsten entschieden wurden. So hat's schon Friedrich der Große selbst bekannt, so war's 1813, 1866, 1870; in den beiden letzten Jahren durch eine mehr als „wohlwollende“ Neutralität Rußlands in diesen Kämpfen, bei denen es sich um Sein oder Nichtsein handelte und eine Macht wie Rußland einfach die Entscheidung treffen konnte. Ich erwähne hier, wie ich ohne weiteres zugebe, nur die Lichtseiten des Verhältnisses zwischen Rußland und Deutschland. Die Schattenseiten werden schon von der sozialdemokratischen Presse und einem erheblichen Teile der linksliberalen genügend gewürdigt.

Wenn nun diese Blätter einerseits ebenso wütend gegen Rußland hezen, wie sie anderseits brünstig sich an das neu entdeckte Bruderherz des gelben Parventis stürzen, so mag solches Gebaren die eingekleideten Parteiinstinkte der Sozialdemokratie oder das gekränkte Solidaritätsgefühl des deutschen Judentums mit dem russischen befriedigen, — vom Standpunkte einer vernünftigen Reichspolitik muß es entschieden zurückgewiesen werden. Es ist ja begreiflich, wenn das in der liberalen Presse vielfach maßgebende Judentum die Gelegenheit wahrnimmt, mit Leidenschaft gegen den Staat vom Leder zu ziehen, der ihm wegen der Behandlung seiner Brüder in tiefster Seele verhaßt ist. Die Greuel in Rischineff usw. wird niemand in Schutz nehmen, so wenig auch das Judentum von aller ursächlichen Schuld freizusprechen ist. Aber das alles steht auf einem anderen Blatt. Weder der fanatische Egoismus irgendwelcher Parteiinstinkte, noch die Revanchegelüste einer kleinen Minderheit unserer Mitbürger dürfen uns in unserem ruhigen Urteil über das, was dem Reiche frommt, beirren. Sie haben bereits Schaden genug gestiftet und unsere freundlichen Beziehungen zum

Nachbarstaaten empfindlich getrübt, indem die panslawistische Presse alle erartigen Ergüsse mit Freuden aufgreift, um ihrerseits wieder gegen das erhabte Deutschland zu hezen. Das deutsche Volk hat aber keinerlei verünftige Ursache, sich mit einem Nachbarn verhezen zu lassen, mit dem auf feindlichem Fuße zu leben bei der Gemeinsamkeit so vieler Interessen auf die Dauer ein unerträglicher Zustand wäre. Ganz zuletzt aber, wo es sich um Instinkte und Gelüste handelt, deren Befriedigung niemals die Aufgabe irgendeines Staatswesens sein kann, das nicht etwa bewußten politischen Selbstmord verüben wollte. Ich hielt es nicht für überflüssig, auf jene Unterströmungen hinzuweisen und deren Quellen aufzudecken. Wer sie erkannt hat, wird sich durch das leidenschaftliche, maß- und ziellose Gebahren, das sich über alle sachlichen Rücksichten auf das vaterländische Gesamtwohl hinwegsetzt, nicht mehr fortreißen lassen.

\* \* \*

Auch der Aufstand der Herero-Nigger in Deutsch-Südwestafrika schlug nach der eigenen Aussage des Reichskanzlers — in unsere leitenden Köpfe ein wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Hoffentlich hat er sie wenigstens erleuchtet. Selbst die genauesten Kenner des Landes hätten keine Ahnung von vorhandener Unzufriedenheit gehabt. Nun, das wäre ja nach den Enthüllungen über die Zustände in der Kolonie das Allerstaunlichste. Aber es stimmt nicht einmal. Die Regierung ist schon lange vor dem Aufstande, schon Anfang November vorigen Jahres gewarnt worden. Freilich waren die Warner nur gewöhnliche Privatleute, keine Beamten mit Eigen und blanken Knöpfen. „Amtlich“ war von Unzufriedenheit oder gar Unruhen absolut „nichts bekannt“, folglich existierten sie überhaupt nicht. Am 14. Januar d. J. veröffentlichte der Vorstand des Deutschen Kolonialbundes, dem man doch wohl in ganz bescheidenem Maß von Sachkenntnis immerhin zur Not hätte zutrauen dürfen, in der „Kolonialen Zeitschrift“:

„Der Vorstand des Deutschen Kolonialbundes hatte in seinem Flugblatt Nr. 6 vom 5. November 1903 (!) darauf aufmerksam gemacht, daß wir in Deutsch-Südwestafrika augenscheinlich im Zeichen von Unruhen und kriegerischen Ereignissen ständen, und hatte verlangt, daß sofort eine energische militärische Aktion eintreten sollte. Leider ist seitens der Kolonialregierung vermutlich auf entsprechende Berichte des Gouverneurs hin diesem Rat nicht entsprochen worden“ usw.

Das wurde zwei und einen halben Monat vor dem Aufstande durch Flugblätter in die breiteste Öffentlichkeit gebracht, und es war doch deutlich und dringend genug. Aber „amtlich“ (oder „dienstlich“, wie es auch sehr hübsch heißt,) glaubte man nicht daran, und so mußten denn unsere armen Landsleute daran glauben, die von den Hereros mit Weib und Kind hingeschlachtet wurden wie Vieh!

Der Zustand der Hereros bestätigt nur ein Schillerwort, dessen Wahrheit auch das Begriffsvermögen einer hochwohlweisen Kolonialregierung nicht übersteigen dürfte: „Etwas muß er sein eigen nennen, oder der Mensch wird morden und brennen.“ So war es in der Tat. Die Hereros haben zum letzten verzweifelten Mittel gegriffen, weil ihnen von den deutschen Kulturträgern einfach die Existenz abgegraben worden war. Ihr einziges Besitztum, ihr Vieh, wurde ihnen mit raffinierter List und brutaler Gewalt weggenommen, von ihrem Grund und Boden wurden sie weggejagt. Ich glaube, jedes Volk, auch das frömmste, sogar das deutsche, würde zur Waffe greifen, wenn ihm solches widerführe. „Etwas muß er sein eigen nennen!“ Die verübten Bestialitäten sind auf Rechnung des tiefen Kulturstandes jener halbwildten Völkerschaften zu setzen. Was durfte man von ihnen anderes erwarten?

Wie konnten sich aber die Dinge unter den Augen der Regierung eines christlichen Kultur- und Rechtsstaates bis zu diesen äußersten Möglichkeiten oder vielmehr Unmöglichkeiten auswachsen? Ein Redakteur, Franz Seiner in Graz, der selbst mehrere Monate Südwestafrika bereiste, hat es in einem Leitartikel der „Frankfurter Zeitung“ ausführlich dargelegt:

„Nachdem die Hereros sich in die deutsche Schutzherrschaft gefügt hatten, ließen sich in Windhuk und Otahandja kapitalkräftige Kaufleute nieder. Als der erwartete schnelle Aufschwung jedoch ausblieb und die Geschäfte stockten, führten die Kaufleute das System weitgehendsten Personalkredits ein. Die Kaufleute wandten sich zu diesem Zwecke an ausgediente (unbemittelte) Soldaten der Schutztruppe, nahmen sie als Zwischenhändler in Dienst, übergaben ihnen Wagen samt der Bespannung und den eingeborenen Dienstleuten und sandten sie mit Waren von mehreren tausend Mark im Werte in das Hereroland.

„Der Händler zog nun von Werft (Dorf) zu Werft, verkaufte seine Waren, ohne jedoch sofortige Bezahlung zu verlangen, kehrte dann zum Kaufmann zurück, von dem er neue Waren auf Kredit erhielt, und besuchte nun andre Werften. Nachdem er auch diese Waren abgesetzt und vom Kaufmann abermals frische bekommen, zog der Händler wieder in die erste Gegend und mahnte seine Schuldner, gewährte ihnen aber gleichzeitig neuen Kredit, den die Raffern, nur um die Schuld nicht gleich bezahlen zu müssen, obwohl sie es leicht konnten, ausgiebig benützten. Obwohl der Händler wieder mit leeren Händen zum Kaufmann kam, so kreditierte ihm dieser, der die Verhältnisse genau kannte, doch neue Waren, so daß der beanspruchte Kredit oft bis auf 15 000 Mk. stieg. Jetzt ging der Händler energischer gegen seine ersten Schuldner vor und erhielt von ihnen nach langem Hin und Her eine Teilzahlung in Vieh, gewährte den Raffern aber neuen Kredit, den diese, nur um den Gläubiger bei guter Laune zu erhalten und die Begleichung der schon erheblich angewachsenen Schuldsomme hinauszuschieben, in ausgedehntem Maße in Anspruch nahmen. Der Händler drängte

also seine Schuldner in neue Schulden hinein, er gab ihnen seine Waren wieder auf „Schuld“, wie dort der landläufige Ausdruck für Kredit heißt, und je mehr die Raffern auf ‚Schuld‘ nahmen, desto lieber war es dem Händler; denn dann konnten die Raffern die Schuldsomme unmöglich mit Bargeld bezahlen und mußten Vieh geben, dessen Preis der Händler herabdrückte und an dem er daher neuerdings verdiente.

„Hält der Händler also seine Zeit für gekommen, so sendet er seinen Schuldnern durch einen Raffern die Nachricht, daß sie binnen wenigen Monaten seine Forderungen unbedingt begleichen müßten, nimmt sich einen kräftigen Herero als Gehilfen (Doelker), erscheint zum angegebenen Zeitpunkt vor den betreffenden Werften und treibt mit rücksichtsloser Energie seine Schulden ein. Zuerst versucht er es im guten, aber der Raffer jammert und klagt, erklärt sich als ‚bankrott‘, welches Wort selbst der unkultivierteste Herero zu gebrauchen versteht, er will vom Zahlen nichts wissen und hält den Händler tagelang mit leeren Ausflüchten hin. Schließlich greift der Händler zur Selbsthilfe und schreitet zur eigenmächtigen Pfändung. Dies ist der brennendste Punkt in der Frage des Händlerwesens. Der Händler dringt mit seinen Leuten in den Kraal — ein mit Dornen eingezäunter Viehplaz — des Dorfes und bemächtigt sich trotz des Geschreies und der Drohungen der umstehenden Raffern des der Schuldsomme entsprechenden Viehes. Dabei schätzt er das Vieh willkürlich und unter seinem Werte, um den Zeitverlust einzubringen. Der Herero aber sieht sich vergewaltigt und übervorteilt und ist natürlich auf die Deutschen wütend. So großen Respekt hatten aber noch bis vor kurzem die einzelnen Hereros vor der Polizei und dem ‚Trunk‘ (Arreste), daß sie nicht wagten, dem Händler gewaltsamen Widerstand zu leisten und sich an ihm zu vergreifen. Zwar bestraft das Gericht jeden ihr zur Anzeige gebrachten Fall eigenmächtiger Pfändung streng, was der Raffer auch weiß; doch scheut letzterer die Polizei (tout comme chez nous! D. L.) sowie die mit einer Anzeige verbundenen Laufereien und Unannehmlichkeiten, zweifelt überhaupt daran, ob er vor Gericht zu seinem Recht kommen würde (!), und ergibt sich, sobald das Vieh aus dem Kraale ist, fatalistisch seinem Schicksal.

„Es ist zweifellos, daß die Hereros durch dieses Handels- oder richtiger Ausbeutungssystem mit enormen Schulden belastet und von den Händlern, unter denen sich zwar prächtige Charaktere, aber auch ungemein rohe und gewalttätige Burschen befinden, arg bedrückt wurden. Ich selbst war Zeuge von gänzlich ungerechtfertigten brutalen Mißhandlungen einzelner Hereros durch Händler.“

Es wäre vielleicht noch eine Weile in diesem Stile fortgeworfen worden, wenn nicht ein geradezu geniales staatsmännisches Kunststück dem

Faß den Boden ausgeschlagen hätte. Und es war doch so gut gemeint! Man höre und staune:

„Zu guterletzt“, so schreibt Dr. Foerster in der „Deutschen Tageszeitung“ über die „Ursachen des Herero-Aufstandes“, „zu guterletzt kommt noch eine sicherlich recht gut gemeinte Verordnung vom Herrn Reichskanzler v. Bülow vom 23. Juli 1903, gegeben zu Norderny, die bestimmt ist, die Hereros für die Zukunft zu schützen, die aber sozusagen dem Faß den Boden wird ausgeschlagen haben in ihrer unerwarteten, aber recht natürlichen Wirkung. Sie bestimmt, daß Forderungen an Eingeborene (nach einem bestimmten Formular) nur innerhalb zwölf Monaten einklagbar sind. Die Folge bei der Anzahl von Schulden der Eingeborenen war, daß eine ebensolche Anzahl von Klagen mit allen ihren Folgen anhängig gemacht wurde. Ich ersehe aus einer Notiz in der ‚Südwest-Afrikanischen Zeitung‘, daß von den Kaufleuten zum Gebrauch nicht weniger als 106000 Exemplare dieser Formulare bestellt sind. Man wird sie ja wohl nicht alle auf einmal verwandt haben, aber die Zahl läßt tief blicken.“

Hätte man doch einen erfahrenen Kaufmann zu Rate gezogen! Jeder bessere Geschäftsmann hätte die deutsche Reichsregierung über die unausbleiblichen, ganz selbstverständlichen Folgen dieser einzigartigen Maßregel aufklären können. Und man braucht dazu noch nicht Kaufmann zu sein . . . Graf Bülow ist doch wohl trotz aller seiner Versicherungen, er sei „Realpolitiker“, ein Idealist vom lautersten Wasser. Er hat es eben den Händlern nicht zugeτραut, daß sie seine menschenfreundliche Verordnung in dieser schändlichen Weise ausbeuten würden. Er urteilte eben vom Standpunkte der Gentlemans aus und rechnete nicht damit, daß er es nicht mit andern Gentlemans zu tun hatte, sondern eher mit dem Gegenteil.

Als unverdächtigen Zeugen wird man hier wohl den „Reichsboten“ gelten lassen müssen. Auch er muß bekennen, es stelle sich immer mehr heraus, daß der Aufstand der Hereros durch das Vorgehen deutscher Kolonisten und Händler mit verschuldet worden sei. Durch verschiedene Zuschriften wird ihm bestätigt, daß dieser Aufstand ebenso wie vor einigen Jahren der Aufstand in Kamerun durch die Enteignung der Eingeborenen seitens der Kolonisten hervorgerufen ist. An dem Orte, wo jetzt der Aufstand ausgebrochen und der Kolonist Jäger getötet worden ist, war die Enteignung der Eingeborenen so weit gekommen, daß sie an dem Orte nicht mehr bleiben konnten und nun nicht wußten wohin. Die Regierung solle deshalb immer daran festhalten, daß es ihre Aufgabe ist, die Eingeborenen so gut vor Unrecht und Vergewaltigung durch die Kolonisten zu schützen, wie die Kolonisten vor Unrecht und Vergewaltigung durch die Eingeborenen.

Und Dr. Foerster bestätigt das:

„Es ist von wenig Belang, an welcher Stelle und zu welcher Zeit

Das Feuer ausbricht, das längst verhüllt glühte und das zur offenen Flamme zu entfachen eine Kleinigkeit genügt. Der Aufstand der Hereros ist die Folge ihres Ingrimms darüber, daß ihr Besitz an Land in die Hände der Weißen übergeht. Immer mehr eingeengt als zum Teil Wechselwirtschaft treibendes Viehzüchtervolk durch die Verordnungen der Regierung, den teilweisen Verkauf ihres Landes, . . . kämpfen sie jetzt den Verzweiflungskampf um ihre wirtschaftliche Existenz und Selbständigkeit, denn selbständig waren sie bisher, da man es nicht gewagt hat, sie zu entwaffnen."

Dr. Foerster gibt dann auf Grund der amtlichen Denkschriften eine Darstellung der Art, wie man die Eingeborenen um Land gebracht hat. Das Verfahren war ein sehr einfaches. Man erklärte einfach gewaltige Komplexe, die noch das relativ beste Weideland enthielten, für "herrenlos". Das geschah schon vor einem Jahrzehnt. In neuerer Zeit nahmen die Enteignungen überhand. Von der Bahnlinie Swakopmund und Windhut, die durch den besten Teil des Landes geht, wurden die Hereros immer mehr zurückgedrängt, so daß sie schließlich bereifen mußten, "daß man sie nach dem unwirtlichen Osten abdrängen will". Durch diese Bahnlinie werde den Hereros "im Interesse der Otavi-Gesellschaft wiederum eine Unmenge Land verloren gehen, so daß die Sachlage für sie hoffnungslos ist".

Daß die Hereros ohnehin schon keine Krösusse waren, geht aus der Denkschrift der kaiserlichen Regierung hervor. Der Viehbestand der gesamten Eingeborenenbevölkerung wird nämlich für 1902 auf 15895 Stück Rindvieh, 1675 Pferde und 136557 Stück Kleinvieh geschätzt. Für eine ausschließlich von der Viehzucht lebende Bevölkerung von 200000 Köpfen ist das außerordentlich wenig. Namentlich wenn die Denkschrift den Viehstand der noch nicht den 50. Teil so starken weißen Bevölkerung auf 44487 Stück Rindvieh, 3590 Pferde und 210803 Stück Kleinvieh beziffert! — —

Wilder als das Rachegeschrei gewisser „Patrioten“ in „nationalen“ Blättern dürfte das Kriegsgeheul der Nigger auch nicht gewesen sein. In der „Täglichen Rundschau“ eröffnet uns ein solcher Gemütsmensch tiefe Blicke in sein christliches Seelenleben, indem er den wahrhaft frommen Wunsch ausspricht, daß den 80—100000 Hereros ihr gesamtes Eigentum weggenommen werde und sie selbst „in absoluter Abhängigkeit erhalten“, also zu Sklaven gemacht würden.

Und leider, leider scheint das nicht einmal ein „frommer Wunsch“ bleiben zu sollen. „Von wohlunterrichteter Seite“ will die „Ostpreuß. Ztg.“ erfahren haben, daß man in den maßgebenden Kreisen der Kolonialverwaltung bereits über die Bestrafung der Hereros in besonders exemplarischer und wirksamer Weise betreffen, einig sei. Es sollen folgende Maßnahmen geplant sein:

„In erster Linie wird der reiche (? vgl. die Zahlen oben) Viehbestand der Hereros dazu benutzt, um den beraubten Farmern aufzuhelfen. Man wird das Vieh an sie und dann an die übrigen Ansiedler verteilen. Ferner muß die durch Schutzverträge garantierte halbe Souveränität der Häuptlinge vernichtet werden. Die Hereros verlieren dann auch das Eigentumsrecht an Grund und Boden. Das Land geht an den Fiskus über. . . Als nachhaltigste Strafe aber [wird die energische und rücksichtslose Heranziehung der Hereros zu öffentlichen Arbeiten bezeichnet. Man muß sie fest herannehmen und sie nicht für Lohn, sondern nur für Kost und Bekleidung arbeiten lassen. Auch hierdurch würde man erhebliche Ersparnisse erzielen. . . Außer der Wiederherstellung der zerstörten Bauten usw. kämen noch besonders Damm- und Eisenbahnarbeiten in Betracht. Diese Art der Strafe wäre besonders deshalb eine passende, weil sie jeder einzelnen Person des Stammes tüchtig fühlbar wird.“

Und unsere ganze christliche Gesellschaft schweigt, alle die lobesamen Frommen im Lande schweigen; katholische Papskirche und evangelische Landeskirchen: sie schweigen alle im Chor. Zu was sind sie eigentlich da? Wie die Stimme des Predigers in der Wüste, wie eine Glocke, die auf dem Kirchhof die Toten aus den Gräbern rufen möchte, so tönt in diese Grabesruhe einer heuchlerisch frommtuenden, innerlich entchristlichten und entarteten Gesellschaft die Mahnung des Missionshauses in Barmen, die einzige mir bekannt gewordene, die sich mit Mut und Entschiedenheit gegen die Wiedereinführung der Sklaverei wendet:

„Wir würden es aufs tiefste beklagen müssen, ja wir würden es als einen Widerspruch gegen Recht und Billigkeit empfinden müssen, wenn die Folge der nötig gewordenen gewaltsamen Niederschlagung des Aufstandes eine vollkommene Rechtlosigkeit der Herero, wie sie befürwortet wird, sein sollte. Die Ehre des deutschen Namens verlangt nicht nur, daß mit Waffengewalt und mit fester Hand Aufregung und Empörung niedergeworfen wird, und daß die Schuldigen, die das Schwert erhoben und gar zum Mord geschritten sind, die ganze Schwere des Gesetzes trifft; die Ehre des deutschen Namens verlangt auch, daß nach dem Siege den armen Irreführten und Verblendeten, die sich haben hinreißen lassen, Schonung zuteil werde, und daß mit der Gerechtigkeit sich Milde paart.“

Und was hat nun die deutsche Kulturmission den armen Wilden gebracht? Hunger, Nilpferdpeitsche, Schnaps und gewisse Krankheiten. Die Denkschrift verzeichnet für das Jahr 1902 473 Auspeitschungen. Im Hererogebiet wurde besonders häufig gepeitscht, in Swakopmund 128mal, in Karibib 87mal, in Windhut 99mal. Die weitere christlich-germanisch-zivilisatorische Tätigkeit schildert ein in der Denkschrift zitierter Missionsbericht:

„Besonders Unzucht und Trunksucht herrschen in hohem Grade.



Leider sind oft Weiße nicht allein schlechte Vorbilder in dieser Beziehung, sondern auch direkte Verführer. Venerische Krankheiten haben in besorgniserregender Weise um sich gegriffen ..."

„Sehr bedauerlich ist es, daß es hier in weiten Kreisen üblich ist, eingeborenen Arbeitern den Genuß von Branntwein regelrecht anzugewöhnen. ...“

Zwanzig Jahre ist nun die Kolonie bereits in deutschem Besitz, Millionen über Millionen hat sie verschlungen, ohne daß ein rechter Fortschritt erkennbar wäre. Und jetzt erklärt Graf Bülow selbst, daß der Aufstand die kolonialisatorische Arbeit eines ganzen Jahrzehnts vernichtet habe!

Die gesamte Einfuhr nach Deutsch-Südwestafrika repräsentierte im Jahre 1902 einen Wert von 8 567 550 Mk. Die Ausfuhr bezifferte sich auf 2 212 973 Mk., so daß der Gesamthandel 10 780 523 Mk. betrug. Ausgeführt wurde außer Tieren und tierischen Erzeugnissen im Werte von 1 023 637 Mk. fast nur noch — Guano für 853 890 Mk.

Als Siedlungsgebiet für Landwirte hat die Kolonie auch wenig Zukunft. Die Vegetation kann nur kümmerlich gedeihen, da es vielfach an Wasser fehlt. In der Denkschrift klagten wieder „fast alle Missionare“ über die „anhaltende Dürre“, die die Missionsstationen entvölkert.

Die Zahl der Farmen und die Erfolge der Viehzucht sind so gering, daß die Regierung dem Reichstag eine Vorlage unterbreitete, wonach das Reich jedem neuen Ansiedler 10 000 Mk. Zuschuß bewilligen sollte.

Wenig Anziehungskraft übt die Kolonie auf Ansiedler aus. An erwachsenen männlichen Weißen wurden gezählt

1896 . . . . .	1080
1902 . . . . .	2569
Zunahme . . . . .	1489

Dabei betrug die Zahl der Regierungsbeamten und Angehörigen der Schutztruppe 1896 586 gegen 939 im Jahre 1902. Von den übrigen 1500 waren 54 Missionare, 277 Kaufleute und Händler, 813 Ansiedler und Farmer und 693 Handwerker und Arbeiter.

Außer der Schutztruppe wohnen in der Kolonie nur 1200 Deutsche. Nach den vielen Millionen, die sie bereits verschlungen, haben die deutschen Steuerzahler allein im Jahre 1904 nach dem Etat 5 416 200 Mk. Reichszuschuß zu zahlen. Und nun noch die weiteren Millionen für den „Krieg“!

Sa, „Krieg“ führt das Deutsche Reich mit einem Niggerstamm, ebenso wie es — noch dazu unglücklich — „Krieg“ mit der venezolanischen Spitzbuben- und Komödiantenrepublik geführt hat. „Präsident“ Castro „lacht sich 'nen Akt“ und läßt die deutschen Kaufleute noch gründlicher zur Aber als vorher. — O alte deutsche Herrlichkeit, wohin bist du geschwunden! ...

\* \* \*

Ich bin Anhänger einer kraftvollen deutschen Kolonialpolitik, aber der gegenwärtigen kann ich keine Freude abgewinnen. Man will doch auch endlich frisches, freudiges Leben und Aufblühen sehen und nicht immer nur erbitterte Klagen hören über einen unfruchtbaren Bureaokratismus, der eigens berufen scheint, durch seine unverbesserliche Schwerhörigkeit berechtigten Wünschen gegenüber den wirklich tüchtigen Kräften der kolonialen Praxis Anreiz und Freude an frohem Schaffen zu vergällen. Aberdies ist unsere koloniale Politik, wie wir das so gewohnt sind, auch zu spät aufgestanden. Als wir uns an die Tafel setzten, hatten unsere lieben Freunde und getreuen Nachbarn bereits die besten Bissen verschluckt. Was von guten Sachen etwa noch für uns übrig geblieben war, das haben wir — war es Großmut oder was anderes? — an unseren biedersten, treuesten, liebsten Freund verschenkt. Ach, es gibt keine Worte für solch' ideale Freundschaft. Umsoweniger, als sie so ganz und gar nicht erwidert wird, und der biedere, hochverehrte Freund all unser minniglich Werben und demütig Dienen mit Fußstritten regaliert, wie sie nur der geübte Football-Sportsman auszuteilen versteht.

Doch wir wollen auch nicht undanbar gegen ihn sein. Ein freundschaftliches Angebinde hat er uns gewidmet, einen Trost hinterlassen —: Helgoland! Wir beherrschen Helgoland! Fragt sich nur: — wie lange noch? Vor irgendwelchen Aneignungsgelüsten Fremder ist ja das Objekt durch seinen negativen Wert geschützt. Es wird sich kaum jemand an ihm vergreifen. Der biedere Freund, der uns großmütig gestattet, die von Jahr zu Jahr höheren Reparatur- und Erhaltungskosten für diese „Mehrung des Reiches“ aufzubringen, würde es kaum geschenkt zurücknehmen.

„Mehrung des Reiches“! Unglaublich und doch wahr: als solche wurde die Erwerbung des unschätzbaren Kleinods nach Abschluß des Sansibarvertrages in patriotischen Blättern beräuchert. Und nun stellte sich immer deutlicher heraus, daß selbst dieser Abfall von dem opulenten Mahle, das England 1890 mit gesegnetem Appetit an unserem reichgedeckten Kolonialische einnahm, in absehbarer Zeit von der Bildfläche verschwinden, ein Raub des Meeres werden wird. Trotz aller kostspieligen Schutzvorrichtungen gelingt es nicht, der langsamen Abbröckelung Einhalt zu tun, die mit unermüdlicher Eier an dem Eilande leckenden Zungen des Meeres wirksam abzuwehren. Die Maßnahmen der letzten Jahre haben sich trotz erheblicher Aufwendungen nicht bewährt, und es muß bedenklich um die Insel stehen, wenn, wie die Blätter melden, der Kaiser sie demnächst persönlich besichtigen will. Derartige Naturvorgänge pflegen sich je länger desto schleuniger zu vollziehen. Und so ist es nicht unmöglich, daß vielleicht schon nach einigen Jahrzehnten von dem Eilande nicht viel mehr übrig geblieben ist als ein aus dem Meere emporragender Fels, auf dem gerade noch eine Fahnenstange mit der Reichsflagge und eine preußische Militärkapelle Platz haben, die dann die Götter des Meeres mit patriotischen Weisen von der Mehrung des Reiches ergötzen kann.

Und was haben wir für dieses winzige und noch dazu vergängliche Gebilde, das von mancher Landseeinsel an Umfang und absolutem Wert übertroffen wird, alles geopfert! Der Vertrag, in dem der stolze Britte diesen abgenagten Knochen dem vor ihm „schön machenden“ deutschen Sündchen zugeworfen hat, ist eine der kläglichsten von den vielen kläglichen Erinnerungen aus der Geschichte des „Neuen Kurzes“. Aber es ist heilsam, sie aufzufrischen, zumal in diesen Tagen, wo das so geringe, kaum vorhandene koloniale Interesse des schlafmützigen Reichsphilisters durch eine Katastrophe ein ganz klein wenig aufgerüttelt worden ist.

Die Geschichte des Sansibarvertrages, wie überhaupt der deutschen Kolonialpolitik unter dem zweiten Kanzler des Deutschen Reiches ist so traurig wie lehrreich. Und es läßt sich besonders für die Gegenwart viel Daraus lernen, zu allererst, daß es geradezu sträflich ist und die verhängnisvollsten Folgen haben kann, wenn ein Volk sich um seine Angelegenheiten — und dazu gehört doch die Auslandspolitik wohl nicht zuletzt — nicht kümmert und alles der nicht immer verbürgten Weisheit der Regierung überläßt.

Ich könnte die damaligen Vorgänge nicht eindringlicher, jedenfalls in keinem anderen Geiste beleuchten, als es durch Rechtsanwalt Claß in der Weimarschen Zeitschrift „Iduna“ geschieht:

„... England, das jeden unserer Schritte zum Erwerb und zur Ausdehnung unseres Kolonialbesitzes mit Neid und Argwohn verfolgt, und das uns nach Möglichkeit Steine in den Weg gelegt hatte, es heutete die deutsche Annäherung in einer Weise kolonialpolitisch aus, die heute geradezu unbegreiflich erscheint. Caprivi ließ sich im Frühsommer des Jahres 1890 mit England in Verhandlungen über Kolonialfragen ein und konnte bereits am 1. Juli dem deutschen Volke das Ergebnis in Gestalt des sogenannten Sansibarvertrages darbieten.

„Mit welcher Auffassung, welcher Gesinnung er dabei ans Werk ging, geht daraus hervor, daß er bei jeder Gelegenheit betonte, er sei kein Kolonialenthusiast, und daß er sich zu dem Ausspruch versteigen konnte, das schlimmste, was uns passieren könne, sei, wenn uns einer ganz Afrika schenke — dies Afrika, um das der Wettlauf der Mächte schon längst begonnen hatte. Im Kopfe dieses Mannes hatte der Gedanke keinen Raum, daß das deutsche Volk bei seiner raschen Vermehrung Kolonialpolitik treiben müsse, und daß wir erst am bescheidenen Anfang stünden, daß uns Gebiete noch fehlten, die für Volksbesiedelung geeignet waren.

„Er erklärte mit einer Harmlosigkeit, die für den verantwortlichen Leiter eines großen Volkes mehr als beschämend ist: ‚Die Periode des Flaggenhissens und Vertragsschließens muß beendet werden, um das Erworbene nutzbar zu machen.‘

„Die Nutzbarmachung bestand darin, daß wir mit vollen Händen schenkten. Wir gaben unsere Ansprüche an Sansibar, Witu und Uganda auf; verloren den Zutritt zum mittelafrikanischen

Sudan von Osten; wir erlitten zudem in Witu, dessen Sultan ein treuer Freund der Deutschen war, schwere Einbuße an unserer Ehre und sahen der Beschließung Sansibars zu. Dagegen gewannen wir — Helgoland! Caprivi war stolz und glücklich über diesen Vertrag; das deutsche Volk aber in seinen besten Teilen brauste vor (ohnmächtiger! D. L.) Empörung und (belanglosem! D. L.) Unwillen auf und schuf sich in den Vorgängern des Alldeutschen Verbandes ein Mundstück für seine Anschauungen. Fürst Bismarck sagte bitter: Man habe eine Hofe für einen Knopf gegeben! (Ein prächtiges Wort des Alten! D. L.)

„Caprivi aber ließ sich nicht beirren; er fuhr fort in seinen Bemühungen, die Kolonien nutzbar zu machen, schuf den Kolonialrat, machte Herrn Dr. Kayser zum Kolonialdirektor, erteilte Konzessionen, die den Rest unseres Kolonialbesitzes entwerten halfen, und schloß mit Frankreich das Kamerunabkommen. Dieser am 15. März 1894 geschlossene Vertrag wurde von der Regierungspresse als ein Erfolg des Kurses gepriesen; er bestand in Wahrheit darin, daß wir das ganze streitige Gebiet an Frankreich überließen und damit außer Wadai den Zugang zum mittelafrikanischen Sudan von Westen her verloren. Der Schlag war schwer: die nationalen Kreise waren empört und entrüstet über diese neue Kapitulation vor dem Ausland; Bismarck ließ erklären, er hätte einen solchen Vertrag nie abgeschlossen; der verantwortliche Leiter unserer Geschicke aber lebte im stolzen Bewußtsein, unter den gegebenen Verhältnissen alles erreicht zu haben, was möglich war — ob deutsche Pioniere: Gelehrte, Offiziere, Kaufleute, die aufgegebenen Gebiete erforscht und erschlossen, ob deutsches Blut dort geflossen — es kümmerte ihn nicht.

„Heute aber tranken wir an den Folgen solchen geradezu sträflichen Tuns, und wir können sagen, die Entwicklung in Afrika wäre ohne Caprivi einen andern Weg gegangen — einen Weg, auf dem die Zukunftshoffnungen unserer besten Männer hätten erreicht werden können.

„Es ist klar, einem Manne, der Rußlands Deckung fahren lassen konnte, der die Freundschaft der Polen suchte, der wichtige koloniale Ansprüche verschleuderte, fehlte es an allem, was zum Staatsmann erforderlich, am Blick für Gegenwarts- und Zukunftswerte vor allem.

„Wir wundern uns also nicht, wenn sein Auftreten dem Ausland gegenüber auch in Fragen von untergeordneter Bedeutung kläglich war wie wir erinnern, um Beispiele zu geben, an den chilenischen Bürgerkrieg, wo wir unsere Interessen schutzlos ließen, weil angeblich keine Kriegsschiffe entbehrte werden konnten; an den kolumbischen Handelsvertrag, der unsere Kaufleute schutzlos ließ gegen Schädigungen bei Staatsumwälzungen, an den Fall des Dr. Prowe in San Salvador, der von unserer Vertretung im Stich gelassen wurde; der einzige Lichtblick ist die

Erzwingung der Preisgabe des Abkommens zwischen England und dem Kongostaat, durch das ein 25 km breiter Streifen von der Nordspitze des Tanganjikasees zum Albert Edwardsee an England verpachtet werden sollte. Auf die Verwahrung, die das Deutsche Reich nach längerem Schwanken einlegte, verzichteten die Parteien auf Ausföhrung des Vertrages — allerdings nachdem auch Frankreich Verwahrung eingelegt hatte . . .

„Nur ein Volk wie das deutsche, dem jede politische Schöpfung, Begabung und Überlieferung fehlt, läßt eine solche Verwahrung seiner wichtigsten Interessen über sich ergehen. Was wollte es heißen, wenn weitblickende Männer mit Grimm und Entschlossenheit die Taten des neuen Kurses angriffen und das Volk zur Abwehr aufriefen, wenn die unabhängige Presse ihn bekämpfte — es war eine kleine Minderheit. Die Volksvertretung ließ es — abgesehen von wenigen — an Erkenntnis und Weitblick fehlen, und das deutsche Volk betrat ruhig die abschüssige Bahn, geführt von seinem Reichskanzler . . .“

Erst wenn ihm die neue Steuerveranlagung mit einer Erhöhung um ein paar Stufen zugegangen, murt und knurrt der deutsche Spießer, spricht von „Erpressung“, schimpft auf unnütze Ausgaben in Staat, Armee und Marine und — zahlt gehorsam, was auch immer man ihm abfordert. Dann hat die liebe Seele wieder von „Staatsgeschäften“ ein Jahr lang Ruh'. Aber der Mann ist mit seinem Schimpfen im Unrecht, er ist selbst mit daran schuld, wenn ihm mehr abverlangt wird, als ihm billig scheint, und wenn Irrtümer der Regierung oder Schäden im Staate sich auch seinem Geldbeutel merklich fühlbar machen. Er hat sich das ganze Jahr um nichts gekümmert, als um sein Geschäft und seine engsten Familieninteressen, und seine politische Überzeugung betätigte sich ausschließlich auf der Bierbank am Stammtisch.

Nur durch diese politische Gleichgültigkeit und Unmündigkeit werden Preisereise des deutschen Bürgertums werden einerseits manche sonst unverständlichen Maßnahmen der Regierung, andererseits aber die vielfach verkehrten Zustände in unserem Parteiwesen begreiflich. Unsere Parteibildungen und die Mehrheiten, die sie zuweilen zusammenzaubern, entsprechen durchaus nicht dem, was wir unter dem Begriff des deutschen Kulturvolkes verstehen. Im deutschen Reichstage z. B. haben die Konservativen und das Zentrum die Mehrheit. Die mit ihnen stimmen, sind Mitläufer (Mittelparteien usw.). Maßgebend sind allein die beiden extremen großen Parteien. Nach den Grundsätzen dieser Parteien wäre also das deutsche Volk in seiner Mehrheit feudalliberal, und davon kann doch keine Rede sein. Selbst diejenigen, die einen Zentrumsmanu oder einen Konservativen von der äußersten Rechten wählen, würden doch im Ernstfalle nicht geneigt sein, ihnen bis zur letzten Konsequenz ihrer Grundsätze zu folgen, also etwa den mittelalterlichen Feudaladel der Agrarstaat oder die weltliche Souveränität des Papsttums wieder aufzurichten und ihm folgerichtiger Weise mit den andern Fürsten auch den deutschen Kaiser unterzustellen.

Mit der Sozialdemokratie ist es nicht anders. Hunderttausende, vielleicht Millionen, die auch nicht entfernt daran denken, die Monarchie oder den bürgerlichen Staat umzustürzen, die gut vaterländische und sogar christliche Überzeugungen hegen, geben ihre Stimme dem Sozi, nur weil sie keiner andern Partei den Mut und den Willen zutrauen, Mißstände und Schäden anzugreifen und auszurotten, deren täglicher empörender Anblick ihnen das Blut zum Sieden bringt. Gäbe es eine christliche und nationale bürgerliche Partei, die durch die Tat bewiese, daß sie mit all diesen am Marke des Volkes fressenden Schäden gründlich aufräumen und reinen Tisch machen will, — es wäre die Partei, die allein befähigt wäre, die Sozialdemokratie von innen heraus und mit dauerndem Erfolge zu bekämpfen. Von Rechts wegen sollten sich alle bürgerlichen Parteien mit solchem Geiste durchbringen lassen. Aber davon kann heute noch entfernt nicht die Rede sein.

Es fehlen uns eben die rechten Parteien, die unseren veränderten Bedürfnissen und Zuständen entsprechenden Parteigebilde, — Asyle für die vielen politisch Obdachlosen, parteipolitische Wohnungen, in denen sich die im Volke wirklich vorhandenen politischen Gruppen auch so recht zu Hause fühlen könnten. Die Zugehörigkeit zu den heutigen Parteien ist vielfach Notbehelf. Mit keiner möchte man länger als ein kleines Stückchen Weges zusammengehen; selbst gegen die nächst verwandte hat man noch manche Vorbehalte. Aber da es eine noch näher verwandte nicht gibt und man sich doch irgendwo politisch betätigen möchte, so nimmt man halt mit dem fürlieb, was da ist. Ich rede hier natürlich nicht von dem deutschen Durchschnittsphilister, sondern von den intelligentesten, tüchtigsten Teilen des Volkes. Sie alle werden von den Mehrheiten, die unter dem Einflusse ihrer Tagesgrößen stehen, majorisiert und terrorisiert. So ist's in allen Parteien, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, wie uns das ja vom Dresdener Parteitage in der anschaulichsten Weise vorgeführt und dargestellt wurde. Die Sozis waschen ihre schmutzige Wäsche vor der breitesten Öffentlichkeit und laden noch Gäste hinzu, die andern tun's hinter verschlossenen Türen. Das ist der ganze Unterschied.

An Bequemlichkeit fehlt es ja <sup>\*</sup> in den Räumen der alten Parteihäuser nicht, es läßt sich schon darin wohnen. Das gilt sowohl von den Insassen als auch von den Hausverwaltern. Sene brauchen sich nicht mit unnützen Geschäften, wie Nachdenken und dergl., zu bepacken, — das besorgt schon die vorgesezte Parteibehörde; diese hat es nicht nötig, etwa verlautbarten Skrupeln und Zweifeln Rede und Antwort zu stehen. Es genügt die Berufung auf die parteipolitische Hausordnung, um renitente Elemente zum Gehorsam zu rufen. Widrigenfalls Hinauswurf.

Hauptsache: möglichst viel „Stimmvieh“. Verläuft sich einer von der Herde, um ein wenig auf fremder Weide zu grasen, so verrät seine disziplinwidrige Exkursion der freudige Schall der ihm umgehängten Partei-Ruhglocke, er wird am Horn genommen und in den Parteistall geschoben, allwo ihm

das Futter geistiger Nahrung und politischer Überzeugung vorschriftsmäßig zugemessen wird. Außern darf er sie nur durch ein gesinnungstüchtiges „Muh-Muh“, was je nach den Umständen Stimmabgabe für den Parteikandidaten, „stürmischen Beifall“ oder „Hurra“ bedeuten kann. Bekämpfen darf er den Gegner nicht mit Gründen, sondern mit den Hörnern, und zwar ist er auf Horneid verpflichtet, sich auf jeden roten Lappen, besonders aber rote Kranzschleifen und rote Schlipse zu stürzen.

Das heutzutage beliebteste Muh-Muh ist bekanntlich das Hurra-Muh-Muh. Auf der großen Vogelwiese, genannt Preußen-Deutschland, ist es in den letzten Wochen mit einer Kunst und Ausdauer exekutiert worden, die von langjähriger Übung und vollendeter Technik zeugte. Alle Sachverständigen waren darüber einig, daß eine solche Ausbildung im Hurra-Muh-Muh kaum noch zu übertreffen sei, jedenfalls aber von keinem anderen Volke auch nur annähernd erreicht werde. Wozu brauchen wir auf unserer Vogelwiese zu wissen, daß inzwischen unsere Landsleute in Südwestafrika abgeschlachtet werden oder daß im fernen Ostasien ein Weltkrieg entbrennt? Was sind uns unsere Kolonien, was ist uns Japan, oder gar Rußland? Was ist uns die ganze äußere und innere politische Deroute! Haben wir doch unser herrliches Hurra-Muh-Muh, das uns kein anderes Volk nachmachen kann. Es war ein Schauspiel für Götter, es war ein Wettbewerb der edelsten nationalen Kräfte, der sich allenfalls nur noch mit den olympischen Spielen vergleichen ließ. Hatte einer sein Preis-Muh-Muh-Lied so edel, tief und schön von sich gestoßen, daß sich einen Augenblick lang feierlich-andächtige Stille über der tief ergriffenen Menge lagerte, so stieß plötzlich ein anderer ein noch edleres, schöneres und tieferes Muh-Muh aus. Heil dir, geliebtes deutsches Vaterland, es wird dir nie an Muh-Muh-Helden fehlen, und wenn du schon glaubst, den größten gehört zu haben, sei getrost, vertraue deinen patriotischen Blättern und Rednern —: es kommt noch ein größerer! . . . Und dabei läuteten auf der ganzen großen Vogelwiese die Ruhglocken im festlichen Reigen, und nach jedem Reigen veräumte man nicht, einige Duzend der röttesten Sozi mit den Hörnern aufzuspießen und, nachdem man mit ihnen eine Weile zur Kurzweil Hornball gespielt, sie — schwarz zu rösten und zu verspeisen. —

Es ist nicht nur schwer, es ist einfach unmöglich, keine Satire zu schreiben, wenn man von Berufs wegen genötigt ist, fortgesetzt die Ergüsse eines geradezu unzüchtigen, innerlich durch und durch un-wahren, heuchlerischen Loyalismus über sich ergehen zu lassen, der sich nicht scheut, den niedrigsten, subalternsten Instinkten der sog. „Gebildeten“ zu schmeicheln und sie im gemeinen Geschäftsinteresse oder in dem ihrer lieben Eitelkeit und Streberei zu lakainenhafter Knechtschaffenheit zu erziehen oder — weil das häufig gar nicht mehr nötig ist — in diefer zu erhalten. Da gibt's Männer der Presse, die viel zu intelligent und zu gebildet sind, als daß sie nicht wüßten, was für ein faules Fressen sie ihren Lesern vorsetzen und wie sie sich dadurch prostituieren. Aber sie tun's dennoch — als

Geschäftsleute, weil es allerdings traurige Tatsache ist, daß zahlreiche Leser, namentlich aber Leserinnen, nach derartiger Kost gieren. Und so päppeln sie diese damit wider ihr besseres Gewissen. Da sind Staats- und Gemeindebeamte, die durch krampfhaft byzantinische Ekstase die Aufmerksamkeit hoher und allerhöchster Persönlichkeiten auf ihre minder hohe, aber gern höher strebende lenken, mindestens aber dem hohen Vorgesetzten in empfehlende Erinnerung bringen wollen. Findige Geschäftsleute beuteln mit innerlichem Hohnlachen die günstigen patriotischen Gelegenheiten aus und scheren die frommen Lämmlein, die da glauben, daß sie diesem „patriotischen“ Zwecke geduldig stille halten müßten, da, wie Krummacher so hübsch das französische Wort überträgt — „der liebe Gott dem geschorenen Lämmlein ja doch ein sanftes Lüftchen sendet“. Es fängt an bei den mit wollüstigen Schneideraugen gesehenen Balltoiletten der Hofdamen, deren textile und körperliche Reize mit wahrer Inbrunst, ja mit religiöser Verzückerung geschildert werden, und endet — ja, wo endet das eigentlich?! Es hat kein Ende, es ist bereits fast bis zur Vergötterung von Menschen gediehen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch noch Tempel und Altäre für den neuen Kult gebaut werden und vor ihnen geopfert und geräuchert wird, wie einst im Rom der Cäsaren. Manche wären wohl schon heute dazu bereit, wenn sie damit Geld verdienen oder einen Orden ergattern könnten. Nur ein Rest von Scham und die vermutliche Ausichtslosigkeit des Beginnens hält sie noch davon zurück.

Die „Deutsche Zeitung“ druckt einen „eigenen Bericht“ über den Besuch des Kaisers in Landshut aus Anlaß der Trauung im Hause des Reichstags-Vizepräsidenten Grafen zu Stollberg-Wernigerode. Er beginnt:

„Das war einmal ein Jubeltag, so dürfen wir Landesluter jetzt mit Weibel singen und sagen: Unser Kaiser hat uns besucht.“ Lange genug schwebten wir in banger Erwartung“ (Ach, du armes deutsches Hundeseelchen, wann „schwebst“ du nicht „in banger Erwartung“?). Dann heißt es weiterhin, es gab seit Bekanntwerden des Hochzeitstages in der Bevölkerung nur noch einen Unterhaltungsgegenstand: wird die Kaiserin der Braut die hohe Ehre der Teilnahme an der Hochzeit erweisen oder nicht? Wird womöglich auch der Kaiser selber kommen? Man gönnte der gräßlichen Familie, die wegen ihrer Schlichtheit, Leutseligkeit und Wohltätigkeit allgemein beliebt ist, diese Ehre aus vollstem Herzen, man ersehnte sie aber auch für sich selbst. . . Und nun sollte es möglich sein, daß auch ein Deutscher Kaiser seinen Einzug hier hielte? Ach, wenn doch der Kaiser oder die Kaiserin oder noch lieber beide kämen! Das war der einstimmige Wunsch der Bevölkerung. Aber, aber, so sagte man sich, der Kaiser hat im November erst eine Halsoperation überstanden, in den Zeitungen wird fortwährend von einer Reise nach dem Süden geschrieben, wird da nicht Dr. Leuthold oder irgend ein anderer Leibarzt vor der Reise nach unserer rauhen Gegend warnen und all unsere Wünsche und Hoffnungen zuschanden machen? Doch siehe da, vom Hofmarschallamt kam die amtliche Nachricht, daß beide Majestäten zu



kommen geruhen werden, und nun — war alles in freudigster Aufregung. Man wollte das geliebte Kaiserpaar doch würdig empfangen und ein vornehmes Feierkleid anziehen, aber ach, nur wenige Tage standen noch zur Verfügung. Der Winter heut keine anderen Blumen, als Eisblumen, und das Erdreich ist ein Meter tief gefroren. Was nun? Hilft alles nichts; wenn Kaisers' kommen, wie die Leute sagen, da gibt es kein Bedenken, kein Säubern, keine Unmöglichkeit. Was sein muß, das muß eben sein, und eine fieberhafte Tätigkeit wird entwickelt. Trotz eisiger Kälte wird Tag und Nacht gearbeitet, ein Wagen nach dem anderen fährt Tannen und Fichten aus der städtischen, gräflichen und königlichen Forst herein, und hundert geschäftige Hände sind tätig, Kränze und tausende Meter Guirlande zu winden, die Bäumchen in die Erde zu setzen, Flaggenmasten zu umwinden und aufzurichten, Ehrenpforten zu bauen usw. Die hiesigen Tapezierer und Dekorateure sind bei weitem nicht imstande, allen an sie herantretenden Anforderungen zu genügen, auch wenn der Tag statt 24 nun 48 Stunden hätte. Es müssen Hilfskräfte von außerhalb, von Hirschberg, Görlitz und Breslau herangezogen werden, und es gelingt. Am Sonntag mittag schon kennt man unsere Stadt kaum wieder. Der Bahnhof, in seinem Ausgange gewissermaßen umgebaut, die Bahnhofstraße eine via triumphalis, das schlechte Pflaster überall mit Kies bestreut, alle Häuser bekränzt und mit Flaggentuch und Fahnen in den deutschen, preussischen, sächsischen, bayrischen, gräflich Stollberg'schen, gräflich Platenschen Farben geschmückt, die Schaufenster aufs schönste in vaterländischem Geiste ausgestattet, Ehrenpforten errichtet, wohin man sieht, auf der Lappersdorfer Straße jeht, wo wir drei Monate lang in der Stadt wegen Neubau der Gasanstalt im Finstern sitzen mußten, sogar elektrisches Licht — es ist kaum zu glauben und doch wahr, es gilt ja dem Kaiserpaar. Aber ach, da verbreitet sich das Gerücht, daß die Kaiserin wegen einer Erkältung trotz des milder gewordenen Wetters die Reise habe aufgeben müssen. Das war freilich ein bitterer Tropfen in dem Freudenbecher, allgemein ist das Bedauern, die geliebte Landesmutter, die vor allem durch ihre Teilnahme bei den verwüstenden Überschwemmungen die Herzen der Schlesier gewonnen hat, nicht sehen zu können; aber mit dem Wunsche um baldige Genesung derselben verbindet sich der Trost: nun, wenn es denn einmal nicht sein kann, daß die Kaiserin in unsere raube, weltentlegene Gegend kommt, so müssen wir zufrieden sein, Gott sei Dank, daß wenigstens der Kaiser kommt. Und er kam."

In dieser Weise geht die Schilderung weiter, vom pünktlichen Eintreffen des Hofzuges und vom Empfange durch die Brauteltern und die Spitzen der Behörden bis zur huldvollen Begrüßung nicht nur des Brautpaares seitens des Kaisers, sondern — man denke! — sogar der Brautjungfern und Brautführer, von der Rundfahrt durch die Stadt unter den begeistertsten

Zubelrufen der ganzen Bevölkerung, „was“ dem hohen Gaste „sichtlich Freude bereitet“, bis zur ausführlich mitgeteilten Speisenfolge „für die Feinschmecker“ und der nicht minder ausführlichen Beschreibung der Brauttoilette „für die Damen“. Es wird ferner erzählt, daß „Se. Majestät mit sichtlichem Interesse die Kirche betrachtete und mit lauter kräftiger Stimme die Lieder mitsang“, und daß „Se. Majestät die Güte hatte, seine besondere Freude über die zahlreiche Kinderschar und über die großartige Ausschmückung der Stadt auszusprechen.

„Gegen 6 Uhr verabschiedete sich Se. Majestät von der Hochzeitsgesellschaft, bestieg den Wagen und fuhr unter Fackelbeleuchtung auf den Bahnhof, um nach Breslau weiter zu reisen. Längs der Bahnhofstraße waren auf den umliegenden Höhen hellloдерnde Freudenfeuer angezündet, was einen großartigen Eindruck machte. In den Herzen der Bevölkerung hat sich der Kaiser ein herrliches Denkmal gesetzt (durch seinen einmaligen Besuch! D. E.) und wir dürfen nach den gehörten Äußerungen die Überzeugung haben, daß der Besuch auch in wahlpolitischer Beziehung gute Folgen haben wird. Die Befürchtung mancher ängstlicher Gemüter, daß unsere sozialdemokratischen Wähler den Besuch zum Anlaß eines Putschs (!) nehmen werden, hat sich nicht erfüllt. Auch diese sind nur verführt und im Herzensgrunde gut königstreu (und dabei die komische Furcht vor einem „Putsch“! Wie reimt sich dieser Schwaz? D. E.), trotz ihrer sozialdemokratischen, in Wirklichkeit dem vermeintlichen Arbeitervertreter gegebenen Stimmen, die Haltung der Bevölkerung war einfach mustergültig. . . .“

\* \* \*

Denselben spaltenlangen Bericht, nur um ein geringes abgeändert, veröffentlicht die „Tägliche Rundschau“, die in ihrem politischen Teile schüchternen Umwandlungen gegen Byzantinismus und Servilismus nachgibt. Diesem „unabhängigen“ Blatte ist es ein „nationales“, unter keinen Umständen zu unterdrückendes Bedürfnis, „den Gebildeten aller Stände“ in einem Bericht vom „Kaiserabend“ beim Reichstagspräsidenten noch nachträglich (!) in vierzehn Druckzeilen die — Speisekarte mitzuteilen; und nach gewissenhaftester Aufzählung dieser Tafelgenüsse heißt es: „Der Monarch bewährte auch hier (während er „im Eckzimmer Cercle hielt“) seine Elastizität und behielt stundenlang straffe Haltung in stehender Stellung bei.“

Den Hofbällen im Februar widmet das nationale und unabhängige Blatt außer den ausführlichen Festberichten noch drei spaltenlange Nachträge, im ganzen nicht weniger als 421 Druckzeilen. Davon rund 200 Zeilen der Beschreibung von Toiletten! Natürlich sah da „die Herzogin von Arenberg in einem ihrer grünlichen Märchengewänder mit langen Hängeärmeln („leuchtendgrüne Gaze, in Flittern schillernd wie der Schuppenleib eines Fisches; die langen Hängeärmel fielen von der Schulter bis zum Knie herab“, hieß es im Bericht vorher) wieder

entzückend aus, „erschien in einem wundervollen Gewand von gelber Seide, überdeckt von gelblichen Spitzen,“ während „von den Hüften bronzefarbene Bandschärpen bis zum Saum des Kleides herabfielen“ und „im blonden Haar Smaragde und Brillanten glänzten,“ die Prinzessin Friedrich Leopold; „umfloß grüner Samt die Gestalt der Prinzessin Biron von Rurland;“ „wirkte wunderbar die blonde Schönheit der Erbprinzessin von Pleß in einem glatt herabfließenden Gewande von bläulichem Silberbrokat, das an der Schulter mit einem Büschel riesiger Lilien geziert war. Fast immer trägt die Erbprinzessin von Pleß, eine geborene Engländerin, Lilien an Schultern und Brust oder hält einen Strauß von ihnen in der Hand.“ Eine Dame „sah herrlich aus in grauer Seide mit grauem Mohr, im dunklen Haar Diamanten, das Kleid auf den Schultern nur durch Spangen gehalten, deren eine von einem ungewöhnlich großen Smaragd zusammengefaßt wurde“. Eine andere „sah man in einer ihrer berühmten Toiletten“. „Sehr elegant war wieder das hübsche Fräulein v. S., Fräulein v. B. eine Erscheinung von entzückender Frische.“ Gräfin G. „eine der ersten Schönheiten unter allen Anwesenden,“ „die ganz lichtblonde Gräfin Sch. war von blauem Samt umflossen,“ „die berühmt schöne Freifrau v. B. mit ihrem Madonnenantlitz, den großen Augen und dem braunen, welligen Haar, trug weißen Atlas, zusammengehalten von einem Gürtel aus Perlen und Diamanten“ usw. usw.

Was wird nicht alles herangeschleift, welche mögliche oder unmögliche Gelegenheit nicht behend und energisch am Schopfe ergriffen, um der aufgespeicherten, drängenden Brunst nach unzüchtiger Loyalitätsbezeugung zu genügen!

Die Stadt Stuttgart hat nach einem Beschluß des Gemeinderates an sämtliche Gemeinden des Landes einen Aufruf gerichtet, in dem sie unter ausdrücklicher Berufung auf das Beispiel Sr. Majestät des Kaisers zu einer besonderen Hilfsaktion für die Notleidenden von Aalesund auffordert. Jede Gemeindeverwaltung soll einen Pfennig pro Kopf der Bevölkerung hergeben. Demgemäß hat Stuttgart 1800 Mk. bewilligt. Das ist nicht viel für eine solche Stadt. Aber wenn dem Beispiele die sämtlichen Gemeinwesen des Deutschen Reiches folgten, so kämen 600 000 Mk. zusammen. Und der Aufruf erhofft in der That, daß das Beispiel der württembergischen Gemeinden im übrigen Deutschland Nachahmung finden werde. Also eine richtige deutsche Nationalspende für Aalesund. Ein Berliner Blatt bemerkt dazu: „Es liegt glatt auf der Hand, daß die Triebfeder dieser Hilfsaktion keineswegs Wohltätigkeitsdrang, sondern Liebedienerei ist. Die Welt hat ganz andere Katastrophen erlebt, in Deutschland selbst haben wir Unglücksfälle zu beklagen gehabt, die weit größeres Elend im Gefolge hatten als der Aalesunder Brand, ohne daß man zu dem großen Apparat einer Nationalsubskription gegriffen hätte. Und warum jetzt? Nun, weil der Kaiser das Beispiel gegeben hat. Des Kaisers Handlungsweise in Ehren! Es liegt in der menschlichen Natur, daß sich das Herz da am meisten dem Mitleid und

der Hilfsbereitschaft erschließt, wo ihm die Not persönlich nahe tritt. Die durch persönliche Eindrücke hervorgerufene Gebelust ist nicht immer die wirtschaftlich klügste, aber sie ist die menschlich schönste. . . . Daß nun aber All-Deutschland in seine Fußstapfen tritt, ist ganz und gar nicht wünschenswert. Wen das Unglück der Nalesunder rührt, der gebe sein Scherflein. Wer dem Kaiser seine Loyalität bezeigen will, der tue es, wo immer es ihm gefällt; aber Wohltätigkeit üben, um Loyalität zu zeigen, das ist eine Sünde wider den heiligen Geist der Humanität. Und am Ende gibt es auch in Deutschland noch genug Not zu lindern, so viel Arbeitslose und Hungernde zu unterstützen, daß man nicht die Stadt- und Gemeindefächer für das Ausland in allgemeine Kontribution zu setzen braucht.“ Sehr richtig! Daß im skandinavischen Norden selbst die schnelle Hilfsaktion wahre Begeisterungstürme erweckt und dem deutschen Kaiser, als dem schnellen Anreger, viel Bewunderung eingetragen hat, ist am Ende erklärlich; wiewohl auch hier manche Leistung schon stark an deutschen Byzantinismus anklängt. 3. B. wenn ein Kopenhagener Blatt „Vort Land“, das beiläufig sogar deutschfeindlich ist, sich in folgendem blauen Dunst ergeht:

„Es gibt Handlungen, welche mit Meteoren verglichen werden können, die plötzlich an der dunklen Kuppel des Himmelsraumes aufflammen. Ihr seltenes Erscheinen weckt selbst die gleichgültigsten Menschen — selbst der Bergmann verläßt die dunklen Gänge seiner Arbeit und blickt eine Seitlang himmelwärts. Die Erinnerung an ein solches Meteor erhält sich lange Zeiten, sie pflanzt sich fort vom Vater auf den Sohn und auf den Enkel. Wenn auch Kaiser Wilhelms vielfache Worte vergessen sein werden, wenn die Adler seiner Legionen und ihre funkelnden Kürasse im Schoße der Erde verrostet und zu Staub geworden sind, wenn das Geschlecht der Hohenzollern nur noch in Stein in einer Siegesallee steht, so wird doch die Erinnerung daran lebendig bleiben, daß der Kaiser der erste war, welcher der unglücklichen norwegischen Fischerstadt seine Hand reichte. Europa steht einer Handlung gegenüber, die in des Wortes vollster Bedeutung königlich ist.“

„Nalesund, überall Nalesund,“ schreibt die Zukunft, „das war's wohl auch, was die Zeitungshändler in der Stadt ausbrüllten. Für Südwestafrika haben die Hauptblätter nicht so viel Raum. Für Südwestafrika ist auch einstweilen nicht soviel Geld gesammelt und ausgegeben worden, wie für Nalesund. Nur der Prinz-Regent von Bayern hat, ziemlich demonstrativ, zweitausend Mark für die von den Schwarzen bedrohten Landsleute angewiesen, denen doch das Feuer näher auf den Leib brennt, als den norwegischen Küstenbewohnern. Da steht's, zum Glück, nämlich nicht ganz so schlimm, wie man anfangs fürchtete. Als die deutschen Schiffe ankamen, waren die durch die Feuersbrunst obdachlos Gewordenen fast sämtlich schon in der Nachbarschaft untergebracht. Auf den Schiffen, die, wie gemeldet wurde, für 6000 Menschen Unter-

unft boten, suchten nur ungefähr 600 ein Nachtlager. Daß eine viel größere Schar sich an die vollen Schüsseln drängte, ist nicht wunderbar; wäre der Zubrang etwa geringer, wenn irgendwo in Deutschland Speise und Trank umsonst gespendet würden? Auch in der Heimat gibt's bittere Not; und mancher mag jetzt seufzend fragen, warum die private Wohltätigkeit denn nicht den überschwemmten Schlesiern und anderen darbenenden Deutschen Baumaterialien, Volkstüchen, wärmende Kleider, Lebensmittel und Bargeld so rasch und so reichlich geliefert habe, wie den Vale-undern. Damit soll gegen die Hilfeleistung nichts gesagt sein. Ob die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd für die Norweger Hunderttausende ausgeben können, haben die Aktionäre dieser Gesellschaft zu entscheiden. Doch warum soviel Rederei der begünstigten Rhedereien? Hatte vorher etwa jemand bezweifelt, daß der Kaiser ein mitleidiger Mensch ist und, wenn er Abgebrannten Unterstützung bringen kann, die Mühe eines Telephongesprächs und einer Depesche nicht scheut? Er hat selbst 10 000 Mk. gegeben. Die Haupthilfe aber kam nicht von ihm, auch nicht von den Herren Ballin und Wiegand, sondern von den Aktionären, die schließlich die Beche bezahlen müssen. Merkwürdig, wie heutzutage alles aufgekauft, jede Unterscheidungslinie weggewischt wird. . . ."

Ein Kreuzer der Marine ist mit dem Namen der Reichshauptstadt versehen worden. In der Glückwunschadresse, die der Magistrat dem Kaiser zu Neujahr geschickt hat, lallt er im Freudenrausche folgende Dankesworte:

„Unsere Stadt, auf die jeder Fortschritt des Reiches Einfluß übt, ist Euerer Kaiserlichen und Königlich Majestät für das segensreiche Walten zu tiefstem Danke verpflichtet. Und insbesondere hat sie den alleruntertänigsten und aufrichtigsten Dank für die hohe Ehre abzustatten, daß ein Schiff Eurer Majestät den Namen Berlins fortan wieder, wie einst in den glorreichen Tagen des Großen Kurfürsten, durch die Meere an die fremden Küsten tragen darf.“

Der Kaiser richtete darauf seinerseits an den Berliner Magistrat einen Dankerlaß, worin er seiner Befriedigung darüber Ausdruck gibt, daß die Benennung des Schiffes nach der Reichshauptstadt „von der Berliner Bevölkerung so freudig aufgenommen“ sei. Ein Leser der „Rölnischen Volkszeitung“ entwickelt ein so mangelhaftes Verständnis für diesen Adressenwechsel, daß er an das Blatt schreibt:

„Man kann mit Sicherheit behaupten, daß dies für die weit überwiegende Masse der Berliner Bevölkerung nicht zutrifft, der es tatsächlich ganz gleichgültig ist, ob ein Kreuzer den Namen Berlin führt. Es handelt sich hier nicht darum, an dieser tatsächlich bestehenden Gleichgültigkeit Kritik zu üben, es ist in jedem Falle höchst peinlich, wenn ein kaiserlicher Erlaß Behauptungen aufstellt, die nicht zutreffen. Man wird also in diesem Falle die Informationsquellen des Kaisers nicht von dem Vorwurf freisprechen können, eine persönliche Empfindung ohne ausreichende, beweisbare Grundlage verallgemeinert zu haben. Jedenfalls darf man jetzt

das Verlangen stellen, zu erfahren, wie die angebliche Freude der ‚Berliner Bevölkerung‘ sich geäußert haben soll.“

Der Oberbürgermeister von Krefeld teilt der ehrfürchtig lauschenden Stadtverordnetenversammlung mit, daß ein besonders gedrucktes und geschmackvoll eingebundenes Exemplar des Verwaltungsberichtes von 1902 dem Kaiser überreicht worden sei, der die Darbietung huldvollst entgegengenommen habe. Dies sei geschehen, weil in jenem Bericht auch der Besuch des Kaisers in Krefeld eingehende Schilderung erfahren. —

In dem Bericht über die Verwendung des Dispositionsfonds des Reichskanzlers, der dem Reichstage vorliegt, findet sich ein Posten von 56 655 Mark als Kosten des Auswärtigen Amtes für Reisen fremder Fürstlichkeiten innerhalb der Reichsgrenzen angerechnet. Die Kosten aus Anlaß der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich von Preußen, die je zur Hälfte auf Fonds des Auswärtigen Amtes und der Rgl. Kronkasse übernommen worden sind, betragen für die Staatskasse 62 574,02 Mark, dagegen beläuft sich der Beitrag des Reichs zu den Kosten des internationalen Schiedsgerichts-Bureaus im Haag nur auf die bescheidene Summe von 9068 Mark.

Wieviel Not und Elend könnte man damit lindern! Die aller schlimmste, empörendste sogar abschaffen!

Gen Himmel — duften zum Teil die Blüten, die der Byzantinismus bei dem diesjährigen Geburtstage des Kaisers gezeitigt hat. Einen bunten Kranz davon hat die „Zukunft“ gewunden, „ein paar Proben aus den Festartikeln“ deutscher Zeitungen, nebst nachdentlichem Kommentar:

„Schwäbischer Merkur: ‚Für uns ist der Kaiser nicht nur eine interessante, für uns ist er zugleich eine führende Persönlichkeit.‘ Reichsbote: ‚Wenn wir fragen: Wo ist der Mann, der, wenn die Lage der Entscheidung kommen, an die Spitze treten könnte, so sind alle (?) darin einig: Es ist Kaiser Wilhelm der Zweite.‘ Tägliche Rundschau: ‚Sollen wir das Bild des Kaisers uns trüben lassen, weil er vielleicht da und dort dem ersten Eindruck allzu willig nachgab, weil gelegentlich rasche Begeisterung oder heiß aufwallender Zorn aus ihm redeten? Am letzten Ende sprach aus alledem doch nur die nimmermüde Sorge des Landesvaters, der, wie er es selbst einmal in einem psychologisch nicht genug ausgemünzten Wort erklärt hat, fast erdrückt wird von der Last der Verpflichtungen, die die Vorsehung auf ihn gelegt hat. . . . Von Mißverständnissen befreit, helläugig und voll froher Hoffnung wie in den Tagen brausender Jugendlust jubeln wir dem Kaiser zu.‘ Leipziger Tageblatt: ‚Überall zwang sich tiefbekümmerten Gemütern die Überzeugung auf, daß der Verlust dieses kostbaren Lebens unermesslich sein, vielleicht gar den Weltfrieden bedrohen, am schwersten aber das deutsche Volk treffen würde.‘ Hannoverischer Courier: ‚Seine in ihrer Eigenart faszinierende Persönlichkeit beschäftigt die Gedanken der Mitwelt in einem Maße, wie es in unserer Zeit niemals ein anderer Fürst vermocht hat.‘ Dresdner Nachrichten: ‚Wo in

er Welt gibt es heute einen Herrscher, in dessen Persönlichkeit fast das gesamte öffentliche Leben so frisch, so ursprünglich, so lebhaft pulsiert, wie in dem Träger der deutschen Kaiserkrone?' Kölnische Zeitung: 'Der Abstand zwischen Kaiser und Volk bedeutet eine Überlegenheit des Kaisers.' Börsenzeitung: 'Es ging ein Schrecken durchs Reich, ein Bangen, den genialen Herrscher zu früh zu verlieren.' Braunschweigische Landeszeitung: 'Das Genie geht andere Wege als die Menge; und ein Genie darf man den Herrscher, um den das Ausland uns beneidet, wohl kennen. ... Wo sich Genialität mit starkem Pflicht- und Verantwortlichkeitsbewußtsein paart, da ist es nicht schlecht um das Staatswohl bestellt.' Vossische Zeitung: '... Zwei Monate lang hat der Kaiser in Ungewißheit geschwebt, zwei lange, bange Monate hat er mit der Möglichkeit, mit der Wahrscheinlichkeit rechnen müssen, daß seine Tage gezählt seien. Und in diesen zwei Monaten hat er gewissenhaft und unermüdet seine Geschäfte getan, seine Arbeiten verrichtet, seine Pflicht erfüllt. ... Ist es nicht ein Beweis der menschlichen Größe, daß ein Fürst, im Ausblick auf den Tod, unmittelbar bevor er seinen Leib dem Messer des Arztes bietet, die Beziehungen zu einem mächtigen Nachbarreich zu verbessern sucht, unter Zurückdrängung und Unterdrückung seiner körperlichen Leiden, nur um dem Erben der Krone und dem Vaterland eine gedeihliche Zukunft zu sichern?' Berliner Lokalanzeiger: '... Es wird einst ein besonderer Ehrentitel des Kaisers sein, daß er ein wahrer Arbeiterkönig gewesen ist. Wo Kaiser Wilhelm steht, sollte daher auch der deutsche Arbeiter seinen Platz wählen. ... Bei seiner letzten Ertrankung gelangte es in allen Zonen und Ländern beredt zum Ausdruck, was Kaiser Wilhelm der Menschheit geworden ist. Dessen sollten sich auch die deutschen Arbeiter bewußt werden; dann würden sie heute mit allen Kreisen des Bürgertumes begeistert dem Kaiser nahen und mit inzigem Danke dem Wunsche Worte leihen, daß der Lenker des Weltalls ihm auch in dem neuen Jahr die Kraft zur weiteren Betätigung seines großen Lebenswerkes schenken möge.' ... Der alte Kaiser und Bismarck haben nie solche Presse gehabt.

„Nach den Artikeln die Festreden. Im Homburger Kurhaus sprach der Landrat Ebbinghaus: 'Nach alter deutscher Sitte, nach gutem deutschen Brauch und dem Zug unseres Herzens folgend, am heutigen Tag das erste Glas, das einzige Hoch Seiner Majestät, dem Vater des Vaterlandes, dem Kaiser im Reich! Und welch einem Kaiser! ... Für das kaiserliche Werk auf all den zahllosen Gebieten des öffentlichen Lebens während einer sechzehnjährigen, gesegneten und glücklichen Regierung redet die Tat selbst; sie bedarf nicht schwacher Würdigung aus dem Munde der Menschen, sie wird in Zonen nicht untergehen! ... Schauen Sie sich um in der gärenden, wild wogenden Welt! Die Wolken ballen sich zusammen an allen Orten, nicht nur draußen in der Fremde, nein: im Vaterlande selbst zucken zahllose Blitze am Himmels-

dunkel. Aber aus diesem Chaos, aus dieser brandenden See wilder Volksleidenschaft (hu, hu! D. S.) ragt hervor wie ein granitner Felskoloss der Hoffnung und der Zuflucht die gewaltige Persönlichkeit des deutschen Kaisers in strahlender Majestät, der eigenen Kraft sich wohl bewußt; und zu diesem Felsen schauen nicht nur wir vertrauend hinauf, nein, mit uns die gesamte, große gesittete Welt. So ist denn aus dem jugendlichen, an Kraft überschäumenden Monarchen, der vor sechzehn Jahren den Thron seiner Väter bestieg, der zielbewußte, gewaltigste Kaiser im Räte der Fürsten und Herrscher geworden, dem sich niemand unter den lebenden Regenten ebenbürtig an die Seite stellt, um dessen Besitz uns die Welt beneidet und der mit ehernem Griffel seine markigen Züge einträgt in die Tafeln der Weltgeschichte, ære perennius! In Wien, beim Feste der deutschen Kolonie, Herr Dr. Hall: ‚Die Großherzigkeit der Initiative, mit der Kaiser Wilhelm sich an die Spitze der Aktion für Alesund gestellt hat, und die Schlagfertigkeit, mit der die deutschen Interessen in Südwestafrika geschützt werden, hat den deutschen Namen wieder in aller Mund gebracht.‘ (Das dünkt diesen Redner die Hauptsache; und geredet wird über Deutschland ja wirklich genug.) ‚Wer hätte früher geahnt, daß im Jahre 1904 unser geistreicher Kanzler das Wort prägen könnte: Deutschland in der Welt voran?‘ (Niemand; wenn man bedenkt, welche klägliche, an Prunkworten arme Rolle Deutschland bis ins Jahr 1890 spielte . . .) Wir alle aber, die wir in gemeinsamer Verehrung zu dem erhabenen Hohenzollern emporblicken, rufen frohgemut: In Deutschland der Kaiser voran! (Der Frohgemute scheint nicht zu ahnen, wie geringe Rechte die Reichsverfassung dem Kaiser gibt.) Der Reichstagspräsident Graf Ballostrem: ‚Unser gegenwärtig glorreich regierender Kaiser sitzt schon seit fünfzehn Jahren auf dem Thron und war während dieser verhältnismäßig langen Zeit immer bemüht, das Wohl des Reiches zu fördern.‘ Als das Reichstagspräsidium im Schloß empfangen wurde, erwähnte Graf Ballostrem auch den Stimmlippenpolypen, der den Kaiser ein Weilchen beschäftigt hatte. Da antwortete Seine Majestät: ‚Ja, Sie haben's gut gehabt; ich bin aber zwei Monate herumgegangen, ohne zu wissen, ob die Sache gutartig oder böseartig sei.‘ ‚Meine Herren, welche großartige Auffassung! Zwei Monate ist der Kaiser herumgegangen in der Ungewißheit, ob er den Keim eines tödlichen Übels in sich trüge oder nicht! Und während dieser Zeit hat er immer seine Pflichten erfüllt.‘ (So großartig, Erzellenz, müssen täglich Tausende handeln, die vor einer Operation stehen; und jeder Bauchschnitt, jede Blinddarmoperation hat für den davon Bedrohten schlimmere Schrecken als die Beseitigung eines Stimmbandpolypchens.) Ich sagte: ‚Und noch kurz vor der Operation haben Majestät die bedeutungsvolle Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland gehabt!‘ Da sagte der Kaiser ganz einfach, wie ein Familienvater: ‚Nun ja, wenn's



was Böses gewesen wäre, dann wollte ich doch meinem Sohn angenehm nachbarliche Verhältnisse hinterlassen.' Welch hohe Ergebung in den Willen Gottes liegt in diesem Ausspruch unseres kaiserlichen Herrn! Er, auf dem mächtigsten Thron der Welt (Großbritannien, Rußland, China zählen offenbar nicht mit), ist ergeben in Gottes Willen, falls er ihn abrufft, und nur darum besorgt, daß er seinem Nachfolger angenehm nachbarliche Verhältnisse hinterläßt.' (Der Kaiser weiß natürlich, der Reichstagspräsident natürlich nicht, daß diese Verhältnisse vor der Zusammenkunft mit dem Zaren weder angenehmer noch unangenehmer waren als nachher.) Das ist ein so hoher sittlicher und christlicher Standpunkt, daß man nur bewundernd zu dem Herrn aufsehen und sagen kann: Möge Gott mir geben, daß ich mich bei gleicher Gelegenheit ebenso beheme!' (Ach, dann ist ja der liebe Gott dazu gar nicht mehr nötig, da ja der Herr Graf schon auf Erden „zu dem Herrn aufsehen kann“. D. S.) (Daß also ein Parlamentspräsident, wenn er sich im Februar einer ungefährlichen Operation aussetzen, aber mit der Möglichkeit eines Krebsleidens rechnen muß, im Januar noch die Geschäfte des Hohen Hauses erledigt.) Das ist ein neues Band, das den Kaiser mit dem deutschen Volk verbindet, und dieses Band soll nicht zerrissen werden durch Leute, die das kaiserliche Ansehen und die kaiserliche Person in der Öffentlichkeit herabsetzen wollen und die nicht immer nur der Umsturzpartei angehören. Es gibt auch andere publizistische Organe und Wißblätter, die sich zum Beruf gemacht haben, die kaiserliche Person und die kaiserliche Würde herabzuziehen. Dagegen wollte ich an dieser Stelle ein Wort sagen; wir im Reichstag werden gewiß bei jeder Gelegenheit solchen Bestrebungen entgegentreten. Wir werden nicht nur treu zu Kaiser und Reich stehen, sondern wir werden auch unsere Liebe auf den herrlichen Mann vereinigen, der an der Spitze des Deutschen Reiches steht.' So redet Graf Franz von Ballestrem, der dem Reichskanzler Fürsten Bismarck einst zurief: ‚Pfui!‘ Der aber jegliche Erinnerung an die Sprache politischer Leidenschaft aus dem Gedächtnis getilgt hat. Auch nicht mehr weiß, daß dem Deutschen Reich die Instanz nicht fehlt, deren nie erlahmender Eifer den Kaiser vor Schimpf schützt. Daß der Reichstag nicht nach staatsanwaltlichen Funktionen zu streben, der Reichstagspräsident bei festlichem Mahl weder von einer Umsturzpartei zu reden noch ‚publizistische Organe und Wißblätter‘ zu schelten, zu verdächtigen hat. Der Reichstag, so träumten die Schwärmer lange, ist der Hort freier Meinung; und ein Präsident, der oft genug der Regierung Wilhelms des Ersten das schroffste Mißtrauen ausgedrückt hat, wird gewiß für die schärfste Kritik (die schärfste, die bei uns überhaupt möglich ist) Verständnis haben. Endlich ausgeschlafen, Ihr Patrioten?“

Das Quallvollste ist aber, was sich dem Münchener Generalintendanten Ernst v. Poffart als Antwort auf eine Umfrage der Scherl-Zeitungen an die „führenden Geister“ (!) über ihre Weihnachtswünsche entrungen hat:

„Ihr fragt, was an Wünschen, an Hoffnungen ich  
 Für das Jahr, das kommende, hege.  
 Als ob nicht in jedem Deutschen sich  
 Ein Wunsch nur, ein höchster, sich rege!  
 Fragt drunten im Süden, fragt drüben im Ost,  
 Im Westen, im Norden vom Reiche:  
 Wir bitten alle um einen Trost,  
 Der die Sorge, die bange, verscheuche —  
 Ein Wunsch nur schallt heut' in der Kunde:  
 Daß der Kaiser — der Kaiser gesunde! —“

Welch peinlich unwahre Sentimentalität, der die gequälte Nation schon auf 1000 Schritt anzumerken ist.

Neben dem „patriotischen“ Poeten aus Sfarathen der aus Sprechathen. Ein Lehrer des Rixdorfer Realgymnasiums hat ein Liederbuch für die byzantinische — wollte sagen berlinische Jugend — herausgegeben. Preis eine Mark. Eine Probe daraus:

Horch! aus weiter Ferne  
 Klingt's bum bum trara!  
 Ei, die Wachtparade  
 Mit Musik ist da.

An dem einen Fenster,  
 Nein, ist das 'ne Pracht,  
 Steht ja unser Kaiser,  
 Und er grüßt und lacht.

Bis zum Kaiserschloße  
 Zieh'n sie Schritt vor Schritt,  
 Bin schon matt und müde,  
 Doch ich renne mit.

Ja, er ist's, sie rufen  
 Alle laut Hurra!  
 Nie will ich's vergessen,  
 Was ich heute sah.

Kaiser und Soldaten  
 Sind mir stets im Sinn.  
 Ach, ich ging' am liebsten  
 Morgen wieder hin.

Der hoffnungsvolle Jüngling sollte lieber seine Lektion „stets im Sinn“ haben, statt wie verrückt den Soldaten nachzulaufen. „Und alles ist Dressur“, sagt Goethe-Faust.

Ist es noch Patriotismus und monarchisches Bewußtsein, wenn über Kaiser und Kronprinz die wichtigsten Dinge täglich auf dem Zeitungsmarkt ausgeklingelt werden? Im „Reichsboten“ lesen wir: „Berlin, 22. Januar. Seine Majestät der Kaiser kehrte gestern nachmittag nach einem Jagdtribüß im Forsthaus von Wildparkstation nach Berlin zurück. Um 8 Uhr wohnte Seine Majestät im Saale der Hochschule für Musik einem Vortrag des Dr. Thiersch über seine Reise nach Palästina bei. Zur Abendtafel im königlichen Schloß war Admiral Hollmann geladen. — Heute morgen unternahm Seine Majestät den gewohnten Spaziergang im Tiergarten mit dem Prinzen Eitel Friedrich, hatte eine Unterredung mit dem Reichskanzler Grafen von Bülow und hörte einen Vortrag des Kultusministers Dr. Studt. Um 11 Uhr wohnte Seine Ma-

estät einem Gottesdienst in der englischen Kirche am Monbijouplatz anlässlich des Todestages weiland Ihrer Majestät der Königin von England, sowie der Enthüllung von Motivtafeln für die verstorbene Königin von England und weiland Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich bei und gedachte später das Palais des Kaisers Friedrich zu besuchen. — Heute Abend gedenkt Seine Majestät einem Vortrag des Obersten und Abteilungschefs im Großen Generalstab, von Lindenau, über die Schlacht bei Kesselsdorf beizuwohnen.“

Dasselbe Blatt druckt der „Magdeb. Ztg.“ das folgende nach: Jedesmal, wenn der Kaiser Hannover besucht, bringt er auch seine Lieblinge aus dem Hundegeschlecht mit, nämlich drei lichtbraune, prächtige Fedel, welche die Namen ‚Dachs‘, ‚Bella‘ und ‚Liesel‘ führen und ihn durch ihr munteres Spiel und ihre Possierlichkeit häufig ergözen. Sobald der Monarch morgens sein Schlafgemach verlassen hat und in seinem Arbeitszimmer die ersten Regierungsgeschäfte erledigt, kommen auch schon die Fedeln ins Zimmer, um, wenn sie ganz besonders artig sind, unter dem Schreibisch liegen zu bleiben. Das Hundetrio ist von tadelloser Rasse, hat kluge Köpfe, helle Augen und das lebenswürdigste Betragen. ‚Liesel‘ und ‚Dachs‘ sind ein Stammelternpaar, von ihnen stammt ‚Bella‘ nebst einer größeren Anzahl von Geschwistern, die als Geschenke in verschiedene Fürstlichkeiten gewandert sind.“

Ferner derselbe Reichsbote: „Ein Weihnachtserlebnis des Kronprinzen, das von seiner Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit Zeugnis ablegt, wird aus Potsdam berichtet. Am Montagabend wurde derselbe, als er einen Ausgang unternahm, von der mit Weihnachtsschäfchen auf der Straße handelnden 11jährigen Tochter Klara der Waschfrau Heinrich, welche ihn nicht kannte, mit den Worten angesprochen: ‚Herr Leutnant, koopen Sie mir doch ’n Schäfchen ab, vor zehn Pfennig.‘ Der Kronprinz blieb stehen und erstand den ganzen Vorrat der Kleinen, welchen er mit 5 Mark bezahlte. Er gab dann den Auftrag, die Schäfchen nach dem Rabinettschhaus zu bringen, der dort stehende Wachtposten würde ihr schon weiteren Bescheid geben. Die erfreute kleine Händlerin tat, wie ihr geheißen, und erfuhr nun erst durch einen Offizier, daß der Kronprinz der Käufer war. Einem Händler mit Weihnachtsbäumen hat der Kronprinz auf der Straße eine große Tanne für die 2. Kompanie des 1. Garderegiments zu Fuß abgekauft.“

Und: „Der Kronprinz ließ einer armen Bergmannswitwe in Waldenburg in Schlesien, deren Ehemann kürzlich auf der dortigen Grube tödlich verunglückte, ein Weihnachtsgeschenk von 100 Mk. zugehen. Der Stiefsohn des Verstorbenen dient nämlich bei der 2. Kompagnie des 1. Garderegiments z. F., die bekanntlich der Kronprinz als Hauptmann führt.“

„Der Kronprinz weilte kürzlich auf dem Heiligensee bei Potsdam, wo er sich auch auf einem abgegrenzten Teile beim sogenannten Grünen Haus im Neuen Garten die Prinzessin Friedrich Leopold zum Schlittschuhlauf

eingefunden hatte. Der Kronprinz veranstaltete auf dem Eise ein Wettlaufen für Knaben um ausgelegte Geldpreise. Dann veranstaltete er mit mehreren Offizieren ein Polospiel.“

Dagegen halte man den Erlaß, den im Jahre 1713 Friedrich Wilhelm I. gegen den damals wie heute üppig wuchernden Byzantinismus ausgab: „Sie (des Königs Majestät) wolle nicht, daß wenn Sie kaum etliche Stunden aus der Stadt reisen, oder das Geringste, was Sie hier nur vornehmen, gleich in den Zeitungen hier und anderswo gedruckt werden.“

Der Byzantinismus kennt aber doch einige Schranken: in erster Linie den Geldbeutel. Sobald der gefährdet wird, ist's merkwürdigerweise mit aller Loyalitätswebeleie vorbei. So beschloß die erste sächsische Kammer einstimmig folgende Einschränkung der Landestrauer: Ein Trauergottesdienst findet nur noch beim Ableben des Königs statt, Trauerläuten nur noch beim Tode des Königs, der Königin, der Königin-Witwe und des Kronprinzen, wenn er das 21. Lebensjahr zurückgelegt hat, und zwar eine Woche lang, sowie am Beisetzungstage, wenn diese später erfolgt. Öffentliche Musik, Lustbarkeiten und Schauspiele sollen nur noch bis zum dritten Tage nach dem Sterbetage und am Beisetzungstage eingestellt werden. Die gleichen Bestimmungen, wie beim Tode des Königs, gelten beim Ableben des Kaisers. Begründet wurde der Beschluß mit den empfindlichen Schädigungen, welche dem Erwerbseleben aus der bisher üblichen übermäßigen Ausdehnung der öffentlichen Trauer erwachse. Öffentliche Trauerkundgebungen könnten nicht mehr als alleiniger und entscheidender Maßstab für die königstreue Gesinnung des Volkes angesehen werden, und polizeilich erzwungene Trauer sei keine Trauer.

Wie wahr! Wie schön! Wie brav! Warum aber die Erkenntnis so spät? Und gerade bei diesem Anlaß mit starkem metallischen Beigeschmack? Mit einem Male ist sie da! Also „man kann auch anders“.

Als am Montag den 1. Februar im Schauspielhaus „König Lear“ gegeben wurde, fand zwischen dem ersten und zweiten Akt eine Pause statt, die selbst unter dem Gesichtswinkel der sogenannten „längeren Pause“ aller Achtung wert war. Ihre Dauer betrug annähernd  $\frac{3}{4}$  Stunden. Grund: Anwesenheit Sr. kgl. Hoheit des Prinzen Eitel Friedrich von Preußen und zweier Prinzessinnen. Das war selbst dem königstreuen Publikum des Berliner kgl. Schauspielhauses zuviel, daß man ihm zumutete, abzuwarten, bis die hohen Herrschaften in aller Ruhe ihren Appetit gestillt hatten, zumal es sich um einen so wenig von der Regierungslast bedrückten Vertreter des königlichen Hauses handelte. Dieser Stimmung wurde auch, — man denke in einem königlichen Theater! — unverhohlen im Zuschauerraum durch energisches Trampeln Ausdruck gegeben.

Aber dasselbe Publikum stand kürzlich bis zum Wurzelschlagen auf der Straße, um den König von Belgien anzufrieren. Es war wie eine „festliche Einholung“, läßt sich die „Frankfurter Zeitung“ von einem

zenzeugen unterrichten. „Man stand in drei, vier dicht gedrängten Reihen zwischen dem Friedrichstraßen-Bahnhof und den ‚Linden‘, und es ist ja fast wie Siebzig“, sagte einer vor mir, der keine Luft bekommen konnte.“

„... Wie Siebzig!“ ... Da ritt der alte König im Silberhaar durch die Stadt, um die goldene Kaiserkrone heimzuholen. O quæ mutatio in re!

Als am Neujahrsabend der Hof im Opernhaus war, mußten, damit die Abfahrt glatt vonstattengehe und dem kaiserlichen Wagen ein Aufenthalt von einem Bruchteil einer Minute erspart würde, der leicht dadurch hätte entstehen können, daß er möglicherweise einem zufällig vorbeifahrenden Straßenbahnwagen hätte ausweichen müssen, sämtliche elektrischen Bahnen mit Hunderten von Bürgern einen Umweg von einer Viertelstunde machen. „Der Kaiser ahnt das ja wahrscheinlich gar nicht“, schreibt ein darüber empörter Straßenbahninsasse. „Woher wie bringen die polizeilichen Organe, die solche unerhörten Anordnungen treffen, das in Einklang mit dem von ihrem kaiserlichen Herrn oft gebrauchten Wort vom ‚Jahrhundert des Verkehrs‘? Ich wünschte nur, die Straßenbahninsassen hätten den Spott und das Geschimpfe der Straßenbahninsassen hören können. Leben wir in Byzanz? Herrgott, ach, ach, wie muß man dich treten und pisacken, damit du dir endlich die Schlafmütze von den Ohren ziehst.“

Und er's dann aber auch wirklich? „So leichte nich“, sagt der Berliner. Und wo bleibt der Monarchismus in folgendem Falle? Der Großherzog von Hessen hatte am Weihnachtsmorgen in Begleitung seines Hofmarschallers die Darmstädter Herberge zur Heimat aufgesucht und unerkannt um halb zwölf Uhr in der Nacht unter den 89 heimatlosen Männern geweltet, denen das Asyl in der Herberge und an jenem Morgen eine bescheidene Christfeier mit warmem Tee und Kuchen gewährte. Erst als die Herren sich entfernt hatten, sagte der Herbergsvater den Erstaunten, daß der Großherzog von Hessen bei ihm gewesen sei. Das rief nun unter den Leuten großen Jubel hervor, und sie brachten ein Hoch auf den Fürsten aus. Nach kurzer Frist erschien eine Bote vom Kabinett und brachte 100 Mk. Die wurden gleichmäßig unter die Schar verteilt, und vom Rest des Betrages erhielt jeder zum Neujahrstag ein paar warme Würstchen.

Als Weihnachtsgabe eines Fürsten an 89 Mann der Ärmsten unter den Armen waren diese hundert Mark doch gewiß nicht sonderlich aufregend. Aber das gute Herz des jungen Regenten, das bei diesem Vorgange sich veranlaßt sah, rang selbst dem „Vorwärts“ Anerkennung ab, er schrieb, daß der Großherzog seine Zeit gut anzuwenden verstehe, wenn er sie dazu benutze, um mit eigenen Augen das Elend der Ärmsten zu sehen. Was indes schreiben die „Hamburger Nachrichten“ dazu? —:

„Uns scheint, daß diese Stellung doch dem persönlichen Belieben gewisse Schranken zieht und gewisse Rücksichten auferlegt. Zu letzteren ge-

hört aber unseres Erachtens unbedingt, daß ein regierender Bundesfürst vermeidet, mit Elementen zu fraternisieren, deren anerkannter Führer erst kürzlich wieder erklärt hat, er werde nicht eher ruhen und rasten, bis er der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung den Garaus gemacht habe. Im deutschen Reichstage hat der leitende deutsche Staatsmann, der die kaiserliche Politik vertritt, erklärt, die Sozialdemokratie werde sich die Köpfe einrennen an den ehernen Mauern der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung, ein paar Wochen später aber verbringt einer der berufensten Vertreter eben dieser Staats- und Gesellschaftsordnung, ein deutscher Bundesfürst, den Weihnachtsheiligabend im Kreise von Leuten, die als besonders typische Sozialdemokraten gelten können, und wird dafür vom ‚Vorwärts‘ öffentlich belobt. Wir müssen gestehen, daß uns für ein solches Verhalten das Verständnis fehlt. Weshalb umgibt sich der Großherzog von Hessen, da er doch die Sozialdemokratie so liebt, nicht mit einem sozialistischen Ministerium? Dann bestände doch wenigstens eine klare Situation, und man hätte in Hessen verantwortliche Leute, an die man sich halten könnte. Graf Bülow hat von der ‚Diktatur des Proletariats‘ gesprochen, die in Dresden ‚ihr struppiges Haupt‘ erhoben habe; vielleicht sucht sich der Großherzog von Hessen aus den Reihen der ‚Genossen‘ vom Dresdener Kongresse Leute seines Vertrauens aus.“

In diesem Tone sollte ein sozialdemokratisches Blatt gegen einen deutschen Bundesfürsten geschrieben haben! Du lieber Himmel, es würde Jahre hinter den Traillen bei „blauem Heinrich“ verbringen. Und dann die Entrüstung der — „Hamburger Nachrichten!“

So richtig wie selbstverständlich bemerkt die „Frankfurter Zeitung“: „Was in aller Welt hat dies mit der Sozialdemokratie zu tun? Es ist doch ebenso töricht wie lächerlich, die 89 Menschen, die sich da im Elend zusammenfanden, ohne weiteres der sozialdemokratischen Partei zuzuzählen. Die Proletarier, die da spontan dem Großherzog des Landes, in das sie gerade die Wanderschaft führte, ein begeistertes, dankbares Hoch ausbrachten, haben in der Tat ein feineres Empfinden für das Wesen der Humanität bewiesen als die Herren der ‚Hamb. Nachrichten‘, denen für einen Akt wahrhafter Religiosität, wie sie ja selbst gestehen, ‚das Verständnis fehlt‘, und denen eben nichts so rein ist, daß sie es nicht in den Dunstkreis ihrer unsaubereren Interessenpolitik zu ziehen suchten.“

„Uns will bedünken,“ meint die „Alsfelder Oberhessische Zeitung“, „daß die Erklärung für obige — gelinde gesagt: unverfrorene — Auslassung des Hamburger Blattes in den Unterschieden der deutschen Stammeseigentümlichkeiten zu suchen ist. In Süddeutschland ist das Verhältnis zwischen Fürst und Volk ein vertrauensvolles, der Einfluß der Etikette reicht nicht so weit, um zwischen den Herzen des Volkes und des Fürsten trennende Schranken errichten zu können. . . . Möchten sich doch recht viele Mächtige dieser Erde den jungen Hessenherzog zum Muster nehmen, und wir sind

überzeugt, daß bei Beherzigung seines Beispiels durch die Hochmögenden und Besitzenden die — Gott sei's geklagt — im deutschen Vaterlande klaffenden sozialen Gegensätze minder scharf zum Ausdruck kämen und minder häßlich sich äußerten, als es zum schweren Schaden ersprießlichen Zusammenwirkens aller Volkskreise leider der Fall ist."

Von einem Fürsten, wie es der Großherzog von Hessen ist, könnte vielleicht auch einmal die Unregung ausgehen, den heillosen Majestätsbeleidigungsparagraphen in seiner gegenwärtigen Gestalt aus der Welt zu schaffen. Er erfüllt längst nicht mehr, wenn er es überhaupt je getan hat, seinen angeblichen Zweck, die beleidigte Majestät zu schützen, sondern dient nur noch dazu, ein wüßtes Denunziantengesindel heranzuzüchten und der gemeinsten und niedrigsten Rachsucht Vorschub zu leisten. Ein Beispiel:

Wegen Majestätsbeleidigung durch eine Äußerung in trunkenem Zustande ist in Heidelberg der Bierhändler R. zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden, obwohl das Gericht überzeugt war, daß der Denunziant Anstoß an der Äußerung nicht genommen, sondern die Anzeige lediglich aus Rachsucht erstattet hat.

Es regnet jetzt wieder förmlich Majestätsbeleidigungsprozesse. Natürlich vorwiegend gegen sozialdemokratische Redakteure. Hat doch die Rostocker Staatsanwaltschaft jüngst sogar einen geschichtlichen Artikel der „Mecklenburgischen Volkszeitung“ über die Einverleibung Wismars für majestätsbeleidigend befunden! Der gegenwärtige Großherzog soll durch die Taten seiner Vorfahren beleidigt sein!

O sei gesegnet, du prächtiger dolus eventualis! Was kann man mit dir nicht beweisen?!

In Sachsen wurden die drei Redakteure und der Metteur (also ein technischer Arbeiter!) der Muldentaler Volkszeitung wegen Majestätsbeleidigung in Untersuchungshaft genommen. Die Notiz, in der die Majestätsbeleidigung erblickt wird, stammt aus einer offiziellen Wiener Polizeikorrespondenz und bezweckt also ganz gewiß keine „Majestätsbeleidigung“!

Warum hat man nicht auch den Setzer in Haft genommen? Oder den Papierlieferanten? Oder die Zeitungsfrau? Sie alle haben genau so viel und so wenig Ahnung von dem Inhalt der Zeitung wie der Metteur! Darüber hätte den Herrn Richter jeder Sachverständige belehren können. Ich habe oft dabei gestanden, wie der Metteur die Spalten und Seiten mit dem Bindfaden in Reih' und Glied brachte, aber den Text lesen habe ich ihn nie und nie gesehen. Wer die Sache aus langjähriger persönlicher Beobachtung kennt, für den ist der bloße Gedanke nicht ohne humoristischen Beigeschmack. Und weil der Richter die Sache nicht kennt, muß ein anständiger Mensch, der nichts verbochen hat, ins Gefängnis.

Mit der Flut der Majestätsbeleidigungsprozesse kann sich nur noch die Überschwemmung messen, die das Ordensregen-Geplätscher alljährlich bei uns anstiftet.

„Unter dem alten Wilhelm“, schreibt die „Berliner Zeitung“, „hat man die Ordensverleihungen höchst sparsam betrieben. Im Kriegsjahre 1870 wurden, trotz der vielen Kriegsauszeichnungen, immerhin nur rund 300 000 Mk. als der Betrag in Ansatz gebracht, der der General-Ordenskommission zur Verfügung gestellt wurde — im Jahre 1849 waren es nur 57 000 Mk. gewesen —; im Jahre 1902 aber hat die General-Ordenskommission fast zwei Drittel des Betrages wie im großen Kriegsjahre verbraucht... Neu kostet der Schwarze Adlerorden beim Juwelier das Stück 2400 Mk.; der Rote Adlerorden vierter Güte kostet nur 10 Mk., der Kronenorden vierter Klasse 22 Mk. Natürlich ist der ideale Wert eines Ordens in den Augen eines des Ordens Begnadigten mit diesem schönen Mammon nicht bezahlt.“

Das Blatt erinnert an das Wort eines geistreichen Fürsten, der in einer Gesellschaft beim Anblick eines Gastes ohne jedes Ordensband meinte: „Das muß ein ungewöhnlich verdienter Mann sein.“

Heute denkt man anders.

Als zur Zeit des ersten Konsulats Napoleons die Stiftung der Ehrenlegion lebhaft bekämpft wurde und jemand bemerkte, die Orden seien ja doch nur die Rinderklappern der Monarchie, erwiderte Napoleon Bonaparte: Richtig; aber mit solchen Rinderklappern regiert man die Völker.

Die durchaus königstreuen „Leipziger Neuesten Nachrichten“ schreiben: „In Frankreich geht man daran, die Ordenssterne und -kreuze in den großen Abgrund der Vergangenheit zu schleudern, in Deutschland werden immer neue Medaillen geschlagen und Kreuze gestiftet. Ob nicht doch vielleicht ein tieferer Sinn in solchem Spiele steckt? Ob nicht auch für uns die Zeit gekommen ist, einmal Halt zu machen auf der Bahn der äußerlichkeiten, der Schießschnüre und Gardelitzen, der Fahnenbänder und Erinnerungsmedaillen, der Denkmäler und Paraden? Man könnte es zuweilen meinen. Denn schließlich ist auch das alte Rom nicht durch seine circenses groß geworden, sondern durch die innere Tüchtigkeit seiner Bürger, und selbst die Sieger von Olympia begnügten sich mit einem Olivenzweige.“

In Norwegen, wo man eben einen neuen Orden, den Löwenorden, hat stiften wollen, kam es im Storting sowohl wie im ganzen Lande zu heftigen Protesten gegen diese Erweiterung des Ordenswesens.

„Wann aber wird,“ fragt die „B. Z.“ mit neiderfüllter Seele, „wann wird bei uns in einer Volksvertretung ähnlich wie in der französischen Deputiertenkammer und wie jetzt im norwegischen Storting das Titel-, Ordens- und Abzeichen-Chinesentum zum Gegenstand planmäßiger und wuchtreicher Angriffe gemacht und vom Parlament aus den großen Volkskreisen zum Bewußtsein gebracht werden, daß es an der Zeit wäre, die Schichtung der Menschen in Betitelte und Unbetitelte, in äußerlich ‚Ausgezeichnete‘ und solche, die ordenslos durch dieses Leben wallen müssen, zu beseitigen und den Schmuck, mittels dessen ein Zeitgenosse durch einen



Gnadenakt des Fürsten zu einem besseren Zeitgenossen gestempelt werden soll, zum alten Eisen zu werfen?

„In China wird höchst ehrpuffelig nach Knöpfen, Pfauenfedern und gelber Sacke differenziert; bei uns wird tiefgründig untersucht, welcher Menge der zumeist unauffindbaren Verdienste die einzelnen Klassen der einzelnen Orden entsprechen. Jüngst ist ein Ordensregen bei uns herniedergerauscht, der geradezu überschwemmend gewirkt hat. Titel und Orden sind bei uns jetzt so verbreitet, wie nie zuvor; unausgesetzt arbeitet der große Beglückungsapparat; die General-Ordenskommission hat so viel zu tun, daß sie kaum durchkommen kann. Bei allen feierlichen Reisen des Kaisers, bei Enthüllungen von Denkmälern, wie sie bei uns zu den schier alltäglichen Vorgängen geworden sind, immer entladet sich der Auszeichnungen breite Fülle über die Provinz, den Kreis, die Stadt. Bei jeder größeren Reise des Kaisers befindet sich im Gepäck auch ein Kästchen mit Orden, die gleich an Ort und Stelle verliehen werden. Einer, der hinter den Kulissen Bescheid weiß, hat jüngst ausgeplaudert, daß bei solchen Gelegenheiten oft das Gefolge mit seinen Orden ausshelfen muß, ja daß jezuweilen der Kaiser mit seinen eigenen Orden dekoriert. Wer beim Ordensfest einen Orden erhält, der erfährt das natürlich nicht erst aus der Zeitung oder aus der Mitteilung der Behörde. Es wird kein einziger Orden verliehen, ohne daß man sich vorher vergewissert hätte, daß er angenommen werden würde; dies festzustellen aber ist meist nicht schwer, da es von den Orden heißt: ‚die Sterne, die begehrt man sehr‘, und es selten an den nötigen Anregungen seitens der Auszeichnungsbedürftigen fehlt.“

Nur in Deutschland möglich ist eine so plumpe und — beleidigende Spekulation auf den Byzantinismus und die liebe Eitelkeit zugleich, wie sie der von der Hofbuchhandlung C. Duncker-Berlin angekündigte „Deutsche Ordens-Almanach“ darstellt, der fortan alljährlich erscheinen soll. Und sogar, wie der Prospekt versichert, „mit amtlicher Förderung und nach amtlichen Quellen“. Dieses „Nationalalbum verdienter Deutscher“ will jährlich ein Verzeichnis aller deutschen Ordensritter, etwa 100 000—150 000 an Zahl, mit Namen, Titel, Stand, Wohn- und Geburtsort und sämtlichen Orden und Medaillen bringen, daneben Abbildungen von Orden und hervorragenden Ordensrittern, geschichtliche Darstellungen und einen sozialpolitischen Aufsatz über Ordenswesen. Es will natürlich „einem unzweifelhaft fühlbaren Mangel“, den die „Ordensritterschaft“ Deutschlands empfindet, abhelfen. Die verschiedenen Elemente sollen durch den „Ordens-Almanach“ einander näher gebracht werden. Es soll ihnen dadurch „zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie mit der Dekoration monarchische Pflichten übernehmen“. Das Buch will ein „Fundament für einen Bund prononciert monarchisch Denkender legen, aus dem sich eine Gegenbewegung gegen die Sozialdemokratie entwickeln soll“.

Der „Kampf gegen die Sozialdemokratie“ durfte selbstverständlich nicht ermangeln. Ist er doch die geschäftsmäßige Leimrute, die den Simpeln hin-

gehalten wird. Allerdings fallen nur noch die Allergimpelhaftesten unter den Bimpeln auf diesen alten Kleister hinein. Der „Vorwärts“ begrüßt denn auch den neuen Ritter St. Georg als höchst willkommenen Bundesgenossen mit offenen Armen und drückt ihn gerührt ans rote Herz.

Ein Leser der „Täglichen Rundschau“, selbst „Ordensritter, Reserveoffizier und akademisch gebildeter Beamter in höherer Staatsstellung“, fragt mit Recht bei dem Worte „Ordensritterschaft“: „Was kann man Gemeinsames finden zwischen den verschiedenartigen Trägern von Ordensauszeichnungen, das die Zusammenfassung aller dieser Personen mit dem Worte ‚Ordensritterschaft‘ rechtfertigte, abgesehen davon, daß eben alle irgend ein Orden schmückt? Was hat ein junger Leutnant, dem die Gunst des Schicksals früh Gelegenheit gab, sich einen Orden zu verdienen, gemeinsam mit einem alten Rechnungsrat, dem bei der Pensionierung der Kronenorden vierter Klasse verliehen ist, was die Konzertsängerin X. mit dem Preußischen Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen mit dem General der Infanterie Y., dessen ganze Brust mit Ordenssternen besät ist? . . . Das sogenannte ‚Volk‘ paßt in solch vornehme Bruderschaft nicht hinein! Heißt das nicht, das deutsche Volk gewaltsam spalten, den alten Rastengeist neu beleben, das Volk in Monarchisten erster und zweiter Klasse teilen? Wie würde die Sozialdemokratie sich freuen, wenn solch ein Bund zustande käme!“

Schnalzen würden sie vor Vergnügen mit der abscheulich roten Zunge, wie die alten Patriarchen in „Schneewittchens Bierlieb“, wenn sie sich nach einem guten Trunk zu Bett legten. — Draftischer schreibt die „Welt am Montag“:

„Es soll also das deutsche Volk eingeteilt werden in Monarchisten erster Klasse, die dekoriert sind, und in Monarchisten zweiter Klasse und sonstige ‚Elende‘, die nicht das mindeste Bändchen aufzuweisen haben. Und solch ein Unternehmen wird nach der Versicherung der Prospekte ‚mit amtlicher Förderung‘ herausgegeben! Es ist eine berechtigte Neugierde, zu erfahren, wo diese amtlichen Stellen sind, die in unserer heutigen wahrlich ernstern Zeit solchen Nummenschanz und solche Spekulationen fördern zu müssen glauben.“ Nun diese amtlichen Stellen werden dieselben oder doch gleichen Geistes sein, die es für zeitgemäß erachtet haben, zur Pflege des Patriotismus von Staats wegen gewissermaßen einen Kaiserbilderbazar zu inszenieren und zu diesem Zwecke den gesamten preußischen Verwaltungsbeamtenapparat in den Dienst der Drucker dieser Kaiserbilder, der Berliner Firma Bürgenstein & Comp. zu stellen. Verschiedene Landräte haben sich schon bereit erklärt, eine Bilderagentur zu übernehmen, und dementsprechende amtliche Bekanntmachungen erlassen. Das kann eine flotte Bilderverhöferei werden, mit „einigen Duzend Generalagenturen (Regierungspräsidenten), gegen 600 Hauptagenturen (Landräten) und mehreren tausend Filialen (die untergeordneten Dienststellen).“ Wie es zugeht, daß die preußischen Landräte eine so allgemeine Neigung entwickeln, als Bilderkommissionäre der Firma Bürgenstein zu arbeiten, wird klar aus folgendem Schreiben:

Georg Bürgenstein & Komp.

Kunstanstalt

Berlin, den 8. April 1903.

Berlin SW. 48, Friedrichstr. 240/241.

Hochgeehrter Herr Landrat!

Die Verfügung des Königlichen Ministeriums des Innern vom 6. d. Mts., Nr. Ia. 528 wird Ihnen durch den Herrn Regierungspräsidenten zugegangen sein. Mit Bezug auf diese Präsidialverfügung, welcher voraussichtlich ebenfalls das inliegende Rundschreiben unserer Firma beiliegen wird, bitten wir Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenst, in etwa zu erlassenden Bekanntmachungen, soweit solche für das Publikum bestimmt sind, die in unserm Rundschreiben erwähnten Vorzugspreise für die Angehörigen der Armee und Marine sowie für die Beamten nicht zu nennen, sondern den Beamten diese Vorzugspreise hochgeneigtest auf dem Dienstwege (!) bekanntzugeben. Da nach den allerhöchsten Intentionen (??!) unsrerseits beabsichtigt ist, in der Tagespresse das große Publikum auf diese Bildnisse besonders aufmerksam zu machen, so würde man diesen Kreisen ein unangenehmes Empfinden verursachen, wenn sie erführen, daß sie einen bis um 50 Prozent höheren Preis bezahlen müßten wie die Beamten.

Im Interesse der Verbreitung der Bildnisse müssen wir dies möglichst zu vermeiden suchen und bitten wir Euer Hochwohlgeboren daher ganz ergebenst, soweit öffentliche Blätter, also auch die Kreisblätter, zu amtlichen Publikationen benutzt werden, in diesen lediglich den für das Publikum bestimmten Preis von 1 Mk. pro Bild zu nennen.

Sollten Euer Hochwohlgeboren zur Verbreitung an die untergeordneten Dienststellen von unserm Rundschreiben, von welchem wir uns ein Exemplar beizufügen erlauben, noch weitere Exemplare wünschen, so bitten wir uns dies geneigtest wissen zu lassen, dieselben stehen in beliebiger Zahl zur Verfügung.

Die Erfüllung unsrer ganz ergebenen Bitte erhoffend, zeichnen  
ehrerbietigst

Georg Bürgenstein & Komp.

Dafür also besoldet der Staat auch Beamte? Dafür muß das Volk Steuern zahlen? Man sollte sich das doch merken. Wenn wieder einmal neue Forderungen kommen, darf mit Recht darauf hingewiesen werden, daß Beamte doch im Überfluß vorhanden sind oder daß sie viel freie Zeit übrig haben müssen, wenn sie in der Lage sind, die Funktionen von Kommissionären für spekulative Geschäftsfirmen auszuüben. Und dann beachte man wohl, welche geschäftlichen „Anfancen“ den königlich preussischen Landräten im Geschäftsinteresse der Firma Bürgenstein & Komp. zugemutet werden. Sie sollen dem Publikum geflissentlich vorenthalten, daß es „einen bis um 50 Prozent höheren Preis“ bezahlen muß als andere,

als die Beamten In den öffentlichen Blättern, insbesondere den amtlichen Kreisblättern, soll der Schein gewahrt werden, als gäbe es für die kommittierten Bilder nur einen Preis, was in Wirklichkeit der Wahrheit nicht entspricht. Und das geschieht mit — Kaiserbildern! Hat keiner der Herren königlich preussischen Landräte diese Zumutungen als eines königlichen Beamten unwürdig zurückgewiesen?

Bilderbogenbazar und Ordensritterschafts-Almanach, das sind die Mittel, womit abermals der preussische Staat gerettet werden soll. Der gewiß loyale „Kladderadatsch“ — er (Chefredakteur Trojan) hat seine Loyalität freilich noch in seinen alten Tagen in Weichselmünde, einem bösen feuchten Loch, büßen müssen — schlägt für den „Bund der prononciert monarchisch Denkenden“ folgende Statuten vor:

§ 1. Je prononciierter jemand monarchisch denkt, eine um so höhere Ordensklasse besitzt er.

§ 2. Wer keinen Orden besitzt, kann wohl monarchisch denken, aber nicht prononciert.

§ 3. Jeder Prononcierte führt beständig den Ordens-Almanach bei sich, um feststellen zu können, mit wem er Umgang haben darf.

§ 4. Jedes Bundesmitglied, das den Almanach unter das Kopfkissen legt, erfährt durch einen Traum, ob sein monarchisches Bewußtsein in der nächsten Auflage noch stärker prononciert sein wird.

§ 5. Erhält ein Bundesmitglied im Laufe des Jahres einen Orden, so hat er das Recht, auf seine Kosten eine neue Auflage des Almanachs zu veranstalten.

Bewußt oder — unbewußt geißelt eine Notiz des französischen Blattes „La Nature“ die Kriecherei in Deutschland, indem sie über eine neue „Kurmethode“, die angeblich in Berlin angewendet werden soll, berichtet:

„Wir haben mit großer Reklameposaune schon eine ganze Reihe seltsamer Kuren verkünden gehört, so die Methode, barfuß zu laufen, die Haut zu erhitzen, das Faß gegen Fettleibigkeit, violettes Licht usw. Jetzt berichtet nun die ‚Presse médicale‘, daß in Berlin die Heilmethode, auf allen Vieren zu gehen, angewendet werde. Der Erfinder dieses Verfahrens behauptet, daß die Gewohnheit, aufrecht zu gehen, ebenso unlogisch wie grotesk wäre, und die Bauchmuskeln (besonders auch das Rückgrat! D. S.) zu Anstrengungen zwingt, zu denen sie die Natur nicht bestimmt habe, und wodurch Entzündungen und Darmverschiebungen hervorgerufen würden. Man sollte daher zu dem ursprünglichen Gehverfahren zurückkehren, und das sei das der Tiere, die uns darin mit gutem Beispiel vorangingen. Aus diesen Erwägungen heraus könne man jetzt in einer Berliner Klinik sieben in Behandlung befindliche Personen täglich viermal zwanzig Minuten lang auf allen Vieren gehen sehen. Die Hauptschwierigkeit soll darin bestehen, die Patienten zu verhindern, daß sie nach wenigen Minuten schon — die Knie beugen. (Hereditäres oder erworbenes Gebrechen? D. S.) Ist das erst einmal

überwunden, so soll die Methode die einzig wirksame gegen Dyspepsie und Appendicitis sein."

"Wir dürfen wohl getrost den genannten französischen Blättern die Verantwortung überlassen, zumal es jetzt — Faschingszeit ist", bemerkt harmlos der „Berliner Lokalanzeiger“, der, weil er selbst in Byzantinismus Außerordentliches „macht“ — sein Chef hat auch schon den roten Adler —, gar nicht merkt, daß mit der vorgeblich ärztlichen Verordnung des Kriechens auf allen Vieren nur die in Preußen-Deutschland so populäre Kriecherei und Schweifwedelei gemeint sein kann. Jedenfalls wird niemand eine passendere Deutung ausfindig machen. Sie liegt eben in der Luft und pflanzt sich durch Bazillen fort, in Deutschland meist durch Autosuggestion. Um das zu wissen, braucht man durchaus nicht Medizin studiert zu haben. Aber schließlich wird man diese Nationalseuche doch von approbierten Spezialärzten in öffentlichen Sanatorien behandeln müssen.

Wenig Aussicht auf Heilung bietet sich dem Patienten, wenn die Krankheit durch eine Fliegenart übertragen wird, die sich mit Vorliebe in leeren Knopflöchern einnistet und dort brütet. Solange sie noch nicht ihre Eier hineingelegt, braucht man die Hoffnung auf Heilung nicht endgültig aufzugeben. Ja, es kann der Fall eintreten, daß das Insekt längere Zeit oder immer unfruchtbar bleibt. Dann tritt in den meisten Fällen eine gesunde Reaktion, ja oft völlige Heilung ein. Wo es aber auch nur ein einziges Ei (meist silbern, golden oder diamantenen schimmernd) hineingelegt, da ist alle ärztliche Kunst vergebens. Prof. Dr. B. in Potsdam will übrigens noch mehrere andere ähnliche Fliegenarten entdeckt haben, welche die gleichen Funktionen mit den gleichen Wirkungen auszuüben vermögen. Wie wir hören, will der berühmte Forscher seine Entdeckungen demnächst in dem bekannten „Zentralorgan für Byzantinitis“ (Verlag von Hans Hurra, Berlin) veröffentlichen. Bei der großen nationalen Bedeutung dieser Frage dürfen wir den Mitteilungen des verdienten Gelehrten mit gespanntem Interesse entgegensehen.

\* \* \*

... Es mag ja wohl ganz vorteilhaft sein, die Segel seines Schiffleins von den günstigen Winden des gerade herrschenden Zeitgeistes schwellen zu lassen. Man kommt damit jedenfalls weiter, als wenn man im Schweiß seines Angesichts mit seinen beiden Armen ehrlich gegen Wind und Wellen rudern muß. Aber haben wir nicht soeben erst den Gedenktag — Rants gefeiert, in unzähligen, spaltenlangen Aufsätzen sein Lebenswerk dargelegt, es in allen Tonarten gepriesen? Sollten wir nicht also auch von ihm lernen, da wir ihm doch attestiert haben, daß, was er gewirkt und gelehrt, so wahr und so schön und so gut sei?

So machen wir's mit allen unseren Großen. Wir setzen ihnen Denkmäler, feiern ihre Gedenktage und halten dabei die schönsten Festreden. Nachdem wir dem also Gefeierten einmütig attestiert haben, daß er wirklich und wahrhaftig ein großer Mann gewesen, gehen wir im Bewußtsein treuer

Pflichterfüllung zufrieden nach Hause. Gelernt haben wir nichts von ihm; wir denken auch gar nicht daran. Genug, der Mann hat sein Denkmal oder seinen Gedenktag mit obligatem Festessen, wobei die materielle Beilage meist eine wichtigere Rolle spielt, als das geistige Hauptgericht.

Von Kant könnten wir nun vor allem das lernen, was ja als eine spezifisch-preussische Tugend — in Preußen gerühmt wird: den kategorischen Imperativ, die Pflicht. Und zwar die Pflicht nicht nur gegen unsere nächsten Angehörigen, unser Amt oder unseren Beruf, — daran mangelt es ja wohl im allgemeinen nicht — sondern auch die Pflicht gegen Staat und Gesellschaft. Und daran mangelt es noch sehr. Wenn man seine Geschäfts- oder Bureaustunden hinter sich hat, damit wieder ein Stück Brot für sich und die Seinen geschafft hat, dann glaubt man aller weiteren Pflichten überhoben zu sein. Was Staat und Gesellschaft als solche bedürfen, das geht uns persönlich weiter nichts an, dafür sind die Regierung und die Beamten da, die wir mit unseren Steuergroschen bezahlen. Wir wollen unsere Ruhe haben, nichts als unsere Ruhe. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Aber Regierung und Beamte können zwar die Exekutive ausüben, die eigentliche, die rechte Initiative muß vom Volke ausgehen. Staat und Gesellschaft sind keine bloßen abstrakten Begriffe, wie das viele Deutsche noch immer in ihrer Ruheseligkeit zu träumen scheinen, sondern ein lebendiger, sehr anspruchsvoller Körper, ein nie rastender Organismus, von dem jeder einzelne von uns ein lebendiger Teil ist, der nicht nur auf das eigene Wohl, sondern auch auf das Wohl des Ganzen bedacht sein muß, weil das eine ohne das andere nicht möglich ist.

Nun komme man aber dem biederen Bürger mit solchen Pflichten, und stelle an ihn etwa die Anforderung, an der Beseitigung öffentlicher Übel mitzuarbeiten, — der Störenfried wird schön angeblasen werden. Er ist ein schlechter Mensch, der seinem Nächsten nicht einmal das bißchen Ruhe gönnt. Und er ist ein „Pessimist“, weil er überall nur das „Häßliche und Schlechte“ sieht, und gar nicht das „Große und Schöne“, wo doch der Reichskanzler erst kürzlich gesagt hat: „Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran.“ Und der Reichskanzler muß es doch wissen, denn wofür ist er sonst Reichskanzler? Na, also — —!

Auch an den Türmer gelangen von Zeit zu Zeit wohlgesinnte Zuschriften, in denen beklagt wird, daß der Türmer im Tagebuch so viel Häßliches und Peinliches aus Zeit und Leben bringe und nicht das „Große und Schöne“. Er sollte doch auch das „Große und Schöne“ bringen. Aber, meine verehrten und lieben Freunde, ich bin ja herzlich gern bereit, das „Große und Schöne“ zu bringen, niemand, glaubt mir, wird es mit größerer und aufrichtigerer Freude tun, — sobald ihr es mir nur von ferne zeigt. Aber — wo ist es, das Große und Schöne? Ich sehe es nicht und bin doch nicht blind und stehe in brieflicher und persönlicher Verbindung mit so vielen, vielen Leuten aus allen Berufskreisen, von hohen Beamten und Militärs bis zum schlichten Arbeiter, die mir je nach innerem Bedürfnis

wertvolles Material anvertrauen, wie man es allerdings weder am grünen noch am Familientische vorfindet. Und ich verbrauche täglich Stunden und Stunden, um die Zeitungen und Zeitschriften aller nur möglichen Richtungen, Parteien und Parteichen zu lesen. Und zwar gründlich. Aber was ich etwa aus gutem Gewissen mit den schwerwiegenden Worten „groß“ und „schön“ hätte anreden können, habe ich entweder in diesen Blättern gebürdigt, durch berufene Federn würdigen lassen oder aber überhaupt nicht gefunden. Es seien denn rein menschliche, persönliche Handlungen, die aber eineswegs typisch sind und daher auch kein über den Tag hinausgehendes öffentliches Interesse haben. Was aber der Türmer von peinlichen politischen und sozialen Beobachtungen und Erscheinungen im Tagebuche bringt, das sind alles ausgeprägt typische, nicht vereinzelte Fälle. Sie lassen sich hundertfach vermehren und kommen in Wirklichkeit noch viel häufiger vor. Die Leser, die dergleichen noch immer für Ausnahmefälle halten, sollten einmal das von mir unbenützte und zurückgelegte Material sehen. Nicht den zehnten, nicht den zwanzigsten Teil verwerte ich davon. Es wäre schon aus räumlichen Gründen ganz unmöglich, aber ich tue es auch aus anderen Gründen nicht. Die Leser, die mir den Vorwurf machen, ich suchte solche Stoffe, dürfen überzeugt sein, daß ich im Gegenteil Mühe habe, die Flut zurückzudämmen. Sie ahnen nicht, wie scharf der Stoff gesichtet wird, wie alles, was irgendwie eine andere Wertung zuläßt oder sonst in irgendeiner Hinsicht nicht ganz einwandfrei erscheint, unerbittlich ausgemerzt wird. Kleinere Irrtümer sind natürlich nicht ausgeschlossen, doch hat noch keine Zuschrift etwas Wesentliches von den Beobachtungen und tatsächlichen Feststellungen des Tagebuches mit guten Gründen erschüttern können, trotzdem ich schon bei mancher Gelegenheit selbst dazu aufgefordert habe. Der Rest war Schweigen.

Auffallend ist es auch, warum denn in keiner jener Zuschriften das „Gute und Schöne“, das der Tagebuchschreiber angeblich geflissentlich außer Acht läßt, durch Hinweis auf Tatsachen substantiiert wird. Er kann sie doch nicht aus der freien Luft greifen oder aus den Fingern saugen. So bleibt es, entschuldigen Sie freundlichst, bei allgemeinen Redewendungen, mit denen ich beim besten Willen nichts anzugehen vermag. Die Wahrheit der tatsächlichen Mitteilungen wird, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, nicht bestritten, die Berechtigung, sie zu bringen, grundsätzlich anerkannt, das Urteil darüber billigst, und doch? Und doch Räuber und Mörder?! Ja, was heißt denn das anderes als: „Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß!“ In dieser Kunst hat es aber der Türmer niemals weit gebracht. Und er überläßt solche Bemühungen neidlos anderen.

Noch auffallender aber ist, daß die „Entrüstung“ — ja auch solche kommt in einzelnen Zuschriften zum Ausdruck — sich nicht etwa gegen die beschriebenen Tatsachen richtet, die doch oft gen Himmel schreien, sondern gegen deren Besprechung. Das ist doch eine eigenartige Betrachtung

der Dinge und sittliche Weltanschauung. Ich habe mich daß gewundert, wie manche Brieffschreiber viele Worte und Brieffseiten für ihre Entrüstung gegen die Erörterung von empörenden Tatsachen fanden, aber kein einziges armseliges Wörtlein für ihre Empörung gegen jene Tatsachen selbst und für ihr Mitleid mit deren Opfern. Denn es handelte sich da um Besprechung von Übelständen, die gerade das Mitleid und das dringende Bedürfnis, zu helfen und zu heilen, in jedem Herzen aufrufen mußten, in dem nur noch ein kärgliches Lämpchen rein menschlicher Nächstenliebe glühte, von der christlichen ganz zu schweigen. Aber da versagte die so mimosenhafte deutsche Zimperlichkeit, da rührte sich das zartbesaitete sentimentale Seelchen nicht.

Es ist nicht unbedingt nötig, dem Türmer besonders zu Gemüte zu führen, daß er durch seine Haltung, die ja allerdings ethische und intellektuelle Ansprüche an die Leser stellt und nicht gerade geeignet ist, den Eintritt des Nachmittags schläfchens zu beschleunigen, manchen Abonnementen verlieren werde. Es ist das eine Tatsache, von der natürlich auch der Türmer erfahren hat, die ihn aber unter keinen Umständen veranlassen kann und wird, gegen seine Überzeugung und sein bestes Wissen und Gewissen auch nur die geringsten Zugeständnisse zu machen. Jede begründete Belehrung wird er mit aufrichtigem Danke begrüßen und jeden Irrtum, der ihm nachgewiesen wird, gern eingestehen und berichtigen. Aber Gründe müssen es sein, tatsächliche und logische Gründe. Dem bloßen Ruhe- und Nervenschonungsbedürfnis und einer verzärtelten Zimperlichkeit, die vor jedem rauhen Lüftchen schon ängstlich zusammenschauert, kann er keine Rechnung tragen. Ebenso wenig den politischen, wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Sonderinteressen irgendwelcher Parteien, Kasten oder dergleichen, wo es sich doch um die höchsten Güter unseres Volkes handelt. Verb wird manchmal die Rost auch fürder sein müssen, je nach dem Laufe der Dinge, die der Tagebuchschreiber ja nicht meistern kann, aber auch gesund und heilsam. Und mit dem „Pessimismus“ ist es erst recht nichts, denn wäre der Türmer Pessimist, so würde er den Kampf nicht führen und die Flinte ins Korn werfen, um mit den anderen Geschäftsblättern auf dem fetten Gemeindeanger in Ruhe zu grasen.

Großes und Schönes liegt in der Vergangenheit und im Schoße der Zukunft, der es den Weg zu bahnen gilt. Die Gegenwart ist eine trübe Übergangszeit, doch fehlt es ihr nicht an Lichtblicken, die aber erst am fernen Morgenhimmel empordämmern. Was Großes und Gutes die Vergangenheit und auch die Gegenwart geschaffen hat und schafft, das wird auch im Türmer wahrlich genügend gewürdigt. Im übrigen bin ich auch den Lesern dankbar, die mir ihr unzufriedenes Herz ausgeschüttet haben. Ich hoffe, sie werden den Tagebuchschreiber mit der Zeit noch besser kennen lernen . . .







## Wiener Walzer.

Zu Johann Strauß' 100. Geburtstag.

(Geb. am 14. März 1804 in Wien.)

Auf drei Namen, von denen zwei gleichlauten, steht die Geschichte des deutschesten Tanzes, des Walzers: Joseph Lanner, Johann Strauß Vater und Sohn. Alle drei entstammen dem echten Wienertum. In ihrer Kunst hat dieses seinen lebendigsten Ausdruck gefunden.

Wien ist die deutsche Musikstadt. Von den norddeutschen und durch und durch evangelischen Naturen Händel und Joh. Seb. Bach abgesehen, hat es unsere Größten alle nach der Kaiserstadt an der Donau gezogen. Ein „Capua der Geister“ hat man es um der Vorherrschaft der Musik willen immer gescholten. Nun, auf die schöpferischen Musikgeister hat es wohl berückend und beglückend, aber nicht entnervend gewirkt. Hier schuf der gott- und weltfreudige Haydn. Mozart vergötterte sein „Wien“, so schlecht es ihm darin erging; die für ihn goldenen Versprechungen des Preußenkönigs vermochten ihn nicht von der geliebten Stadt fortzulocken. Beethoven ver-  
 gaß in Wien den grünen Rhein, an dem er geboren. Schuberts zauber-  
 süßer Liedergarten erblühte hier. Dann kommt die schwächere Zeit, wo die Stadt zwar anlockt, aber nicht festzuhalten vermag. Schumann, Karl Maria von Weber, Lortzing müssen wieder fort; auch für Richard Wagner ist es nur eine der zahlreichen Stationen. Aber die beiden Gegensätze Brahms und Bruckner schlugen hier wieder Wurzel, der strenge Hanseate und das sonnige Kind aus dem lichten Garten Oberösterreichs. In schwermütiges Moll mündet die klangreiche Reihe aus; auf Hugo Wolf, den Sohn der grünen Steiermark, sank hier die schwarze Nacht. Aber vorher war es blühender Tag gewesen, und an ihm war Wien des schwer Kämpfenden Sonne.

Ich halte es für wertvoll, daß wir im Reich uns immer wieder ver-  
 gegenwärtigen, daß die Zeit, wo der Schwerpunkt unseres künstlerischen

Lebens außerhalb der Grenzen des heutigen Deutschen Reiches lag, noch nicht fern ist. Und wir sind es dem deutschen Fühlen schuldig, daß wir uns immer wieder sagen, daß deutscher Geist und deutsches Empfinden viel weiter ist, als es innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle blüht; wir müssen wissen, daß wir die Alpenländer und die alte Kaiserstadt für die staatliche Politik wohl missen können, daß sie aber in unserer geistigen Nationalökonomie unentbehrlich sind.

Aber wenn Wien fast die Heimat der deutschen Musik genannt werden kann, so ist diese Musik doch durchaus nicht wienerisch. Wien hat für die deutsche Musik etwa dieselbe Stellung eingenommen, wie Paris für das ganze geistige Leben Frankreichs. Es zog die Kräfte an, es bereitete ihnen eine wohlige Aufnahme, es gab ihnen von seiner frohen Schönheit und seiner alten Kultur — aber es verlangte von seinen Gästen kein Gegenopfer. Sie blieben — man denke an Beethoven und Brahms — hier geistig die, die sie vorher waren. Man wird für Beethoven die geistige Heimat immer in der Nähe derjenigen Goethes suchen; Brahms Musik ist durch und durch norddeutsch geblieben. Man war in Wien eben im Herzen — nicht im Kopfe, aber im Herzen Deutschlands; darum konnte auch gerade hier, und zwar im Wettstreit mit slavischen und italienischen Einflüssen, die deutscheste Kunst so voll erblühen, dabei von den beiden andern Rassen lernen, aber bewußt deutsch verbleiben.

Aber Wien hat auch seine ureigene Musik; den Walzer. Johann Strauß, der Jüngere, hat es bei seinem fünfzigjährigen Künstlerjubiläum ausgesprochen: „Ich danke die Ausgestaltung meines Talentes nur meiner geliebten Vaterstadt Wien, in deren Boden meine ganze Kraft wurzelt, in deren Luft die Klänge liegen, die mein Ohr gesammelt, mein Herz aufgenommen und meine Hand niedergeschrieben, meinem Wien, der Stadt der Lieder und des Gemütes, die dem Knaben liebevoll auf die Weine half und dem reifen Manne noch immer ihre Sympathien zuwendet, Wien, der Stadt der schönen Frauen, die jeden Künstler begeistern und bezaubern.“ So wie hier Johann Strauß der Sohn hätten auch sein Vater und Lanner sprechen können: „Ich danke die Ausgestaltung meines Talentes nur meiner geliebten Vaterstadt Wien.“ Aber jeder von ihnen hätte dabei an ein anderes Wien gedacht. Denn der Wiener Walzer ist ein Spiegel der Kulturentwicklung der österreichischen Kaiserstadt.

Die Geschichte des Walzers beginnt in der Zeit der Niederwerfung Napoleons. Der Tanz ist der Ausdruck eines frohen, ungetrübten Lebensgenusses. Dazu war unter des Korsen Schreckherrschaft keine Zeit gewesen. Da donnerten die Kanonen eine Musik, bei der nur der Totentanz geraten wollte. Aber als dann der Löwe gefesselt auf Helena lag, als die Tage der Not zu Ende waren, da folgte auf die ungeheure Anspannung aller Kräfte der Rückschlag. Die lang niedergedrückte Genußfreude brach sich Bahn, man wollte sich freuen, sich amüsieren. Denen um Metternich war eine solche Volksstimmung nur angenehm; sie unterstützten sie — die Feste des

Wiener Kongresses beweisen es — mit allen Kräften. Denn Völker, die so lustig sind, sind leicht zu regieren.

Aber das Milieu allein schafft keine Kunst, dazu bedarf es der Persönlichkeiten. Alle bisherige Tanzmusik war in musikalischer Hinsicht im besten Fall ein kunstvolles Formgebilde gewesen. Diese Tanzformen sind für die Entwicklung der großen Instrumentalformen von grundlegender Bedeutung geworden. An und für sich aber blieben sie fast unentwickelt. Um da eine Änderung herbeizuführen, mußte der Tanz selber aus einer kunstvollen Form der Körperbewegung, wie sie das Menuett darstellt, zum Ausdruck einer Stimmung werden. Auch der Tanz mußte in dem Sinne romantisch werden, als er eine „Einheit der Kunst mit dem Leben“ bedeutete. Der in musikalischer Hinsicht diese Wandlung vollzog, ist Karl Maria von Weber. Mit seiner am 28. Juli 1819 vollendeten „Aufforderung zum Tanz“ führte er nach Niehls treffenden Worten das „Pathos der Liebe“ in den Tanz ein. Es geschah mit voller Absicht, mit dem Bewußtsein, die Tanzmusik zu reformieren, wie des Künstlers Erläuterungen zu den einzelnen, geradezu dramatischen Szenen dieses Werkes dartun. Die Wirkung dieser Musik aber schildert Niehl vorzüglich mit den Worten: „Eine solche affektvolle, träumerische und doch feste und chevalereske Tanzmusik mußte in den Herzen der Jugend zünden, wie nie vorher; die Musiker geigten Tänzer und Tänzerinnen, ohne daß jene es merkten, in die nächste und natürlichste Leidenschaft eines Ballsaales hinein, und gegenüber dieser verliebten Tanzmusik mußten natürlich alle die alten Tänze wie ein Entredeux von Perücke und Reifenrock erscheinen.“

Von diesem genialen Werk datiert die Entwicklung der modernen Tanzmusik in den beiden Richtungen, die sie nun einschlug. Die eine, die vom Walzer nur die musikalische Form nahm, um ein Stimmungsbild zu geben — die Namen Chopin, Liszt, Brahms sind dafür die charakteristischen — geht uns hier nicht näher an. Die zweite Richtung ist die, der die Tanzmusik eben Musik zum Tanz bedeutet. Auch hier wird die musikalische Form reicher, blühender und kunstvoller. Vor allem aber wird der musikalische Gehalt gesteigert. Diese Tanzmusik bleibt nicht mehr bloß die rhythmische Stütze rhythmischer Bewegungen; sie ist ein Stimmungsbild und dadurch ein Stimmungsmittel für die Tanzenden. Der Walzer in seiner vollendeten Gestalt wird zur „Symphonie der Liebe“. Er ist es in Wien geworden, und mit den Namen der drei genannten Wiener Meister ist — so unendlich die Zahl der Tanzkomponisten ist — das ganze Gebiet umschrieben.

Das Wien um 1820 war ausgesprochene Musikstadt. Noch wirkten Haydn und Mozart wie Lebendige, Beethoven und Schubert weilten unter den Lebenden. Die italienische Oper feierte ihre schwelgerischen Schönheitsfeste, die deutsche Oper stürmte erfolgreich gegen sie an. Daneben blühten die schwächeren Formen volkstümlicher Unterhaltungsmusik in Couplet und Singspiel. Für den musikalischen Sinn fast noch bedeutsamer war die häusliche Musikpflege, die nie höher gestanden hat, als in dieser Zeit. Musik

war in jedem Adels-, in jedem Bürgerhause daheim; sie durfte in keinem Wirtshaus fehlen.

Aber die Zeit war kleiner geworden, seitdem die schweren Prüfungsjahre überwunden waren. Nach 1814 wurde Wien in der That ein Capua. Man wollte nichts Großes, nichts Erschütterndes oder Aufregendes. Das hatte man in den letzten Jahren ja alles mehr als genug erleben, erdulden müssen. Jetzt wollte man einmal recht behaglich und wohllich sich ausleben; der Begriff der „Gemüchlichkeit“ hat in dieser Zeit seine schwächliche Nebenbedeutung erhalten. Dieser Geist ging nicht mit der großen Kunst. Beethoven, der Titan wie Beethoven, der Mystiker, blieb einsam und unverstanden. Schubert, der frische Gesundheitstrank, blieb ungenossen. In der Poesie mußte Grillparzer vor Raimund zurückweichen; in der Musik traf Joseph Lanner den rechten Ton für „sein“ Wien. Die gedämpfte Stimmung der Romantiker Raimunds lebt auch in seinen Walzern, die häusliche Gemüchlichkeit, der Sinn für sinnige, liebreiche Art. Es ist auch viel Verliebtheit darin, aber von jener schwärmerischen Art des stillen Liebhabers, den die Locke der Geliebten zu einem Lied an den guten Mond begeistert.

Lanner war 1801 geboren; als Ahtzehnjähriger erfreute er sich bereits allgemeiner Beliebtheit. Damals trat der fünfzehnjährige Johann Strauß in seinem Quartett als Violaspieler ein. 1825 stand er als stärkster Rivale neben Lanner und rang mit ihm in aller Freundschaft um die Vorherrschaft in der um die Faschingszeit einen kaum begreiflichen Umfang annehmenden Wiener Tanzmusik. Die Alten hielten es mit Lanner, die Jugend mit Strauß.

Darin zeigt sich, daß der Unterschied zwischen den beiden nicht nur in der Verschiedenartigkeit der Persönlichkeit liegt, sondern daß auch eine verschiedene Zeitstimmung beiden als Untergrund diene. Freilich waren sie auch als Menschen verschieden genug. Der jüngere Strauß hat es einmal so ausgesprochen. Bei Lanner hieß es: „I bitt' Euch schön, geht's tanzen“; beim Vater Strauß: „Geh't's tanzen, i will's.“ Er hat damit der lebenswürdigen Weichheit Lanners die etwas despotische Kraft des alten Strauß entgegengesetzt. In den Gesichtern liegt die gleiche Verschiedenheit. Lanner ein verträumt lächelnder, sinniger und versonnener blonder Jüngling. Bei Johann Strauß liegen tief im schwarz behaarten, vierkantigen Schädel glühende Augen, und um den sinnlichen Mund zuckt es von nervöser Lebhaftigkeit.

Drei Jahre nur liegen ihre Geburtstage auseinander, aber sie waren Kinder verschiedener Zeiten. Der Romantiker Raimund wurde durch den Satiriker Nestroy verbannt. Die große Zeit lag nicht als sättigende Erinnerung hinter einem, sondern in der Zukunft mit all dem unzufriedenen Begehren des Jahres 1848. Man war gegenständlicher, materialistischer geworden. Man verzichtete auf das Träumen und wollte Genuß. Das Bürgertum ist reich; eine gewisse Üppigkeit, die einen gut besetzten Tisch und lebenslustige Frauen verlangt, beherrscht das Leben. Noch ist das

alles gesund, aber von jener Gesundheit, die zum Übermut führt. Man mag an das Bürgertum denken, das die Holländer um Jordaens und Jan Steen gemalt haben. So ist der Walzer von Johann Strauß dem Älteren. Er ist kräftiger, kecker, aufgeregter, sinnlicher als der Lanners. Sicher auch weniger edel und weniger gefühlvoll. Es ist ein feuriger Wein, der das Blut rascher rollen macht, der leicht berauscht. Und dieser Rausch erzeugt Hestigkeit.

Der Gipfel der Entwicklung lag in der Vereinigung beider; sie gab Johann Strauß der Jüngere, der von der Mutter, die eine Verehrerin Lanners gewesen war, die lyrische Weichheit überkommen hatte. Im Jahre 1844 hatte der Sohn sein erstes Konzert gegeben. Da Lanner 1843 gestorben war, standen jetzt die beiden Strauße als Rivalen einander gegenüber. Und wieder beruht der Unterschied auch in den Werten der Zeit; das Wien, das in den Tänzen des jüngeren Strauß lebt, ist ein anderes, als das seines Vaters. Wien ist Weltstadt geworden; die Gesellschaft ist jetzt international; sie feiert nicht mehr in der guten Stube, sondern im Salon. So behaglich, wie ehemals ist's nicht mehr, aber auch nicht mehr so derb. Alles ist verfeinert, nervöser. Der derbe Spaß ist verpönt, die Sinnlichkeit ist verhüllt. Es ist die Matartzeit, eine Zeit üppiger Feste. Rauschende Seide, berauschte Parfüms, schäumender Sekt, blendendes Licht, alles getaucht in eine Flut von Farben und schimmerndem Glanz. Es ist ein Glück, daß der jüngere Strauß nicht nur Kind seiner Zeit ist, daß er aus Eigenem Werte der Vergangenheit: das warme Empfinden und die vornehme Herzlichkeit hinzutun kann.

Hinsichtlich ihrer Form sind die Walzer Lanners und des älteren Strauß ziemlich gleich gebaut. Sie bestehen aus Introduction, fünf Tanznummern und einer das Vorangehende nochmals zusammenfassenden Coda. Dabei ist Strauß der rhythmisch straffere, in der Orchestration glänzendere, während Lanner den Nachdruck auf die Melodie legt. Der jüngere Strauß vereinigt auch hierin beide. Im übrigen sah er selber sein Verdienst in der Erweiterung der Form. Es ist selbstverständlich, daß diese Erweiterung eine Vertiefung und Bereicherung erheischte. In der Tat ist die motivische Arbeit, wie der orchestrale Satz beim jüngeren Strauß oft von hervorragender Meisterschaft. —

Der „Walzerkönig“ hat keinen Nachfolger gefunden; es sieht überhaupt so aus, als sei es mit der Vorherrschaft, die der Walzer durch zwei Menschenalter im Tanzsaal ausübte, vorbei. Sicherlich äußert sich auch hierin der Wandel der Zeit. Weniger Lustigkeit, aber mehr Kunstsinne liegt in der Bewegung, wie wir sie suchen. Aber zumeist genügt der Tanz uns überhaupt nicht mehr; an seine Stelle ist als Kunst der Körperbewegung der Sport getreten.

\* \* \*

Wir wollen noch kurz den Lebensgang des Künstlers schildern, dessen Geburtstag uns zu der oben gegebenen Übersicht über die Entwicklung des

Walzers angeregt hat. Wie Lanner ist auch Strauß aus der unteren Bürgerschaft hervorgegangen. Seine Eltern besaßen das Bierhaus „Zum guten Sirten“ in der Leopoldstadt; so umklangen den Knaben schon in der Wiege die Weisen des Wiener Volks- und Tanzmusik. Da hätten sich die Eltern eigentlich nicht zu wundern brauchen, daß ihr Junge durchaus geigen lernen wollte und den ganzen Tag auf einer kleinen Fiedel herumstrich. Weiter aber sollte die Musik nicht gehn. Die Eltern waren arm, aber ihr Stand mochte ihnen immer noch weit besser scheinen, als jener der in ihrer Kneipe aufspielenden Musikanten. Der Johann sollte etwas Solides werden und kam also bei einem Buchbindermeister in die Lehre. Aber Johann nannte das Muster eines Dickshädels sein eigen — die Franzosen feierten ihn später als *tête carrée* —, das Prügeln ließ er sich gefallen, aber als ihm der Meister das Geigen verbot, riß der Bierzehnjährige aus und zog mit seiner Geige in die Welt hinaus. Glücklicherweise war diese Welt bereits im nächsten Dorfe Döbling zu Ende, wo ein Musikfreund den kleinen Geiger aufhielt und ihn wieder den Eltern, aber auch seiner Kunst zuführte. Bei dem jetzt regelmäßigen Unterricht machte der Knabe solche Fortschritte, daß er eigentlich sofort in den kleinen Wirtshausorchestern mitspielen konnte.

Um diese Zeit gewann das Trio, das unter Führung des 18jährigen Lanner im Kaffeehause „Zum grünen Jäger“ spielte, immer größeren Ruf. An ihn wandte sich der 15jährige Strauß um Aufnahme. Sie ward ihm zuteil und er erhielt zur Stelle des Violaspielers noch das Ehrenamt, daß er mit dem Keller in der Hand das Honorar von den Gästen einzusammeln hatte. Aber dabei blieb es nicht lange. Das Quartett wuchs schnell zum Orchester, das oft genug geteilt werden mußte, wobei dann Strauß die zweite Hälfte leitete. Es war vorauszusehen, daß sein Hartkopf nicht lange gehorchen würde. 1825 kam es zur Trennung, im Karneval 1826 spielte er mit einer eigenen Kapelle von 14 Mann in dem Konzertslokal „Bei den zwei Tauben“. Der „Täuberl-Walzer“ heißt danach; nun erfuhr Wien, daß es einen zweiten Walzerkomponisten hatte, und als dieser im nächsten Jahre den „Kettenbrücken-Walzer“ spielte, wußte man, daß Lanner ein ebenbürtiger Rivale entstanden war. Den Nutzen von dem Wettstreit, der zuweilen etwas ungeselliger Formen annahm, hatte schließlich doch das künstlerische Leben Wiens. Durch den Wettstreit wurde die Musik in den Gärten, Schenken und bei den Festen in den Bürgerhäusern auf eine vorher ungeahnte Höhe gehoben.

Mit 1830 beginnt Straußens eigentliche Ruhmeslaufbahn. Er dirigierte von jetzt ab im vornehmsten Vergnügungsort Wiens, „Zum Sperl“, der einen bislang unerhörten Zulauf erhielt. 1834 wurde er Kapellmeister des ersten Bürgerregiments, 1835 übertrug man ihm die Musik bei den Hofbällen. In der Faschingszeit wuchs das Straußorchester auf 200 Mann, und der Kapellmeister fuhr allabendlich in den verschiedenen Lokalen herum, um überall die Ankündigung „unter persönlicher Leitung von Johann Strauß“ wenigstens für eine Viertelstunde wahr zu machen. Aber der Erfolg stachelte

den Ehrgeiz des Musikers nur mehr an. Wien war ihm jetzt sicher, nun galt es, nach auswärts Eroberungszüge zu machen. Strauß bereitete sich vorzüglich darauf vor. Aus den Faschingsgruppen wählte er sich die besten Kräfte aus, und schulte sich aus ihnen ein Orchester, das es mit jedem aufnehmen konnte. Der 1833 unternommene Ausflug nach Budapest war nur ein Vorspiel. 1834 entflamte er Berlin, 1835 huldigte ihm das westliche Deutschland, 1836 brachte eine nochmalige Rundreise durch das ganze deutsche Gebiet. Im Jahr darauf war das Ziel Paris. Der Triumph war vollkommen und um so wertvoller, als hier in Musard ein gefährlicher Nebenbuhler wirkte. 1838 ging die Reise bis London. Überall herrschte der gleiche Enthusiasmus, überall derselbe Erfolg, der dem Komponisten bis zu seinem Tode treu blieb. Dieser ist am 25. September 1849 erfolgt. Sein zäher Körper und seine starke Willenskraft hatten vorher einige schwere Erkrankungen überwunden. Er räumte den Platz dem gleichnamigen Sohn, der seit 1844 dem Vater ein gefährlicher Nebenbuhler in der Gunst der Wiener geworden war. Seltsamerweise hatte Johann der Jüngere mit seinem Vater denselben Kampf für seine Musikliebe zu bestehen gehabt. —

Die Zeit ist vorbei, wo man in den Fachkreisen der Musiker mit einer gewissen Verachtung auf die Tanzmusiker herabsah. Es ist das Werk Lanners und der beiden Strauß, daß man allgemein fühlt, auch hier sei eine große Kunst; daß sie fröhlich ist, macht sie uns fürs Haus doppelt wertvoll. Eine Auswahl der Tänze der drei Wiener Meister sollte auf jedem Klavier zu finden sein.



## Neue Bücher und Musikalien.

Am 15. Januar dieses Jahres ist Eduard Lassen, der verdiente Generalmusikdirektor Weimars, gestorben. Manches seiner schönen Lieder hat den Weg ins deutsche Haus gefunden. Aber die wertvollste Gabe wird uns erst von dem Toten zuteil. Bei Hug & Co. in Leipzig ist unter dem Titel „Aus des Raben Wunderhorn“ eine vorzügliche Sammlung von 90 alten Minneweisen und Volksliedern erschienen, die hoffentlich überall in deutschen Häusern Eingang findet. Es sind nur „echte“ Volkslieder, unverändert in Wort und Weise. Aber Lassen hat eine bei aller Einfachheit so fesselnde Klavierbegleitung dazu gesetzt, daß die alten Edelsteine in der neuen Fassung mit voller Kraft aufleuchten. Ich möchte diese Liedlein nicht mehr missen: ein so frohes, herzliches Singen ist gar selten. Dabei ein Wechsel der Stimmungen, wie ihn nur die größten Liedermeister bieten. Wer noch Freude und Geschmac an einfacher, gesunder Kost hat, der verschaffe sich dieses Buch, das in schöner Ausstattung nur 3 Mark kostet.

Bt.



## Burne Jones.

Wir können unsern Lesern heute als Photogravüre ein Werk von Burne Jones bieten, eine Meisterschöpfung dieses bedeutendsten der englischen Präraffaeliten. Die künstlerische Bedeutung dieses Künstlers für England, für die Welt ließe sich nur im Zusammenhang einer Darstellung der ganzen präraffaelitischen Bewegung erschöpfend schildern. Dafür reicht der heute zur Verfügung stehende Raum nicht aus. Denn die Bedeutung dieser Bewegung beschränkt sich keineswegs auf die Malerei. Sämtliche Gebiete des Kunstgewerbes, dann auch die Kunstästhetik — man denke an Ruskin — endlich aber auch eine Fülle ethischer und sozialer Bestrebungen werden von ihr eingeschlossen oder doch berührt. So wollen wir heute nur dieses Bild zu uns sprechen lassen.

Es ließe sich wohl ein stattlicher Band mit Darstellungen der Danaë füllen. Der Stoff dieser Mythe ist bekannt. Dem König Akrisius von Argos war geweissagt worden, seine Tochter Danaë würde einem Sohne das Leben geben, durch dessen Hand Akrisius sterben würde. Akrisius ließ deshalb seine Tochter in einen Turm einsperren. Aber Zeus fand in der Gestalt eines Goldregens den Weg zu ihr. Danaë gebar den Perseus, der später unabsichtlich durch einen Diskoswurf seinen Großvater tötete.

Unter den zahllosen Danaë-Darstellungen, die die Kunst aller Völker von der Renaissance bis heute gibt, steht die von Burne Jones ganz vereinzelt. Was sonst die Künstler lockte, war die Gelegenheit zu einem weiblichen Akt. Mit Vorliebe benutzten sie den Gegensatz des jungen, nackten, weiblichen Körpers zu einer alten, belleideten Wärterin. Der „Goldregen“ hat die mannigfache Gestalt von der goldenen Lichtflut, die durch die Decke dringt, bis zu vollwertigen Goldstücken angenommen. Die satirische Stimmung des Vorgangs hat nicht erst der moderne Louis Corinth ausgenutzt. Aber allen diesen Künstlern erschien der Danaëstoff rein malerisch als eine Gelegenheit zu körperlicher Altmalerei. Einzig Burne Jones erfaßte ihn als Dichter zum Ründen seelischer Stimmungen.

Aus diesem Verhältnis erkennen wir das Wesen dieses Künstlers. Er hat einmal selbst seine Forderung an ein Bild in Worten ausgesprochen. Sie lauten: „Ein Bild sei ein schöner, romantischer Traum von einer seltenen Art, die niemals war und sein wird . . ., ein Licht strahle da über Allem, heller als irgend die Sonne, die wir haben, jemals schien . . ., ein Gesilde zeige man uns, wie es keiner je erblickt zu haben sich erinnern kann, wie man es nur ersehen kann, und alle Formen seien göttlich schön — solch ein Traum sei ein Bild.“

Der Traum ist frei von den Gesetzen der Wirklichkeit. Burne Jones wahrte mit Eifersucht seine Freiheit gegenüber den Erscheinungen, die er mit seinen leibhaftigen Augen sah. O, er konnte „sehen“, ganz malerisch sehen; seine Studien bezeugen ihm ein scharfes Auge. Aber er wollte nicht eine Schönheit, die man sehen konnte, sondern eine andere, höhere, weltenferne Schönheit, „wie man sie nur ersehen kann“. So ist Burne Jones ein Dichter in Farben. Er dichtet einen Vorgang, eine Sage, eine Legende, einen Einfall. Er dichtet ihn in paradiesisch glühenden Farben; er stellt ihn in eine Landschaft hinein, die seine Seele in elyrischen Gefilden erschaut; es



sind Architekturformen, wie wir sie uns denken, wenn wir Märchen lesen; und es sind Menschen von einer seltenen Art, Menschen, denen gegenüber wir das Gefühl haben, daß sie nicht einen Tag leben könnten, wenn sie auf unsere gewöhnliche Erde niedersteigen müßten. Und doch werden uns diese Menschen vertraut, wir vergessen sie niemals wieder, wir gewinnen sie lieb.

Sch glaube, das liegt nicht an der seltsamen Schönheit dieser Gestalten, sondern an dem, was sie uns aus ihrer tiefen Seelensehnsucht erzählen. Denn Sehnsucht, das ist der Inhalt des Lebens aller dieser Menschen. Ein unerfüllbares Sehnen lebt in ihnen nach einer höheren Welt. Der Zwiespalt zwischen Sehnsucht und Wirklichkeit ist der Grund ihres Leidens. Denn diese Menschen leiden alle. Nicht in lautem Schmerz, nicht an quälendem Weh, nur an einem unerfüllten Sehnen. Da aber die Schönheit, der dieses Sehnen gilt, in ihnen lebt, mildert sich der Schmerz, und ihr unvergeßliches Lächeln sagt ebenso viel von einem glücklichen Besitz, den andere nicht ahnen, wie von einem schmerzlichen Verzicht, niemals das Geahnte zu erreichen. In den wunderbaren Tönen, mit denen Schubert sein „dort wo du nicht bist, dort ist dein Glück“ sang, liegt die gleiche Welt.

Es ist eine stille Welt, alles ist gedämpft. Hier ist nicht von äußeren, nur von inneren Freuden und Leiden die Rede. Nur die Augen leuchten, der Mund jubelt nicht; nur die Lippen zucken, die Augen weinen nicht. Die Heiterkeit still gewordener Wehmut liegt auf diesen Bildern; das Weh, Überirdisches zu ersehnen, spricht aus ihnen.

Ich weiß, manche schelten Burne Jones krank. Er ist sicher nicht das, was man für gewöhnlich unter gesund versteht. Das Wachen ist ja immer gesunder, als der Traum; gesunder ist das Tun, als das Sehnen. Und doch liegt in diesem oft die höhere Größe, und doch offenbart uns der Traum oft hehrere Schönheit. Ich liebe Burne Jones. Nur mit Liebe wird man ihm nahe kommen. Der kritisierende Verstand hat in dieser Welt nichts zu suchen. Es ist auch ein Glück, daß die Liebe für Fehler blind macht. H. St.



## Briefe.

F. A., B. a. Mh. — R. B., L. — P. E., M. i. Sch. — F. J., W. — E. J., J. i. Br. — st. R. E. — A. G., G. a. G. — G. E., G. — G. N., P. a. d. L. — W. R., M. — F. L. in D. — A. G., G., G. — W. H. — E. S., Lehrer, G. — D. H., L. — D. W., R., St. J. — D. S., G. — M. G., G. — W. E. G., B. — W. R., B. — H. G., M. — Lehrerin i. Pf. J. G., B. — J. W., D. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im *S.* leider nicht geeignet.

Dr. D., D. Besten Dank! Wie Sie sehen, geht das vorliegende Heft schon darauf ein. P. E., B. Ja, die betr. Bemerkung im Januarheft bezieht sich auf Sie; die Gedichte waren leider nicht für den *S.* geeignet.

Dr. E., B. Besten Dank für den Zeitungsausschnitt, von dem Gebrauch zu machen der *S.* wohl noch Gelegenheit findet, sofern er nicht schon durch die Ausführungen im vorliegenden Hefte erledigt ist.

Dr. U. N., B. Raummangel hat leider noch immer die Aufnahme Ihres Beitrages verhindert. Wir müssen um freundliche Geduld bitten.

N., J. (D.). Den Vorwurf, den Sie dem *S.* machen, muß dieser leider auf Sie zurückwälzen: es will ihm scheinen, daß Sie selbst zur Lektüre der letzten Hefte sich einer „schwarzen Brille“ bedient hätten, um nur nicht das herauslesen zu müssen, was Sie bisher anguerkennen bereit waren, daß „aus dem Schelten die brennende Liebe zu seinem Volke sprach“. Sie sahen

es selbst als die „große Aufgabe“ des E. an, „wider die Mißstände und Sünden, die leider in allen Kreisen des Volkes im Schwange gehen, Zeugnis abzulegen und dadurch so viel als möglich zur Besserung beizutragen“. Und nun wünschen Sie mit einem Male, daß vor den Schänden in den Kreisen der sog. „Höherstehenden“ schonungsvoll Salt gemacht werde! Weil der E. nicht minder als Sie davon überzeugt ist, daß z. B. unser deutsches Postwesen trefflich, ja vielleicht das beste der Welt ist, dürfe er einen dort zutage getretenen Mißstand nicht „unter den Symptomen für die Anhaltbarkeit unserer heutigen Zustände aufzählen“. Weil der E. stets freudig die Größe Bismarcks anerkannt hat, dürfe er beileibe nicht erwähnen, daß es Leute gibt, die da meinen, auch dieser Größe habe seine Schwächen gehabt, namentlich aber die Schwachen durch seine Größe erdrückt. Und vollends dürfe er nicht vom Geschichtsunterricht in den Volksschulen verlangen, daß er auch „die traurige Reglerungszeit Friedrich Wilhelms II. und die verwerflichen Charakterzüge dieses Königs in das gebührende Licht stelle“. Denn „die Zeit für den Unterricht ist so knapp bemessen, daß eben nur einzelne Punkte daraus behandelt werden können, und da ist's selbstverständlich, daß man den Kindern lieber das Gute als das Schlechte vorführt. Schlechtes lernen sie später genug kennen, warum soll man ihnen nicht lieber geben, woran die jungen Herzen sich begeistern können? Darum braucht noch lange nicht Falschmünzerei getrieben zu werden.“ Der Grund des „Zeitmangels“ ist denn doch ein gar zu wenig stichhaltiger, da die ehrliche Geschichtsdarstellung doch nicht mehr Zeit in Anspruch nimmt als die liebdenersische, byzantinische. Und zudem bleibt dieser Ihrer Auffassung gegenüber wohl um so mehr gerade das in voller Geltung, was der E. im Anschlusse an seine Betrachtungen über gewisse Volksschulbücher ausgeführt hat: daß nämlich die bei diesem System entstehenden Lücken nur der später einsetzenden sozialdemokratischen „Aufklärungsarbeit“ dienen, sehr gegen das Interesse des Staates, der monarchischen und vaterländischen Volkserziehung. Mit welchen Vorurteilen, um nicht zu sagen: mit wie wenig Verständnis müssen Sie doch diese Ausführungen gelesen haben! — Eben mit der schwarzen Wille! „Um der guten Sache willen“ sollten Sie sie wirklich noch einmal lesen. Und wo z. B. hat der E. behauptet, daß der Kaiser von den Kindern nicht ein lieber Mann genannt werden dürfe? Er hat sich klipp und klar nur dagegen ausgesprochen, daß unsere guten, schönen Volklieder von byzantinischen Amtschreibern für ihre widerlichen Schwelwedeleien mißbraucht und verunkart werden. Was würden Sie wohl sagen, wenn in solcher Weise Bibelstellen zu „Kaiserliedern“ profaniert würden?

Frrh. v. S. G. S. P. W. In vermeintlicher Abwehr dessen, was Sie zwischen den Zeilen zu lesen glauben, aber keineswegs zwischen den Zeilen steht, werfen Sie die Frage auf: „Sollen alle Offiziere sich rein erhalten in einer Zeit, wo das Zivill, aus dem sie doch hervorgehen, mit dem sie verkehren müssen, aus dessen Kreisen sie ihre Frauen vielfach holen, wo die ganze Lebensatmosphäre mit Bazillen der Schamlosigkeit, Rücksichtslosigkeit und Sittenlosigkeit geschwängert?“ Nach der Fragestellung würden Sie ein Nein für die einzig berechnigte Antwort darauf halten. Nun, wenn das die Meinung aller Maßgebenden wäre, dann würde es um den „altpreussischen Militarismus“ und den „Geist des Offizierkorps“ schlimmer bestellt sein, als der E. es je zu befürchten wagte. Sie konstruieren außerdem einen förmlichen Dualismus zwischen der Armee als solcher, als abstraktem Begriff, und ihren einzelnen Angehörigen. Diese, die einzelnen Armeemitglieder, können verseucht werden und werden es begreiflicherweise durch das sie umgebende zuchtlose Zivill. Die Armee aber als Ganzes „mit ihren Grundfüßen von Pflicht und Ehre“ ist der unerschütterliche Hort gegen Sittenlosigkeit und Schamlosigkeit eben dieses Zivills. Also käme es schließlich darauf hinaus, daß der „altpreussische Geist“, der dem E. jedenfalls sympathischer ist als der neupreussische, gar nicht in dem Soldaten, im Menschen steckt, da dieser ja von seiner Umgebung, „der ganzen Atmosphäre“ verseucht werde, sondern allein im Uniformrock. Und nur dem Umstande, daß der bunte Rock zuweilen noch immer nachwirke, wenn sein Träger ihn auch längst schon ausgezogen habe, sei es zu danken, daß Sittenlosigkeit und Schamlosigkeit ihr Handwerk nicht noch viel schöner treiben“. So äußerlich ist freilich heutzutage vielfach auch der Begriff der Offiziers Ehre. Nicht dem Menschen im Offizier wohne sie inne als sein unveräußerliches und unverletzliches Gut, sondern einzig und allein dem bunten Rock, den er anhat. Sobald er ihn auszugießen aus irgendeinem Grunde genötigt ist, und das braucht keineswegs immer ein „ehrenrühriger“ zu sein, ist es auch mit der besondern Ehre vorbei. Kommt es doch vor, daß der noch aktive, den Uniformrock noch tragende Offizier sich möglichst vordrückt an dem gewesenen, des „Ehrenrocks“ entkleideten Offizier, es vermeidet, ihn zu grüßen oder auch nur sich von ihm grüßen zu lassen, er fürchtet sich zu kompromittieren, wenn er den Kameraden von einst überhaupt noch kennt! Nicht nur die Ehre war an den Rock gebunden und ist mit ihm ausgezogen worden, sondern auch noch vieles andere ist darin: Kameradschaft, Freundschaft, Treue. Das alles wäre zwar nicht im letzten Bismarckartikel über „Pirna“ zu lesen gewesen, wohl aber zwischen den Zeilen — Ihres Briefes.

O. H. M. — W. D., M. i. S. Die Ausführungen im Februarheft dürften Ihnen vollends gezeigt haben, daß von einseitiger Parteinahme nicht die Rede sein kann.

Dr. W. R., D. i. M. Leider hat der E. noch immer nicht die Mühe gefunden, das Schriftchen zu lesen. Sobald es geschehen wird er auf die Angelegenheit zurückkommen. Einstweilen frdl. Gruß!

H. D., L. a. W. Die Briefe sind authentisch. Daß ihr Schreiber ein besonders empfindlicher und einseitig urteilender Mann gewesen wäre, ist uns nicht bekannt. Für Ihre frdl. Meinung verbindlichen Dank und Gruß!

v. B., R. Ihrem frdl. Schreiben entnehmen wir die Nichtigstellung des S. 222 angeführten Falles jenes alten Instmannes auf Rittergut Gr.-Legden, dem das Deputat von 18 Scheffeln Getreide entzogen worden sein soll, weil er sozialdemokratisch gewählt habe. Wenn der Mann selbst erzählt hat, daß er Braun gewählt habe, wie fast alle anderen Arbeiter dieses Gutes, so kann von einer Verletzung des Wahlgeheimnisses in diesem Falle allerdings keine Rede sein. Dem Manne waren als Armenunterstützung vom Kreisausschusse 10 Scheffel jährlich zugewilligt. Der Gutsherr hatte ihm freiwillig ohne Kontrakt und ohne Verpflichtung, weil er sich nach seinen Kräften im Gut nützlich machte, eine Zeitlang 18 Scheffel gegeben. Er hat diese freiwillige Zulage vom 1. Juli ab zurückgezogen, er bestreitet, daß als Grund die Wahl Brauns angegeben sei, doch mag das dahingestellt bleiben. Es bestand die Rechtsfrage, ob für das vom 1. April laufende Wirtschaftsjahr, wo pro April, Mai und Juni je  $1\frac{1}{2}$  Scheffel gegeben waren, der überschießende halbe Scheffel auf die Monate Juli und August angerechnet werden durfte und deshalb für Juli nichts, für August nur  $\frac{1}{12}$ — $\frac{1}{2}$  Scheffel zu geben war, um dem durch den Kreisausschuß festgesetzten Anspruch auf 10 Scheffel jährlich zu genügen, oder ob der für April, Mai und Juni geschenkte je halbe Scheffel dem Manne verbleiben und ihm trotzdem vom 1. Juli ab monatlich  $\frac{1}{12}$  Scheffel gegeben werden mußten. Der Besther war der ersteren Ansicht, hat sich aber, obwohl die Rechtsfrage sehr zweifelhaft ist, nachher zur Nachlieferung im letzteren Sinne bereit gefunden. Jedenfalls ist von einer versuchten Rechtsverletzung keine Rede. — Als der Mann ins Landratsamt kam, fragte er auf dem Hausflur einen Hilfsarbeiter, der nicht Beamter, zu Entscheidungen irgendwelcher Art nicht befugt und in einem anderen Bureau beschäftigt war, in welches Zimmer er gehen müsse, um sich zu beschweren, daß sein Herr ihm nicht das Gehührende gebe. Um festzustellen, in welches Bureau die Sache gehöre, fragte der Schreiber, was ihm der Herr vorentschleite. Auf die Antwort: Ich bekomme kein Getreide, weil ich Braun gewählt habe, gab der Schreiber die gedankenlose Antwort: Sehen Sie, was wählen Sie Braun?, und wies ihn in das Bureau, wo er vernommen und nach Beendigung der wegen der verwickelten Rechtslage einiges Hin- und Her Schreiben erfordernden Ermittlungen durch Zuerkennung des Getreides zufriedengestellt wurde."

Sie meinen, daß dieser Fall typisch sei für die Art der sozialdemokratischen Berichterstattung, im großen ganzen wahre Tatsachen mit falschen Folgerungen und Kommentaren, besonders aber mit unzutreffenden Verallgemeinerungen zu versehen. Zugegeben. Aber wenn Sie meinen, daß auch die zutreffende Schilderung „mancher tatsächlich sehr grober Verhältnisse“ nur dazu beitrage, die Verwirrung zu steigern, so vermögen wir das nicht recht einzusehen. Wie und durch wen ein wirklicher Mißstand aufgedeckt wird, sollte an sich sehr gleichgültig sein. Hauptsache ist doch, wenn irgendwo ein Mißstand besteht, daß er beseitigt werde! Wenn also auch, wie Sie meinen, in der Tat die sozialdemokratische Organisation mit Erfolg dahin zu wirken imstande wäre, „daß begründete Beschwerden über untere Beamte nicht an die vorgelegte Behörde zur Abhilfe berichtet werden, sondern durch einen möglichst gehässig zusammengestellten Zeitungsartikel, der dann durch die sozialdemokratische Presse ganz Deutschlands geht, zu deren Kenntnis gelangen“, so dürfte es immerhin noch schlimmer sein, daß es „nervöse Beamte“ gibt, die „dieses System in Vergewaltigung bringt und zu Mißgriffen veranlaßt“. Wenn wirklich, wie Sie zugeben, wenigstens unter den städtischen Schulleuten „viele sehr läbliche Elemente“ sind, warum werden die nicht rechtzeitig beseitigt, ehe sie unberechenbaren Schaden dem einzelnen davon betroffenen Bürger und fast mehr noch dem Ansehen von Staat und Behörde zufügen? Und was sind alle noch so schlimmen Verheerungen seitens der sozialdemokratischen Presse gegen den einen Mißstand, den Sie mit den Worten kennzeichnen: „Werkwürdig ist, daß der Reicherstand (!) neuerdings zweifellos nur vom Klassenstandpunkt begriffliche Urteile produziert, ein Mißstand, der mit der bedauerlichsten in unserem öffentlichen Leben ist und mit Recht in jedem Einzelfalle gründlich gerügt werden muß.“

Säte das nur in jedem Einzelfalle die bürgerliche und nationale Presse, dann wäre der sozialdemokratischen ein guter Teil ihrer Wirksamkeit abgegraben! — Für treue Leserschaft freundl. Dank!

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Febr. v. Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.  
Sausmufft: Dr. Carl Stord. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



# Bagatelle.

Nachdruck verboten.

Für Klavier zu 4 Händen.\*

Andantino quasi Allegretto.

Heinrich von Herzogenberg.

Primo.

Secondo.

*a tempo*

*a tempo*

\* Bislang ungedruckt. Von Fräulein Helene Hauptmann dem „Türmer“ aus dem Nachlass des Künstlers gütigst zum Abdruck überlassen.

First system, top two staves. The upper staff features a melodic line with a *mf* dynamic marking and a slur over the first two measures. The lower staff provides harmonic accompaniment with a *mf* dynamic marking.

Second system, top two staves. The upper staff continues the melodic line with a *mf* dynamic marking. The lower staff continues the accompaniment with a *mf* dynamic marking.

Third system, top two staves. The upper staff features a complex melodic passage with a *mf* dynamic marking. The lower staff continues the accompaniment with a *mf* dynamic marking.

Fourth system, top two staves. The upper staff continues the melodic line with a *p* dynamic marking. The lower staff continues the accompaniment with a *p* dynamic marking.

Fifth system, top two staves. The upper staff continues the melodic line with a *mf* dynamic marking. The lower staff continues the accompaniment with a *mf* dynamic marking.

Sixth system, top two staves. The upper staff continues the melodic line with a *mf* dynamic marking. The lower staff continues the accompaniment with a *mf* dynamic marking.

First system of a musical score. It consists of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. Both are in the key of D major. The upper staff begins with a *cresc.* marking. The music features flowing sixteenth-note passages in the upper staff and more rhythmic accompaniment in the lower staff.

Second system of the musical score. It consists of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The key signature changes to D minor. The upper staff begins with a *f* marking. The lower staff also begins with a *f* marking. Both staves end with a *dim. e rit.* marking. The music features sustained chords and melodic lines.

Third system of the musical score. It consists of two staves. The upper staff is in treble clef and the lower staff is in bass clef. The key signature changes to D minor. The upper staff begins with a *p a tempo* marking. The lower staff also begins with a *p a tempo* marking. Both staves end with a *dim. e rit.* marking. The music features sustained chords and melodic lines.

*pp a tempo* *rit.*

*pp a tempo* *rit.*

This system contains two systems of music. The first system has a treble clef staff with a melodic line and a piano staff with a rhythmic accompaniment. The second system has a bass clef staff with a melodic line and a piano staff with a rhythmic accompaniment. Dynamic markings include *pp a tempo* and *rit.*

*Più mosso.*

*f* *sf* *sf*

*Più mosso.*

*f* *sf* *sf*

This system contains two systems of music. The first system has a treble clef staff with chords and a piano staff with chords. The second system has a bass clef staff with a melodic line and a piano staff with chords. Dynamic markings include *f* and *sf*. The tempo marking *Più mosso.* is present at the beginning of each system.

*sf* *sf* *sf*

*sf* *sf* *sf*

This system contains two systems of music. The first system has a treble clef staff with chords and a piano staff with chords. The second system has a bass clef staff with a melodic line and a piano staff with chords. Dynamic markings include *sf*.

First system of musical notation, consisting of two grand staves (treble and bass clefs). The key signature is one sharp (F#). The first staff begins with a piano (*p*) dynamic marking. The second staff also begins with a piano (*p*) dynamic marking. The system contains four measures of music with various note values and rests.

Second system of musical notation, consisting of two grand staves. The first staff features a piano-piano (*pp*) dynamic marking. The second staff features a piano-piano (*pp*) dynamic marking in the first two measures and a piano *espr.* (*p espr.*) dynamic marking in the final measure. The system contains four measures of music.

Third system of musical notation, consisting of two grand staves. The first staff features a piano (*p*) dynamic marking in the first measure and a piano *espr.* (*p espr.*) dynamic marking in the second measure. The second staff features a piano (*p*) dynamic marking in the first measure, a forte (*f*) dynamic marking in the second measure, and a piano (*p*) dynamic marking in the final measure. The system contains four measures of music.



First system of musical notation, consisting of two staves (treble and bass clef). The key signature has one sharp (F#). The first staff begins with a piano (*p*) dynamic marking. The music features complex melodic lines with many accidentals and slurs.

Second system of musical notation, consisting of two staves. It begins with a pianissimo (*pp*) dynamic marking in the first measure, which changes to piano (*p*) in the second measure. The music continues with intricate melodic and harmonic development.

Third system of musical notation, consisting of two staves. It begins with a fortissimo (*sf*) dynamic marking. The music features powerful chords and complex rhythmic patterns.

First system of musical notation, featuring a grand staff with treble and bass clefs. The music includes dynamic markings *sf* and *p*. The right hand has a melodic line with slurs and accents, while the left hand provides a rhythmic accompaniment.

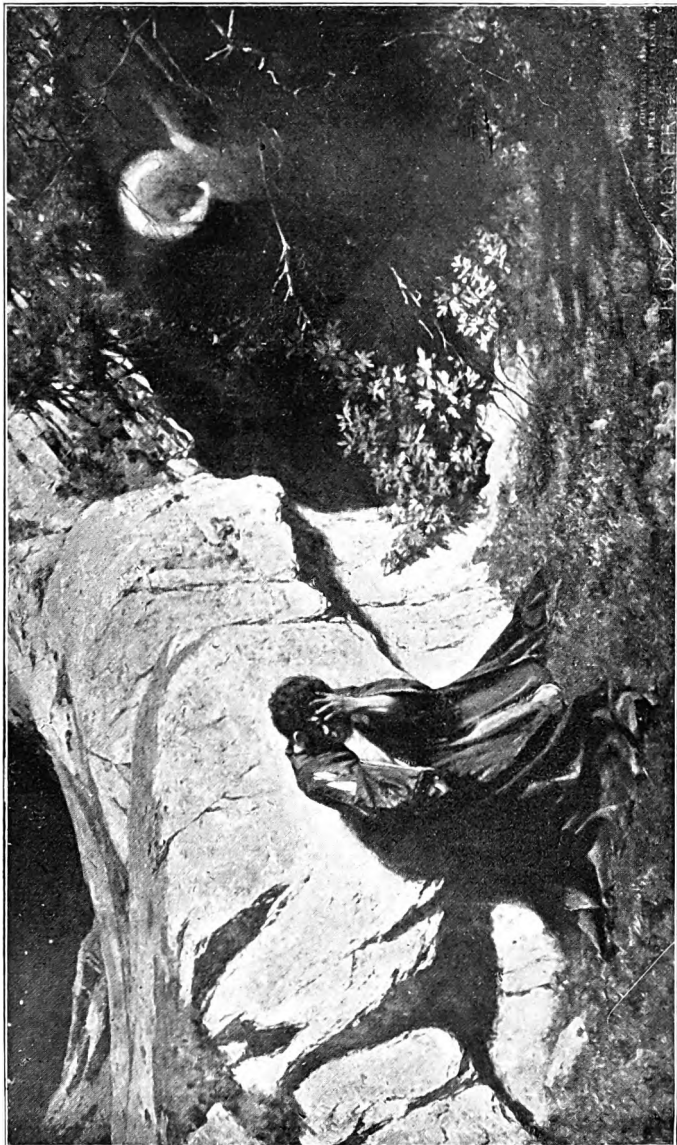
Second system of musical notation, continuing the grand staff. It features dynamic markings *pp* and *ppp*. The right hand has a melodic line with slurs and accents, while the left hand provides a rhythmic accompaniment.

Third system of musical notation, continuing the grand staff. It features dynamic markings *espr.* and *p*. The right hand has a melodic line with slurs and accents, while the left hand provides a rhythmic accompaniment.

First system of musical notation, consisting of four staves. The top two staves are in treble clef, and the bottom two are in bass clef. The key signature is one sharp (F#). The first staff begins with a piano (*p*) dynamic and features a complex, rapid sixteenth-note pattern. The second staff has a piano (*p*) dynamic. The third staff has a piano (*p*) dynamic. The fourth staff has a piano (*p*) dynamic. The system concludes with a pianissimo (*pp*) dynamic marking.

Second system of musical notation, consisting of four staves. The top two staves are in treble clef, and the bottom two are in bass clef. The key signature changes to one flat (Bb). The first staff begins with a piano (*p*) dynamic and includes a *rit.* (ritardando) marking. The second staff has a piano (*p*) dynamic. The third staff has a piano (*p*) dynamic. The fourth staff has a piano (*p*) dynamic.

Third system of musical notation, consisting of four staves. The top two staves are in treble clef, and the bottom two are in bass clef. The key signature is one flat (Bb). The first staff begins with a piano (*p*) dynamic and includes a *rit.* (ritardando) marking. The second staff has a piano (*p*) dynamic. The third staff has a piano (*p*) dynamic. The fourth staff has a piano (*p*) dynamic. The system concludes with a pianissimo (*pp*) dynamic marking.



С. Мейер: Судас Исхариоты.



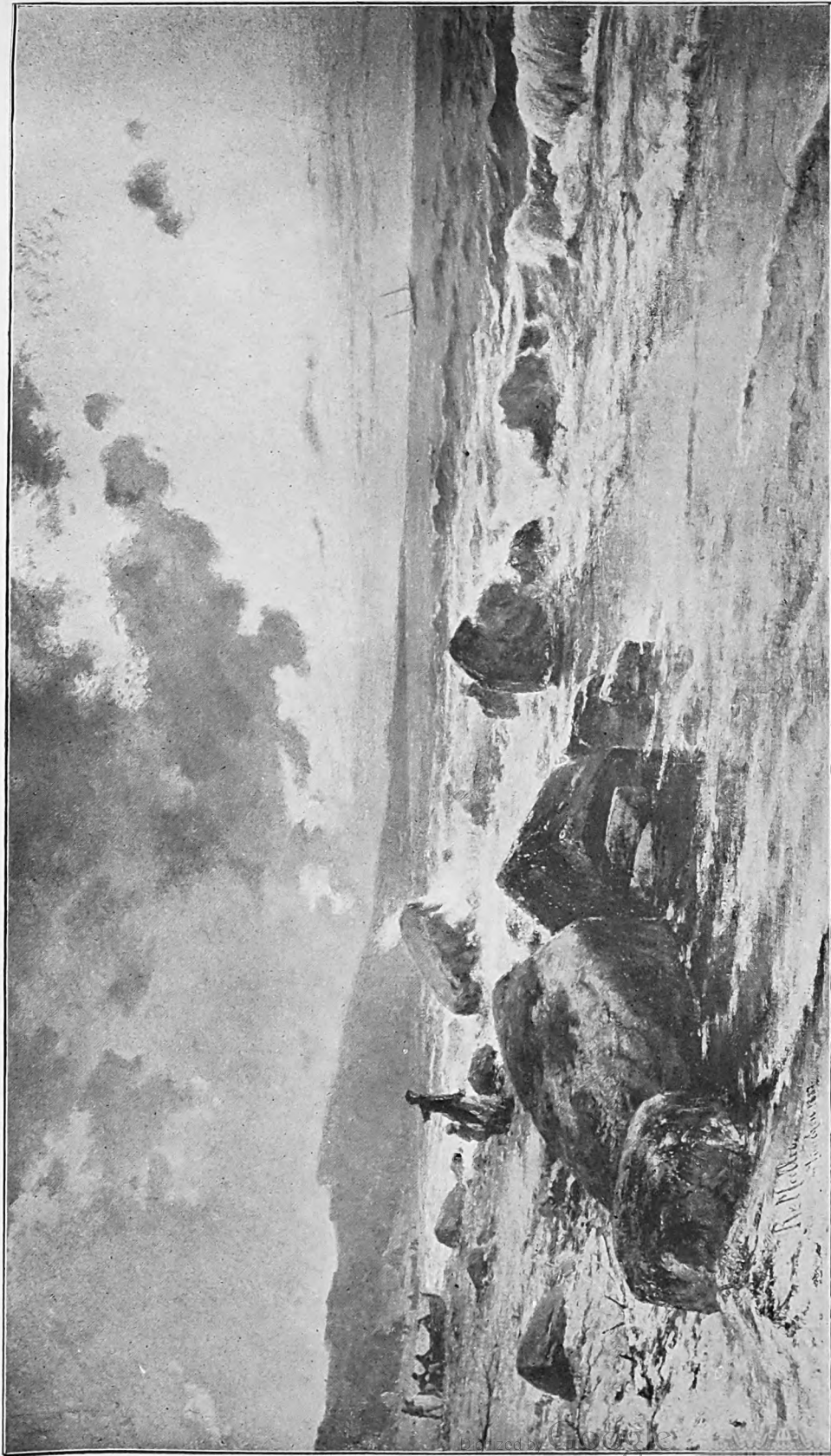




S. Hoffmann: Estländische Landschaft.







R. v. Moeller: Sturm am estländischen Strande.













